J. J. ROUSSEAU

Jean-Jacques Rousseau, Theodor Vogt




VE
RI
TAS

J. J. Rousseau.

H. Beyers

Bibliothek pädagogischer Klassiker.

Eine Sammlung
der
bedeutendsten pädagogischen Schriften
älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
von
Friedrich Mann.

Langensalza,
Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.
1882.

J. J. Rousseau.

Übersetzt und erläutert

von

Dr. E. von Sallwürk,
Großh. bad. Oberschulrat.

Mit einer Biographie Rousseau's

von

Dr. Theodor Vogt,
Professor an der Wiener Universität.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Langensalza,
Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.
1882.

Inhalt.

Einleitung und Vorrede zur zweiten Auflage.

„Ein schwieriges Ding ist es, dem Alten Frische, dem Neuen Ansehen, dem Verlebten Glanz, dem Dunkeln Licht, dem Widrigen Anmut, dem Zweifelhaften Glaubwürdigkeit, Allem aber Natur und Alles seiner Natur zuzuteilen." So beginnt ein fleißiger gelehrter Mann des Altertums[1]) ein großes, wundersames Werk. Einem Übersetzer des „Emil" mag man es wohl verstatten, mit den Worten des wackern Sammlers und Forschers sich für seine Arbeit Mut einzusprechen und sich zu trösten für das, was seinem guten Willen nicht möglich gewesen. Da wir aber den nämlichen guten Willen auch bei denen voraussetzen und anerkennen, die vor uns Übersetzungen des Rousseauschen Erziehungswerkes veröffentlicht haben, so liegt es uns nahe, über die Absichten, die uns zu einer erneuten Bearbeitung des Werkes angeregt haben, hier Rechenschaft zu geben.

Nachdem die Schranken, die im Mittelalter Wissen und Leben, Kirche und Gesellschaft in festen Fugen zusammenhielten, gebrochen waren, suchte man auf allen Gebieten nach einem neuen Lebensgrund. Der weitgehendste Versuch, den das Jahrhundert gewagt, welchem diese Aufgabe vorzüglich zugefallen, ist von Jean Jacques Rousseau gemacht worden. Sein Leben, über das die nachfolgende Biographie einen reichen Überblick gewährt, schien ihn zu einem solchen Versuche ganz besonders bestimmt zu haben. Ohne Eltern, ohne Familie, ohne Heimat, ohne eigentliche Angehörigkeit an ein bestimmtes, religiöses Bekenntnis, ohne Vaterland, ohne Stand, war er frei genug, um selbständig zu urteilen, erfahren genug, um auch als Einsiedler eine ganze Welt in Gedanken zu umfassen, und fast allein unter seinen Zeitgenossen berechtigt, über alle Formen des Lebens sein gleich scharfes Urteil zu fällen. Seine eigene Zeit ergriff er mächtig.[2]) Seine Anschauungen

---

[1]) Plin. hist. natur. praef. 15: Res ardua vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia.

[2]) „R.s gewaltiger Einfluß beruht darauf, daß er allen seine Begeisterung und seine Leidenschaft mitteilt, daß er sie überzeugt, es gebe in der Welt nur

schienen plötzlich das schlummernde Bewußtsein des ganzen Jahrhunderts geweckt zu haben. „Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt," schreibt Göthe.[1] Durch den „Ekelbegriff," den sie „vom geselligen Leben verbreiteten," war er und Diderot „eine stille Einleitung zu jenen ungeheuren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien." So sehr galt er als der beredte Zeuge vom Geiste der Zeit, daß man noch heute seine pessimistischen Auslassungen über Frankreichs Zukunft als den Ausdruck einer tiefen historischen Divination ansieht, wofür wir sie nicht mehr nehmen können.[2] Die praktische Einwirkung Rousseau's auf seine Zeit war ebenso tief. Von einer deutschen Fürstin erzählt Göthe: „Das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseauscher Maximen über körperliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren; Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen."[3] Lessing empfand schon zehn Jahre vor dem Erscheinen des Emil „eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann, welcher der Tugend gegen alle gebildeten Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet."[4] Auch auf Schiller machte die Lehre des Mannes, „der aus Christen Menschen wirbt", nachhaltigen Eindruck.

Eine unmittelbare Einwirkung der Rousseauschen Ideen auf die Erziehung der Jugend war in Frankreich, nachdem sein Buch in Paris verdammt und in Genf verbrannt war, nicht zu erwarten. Als aber die Welt, die ihn vernichten wollte, selbst vor dem Abgrunde der Vernichtung stand, war man bereits anderer Meinung. Daß ein wirkliches System der Erziehung im Emil enthalten sei, scheute man sich nicht mehr anzuerkennen. „Man glaubt, die Ideen Rousseau's beurteilt zu haben," sagt im Jahre 1788 die Tochter Necker's,[5] „wenn man sein Buch ein systematisches Werk genannt hat; vielleicht sind seit einem Jahrhundert die Schranken des menschlichen Geistes hinlänglich erweitert, um zur Gewohnheit zu gelangen, neue Gedanken zu achten; aber wäre es nicht möglich, daß eine Zeit käme, wo man sich so weit von den natürlichen Gefühlen entfernt hätte, daß sie wie eine Entdeckung erschienen, und wo man eines genievollen Mannes bedürftig wäre, um umzukehren und den Weg wieder aufzufinden, dessen Spuren die Vorurteile der

---

eine Art, die Dinge anzusehen, nämlich die seinige." Desnoiresterres, Volt. et la société au XVIIIième siècle. V. p. 189.

[1] Dichtung und Wahrheit III, 11.

[2] S. unsere Anmerkung zu I § 44.

[3] Campagne in Frankreich „Münster, im Dezember 1792."

[4] „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes."

[5] Madl de Staël, Lettres sur Rousseau Lettre III: d'Emile.

Welt verwischt hätten?“ Zu einem für die praktische Anwendung unmittelbar zu verwendenden Systeme haben die Philanthropisten Rousseau's Ideen benützt. Die Heranziehung des Naturideals gab ihrem ganz aus Toleranz, Humanitätsrücksichten und Aufklärungssucht geformten Plane den Schwung und die Wärme, die ihm seine eigensten Grundelemente nicht geben konnten. Schon der erste und bestimmende Gesichtspunkt Rousseau's, der keinen Bürger, keinen Beamten, keinen Franzosen bilden wollte, sondern „den Menschen der Natur,“ haben jene Männer verkehrt, indem sie die Vorbildung zum künftigen Beruf zu einer wesentlichen Rücksicht ihrer Erziehung gemacht haben. Feuriger und inniger erfaßte Pestalozzi den Gedanken des Genfer Philosophen; denn ihm war die Not der Zeit tief ins Herz gedrungen. Auch er meinte, daß die Kultur, bisher wenigstens, „ein bloßes Erschlaffungsmittel“ gewesen.[1]) Aber während Rousseau seinen Zögling aus der Welt hinausführt, um ihn auf den Weg zu stellen, auf dem die Menschlichkeit am Anfange ihrer Entwickelung gestanden und den sie verfehlt hat, während er keine andere Einwirkung zur Erziehung des Menschen zulassen will als die der Natur und — wenigstens in seinem Buche — dennoch einen Erzieher fordert, der sich nie von seinem Zögling trennen darf, geht Pestalozzi all diesen Widersprüchen aus dem Weg, indem er annimmt, daß „die Gesamtkultur unseres Geschlechtes selbst wieder einen notwendigen Teil dieses seines ursprünglichen, d. h. in seinem Wesen gegründeten Daseins ausmache.“[2]) Pestalozzi glaubte, durch seine Methode sei die Kunst des Erziehers in Übereinstimmung gesetzt mit der Art, in der die Natur selbst uns die Gegenstände darstelle.

In der Geschichte der Erziehung bleibt es Rousseau's Verdienst, der Pädagogik die Aufgabe und Stellung einer Wissenschaft verliehen zu haben, mehr freilich durch den mächtigen Anstoß, den sein Buch gab, als durch dessen eigenen Inhalt, obwohl auch in letzterer Beziehung das Zurückgehen auf die psychologisch-natürlichen Bedingungen des menschlichen Verstandes, die ihm allein den Weg für alles geistige Fortschreiten angeben, einen Hauptteil der heutigen wissenschaftlichen Pädagogik, die didaktische Methode, ein für allemal begründet hat. Doch thut man Unrecht, wenn man von Rousseau eine in allen Einzelheiten durchgearbeitete Methode und überhaupt eine eigentliche Pädagogik verlangt. Wie er sich in dieser Beziehung zur systematischen Pädagogik stellt, hat er deutlich genug in der Vorrede zum Emil § 9 gesagt. Die Erneuerung des Menschengeschlechtes war die erste Aufgabe, die R.s Buch sich gesetzt hat. Die Untersuchung der natürlichen Bestimmung und Bestimmtheit des Menschen, welche zu

---

[1]) Lenzburger Rede („über die Idee der Elementarbildung“) S. 215 Cotta.
[2]) A. a. O. S. 139.

diesem Behufe anzustellen war, mußte dem Leser, der verstehen wollte und konnte, für die Erziehung des einzelnen alle irgendwie erforderlichen Fingerzeige geben. Die Entwickelung der Erziehungswissenschaft bis auf unsere Tage wird es zeigen, inwiefern R. sein Ziel erkannt und die Wege zu demselben gefunden hat. Jetzt noch auf ihn zurückzugehen wie auf ein systematisches Handbuch, wäre thöricht; aber es darf und muß darauf hingewiesen werden, wie ein großer Teil der Widersprüche, die man zwischen R.s Leben und dessen Schriften und zwischen den an verschiedenen Stellen der letzteren geäußerten Ansichten findet, sich einfach löst und erklärt, wenn man den Gedanken des Rousseauschen Buches in dem angegebenen Sinne faßt.*)

Wenn man indessen die in stetem Wachsen begriffene Litteratur über Rousseau einer Durchsicht unterzieht, so entdeckt man bald, daß gerade in Deutschland eine rein historische Auffassung R.s und seines Erziehungsbuches durchaus noch nicht allgemein verbreitet ist. Der Mensch Rousseau, der freilich viele interessante psychologische Rätsel darbietet, und das System R.s stehen immer noch im Vordergrund einer von subjektiven Standpunkten vielfach getrübten Erörterung. Seit dem Centennarium des Genfer Philosophen (1878) ist auch in den französisch redenden Ländern eine Flut von Broschüren und Büchern erschienen, die zu übersehen geradezu unmöglich ist; einem großen Teil derselben lag mehr daran, einen eigenen Standpunkt unter berühmter Flagge zu verfechten, als zur Kenntnis des Mannes und seines Werkes Neues beizutragen.**)

Beachtenswert scheinen uns heute noch zu sein — zunächst Dr. Franz Zoller: Pestalozzi und Rousseau. Frankfurt a. M. 1851, Auffarth 56 S., eine zur Einführung in den Geist beider Männer vorzüglich geeignete Schrift; ferner G. Kramer: A. H. Franke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi. Berlin, 1854, 52 S. Kramer erkennt das Verdienst R.s um die leibliche Erziehung und in gewisser Hinsicht auch um die intellektuelle Führung des Zöglings an, glaubt aber, daß „er durch seine Richtung auf einen höchst beschränkten Realismus durch die Zerstörung aller Autorität, endlich vor allem durch die Verwirrung und Verflachung

---

*) Nähere Ausführungen haben wir gegeben in Rein's Pädagog. Studien, Neue Folge, Heft 1 (1880): „Rousseau's Stellung in der Pädagogik und in der Geschichte der Pädagogik."

**) Wir müssen uns hier auf das beschränken, was in deutscher Sprache über R. geschrieben worden. Die reiche französische Litteratur über R. verzeichnet Buisson's Dictionnaire de pédagogie (Paris, Hachette) unter dem Artikel Bibliographie. Wertvolle Angaben enthält auch der 2. Band von Compayré, Histoire critique des doctrines d'éducation en France (Paris, Hachette. 2. Aufl. 1880), auf welches Buch der eingehenden, wenn auch nicht in allen Punkten wirklich abschließenden Behandlung R.s wegen noch besonders hingewiesen werden soll.

aller religiösen Begriffe" unermeßlich nachteilig gewirkt habe und noch wirke. — Jürgen Bona Meyer: Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung. Berlin, 1876, 184 S. — ist für die Geschichte der Beurteilung und Würdigung R.s von großem Interesse. — K. Schneider: Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Bromberg, 1868, 59 S. — ist im vorigen Jahre in dritter unveränderter Auflage erschienen, ein Erfolg, welchen die geistreiche Behandlung und schöne Darstellung dieser Vorträge wohl verdient hat; genaues Eingehen in die Geschichte des Lebens und der Schriften R.s und historische Betrachtung seiner Stellung zu seiner Zeit und des Fortwirkens seiner Gedanken in der unsrigen führen indessen an wesentlichen Punkten zu wesentlich anderer Auffassung. — Den Standpunkt einer unversöhnlichen Orthodoxie nehmen R. gegenüber ein: P. Müller: J. J. Rousseau, der pädagogische Irrstern unserer Zeit, und die christliche Erziehungsaufgabe. Hannover, 1875, 41 S. — und Franz Splittgerber: Die moderne widerchristliche Pädagogik nach ihren Bahnbrechern Rousseau und Basedow vom Standpunkt des Evangeliums aus dargestellt. Leipzig, 1878, Böhme und Drescher. — Einen Versuch, R.s Pädagogik nach den Hauptpunkten der modernen wissenschaftlichen Pädagogik (Herbart) systematisch zu beleuchten, enthält die Schrift von Wojslaw Bakitsch: Rousseaus Pädagogik wissenschaftlich beleuchtet. Leipzig, 1874, Schmaler und Pech, 50 S. Wir reihen diese Schrift mit gleicher Empfehlung an die eines ungenannten Verfassers über die historische Darstellung der pädagogischen Ideen mit besonderer Beziehung auf Rousseau und Comenius. Löwenberg in Schl., 1875, Köhler, 123 S.*) — Im Jahre der Rousseau- und Voltairefeier erschien die hübsche Schrift von A. Meylan: J.-J. Rousseau, sa vie et ses œuvres. Bern, Haller. Paris, Sandoz und Fischbacher, 133 S., im nämlichen Verlag auch in deutscher Bearbeitung. 152 S. Für die Pädagogik ist hier nichts Neues zu erfahren, für R.s Lebensgeschichte aber manches Neue aus archivalischen Quellen.**) Wir schließen mit H. Gehrig: J. J. Rousseau, sein Leben und seine pädago-

*) Diese Schrift gehört als erste Nummer einer Serie von Beiträgen zur Pädagogik an. Ob Weiteres erschienen, wissen wir nicht; das Unternehmen ist im vergangenen Jahre an einen anderen Verlag übergegangen.

**) Vgl. Ausg. Allg. Zeitung 1881, Nr. 148 (Beilage): „Neues über Rousseau." Von L. G. Darin ist der Wert der Schrift von A. Aulard über R.s Aufenthalt in Bourgoin übertrieben; daß R. die Therese Levasseur durch Civilakt als seine Ehefrau anerkannt hat, ist ja bekannt. — Höchst interessante Beiträge zur Geschichte der R.schen Schriften, insbesondere der Confessionen, bietet neuerdings Albert Jansen, Jean-Jacques Rousseau. Fragments inédits etc. Paris, (Neufchâtel, Genève, Berlin) 1882. 84 S. Näheres darüber hat der Verf. darüber mitgeteilt in Mann's Deutschen Blättern f. erz. Unterr. 1882. Nr. 27.

gische Bedeutung. Neuwied und Leipzig, 1879, Heuser. Wir waren überrascht, in diesem Buche zu lesen: „Der Emil besteht aus vier Büchern" (S. 89). Dies wird aus einem uns wohlbekannten Grunde behauptet von solchen, welche den Emil nie im Original gelesen. Der Verfasser dieser Schrift aber beruft sich auf Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, für welchen überhaupt nur das 3. Buch Interesse hat, und auf Schwarz, Erziehungslehre. Dem gegenüber muß wiederholt gesagt werden, daß gerade das 5. Buch, das von der ersten französischen Ausgabe an in allen folgenden bis heute als solches enthalten ist, für das Ganze des R.schen Werkes von besonderer Bedeutung ist.*)

Ueber die Abfassungszeit des Emil sind Zweifel möglich. Nach der Angabe der Vorrede § 1 und einer Stelle im neunten Buche der Bekenntnisse (Jahr 1756: „Seit einiger Zeit dachte ich über ein Erziehungssystem nach") konnte man annehmen, der Emil sei in seinem ersten Entwurfe in jenen Jahren entstanden, in welchen R. die Stelle eines Sekretärs im Hause Dupin bekleidete.**) Er mag damals auch Aufzeichnungen gemacht haben, die im weiteren Verlaufe den Plan eines ausführlichen Buches über Menschenerziehung veranlaßt haben. Die Spur eines solchen Planes glaube ich in der 1753 geschriebenen Vorrede zu dem Lustspiel Narcisse zu finden, die überhaupt den Weg von den Preisaufgaben zum Emil vermittelt. R. spricht dort von den schädlichen Wirkungen der Künste und der litterarischen Bildung. Die Gesellschaft, fährt er fort, kenne nur zwei Hebel für ihr Thun: den Müßiggang und die Begierde, sich auszuzeichnen. „Die erste und fast die einzige Sorge, die man unserer Erziehung zuwendet, ist die Frucht und der Same dieser lächerlichen Vorurteile. Um uns die Buchstaben zu lehren, peinigt man uns Arme in unseren jungen Jahren; wir wissen alle Regeln der Grammatik, bevor wir von den Pflichten der Menschen zu reden wissen; wir wissen alles, was sich bis heute zugetragen hat, bevor man uns ein Wort davon gesagt, was wir zu thun haben, und, wenn man uns nur recht im Schwatzen übt, kümmert sich niemand darum, ob wir zu handeln und zu denken verstehen. Mit einem Worte, man braucht nur in dem weise zu sein, was uns zu nichts dient, und unsere Kinder werden gerade erzogen wie die alten Athleten in den öffentlichen Spielen, welche ihre stämmigen Glieder für eine unnütze, überflüssige Übung bestimmten und sich hüteten, sie je zu einer ersprießlichen Arbeit zu verwenden." Er redet dann — im Widerspruch zu seinen späteren Ansichten im Emil I § 29 und a. a. O. — viel von den

---

*) Auch auf das Kapitel „John Locke und J. J. Rousseau" in Dr. Em. Scherer's schönem Buch über John Locke (Leipzig 1860) sei hier noch hingewiesen.

**) S. Anm. zur Vorr. § 1.

Pflichten des Bürgers und kommt dann auf die Äußerung, die wir Emil I § 97 unter dem Texte bemerkt haben.

Man sieht, daß R. den Gedanken, die er im Emil später zu entwickeln hatte, schon damals ernstlich nahe getreten ist; aber der Weg zum Emil führte ihn auf einen noch viel entschiedeneren Standpunkt. Vorläufig blieb er noch Schriftsteller, was er ja im Emil nicht mehr sein will.*)

„In allem Ernst“ (tout de bon) hat er sich an den Emil gemacht, nachdem die Neue Heloise vollendet war (Bekenntn. II, 10), d. i. im Jahre 1759. Aber die Zeit zwischen den ersten Gedanken, die auf den Emil hinzielten, und der Ausführung seines Planes war noch mit einer Reihe anderer litterarischer Unternehmungen ausgefüllt.

Seit seinem Aufenthalte in Venedig, wo er diplomatischer Lehrling bei einem schlechten Meister war, beschäftigten ihn Gedanken über die beste Staatseinrichtung. Er nennt das Buch, das er darüber schreiben wollte: Institutions politiques. Ein Bruchstück davon stellt der Contrat social vor, den er 1762 veröffentlichte.**) Aber der Emil nimmt auch diese Erörterungen in sich auf, und R. kündigt den Contrat social im Emil selbst an. — Diesem Unternehmen liegt sehr nahe der Plan, einen Auszug aus den Schriften des eigentümlichen Abbé de Saint-Pierre zu veröffentlichen. Er hoffte, unter diesem Namen vieles von seinen eigenen Ideen in die Welt bringen zu können. Der Plan wurde aber bald auch aufgegeben; doch finden sich in R.s Schriften einige Abschnitte ausgearbeitet vor. Im Emil kommt der Verfasser auch auf Saint-Pierre mehrfach zurück.

Eine litterarische Schöpfung eigenster Art drängte diese anderen Unternehmungen ganz in den Hintergrund. Es waren erträumte Gestalten, denen das mächtig erwachte Gefühlsleben des Verfassers und seine mit einer Art von Wollust gehegten Erinnerungen an die Zeit und den Schauplatz seiner Jugend Leben und Farbe gab. Bald trat der Dichter selbst als lebendige Figur in seine Dichtung ein. Er war in heftiger Liebe entbrannt zur Gräfin d'Houdetot, einer Verwandten der Frau d'Epinay, die ihm das Asyl im Walde von Montmorency angeboten hatte. So entstand die Neue Heloise, welche die Geschichte seiner unglücklichen Leidenschaft erzählt. Aber als der Vorhang dieses Dramas fiel, das als harmloses Idyll begonnen und nach schmerz-

---

*) Auch als Schriftsteller stand er der Welt schroff genug gegenüber. Dies zeigt am deutlichsten eine Scene in Favart's komischer Oper: La Parodie au Parnasse, in welcher R. als Diogenes auftritt, der u. a. angiebt, er übe Kunst und Wissenschaften nur, um den Mißbrauch und das Lächerliche derselben zu zeigen. Die Scene blieb übrigens bei der Aufführung im Jahre 1759 weg.

**) Vgl. Emil V § 410 Anm.

licher Katastrophe in den wehmütigsten Tönen verhallte, war auch das glückliche Leben von Montmorency unwiederbringlich dahin.

Dies war im Jahre 1757. Das nämliche Jahr brachte ihm auch den Bruch mit Diderot und Frau d'Epinay; es beginnt jetzt auch die systematische, peinliche Selbstquälerei des unglücklichen Mannes, der überall Feinde, Ränke und geheime Anschläge aufspürt.

Diderot's Wort im Fils naturel: Il n'y a que le méchant qui soit seul — hat bekanntlich die Veranlassung zur Entfremdung der beiden Männer gegeben. Doch fehlt es in dem Briefwechsel zwischen ihnen auch nicht an anderen Vorwürfen. „In der Stimmung, in der wir uns beide befinden, ist es nicht rätlich, daß wir uns so bald wieder sehen; denn nach allem Anschein könnte das unsere letzte Begegnung sein", so schreibt R. an Diderot in dem ersten (nicht datierten) Brief, welcher die letzten schmerzlichen Verhandlungen beginnt: „übrigens haben Sie gesagt, nur der schlechte Mensch lebe allein; um dieses Wort zu rechtfertigen, muß ich um jeden Preis es einzurichten suchen, daß ich allein sei." Ein späterer Brief (Januar 1757) erklärt diese letzten Worte: „Ich sehe es mit bitterem Schmerz: Sie leben mitten unter schlechten Menschen und gleichen ihnen nach und nach selbst; Ihr gutes Herz verdirbt unter ihnen, und Sie zwingen das meinige, sich allmählich von Ihnen loszusagen." R. kommt auch im Emil wieder auf die Geschichte zurück; aber er täuscht sich selber, wenn er aus jenem Worte, welches ihn freilich im Augenblicke, da er eine noch schmerzlichere Trennung erfahren, tief kränken mußte, die hauptsächlichste Veranlassung schöpft, sich von Diderot abzuwenden. In dem Briefe an d'Alembert (1758) sagt er selbst etwas Ähnliches: „Der schlechteste Mensch ist derjenige, der sich am meisten vereinzelt". Der Zusammenhang der Stelle ergiebt freilich den Sinn: der schlechteste Mensch ist derjenige, welcher sein Herz am meisten gegen die Mitmenschen verschließt; doch liegt es nahe, daß der, welcher sich äußerlich vereinsamt, den Mitmenschen auch innerlich fremd werden muß. Viele Jahre später (1767) behandelt R. in einem Briefe an den Marquis von Mirabeau das Thema, wer nur für sich etwas tauge, tauge zu nichts.*) Diderot's Charakter konnte auf die Länge ohne irgendwelche Dissonanz nicht neben R. bestehen. Hatte jener den angehenden Schriftsteller zuerst geführt und beeinflußt, so fühlte dieser sich jetzt selbst sicher und berechtigter in seinen Anschauungen, als Diderot ihm erschien. War Diderot's kritische Schärfe ihm früher förderlich, so stand sie jetzt der Kühnheit seiner Gedanken, die jede

*) Das Portrait d'un honneste homme. Amst. Neaulme, 1756. beginnt mit den Worten: Un honneste homme se preste au monde, et ne s'y donne pas. Il se donne à ses emplois, et ne se refuse pas à ses amis. Das Thema war also damals landläufig.

ängstliche Klügelei von sich wies, im Wege. So gestattete er dem früheren Freunde keinen Einblick in seine „politischen Institutionen", und der Emil ist, wie aus der Äußerung eines Briefes R.s an M. de Saint-Germain aus dem Jahre 1770 hervorgeht, erst begonnen, als er mit Diderot vollständig gebrochen hatte. Dies geschah im Frühjahr 1758. Ein Brief vom 2. März 1758 zeigt, wie schwer es R. wurde, sich von dem Freunde zu trennen; aber der Bruch war schon unheilbar geworden. Ein Brief vom 9. Februar 1760 an Vernes in Genf, der den Tod seiner Frau beklagte, drückt die Stimmung des vereinsamten, von Liebe und Freundschaft verlassenen Mannes von Montmorency am besten aus: „Glücklich derjenige, der, was ihm teuer war, noch im Grunde seines Herzens trägt! O glauben Sie mir, Sie haben die schmerzlichste Art, es zu verlieren, noch nicht kennen gelernt wie die, die es noch lebend beweinen müssen. Teurer Freund, Ihr Kummer erinnert mich an meinen eigenen; das ist eine natürliche Wirkung bei den Unglücklichen." Indessen war auch diese Freundschaft mit dem Genfer Geistlichen nicht von ewiger Dauer.

In das Frühjahr 1758 haben wir also den Anfang des Emil zu setzen. Die Schriften aus dieser Zeit weisen auch eine bemerkliche Anzahl von Berührungspunkten mit jenem auf. So zunächst der Brief an d'Alembert über die Schauspiele. Hier spricht er über das Duell, über die harten Schädel der alten Ägypter u. dergl. wie im Emil. Er ist durchaus Deist hier wie dort. Er entwirft Schilderungen von der Erziehung der Genfer Jugend und von dem Auftreten der jungen Leute in Paris, die ohne weiteres den Verfasser des Emil verraten. Er tritt aber auch theoretischen Erziehungsfragen sehr nahe. Eine Reihe von Briefen an Vernes enthält das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars in nuce. Vor allem aber ist hier die Neue Heloise zu nennen, welche die Grundgedanken des erzieherischen Systems des Emil und den Inhalt des Glaubensbekenntnisses im letzten Entwurfe in sich schließt. Die Neue Heloise ist im Jahre 1759 fertig geworden, und nach den Bekenntnissen (II, 10) war der Emil, als die Neue Heloise fertig war, schon „weit vorgeschritten". Ob ein anderes Werk, mit dem sich R. im Jahre 1756 trug, La Morale sensitive, ou le Matérialisme du sage, derartige Beziehungen ebenfalls gezeigt hätte, läßt sich nach den Angaben der Bekenntnisse nicht feststellen; ganz gewiß aber wären darin interessante psychologisch-pädagogische Erörterungen enthalten gewesen.

Gegen unsere Annahme, daß im Frühjahr 1758 R. sich zuerst mit dem Emil beschäftigt habe, sprechen etliche Angaben des Verfassers, die der Erörterung bedürfen. Nach einem Brief an Madame de Créqui, Gemahlin des Marquis de Créqui, möchte es scheinen, als sei im Jahre 1759 der Gedanke, ein Erziehungsbuch zu schreiben, in R. erst erwacht.

Er schreibt an diese Frau unter dem 15. Januar 1759: „Erziehung betreffend, trage ich mich mit einigen Gedanken über diese Materie, die ich mich versucht fühlen möchte, zu Papier zu bringen, wenn ich ein wenig Hilfe hätte; aber es fehlen mir dazu Beobachtungen. Sie sind Mutter und philosophisch angelegt, wenn auch kirchlich, Sie haben einen Sohn erzogen; es bedurfte für Sie nicht so vieler Veranlassungen, um Ihnen Gedanken zu geben u. s. w." Er fordert sie auf, ihm ihre Beobachtungen über Derartiges mitzuteilen. — Man wird wohl annehmen dürfen, daß die Arbeit schon begonnen war, wenn der Verfasser das Bedürfnis nach Unterstützung durch Beobachtungen einer Mutter so lebhaft fühlte. Man darf wohl noch weiter gehen und glauben, daß der R., welcher „sich versucht fühlt, etwas aufs Papier zu bringen", schon vieles auf dem Papier stehen hat; denn selten wohl hat ein Schriftsteller mehr unter dem unmittelbaren Eindruck drängender Gedanken und Stimmungen gearbeitet als R. Im Dezember 1760 wird schon von Verhandlungen mit Buchhändlern gesprochen, und im November dieses Jahres erkundigt er sich noch nach einem Buch über körperliche Erziehung, das doch wohl vorzüglich fürs erste Buch wäre zu benützen gewesen. Auch als der Emil schon in den Händen der Drucker war, sollte der treue Freund Moultou ihm noch Änderungen und Besserungen mitteilen.

Eine andere Äußerung R.s in dem Brief an die Frau Maréchale de Luxembourg vom 12. Juni 1761 schiebt die Entstehung des Emil wieder in weit frühere Zeit zurück. Der Schriftsteller schreibt dort: „Die Gedanken, mit denen mein Fehltritt meinen Geist erfüllt, haben mich ganz besonders auf den Plan einer Abhandlung über die Erziehung gebracht; Sie werden auch im ersten Buche (§ 66 u. Anm. dazu) eine Stelle finden, die meine Absicht in dieser Beziehung ausspricht". Dieser „Fehltritt" ist die Aussetzung der Kinder, welche seine spätere Frau, die Thérèse Levasseur, ihm geboren hatte. Das erste dieser Kinder war nach R.s Erzählung im 7. Buche der Bekenntnisse und nach anderen Andeutungen im Winter 1746 auf 1747 geboren. Danach hätte R. seit zehn Jahren schon über den Emil wenigstens meditiert. Die Sache scheint ziemlich unglaublich. Wer die Bekenntnisse liest, muß allerdings die Beobachtung machen, daß der Ton dieses eigentümlichen Buches von Blatt zu Blatt schwersinniger und trüber wird, und insofern möchte die beinahe scherzende Art, in welcher die Kinderaussetzungen erzählt werden, einige Berechtigung zu der Annahme geben, daß es R. um ernste Erziehungsgedanken damals kaum konnte zu thun gewesen sein. Dagegen könnte man annehmen, daß die Abfassung der beiden Preisschriften ihn auf solche Dinge gebracht hätte. Es wäre dann für den Emil auf das Jahr 1750 zurückzugehen. Um diese Zeit erfuhr auch Frau de Chenonceaux die Geschichte von der Kinderaussetzung durch die Mutter dieser Kinder. Aber mit dem allem

stimmt es doch sehr schlecht, daß gerade in jener Zeit ein und später noch zwei weitere Kinder R.s ins Findelhaus kamen. Wer R. genauer kennt, wird überhaupt auf diese überströmenden Beteuerungen bitterster Reue nicht den Wert legen, den ihnen R. vor sich und vor der Welt beigelegt hat. Denn bei einer späteren Gelegenheit, wo die unumwundenste Wahrheit geboten war, wenn R. nicht überhaupt schweigen wollte, was er mehrfach als seinen Grundsatz bekannt hat, ohne ihm praktisch zu folgen, hat er alles wieder abgeleugnet. In der Schmähschrift Sentiments des citoyens vom Jahre 1765 (s. Bekenntn., Buch XII) war gesagt: „Mit schmerzlichem Erröten müssen wir es aussprechen, daß dies (der Verf. des Emil) ein Mann ist, der die verhängnisvollen Zeichen seiner Ausschweifungen noch an sich trägt, der, als Marktschreier verkleidet, von einem Dorfe ins andere das unglückliche Weib mit sich führt, dessen Mutter durch ihn gestorben ist und dessen Kinder er an der Pforte eines Hospitals ausgesetzt hat, indem er die Pflege, welche eine mitleidige Person ihnen zuwenden wollte, von sich wies und alle Gefühle der Natur verleugnete, wie er die der Ehre und der Religion abgelegt hat". Dazu schrieb der Angegriffene die für den Druck bestimmte Note: „Nie habe ich an der Pforte irgend eines Hospitals oder anderswo ein Kind ausgesetzt oder aussetzen lassen", während er, von der nämlichen traurigen Angelegenheit sprechend, in zwei Briefen aus dem Jahre 1770 beteuert, er werde durch frühere Verirrungen sich nie bestimmen lassen, von der striktesten Wahrheitsliebe abzugehen. Überdies war in jenem Libell fast alles Andere schimpfliche Erdichtung und eine Erwiderung kaum geboten.

Wenn man aber aus dem geistigen Zusammenhang, welchen der Emil mit den früheren Schriften seines Verfassers zeigt, schließen will, derselbe habe schon in der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit den Gedanken eines umfassenderen Werkes über Erziehung ins Auge gefaßt, so beweist man eben gar nichts, weil man zu viel beweisen will. Denn allerdings enthält der Emil den ganzen Rousseau.*) Am wenigsten Zusammenhang aber hat er mit dem Aufsatz, der die Grundsätze für die Erziehung des jungen Mably enthält;**) denn seit jenem jugendlichen Versuch in Pädagogik, der ins Jahr 1740 fällt, hatte R. das Wesentlichste in diesen Dingen erst noch zu lernen.

Daß R. aber wenigstens „einige Zeit" vor dem Jahre 1758 über Erziehungsfragen nachdachte, das kann und muß wohl zugegeben werden. Damit stimmt auch die erste Ankündigung des Buches in den Bekenntnissen (II, 12) aus dem Jahre 1756: „Außer allem diesem (nämlich den „politischen Institutionen" u. s. w.) dachte ich seit einiger

---

*) In meiner Übersetzung ist darauf an den einschlägigen Stellen hingewiesen worden.

**) In meiner Übersetzung des Emil 2. Band, Anhang 3.

Zeit über ein Erziehungssystem nach, womit ich mich auf die Bitten der Frau de Chenonceaux beschäftigte, welche wegen der Erziehung ihres Sohnes durch ihren Gemahl für den ersteren in Besorgnis war. Das Gewicht der Freundschaft bewirkte, daß dieses Vorhaben, obwohl an sich weniger nach meinem Geschmack, mir mehr am Herzen lag als alle anderen.“ So würde R. nicht geschrieben haben und so schreibt man nicht von einem Gegenstand, mit dem man sich schon zehn Jahre oder länger beschäftigt hat.

Endlich ist auch nicht wahrscheinlich, daß R. in die Schriften, welche dem Emil unmittelbar vorangingen, in die Neue Heloise und den Brief an d'Alembert so viel Erzieherisches aufgenommen hätte, wenn er den Plan, ein Erziehungsbuch zu schreiben, schon so frühe und so sicher ins Auge gefaßt und schon so lange überdacht hätte.

Der Abschluß des ganzen Werkes fällt in das Jahr 1761, wie aus einer Notiz der Genfer Ausgabe zu V § 410 hervorgeht. Verschiedene andere Stellen tragen die Zeit ihrer Entstehung deutlich zur Schau; aber sie könnten Zusätze der letzten Redaktion sein. Im Mai 1762 trat das Buch ans Tageslicht, nachdem seit Anfang 1761 der Druck gedauert hatte.

Die erste Ausgabe des Emil ist eine Doppelausgabe. Das Buch wurde in Amsterdam bei Néaulme und in Paris bei Duchesne gedruckt. Es sind dies die schönen vierbändigen Oktavausgaben mit den fünf Stahlstichen des beliebten Illustrators Ch. Eisen (gestochen von Legrand, Longueil und Pasquier), die in schlechten und nachlässigen Reproduktionen auch in späteren Ausgaben wieder erscheinen. Néaulme wurde wegen Herausgabe des Buches, das auch in den Niederlanden Aufsehen und Ärgernis erregt hatte, gestraft und mußte versprechen, eine neue Ausgabe zu veranstalten, welche von allem, was Sitte und Religion beleidigen könnte, gereinigt wäre. Der geängstigte Buchhändler wandte sich an Formey, dessen Anti-Émile kurz zuvor erschienen war (s. unsere zweite Anmerkung zu Emil I § 3). Dieser veranstaltete nun wirklich einen Émile consacré à l'utilité publique, welcher 1764 gedruckt wurde. Der nicht ganz unbedeutende Mann, welcher durch sein Anti-Sans-Souci (1761) wenigstens Friedrich dem Großen gegenüber viel Mut zeigte, hat durch seine Bereitwilligkeit, dem holländischen Buchhändler in der Bedrängnis beizustehen, seinen Namen mit dem Fluch unauslöschlicher Lächerlichkeit beladen.*)

---

*) R. schrieb darüber am 20. Januar 1763 an Moultou: „Wissen Sie, daß der einfältige Néaulme und der unermüdliche Formey daran sind, meinen Emil zu verstümmeln, dem sie, frech genug, sogar meinen Namen lassen, nachdem sie ihn ebenso platt gemacht haben, wie sie selbst sind?“ — Es mag nur noch erwähnt werden, daß der Vorwurf, R. bringe nichts Neues, schon von Dom Jos. Cazot,

Die Zahl der nun folgenden Ausgaben des Emil, der Einzelausgaben wie besonders der Abdrücke in den Sammelausgaben R.scher Werke ist ungeheuer. Der Verfasser dieser Einleitung hat allein an Gesamtausgaben bis zum Jahre 1820, wo durch Lequien, Petitain, Musset-Pathay u. a. kritische und interpretierende Ausgaben R.s begonnen wurden, etwa zwanzig gezählt. Nach Nettement, Hist. de la litérature française sous la restauration, tome II. p. 343 (citiert von Jürgen Bona Meyer, Voltaire und Rousseau, S. 10) sind in den Jahren 1817—1824 in Frankreich nach amtlichen Aufstellungen 492 000 Bände von R.s Werken ausgegeben worden.

R. selbst hat sich die Besorgung der ersten Ausgabe z. T. aus der Hand nehmen lassen; an allen folgenden hat er gar keinen Anteil. Eine gewisse Ausnahme bildet nur die Doppelausgabe des trefflichen Peyrou: Collection complète des œuvres de J.-J. Rousseau, citoyen de Genève. Genf, 17 Bde. 4⁰ und ebd. 25 Bde. 12⁰. Im ersten Bande dieser Ausgabe befindet sich eine schöne Vorrede des edeln Freundes, welche R. gegen dessen Verleumder begeistert in Schutz nimmt, und eine Dédicace aux mânes de J.-J. Rousseau. R. wollte mit dem Emil sein bestes und letztes Buch geschrieben haben; auf die Kritiker und Anfeinder wollte er keine Rücksicht nehmen. Aber er hat in seinem Handexemplar einige Änderungen und Zusätze angebracht, welche Peyrou in seiner Ausgabe benutzt hat. Die Pariser Censur war nicht übermäßig streng. Schon im Jahre 1763 erfährt R., daß man in Paris eine Gesamtausgabe seiner Werke mit Erlaubnis der Regierung vorbereite. Die von Didot l'aîné i. J. 1801 veranstaltete Gesamtausgabe in 20 Bdn. 8⁰ enthält auch in der ersten Ausgabe unterdrückte Stellen des Manuskripts.

Das kritische Verhältnis dieser unzähligen Ausgaben und Abdrücke ist demnach ein ziemlich einfaches. Die nachfolgende Übersetzung legt den Text der ersten Ausgabe zu Grunde und bezeichnet die in derselben enthaltenen Noten mit R. Amst. Die in der Peyrouschen Ausgabe mitgeteilten Änderungen und Zusätze sind durch R. Gen. kenntlich gemacht. Dazu kommen noch die bloß handschriftlich überlieferten Stellen, die ebenfalls in den Noten angefügt sind. Was unsere Anmerkungen sonst noch enthalten, soll lediglich dem sachlichen Verständnisse des Textes

---

Les Plagiats de J.-J. R. de Genève sur l'éducation, 1765, erhoben worden ist, der R. einen „Buchflicker" nennt (rapetasseur d'écrits). — Der 1763 erschienene Anti-Émile des Paters Gerdil fand bei R. eine etwas bessere Aufnahme. Was in einem Émile chrétien, ou de l'Éducation, par M. C*** de Leveson, 2 Bde. 1764, enthalten ist, vermag ich nicht anzugeben. Auch die vielen Gegenschriften, welche gegen den Emil und besonders gegen das Glaubensbekenntnis im 4. Buche sich richteten, können hier nicht einmal genannt werden.

dienen. Besonders sind Citate, Anspielungen und Anklänge an gleichzeitige oder frühere Schriftsteller vollständiger als in der ersten Auflage nachgewiesen, außerdem alle historischen und litterarischen Notizen, die zur richtigen Auffassung und Würdigung des Textes erforderlich schienen, soweit es dem Übersetzer selbst möglich war, in diesen Dingen Klarheit zu gewinnen, sorgfältig verzeichnet worden.

Die nachrousseauische Pädagogik ist nur beigezogen, wo ganz bestimmte Bezüge vorlagen. Vor allem aber ist der Text noch einmal genau verglichen und die Übersetzung, wo es nötig und möglich war, ihm entsprechender gemacht worden. Die Paragraphenzahlen sind ebenfalls mit den Absätzen der Amsterdamer genau in Einklang gebracht worden. Leider ist auch die Amst. Ausg. nicht ganz korrekt. Die im Exemplar des Unterzeichneten verzeichneten Errate sind zwar in diesem selbst berichtigt; andere aber sind stehen geblieben. So scheint auch die Paragraphenverteilung nicht ganz richtig zu sein. Wir haben aber dennoch, weil eben einer Ausgabe gefolgt werden mußte, auch die Paragraphen in dieser zweiten Ausgabe unserer Übersetzung genau nach der Amst. Ausgabe gezählt. Daher entsprechen im 1. Buche § 104 bis § 193 den §§ 105—194 der ersten Auflage, dagegen im 3. Buche § 74 bis § 194 den §§ 73—193 der ersten Auflage.

Der Übersetzer und Bearbeiter übergiebt nun diese zweite Auflage seines deutschen Emil mit aufrichtigem Danke für die wohlwollende Aufnahme, welche die erste*) gefunden, und mit der Hoffnung, die jetzige Auflage derselben würdiger gestaltet zu haben, der deutschen Lehrerwelt, welche dem historischen Studium der Pädagogik, dem eben diese Ausgabe in erster Linie dienen möchte, einen so erfreulichen Eifer entgegenbringt.

Im Januar 1882.

Dr. E. von Sallwürk.

*) 1. Bd.: 1876. 2. Bd.: 1878.

J. J. Rousseau's Leben.

Von

Dr. Theodor Vogt,
Professor an der Wiener Universität.

Vorbemerkungen.

Umstände von ungewöhnlicher Art treffen zusammen, um das Interesse für Rousseau lebendig zu machen: ein Leben, gleich romanhaft durch seine wunderlichen Schicksale wie durch die Eigenheit seiner Persönlichkeit; eine Vielseitigkeit des Geistes, die in verschiedenen Wissenschaften und Künsten zugleich lernend und schaffend offenbar wird; ein Aufsehen, welches die reifen Produkte seiner Arbeit nicht bloß durch die Neuheit der Ideeen machen, die sie enthalten, sondern auch durch die Verfolgung, die sie dem Verfasser eintragen; endlich eine Glorifizierung nach seinem Tode, durch welche der Mann als der rechte Genius der Zeit mitten unter den Schrecken einer welthistorischen Revolution erhoben wird.

Wie groß aber auch der Reiz sein mag, der durch alles dies zur Weckung der Teilnahme ausgeübt werden mag: von Umständen solcher Art kann die Bedeutung Rousseaus so wenig wie bei irgend einem hervorragenden Schriftsteller allein abhängig gedacht werden; und wenn man selbst den Umstand noch hinzunehmen will, daß von den Werken Rousseaus mehr als von irgend einem französischen Schriftsteller bis auf den heutigen Tag zahlreiche Ausgaben erschienen sind: Beifall und Anklang sind eine erwünschte Zugabe für das Bewußtsein ihres Urhebers und seiner Verehrer, aber sie schützen nicht vor dem Vergessen nach zeitweiliger Verherrlichung. Die wahre Bedeutung eines Schriftstellers wurzelt in dem Werte dessen, was er leistet. Für den bleibenden Wert, der allen Verkennungen zu trotzen und dem Ruhme Bestand und Dauer zu sichern vermag, geben, abgesehen von seinem eigentümlichen Lebenslauf, weder seine Vielseitigkeit noch das Aufsehen, welches er machte, noch die Verherrlichung, die er erfuhr, volle Bürgschaft. Aber auf etwas anderes weisen diese Umstände hin: sie machen die Bedeutung des Mannes nach relativem Maße von vorneherein bemerklich. Nicht als ob der Erfolg durch das Wirken eines Mannes allein erklärt werden müßte, aber ein Mann, der eines andern Mittels seiner Wirksamkeit als der bis auf den heutigen Tag citierten Schriften entbehrte, ein Mann, den das geistige Bedürfnis mit dem

Enthusiasmus origineller Konzeption zur lebendigen Teilnahme am litterarischen Leben drängte, ein Mann endlich, der eine auch von seinen Gegnern nicht abgeleugnete Gewalt über die Gemüter seiner Zeitgenossen auszuüben verstand und noch heute mitten durch Paradoxien hindurch sie aufzuregen versteht: ein solcher Mann muß wohl, da ja keine kleinere Kraft die größere beherrscht, durch die Größe seiner Denkkraft einen über gar viele seiner Zeitgenossen hinausragenden Platz eingenommen haben.

Nicht seine sämtlichen Schriften haben einen gleichen Anteil an der Erhaltung dieses hohen Platzes. Poesie und Musik übten in der Jugend, Botanik im Alter auf seinen Geist einen solchen Reiz, daß er sich nicht damit begnügte, einer angenehmen geistigen Beschäftigung im Stillen nachzuhängen, sondern auch mit Produkten vor die Öffentlichkeit trat. Eine nachhaltige Wirkung haben diese Produkte einer geistigen Nebenbeschäftigung nicht gehabt, und so sind dieselben ziemlich vergessen. Auch sein „Dorfwahrsager" (Devin du village) wird zwar in der Geschichte der Musik genannt, aber sei es, daß Rousseau ein genaues Verständnis der damaligen französischen Oper nicht besaß, sei es, daß der direkte Einfluß der Italiener auf die Umgestaltung der französischen Oper höher anzuschlagen ist: seine mit dem italienischen Kantabile versetzte Oper hatte trotz des Beifalls, der ihr in Versailles entgegengebracht wurde, in Frankreich nur kurzen Bestand.

Anders verhält es sich mit seinen Schriften zur Politik und Religion. Seine Ansichten über erstere sind in besonderen Schriften niedergelegt, über letztere der „Neuen Heloise", namentlich dem „Emil" episodisch verflochten. Diese zwei Gebiete sind es, auf welchen seine Grundanschauung ein wichtiges Feld der Anwendung fand; diese Gebiete sind es, die ihm von den einen den Vorwurf des Utopischen, von den andern den Vorwurf einer verderblichen Aufklärung zugezogen haben; diese zwei Gebiete endlich sind es, die an seinem Ruhme wie an seiner Verfolgung Anteil haben.

Ein Feld der Anwendung steht, was die Ausführlichkeit der Behandlung betrifft, mit den genannten nicht im Vergleich. Schon die Dauer der Konzeption, welche den Früchten der Überlegung die Reife giebt, noch mehr die Abgeschlossenheit, welche die in einem bestimmten Umkreise liegenden Betrachtungen erlangen, endlich die systematisch zusammenhängende Behandlungsart, wenn man, gestützt auf einige Gründe, die biographisch-romanhafte Form eine systematische nennen darf, — vereinigen sich, um seinen „Emil" zu der bedeutendsten seiner Schriften zu machen. Die Berufung auf Rousseau als Pädagogen ist ziemlich alltäglich geworden. Und wenn es nicht bloß der Reiz ist, den jeder originelle Denker auf die Kärrner der Nachdenker auszuüben vermag, so müssen wohl wirkliche Verdienste und eigentümliche Ansichten den Grund unbe-

wußter Kompilationen und bewußter Nachfolger und Polemiker abgeben. Es bedarf wohl der Erinnerungen an den wunderlichen Basedow und den herrlichen Pestalozzi, welche er erfolgreich anregte, sowie der Verminderung des Einflusses der Jesuitenschulen in Frankreich nicht, um Rousseaus hervorragende Bedeutung in der Geschichte der Pädagogik anzudeuten.

Die Bekanntschaft mit den hauptsächlichsten Lehren eines Mannes findet bei dem Nachweise, daß und warum dieselben seinen Platz in der Geschichte begründen, noch nicht ihr Genüge, und es ist, abgesehen von Gründen der Authenticität, ein natürliches Bedürfnis, bei den Werken eines Schriftstellers nach der Werkstätte zu fragen. Mag nun bei einem auf streng theoretischem Gebiete wirksamen Manne die Betrachtung seines Lebenslaufs sogar als litterarische Gewohnheit erscheinen: Rousseau verlangt förmlich diese Betrachtung. Wer so laut wie er als Tugendprediger aufgetreten, wer so schwungvoll für das Bessere eingestanden, wer so energisch gegen verlotterte Sitten geeifert, so erschöpfend alle Regeln der Erziehung von der Geburt bis zum eigenen Zeugen des zum Manne gewordenen Zöglings darzulegen gesucht, wer mit einem Wort Gedanken von so durchaus praktischer Natur zu Tage gefördert: bei einem solchen Manne ist wohl die Frage mehr als sonst naheliegend: sind seine Gedanken, ein erster Beweis ihrer Durchführbarkeit, nicht bloß durchdacht, sondern auch durchlebt? Hatte er bloß den Mut zu reden, nicht auch, was schwieriger ist, zu handeln? Sind die Gedanken das Hirngespinnst eines Träumers, vergängliche Früchte schöner Reden eines überfließenden oratorischen Schwunges, oder haben sie die eigene Übung erprobt und, wenn nicht als Stütze ihres Werts, so doch als Probe ihrer Bewährung das Beispiel ihres Urhebers aufzuweisen?

Es ist gewiß eine schöne Sache um einen ganzen Mann. Wenn Lehre und Leben aus derselben Quelle fließen, Denken und Handeln in beständiger Übereinstimmung sind, wenn der Mann aus einem Gusse geformt zu sein scheint, da pflegen wir mit Liebe bei ihm zu verweilen. Hingegen der Zweifel an den Lehren eines Mannes hat nicht gar so selten anrüchige Lebensumstände zur Rüstkammer gemacht, um mit ihren Waffen jene zu widerlegen. Ist es da ein Wunder, wenn bei dem Nichtvorhandensein jenes harmonischen Verhältnisses nicht etwa bloß die Bedeutung eines Mannes, was ganz richtig, sondern auch seiner Lehren, was ganz unrichtig wäre, unterschätzt wird? Rousseau hat während seines Lebens und nach seinem Tode erfahren müssen, daß an sich tadelnswerte Lebensumstände herbeigezogen worden sind, um nicht bloß den Mann, sondern auch seine Lehre in ein verdächtiges Licht zu stellen. Grade im Hinblick auf Rousseau wird es also nötig sein, den Standpunkt der Beurteilung kurz zu bezeichnen, damit nicht das Urteil, wie

es häufig geschehen ist, durch eine Vermengung des Verschiedenartigen getrübt werde.

Der Wert der Lehren eines Mannes hängt von der Wahrheit ihres Inhalts ab, der Wert seiner Persönlichkeit von der Güte seines Wollens und Handelns. Bei Gedanken von rein theoretischer Art, z. B. mathematischen, deren Ausführung durch das Wollen und Handeln gar nicht abzusehen ist, leuchtet dies unmittelbar ein. Aber auch Gedanken von praktischer Art, wie es die sittlichen sind, bleiben nur richtige Gedanken oder bloße schöne Worte dessen, dem die Kraft des Willens fehlt, sie in Anwendung zu bringen, und da häufig genug Fehler gegen die eigene bessere Einsicht aus Schwäche oder Achtlosigkeit begangen werden, da in Wirklichkeit das letztere vielleicht häufiger der Fall ist, so wird die Beschaffenheit des Lebens nicht immer in der Beschaffenheit der Lehre ihre Richtschnur gehabt haben, so wird auch der in der Wahrheit ihres Inhalts wurzelnde Wert der Lehre fortbestehen, mag sie in Anwendung gebracht worden sein oder nicht. Wenn die Beurteilung der Lehre eines Mannes in dem Hinweis auf seine tadelnswerten Handlungen ein Mittel der Verwerfung der ersteren erblickt, so erhält sie den Charakter des Hämischen. Aufgabe ist es, solche tendenziöse Färbungen zu vermeiden. Ein Satz behält seine Wahrheit, mag auch sein Urheber das Gegenteil seiner Forderungen vollzögen haben.

Gesetzt auch, dieser Standpunkt könne auf allgemeine Zustimmung rechnen, so treten der Darstellung seines Lebens bald Schwierigkeiten in den Weg. Der Umstand, daß Rousseau von seinem Leben und zum großen Teil auch von seinem Charakter mit eigener Feder ein fesselndes Bild entwarf, hat nicht wenig vor einer zusammenhängenden Darstellung seines Lebens mit Beziehung auf seine bedeutungsvollen Schriften zurückgeschreckt.

Ist aber die Darstellung der allmählichen Ausprägung des geistigen Typus von Rousseau schon darum keine leichte Aufgabe, weil Rousseau selbst durch seine „Bekenntnisse“ derselben in parteiischer und maßgebender Weise vorgegriffen, so wird sie noch mehr erschwert durch den Umstand, daß Rousseau als ein mitten im Parteigetriebe stehender Mann seiner Lehren wegen von den einen erhoben, von den andern hartnäckig bis auf den heutigen Tag bekämpft wird. Wer nun verlangen wollte, es solle jemand, der an die Darstellung und Beurteilung dieses Mannes geht, mit völliger Verleugnung seines Standpunktes, der ihn zur Billigung oder Verwerfung einseitig spornen kann, das Unternehmen beginnen, der würde Unmögliches verlangen. Wer einen Standpunkt wirklich hat, wird ihn wohl auch geltend zu machen suchen; ein gänzlicher Mangel desselben, eine völlige Standpunktlosigkeit ist zur Beurteilung so geschickt, wie das Blindsein zum Sehen. Aber etwas

anderes kann verlangt werden, wodurch das oben Gesagte teilweise modifiziert wird. Man kann billiger Weise nicht jemanden eines verschuldeten Irrtums zeihen, wenn derselbe in argloser Weise bei allen seinen Zeitgenossen als Wahrheit angesehen wurde. Aber ebensowenig wird er eines Fehlers beschuldigt werden können, wenn es einen Sinn haben soll, von historischer Gerechtigkeit zu sprechen, sobald seine eigene in den Sitten eines Volkes wurzelnde Einsicht nachweislich nichts Verwerfliches darin gefunden, mit andern Worten, wenn der fragliche Fehler nicht als solcher zugerechnet werden kann. Nur den einen Gedanken muß man hierbei festhalten, daß die Erklärung von Fehlern wie von Irrtümern aus zureichenden Ursachen ihr Entstehen aufweist, aber nichts an dem billigenden oder mißbilligenden Urteile zu ändern vermag, welches gegen sie zu richten ist.

Da vermöge seiner hauptsächlichsten Denkrichtung, welche die Verbesserung der bestehenden Zustände sich vorgesetzt hatte, die politischen und pädagogischen Schriften die bedeutendsten und berühmtesten sind, welche Rousseau geschrieben hat, so ist es auch vor allem die Geschichte der Politik und Pädagogik, in welcher er einen hervorragenden Platz einnimmt. Es muß gesagt werden und ist jedem Eingeweihten bekannt, daß die Darstellungen der Geschichte der Pädagogik in ihrem jetzigen Zustande noch weit davon entfernt sind, den Namen einer „Geschichte" im strengeren Sinne zu verdienen, daß mithin auch von dieser Seite der Abfassung einer pädagogischen Monographie keine Hilfe entgegengebracht wird, vielmehr umgekehrt die Geschichte der Pädagogik auf zahlreiche Monographien wartet. Und das ist sehr natürlich. Da nämlich die aus eigenen Mitteln versuchte Bewältigung des ganzen geschichtlichen Materials irgend einer einzelnen Wissenschaft zum Behufe einer zusammenhängenden und im strengen Sinne quellenmäßigen Darstellung eine Denkarbeit erfordert, für welche das Leben eines Mannes nicht ausreicht, so werden die Mühen einer solchen Arbeit überwindlich sein, wenn bei Beginn ihres Aufbaues fertige Bausteine, d. h. eben Monographien bereit liegen. Ist die Bewältigung des Materials auf engerem Gebiete gelungen, die Teilnahme Vieler an der gemeinsamen Arbeit geweckt worden, dann kann eher eine auf sie gestützte zusammenhängende Darstellung des ganzen geschichtlichen Materials ins Werk gesetzt werden. Abgesehen von Kompendien, die andern Zwecken dienen und von welchen hier ebensowenig die Rede ist wie von offenen oder durch stilistische Variationen verhüllten Kompilationen — laufen diejenigen Darstellungen, welche jener Hilfe entbehren, Gefahr, entweder einem Aggregat dürftig an einander gereihter Excerpte, die auch in die Form von „Bildern", d. h. pädagogisch-historischem Naschwerk sich kleiden können, oder einem schablonenhaft konstruierten System tendenziöser Blumenlesen trotz aller Regeln und Winke der Historiographie sich mehr

oder weniger zu nähern. Auf den Fleiß mögen die Einen vor allem ihre Leistung gründen, die Andern auf den Maßstab ihrer Überzeugung. Aber was nützt der Fleiß, wenn die Geschichte in Geschichten sich auflöst; was hilft die eigene Überzeugung, wenn die Geschichte zum Entwerfen eines halberdichteten Bildes dient? Die Monographien helfen diese Übelstände verringern.

Eine Bemerkung glaube ich der hier gegebenen Ausführung noch vorausschicken zu müssen. Ein Mann, der viele eigene Gedanken hat, findet Freunde und Gegner. Rousseau hatte die einen wie die andern in nicht geringer Zahl aufzuweisen. Es braucht nur an den Erzbischof Beaumont und Immanuel Kant erinnert zu werden: kein Wunder, wenn er in Abhandlungen und Geschichtswerken eine sehr verschiedenartige Beurteilung erfuhr. Ich will mich im Folgenden, außer in den wesentlichsten Punkten, der Besprechung anderweitiger Auffassungen und einer ins Unabsehbare gehenden Polemik gegen sie enthalten und vor allem die Quellen selbst ins Auge fassen. Ohnedies sind seine Lehren geeignet genug, die Kritik herauszufordern.

Einleitung.[1])

Der Mühe, über die äußern Lebensschicksale Rousseaus Material zu sammeln und aus verschiedenen Quellen den Thatbestand festzustellen, ist der überhoben, welcher sein Leben darstellen will; er kann sogar über vieles, worüber unter andern Umständen Weitläufigkeiten geboten sind, mit kurzen Andeutungen sich begnügen. Rousseau hat sich selbst jener Mühe unterzogen, und seine „Bekenntnisse" gehören bis auf den heutigen Tag wegen ihres Inhalts sowohl als wegen ihrer Form zu den gelesensten Schriften dieses Mannes. Ist aber nicht gerade deswegen eine nochmalige Darstellung seines Lebens ein überflüssiges Unternehmen, weil sie der Hauptsache nach nur eine Wiederholung eines sehr bekannten Buches ist?

Die Art, wie Rousseau diese Aufgabe ergriff, ist nicht, wie er zu glauben scheint, ohne Beispiel gewesen, noch, wie er vermutete,[2]) ohne Nachahmung geblieben, denn Augustinus und Petrarka haben vor ihm, Hamann nach ihm[3]) über ihr Leben eine öffentliche Beichte abgelegt; aber bei aller Offenheit, die ein solcher Autobiograph besitzen, bei aller Demut und Zerknirschung oder begründetem Selbstgefühl, mit dem derselbe an sein Unternehmen gehen mag, ist die Lösung einer solchen Aufgabe nicht leicht. Abgesehen von der Färbung des Lichts, in welchem

---

[1]) Die Ausgabe der Rousseauschen Schriften, auf welche sich die Citate beziehen, ist: Oeuvres complètes de J. J. Rousseau avec des notes historiques. Paris 1856, chez Firmin Didot Frères. 4 Tomes lex. 8⁰.

[2]) Die Confessions beginnen nach der von G. Petitain aufgefundenen und vom Autor selbst vorgenommenen Verbesserung mit dem Satze: Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple, et qui n'aura point d'imitateur.

[3]) Hamanns „Gedanken über meinen Lebenslauf" sind zwar 1758, also über ein Jahrzehnt früher geschrieben, als Rousseaus Bekenntnisse, wurden aber erst später gedruckt. S. Raumer, Geschichte der Pädagogik seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien. 3. Aufl. II. 191. Petrarkas Werk: „Von der Verachtung der Welt" oder, wie der Titel in den meisten Handschriften lautet: „Über den geheimen Kampf seiner Herzenssorgen", ist ebenfalls eine Selbstbeichte. S. J. Voigt, die Wiederbelebung des klassischen Altertums. Berlin 1859. S. 90 ff. Auch an Montaigne hätte noch erinnert werden können.

wir Thatsachen, sobald sie unser eigenes Selbst betreffen, überhaupt betrachten mögen, ragt der Erfolg, den unsere Handlungen oder Unterlassungen haben, bald über den Anteil hinaus, den unser Inneres dabei hat, bald ist er ein unzureichender Ausdruck desselben. Je weniger der Erfolg als ein angemessener Ausdruck unseres Innern angesehen werden kann, desto mehr läuft unbeschadet der Offenheit, die ihren Wert behaupten mag, der Demütige Gefahr, bei lobenswerten Handlungen einen geringeren, bei tadelnswerten einen größeren Anteil dem eigenen Innern zuzuschreiben, der Stolze umgekehrt die Schuld herabzusetzen, das Verdienst zu vergrößern. Erfahren der beobachtende Teil und die beobachteten Neigungen, Willensrichtungen unmerklich und unwillkürlich — sie gehören ja einem und demselben Subjekte an — eine heimliche Verschiebung, so hat auch die angenommene Objektivität etwas Zweifelhaftes und verwandelt sich aus einer wirklichen in eine angebliche. Wo Kläger und Richter in einer Person vereinigt sind, wird der Angeschuldigte das Verdikt nicht zu fürchten brauchen, und wenn ein Lohn auszuteilen ist, wird der Austeiler den Empfänger nicht erst suchen. Geht nicht jeder mit Scheu an der Beobachtung seiner eigenen Fehler, an der ihm, wie natürlich, unerträglichen Verurteilung seines eigenen schlechteren Ichs, vorüber, um bei dem besseren Teile zu verweilen? Sucht nicht jeder gern die Anerkennung des wirklichen oder vergrößerten Werts seines Ich von andern zu erlangen? Mag sein, daß die wachsende Resignation allmählich ein Bild zu entwerfen weiß, welches von täuschenden Farben freier ist: sie kann nicht sich selbst vergessen, wenn sie sich doch an sich selbst erinnern muß. Es wird darum etwas Undurchführbares bleiben, seinesgleichen einen Menschen darzustellen „in der ganzen Wahrheit der Natur“,[1]) wenn dieser Mensch das eigene Selbst ist.

Diesem Worte der Selbsttäuschung folgen noch andere in Rousseaus Einleitung zu den Bekenntnissen nach, welche seinen Standpunkt gerade für die Darstellung von Bekenntnissen in ein ungünstiges Licht zu stellen geeignet sind. „Ich bin“, sagt er, „nicht wie irgend einer von denen, welche ich kennen gelernt habe, und ich wage zu glauben, daß ich überhaupt nicht wie einer von denen bin, die da sind. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich wenigstens anders .... Ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du es selbst gesehen hast, ewiges Wesen. Versammle um mich die zahllose Menge meiner Mitmenschen; sie mögen meine Bekenntnisse hören, sie mögen über meine Unwürdigkeiten erröten und über meine Erbärmlichkeiten seufzen. Möge jeder von ihnen seinerseits am Fuße

---

[1]) Einleitung zu den Confessions: Oeuvres I. p. 1: Je veux montrer à mes semblables un homme dans toute la vérité de la nature, et cet homme, ce sera moi.

deines Thrones mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz aufdecken und möge dann ein einziger, wenn er es wagt, zu dir sagen: ich war besser als dieser Mensch."

Sind diese Worte ein rechter Ausdruck für schwächliche Eitelkeit, dann müßte, abgesehen von den allgemeinen Bedenken, welche gegen Konfessionen überhaupt sprechen, gleich von vornherein den Bekenntnissen Rousseaus gegenüber erklärt werden, daß die Angaben derselben mit vergrößerter Behutsamkeit aufzunehmen seien.

Der Benützung eines erweiterten, nicht ohne Willkür angewandten Sprachgebrauchs wird es leicht, jemanden der Eitelkeit zu zeihen, demnach auch hinter jenen Worten Eitelkeit zu erblicken und Eitelkeit als wirksames Motiv für die Abfassung ihm unterzuschieben.[1]) Scheint es doch wirklich, als habe Rousseau, vielleicht durch eine rhetorische Verbildung getrieben, sein Herz zur Bühne gemacht, um durch Darstellung seiner Wandlungen und Erlebnisse dem Publikum eine schöne Schaustellung darzubieten. Darum dieser Prolog und sein hoher Ton. Einer genügsamen Betrachtungsweise, welche aus abgerissenen Bruchstücken ein voreiliges Urteil zu schöpfen gewohnt ist, ist jene Verurteilung auch nicht zu verargen. Indessen erwäge man, ohne daß späteren Betrachtungen vorgegriffen werde, vorläufig nur Folgendes. Paßt wohl für die selbstgefällige Bespiegelung des Eitlen das offene Geständnis von Schwächen und Fehlern, wie Rousseau selbst, nicht ohne dem eigenen Abscheu Worte zu leihen, es häufig genug ablegt? Stimmt wohl mit jener Schwäche ein Unabhängigkeitssinn überein, welcher, ich will gar nicht sagen, den Schwächen der Welt zu trotzen, sondern nur, welcher sich selbst aus Lieblingswünschen herauszureißen die Kraft hat?[2]) Hat denn eine Denkkraft, deren Produkte Originalität besitzen, keine andere Sorge, als die angeblichen Schätze des engen Horizonts der Eitelkeit ängstlich zu hüten? Mag man also an der angenommenen Objektivität für die Darstellung des eigenen Lebens begründete Zweifel hegen: so lange diese Fragen verneint werden, wird man der Möglichkeit Raum geben müssen, hinter jenen Worten Rousseau's eine andere Bedeutung als bloß den Ausdruck der Eitelkeit zu erblicken.

Nicht so günstig fällt die Betrachtung in einer anderen Richtung aus. Ein so starker Trost auch in dem Selbstgefühl der Bildung gegenüber dem Lohn der Unwissenheit liegen mag: wenn Rousseau den Unter-

---

[1]) Wer sich mehr beilegt als er ist oder hat, ist „eingebildet". Soweit reicht der kleine Horizont der selbstgefälligen Bespiegelung des „Eitlen" an sich nicht, wohl aber beweist der „Geck", daß sich beide Eigenschaften mit einander verbinden, und, wenn mit recht großen Lettern aufgetragen wird, zur Spezies des „Windbeutels" auswachsen können. Nach dem Sprachgebrauch scheint der Eitle alle diese Tugenden büßen zu müssen.

[2]) Ueber das Streben Rousseaus, sich selbst zu bezwingen, vgl. namentlich das 5. Kapitel.

schied zwischen bloßen Worten und Thaten kannte, und wenn er es für geziemender halten mochte, daß ein besseres Selbstgefühl durch Handlungen sich äußere statt viel Worte zu machen und den Mund voll zu nehmen, so verrät die stolze Überhebung der Einleitungsworte, wenn nicht ein Motiv der Abfassung der Konfessionen (es wird ja Niemand denen willfährig sein wollen, die er weit unter sich weiß), so doch eine empfindliche Seite Rousseaus, welche von vornherein auf seine Bekenntnisse ein eigentümliches Schlaglicht zu werfen geeignet ist, und sich nicht durch Hinweisung auf anderweitige Thatsachen wie die angebliche Eitelkeit zurückweisen läßt.

Rousseau hatte sich schon ein Jahrzehnt vor Abfassung der Bekenntnisse durch Briefe des französischen Varnhagen des 18. Jahrhunderts veranlaßt gesehen, über sein einsames Landleben Rechenschaft zu geben. Soviel aus seinen vier Briefen an den Präsidenten Malesherbes [1]) hervorgeht, welche seine Einleitung in die Bekenntnisse vervollständigen, sucht er darin dem Vorwurf Malesherbes, daß sein zurückgezogenes Leben eine Folge seines Schwermuts sei, von welchem er verzehrt werde, entgegen zu treten, insbesondere aber die Insinuation der Litteraten zu bekämpfen, daß er die Zurückgezogenheit liebe, um desto mehr Aufsehen zu machen.[2]) Diese Zumutungen hatten seine empfindliche Seite getroffen. Wie? Die ganze Lebensweise sollte aus unlauteren Motiven gerade so eingerichtet und von ihnen getragen sein? „Niemand in der Welt", ruft Rousseau am Schlusse des ersten Briefes aus, „kennt mich, als ich allein. Gut und schlecht gerechnet, fürchte ich nicht mich zu zeigen wie ich bin. Ich kenne meine großen Fehler und fühle lebhaft alle meine Laster. Bei alledem werde ich sterben voll Vertrauen auf den höchsten Gott und in der festen Überzeugung, daß von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, keiner besser war als ich."

Mit so energischen Worten wird sich der äußern, dessen festgewurzelte Meinung von der eigenen moralischen Güte eine unliebsame Berührung erfuhr. Es ist möglich, daß das Entstehen dieser Meinung aus plausiblen Gründen erklärlich ist und daß, wie Rousseau selbst andeutet, die „Gallenbitterkeit und der Trübsinn, welche ihm in Paris das Herz abnagten", zur Entwickelung derselben wesentlich beigetragen;[3]) man kann

---

[1]) Oeuvres I. p. 391—401.

[2]) A. a. O. p. 392: ... cette retraite, à laquelle nos gens de lettres ont été chercher des motifs d'ostentation.

[3]) A. a. O. Weniger plausibel dürfte es sein, wenn er in demselben ersten Briefe an Malesherbes seinen Unabhängigkeitssinn, durch welchen er bewogen worden sei, den Verkehr mit den Pariser Kreisen abzubrechen, auf „Faulheit" reduziert und die letztere, unbeschadet dem Ehrgeize, für welchen er empfänglich sei (Des succès continus m'ont rendus sensible à la gloire) und welcher doch ein Sporn für die Thätigkeit ist, darin sucht, daß sie keinen Zwang ertragen könne, d. h. die Faulheit wiederum auf das Streben nach Unabhängigkeit zurückführt.

willig zugeben, daß die Allgemeinheit des Satzes, mit welchem in den Bekenntnissen die eigene moralische Vortrefflichkeit ausgesprochen wird, durch die Worte „von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe" eingeschränkt wird und seine Geltung kein größeres Gebiet in Anspruch nehmen kann, als das irgend eines individuellen Erfahrungssatzes; man kann sogar zugestehen, was schwer zu beweisen wäre, daß das moralische Gefühl Rousseaus besser war als das der meisten seiner Zeitgenossen: nichtsdestoweniger werden alle diese Umstände das Urteil nicht zu ändern vermögen, daß diese Rede zu mißbilligen sei. Wer in einem Atemzuge wie Rousseau von seinen eigenen Fehlern und Lastern spricht und hinzusetzt, keiner sei besser wie er, der kränkelt an der moralischen Einbildung, welche sich mit Liebe an der eigenen Vortrefflichkeit weidet, und was schwerwiegender ist, er trübt sich den unbefangenen Blick, der für Abfassung von Bekenntnissen unerläßlich ist und wird bestrebt sein, wo möglich alle Handlungen und Eigenheiten seiner Persönlichkeit zu rechtfertigen.[1])

Rousseau legt diesen Zug schon in der Einleitung zu seinen Bekenntnissen an den Tag. Faßt der Leser gleich von vornherein denselben fest ins Auge, so wird die vergrößerte Behutsamkeit, mit welcher aus diesem Grunde die Angaben der Bekenntnisse aufzunehmen sind, bei hinlänglicher Aufmerksamkeit ihre Früchte tragen müssen, und der Leser wird nicht in die Lage kommen, Irrgänge, in welche Rousseau durch Selbsttäuschung geriet, für den wahren Weg zu halten. Überdies kann ja leicht die Darstellung in den Punkten, in welchen der

---

[1]) Es wird weiterhin darauf hingewiesen werden, wie eng diese Einbildung mit seiner Grundanschauung zusammenhängt und ein Stück seiner Theorie bildet. Man kann nicht sagen, daß seine Offenheit und Aufrichtigkeit gegen sich selbst darunter gelitten hätte. Was Rousseau in der Quatrième promenade seiner „Rêveries du promeneur solitaire", Oeuvres I. p 242 sagt: J'ai souvent dit le mal dans toute sa turpitude, j'ai rarement dit le bien dans tout ce qu'il eut d'aimable, et souvent je l'ai tu tout-à-fait parce qu'il m'honoroit trop, et que, faisant mes „Confessions", j'aurois l'air d'avoir fait mon éloge. J'ai décrit mes jeunes ans sans me vanter des heureuses qualités dont mon coeur étoit doué, et même en supprimant les faits qui les mettoient trop en évidence, — diese Worte erfahren in seinen Bekenntnissen Bestätigung. In der moralischen Einbildung, die Rousseau eigentümlich ist, ist auch ein sehr wirksames Motiv für die Abfassung seiner Bekenntnisse zu suchen. Als es ihm nach seinen aus dem Jahre 1762 herrührenden Quatre lettres an Malesherbes klar geworden war, daß „kein Mensch besser sei als er", vertiefte er sich in die Betrachtung seiner eigenen Persönlichkeit, schilderte in den Konfessions die Entwickelung und die Schicksale derselben und suchte, als entbehrte die Betrachtung des Abschlusses, in seinen „Rêveries" (I. p. 401—455) und seinen Dialogen „Rousseau juge de Jean-Jaques" (IV. p. 1—151) auch Charakter und Gewohnheiten der schönen Persönlichkeit des eigenen Selbst mit williger Hingabe zu schildern. Ein anderes Motiv teilt Rousseau mit I. pag. 43 S. unten das 2. Kapitel.

Darsteller des eigenen Lebens sich beobachtet und erkannt hat, tendenziös werden: naiv ist sie doch nur dort, wohin Beobachtung und Erkenntnis noch nicht gedrungen ist. Dies wird den Vorteil jener aufmerksamen Behutsamkeit vergrößern.

Ein Punkt muß noch berührt werden. Es kann nicht fehlen, daß die Erinnerungen an die eigenen Erlebnisse auf Lücken des Gedächtnisses stoßen. An die Stelle der Erzählung eines wirklichen Ereignisses tritt dann die Erzählung eines halb erdichteten, und der Schein der Wirklichkeit wird der Darstellung nur durch die Annehmlichkeit der poetischen Wahrscheinlichkeit geliehen. Dieses Übelstandes, welcher außer den obigen Betrachtungen dazu beiträgt, die Darstellung des eigenen Lebens zu einer Komposition aus Wahrheit und Dichtung zu machen, war Rousseau sich bewußt. Er sagt in der Einleitung zu den Bekenntnissen: „Wenn es mir begegnet ist, irgend eine gleichgiltige Zierrat anzuwenden, so ist das immer nur geschehen, um eine durch meine Gedächtnisschwäche veranlaßte Lücke auszufüllen. Ich durfte etwas für wahr halten, von dem ich wußte, daß es so gewesen sein konnte, niemals aber etwas, wovon ich wußte, daß es falsch wäre". Freilich sind die Lücken in der Erinnerung eben nicht der einzige Grund, warum eine Autobiographie eine Zusammensetzung aus Wahrheit und Dichtung wird.[1])

---

1. Kapitel. Die Kinderjahre.

Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren.[2]) Sein Vater war ein Uhrmacher und ohne nennenswertes Vermögen; seine Mutter die Tochter eines Pfarrers, eine gebildete und geistig sehr geweckte Frau.[3]) Sie starb bei seiner Geburt, und so war Rousseau die Aussicht auf mütterliche Pflege und Erziehung verschlossen.[4]) Die leidenschaftliche und von seinen Kindestagen an genährte Anhänglichkeit,

---

[1]) Es sollte sich eigentlich von selbst verstehen, daß eine Darstellung des Lebens Rousseaus und eine Kritik seiner Konfessions zweierlei Dinge sind, welche gleichwohl nicht immer auseinandergehalten worden sind. Ich werde die kritischen Bemerkungen den Anmerkungen zuweisen.

[2]) In einem Briefe an Madame Latour vom 27. Januar 1763 (Oeuvres IV p 417) sagt Rousseau von sich: qu'un homme né le 4 juillet 1712 etc. Musset-Pathay hat dies als Irrtum bezeichnet und beruft sich auf das Kirchenregister (Oeuvres complètes des J. J. Rousseau par Musset-Pathay. Paris. 1822 f. Bd. XIV S. 4, Anmerkung). Rousseau scheint in dem genannten Briefe seinen Tauftag mit seinem Geburtstage verwechselt zu haben.

[3]) Rousseau teilt Oeuvres I. p. 2 ein kleines Gedicht mit, welches sie aus dem Stegreif machen konnte.

[4]) Rousseau sagt (a. a. O.): ma naissance fut le premier de mes malheurs. Es dürfte nicht bloß dem Einflusse Montaignes zuzuschreiben sein, wenn Rousseau später die Hofmeistererziehung zu idealisieren unternahm. Francke, der Stifter des

welche Rousseaus Vater für seine Frau gehabt hatte, schien mit ihrem Tode nicht sobald erlöschen zu wollen, und er erblickte in Jean Jaques weniger seinen Sohn als das Andenken an die geliebte Frau.[1]) Kein Wunder, wenn die erste geistige Nahrung, welche dem Knaben dargereicht wurde, in einem Mittel bestand, welches den Vater in vergangene Tage zurückzuversetzen imstande war. Die mütterliche Bibliothek enthielt Romane, außerdem Schriften von Bossuet, Lesueur, Labruyère, Fontenelle, Molière, Ovid, Plutarch u. A. — Romane waren das Mittel, durch welches der Knabe sich im Lesen übte, Romane waren bis zum 7. Lebensjahre die ausschließliche Lektüre, welche der Vater des Abends, bisweilen ganze Nächte mit dem Sohne teilte. Rousseau erzählt uns nicht, was für Romane er gelesen habe, aber er sagt uns, daß die lebendige Teilnahme, die er für seine Helden empfand, ihm verschrobene und romanhafte Begriffe vom menschlichen Leben beibrachte und deutet darauf hin, daß sich in ihm frühzeitig eine Reizbarkeit für mancherlei Gefühlszustände entwickelte, für welche sein Vater, der gewiß nicht mit pädagogischer Überlegung zu diesem Bildungsmittel griff, wegen seiner eigenen Lage ein Korrektiv herbeizuschaffen vergaß.[2]) Vom 7. Lebensjahre an kam die Lektüre der übrigen Schriften an die Reihe. Plutarch fesselte ihn am meisten.[3]) Nicht bloß die Lektüre dieser Schriften und das Bekanntwerden mit Agesilaus, Brutus, Aristides, sondern wohl

---

großen Waisenhauses, war auch frühzeitig verwaist und Pestalozzi, der den Einfluß der Mütter so hoch hielt, verlor im sechsten Lebensjahre seinen Vater und wuchs unter der treuen Obhut einer guten Mutter auf. Raumer II. 138. 366.

[1]) A. a. O.: Ah! disoit-il (nämlich Rousseau's Vater) en gémissant, rends-la-moi, console-moi d'elle, remplis le vide qu'elle a laissé dans mon âme. T'aimerois-je ainsi si tu n'étois que mon fils?

[2]) I. p. 3: Ces émotions confuses . . . me donnèrent de la vie humaine des notions bizarres et romanesques, dont l'experience et la réflexion n'ont jamais bien pu me guérir. Rousseau hat doch viele Überlegungen angestellt über die Sache der Erziehung, er billigt weiterhin (I. p. 4) die Behandlung nicht, die sein Bruder von seinem Vater erfuhr, er hebt ferner selbst die nachteilige Wirkung der Romanlektüre hervor und nennt sogar (I. p. 7 und unten S. 15 Anmerkung 1) seinen Vater einen Mann, der das Vergnügen liebt: wenn er dennoch über die eigentümliche Art, wie sein Vater ihn geistig beschäftigte, beredt zu schweigen versteht, so beweist diese Rücksicht, daß sein Bestreben die Wahrheit zu sagen, mit seiner natürlichen Kindesliebe in Konflikt geraten ist.

[3]) Für Plutarch hat sich Rousseau ein dauerndes Interesse bewahrt. In der Quatrième promenade seiner „Rêveries du promeneur solitaire", Oeuvres I. p. 416 heißt es: Dans le petit nombre de livres que je lis quelquefois encore, Plutarque est celui, qui m'attache et me profite le plus. Ce fut la première lecture de mon enfance (Rousseau sieht also ab von der Romanlektüre), ce sera la dernière de ma vieillesse: c'est presque le seul auteur que je n'ai jamais lu sans en tirer quelque fruit. Und noch im Jahre 1774, vier Jahre vor seinem Tode, sagt er bei Musset-Pathay, Oeuvres inédits II. p. 40: . . Plutarque, de cet écrivain qui a formé mon coeur et ma raison, où j'ai puisé, en tout temps, ma plus saine nourriture.

noch mehr[1]) die Gespräche mit seinem Vater darüber, der Bürger einer Republik und dessen „stärkste Leidenschaft die Liebe zum Vaterlande" war, mochten in ihm den „freien republikanischen Sinn" nähren. Einen großen Teil des Tages war er den Händen einer Wärterin und einer Schwester seines Vaters anvertraut. Letztere kannte eine „unglaubliche Menge von Liedern und Arien", und legte dadurch den Keim zu seiner Liebe zur Musik.[2]) Indessen muß die Aufsicht nicht unbedeutende Lücken gehabt haben. Daraus wenigstens läßt es sich erklären, warum der Knabe nicht bloß schwatzhaft und näschig war, sondern sogar lügen und stehlen konnte.[3])

Ein Streit seines Vaters hatte zur Folge, daß dieser Genf verlassen mußte und der 8jährige[4]) Knabe nach Bossey zum Pfarrer Lambercier in Pension gethan wurde, um zwei Jahre „Latein samt dem kleinen Zeug zu lernen, das man unter dem Namen Education dazu rechnet". Die Leitung Lambercier und seiner 30jährigen Schwester war keine sehr strenge. Der Unterricht wurde nicht vernachlässigt, es wurden aber auch nicht übermäßige Aufgaben gestellt[5]) und für Spiele war der Raum groß genug. Wenn nicht im zweiten Jahre ein Vergehen, dessen er verdächtig war, ihm eine sehr harte aber unverschuldete Strafe zugezogen hätte,[6]) die Erinnerungen an Bossey wären für ihn durchaus angenehme geblieben.

---

[1]) Rousseau stellt beides in gleiche Reihe. Aber die Art, wie der Vater die Lektüre aufnahm, gab derselben das lebendige Relief.

[2]) Die Wärterin hieß Jacqueline, an welche ein vom 22. Juli 1761 datierter zärtlicher Brief erhalten ist (Oeuvres IV. p. 335); der Tante, Namens Gonceru, zahlte er zum Dank für die einstige Pflege eine Pension jährlicher 100 Fr. Siehe die Briefe an D'Ivernois vom 29. Januar 1768 (IV. p. 707) und an Mad. Gonceru vom 9. Februar 1770 (IV. 790), und Musset-Pathay, Oeuvres compl. XIV. p. 8.

[3]) Wenn Rousseau trotz solcher Geständnisse sich für einen herzensguten Knaben hält und wie selbstverständlich ausruft (I. p. 4): Comment serois-je devenu méchant, quand je n'avois sous les yeux que des exemples de douceur et autour de moi que les meilleures gens du monde? — so ist diese Selbstbelügung eben eine Folge jener Einbildung, welche ihm die eigene moralische Unübertrefflichkeit vorspiegelte. S. oben die Einleitung. Rousseau sagt (I. p. 6): Je crois que jamais individu de notre espèce n'eut naturellement moins de vanité que moi. Es mag ganz richtig sein, daß Rousseau nicht eitel war, aber die Übertreibung, mit welcher dies ausgesprochen wird, ist ebenfalls eine Folge der moralischen Einbildung.

[4]) Rousseau sagt (I. p. 7): Qui croiroit que ce châtiment d'enfant, reçu à huit ans etc. Es ist wohl möglich, daß der Knabe das achte Jahr schon vollendet hatte und somit jene Angabe etwas knapp ist; denn daß er den Winter 1719—1720 und vielleicht einen großen Teil des Sommers noch in Genf zubrachte, geht aus der bestimmten Angabe hervor, daß (I. p. 3) mit Anfang des genannten Winters die Lektüre von Bossuet, Plutarch u. s. w. begann.

[5]) I. p. 5.

[6]) I. p. 8 ff.

Nach Genf zurückgekehrt, verweilte er zwei oder drei Jahre bei seinem mütterlichen Oheim, einem Manne, der „ebenso wie der Vater ein genußliebender Mann war.“[1]) Während die Muhme lieber Psalmen sang, statt über die Erziehung zu wachen, überlegte der Oheim hin und her, was er mit dem Knaben thun solle, ohne zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen. Dem Knaben blieb auf diese Weise nichts übrig, als die „fast vollständige Freiheit“, die man ihm und seinem gleichaltrigen Vetter und Freunde ließ, einem müßigen Zeitvertreib zum Opfer zu bringen und allerlei Spiele und Albernheiten zu treiben.[2]) Unter die letzteren gehören zwei Abenteuer, welche der elfjährige Galan mit einem kleinen und einem bereits 22jährigen Mädchen bestand, und zwar unter den sorglichen Augen seines in Nyon weilenden Vaters, den er bisweilen besuchte.[3]) In dieser Zeit seines Lebens ist es überhaupt das letzte Mal, daß Rousseau während seines zeitweiligen Aufenthalts unter der Aufsicht seines Vaters stand.

Endlich wurde von seinem Oheim ein Entschluß gefaßt. Rousseau wurde zu einem Stadtschreiber geschickt, und der an müßigen Zeitvertreib gewöhnte Knabe sollte den ganzen Tag in angespannter Thätigkeit sitzend verbringen. Er zeigte wenig Geschick dazu und wurde in kurzer Zeit wieder fortgeschickt. Was blieb nun übrig als eine Profession? Was dem Oheim als Mißgriff erschien, war ihm zugleich ein Fingerzeig, in der Wahl der Beschäftigung noch eine Stufe tiefer zu greifen[4]) und er schickte ihn zu einem Kupferstecher, einem „groben und heftigen Manne“. Rousseau fand an dem Handwerk, namentlich am Zeichnen, anfangs Wohlgefallen. Hatte er ja früher mit ähnlichen Fertigkeiten seine freie Zeit häufig ausgefüllt. Aber die Rücksichtslosigkeit der Behandlung von Seiten eines Meisters gewöhnlichen Schlages, das unterthänige Verhältnis und noch zwei andere Umstände trugen dazu bei, ihm alles zu verleiden. Da die natürlichen Verhältnisse überall dieselben sind, so erzeugt das Streben des jugendlichen Willens, Herrschaft zu erlangen, von selbst Erscheinungen, welche dem sogenannten Pennalismus verwandt sind. Die Dienste, welche Rousseau einem ältern Kameraden zu leisten hatten, bestanden im Entwenden und Verkaufen von Spargel

---

[1]) I. p. 12: Mon oncle, homme de plaisir ainsi que mon père.

[2]) Rousseau führt mit Recht darüber Klage. I. p. 14: Ainsi se perdoit en niaiseries le plus précieux temps de mon enfance avant qu'on ait décidé de ma déstination.

[3]) I. p. 12 ff.

[4]) Der Verkehr mit seinem Vetter und Freunde hörte später allmählich auf, weil die Eltern den Umgang eines Kindes „vom Stande“ mit einem Lehrjungen nicht dulden mochten. Il étoit, lui, un garçon ‚du haut‘; moi, chétif apprenti, je n'étois plus q'un enfant de ‚Saint-Gervais‘. I. p. 21. „Saint Gervais ist ein niedrig gelegenes und von Armen bewohntes Stadtviertel von Genf.“ Musset-Pathay a. a. O. p. 63.

aus dem mütterlichen Garten des letzteren.[1]) Es fiel ihm, wie er bemerkt, nicht ein, den Anstifter zu seinen gunsten aus dem Erlös zu besteuern.[2]) Aber die Fertigkeit hiezu war geübt, und das Obst seines Lehrherrn und anderes, wonach der Sinn stand, waren die nächsten Objekte, welche er zu seinen gunsten sich zueignete. Darunter gehörten, das Geld ausgenommen, wovon ihn nach seiner Versicherung die scheue Furcht, wie es verwendet werden solle, zurückhielt — verschlossene Zeichnungen, die er sich zu Nutzen machen wollte. Es läßt sich denken, daß die Härte der Behandlung, die er erfuhr, unter diesen Umständen sich steigern mußte. Er gewöhnte sich allmählich, die Strafe, wenn er ertappt wurde, als eine von den Mißhandlungen mit in den Kauf zu nehmen.[3]) Ein zweiter Umstand hängt mit seiner Vergangenheit und seiner geistigen Begabung zusammen. Sein Latein, seine Altertums- und Geschichtskenntnis sollten vergessen werden, aber das Metier vermochte auf die Länge so wenig sein geistiges Bedürfnis vollständig zu befriedigen, daß er nach einiger Zeit von selbst die Bibliothek einer berüchtigten Bücherverleiherin aufsuchte, um an „platten und faden Büchern" seinen geistigen Durst zu löschen und als die Sammlung durchstöbert war, wenigstens in der Einsamkeit die Situationen, in welche die Lektüre ihn versetzt hatte, sich noch einmal zu vergegenwärtigen.[4]) Diese Lesewut wurde eine neue Quelle von Mißhandlungen, die er erfahren mußte. Es bedurfte nur noch einer Veranlassung, um die Katastrophe herbeizuführen. Schon zweimal hatte er nach seinen Abendausgängen die Stadt bei verschlossenen Thoren erreicht, und da er bei der dritten ebenso späten Ankunft wußte, welcher Empfang ihn am andern Morgen erwartete, so kehrte er gar nicht mehr zurück und brach mit einer Umgebung, an die ihn nichts fesselte. Diese erste selbständige Handlung fällt in sein 15. Lebensjahr.[5])

---

[1]) Als in Deutschland der Pennalismus blühte, erhielt das den jungen „Füchsen" aufgetragene Stehlen den euphemistischen Ausdruck „schießen". Vgl. die Selbstbiographie des weiland ABC-„Schützen" Thomas Platter bei Raumer I. 413 ff.

[2]) I. p. 16.

[3]) I. p. 17: Bientôt, à force d'essuyer de mauvais traitemens j'y devins moins sensible; ils me parurent enfin une sorte de compensation du vol, qui me mettoit en droit de le continuer. Rousseau schrieb seine Umwandlung während seiner Lehrzeit einem „bedeutenden Hang zur Ausartung" (un grand penchant à dégénérer I. p. 15) zu. Sieht man von dem Geständnisse des Stehlens im elterlichen Hause ab, so ist die Willigkeit des Knaben ein ausreichender Erklärungsgrund. Um den einmal eingenommenen Standpunkt festzuhalten, sagt Rousseau I. p. 16: Ce sont presque toujours de bons sentimens mal dirigés qui font faire aux enfans le premier pas vers le mal.

[4]) I. p. 19 ff.

[5]) I. p. 20. Wenn sein Genfer Aufenthalt (s. oben) drei Jahre dauerte, so währte seine Lehrzeit ebenfalls drei Jahre.

Es kann dem Blicke dessen, der diese erste und wichtige Periode seines Lebens übersieht, nicht entgehen, daß mit Ausnahme des zweijährigen Aufenthalts in Bossey es Rousseau an einer geregelten und für ihn geeigneten Beschäftigung und Arbeit fehlte. Dieser Mangel, verbunden mit der von einiger Verzärtelung[1]) begleiteten frühzeitigen Einführung in eine romanhafte Welt, welche später aus eigenem Antriebe wieder aufgesucht wurde, bewirkten nicht nur, daß der Knabe in Spielereien mit dem andern Geschlechte geriet, welche um ein Jahrzehnt verfrüht waren, sondern sorgten auch dafür, daß ein romanhaft-sinnlicher Zug in ihm zur erworbenen Anlage wurde.[2]) Aber auch zu dem Gedanken treibt jene Übersicht den billig Denkenden, daß die geistige Kraft, welche in diesem Knaben schlummerte, von seiner gesamten Umgebung entweder nicht erkannt oder, wenn erkannt, unbekümmert einem wuchernden Emporblühen überlassen wurde. Von seinen Lehrherren abgesehen, schienen sein Vater und sein Oheim nicht so viel Zeit zu erübrigen, um noch der Pflichten zu gedenken, die sie dem Sohne und Neffen schuldig waren. Sogar Rousseau selbst hegt, trotzdem er uns von der „Lesewut" erzählt, die ihn als Lehrling ergriffen,[3]) die irrtümliche Meinung, das Leben eines Handwerkers würde ihn glücklich gemacht und seinen Geist gänzlich ausgefüllt haben.[4]) Von so gewöhnlicher Art war der, wenn auch an anhaltende Arbeit wenig gewöhnte und romanhafte Jüngling nicht, der es diesmal versuchte, mit 16 Jahren in die Welt zu gehen.

2. Kapitel. Irrfahrten der Jugend.

Die Unabhängigkeit war also frühzeitig genug errungen und mit ihr zugleich auf der einen Seite eine Quelle freier Entwicklung, auf der andern die Lust zu Abenteuern und Irrfahrten geschaffen. Die

---

[1]) Rousseau gesteht das mit einer Einschränkung zu. I. p. 4: Les enfans des rois ne sauroient être soignés avec plus de zèle que je le fus durant mes premiers ans idolâtré de tout ce qui m'entouroit, et toujours, ce qui est bien plus rare, traité en enfant chéri, jamais en enfant gâté.

[2]) Die beiden größten Werke seines reifen Mannesalters werden das später beweisen. Sie sind Romane. Einen näherliegenden Beweis liefern die Confessions selbst. Der romanhaft-sinnliche Zug ist es, welcher den „Bekenntnissen" überhaupt jenen prickelnden Reiz giebt, der zur Verbreitung des Buches so wesentlich beigetragen, und dafür giebt schon das erste Buch, welches unserm ersten Kapitel entspricht, Belege genug an die Hand. Nicht nur das Verhältnis mit den zwei Mädchen in Nyon erfährt eine genaue Beschreibung, auch der Reiz, den die 30jährige Lambercier auf die Empfindung des 9jährigen Knaben ausgeübt, wird zu schildern nicht vergessen, ja noch mehr: Rousseau will die Urheber seiner Tage dem Leser vorführen, und er erzählt uns ihr ehemaliges Liebesverhältnis mit seinen Hindernissen und Auflösungen. Vgl. livr. II. p. 39, livr. III p. 45.

[3]) I. p. 19: Ce goût (nämlich am Lesen) irrité par la contrainte devint passion, bientôt fureur.

[4]) I. p. 21 ff.

letztere hätte ihn viel stärker beherrscht, wenn nicht eine gewisse schamhafte Zurückhaltung und eine anfangs schüchterne, dann gefühlvolle Hingebung, — das will sagen, ein gewisser weiblicher Zug[1]) ihn genötigt hätte, leiser aufzutreten, bisweilen auf halbem Wege umzukehren. Ein Objekt für seine Wünsche erhielt er indessen in kürzerer Zeit als er es erwartet haben mochte. Rousseau kommt zum Pfarrer von Consignon in Savoien, de Pontverre, einem bigotten und glaubenseifrigen Manne.[2]) Ihn kümmern nicht die etwaigen Sorgen der Familie, welcher der Jüngling entlaufen war, er sieht in diesem nur das verlorene Schaf, welches in den Schoß der Kirche zurückzuführen seine Pflicht sei. „Gott ruft dich", sagt er zu ihm, „und gehe hin nach Annecy; daselbst wirst du eine liebe mildthätige Dame finden, welche die Wohlthaten des Königs in den Stand setzen, andere Seelen dem Irrtume zu entreißen, dem sie selbst entflohen ist".[3]) Es war die Frau von Warens, eine gutmütige, blühende und erst im 28. Jahre stehende Frau. Schon ihr ähnliches Schicksal — auch sie war nämlich als jugendliche Gattin aus der Schweiz den Ihrigen entflohen und hatte nach dem Glaubenswechsel eine ansehnliche Pension erhalten, — mußte ihre natürliche Teilnahme für Rousseau wecken, es bedurfte nur noch des empfänglichen Sinnes Rousseaus und seines Verlangens, einen Gegenstand für seine Wünsche zu besitzen, um die Sympathie zu einer gegenseitigen zu machen.[4]) Von einer Wahl zwischen der Rückkehr und dem Aufenthalte bei der Frau von Warens konnte augenblicklich keine

---

[1]) Rousseau liefert hierfür schon im ersten Buche der Konfessions zahlreiche Belege, wenn er auch diesen Zug selbst nicht ausdrücklich nennt. Im zweiten Buche (I. p. 23) sagt er jedoch, zum Beweise, wie weit er ihn an sich selbst beobachtet hatte: Ma faute en cela ressembloit à la coquetterie des honnêtes femmes, qui quelquefois, pour parvenir à leur fins, savent, sans rien permettre ni rien promettre, faire espérer plus qu'elles ne veulent tenir.

[2]) Er war Verfasser von Schmähschriften gegen die Pastoren von Genf a. a. O.

[3]) I. p. 23.

[4]) Rousseau nimmt, indem er vielleicht das später Empfundene mit dem ersten Zusammentreffen verbindet, zu einer mystischen „Sympathie der Seelen" als Erklärungsgrund seine Zuflucht. I. p. 25: Que ceux qui nient la sympathie des âmes expliquent, s'ils peuvent, comment, de la première entrevue, du premier mot, du premier regard, madame de Warens n'inspira, non-seulement le plus vif attachement, mais une confiance parfaite et qui ne s'est jamais démenti. Es waren der natürlichen Ursachen genug vorhanden, um die später sich entwickelnde Sympathie als Wirkung hervorzubringen. Rousseau sagt sogar weiterhin selbst (I. p. 29): Ma douce inquiétude avoit un objet qui la rendoit moins errante et fixoit mon imagination. Bei der Schilderung des ersten Zusammentreffens mit dieser Frau, welche auf sein Schicksal einen mächtigen Einfluß üben sollte, begegnet dem Leser der Konfessions eine von den Überschwenglichkeiten, auf welche der Leser Rousseauscher Schriften öfters stößt. Rousseau möchte die Stelle, wo er sie zum ersten Male sah und sprach, zum „Wallfahrtsorte der ganzen Menschheit" (hommages de toute la terre, I. p. 24) gemacht wissen.

Rede sein, und wenn es selbst einen Glaubenswechsel gelten sollte: „eine Religion, von solchen Sendboten gepredigt, muß ins Paradies führen.“ Sie ließ es zwar an Versuchen nicht fehlen, ihn zur Rückkehr zu bestimmen, aber ihre Umgebung und die Vorsicht, zu der sie ihre eigene Lage zwang, wirkten zum Zustandebringen des Entschlusses zusammen, daß er mit Hilfe eines bischöflichen Reisegeldes und zum Behufe der Vorbereitung für den Glaubenswechsel nach Turin reisen solle, — ein Glaubenswechsel, der bei seinem jugendlichen Alter und seiner reizbaren Natur aus den angegebenen Umständen erklärlich ist, aber ebendarum mit einer aus jugendlichem Leichtsinn hervorgegangenen Handlung große Ähnlichkeit hat.

Mittlerweile war sein Vater in Begleitung eines Freundes der Spur des verlorenen Sohnes nachgegangen und kam bis Annecy. „Diese Herren besuchten Madame de Warens und begnügten sich damit, mein Los mit ihr zu beweinen, anstatt mir nachzueilen und mich einzuholen, was ihnen sehr leicht geworden wäre, denn sie waren zu Pferde und ich zu Fuße.“ Diese schwerwiegende und, wie es scheint, noch nicht gehörig gewürdigte Thatsache ist allein schon geeignet, den Beweis zu liefern, daß Rousseau einen pflichtscheuen Vater hatte, der es über sich vermochte, den 16jährigen Sohn seinem Schicksal zu überlassen, statt dafür zu sorgen, daß eine zur festen Gewohnheit gewordene sittliche Richtung des Jünglings den Handlungen des Mannes Halt und Schutz hätte gewähren können.[1])

Rousseau begab sich, in Turin angekommen, sofort in das Hospiz für die Katechumenen, um länger als zwei Monate[2]) für den katholischen Glauben vorbereitet zu werden. Die mit erregter Empfänglichkeit[3]) aufgenommene Lektüre der Schriften Lesueurs in seiner Kindheit sowohl als ein gewisses ihm natürliches Feuer[4]) hatten ihm so viel Kenntnisse zugeführt und mochten ihm so viel Mut einflößen, daß, wie

[1]) Rousseau spricht zwar I. p. 27 von Rechtschaffenheit und Tugend seines Vaters auch bei dieser Gelegenheit (— über den hierbei sich offenbarenden Konflikt siehe 1. Kapitel), aber er teilt auch einen Erklärungsgrund mit: seinem wiederverheirateten Vater seien nämlich von seinem mütterlichen Erbgute während seiner Abwesenheit die Zinsen zugeflossen. Er fügt hinzu: in ihm habe sich daraus der Grundsatz entwickelt, solchen Lagen auszuweichen, welche unsere Pflichten mit unsern Interessen in Widerspruch setzen. Der Sohn erhielt, wie aus einem noch erhaltenen Briefe an seinen Vater aus dem Jahre 1732 hervorgeht (IV. p. 161—162), nach seiner Flucht weder Unterstützung (respektive Zinsen von seinem eigenen Vermögen) noch Briefe.

[2]) I. p. 35.

[3]) Die Romanlektüre war nämlich vorausgegangen. S. 1. Kapitel.

[4]) Rousseau nimmt als Ursache jugendliche Eitelkeit an, die doch wohl nur nebenher mit eingewirkt haben mag. I. p. 32: Bientôt ma vanité me dispensa de songer à ma resolution (nämlich katholisch zu werden).

er erzählt, er seinem Missionär disputierend entgegentreten konnte und den von diesem aufgeführten Citaten aus Augustin und Gregor andere aus seinem Lesueur geschöpfte Sätze derselben Kirchenväter gegenüber zu setzen wußte. Indessen der besseren Schulung und Routine seines Bekehrers gelang es, den jungen Kämpfer zu besiegen und die Vorbereitung so weit zu führen, daß er die Accessorien der Taufe empfangen konnte. Mit einem kleinen Taschengeld und der Erinnerung an früher ihm unbekannte sittenlose Bräuche[1]) verließ er das Hospiz, um die Unabhängigkeit nach diesem klösterlich abgeschiedenen Leben mit verdoppelter Freude zu genießen. Die Einfachheit des Lebens, mit welcher der Knabe in Genf und wohl auch im elterlichen Hause vertraut gemacht worden war, begann schon jetzt ihre Wirkung zu äußern: Rousseau wußte mit wenigem Haus zu halten und hatte die Vorsicht, bei seinen Ausgaben, „mehr nach seinem Beutel als nach seinem Geschmack" sich zu richten[2]). Das war um so nötiger, als seine Fertigkeit im Kupferstechen, welche es ihm möglich machte, die Anfertigung von Buchstaben oder Wappen auf Gerät in den Kaufläden von Turin anzutragen, ihm nur wenig Geld eintrug, und das Abenteuer mit einer jungen schönen Kaufmannsfrau, zu welchem das Anbieten seiner Fertigkeit den Anstoß gab, samt der Unterstützung, die er von ihr erfahren, durch die Eifersucht des Gemahls mit einer unfreundlichen Entfernung des jungen Galans ein frühes Ende fand.[3]) Er wurde nun Lakai einer gebildeten, namentlich in der französischen Litteratur bewanderten Gräfin, und sein Hauptgeschäft bestand darin, nach ihrem Diktate zu schreiben, ein Geschäft, welches drei Monate lang währte.[4]) Der eiserne Stoicismus, mit dem sie ihr schweres körperliches Leiden ertrug, scheint ihm ebenso imponiert, wie die versteckten Interessen der Bedientenwelt einen bleibenden, aber

---

[1]) Auf das Geschrei, welches Rousseau, nachdem er von einem Konvertiten insultiert worden war, erhob, erhielt nicht dieser, sondern Rousseau eine Strafpredigt. Der Mann mit solchem Takte hatte noch die Stirn zu sagen, qu'il n'y avoit de quoi s'irriter si fort pour avoir été trouvé aimable. I. p. 34. Rousseau hielt sich zwar, wie aus einer Bemerkung im vierten Buche (I. p. 78) hervorgeht, „unverhohlen und unbedenklich" zum katholischen Gottesdienste, aber er sagt uns nicht, ob er mit aufrichtiger Gesinnung zur katholischen Kirche übergetreten sei, sondern bemerkt im Gegenteile, er sei nach dem „Bedünken der Lehrer" (au gré de mes maîtres I. p. 34) als zur Taufe hinlänglich vorbereitet erachtet worden. So wenigstens urteilt — und vielleicht nicht unrichtig — Rousseau, als er seine Bekenntnisse schrieb, d. h. mehr als 40 Jahre nach dieser Bekehrung I. p. 42.

[2]) I. p. 36: Von der Einfachheit des Lebens im elterlichen Hause spricht Rousseau im ersten Buche der Konfess. zwar nicht, aber diese Vermutung liegt nahe, hingegen hebt er sie als eine Eigenschaft Lamberciers ausdrücklich hervor, I. p. 5. Von den einfachen Sitten in Genf, welche Voltaire durch seinen Einfluß verderbe, spricht Rousseau im 10. Buche. I. p. 286.

[3]) I. p. 36.

[4]) I. p. 41.

widrigen Eindruck in ihm zurückgelassen zu haben.[1]) Er verließ das Haus nach dem Tode der Gräfin mit dem Vorwurfe beladen, durch einen Diebstahl, den er begangen, ein braves Mädchen, welches er vor dem ganzen Hause desselben beschuldigte, unglücklich gemacht zu haben.[2])

Von der Lust, die nun folgende freie über einen Monat dauernde Zeit mit tollen Jugendstreichen[3]) auszufüllen, hielt ihn die Bekanntschaft mit einem jungen Abbé, namens Gaime, zurück, den er im Hause jener Gräfin kennen gelernt hatte und jetzt häufig besuchte. Die Gespräche über praktische Lebensweisheit und Religion, welche zu einem willkommenen Unterricht wurden, hatten ihn so tief ergriffen und blieben so lebhaft in seinem Gedächtnisse, daß er später, als er seinen „Emile" schrieb, bei Abfassung des „Glaubensbekenntnisses des savoischen Vikars"[4]) diesen Unterricht und diesen Mann als lebendigen Hintergrund sich dachte.[5]) Seine Besuche bei diesem Manne wurden auch dann noch fortgesetzt, als er mittlerweile im Hause eines Comte de Gouvon zum zweiten Male die Stelle eines Lakaien erhielt. Die fragmentarischen Kenntnisse, die er besaß, wurden in kurzer Zeit durch seine Geistesgewandtheit[6]) in ein so günstiges Licht gestellt, daß der Sohn und Abbé de Gouvon, der Geschmack an den schönen Wissenschaften und Umsicht in der italienischen Litteratur besaß, aus dem Herrn der Lehrer wurde und dem Lakaien-Schüler täglich Unterricht im Latein erteilte. Er wurde in die Lektüre des Phädrus und Virgil eingeführt und hatte außerdem Gelegenheit, wenn er nach dem Diktate zu schreiben oder zu

---

[1]) Rousseau sagt a. a. O: Je crois que j'éprouvai dès-lors ce jeu malin des intérêts cachés qui m'a traversé toute ma vie, et qui m'a donné une aversion bien naturelle pour l'ordre apparent qui les produit.

[2]) Der Diebstahl betraf ein „altes Stückchen Band in Rosenrot und Silber" (I. p. 42). Rousseaus Gewissensbisse darüber sind noch im Alter so groß, daß er in der Erleichterung, die ihm dieses Geständnis macht, sogar ein Motiv für die Abfassung der Konfessionen erblickt. I. p. 43. Je puis dire que la désir de m'en délivrer en quelque sorte a beaucoup contribué à la résolution que j'ai prise d'écrire mes confessions. Vgl. die Einleitung.

[3]) Einen erzählt Rousseau im Anfang des dritten Buches.

[4]) Siehe Emile, viertes Buch.

[5]) I. p. 46: L'on conçoit déjà que l'honnête M. Gaime est, du moins en grande partie, l'original du Vicaire savoyard. Ein zweites Vorbild s. unten. Von den religiösen Ansichten Gaimes teilt übrigens Rousseau hiebei nichts mit, wohl aber einige praktische Lebensregeln, wie: daß es ohne Weisheit kein wahres Glück gebe, daß die Herrschenden nicht weiser noch glücklicher wären, als die Beherrschten, daß wenn jedermann in den Herzen aller andern zu lesen vermöchte, mehr Menschen abwärts als aufwärts zu steigen wünschen würden (— eine Regel, die Rousseau „während seines ganzen Lebens von großem Nutzen gewesen sei") u. a.

[6]) Entscheidend war die treffende Auslegung der altfranzösischen Devise des Hauses, mit welcher er bei einem großen Diner die ganze Gesellschaft überraschte, I. p. 48.

kopieren hatte, Kenntnisse in der italienischen Litteratur sich zu erwerben.[1]) Die Sache schien den besten Fortgang nehmen zu wollen. Da besucht ihn ein alter Kamerad und lustiger Geselle aus Genf, der eben im Begriffe steht, nach Genf zurückzureisen. Es regt sich in ihm der Unabhängigkeitssinn, welcher seit der Flucht aus Genf nur genährt worden war, der jugendlich-unbekümmerte Sinn um die Zukunft tritt hinzu, und Rousseau läßt den Lehrer und das Haus, welches seine Zukunft bereits ins Auge gefaßt hatte, förmlich im Stich.[2]) So endigte sein Aufenthalt in Turin.[3])

Der Weg führte ihn nach Annecy zur Frau von Warens zurück, mit welcher er im brieflichen Verkehr geblieben war.[4]) Erinnert man sich, welche reichliche Nahrung das Spiel seiner Phantasie von den Tagen der Kindheit an erhalten hatte, wie wenig eine andauernde und für seinen Geist zugleich passende Beschäftigung in Turin und anderwärts ihm eine vorherrschende Richtung gegeben, nimmt man endlich die vorzeitig zu tage getretene Reizbarkeit für das andere Geschlecht hinzu, so kann es nicht zweifelhaft sein, welcherlei Wünsche vor andern in ihm erwachen, und, wenn sie Nahrung und Befriedigung finden, eine immer größere Stärke erlangen werden. Indessen nicht in gewöhnlicher Weise sind diese Wünsche von Rousseau gehegt und gepflegt worden. Es ist leicht zu sagen, das Band, welches den etwa 18jährigen[5]) Jüngling an diese Frau fesselte, seien ihre weiblichen Reize gewesen, und es ist ebenso unschwer hinzuzufügen, es habe, wenn Rousseau die Frau von Warens in Ermangelung eines natürlichen Ersatzes beständig „Mama“ nannte, dieses Wort eben nur vermöge der großen Selbsttäuschung Rousseaus auf die Länge der Zeit einen auch nur einigermaßen natürlichen Sinn behalten können; aber es wird dann leicht übersehen, welche Bedeutung die eigentümliche Art, in welcher dieses Verhältnis in Rousseaus Geiste sich darstellte und entwickelte, für sein ganzes Denken und Leben gewann. Die Auffassung dieses Verhältnisses als eines mütterlichen kann anfangs bei einem Unterschiede von 12 Jahren gerade in diesen Lebensjahren und unter diesen Umständen erklärlich erscheinen;

---

[1]) Rousseau widerspricht sich in der Beurteilung dieses Lehrers. Er sagt I. p. 49: Ma fonction de secrétaire (nämlich nach dem Diktate zu schreiben und zu kopieren) me fut plus utile que celle d'écolier; und weiterhin (I. p. 56) schätzt er doch seinen Unterricht hoch. M. l'abbé de Couvon, heißt es daselbst, m'avoit appris à lire (was sich offenbar auf den lateinischen Unterricht bezieht) moins avidement et avec plus de réflexion; la lecture me profitoit mieux.

[2]) Rousseau spricht I. p. 49—50 von „tollem Ehrgeiz“ und Mangel an Umgang mit Frauen, welche ihn bestimmt hätten, das Haus zu verlassen. Es dürfte sich hiermit verhalten, wie mit der Eitelkeit bei seiner Bekehrung.

[3]) Über die Dauer dieses Aufenthaltes siehe weiter unten.

[4]) I. p. 41 und 52.

[5]) Über diese Zeitbestimmung siehe weiter unten.

Rousseau suchte jedoch, wie die an diese Frau gerichteten und noch erhaltenen Briefe, vor allem aber die „Bekenntnisse" beweisen, dieser Auffassung auch dann noch getreu zu bleiben, als das Verhältnis längst nicht mehr diesen Namen verdiente. Unerfahren und noch erziehungsbedürftig, wie er war, wurde ihm die an Erfahrung überlegene und einen erziehenden Einfluß ausübende, dabei aber doch noch mit jugendlichem Reize geschmückte Frau zu einem Zwitterbild von Mutter und Geliebte. Die Geschlechtsliebe wird verhimmelt, indem sie den Beischmack des Mütterlichen und Heimatlichen erhält für den Obdachlosen, und eine Quelle ist eröffnet für die Charakterisierung der verschiedenen Nuancen einer idealisierten Geschlechtsliebe, an welcher Rousseau so unerschöpflich geworden ist.[1]) Wenn nur nicht die Verquickung von Ideal und Sinnlichkeit das Bild einer erträumten Glückseligkeit wäre! Wenn nur nicht gar zu sehr, falls das Streben nach solcher Glückseligkeit habituell wird, ein idealisierter sinnlicher Genuß ein unerreichbares, weil in sich widersprechendes Ziel wäre, welches für den darnach strebenden nur zu einer Quelle von Leiden wird![2]) In dem Verhältnisse Rousseaus mit der Frau von Warens haben jene Zwittergefühle, Verquickungen, Widersprüche und Leiden ihren Ursprung.

Der Umgang mit dieser Frau, bei welcher er Wohnung und Unterhalt erhielt, war gleich anfangs von der zärtlichsten Art, behielt jedoch das ganze Jahr hindurch, welches er jetzt bei ihr zubrachte[3]) eine unschuldige Gestalt, und Rousseau war dadurch, daß er einen Gegenstand besaß, der ihn bleibend fesselte, wenigstens vor irrem Herumschweifen und ärgeren Ausschweifungen gesichert. Die Frau von Warens, welche von weiblicher Zurückhaltung so weit emanzipiert war, um seine Zärtlichkeiten und Liebkosungen nicht unerwidert zu lassen, sorgte dafür, daß das Band nicht gelockert würde, war aber zugleich in Gedanken und in der That mit der Sorge um seine Zukunft eifrig beschäftigt. Sie schickte

---

[1]) Mit Beziehung auf die Frau von Warens sagt Rousseau I. p. 53: Je connois un autre sentiment, moins impétueux peut-être, mais plus délicieux mille fois, qui quelquefois est joint à l'amour, et qui souvent en est séparé. Ce sentiment n'est pas non plus l'amitié seule; il est plus voluptueux, plus tendre etc. Ungefähr ein Jahr später machte er einen vergnüglichen Landausflug mit zwei jungen Mädchen, und er spricht mit „entzückender Erinnerung" von den „so reinen und so wahren Freuden" (des plaisirs si purs et si vrais, I. p. 70) und bemerkt weiterhin (I. p. 71): L'innocence des moeurs a sa volupté, qui vaut bien l'autre.

[2]) Charakteristisch in dieser Beziehung ist der Ausspruch Rousseaus I. p. 78: Quand l'ardent désir de cette vie heureuse et douce qui me fuit et pour laquelle j'étois né vient enflammer mon imagination etc. Die „Neue Heloise" Rousseaus strebt ein solches sinnlich-ideales Leben an; ihre Idee beruht auf dem genannten Widerspruch. Vgl. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, 5. Aufl. II. 457.

[3]) I. p. 63.

ihn, nachdem er sich einige Zeit aus eigenem Antriebe mit französischer Litteratur[1]) befaßt hatte, zuerst auf den Rat eines ihrer Verwandten, ihn zum Dorfpfarrer ausbilden zu lassen, in das Seminar der Lazaristen, dann zu einem Musiker. Bei dem Unterricht im Seminar, welches ihn beim Betreten der Schwelle im Andenken an das Turiner Hospiz an einen Kerker erinnerte,[2]) wurde es Rousseau selbst offenbar, was durch seine ganze Vergangenheit bedingt war, daß er auf keinem andern als autodidaktischem Wege Lust zum Lernen in sich zu verspüren vermochte, und daß weder die Notwendigkeit lernen zu müssen ihm bekannt noch für die Gewöhnung, vermöge einer willkürlichen Aufmerksamkeit dem Geiste die Richtung der Worte des Lehrers zu geben, irgend welche Fürsorge getroffen worden war. Bei einem Jünglinge, dessen Phantasie von seinem 12. Jahre an und noch früher eine so große Entwicklung erfahren hatte, stand es also zu erwarten, daß er jedem Unterrichte eines Lehrers mit zerstreutem Sinn entgegenkommen werde.[3]) Trotz der Mühe und Geduld seines sanften Lehrers, Gâtier, dessen Sinnesart Rousseau bei Abfassung seines „Glaubensbekenntnisses des savoischen Vikars" ebenfalls vorschwebte und den zweiten lebendigen Hintergrund bildete,[4]) trotz des nicht ungünstigen Zeugnisses, welches derselbe dem

---

[1]) I. p. 56. Er las die Henriade, den Spectateur u. a.

[2]) Rousseau drückt sich eigentlich noch stärker aus. J'allai, sagt er I. p. 60, au séminaire commé j'aurois été au supplice.

[3]) Er scheint bei der Erklärung der Schwierigkeit, vom Lehrer etwas zu lernen, seine eigene Vergangenheit ganz vergessen zu haben und spricht nur von seiner Lust zur Unabhängigkeit als angeblichem Erklärungsgrund. Sein Geist ertrage keine Art von Joch. I. p. 61.

[4]) Von besonderen Lehren, die ihm Gâtier an die Hand gegeben habe, teilt Rousseau nichts mit, er erwähnt nur dessen späteres, mit den kirchlichen Satzungen wenig übereinstimmendes Leben. Hingegen weiß er bei dieser Gelegenheit drei wenig freundliche und ziemlich beißende Bemerkungen anzubringen, welche wahrscheinlich seine Verfolger nach der Veröffentlichung des Emil, die ja an jenem Glaubensbekenntnis des savoischen Vikars den eigentlichen Anstoß nahmen, treffen sollen und nicht wenig dazu beigetragen haben mögen, daß Orthodoxe und Wundergläubige in Rousseau auch nach seinem Tode einen so grimmigen Feind erblickten. Fürs erste bemerkt er nach seinem Scheiden aus dem Seminar: man habe ihn als ein „Subjekt entlassen, welches nicht einmal zu einem Priester taugte" (I. p. 62). Die zweite Bemerkung, welche sich auf Gâtier bezieht, der später als Diakonus durch ein Verhältnis mit einem Mädchen sich kompromittiert hatte, mag im Texte angeführt werden. Les prêtres, en bonne règle, ne doivent faire des enfans qu'à des femmes mariées. Pour avoir manqué à cette loi de convenance, il fut mis en prison, diffamé, chassé (I. p. 61). Die dritte Bemerkung steht zwar mit Gâtier und der in Rede stehenden Zeit in keinem Zusammenhange, er glaubte sie aber doch gerade hier äußern zu müssen, weil er sich jetzt eines Attestes erinnert, welches er im Jahre 1742 zum Behufe der Beatifikation des Bischofs Bernex von Annecy (wiederabgedruckt III. p. 285 ff.) deshalb ausgestellt hatte, weil er Zeuge war, wie bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst und bei dem Gebete des Bischofs der Wind eine andere Richtung nahm und das Feuer keine weiteren Verheerungen anstellte. Sie lautet (I. p. 62): „Übel that ich, daß ich diesen

ihm anvertrauten Eleven ausstellte, wurde doch in kurzer Zeit wegen der geringen Fortschritte, die Rousseau im Latein machte, der Plan einer theologischen Karriere wieder aufgegeben. Etwas anderes hatte der junge Autodidakt in den freien Seminarstunden gelernt: ein Recitativ und eine Arie aus Clerambaults Kantaten fehlerlos lesen und singen. Dies war für seine Freundin und Erzieherin ein Wink, mit Rousseau die musikalische Laufbahn zu versuchen. Wirklich lebte er „in der größten Ruhe und Stille" ein halbes Jahr hindurch bei dem Chormeister von Annecy, mit Musik beschäftigt, als ein auf der Reise begriffener französischer Musik-Abenteurer in ähnlicher Weise ihn zu fesseln begann, wie der Genfer Kamerad in Turin. Die sorgliche Frau von Warens schickte Rousseau, um ihn aus dieser Umgebung zu reißen, mit seinem Meister, der Annecy verließ, nach Frankreich. Nach kurzer Zeit kehrt er von Lyon zurück und findet die Frau von Warens nicht mehr daheim. Sie war nach Paris gereist.

Die Zeit des ruhigen Verweilens und ernsten Sammelns, verbunden mit einer angemessenen Beschäftigung, deren Rousseau nach den bisherigen Irrungen längst bedurfte, mußte abermals einer Periode von ungefähr anderthalbjähriger Dauer[1]) weichen, welche an Erlebnissen und Abenteuern so reich, des unstäten Hin- und Herwanderns so voll war, daß sich ein Teil davon in seiner Erinnerung später verwischte.[2]) Anderseits hatte diese Periode für ihn ungeahnte Vorteile.

Nach vergeblichem Bemühen, Nachricht von seiner Beschützerin zu erlangen, nahm er, von seiner Notlage gedrängt, die Einladung ihrer Kammerfrau an, diese in ihre Heimat nach Freiburg zu begleiten. Der Weg führt ihn über Nyon, wo sein Vater weilt, den er seit der Flucht von Genf zum ersten Male wiedersieht. Der Vater gab dem Sohne einige Lehren, „fand sich aber nicht einmal versucht dazu, ihn mit Gewalt zurückzuhalten."[3]) Von Freiburg geht Rousseau nach Lausanne und tritt, noch selbst ein lernbedürftiger Musiker, als Musiklehrer auf; er wagt es sogar, als hätte er nicht eine sechsmonatliche, sondern

---

Vorgang für ein Wunder ausgab. Ich hatte den Bischof beten sehen und hatte den Wind, während er betete, umschlagen sehen, und wirklich, als es gerade die höchste Zeit war: das ist alles, was ich sagen und attestieren konnte; daß aber das letztere eine Wirkung des ersteren war, das mußte ich nicht attestieren, weil ich es nicht wissen konnte." Vgl. p. 96. 118.

[1]) Siehe unten.

[2]) Diese Periode bildet den Inhalt des vierten Buches. Rousseau sagt am Ende des dritten, mit Beziehung hierauf: De tout ce que j'ai dit à présent, il en est resté quelques traces dans tous les lieux où j'ai vécu, mais ce que j'ai à dire dans le Livre suivant, est presque entièrement ignoré.

[3]) I. p. 74: Du reste il n'eut pas même la tentation de me retenir de force. Rousseau nennt ihn trotz alledem einen „guten" Vater. Siehe den Anfang dieses Kapitels.

eine sechsjährige Schulung erfahren, unter dem Pseudonym Vaussore de Villeneuve als Komponist aufzutreten und sein Konzertstück zu dirigieren, — freilich nicht, um besonderen Ruhm zu ernten. Der geringe Erfolg und die noch geringeren Einnahmen erlauben ihm nicht, Lausanne zum bleibenden Aufenthaltsorte zu machen. Er geht nach Neufchatel, lehrend und lernend mit Musik beschäftigt. Der Zufall fügt es, daß er nach mehreren Monaten mit dem Archimandriten von Jerusalem, der wegen einer Kollekte zur Wiederherstellung des heiligen Grabes in Jerusalem Europa durchreist, bekannt wird, und so durchreist er, der italienischen und französischen Sprache mächtig, als dessen Dolmetsch mit ihm die Hauptorte der Schweiz,[1]) bis der französische Gesandte in Solothurn ihn von diesem Posten zu trennen und zu bestimmen weiß, als Begleiter des Neffen eines seiner in Paris lebenden Freunde nach der französischen Hauptstadt zu gehen. Rousseau folgt willig auch diesem Vorschlage. Er macht die Reise nach Paris zu Fuß, und, da die neue Lage ihm ebenso wenig behagte wie ihre Umgebung, wieder zu Fuß zurück bis nach Lyon. Hier erfährt er, während seine Not am größten ist,[2]) den Aufenthalt der Frau von Warens, welchen er in der Zwischenzeit trotz alles Bemühens nicht hatte ausfindig machen können,[3]) und eilte sofort zu ihr nach Chamberi, etwa im Herbste 1732.[4])

Diese Nachricht war erwünscht, denn sie befreite ihn von seiner Not, und sie war willkommen, denn nach einem mehr als vierjährigen unstäten Leben und Wandern bedurfte die bunte Welt der empfangenen

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit hielt Rousseau in Bern vor dem versammelten Senate die erste und einzige öffentliche Rede. I. p. 80.

[2]) Er war schon genötigt, unter freiem Himmel zu schlafen. I. p. 86.

[3]) Rousseau hatte von der Schweiz und von Paris aus vergebens Erkundigungen eingezogen I. p. 77 und 82.

[4]) Dieser Zeitpunkt geht aus dem im Anfang des fünften Buches Angegebenen hervor. Denn im Herbste dieses Jahres stand Rousseau im 21. Lebensjahre. Über die Zeit der einzelnen Abschnitte der ganzen in diesem Kapitel behandelten Periode, welche im zweiten, dritten und vierten Buch der Konfess. geschildert wird, lassen sich, da später im Gedächtnisse Rousseaus sich vieles verwischte (siehe oben), nur Vermutungen aufstellen. Das Wahrscheinlichste scheint mir etwa folgendes zu sein. Rousseau sagt zwar, da er seine Vorbereitungen zur Abreise von Turin erzählt: Croiroit-on qu'à près de dix neuf ans on puisse fonder sur une fiole vide la subsistance du reste de ses jours? (I. p. 51), aber die Angaben, die er über die Dauer des Verweilens in den verschiedenen Häusern macht, betragen zusammen nur etwa acht Monate. Dazu kommt die Zeitangabe in dem oben erwähnten Atteste. Es ist also wahrscheinlich, daß sein Aufenthalt in Turin nicht drei Jahre, denn 1728 reiste er als 16jähriger Jüngling dahin, sondern nur die Hälfte so lang dauerte und Rousseau nach Annecy im 18. Jahre zurückkehrte, d. h. im September 1729. Sein nunmehriger Aufenthalt währte etwa sechs Monate länger als ein Jahr, nämlich bis Ostern 1731, und sein Herumwandern in der Schweiz und in Frankreich bis zum Herbste 1732, so daß jeder von den drei Abschnitten dieser Periode eine ungefähr anderthalbjährige Dauer hätte. S. Eugène Ritter, La famille de Jean-Jaques. Genève 1878 p. 29.

Eindrücke einer Konsolidierung. Aber man würde doch irren, wenn man diese ganze Periode für seine Entwicklung als eine lediglich nachteilige betrachten wollte. Ja, der letzte, unstäteste Teil dieser Periode (von der Abreise Rousseaus nach Freiburg) spielt, wenn es gilt, von Vorteilen zu sprechen, nicht die unbedeutendste Rolle. Daß die Not eine Schule tüchtiger Männer ist, das ist eine bekannte und oft wiederholte Bemerkung. Rousseau empfand ihren Druck in einer Epoche seines Lebens, da er noch Mut genug besaß, um sie zu ertragen, und Kraft genug, um sie zu überwinden. Sie spornte ihn, auf seinem autodidaktischen Wege fortzuschreiten und stählte ihn, den Mangel an Befriedigungen entbehrlicher Bedürfnisse ertragen zu lernen. Die Einfachheit des Lebens während seiner Kindheit trug hiebei in Turin und Lyon und anderwärts wiederholt seine Früchte.[1]) Seine geistige Ausbildung erfuhr freilich in dieser ganzen Periode des jugendlichen unabhängigen Herumschweifens keine besondere Pflege. Abgebrochene Ansätze, wechselnde Versuche, — das ist alles, was für sie geschieht. Sollte aber der Reichtum an Erlebnissen, mit welchem die Periode ausgefüllt ist, nicht doch auch seine Vorteile haben? Die Werke seines reifen Mannesalters liefern die Beweise. Wenn die Sorgen eine verfügbare Zeit ihm übrig ließen, so eilte er allein in die freie Natur oder machte größere Ausflüge.[2]) Dieser Anfang bewirkte, daß er später die Reise nach Paris zu Fuß unternahm. Welches Feld der Träume öffnete sich da bei einem romanhaften Jüngling[3]) und geweckten Geiste, wenn er in der Einsamkeit sich seinen Bildern überließ! In idyllischer Einfachheit, umgeben von den Gestalten bekannter und unbekannter Frauenherzen, formten sich diese Bilder zu plastischer Abgeschlossenheit,[4]) und der ohnehin gefühlswarme, sentimentale Jüngling schloß sich mit einer Innigkeit an dieselbe an, als wäre der Traum ein Leben. Der freie, immer klarer zum Bewußtsein kommende Sinn für Unabhängigkeit schien mit der Höhe der Alpen, die er vor Augen sah, über die niedrigen Hügel menschlicher Unter-

---

[1]) Wenn Rousseau in Lyon „dürr wie ein Stock“ (I. p. 87) war, im Freien schlief, dann ist sein Ausspruch, er habe immer lieber gelitten als Schulden gemacht (I. p. 86), kein leeres Wort.

[2]) I. p. 79: Les dimanches et les jours où j'étois libre, j'allois courir les campagnes et les bois des environs, toujours errant, rêvant, soupirant. Wer da weiß, daß Naturgenuß zu den edleren Erholungsfreuden gehört, und nicht vergißt, daß die Mußestunden des Mannes wie des Knaben einen viel tiefern Einblick in ihr Inneres gestatten, als die Zeit ihrer pflichtgemäßen Arbeit, der wird das Gewicht jener Naturfreuden nicht unterschätzen.

[3]) Die in der Kindheit gelesenen Romane offenbarten auch damals ihre Nachwirkung. Ein in jener Zeit gelesener Roman war die Ursache, daß er in Lyon nach dem Schauplatz der Astrée sich erkundigte. I. p. 85.

[4]) Von Lausanne aus machte er Ausflüge nach Vevey am Genfersee, dem Geburtsorte der Frau von Warens, zugleich dem Wohnorte der Helden seiner „Neuen Heloise“ I. p. 78.

thänigkeitsverhältnisse ihn emporzutragen.[1]) Rousseau schätzt die Menge dessen, was damals seine Phantasie und sein Denken belebte, noch in seinem Alter so hoch, daß er sagt, 10 Bände täglich hätten nicht hingereicht, um sie zu fassen.[2]) Solch wucherndes Phantasieren war freilich von methodischer Schulung so weit als möglich entfernt, aber wenn Rousseau die Vorteile derselben entgingen, so war und blieb er auch von ihren Nachteilen frei. Er hatte keinen Schulstaub abzuschütteln, keine angewöhnten und unverstandenen Kategorien gewaltsam herauszureißen, keinen anerlernten Phrasenprunk mühsam zu entfernen.[3]) Was er später schrieb, stützt sich auf seine eigenen Erlebnisse. Nicht bloß den Aufenthaltsort der Helden seiner neuen Heloise hatte er besucht und in Träumen versunken durchwandert, auch in seinem Vortrage der Naturreligion lebt die Erinnerung an Gaime und Gatier. In diesem lebendigen Hintergrunde liegt einer von den wesentlichen Gründen, warum später Rousseaus Schriften auf ein keineswegs gewöhnliches Publikum einen so fesselnden und packenden Eindruck zu machen imstande waren, und das Studium seiner Bekenntnisse führt zur Erkenntnis der Ursachen, welche bewirkten, daß die Werke des reifen Mannesalters einen so fesselnden Eindruck gemacht haben. Es kommt kein leeres Wortgerippe zu tage, wenn die Eingebungen an dem Fleisch und Blut innerer Erlebnisse haften, und jene Periode, wenn auch nicht ausschließlich, sie legt es klar vor Augen, daß seine spätern Eingebungen aus einer Lebenswurzel stammten.

3. Kapitel. Studien.

Mit seiner Ankunft in Chambery war allem irren Herumschweifen ein Ende gemacht und die Furcht vor einer neuen Notlage entfernt.

---

[1]) In dem schon erwähnten und aus dem Jahre 1732 herrührenden Briefe Rousseaus an seinen Vater findet sich bereits der Satz (IV. p. 162): C'est que j'estime mieux une obscure liberté qu'un esclavage brillant.

[2]) I. p. 84. Vorher bemerkt Rousseau (I. p. 83): Jamais je n'ai tant pensé, tant existé, tant vécu, tant été moi, si j'ose ainsi dire, que dans ceux que j'ai faits seul et à pied; und weiterhin heißt es: On a, dit'on, trouvé de tout cela dans mes ouvrages, quoique écrits vers le déclin de mes ans. Bezüglich der „zehn Bände täglich“ vgl. den Anfang dieses Kapitels.

[3]) Wenn nach einem alten Wort Kleineres mit Größerem verglichen werden darf, so ist ein Wort Goethes über Amerika hier am Orte:

Amerika, du hast es besser,
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser,
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern,
Und vergeblicher Streit.

Ein achtjähriger [1]) Aufenthalt daselbst gab ihm Gelegenheit, seinem Geiste diejenige ernstere Ausbildung zu verschaffen, deren er bedurfte, und ließ seinem Charakter Zeit, eine Form anzunehmen, deren stärkere Ausprägung gerade in diese Lebensjahre fällt. Jedoch nicht allsogleich mit seiner Ankunft wurde der Anfang damit gemacht. Eine geraume Zeit verging unter Versuchen und wechselnden Beschäftigungen, unter nützlichen und zwecklosen Bemühungen,[2]) bis auf den Anstoß äußerer Umstände mit größerem Ernste und wachsendem Interesse diejenige Beschäftigung ergriffen wurde, welche sein eigentliches Lebenselement bleiben und den Kern seiner spätern Thätigkeit und Bedeutung ausmachen sollte. Es wäre auch wunderbar gewesen, wenn die Ruhe und Sammlung für ernste und anhaltende Studien sogleich eingetreten wäre. Wer einen so bunten Wechsel eines so abenteuerlichen Lebens erfahren, wie Rousseau in seiner Jugend, wer so viel Zeit der sehnsüchtigen Schwärmerei geopfert und unter erregter Gemütsverfassung zugebracht hat, der hat zu viel der aufgeregten Massen in seinem Innern erzeugt, als daß es möglich wäre, vor der Zeit ihres zur Ruhe gekommenen Zustandes die Schritte unmittelbar zu einer der ruhigen Sammlung bedürftigen Thätigkeit hinzulenken.

Die Frau von Warens hatte schon dafür gesorgt, daß Rousseau unmittelbar nach seiner Ankunft die Stellung eines Schreibers (Secrétaire) bei der vom König von Sardinien angeordneten Aufstellung eines allgemeinen Katasters des ganzen Landes erhielt[3].) Fast zwei Jahre hindurch[4]) war er acht Stunden täglich an die „widerwärtigste Arbeit in Gesellschaft von noch widerwärtigeren Leuten“ gekettet und in ein „trübseliges Bureau“ eingeschlossen.[5]) Der romanhafte Jüngling müßte nicht mehr romanhaft sein, wenn diese Ausdrücke der Bekenntnisse nicht seiner natürlichen Empfindung in damaliger Zeit entsprächen. Nichtsdestoweniger zog seine innerlich immer fortarbeitende Natur aus dieser seinen Wünschen so wenig zusagenden Stellung einen Vorteil: er übte sich eine Zeit lang in den freien Stunden zum Behufe der Erlangung größerer Gewandtheit in seinem Berufsgeschäfte aus eigenem Antriebe und mit Hilfe von Lehrbüchern der Arithmetik im angewandten Rechnen.[6]) Aber im Hause der Frau von Warens selbst gab es Anlässe genug, um die Vorliebe für jene Beschäftigung auf ein immer geringeres Maß herabzusetzen. Dort gab es Bücher und Konzerte. Für französische

---

[1]) I. p. 92. Rousseau kam im Herbst 1732 an und ging im Frühling 1740 nach Lyon. Außerdem kommen zeitweilige kurze Reisen von diesen acht Jahren in Abrechnung.

[2]) Sie bilden den Inhalt des 5. Buches der Konfessions.

[3]) I. p. 89. — [4]) I. p. 97. — [5]) a. a. O.

[6]) I. p. 92: Rousseau bemerkt hiebei: Je l'appris bien, car je l'appris seul.

Litteratur,[1]) die ihn anzog, war seine Liebe schon früher geweckt worden,[2]) und an die Musik fesselte ihn eine so schwärmerische Hingebung, daß er seine Stellung aufzugeben gedachte. Die ohnedies für Musik eingenommene Frau von Warens gab endlich ihre Zustimmung, daß er dieselbe mit der Stellung eines Singlehrers vertausche,[3]) ein Tausch, der um so leichter zu ertragen war, als die neue Einnahmsquelle seinen frühern Schreibergehalt mehr als ersetzte und das Ende einer lästigen Beschäftigung erreicht war. Aus einem königlichen Beamten war also wieder ein fahrender Musikus[4]) geworden, — noch dazu ein Musikus ohne gründliche Studien,[5]) ein dilettantischer Schwärmer. Etwas Seltenes ist es freilich nicht, daß gerade diese Kunst, weil sie die Gemüter zu ergreifen weiß, ohne daß dieselben eine eingehende Kenntnis ihr entgegenbringen müssen, den Reiz ausübt, sich mit ihr zu beschäftigen. In Rousseau fand sie noch dazu einen günstigeren Boden als gewöhnlich. Die Kindheit ist damit vertraut gemacht,[6]) die Jugend, voll von romantischen Träumen, sucht auch dem Unsagbaren Worte zu leihen,[7]) ein Herz, welches gefühlswarm ist bis zur Sentimentalität: da dürfte wohl die Musik als ein herrliches Feld erscheinen und geeignet genug, für alles dies eine Sprache zu reden! Der durch frühere Praxis gewachsene Mut des Autodidakten wird schon das Übrige thun, die mangelnde Kenntnis im Lehren zu lernen, von den prächtigen Gelegenheiten gar nicht zu reden, die eine solche Stellung von selbst entgegenträgt, in schöne Zirkel und weibliche Herzen Eingang zu finden.

Der letztere Umstand hätte bei dem Grade von Reizbarkeit, welchen Rousseau besaß, ihm leicht eine neue Quelle von Zerstreuungen werden können, statt Früchte einer musizierenden Praxis zu sammeln. Indessen blieb er diesmal vor neuen Irrungen der Phantasie verschont, und die Vermutung hat eigentlich keinen großen Spielraum, auf welche Frau seine Wahl fallen dürfe, denn er brauchte ja nicht in der Ferne zu suchen, was ihm so nahe war. Seine bisherige Freundin und Erzieherin wurde

---

[1]) I. p. 94. — [2]) Siehe 2. Kapitel.

[3]) I. p. 96.

[4]) Wie wenig dieser Beruf damals in Ansehen stand, dafür giebt Rousseau selbst Belege an die Hand. Bei Erwähnung eines Streites des Chormeisters von Annecy mit seinen geistlichen Oberen sagt er von diesen am Ende des 3. Buches (I. p. 65), daß sie jenen „sehr von oben herab" (avec assez de hauteur) behandelten; und in einem Briefe vom 29. Juni 1735 (IV. p. 166) sagt er von sich selbst, er wolle nicht in Besançon bleiben und für einen bloßen Musiker gelten, was ihm für die Folge viel schaden würde. Es dauerte überhaupt noch lange — man denke nur an die Behandlung, welche Mozart unter dem Erzbischof von Salzburg erfuhr — ehe der Stand der Musiker im Ansehen der Leute stieg.

[5]) Sie wurden erst einige Zeit später in Angriff genommen. S. unten.

[6]) S. 1. Kapitel.

[7]) I. p. 53. 70. 78.

seine Geliebte. Gutmütig wie er,[1] aber zugleich schwach,[2] dabei leichtsinnig,[3] suchte sie den Jüngling vollständig an sich zu fesseln.[4] Der Ehrgeiz mochte das Übrige thun, um die Verbindung mit einem solchen Manne innig zu machen; denn durch ihre Bildung und ihren schnellen Frauenblick hatte sie sich längst über das abfällige Urteil von Verwandten und Bekannten[5] hinwegzusetzen gewußt und mit Rousseaus Zukunft große Pläne zu verknüpfen sich gewöhnt.[6] Die Veränderung dieses Verhältnisses war bei einem Manne etwas Natürliches, welcher, der natürlichen Entwickelung überhaupt vollständig preisgegeben, den stärksten Eindrücken zu folgen sich gewöhnt. Und die stärksten Eindrücke sind bekanntlich nicht immer die besten. Leider sollte dieses veränderte Verhältnis auf seine Denkungs- und Handlungsweise auch in viel späterer Zeit eine nicht gerade günstige Nachwirkung ausüben. Die Weise des gegenseitigen Entgegenkommens und zum Teil auch der Behandlung blieb gerade wie vordem.[7] Für das Auge des Fremden hatte sich nichts ereignet. Dafür gewann jenes Zwitterbild von Mutter und Geliebte nach solchem Erlebnis einen ganz andern und festern Bestand, als es früher infolge bloßer phantastischer Träume gehabt hatte.[8]

---

[1]) Rousseau hatte z. B. aus Sorge für die Zukunft der Frau von Warens (siehe Anm. 6 unten) eine Sparbüchse angelegt, deren Betrag sie, wenn sie dieselbe ausfindig machte, wieder zu seinen Gunsten verwendete. I. p. 107.

[2]) Sie hatte, was auch Rousseau aufbieten mag, um ihren Charakter schön zu malen, einen Mann nach dem andern, mit dem sie einen unehelichen Umgang pflegte, und im Anfang ihres Umgangs mit Rousseau zu gleicher Zeit noch einen zweiten. Vgl. weiter unten.

[3]) Von der Menge ihrer Projekte (z. B. in Chambery einen königlichen Pflanzengarten in Verbindung mit einem pharmaceutischen Kursus anzulegen, I. p. 105), welche sie in immer größere Schulden und im Alter ins Elend stürzten, spricht Rousseau wiederholt.

[4]) Rousseau schreibt sich bei dieser Gelegenheit in den Bekenntnissen die Rolle der blöden Schüchternheit zu. Allerdings war die um 12 Jahre ältere Frau nach allem, was Rousseau von ihr mitteilt, so weit emanzipiert, daß es von seiner Seite überflüssig war, den ersten Schritt zu thun.

[5]) Siehe 2. Kapitel. I. p. 96.

[6]) Er sagt geradezu (a. a. O.): (elle) ne formoit que des projets magnifiques. Auch jene Kaufmannsfrau in Turin hatte geäußert, es wäre sehr schade, wenn er bei so vielem Geiste nichts weiter als ein Kommis würde. I. p. 39.

[7]) Vgl. oben das 2. Kapitel. Rousseau sagt bei dieser Gelegenheit, I. p. 101: La longue habitude de vivre ensemble et d'y vivre innocemment, loin d'affoiblir mes sentimens pour elle, les avoit renforcés, mais leur avoit en même temps donné un autre tournure qui les rendoit plus affectueux, plus tendres peutêtre, mais moins sensuels. A force de l'appeler maman, à force d'user avec elle de la familiarité d'un fils, je m'étois accoutumé à me regarder comme tel. Auch in seinen Briefen aus den vierziger Jahren, d. h. aus einer Zeit, da er sich längst von ihr getrennt hatte, ist „maman" stehender Ausdruck. Diese Vermengung trägt übrigens dazu bei, daß die Lektüre gerade des 5. Buches der Konfessions einen widerwärtigen Eindruck macht.

[8]) Nach I. p. 136 sagte sie zu ihm: petit „Kleiner".

Nicht bloß durch zärtlichen Umgang sollte das Bild der Geschlechtsliebe eine idealisierte Gestalt annehmen: auch der Beischmack des Freundschaftlichen, Mütterlichen muß in enge Verbindung mit derselben gesetzt werden. Da mußte eine ganz eigentümliche, Rousseausche, aber freilich an innerem Widerstreit kränkelnde Art von Geschlechtsliebe sich entwickeln und zum bleibenden Bestandteil seiner Anschauung werden. Was aber das Wichtigste ist und auf seine spätere Handlungsweise einen gar nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt hat, so lernte Rousseau im Zusammenleben mit der kinderlosen [1]) Frau von Warens das Vergnügen des geschlechtlichen Umgangs genießen, ohne die Pflichten der Ehe damit zu verbinden.

Indessen fehlte doch viel, daß seine Wünsche mit der Befriedigung zur Ruhe gekommen wären. Das ist schon nach dem natürlichen Laufe undenkbar, aber noch viel weniger bei einer romanhaften Phantasie zu erwarten. Ihre Schönmalerei, ihr weiter Flug vergällten ihm selbst den Genuß, [2]) wenn in der Erinnerung Vergleichungen mit der Wirklichkeit entstanden. Er hätte überrascht werden sollen und ward enttäuscht. Das war eine neue Quelle innerer Unruhe. Hierzu kamen noch äußere Anlässe, um dieselbe eine Zeit lang in einen gährenden Zustand zu versetzen. Die vielen Projekte der Frau von Warens führten mit Ausnahme einer einzigen nach Besançon zum Behufe der musikalischen Ausbildung unternommenen Reise [3]) zu nutzlosem Herumwandern und einem „ziemlich unstäten Leben".[4]) Da konnten die bedeutenderen oder unbedeutenderen Beschäftigungen, welche in die Zwischenzeit fielen, für seine Entwicklung von keinem besonderen Belange sein. Nur das Studium des Traité de l'Harmonie von Rameau verdient als lobenswerte Ausnahme genannt zu werden. [5]) Indessen wenn nur diese dazwischenfallenden Beschäftigungen einem ruhigen Studium geglichen hätten! Kaum hatte er einen Gegenstand getroffen, der ihn anzog, so wurde er ihm nicht Objekt ruhiger Betrachtung, sondern Gegenstand heftigen Begehrens, der mit wachsender Erregtheit leidenschaftlich ergriffen wird. Um das Schachspiel in kürzester Zeit zu erlernen, Noten zu kopieren, durchwachte er ganze Nächte. Ein so krankhafter Zustand konnte nicht lange währen, und die nun wirklich eintretende lebensgefährliche [6]) Krankheit hatte, nachdem er

---

[1]) I. p. 24.

[2]) Rousseau drückte dies so aus: Wenn ich eine Frau hatte, waren meine Sinne beruhigt, mein Herz nie. I. p. 113.

[3]) I. p. 107. Die Rückreise wurde in kurzer Zeit wahrscheinlich deshalb angetreten, weil nach einem Briefe aus Besançon (IV. 166) der Musikmeister an der dortigen Kathedrale nach Paris reiste. Der Darstellung in den Konfess. scheint ein Gedächtnisfehler zugrunde zu liegen.

[4]) I. p. 111.

[5]) I. p. 108. Nach langer Mühe brachte er es dahin, den Mann, der in der Geschichte der Musik einen ehrenvollen Platz einnimmt, zu verstehen.

[6]) Rousseau macht wenigstens sein Testament.

lich überstanden, die Wirkung, daß sie einen Umschwung in seiner Lebensweise herbeiführte.

Zur Erholung wurde ein Landsitz in der Nähe von Chambery, Les Charmettes, gemietet, und hier fand er Ruhe, um an ernstere Studien zu gehen.[1]) Es war auch Zeit, daß nach so vielen Anfängen und Versuchen, die gemacht worden waren, um ihm zu Bruchstücken zu verhelfen, eine strengere Arbeit an die Stelle des bloßen Naschens trat. Es wäre jedoch ein zu hartes Urteil, wenn jemand sagen wollte, alles, was und wie viel Rousseau bisher getrieben, sei ein bloßer Anfang. Übung und Unterricht hatten ihm in der Musik Fertigkeit und mit dem Verständnis Rameaus auch Einsicht in ihr theoretisches Gefüge verschafft; die häufigen Gelegenheiten, die sich dargeboten hatten, mit Litteratur bekannt zu werden, bewirkten, daß Rousseau, wie seine Briefe aus damaliger Zeit beweisen, mit dem Ernste einer bedächtigen Überlegung eine ziemliche Gewandtheit des Gedankenausdrucks und Stils zu verbinden verstand.[2]) Was ihm aber auf andern Gebieten an Vorübungen abging, das ward ihm durch Dispositionen ersetzt, welche nur dazusein schienen, um die Arbeit der Studien so intensiv als möglich zu machen. Krankheit ist zwar sonst kein Mittel, welches geistige Anstrengung begünstigt oder anhaltende Früchte derselben zeitigt, aber Rousseaus verminderter Gesundheitszustand hatte das Gute, daß er ihn zu einer sitzenden Beschäftigung drängte und dem bunten Vielerlei seiner überquellenden und nutzloser Zerstreuung entgegeneilenden Phantasie eine willkommene Schranke gesetzt wurde. Die Rührigkeit des Geistes, welche Rousseau besaß, ist ebenfalls kein ungünstiges Vorzeichen. Dem Müßiggange Feind, wie sie ihrer Natur nach ist, verschaffte sie durch frühzeitig gesuchte Abwechslung in der Beschäftigung[3]) dem Geiste die Fähigkeit, die Zeit so viel als möglich auszunützen. Nimmt man noch hinzu seine große geistige Begabung, seine von früher Jugendzeit an genährte Gewohnheit, das einmal Begonnene mit förmlicher Wut zu verfolgen,[4]) seinen reichen Erfahrungskreis, der die aus Büchern geschöpfte Kenntnis zu beleben weiß, oder besser, der aus Büchern nur aufnimmt, was ihm entspricht, — so wird wohl diesmal die lockere Erde, welche bestimmt ist, geistige Samenkörner aufzunehmen, zum fruchtreichen Acker werden. Zu alledem kommt aber noch ein Umstand von nicht geringer Bedeutung. Wiewohl das Meiste von der Schilderung, welche Rousseau in seinen

---

[1]) Die Beschreibung derselben bildet den wesentlichsten Inhalt des 6. Buches.

[2]) Vgl. z. B. den Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1732. IV. 161.

[3]) Was Rousseau bei einer achtstündigen täglichen Beschäftigung als Beamter noch zu unternehmen vermochte, s. I. p. 93, über seinen Studienplan s. weiter unten.

[4]) Über die Lesewut während seiner Lehrzeit siehe 1. Kapitel, die Wut, das Schachspiel zu erlernen I. p. 114. Ebenso ergriff ihn später die Lernwut in dem Maße, daß ihn Frau von Warens seiner Gesundheit wegen davon zurückhalten mußte. Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1736, IV. p. 169.

Bekenntnissen von den Tagen in Les Charmettes als den glücklichsten seines Lebens entwirft, auf Rechnung einer erst später entstandenen [1]) übertreibenden Idealisierung geschrieben werden mag, so wird es doch dem aufmerksamen Leser schwerlich entgehen, daß ein Haschen nach einem glücklichen Leben, welches zugleich seinen stolzen und unabhängigen Sinn zufriedenstelle, sich frühzeitig entwickelt habe. [2]) Wie nun, wenn die Wirklichkeit ein Bild entwirft, welches viel matter ist, als die geträumte Welt, oder wenn sie damit zögert oder vielleicht gar das Gegenteil von ihr zeigt? Solch innerer Konflikt kann zu philosophischen Studien treiben, zumal echtes philosophisches Interesse vielleicht immer aus dem Boden innerer Konflikte emporkeimt.

Philosophie und Mathematik, Latein und Geschichte, Geographie und Astronomie, endlich etwas Physiologie und Anatomie, — dies waren die Gegenstände, welche in den Kreis der Studien gezogen, oder besser gesagt, welche zur Aufgabe des mühsamen Arbeitens gemacht wurden. Denn es leuchtet wohl ein, daß alle die geistigen Dispositionen, welche in ihm vorhanden waren, ihn der mühsamen Arbeit nicht entheben konnten, wenn die angesammelten Fragmente vervollständigt und geordnet werden sollten. Ein Gerichtsverweser in Annecy, den er während seines früheren Aufenthalts daselbst kennen gelernt hatte und jetzt häufig besuchte,[3]) unterstützte ihn zwar zeitweilig mit seinem Rat, aber das mühselige Fortschreiten glich dennoch gar oft einem Suchen in der Wüste. Im Sprachunterrichte fand er gar keinen geeigneten Weg des sicheren Fortschritts: die grammatischen Regeln blieben ihm bloße „Haufen" (foules) von Regeln, die ihn verwirrten;[4]) für das Erlernen der Prosodie zeigte sich ihm ein Weg, noch dazu ein müheloser und spielender: er skandierte ohne weiteres den ganzen Virgil durch und merkte die Versfüße

---

[1]) Siehe das Ende dieses und das 7. Kapitel.

[2]) Über seinen unabhängigen Sinn s. 2. Kapitel. Zur Beförderung seines Stolzes hat die Frau von Warens nicht wenig beigetragen. Es ist auch natürlich, daß derjenige, welcher als Kupferstecher von einer Baronin geliebt und gepflegt wird, von sich keine geringe Meinung gewinnen kann. Rousseau erzählt uns im 3. Buche (I. p. 54) von einem wachenden Glückstraume, der in Les Charmettes in Erfüllung gegangen sei (I. p. 127).

[3]) I. p. 73: Dans la suite, lorsque j'eus pris du goût pour l'étude, je cultivai son connoisance, et je m'en trouvai-très-bien. I'allois quelquefois le voir de Chambéri, ou j'étois alors. Il louoit, animoit mon émulation, et me donnoit pour mes lectures de bon avis, dont j'ai souvent fait mon profit. Ob der Mann — Simon war sein Name —, trotz dieser Worte der Erkenntlichkeit als der geeignetste Führer Rousseaus angesehen werden kann, ist sehr zu bezweifeln. Rousseau teilt nämlich gleichzeitig mit, daß er für sein juridisches Metier keine Liebe gehabt und daß sein Interesse für schöne Litteratur in der Liebe für Kuriositäten und Anekdoten bestand.

[4]) I. p. 124. Je me perdois dans ces foules de règles, et en arppenant la dernière, j'oubliais tout ce que avoit drécédé.

und Quantitäten an: aber dieser Weg führte wegen der Abweichungen auf richtige und falsche Regeln; der feste Gang, den die Mathematik an und für sich hat, ersparte ihm die Mühe, sich eine besondere Form für seinen Selbstunterricht zu suchen, aber der Mangel an mathematischer Phantasie war doch so groß, daß er die „Anwendung der Algebra auf die Geometrie nie recht begriff";[1]) in der Philosophie endlich sich zurecht zu finden, war ein Ding der Unmöglichkeit, und es blieb nichts anderes übrig als die Gedanken desjenigen Buches, welches die jeweilige Stelle des Lehrers vertrat, samt und sonders zuzugeben und ihnen zu folgen, hoffend, daß vielleicht später das Urteil erwache. Indessen der Tropfen höhlt den Stein aus. Rousseau brachte es mit Geduld und Übung dahin, die lateinischen Schriftsteller ziemlich geläufig zu lesen;[2]) daß die prosodischen Übungen, abgesehen von dem Einflusse der Beschäftigung mit französischen Litteraturwerken, zur Bildung seines Gefühls für die Harmonie der Sprache beigetragen habe, wird bei einem als Meister des Stils anerkannten Manne nicht leicht jemand in Abrede stellen; in der Astronomie mußte er sich zwar mit Elementarkenntnissen begnügen,[3]) aber diese Kenntnisse hatten durch einen glücklichen Wurf auf richtige Weise mit der Beobachtung des Himmels begonnen; die Geschichtskenntnis konnte einen um so leichteren Fortgang nehmen, als ihm auf diesem Felde das biographische Interesse, welches durch die frühzeitige Lektüre Plutarchs geweckt worden war, entgegenkam; und was endlich die Philosophie betrifft, so kann man bei dem Manne, der später seine eigenen Ideen hatte, wohl sagen, er habe bei seiner ohnedies lebhaften Reproduktion[4]) und nachdem der früheren Vertiefung ein angemessener Zeitraum nachgefolgt war, in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen und einander widersprechenden Meinungen in den Schriften Des-Cartes', Leibnizens, Malebranches u. a. sich zurechtzufinden gewußt.

---

[1]) I. p. 123: Je n'ai jamais été assez loin pour bien sentir l'application de l'algèbre à la géométri.

[2]) I. 124: A force de temps et d'exercice, je suis parvenu à lire assez courramment les auteurs latins. Beweis dessen sind die noch erhaltenen Übersetzungen aus Tacitus (Traduction du premier livre de l'histoire de Tacite III. p. 304 ff.) und Seneca (Traduction de l'apokolokintosis de Sénéque sur la mort de l'empereur Claude III p. 330 ff.). Rousseau, der früher geschickt zum Dolmetsch war, sucht den Grund der Schwierigkeiten beim Erlernen des Latein in einem angeblichen Mangel an Gedächtnis, während es ihm doch thatsächlich nur an Sachkenntnis und längerer methodischer Übung fehlte. (I. p. 124: Une étude de mots n'est pas ce qu'il faut à un homme sans mémoire).

[3]) Er würde, wie er sagt, die Astronomie liebgewonnen haben, wenn er Instrumente besessen hätte. I. p. 125.

[4]) Da er in früheren Jahren als Lehrling keine Romane mehr erhielt, suchte er in der Einsamkeit den Gang der Erzählung und Situation noch einmal sich zu vergegenwärtigen, I. p. 20. Ähnliches wiederholte sich bei ihm mit Erlebnissen, I. p. 93.

Ohne Zähigkeit und Hartnäckigkeit, ohne den Entschluß das einmal Begonnene um jeden Preis so lange fortzusetzen, bis ein gewisses Ziel erreicht sei, wäre dieser Erfolg nicht erklärlich. Ungemein erleichternd wirkte hierbei die Stundeneinteilung, die er sich machte und durch welche er den drohenden Folgen der aus Mangel an Abwechslung entstehenden Abspannung [1]) zuvorzukommen wußte. In diesem „Plan" ist Methode. Mit Sonnenaufgang ist der Naturfreund im Freien, um sich zu sammeln; die abstraktesten Gegenstände, Philosophie und Mathematik, machen den Anfang, Latein und Geschichte folgen nach; der Nachmittag wird mit ländlichen Arbeiten hingebracht, und dem empfangenen Stoff, falls die geistige Verdauung eine langsame ist, die hierzu nötige Zeit gewährt; der Abend endlich ist der Beobachtung des Himmels gewidmet. Auf diese Weise konnte die ganze Tageszeit ohne Ermüdung ausgenützt werden.

Mag aber auch der Reichtum an Kenntnissen gering, ihr Zusammenhang locker sein, der bei solchen autodidaktischen Bemühungen errungen wird: es war ihm doch endlich eine Welt eröffnet, in welcher er sich heimisch fühlen konnte. Romantische Abenteuer haben ihr Ende erreicht, denn ernstere Beschäftigungen nehmen die Zeit in Anspruch. Was aber erheblicher ist: die Kraft des Willens, die sich die eigene Arbeit wählt, trotz mühsamen Suchens und Irrens ausharrt, muß durch diese Studien notwendig wachsen. Damit ist schon ein Schatz gewonnen, der seine Früchte tragen muß. Und die Frau von Warens war die erste, an welcher er sie erprobte. Sie hatte, während Rousseau seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Montpellier unternommen hatte, ihrem üblen Hange gemäß [2]) einen näheren Umgang mit einem Perrückenmacher, einer gemeinen

---

[1]) Der Satz, den Rousseau bei dieser Gelegenheit ausspricht, hat aus psychologischen Gründen eine viel allgemeinere Geltung, als er zu glauben scheint: Si je m'obstine (nämlich bei der Lektüre eines Buches länger als es zuträglich ist, auszuharren), je m'epuise inutilement, les éblouissemens me prennent, je ne vois plus rien; mais que des sujets différens se succèdent, même sans interruption, l'un me délasse de l'autre, et, sans avoir besoin de relâche, je les suis plus aisément.

[2]) Von einem Hange will Rousseau freilich nichts wissen; ihr Herz — versichert er — sei gut und rein, ihre Fehler seien aus den Irrtümern des Verstandes entsprungen (I. p. 101), nie aus ihren Neigungen. Es ändert am Unwert einer Handlung wenig, ob sie aus dieser oder jener angeblichen Quelle entsprossen sei, und die Verirrungen des Verstandes sind nur ein Mantel, der schlecht verhüllt. Rousseau ließ sich durch ihre Kälte täuschen, die sie an den Tag zu legen wußte (I. p. 102: elle ne pouvoit concevoir q'on donnât tant d'importance à ce qui n'en avoit pour elle). Das war aber nicht das Zeichen der Leidenschaftslosigkeit, sondern des Mangels an jener Erregung, welche mit der Frische der Empfänglichkeit verbunden ist. Übrigens mag das Motiv dabei im Spiele sein, sie vor der Welt in Schutz zu nehmen, aber wichtiger ist es, sich die in der Einleitung angegebene Anschauung Rousseaus zu vergegenwärtigen, welche es augenscheinlich macht, daß er in der Beurteilung anderer nicht weniger, wie seiner selbst durch sie befangen wurde.

Natur angeknüpft, und Rousseau, obwohl selbst sinnlich genug, da ja auch dieser Zug seine natürliche und ungehinderte Entwicklung erfahren konnte, und obwohl sich glücklich fühlend in jener Lage, welche seine Liebe für die Studien, für die Natur, die ländliche Einsamkeit und für die Weiber zufrieden stellte,[1]) hatte doch so viel gesundes Schamgefühl und so viel Willenskraft, daß er, obwohl mit ihr in einem Hause zusammenwohnend, doch zwei Jahre hindurch sich ihrer enthielt[2]) und dann, als der gegenwärtige Reiz durch Studien nicht bleibend verdrängt werden konnte, sondern nur zu einer Quelle von Leiden und Kümmernissen wurde,[3]) sich gänzlich von ihr trennte.

So hatte ihn das Streben nach Unabhängigkeit,[4]) gestärkt durch die Kraft, welche die Studien und das Leben in den Wissenschaften einflößten,[5]) ein Ziel verfolgen gelehrt, welches, wenn noch andere sich hinzugesellen, zu echtem Seelenadel führen kann. Mit der begonnenen Bekämpfung und Verdrängung der Bedürfnisse war wenigstens die Aussicht geschaffen, das bessere Gefühl nicht bloß aufflackern zu lassen, sondern zur Herrschaft zu bringen, und allen zu dessen Unterdrückung bereiten Wünschen an die Wurzel zu greifen und sie herauszureißen. Zum Teil ist Rousseau dies später gelungen.

4. Kapitel. Berufsversuche.

Bei einem so gut als vermögenslosen Zustande galt es nun, eine Lebensstellung zu suchen, welche fähig sei, den Mann zu erhalten. Er war schon früher mit sich darüber zu Rate gegangen, auf welche er sein

---

[1]) Den Mangel an Übeln, welche dem Alter gegenwärtig erscheinen, in der Jugend als ein positives Glück zu empfinden, ist überhaupt nicht möglich. Die Güter, in deren Vollgenuß Rousseau in Les Charmettes wirklich war, sind: Freiheit von Kummer und Sorgen, ländlicher Aufenthalt, zärtlicher weiblicher Umgang und Freude an dem durch Studien erweiterten Geistesblick. Siehe das Gedicht Le verger des Charmettes III. p. 357 (v. J. 1736). Im Alter, d. h. bei Abfassung der Konfessions erschien ihm jener Aufenthalt in Les Charmettes als das goldene Zeitalter seines Lebens: Ici commence le court bonheur de ma vie; ici viennent les paisibles, mais rapides momens qui m'ont donné le droit de dire que j'ai vécu (I. p. 117, livre VI).

[2]) Nach den Briefen aus Montpellier vom 14. Dezember 1737 (IV. p. 176) und aus Lyon vom 1. Mai 1740 (IV. p. 180) vom Januar 1738 bis April 1740. Er sagt: Je tins cette résolution avec une constance, digne, j'ose le dire, du sentiment, qui me l'avoit fait former (I. p. 137).

[3]) Rousseau giebt diesem peinlichen Widerstreit Worte I. p. 138: Cette vie me devint bientôt tout-à-fait insupportable. Je sentis que la présence personnelle et l'éloignement de coeur d'une femme qui m'étoit si chère irritoient ma douleur, et qu'en cessant de la voir je m'en sentirois moins cruellement separé. Es scheint aber nicht, als ob er aus dieser Erfahrung für seine spätere Anschauung einen Nutzen gezogen habe.

[4]) Siehe den Brief an seinen Vater aus dem J. 1732.

[5]) I. p. 137: Ainsi commencèrent à germer avec mes malheurs les vertus dont la sémence étoit au fond de mon âme, que l'étude avoit

Augenmerk richten solle.[1]) Seine musikalischen und wissenschaftlichen Kenntnisse, die Schreibfertigkeit, die er sich erworben hatte, wiesen ihn auf Unterricht hin oder einen Sekretärsposten bei einem vornehmen Herrn. Die Vermittlung einer Freundin der Frau von Warens hatte zur Folge, daß er sich für das erstere entschied: so wurde er Erzieher der zwei Kinder des Grand-Prevot de Mably in Lyon.[2]) Es fehlte ihm für diesen Beruf nicht an den nötigen Kenntnissen, nicht an Geduld, ja noch mehr: er ließ seinen Erziehungsplan nicht an der Hand des Zufalls oder mit Hilfe drängender Erfahrungen sich blindlings entwickeln, sondern suchte sich ein klares Bewußtsein über die Aufgabe, die ihm gestellt war, zu verschaffen. Ein Regiment, frei von aller Härte, ein Ziel, in welchem Bildung des Herzens, der Urteilskraft (jugement) und des Geistes (esprit), „und zwar," wie der junge Instruktor überlegter Weise hinzusetzt, „in der angegebenen Ordnung" verfolgt wird, ohne daß religiöse und moralische Vorschriften gelernt als vielmehr geübt werden, eine Bildung, die auf Welt- und Menschenkenntnis hinarbeitet und an der Hand eines bestimmten Lektionsplans erreicht werden soll, — dies war der Gedankenkreis, den er sich gebildet hatte.[3]) Dennoch fand diese Erziehungsthätigkeit Rousseaus schon nach Ablauf eines Jahres ihr schnelles Ende.[4]) An den Eltern der noch nicht zehnjährigen Zöglinge lag es nicht, daß seine Entfernung aus dem Hause etwa gewünscht worden wäre. Aber man frage sich doch, ob derjenige, in dessen Geiste es immer stärker zu gähren begann, wohl so viel langandauernde Geduld besessen haben könne, um in bescheidener Lage ruhig auszuharren. Versuche und Entwürfe verschiedener Art hatten längst seine Gedanken beschäftigt. Der Text einer tragischen Oper, „Iphis und Anaxarete," ein Lustspiel „Narciß"[5]) waren schon in Chambery verfaßt worden;

---

cultivées, et qui n'attendoient pour éclore que le ferment de l'adversité. Gegen Neid und Haß habe sein innerer Kampf sich zuerst gewendet.

[1]) Siehe den Brief an seinen Vater aus dem Jahre 1736. Bezüglich einer Hofmeisterstelle bei einem jungen Herrn sagt Rousseau, er gestehe, für diesen Stand von Natur einige Vorliebe zu haben IV. p. 168.

[2]) Rousseau rechnet, aber aus dem bloß äußerlichen Grunde einer noch halben Zusammengehörigkeit mit der Frau von Warens, seine Thätigkeit als Hofmeister noch zu seiner Jugendgeschichte (livre VII, Eingang) und erzählt dieselbe deshalb am Ende des 6. Buches, d. h. am Ende des ersten Hauptteils der Konfessions.

[3]) Diese Punkte über die Aufgabe der Erziehung bilden den wesentlichen Inhalt des dem Herrn von Mably vorgelegten Projektes pour l'éducation de M. de Sainte-Marie, abgedruckt III. p. 269—278. Über die drei Punkte des Zieles p. 272. Daß dieser Plan erst im Verlaufe des Jahres abgefaßt wurde (p. 271: Nous approchons de la fin de l'année), ändert in der Hauptsache nichts.

[4]) I. p. 140.

[5]) Jenen Operntext hatte er wieder ins Feuer geworfen, I. p. 151; es ist jedoch ein Fragment erhalten, III. p. 262—264. „Narciß" ist abgedruckt III. p. 192—210; über seinen Ursprung s. I. p. 61.

als Erzieher zu Lyon dichtete er einen neuen Operntext, „die Entdeckung der neuen Welt," und eine „Epistel an Parisot," welche den inneren Frieden als des Weisen einzigen und wahren Trost erklärt,[1]) von den musikalischen Entwürfen, die er doch auch nicht gänzlich vergessen haben konnte, gar nicht zu reden.[2]) Mehr als alles dies verdient noch ein anderer Umstand Erwägung. Auch unter günstigen Umständen hat die Stellung eines Hofmeisters überhaupt für denjenigen wenig Reiz, welcher gegen alles Dienen eingenommen ist. Rousseau müßte nicht so lange ein unabhängiges Leben genossen haben, wenn er keine Unbehaglichkeit empfunden hätte. Er eilt also wieder fort nach Les Charmettes.

Seine Lage wurde dadurch nicht besser, denn der frühere Stand der Verhältnisse war derselbe geblieben, und so kehrte auch seine frühere trübsinnige Stimmung wieder zurück. Aber fortgesetzte Studien,[3]) Arbeiten und Entwürfe, die eifrige Beschäftigung mit Musik, die Entdeckung eines neuen Ziffernsystems, welches die Stelle des bisherigen Notensystems vertreten sollte und wegen der Kürze der Bezeichnung, der Leichtigkeit des Erlernens viele Vorteile zu haben schien, trieben ihn an, einen neuen Wurf zu wagen, um eine Lebensstellung sich zu begründen, aber diesmal auf schnelle, sichere und angenehme Weise. Noch im Herbste desselben Jahres, 1741, ging er mit 15 Louis barem Geld, dem Lustspiel Narciß, dem musikalischen Projekt und andern Kleinigkeiten nach Paris.[4]) Auf sein musikalisches Ziffernsystem setzte er keine geringeren Hoffnungen, als Ruhm und Wohlstand zugleich zu erlangen.[5]) Sie mußten nur zu bald aufgegeben werden. Die Académie des sciences zwar, welcher er das Projekt, von einer Denkschrift begleitet,[6]) vorlegte, gab, da ihre Kommissionsmitglieder sich verpflichtet fühlten über Dinge

---

[1]) Die „Entdeckung der neuen Welt" ist zum Teil erhalten (III. p. 254 ff.), wahrscheinlich ein früherer Entwurf, denn das letzte Konzept wurde ebenfalls dem Feuer überliefert I. p. 151; die Epistel findet sich in III. p. 361. Vgl. I. p. 149.

[2]) Über alle diese Projekte erfährt der Leser in der Erzählung seiner Erziehungsthätigkeit (I. p. 138 ff.) kein Wort; dieselben werden erst im folgenden Buche gelegentlich angeführt. Der flüchtige Leser erhält auf diese Weise von jener Darstellung eine ganz schiefe Vorstellung, vollends wenn er Worte von so überbescheidener Selbstkritik liest wie: was ich that, war gerade das Gegenteil von dem, was ich hätte thun sollen, I. p. 139, oder: ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß ich es nie dahin bringen würde, ein guter Erzieher für sie zu sein I. p. 140.

[3]) I. p. 141. „Eingeschlossen mit meinen Büchern, sagt Rousseau, suchte ich darin nützliche Zerstreuungen."

[4]) I. p. 145.

[5]) I. p. 147: Quant à présent, concentré dans mon système de musique, je m'obstinai à vouloir par là faire une révolution dans cet art, et parvenir de la sorte à une célébrité qui, dans les beaux-arts, se joint toujours à Paris avec la fortune.

[6]) Das Projekt führt den Titel: Project concernant de nouveaux signes pour la musique und ist abgedruckt III. p. 448 ff.; die Denkschrift wurde später

ein Urteil abzugeben, in welchen sie nicht zu Hause waren, einen Bescheid, in welchem es an Lobsprüchen nicht fehlte, aber es war doch im ganzen ein zugeknöpfter Bescheid, — das will sagen, der Mangel an Urteil war durch lobende und tadelnde Phrasen verdeckt.[1]) Viel wichtiger als diese gelehrten Redensarten, aber zugleich auch bedenklicher war der Ausspruch Rameaus, welchem Rousseau sein neues System auseinandersetzte. Diese Zeichen, sagte Rameau, erfordern eine Geistesoperation, welche mit der Geschwindigkeit der Ausführung nicht immer gleichen Schritt hält. Wenn eine sehr tiefe und eine sehr hohe Note durch eine Reihe von Zwischentönen schnell mit einander zu verbinden sind,[2]) so ist ein Überschauen auf einen Blick nicht möglich.[3]) Das erschien Rousseau so schlagend, daß er dagegen nichts einzuwenden vermochte.[4]) Sein Ziffernsystem war mit einem Wort zu wenig anschaulich.

Damit war eine Aussicht zu Wasser geworden, und Rousseau gab selbst den Gedanken auf, auf diesem Wege etwas zu erreichen. Dieser Schlag war nicht geeignet, ihm Mut zu machen. Der Trost jedoch, den das Bewußtsein geistiger Kraft verleiht, führte ihn statt zur Entmutigung auf einige Zeit zur behaglichen Stimmung eines sorglosen In-den-Tag-Hineinlebens. Er ging spazieren, spielte Schach, lernte Stellen aus Dichtern auswendig, um sie wieder zu vergessen, trotzdem seine Kasse nur noch aus einigen Louis bestand. Er mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß damals jeder, der in Paris eine litterarische Carrière machen wollte, den Weg durch die Bureaux d'esprit gebildeter Frauen, jenen zersplitterten Ersatz für den königlichen Hof, welcher in früheren Zeiten den Gelehrten- und Dichterluxus konzentriert und gepflegt hatte, nicht scheuen dürfe. „Man bringt es in Paris nur durch die Frauen zu etwas,“ sagte ihm ein kurze Zeit mit ihm befreundeter Jesuit. „Ein schrecklicher Frohndienst!“ — dies war der erste Gedanke, welchen dieser Antrag in Rousseau hervorrief.[5]) Indessen es galt vorerst nur einen Versuch. Aber dieser erste Versuch schon offenbarte die ganze Kluft zwischen dem an nachhaltige Vertiefung gewöhnten, zu ländlicher Einsamkeit und grübelnder Beschaulichkeit hingeneigten Geist Rousseaus und dem kurzlebigen

---

erweitert und als Dissertation sur la musique moderne, Paris 1743 herausgegeben, wieder abgedruckt III. p. 453 ff. Vgl. I. p. 146.

[1]) Ich bemerkte hierbei, sagt Rousseau, I. p. 146, daß auch bei geringem Verstande die bloße, aber tiefe Kenntnis der Sache geeigneter ist, dieselbe zu beurteilen, als alle Einsicht, welche die Pflege der Wissenschaften verschafft, sobald nicht die besondere Kenntnis dessen, um was es sich handelt, damit verbunden ist.

[2]) Der Musiker wird hierbei namentlich an das Arpeggio denken.

[3]) I. p. 146.

[4]) Er machte übrigens trotzdem einen praktischen Versuch und versichert, eine Amerikanerin, die er drei Monate unentgeltlich unterrichtete, habe es in dieser Zeit dahin gebracht, nach seinem System vom Blatte zu singen. I. p. 147.

[5]) I. p. 148.

Glanze des Pelotonfeuers geistreicher Geselligkeit in den Pariser Kreisen; und die erste Zusammenkunft war zu charakteristisch, um nicht der Vermutung Raum zu geben, daß es Rousseau, wenn es gelten sollte, Karriere zu machen, gar bald an Lust und Geduld fehlen würde, um auf diesem Wege auszuharren. Rousseau kommt zur Madame de Beuzenval und Madame de Broglie. Da sprudeln „all die kleinen Stichworte und feinen Anspielungen," wie sie der gute Ton verlangt, — lauter geistreiche Leerheiten. Dieselben Zungen, welche sonst an Delikatessen gewöhnt sein mochten, waren so genügsam, mit geistigen Abfällen vorlieb zu nehmen. Rousseau, schüchtern und geblendet von solchen Geistesblitzen, schweigt. Eine solche Überfülle von „Geist" (esprit) übersteigt den Bereich der Möglichkeit. Siehe da, das Feuer verlöscht und Rousseau weiß sich und die Gesellschaft mitten in der Gesellschaft in seine Einsamkeit zurückzuziehen. Er liest jene „Epistel an Parisot" vor. Man hört mit Gespanntheit zu diesem Bilde der inneren Entwicklung Rousseaus, man ist augenblicklich überzeugt, es sei ihm unmöglich den Großen zu schmeicheln, man ist gerührt über den Schlußgedanken, der innere Frieden sei des Weisen wahres Glück. [1]) Aber für sehende Augen konnte diese ganze Zusammenkunft keinen Zweifel übrig lassen, daß sich Rousseau auf fremdem Boden befand. Die Bekanntschaft mit der Madame Dupin, welche ihn anfangs fesselte und welche ebenfalls ein Mittelpunkt war für Große und Gelehrte, [2]) war auch nicht dazu angethan, um jene Kluft verschwinden zu machen. Von dem Glanze ihrer Cirkel ganz erfüllt, hatte sie keine Zeit, an die Sorge für ihren Sohn zu denken, und Rousseau, welcher acht Tage lang während der Abwesenheit der Mutter die Aufsicht übernahm, scheint die Erfahrung gemacht zu haben, daß es Kinder gebe, welche statt natürlicher Eigenschaften üble Gewohnheiten besitzen. [3])

Ganz nutzlos indessen waren diese Bekanntschaften denn doch nicht. Madame de Broglie brachte Rousseau dem Grafen Montaigu, Ambassa-

---

[1]) Die geistreichen Kreise (Bureaux d'esprit) einer Tencin, Geoffrin, Deffant (Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts 5. Aufl. I. 518—531) haben für die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich der vornehmen Kreise, welche von dem eigentlichen Volke durch eine nicht geringe Kluft getrennt waren (Schlosser a. a. O. S. 542 ff.), eine Bedeutung, welche nicht unterschätzt werden darf. Rousseau hebt — und das muß der Leser der Konfessions im Auge behalten, — nur die schwachen Seiten derselben hervor. Er hat mehr die Eitelkeit derer im Sinne, welche mit dem Luxus der Bildungsmittel sich zu befriedigen sucht, als den Wert dieser Bildungsmittel selbst. Für das Bild der inneren Entwickelung Rousseaus ist das Letztere allerdings von sekundärer Bedeutung.

[2]) I. p. 149.

[3]) Dieser Schluß läßt sich nur vermutungsweise aus dem, was Rousseau mitteilt, ziehen. Er habe nämlich, wie er sagt, diese 8 Tage in großer Pein hingebracht, und der Sohn der Madame Dupin habe später seine Familie entehrt und sei auf Ile-de-Bourbon gestorben. I. p. 150.

deur in Venedig, für den Posten eines Sekretärs in Vorschlag, und so vertauschte Rousseau anderthalb Jahre lang [1]) seine musikalischen Projekte und Phantasien [2]) mit den Arbeiten eines Gesandtschaftssekretärs.

Montaigu war ein Graf vom alten, d. h. gewöhnlichen Schlage des achtzehnten Jahrhunderts: unwissend in großen wie in kleinen Dingen, [3]) rücksichtslos und auffahrend gegen seine Untergebenen, [4]) nachlässig, als sei er zu gar keinen Diensteslеistungen verpflichtet. [5]) Zu diesen allgemeinen Tugenden gesellten sich noch andere, welche seine Persönlichkeit besonders zierten: Eigensinn und Kleinlichkeit, ein aufbrausendes Wesen, vor allem aber eine gemeine Habsucht. [6]) Das war der Mann nicht, mit dem ein langer und guter Verkehr zu erwarten stand. Noch weniger war er geeignet, dem, der eine neue Karriere zu ergreifen sich anschickt, dieselbe recht einladend zu machen. Indessen die Verlegenheit und Unordnung, in welcher sich dieser Ambassadeur mit seinen Geschäften befand, die Geschicklichkeit ferner, welche Rousseau allem, was in seine Hände kam, entgegenbrachte, konnten eine Zeitlang das Mißverhältnis verdecken. Aber auf die Länge nützten weder Fleiß noch Eifer, weder Umsicht noch Verläßlichkeit, weder Geschicklichkeit im Anfassen noch Gewandtheit im Ausführen des Verschiedensten. Und der nächste Anlaß mußte der willkommenste sein, um den Mann im Stiche zu lassen. Aber es galt diesmal nicht bloß den Mann, sondern auch den Posten. Denn während er bei seinen Schmeichlern, die ihm natürlich nicht fehlten, nur verhaßt war, beschleunigte er in Rousseau Gefühle und Entschlüsse, die sich ohne ihn wahrscheinlich langsamer entwickelt haben würden. Zurücksetzungen, Beleidigungen, — das wurde alles eine Zeitlang mutig ertragen. Bot ja der Reiz, den das venetianische Theater und die italienische Musik auf ihn ausübten, so viel Sonnenblicke dar, daß es in seiner trübseligen Lage auch an Erheiterungen nicht fehlte. [7]) Als er aber merkte, daß die zu erduldenden Kränkungen absichtliche seien, nahm er seinen Abschied, oder vielmehr, er verließ das

---

[1]) I. p. 163. 166.

[2]) In diese Zeit fällt der erste Entwurf der Muses galantes, eines heroischen Ballets, wieder abgedruckt III. p. 239 ff.

[3]) Er konnte weder diktieren noch leserlich schreiben. I. p. 153.

[4]) Siehe namentlich I. p. 159 ff.

[5]) Das Wichtigste blieb oft der Hand des Sekretärs überlassen. Siehe namentlich I. p. 157. Die Antwort auf eine am folgenden Tage ankommende Depesche mußte auf seinen Befehl den Tag vorher abgefaßt werden. I. p. 154.

[6]) Abgesehen von dem niedrigen Gehalte, welchen er dem Sekretär aussetzte, erhob er Ansprüche auf die Sekretariatseinkünfte, I. p. 153, verrechnete er Rousseau eine Kiste mit 11 Centnern, welche 45 Pfund gewogen hatte. I. p. 167.

[7]) I. p. 161 ff. Für seine musikalische Entwickelung ist dieser Umstand von Wichtigkeit. Rousseau hatte von Paris das dort gehegte Vorurteil gegen italienische Musik mitgebracht, mais j'avois aussi reçu de la nature cette sensibilité de tact contre la quelle les préjugés ne tiennent pas.

Haus, ohne einen solchen erhalten zu haben.[1]) So stand der an ein unabhängiges Leben längst gewöhnte[2]) junge Mann wieder auf freien Füßen und hatte eine Laufbahn, welche sich hätte glänzend gestalten können, im Rücken.[3])

Rousseau eilt nach Paris, um Beschwerde zu führen. Man hört seine Klagen an, man giebt die unwiderleglichen Beweise zu, aber weiter reicht der Aufschwung mattherziger Gemüter nicht. Der gesetzliche Schutz, der ihm hätte zu teil werden können, und die Ausführung, welche diese Gesetze erfuhren, war eben zweierlei. Rousseau mußte es, wie er selbst sagt, bald müde werden, nur immer Recht (raison) und nie Gerechtigkeit (justice) zu finden. Nur jene Dame, die ihn an Montaigu empfohlen hatte, war wenigstens offenherziger. Sie konnte es nicht in den Kopf bringen, daß ein Ambassadeur jemals gegen einen Sekretär solle Unrecht haben können.[4]) Genug: Rousseau wußte mehr, als er in Venedig kennen gelernt hatte: daß es nicht bloß möglich sei, Unrecht zu erleiden, sondern auch vergeblich darüber Klage zu führen, und ferner: daß dem Mächtigen nichts leichter sei als gegenüber dem Ohnmächtigen sich schadlos zu halten.

Solche Erfahrungen brachten eine doppelte Wirkung in seinem Innern hervor: es entstand jener Keim des Unwillens gegen die verkehrten bürgerlichen Einrichtungen, bei denen Gemeinwohl und Gerechtigkeit einer sogenannten von Ranges- und Adelsvorurteilen geleiteten Ordnung zum Opfer gebracht werden könne und der Schwächere dem ungerechten Mächtigeren auch mit Hilfe der öffentlichen Autorität unterliegen müsse,[5]) und es reifte in ihm der Entschluß, sich keiner abhängigen

---

[1]) Montaigu ignorierte nämlich lange Zeit das Ansuchen Rousseaus, ihm den Abschied zu gewähren, I. p. 160.

[2]) Rousseau spricht zwar nur, während er die Verrichtung seiner Geschäfte erzählt (I. p. 154), davon, daß in der Art der Ausführung sich seine glückliche Naturanlage, die Erziehung, die ihm die „beste Frau" und die er sich selbst gegeben, geoffenbart habe, aber er sagt nicht, daß bei dem gefaßten Entschlusse, den Sekretärsposten zu verlassen, sein in der ganzen Jugend ungebunden und unabhängig dahingegangenes Leben mitgewirkt, um eine absichtliche Knechtung (I. p. 160: Il (Montaigu) vouloit me garder et me mater) abzuschütteln.

[3]) Die Abenteuer mit zwei Mädchen (I, p. 163 ff.), welche Rousseau in Venedig erlebte und von denen das eine mit dem ganzen sinnlich-romanhaften Aufputz Rousseauscher Art erzählt wird, sind für seine weitere Entwickelung ohne alle Bedeutung und bilden in seinem Leben zu Venedig eine zu kurze Episode, als daß sie eine weitere Berücksichtigung verdienten.

[4]) I. p. 168.

[5]) a. a. O: La justice et l'inutilité de mes plaintes me laissèrent dans l'âme un germe d'indignation contre nos sottes institutions civiles, où le vrai bien public et la véritable justice sont toujours sacrifiés à je ne sais quel ordre apparent, destructif en effet de tout ordre, et qui ne fait qu'ajouter la sanction de l'autorité publique à l'oppression du foible et à l'iniquité du fort.

Stellung mehr auszusetzen und ein unabhängiges Leben allem andern vorzuziehen.[1]) Es entstand nur noch die Frage: ob denn wohl und wie ein Mann, der ohne Vermögen ist, imstande sein werde, ein unabhängiges Leben zu behaupten?

5. Kapitel. Krisis.

Bloße Wünsche zerstieben wie Nebel an der Sonne, und gute Entschlüsse ebnen den Weg zur Hölle. Rousseau wußte damals kaum, daß die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, eine ungeheure war und daß nicht bloß Mut, sondern auch Scharfsinn, ja sogar noch ein Drittes dazugehöre, um sie auch nur annäherungsweise lösen zu können. Er hatte das menschliche Getriebe soweit durchschaut, um die verschiedenartige Moral zu erkennen, welche von Mächtigen gehandhabt wird und von gemeinen Leuten zu handhaben ist, wenn er auch nicht den Grund ausdrücklich bemerkt, daß aus einer verhältnismäßig wachsenden moralischen Schwäche der erstern der Mißbrauch der Macht sich ganz natürlich entwickelt; seine Meinung von der Gewohnheit der Mächtigen, die Gerechtigkeit nach dem italienischen Sprichwort nur im fremden Hause zu lieben, wurde durch spätere Erfahrungen befestigt.[2]) Diese Anschauungen und Erfahrungen wirkten wie ein Stachel, jeder Beschäftigung im Dienste eines Mächtigen aus dem Wege zu gehen. Für einen geweckten und rührigen Geist ist es freilich nicht gar schwierig, die Beschäftigung zu wechseln, und für den, dem es in verschiedenen Dingen weder an Einsicht noch Umsicht fehlt, wird wohl eine Beschäftigung zu finden sein, welche es möglich macht, jenem Dienste auszuweichen. Gelingt es, auf diese Weise sich Unabhängigkeit zu erringen, so hört die Bewegung des Steines, der einmal ins Rollen geraten ist, nicht auf. Dem Lossagen von äußerlichen Herren folgt das von innerlichen nach. Es muß Hand an die gewohnten Bedürfnisse gelegt werden, um sie zu beschränken, und es müssen die Reizmittel verachtet werden, welche deren Wachstum begünstigen können. Es wird unausbleiblich, mit allem Luxus gründlich zu brechen. Nur schade: das bloße Lossagen von äußerlichen und innerlichen Herren, diese bloße gegen das eigene Ich gerichtete Negation läßt im Innern eine Leerheit zurück, welche dem, der nach wahrer Un-

---

[1]) I. p. 170: Ayant senti l'inconvénient de la dépendance, je me promis bien de ne m'y plus exposer.

[2]) Rousseau wurde durch einen Akt der Willkür der Preis entzogen, den er sich für seine Oper ausbedungen hatte. „Bei einem Schwachen, bemerkt er hierbei, gegenüber einem Starken heißt dies Diebstahl, bei dem Starken gegenüber dem Schwachen nennt man es bloß Aneignung des fremden Gutes" (I. p. 201). Ein anderes Faktum ergiebt sich aus dem Briefe an den Grafen Lastic vom 20. Dezember 1754 (IV. p. 218), welcher einen seiner Frau gehörigen Korb mit Butter annektiert hatte, weil ihm „Gerechtigkeit und Menschlichkeit abgedroschene Redensarten seien". Das italienische Sprichwort citiert Rousseau I. p. 201.

abhängigkeit strebt, nicht lange verborgen bleiben kann. Der Mut, der ungerechten Macht zu trotzen; noch mehr, der Mut, Entsagungen zu ertragen, sie mögen bewunderungswürdig sein. Aber darf denn, indem das Streben nach Unabhängigkeit heimlich mit einem Streben nach Willkür verwechselt wird, jene Emancipation einen solchen Umfang gewinnen, daß der so Strebende sich auch von den Pflichten entbindet? Zu dem Mute gehört also noch ein Scharfsinn, der nicht bloß mit den Urteilen der Welt aufzuräumen und sie als Meinungen zu degradieren versteht, sondern, was schwieriger ist, ein System zu erarbeiten weiß, in welchem als dem erwünschten Ersatz für alle Irrtümer das Richtmaß für die Handlungen enthalten ist.

Das war beiläufig der Weg, dessen Gang Rousseau nach seinen Erfahrungen in Venedig und Paris und seinem ersten hierüber gefaßten Entschlusse bevorstand, — noch immerhin ein langer und schwieriger Weg, denn es vergingen fünf Jahre,[1]) bis jene kritische Epoche völlig reifte, welche einen Umschwung in seinem Leben herbeiführen sollte.

Sein stilles, träumerisches und empfindungsvolles Wesen und die Hinneigung zu vertraulicher Mitteilung erleichterten die Ausführung dieses Entschlusses. Das erstere gelangte, wie seine Jugendgeschichte bezeugt, schon frühzeitig zur Entwicklung, und es hatte bei der Lust zum Grübeln zu feste Wurzeln gefaßt, um nicht gerade mitten unter den lärmenden Zerstreuungen von Paris als einem widrigen Kontrast immer von neuem sich zu regen und den Wunsch nach ländlichem Aufenthalt und einem zurückgezogenen Leben lebendig zu erhalten.[2]) Das vertrauliche Plaudern aber, die Gewohnheit, das Herz auf der Zunge zu tragen, das gemütliche Sich-Geben wie man ist, legte er auch dann noch beständig an den Tag, als es, auf fremdem Boden befindlich, vergebens nach Verständnis und Teilnahme suchte. Kein Wunder, wenn er galante Redensarten mit freundschaftlichen Ergießungen verwechselte und statt des erwarteten Wohlwollens bittere Enttäuschungen erlebte,[3]) kein Wunder, wenn er ein einsames Leben dem Umgange mit angeblichen Freunden vorzog und einer

---

[1]) Von 1744—1749, denn Rousseau kam im Oktober 1744 von Venedig nach Paris zurück. Vgl. IV. p. 192.

[2]) Es kommen wohl noch einige im 8. Buche erzählte Umstände hinzu, wie z. B. daß er von den Besuchen neugieriger Leute belästigt wurde, welche ihn im Arbeiten hinderten, aber alles dies tritt in den Hintergrund gegen seine Liebe zum Landleben, die sich schon längst entwickelt hatte und ihn eigentlich auf den Boden versetzte, auf welchem es ihm möglich wurde, Entwürfe zu neuen Arbeiten zu machen und ihre ersten Umrisse zu ziehen. Vgl. oben das 2. Kapitel. Als die Akademie von Dijon im Jahre 1753 die Frage über die Ungleichheit unter den Menschen gestellt hatte, machte er auf 8 Tage einen Ausflug, und lief im Walde umher, um über diese Frage nachzudenken. I. p. 202.

[3]) Die beständige Vertraulichkeit brachte Rousseau in eine ganz schiefe Stellung gegenüber von Weltmännern wie Grimm u. a. Er hielt sie für Freunde, die

Welt entsagte, für die er nicht geschaffen war. [1]) Was aber zunächst von größerer Wichtigkeit war, ist der Umstand, daß er sich bewußt wurde, sein Talent dürfte wohl imstande sein, ihm, frei von äußerlicher Abhängigkeit, die Mittel in die Hände zu liefern, welche der Lebensunterhalt erfordert. [2]) Diese Hilfsquelle war freilich auch zugleich eine Quelle von Gefahren. Ist nicht zu fürchten, daß der, welcher still, aber gewaltig durch seine Handlungen zu imponieren weiß, dann, wenn der Kampf über jene innerlichen Herren der Entscheidung sich nähert, neuen Herren unterwürfig wird, während er andern entflieht?

Rousseau nahm zunächst seinen schon früher gemachten Entwurf der Muses galantes wieder in die Hände und brachte innerhalb drei Monaten alle drei Akte, Text und Musik, zur Vollendung [3]), — zum Beweise, daß es ihm durch hartnäckige Anstrengung gelungen war, die Logik der Musik so weit sich anzueignen, um sie für die Anwendung in Dienst zu nehmen. Das Stück wird nach vielen Mühen in Gegenwart Rameaus bei dem Intendanten aufgeführt. Der Beifall ist geteilt und Rousseau muß sich herbeilassen, an die Stelle des zweiten Aktes einen neuen zu dichten und zu komponieren. Nach einer abermaligen Arbeit von drei Wochen und nach abermaligen Bemühungen gelang es der Vermittelung eines befreundeten Mannes, daß es zur Probe angenommen wurde, aber nur zur Probe. Rousseau zog dasselbe, sei es nun, daß das mißgünstige Urteil Rameaus ihm im Wege stand, sei es, daß er nach der Selbstkritik, die er sich im Alter ausstellt [4]), für den Erfolg besorgt war, gänzlich zurück [5]). Diese Erfahrung war nicht

---

es nie gewesen waren, und hielt sich für enttäuscht von Leuten, die ihm nie ihr Herz, sondern nur freundliche Redensarten entgegengetragen hatten.

[1]) „Rousseau war nur durch die Sprache Franzose." Schlosser a. a. O. II. S. 438.

[2]) I. p. 170: Je résolus de ne plus m'attacher à personne, mais de rester dans l'indépendance en tirant parti de mes talens, dont enfin je commençois à sentir le mesure, et dont j'avois trop modestement pensé jusque alors.

[3]) I. p. 172.

[4]) Rousseau nennt seine Arbeit in den Konfessions „ungleich und regellos" (inégal et sans règle I. p. 172) und gesteht zu, daß sie „bedeutender Verbesserungen bedürfe" I. p. 176).

[5]) Er spricht geradezu von der Eifersucht Rameaus, aus welcher allein seine abfälligen Urteile zu erklären seien und deutet auf die Selbstsucht Francueils und der Madame Dupin hin, welche zwar durch freundliche Vermittlung das Stück bis zur Erlangung einer Probeaufführung geführt hatten, aber doch mehr daran dachten, sich Rousseaus als ihres Privatsekretärs zu bedienen. Ob diese Angaben richtig sind, oder auf einer vorgefaßten Meinung beruhen, die zu immer stärkerm Mißtrauen hingeneigt macht, dürfte sich, so wahrscheinlich sie auch an sich sind, schwerlich entscheiden lassen. Es ist doch auch eine vielfach zu beobachtende Erscheinung, daß die Verfasser derjenigen litterarischen und künstlerischen Produkte, welche, wenn ich so sagen darf, der litterarischen Flegelperiode angehören, mit dem

dazu angethan, um seinen Ehrgeiz zu reizen, aber anderseits geeignet, den jungen Autor nicht in eine falsche Vertrauensseligkeit einzuwiegen. Sie sollte nicht die einzige bleiben. Sein Lustspiel Narciß, welches er den Italienern übergab, blieb sieben Jahre liegen, ohne zur Aufführung zugelassen zu werden.[1]) Die Schlacht von Fontenoy und die Festlichkeiten, welche im folgenden Winter in Versailles begangen wurden, waren ein neuer Anlaß, um ihn zu kränken. Voltaires Princesse de Navarre mit Musik von Rameau sollte für die Festlichkeiten unter dem Titel Les Fêtes de Ramire umgearbeitet werden. Rousseau übernahm die Abänderungen in Text und Musik. Nach einer zwei Monate andauernden Arbeit widerfuhr ihm die Genugthuung, daß alle seine Zusätze getadelt und auf den Textbüchern sein Name nicht einmal genannt wurde.[2]) Seine Entmutigung war so groß, daß er einige Wochen krank darniederlag.[3]) Alle Hoffnungen auf Ruhm schienen gründlich enttäuscht zu werden.[4])

Nach solchen Erfahrungen nahm er willig bei Francueil und Madame de Dupin den bescheidenen Posten eines Privatsekretärs um ein jährliches Entgeld von acht bis neunhundert Francs an und verblieb einige Jahre in dieser Stellung, die übrigbleibende Zeit mit Studien über Chemie,[5]) mit litterarischen und musikalischen Unternehmungen beschäftigt.[6])

Da führte ein Umstand den entscheidenden Augenblick um einen bedeutenden Schritt näher, oder vielmehr, Rousseau war es, der aus demselben eine entscheidende Wendung machte. Auf dem Wege nach Vincennes, wo der ihm befreundete Diderot, den er sehr häufig aus Teilnahme besuchte, wegen eines Briefs sur les Aveugles im Turme in Gefangenschaft gehalten wurde[7]), fiel ihm im Mercure de France, die von der Akademie zu Dijon als Preisaufgabe für das nächste Jahr, 1750, gestellte Frage im Lesen in die Augen: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Veredelung der Sitten beigetragen habe.[8]) Als fielen ihm Schuppen von den Augen, so wurde er nach

---

Urteile, welches über sie gefällt wird, niemals oder selten zufrieden sind, weil die aufgewendete Mühe und der Wert des Produkts zweierlei Dinge sind und der Verfasser nur an die erstere sich zunächst erinnert. — Übrigens ist die Erzählung in dem Abschnitte der Konfessions, in welchem die Schicksale der Muses galantes mitgeteilt werden, sehr zerrissen. Es ist das Verschiedenartigste zwischen die im Texte mitgeteilten Thatsachen hineingeschoben.

[1]) I. p. 202. — [2]) I. p. 172 ff. — [3]) I. p. 174. — [4]) Vgl. I. p. 176 — [5]) a. a. O.

[6]) I. p. 177. Unter den poetischen befand sich die Komödie l'Engagement téméraire (abgedruckt Tom. III. p. 224—239).

[7]) I. p. 180.

[8]) Rousseau formuliert in den Konfessions (I. p. 181) die Frage in dem Sinne, in welchem er sie beantwortete, nämlich: Ob der Fortschritt der Wissen-

seiner poetisch ausgeschmückten Erzählung aus aller Ungewißheit herausgerissen, wie denn die schlechten Sitten und Einrichtungen zu erklären seien und auf welchen Punkt man den Blick hinlenken müsse, um den Weg zur Verbesserung zu finden. Die Art, wie Rousseau diese Frage erfaßte, traf nicht genau ihren eigentlichen Sinn, aber die Antwort, die er, den augenblicklichen Eingebungen überlassen, sich gab, sollte von entscheidendem Einflusse sein für alle Werke seiner weiteren schriftstellerischen Arbeit und sie sollte für sein praktisches Verhalten Hilfsmittel einer begründenden Unterlage gewähren. Er wurde mächtig ergriffen, als er sich in diese Frage und deren Lösung vertiefte[1]): das heißt eben, eine selbstgefundene neue Gedankenwelt vermag auf den Menschen, der Denkkraft und Phantasie benutzt, mit einer Wucht einzudringen, daß er in einen der Betäubung ähnlichen Zustand versetzt wird[2]); das will eben sagen, es liege große Kraft in einem Princip, welches, wenn es auch nur den Wert subjektiver Gewißheit hätte, gleich einem Lichte seine Helligkeit tausend andern Gegenständen mitteilt[3]). Über eines kann nach dieser Konception kein Zweifel obwalten; dem Manne, der sich Recht gesucht und nicht gefunden, der über die bürgerlichen Einrichtungen deshalb Klage führt, der in dem Glanze der geistreichen Kreise nichts erblickt als einen Lärm, welcher berauscht und innere Leerheit zurückläßt[4]), der vor der Gesellschaft und ihren Sitten wenig Ach-

---

schaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu veredeln oder zu verderben. Die im Text angegebene Formulierung ist dem Diskours (I. p. 464) überschrieben.

[1]) Die warme Schilderung seines damaligen inneren Zustandes findet sich im zweiten der „Vier Briefe an Malesherbes“ I. p. 393 ff.

[2]) Rousseau sagt unter anderm a. a. O.: „Ein heftiges Herzklopfen befällt mich, hebt meine Brust. Außer Stande im Gehen zu atmen, werfe ich mich unter einem Baume am Wege nieder und bringe dort eine halbe Stunde in solcher Erregung zu, daß ich beim Aufstehen das ganze Vorderteil meiner Weste mit Thränen benetzt finde, ohne mir bewußt zu sein, daß ich welche vergossen habe“. Eine bekannte Tradition läßt Sokrates von einem Sonnenaufgang zum andern angeheftet an demselben Orte stehen.

[3]) „Ich fühle meinen Geist von tausend Lichtern geblendet“ a. a. O. Nach den Erzählungen anderer (wie Marmontel, Diderot; siehe Girardin in der Revue des deux mondes 1852 Tom. 13. p. 729 ff., dem Rosenkranz, Diderots Leben und Werke I. S. 96. zu folgen sucht), wäre die ganze Schilderung erdichtet und die Art der Beantwortung jener Preisfrage, daß nämlich die Wissenschaften und Künste die Sitten verschlechtert hätten, gar nicht auf Rousseaus ursprüngliche Konception, sondern auf einen Rat Diderots zurückzuführen. Die wesentliche Quelle für diese litterarische Denunciation ist Diderot, und Diderot zeichnete dieselbe in einer Schrift auf, welche gehässige Ausfälle auf Rousseau enthält (Rosenkranz, II. S. 352. 358) und zu einer Zeit erschien (im Todesjahre Rousseaus), in welcher der Inhalt der „Konfessions“ Diderot nicht unbekannt war. Vgl. den Schluß dieser Abhandlung.

[4]) I. p. 193: Je lui dis un jour: Grimm, vous me négligez; je vous le pardonne: quand la première ivresse des succès brillans (nämlich in den

tung besitzt[1]); — diesem Manne wird es an Scharfsinn nicht fehlen, um den Grund solcher Übelstände zu erkennen, und er wird imstande sein, einen Grundgedanken aufzufinden, mit dessen Hilfe er, mag er nun an sich der Wahrheit näher liegen oder von ihr entfernter sein, geläufige Wahrheiten als Irrtümer zu verurteilen und gleich wie Instanzen angerufene Sätze als Vorurteile zu entlarven fähig sein wird.

Es ist zwar nicht schwer über den wissenschaftlichen Wert der Preisschrift den Stab zu brechen und die Paradoxie des Satzes, daß sittliche Verderbtheit durch wissenschaftliche Bildung bewirkt worden sei, daß die Gelehrten und Sophisten in eine Klasse gehören, nachzuweisen. Aber nicht darin liegt der eigentliche Schwerpunkt der Abhandlung, und Rousseau selbst möchte sich durch den Nachweis der Paradoxie so lange nicht getroffen fühlen, als nur die Folgerung, nicht aber die am Schlusse der Abhandlung angedeutete, in der zweiten Preisschrift ausgeführte Voraussetzung, welche für ihn das ganze Leben hindurch subjektive Wahrheit und den Wert eines Princips besaß, widerlegt worden wäre.

Da indessen auch die Abhandlung, wie sie ohne Rücksicht auf die principielle Voraussetzung die falsche kausale Verbindung zwischen Sittenverderbnis und Wissenschaft darzulegen sucht, auf die Entwicklung seiner persönlichen Anschauung und seiner ganzen spätern Werke großen Einfluß übte und bei dem Teile des Publikums, den das Geschrei der Gelehrten über Paradoxie nicht erreichte, zünden mußte, liegt keineswegs bloß an der Kraft inniger Überzeugung und der feurigen Beredsamkeit, die er darin entwickelte, an der Unabhängigkeit, die er gegenüber dem gelehrten Cliquenwesen und ihrer geläufigen Schulweisheit zu zeigen verstand, sondern wohl noch mehr an den vielen giftigen Blüten, welche gerade damals in Paris den mit gelehrtem Luxus aufgeputzten gebildeten Kreisen entsprossen waren und vor den Augen aller Unbefangenen lagen. Es war für Rousseau nur nötig, auch in der Geschichte nach Analogien auszuschauen, um dem vermeintlichen Zusammenhang den Schein der Kausalität zu geben.

Als am Ausgange des Mittelalters mit der Wiederbelebung des klassischen Altertums das Studium der Wissenschaften in den westlichen Ländern Europas einen neuen Aufschwung erhielt, hätte man zu empfinden begonnen, daß der vornehmste Nutzen des Umgangs mit den Musen darin bestehe, die Menschen geselliger zu machen, indem sie ihnen den Wunsch einflößen, einander durch Werke zu gefallen, die des gegenseitigen Beifalls würdig sind. Auf diese Weise wäre man beflissen

---

geistreichen Kreisen) aura fait son effet, et que vous en sentirez le vide, j'espère que vous reviendrez à moi.

[1]) Er habe, sagt er in jenem Briefe an Malesherbes, lange die Ketten vergeblich zu sprengen gesucht, die ihn an eine Gesellschaft banden, welche er so wenig achtete. I. p. 393.

gewesen, einen ausgezeichneten und feinen Geschmack zu entwickeln, auf Sanftmut des Charakters zu halten, Feinheit der Sitten zu pflegen, aber man hätte eben nur dem Schein aller Tugenden nachgejagt, ohne auch nur eine zu besitzen, und über dem großen Wert, den der äußere Aufputz der Tugend erlangt, wäre die Reinheit der Sitten verloren gegangen. Die hauptsächliche Ursache dieser traurigen Wirkung aber sei die Pflege der Wissenschaften und Künste. Ihr Aufschwung hätte schon in Griechenland und Ägypten und Rom die Auflösung der Sitten und den Verlust der Unabhängigkeit im Gefolge gehabt, ihre Vernachlässigung sei von Einfachheit, Unschuld und Tugend bei den Persern und Scythen, den Spartanern und alten Römern, ja auch bei der gegenwärtigen Landbevölkerung begleitet.

Daß die Zunahme der Pflege der Wissenschaften eine Abnahme der Tugend und Sittlichkeit im Gefolge habe, dies lasse sich nicht bloß historisch, sondern auch aus andern Gründen gleichsam a priori beweisen. Denn forsche man nach dem Ursprunge der Wissenschaften, so ergäbe sich, daß Astronomie aus Aberglauben, Beredsamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei und Lüge, Geometrie aus Habsucht, Physik aus eitler Neugierde, alle, selbst die Moral, aus menschlichem Hochmut entstanden seien, die Wissenschaften und Künste überhaupt ihr Entstehen unsern Lastern verdankten; blicke man auf die Objekte derselben, so finde man, daß die Künste im Luxus, die Jurisprudenz in der Ungerechtigkeit, die Geschichte in den Tyrannen, Kriegen und Verschwörungen ihre eigentlichen Gegenstände hätten; denke man an die Wirkungen, so könne nur von Irrtümern aller Art, von Luxus und Müßiggang, Verweichlichung und kriegerischer Feigheit, unrühmlichem Ehrgeiz und Auflösung der Sitten die Rede sein. Eine unsinnige Erziehung ziere seit den Tagen unsrer Kindheit unsern Verstand und verderbe unser Urteil; mit ungeheuren Kosten erziehe man in großen Anstalten unsre Jugend, um ihr alle Dinge außer den Pflichten lernen zu lassen, was doch beweise, daß die Pflege der Wissenschaften noch mehr den moralischen als kriegerischen Eigenschaften schädlich sei. Die Tugend — so lautet der Schluß dieser Reihe von Fehlschüssen, in welchen mögliche üble Folgen als notwendige ausgegeben werden und der Gedanke, daß in der ganzen Welt nichts Gutes geschützt ist vor menschlichem Mißbrauch, nicht einmal als dämmernd in Rousseau vorausgesetzt werden kann — die Tugend, als eine erhabene Wissenschaft einfacher Seelen, bedarf nicht vieler Mühen und Zurüstungen, um sie kennen zu lernen. Ihre Grundlagen sind eingegraben in alle Herzen; es genügt, um ihre Gesetze zu lernen, in sich selbst einzukehren, und die Stimme des Gewissens zu hören, wenn die Leidenschaften schweigen.

Daß übrigens die Richtung, welche Rousseau in dieser Preisschrift eingeschlagen hatte, mit dem überall sich regenden Bedürfnis radikaler

Verbesserung zusammentraf, darin liegt der Grund, warum Rousseau, und zwar nicht bloß in der litterarischen Welt, zu hoher Bedeutung gelangte, warum er das Verhältnis seiner Schriftstellerei zu seiner Zeit an diese Schrift knüpfte, warum er als Prophet der neuen Welt und Zeit angesehen wurde.

Es ist ein natürlicher Fortgang, Grundsätze aufzustellen und Grundsätze in Anwendung zu bringen. Für den, der schon längst durch Vaterland, Charakter und Lebensweise in der Pariser Welt und französischen Gesellschaft sich fremd fühlte, war es vollends etwas Natürliches, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und allenfalls den Weg der Verbesserung selbst zu zeigen. Es fragt sich nur: wird der Mann den Mut haben, die Grundsätze, die sich ihm aus der neu gewonnenen Anschauung ergeben, auf sich selbst anzuwenden und den Menschen das seltene Beispiel eines Mannes zu gewähren, der zu lehren, zu schreiben und zugleich seinen Lehren gemäß zu leben versteht? Wird er, wenn auch nicht den Bedürfnissen der überquellenden luxuriösen Verfeinerung, die er ohnedies nicht liebt, doch den angewöhnten Bedürfnissen gegenüber das harte Wort Entbehrung auf die Tagesordnung seiner Lebensweise zu setzen und durchzuführen imstande sein? Wird er die Kraft haben, um die in der Einfachheit erblickte Verbesserung der Sitten an sich selbst zu erproben, die verlockenden Aussichten, die als Tribut seines Talents ihm entgegeneilen, seinen Grundsätzen zum Opfer zu bringen, trotz der Fesseln der Konvenienz und dem Gespötte der Leute? Rousseau hat diesen Mut in höherem Grade besessen, als den Scharfsinn, der ihm seine Grundanschauung entdecken half.

Als sein Discours über die Wissenschaften und Künste im folgenden Jahre von der Dijoner Akademie wirklich den Preis erhielt, wurden die Gefühle, die ihn auf dem Wege nach Vincennes so heftig bewegt hatten, mit großer Lebhaftigkeit wieder aufgeregt, und der Gedanke, dem besseren Teile seines Ichs die vollkommene Führung des Lebens anzuvertrauen, begegnete dem Wunsche, ihn auszuführen.[1] Es ist nur die Frage, ob der litterarische Ruhm, den ihm diese Preisschrift verschaffte,[2] dazu behilflich sei, um den Wunsch nach stiller Resignation zu nähren und jenen Wunsch überhaupt mit dem Ernste zur festen Entschlossenheit zu führen, welcher dazu erforderlich ist. So viel läßt sich allerdings

---

[1] I. p. 184: Je ne trouvai plus rien de grand et de beau que d'être libre vertueux, au-dessus de la fortune et de l'opinion et de suffire à soi même.

[2] Die Vorbemerkung jenes Discours beginnt mit den Worten: Qu'est ce que la célébrité? Voici la malheureux ouvrage, à qui je dois la mienne. I. p. 465. Unter den zahlreichen Gegenschriften, welche derselbe erfuhr, ragt die des Königs von Polen hervor, welcher Rousseau eine ausführliche Erwiderung widmete. I. p. 483.

nicht in Abrede stellen: es war leichter, die äußerliche Unabhängigkeit, wie sie Rousseau nach den mit Montaigu gemachten Erfahrungen verstand, zu gewinnen und zu erhalten, wenn der litterarische Ruhm der Beschäftigung eines zurückgezogenen und selbständigen Wirkungskreises günstigen Vorschub leistete.[1]) Es war aber auch leicht, durch diese günstige Aussicht sich eine Quelle neuer Gefahren für die innerliche Unabhängigkeit zu schaffen. Wer bürgt dafür, daß Ruhm und Erfolg, eine Quelle reichlicher materieller Mittel, ein Trank, der den Schlürfenden betäuben und verwirren kann, ihn nicht von neuem abhängig machen von lockerem Ehrgeiz, den er zu befriedigen sucht, von wandelnder Gunst, um welche er buhlt, von Neigungen, Wünschen, Meinungen, die er zufriedenzustellen eilt, von vermehrten Bedürfnissen, welche unaufhörlich wachsen und mit Ketten ihn belasten, die er vergebens abzuschütteln sucht? Ist dann nicht der, welcher den Händen Eines Herrn entrinnen will, hundert andern in die Arme gefallen? Indessen, wer ein großes Ziel verfolgt, sieht nicht alle Gefahren, die auf jedem Wege lauern, und außerdem sorgen Neid und Scheelsucht, Verkennung und Verfolgung schon dafür, daß es dem ruhigen Genuß litterarischen Ruhmes an Störungen nicht fehle. In der Hauptsache herrscht kein Zweifel: das bessere Ich nimmt einen kleinen Raum ein im ganzen Menschen, und der Schrein ist leicht zu durchmessen, in welchem dies Kleinod wohnt. Durch den Lärm des Tages, die Menge und den Wechsel nötiger und überflüssiger Bedürfnisse kann es leicht verdrängt, verschüttet und vergraben werden. Ist es da ein Wunder, wenn dem Menschen die Kraft fehlt, welche trotz des Überflusses, dessen er sich erfreut, und trotz der Macht, deren Besitz ihm wert ist, bei der Menge der daraus keimenden Neigungen, Wünsche, Bedürfnisse und Leidenschaften auf die schwache Stimme derjenigen Mahnungen zu hören vergißt, welche sich aus jenem Kleinod vernehmen läßt? Es müßte einem Naturgesetze, nach welchem alles Stärkere über das Schwächere Gewalt ausübt, widersprochen werden. Es kann kein Zweifel sein: die Kraft, welche diese Menge ausübt, steht im umgekehrten Verhältnis zu der Kraft, welche die moralische Gesinnung im Gemüte des Menschen besitzt, und soll das bessere Ich eine dauernde Herrschaft gewinnen, so giebt es nur einen Weg, welcher dahin führt, es ist der Weg der Entsagung und Entbehrung.[2])

---

[1]) Rousseau war sich dessen vollkommen bewußt: „Le succès de mon premier discours me rendit l'exécution de cette résolution plus facile. I. p. 189. (Welcher Entschluß gemeint sei, davon wird sogleich die Rede sein.)

[2]) Soll der (übrigens vorausgesetzte) Rousseausche Gedankengang mit Nutzen gelesen werden, so ist es nötig, um dem Vorwurfe der Absurdität zu begegnen, ein paar Worte hinzuzufügen. Die Schwäche der Wirksamkeit der moralischen Gesinnung wird nicht bloß durch die Menge der aus Überfluß und Machtbesitz

Rousseau schildert diesen Entwicklungsgang zur innerlichen Unabhängigkeit nicht. Er giebt hierüber nur wenige Andeutungen an, die jedoch hinreichen, um die Skizze auszufüllen. Der Eigennutz (l' intérêt privé), der niemals Großes und Edles erzeuge, habe ihn lange zurückgehalten, um den Entschluß auszuführen,[1]) die Widersprüche, die sich gegen ihn erhoben, hätten Zeit gebraucht, um ihn zu reizen und triumphieren zu machen,[2]) und nach dem Kampfe habe er ein Leben in Uneigennützigkeit und Armut jedem anderen vorgezogen.[3]) Das heißt doch, den besseren Teil seines Ich in eine solche Lage versetzen, daß der Sieg in einem etwaigen Kampfe leichter errungen werden könne, um gar nicht davon zu reden, daß der, welcher mit dem Eigennutze bricht, auch von dem Einflusse seines finsteren Gefährten, des Neides, wenig zu fürchten hat. Was jedoch die Hauptsache ist: das Resultat dieses Kampfes trifft mit dem Resultate des gegebenen Entwicklungsganges zusammen.

Ein äußerer Umstand half die Ausführung des Entschlusses beschleunigen. Eine Krankheit hatte mitgewirkt, daß er als Jüngling in wissenschaftliche Studien getrieben wurde, eine Krankheit leistete dem Manne zur Ausführung seines moralischen Entschlusses günstigen Vorschub. Schon von seiner Geburt an litt Rousseau an einer Urinverhaltung. Das Übel verschlimmerte sich mit den Jahren und trat in

---

keimenden Bestrebungen erzeugt; es kommt noch darauf an, wie viel Kraft die widerstrebenden Elemente besitzen, hauptsächlich aber, wie viel Zeit den einzelnen Bestrebungen, die moralischen mit inbegriffen, zu ihrer Entwicklung gelassen wurde, um das normale Gleichgewicht, d. h. die Herrschaft der letzteren nicht unmöglich zu machen. Je weniger das letztere in der Wirklichkeit der Fall ist, je mehr bei der Fluktuation verschiedener und zugleich entgegengesetzter Neigungen, die durch die Mittel des Überflusses und Machtbesitzes gefüttert werden, Zeit nötig ist bis zum ruhigen Gleichgewichte, desto weniger steht zu erwarten, daß sich moralische Gesinnung mit Überfluß und Macht vereinigen lasse, desto richtiger im allgemeinen ist dann der Rousseausche Gedanke. Armut ist im allgemeinen eine Schule, in welcher moralische Tüchtigkeit leichter erreicht wird; Reichtum, in welcher den Strebenden eine Danaidenarbeit bevorsteht. Im Staate gelangen auch, wenn viele entgegengesetzte Kräfte wirksam sind, Prätendenten leicht auf einige Zeit zu Einfluß und Herrschaft. Ebenso gelangt im Innern des Menschen die wahrhaft königliche Herrschaft moralischer Gesinnung am spätesten und zwar erst dann ans Ruder, wenn die Mannigfaltigkeit der Neigungen und ihrer Gegensätze Zeit gefunden haben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Der Überfluß ist einmal ein solcher Herd, in welchem wechselnde Neigungen und Wünsche aufzulodern beständig gereizt werden, und was den Machtbesitz betrifft, so macht nicht bloß nach dem Sprichwort die Gelegenheit Diebe, sondern auch das Metier.

[1]) I. p. 168. — [2]) I. p. 185.

[3]) I. p. 188. In dem Diskours sur les sciences et les arts finden sich die Worte (I. p. 471): „Die Neigung zum Prunk vereinigt sich schwerlich in derselben Seele mit der zum Ehrbaren. Es ist sicherlich unmöglich, daß die durch eine Menge von nichtswürdigen Sorgen herabgekommenen Geister sich jemals zu etwas *Großem* erheben."

seinem 39. Jahre mit großer Heftigkeit auf. Die Ärzte wirkten durch eine irrige Diagnose auf seine Einbildung noch ungünstiger ein [1]) und einer derselben erklärte, daß er in sechs Monaten nicht mehr am Leben sein würde. [2]) Seine Lage war kurz vorher verbessert worden: er hatte die Stelle eines Privatsekretärs bei Francueil, einem General-Einnehmer bei den Finanzen, und der Madame Dupin mit der eines Kassierers bei Francueil vertauscht. Aber der augenblickliche Zustand, die Aussicht auf den nahen Tod, seine längst gehegten Wünsche und Gedanken wirkten zusammen, daß er die Stelle eines Kassierers freiwillig aufgab, für das Metier eines Noten-Kopisten sich entschied und seine Reform sogar auf Kleidung und Wäsche ausdehnte. [3]) Sind wir denn, um die Worte des Mottos verändert zu wiederholen, dazu geschaffen, um angeheftet am Rande des Brunnens zu sterben, wohin die Veredlung sich zurückgezogen hat? [4]) Uneigennützigkeit und Armut, Unabhängigkeit nach außen und innen ließen sich ja füglich mit der Stellung eines Kassierers des Receveur-général bei den Finanzen nicht vereinigen. [5]) Francueil und alle Welt lachte. Sie waren, wenn nicht moralisch entmannt, doch praktisch genug, um die Geschichte des Aristides oder ähnlicher altertümlicher Männer als geistiges Nahrungsmittel eben nur für Kinder anzusehen. Rousseaus Gesundheitszustand besserte sich [6]), und die Gelegenheit kam bald, welche die Stärke seiner moralischen Kraft auf die Probe stellen sollte. Sein „Dorfwahrsager“ (Devin du village), in welchem der

---

[1]) Rousseau spricht von Gries und Blasenstein, I. p. 190. Vgl. p. 302.

[2]) I. p. 188.

[3]) I. p. 188 f. Ausführlicher beschreibt Rousseau diese Reform in der Troisième promenade seiner Rêveries du promeneur solitaire, I. p. 411: Je quittai le monde et ses pompes Je renonçai à toutes parures; plus d'épée, plus de montre, plus de bas blancs, de dorure, de coiffure; une perruque toute simple, un bon gros habit de drap; et, mieux que tout cela, je déracinai de mon coeur les cupidités et les convoitises pui donnent du prix à tout ce que je quittois. Je renonçai à la place que j'occupois alors, pour laquelle je n'étois nullement propre, et je me mis à copier de la musique à tant la page, occupation pour laquelle j'avois eu toujours un goût décidé. — Je ne bornai pas ma réforme aux choses exterieures. Je sentis que celle-là même en exigeoit une autre plus pénible, sans doute, mais plus nécessaires dans les opinions; et résolu de n'en pas faire à deux fois, j'entrepris de soumettre mon intérieur à un examen sévère qui le réglât pour le reste de ma vie tel que je voulois le trouver à la mort.

[4]) I. p. 470.

[5]) I. p. 188: Comment accorder les sévères principes que je venois d'adopter avec un état qui s'y rapportoit si peu? et n'aurois-je pas bonne grâce, caissier d'un receveur-général des finances, à prêcher le désintéressement et la pauvreté?

[6]) Und er besserte sich noch mehr, als er späterhin den Ärzten „auf immer Lebewohl sagte.“ I. p. 203.

eigentümliche Reiz italienischer Weisen sich wiederspiegelte,[1]) fand 1752 in Fontainebleau vor dem Hofe und im folgenden Jahre in Paris eine so günstige Aufnahme, daß der König dem Compositeur eine Pension zu gewähren geneigt war. Rousseau reiste ab, ohne die Audienz abzuwarten[2]) und konnte auch durch Diderots Zureden nicht bewogen werden, sie anzunehmen. Eine harte Probe, entscheidend für das ganze Leben, war auf eine Weise bestanden, die eines Weisen würdig ist[3]).

Das Bild hat jedoch seine Kehrseite, und es scheint nicht anders, als ob jene innerliche Unabhängigkeit einer Kurve gleichen müßte, welcher die Asymptote des menschlichen Strebens sich nur nähern, aber nie sie erreichen könne. Rousseau hatte bald nach seiner Rückkehr von Venedig ein Mädchen gefunden, welches seine bleibende Lebensgefährtin werden sollte. Therese Levasseur war ein „gefühlvolles, einfaches, ungeziertes" Mädchen,[4]) aber nicht imstande, ordentlich zu lesen, die Uhr zu erkennen, die Monate des Jahres sich zu merken, mit einem Wort: eine „dumme Person"[5]). In der Bezeichnung dieser Geliebten ging er um einen Verwandtschaftsgrad weiter: er nannt sie „Tante". Mehr als zwei Jahrzehnte lebte der Naturfreund mit ihr in natürlicher Ehe[6]). Aus dieser Verbindung gingen fünf Kinder hervor.[7]) Sie wurden insgesamt dem Findelhause übergeben, und, damit auch die Möglichkeit einer Verbindung der Eltern mit ihren Kindern abgeschnitten sei, nicht einmal Gegenmarken genommen.[8]) Das dritte Kind wurde ihm im Jahre 1750 geboren, zu einer Zeit also, da die Gedanken seines preis=

---

[1]) Die italienischen Buffoni, durch welche die Franzosen an italienischer Musik in unmittelbarer Weise Geschmack finden lernten, waren einige Zeit vor der Aufführung des Devin du village nach Paris gekommen. I. p. 200.

[2]) I. p. 198: Je perdois, il est vrai, la pension, qui m'etoit offerte en quelque sorte, mais je m'exemptois aussi du joug qu'elle m'eût imposé. Adieu la vérité, la liberté, le courage. Comment oser désormais parler d'indépendance et désintéressement?

[3]) Ein Paar Worte Goethes dürften hier willkommen sein (II. 155):

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

[4]) I. p. 170. — [5]) Personne stupide I. p. 171.

[6]) Rousseau erklärte ihr anfangs (.I p. 170), daß er sie nie verlassen, aber auch nie heiraten würde.

[7]) I. p. 185.

[8]) Nur bei dem ersten Kinde war dies nicht der Fall. Aber auch diese Marke war ihm, als späterhin die Mad. de Luxembourg aus Menschenfreundlichkeit sie begehrte, in Verlust geraten. I. p. 294.

gekrönten Discours lebhaft sein Gemüt bewegten, und in welcher er nach seiner Versicherung in einem tugendtrunkenen Zustande sich befand.[1]) Aber auch nach seiner Reform erfuhren die beiden letzten Kinder dieselbe Behandlung.

Diese konsequent fortgesetzte Handlungsweise steht nun freilich mit der angenommenen Tugendhaftigkeit in einem ziemlich schreienden Gegensatze. Sollte etwa die innerliche Unabhängigkeit, von welcher sein Streben ganz erfüllt war, durch eine heimliche Verschiebung doch in ein Bild der Willkür sich verwandelt haben, welches auch von den Pflichten zu entbinden vermag? Welche Gründe konnten wohl bei der Ausführung dieser Handlung wirksam sein?[2]) Rousseau spricht von seiner Hilfsbedürftigkeit und seinem schwankenden Gesundheitszustande, wodurch ihm die Macht geraubt worden wäre, diese Sorge auf seine Schultern nehmen zu können; er sagt ferner, daß wegen des Kindergeschreies ihm für sein Schriftstellerhandwerk in seiner Dachstube die nötige Ruhe gefehlt haben würde, und daß von seiten Theresens und ihrer Familie nichts als eine gänzliche Verziehung zu erwarten gewesen wäre.[3]) Es ist nicht nötig, diese Gründe zu richten. Rousseau hat später in aufrichtiger Selbstkritik und auf ziemlich harte Weise ihren Wert selbst gezeichnet. „Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, sagt er im Emil,[4]) hat auch das Recht nicht, es zu werden. Weder Armut, noch Arbeit, noch menschliche Rücksichten entbinden ihn der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen." Es waren aber noch drei andere Gründe mit im Spiele. Fraglich wird es bleiben, ob er aller drei als mitwirkend sich bewußt war, und noch fraglicher, ob sie ihm von seinem Standpunkte aus verwerflich erschienen. Rousseau hatte sich in seiner Jugend daran gewöhnt,

---

[1]) I. p. 184: Cette nouvelle (nämlich von der Krönung des Discours) réveilla toutes les idées qui me l'avoient dicté, les anima d'une nouvelle force, et acheva de mettre en fermentation dans mon coeur ce premier levain d'heroisme et de vertu etc.

[2]) Es ist ratsam, bei Beurteilung dieser Handlung die Darstellung, welche Rousseau in den Konfessions liefert, vorerst aus dem Spiele zu lassen und das Augenmerk vor allem auf seinen Brief an Madame Francueil vom 20. April 1751 (abgedruckt T. IV. p. 203) zu richten.

[3]) Diesen Grund giebt Rousseau in der Neuvième promenade seiner Rêveries an (I. p. 448. Vgl. I. 217). Das in den Konfess. livr. VII. (I. p. 148) angeführte Argument, daß er während der ersten Schwangerschaft Theresens seine Handlungsweise den Gesprächen derjenigen lockern Gesellschaft, mit welcher er damals verkehrte, akkomodiert habe, tritt als nebensächlich zurück, weil es für die Folgezeit nicht mehr in Betracht kommt.

[4]) Tom II. p. 409. Er fügt noch, seine Schuld eingestehend, hinzu: Je prédis à quiconque a des entrailles et néglige de si saints devoirs, qu'il versera longtemps sur sa faute des larmes amères, et n'en sera jamais consolé. Auch in den Konfessions (I. p. 178) nennt er sein Verfahren eine „unselige Handlungsweise" (fatale conduite).

das Vergnügen des geschlechtlichen Umgangs zu genießen, ohne die Pflichten der Ehe damit zu verbinden, und weit entfernt, etwas Arges darin zu erblicken, nennt er vielmehr jene Jugendperiode das kurze Glück seines Lebens, ein Glück, an welchem jene Freuden nicht gerade den kleinsten Anteil hatten.[1]) Das aber fühlte er ganz gut, daß die Sorgen für die Kinder ihn in eine Abhängigkeit versetzt hätten, die er mehr als alles andere haßte. Protektionen, Ränke, Bettelkünste seien, wie sich die Sache nach den Eingebungen seiner Phantasie darstellte, nötig, um irgend ein garstiges Amt zu erschleichen; und, indem die äußerliche und innerliche Abhängigkeit zu einem einzigen Bilde vereinigt wird, müßte er das Amt ausbeuten, damit es ihn ernähre, mit Niederträchtigkeiten sich befassen, vor denen er einen gerechten Abscheu habe, und den Kindern ein betrügerischer Vater sein.[2]) Was endlich noch zu berücksichtigen ist: die neugewonnene Anschauung trug selbst dazu bei, das etwa erwachende Gewissen wieder zur Ruhe zu bringen und seinem glücklichen Jugendleben durch theoretische Gründe gewissermaßen die Sanktion zu verleihen. Nicht daß das geschlechtliche Vergnügen unter allen übrigen seiner Folgen wegen eine ungewöhnliche Stellung einnähme und dem nach innerlicher Unabhängigkeit Ringenden Gelegenheit gäbe, gerade wie bei den übrigen einen mutigen Kampf gegen sich selbst zu wagen:[3]) nein! hier giebt es keinen Kampf, sondern nur die Befolgung eines unschädlichen[4]) Naturgebots. Die Erde bringe ja genug hervor, um alle Welt zu ernähren, und außerdem müsse die Erfüllung jenes Naturgebots ja nicht gerade durch eine der christlichen Anschauung und den modernen Gesetzen entsprechende Weise geregelt gedacht werden, es könne dies ja ebenso durch eine Einrichtung geschehen, wie sie in der platonischen Republik dargestellt und als zweckmäßig betrachtet würde, ja er übe einen Akt billiger Vergeltung aus, denn er habe, da der Stand der Reichen dem seinigen das Brot stehle, auf eine Weise für den Unterhalt der Kinder gesorgt, daß die Reichen die Kosten davon tragen müßten.

So brachte es derselbe Rousseau, dessen besseres Gewissen bei der Abfassung des „Emil" über seine Handlung den Stab gebrochen, glücklich dahin, nicht nur zur Zeit, als sein Herz sich grausam gegen die eigenen Kinder verschloß, sondern auch noch später bei der Abfassung

---

[1]) Siehe oben das 3. Kapitel.

[2]) Siehe den oben angeführten Brief an Madame Francueil.

[3]) Ein gesundes Gefühl hatte der Mad. Francueil jenem Briefe Rousseaus zufolge das ganz einfache Argument diktiert: man muß keine Kinder in die Welt setzen, wenn man sie nicht ernähren kann.

[4]) Rousseau gebraucht diesen Ausdruck zwar nicht, er entspricht aber vollkommen seiner Anschauung und Gewohnheit wie den Sitten seiner Zeit, welche geschlechtliche Freiheiten so leicht nahm und gegen welche Rousseau gleichwohl heftig eiferte, siehe I. p. 227 und 6. Kapitel.

der Bekenntnisse eine widernatürliche und unmenschliche Handlungsweise mit sophistischen Gründen rechtfertigen zu wollen. Die Meinung, als ob es gegenüber geschlechtlichen Bedürfnissen keinen Kampf gelte, sondern nur die Befolgung eines unschädlichen Naturgebots, ist ja gerade, wie wir sehen werden, eine Hauptursache seines trübseligen und von heimlichen Vorwürfen des Gewissens verfolgten Alters. Aber abgesehen von der Verwerflichkeit seiner Handlungsweise führt die Betrachtung der Entstehung derselben zu einer allgemeineren Bemerkung. Die Beobachtung kann nämlich gemacht werden, daß auch diejenigen selbständigen Denker, welche durch Werke großer Denkkraft sich unsterblich gemacht haben, in Ansehung der Beurteilung ihrer selbst nicht das Maß der Unbefangenheit besitzen, das man von ihnen erwarten könnte.

Der Mangel an Unbefangenheit ist der Grund jener moralischen Einbildung Rousseaus, von welcher schon früher die Rede war. Nur so wird es erklärlich, wie Rousseau noch in seinen Bekenntnissen, d. h. in seinem Alter, hart neben das Geständnis der Behandlung seiner Kinder Worte setzt, durch welche er sich selbst das größte Lob spendet. [1]) Er sei nicht von Hause aus schlecht, er habe Wärme des Gefühls, Leichtigkeit, sich liebend hinzugeben, ein angebornes Wohlwollen für die Nebenmenschen, Eifer für das Große, Wahre, Schöne und Gute, Abscheu vor allem Bösen, er sei unfähig zu hassen und zu schaden und werde lebhaft erregt beim Anblicke dessen, was tugendhaft, edel und liebenswert ist. Der Mangel an Unbefangenheit ist ferner jenes Dritte, auf welches oben hingedeutet wurde. Die Kraft, welche das Streben Rousseaus nach äußerlicher und innerlicher Unabhängigkeit zugleich an den Tag legt, fordert unsere Bewunderung heraus, aber sie legt uns auch ans Herz, wie schwer die Erreichung beider zugleich ist, und Rousseau scheint durch die Behandlung seiner Kinder uns nur zu lehren, daß die äußerliche Unabhängigkeit, wenn sie mit der innerlichen um jeden Preis soll bestehen können, gerade wie die innerliche jener nie erreichbaren Kurve gleicht. Was aber die Hauptsache ist: es kann von keinem zur völligen Herrschaft gelangten Sinn für das Gute die Rede sein, wenn das Unabhängigkeitsstreben die Pflichten vergißt.

6. Kapitel. Hauptwerke.

Eine ganz eigentümliche Gefahr drohte bei seiner künftigen Thätigkeit gerade dem Manne, der so energisch nach äußerlicher und innerlicher Unabhängigkeit strebte, und sie mußte, wenn anders jenes Streben nicht problematische Erfolge erringen sollte, bald zu ernsten Erwägungen

---

[1]) I. p. 185. Der Leser der Konfessions weiß, daß ähnliche Lobsprüche wiederholt werden, auf die bisher wenig Rücksicht genommen worden ist. Jedenfalls dient diese eklatante Stelle statt vieler.

drängen, damit die Herren, denen er entflohen zu sein glaubte, nicht in anderer Gestalt wieder erschienen. Rousseau hatte durch seinen ersten preisgekrönten Discours über die Wissenschaften und Künste mit einem Schlage bei den eigentlichen Gelehrten und bei der Menge der Gebildeten litterarische Berühmtheit erlangt. Für die ersteren war, abgesehen davon, daß derselbe gründliche historische Studien verriet, der Umstand zumeist entscheidend, daß eben eine Akademie den Discours gekrönt hatte, die letztere wurde gefesselt durch geistreiche Wendungen, brillante Darstellung, oratorischen Schwung, insbesondere aber durch die unbewußt wirkende Thatsache, daß der Autodidakt Rousseau doch fern von allem eigentlich gelehrten Apparat war. Der Erfolg hebt das Gemüt, aber unter seiner Mitwirkung gelangen auch üble Eigenschaften zur Reife. Oder sind Verfassereitelkeit, der Wunsch zu gefallen, d. h. dem Publikum zu dienen, so unbekannte Dinge? Gar nicht zu reden von Gewinnsucht und Büchermacherei, Eifersucht und Neid. Rousseau hatte zwar anfänglich einige Mißerfolge erlebt, aber sie waren durch den nachfolgenden Glanz des litterarischen und künstlerischen Ruhmes bald verdunkelt worden. Es war also nötig, daß die moralische Resignation, von welcher seine Handlungen Zeugnis gegeben hatten, einer Erwägung zu Hilfe eile, welche zunächst auf den Wert des Mannes, dann auf den Wert der Leistung Einfluß übt, der Erwägung nämlich: von welchem Motiv ein solches Wirken getragen sein müsse.

Dieser ernste Gedanke, zu welchem trotz des Rausches, in den der große Erfolg seines Auftretens ihn versetzen konnte, ein Mann hingelenkt werden mußte, mit dessen grundsätzlicher Resignation das Leben in Übereinstimmung gebracht werden sollte, trat nichtsdestoweniger anfangs in einer ziemlich rohen Gestalt auf. „Erhabene Genies, privilegierte Geister sollen es sein, welche sich mit der Arbeit zu befassen haben, den Schleier zu durchdringen, mit welchem die Wahrheit sich einhüllt." Wenn es sich bloß darum handeln würde, gegen verhüllte und unverhüllte Kompilatoren aufzutreten oder gegen Leute zu eifern, welche verbrauchte Gemeinplätze als Weisheit verkaufen, dann wäre die in diesem Satze ausgesprochene Forderung gerechtfertigt. Aber wer weiß denn, ob auch das hohe Selbstbewußtsein, von welchem dieser Ausspruch Zeugnis ablegt [1]) in jedem Falle gerechtfertigt werden könne? Im allgemeinen dürfte es doch fraglich bleiben, ob nicht ein solches Recht des Stärkeren der Willkür eine Thür öffnet. Es ist ja nicht unmöglich, daß im starken Geiste auch verwerfliche Gedanken geboren werden. Rousseau macht zwar einen einschränkenden Zusatz: jene privilegierten Geister müßten jedoch fähig sein, der lächerlichen Eitelkeit, niedrigen Eifersucht und andern Leidenschaften, welche der Geschmack an den Wissenschaften erzeugt,

---

1) I. p. 170 und 5. Kapitel.

Widerstand zu leisten.[1]) Aber mögen sie immerhin kleinliche Leidenschaften besiegen, mögen sie die Kraft haben, innerhalb der Schranken zu bleiben, die sie sich selbst gezogen; so lange die Stärke allein in so auffallender Weise betont wird, wird es für die privilegierten Geister wohl nicht unmöglich werden, sich mit den zurückgewiesenen Leidenschaften auseinanderzusetzen und den Eigennutz, wenn auch in verfeinerter Weise wieder in sich aufzunehmen. Ein positiver Zusatz hätte die Leerheit jener negativen Einschränkung ausfüllen müssen, wenn die Rousseausche Forderung eine beherzigenswerte Wahrheit hätte enthalten sollen.

Das Programm der Dijoner Akademie über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen drängte unterdessen weitere Überlegungen über jene offen gelassene Frage zurück und Rousseau überließ sich vollkommen dem Strome seiner Eingebungen, um diese neue Frage zu beantworten. Im Wald von Saint-Germain entwarf er sich, indem er den „Menschen des Menschen mit dem Menschen der Natur" verglich, ein sehr kühnes Bild von dem menschlichen Naturzustande und suchte die Anwendung der in seinem ersten Discours niedergelegten Anschauung zu erweitern.[2])

Nicht bloß Wissenschaften und Künste sind Ursachen der Verschlechterung menschlicher Sitten, auch ihre Geselligkeit und gesellschaftliche Vereinigung.

Es giebt nach Rousseau einen normalen menschlichen Zustand, — seinen Naturzustand. Er ist weder in der Geschichte erkennbar[3]) noch

---

[1]) Den vielen Gegnern seines preisgekrönten Discours widmete Rousseau bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines Narcisse ou l'amant de lui-même, welcher am 18. Dezember 1752 zur Aufführung gelangte, aber keine allzu günstige Aufnahme fand, in der Vorrede zu diesem Lustspiel eine längere Erwiderung (abgedruckt T. III. p. 192—197), in welcher er den Grundgedanken seines Discours noch einmal auseinandersetzte und dem Widerspruch, in welchem nach dem Einwurfe der Gegner sein schriftstellerisches und künstlerisches Wirken mit seinen Grundsätzen stehe, zu begegnen suchte. Er sagt p. 196: J'avoue qu'il y a quelques génies sublimes qui savent pénétrer à travers les voiles dont la vérité s'enveloppe, quelques âmes privilégiées, capables de résister à la bêtise de la vanité, à la basse jalousie, et aux autres passions qu'engendre le goût des lettres. Wer daran zweifelt, daß es sich hier nur um das Recht des Stärkern handelt, der vergleiche noch die Worte seines preisgekrönten Discours (I. p. 476): „Den Wissenschaften und Künsten sollen diejenigen sich widmen, welche die Kraft in sich fühlen, auf ihrem Wege allein zu gehen und weiter fortzukommen."

[2]) Konfess. I. p. 202—203. Die dort aufgeführte Schilderung gemahnt an einen übermäßig kühnen Gang der Meditation. Er habe sich, heißt es unter anderm, im Schwunge seiner Betrachtungen bis zum Sitze der Gottheit emporgeschwungen und von dort die Ursachen menschlichen Elends durchschauend, den Menschen zugerufen: Unsinnige, ihr beklagt euch über die Natur und seid an allen euern Übeln selbst schuld.

[3]) Oeuvres I. p. 535: Commençons donc par écarter tous les faits (nämlich der Geschichte), car ils ne touchent point à la question. p. 536: O homme, de quelque contrée que tu sois, quelles que soient tes opinions,

naturgeschichtlich nachweisbar:[1]) dennoch muß seine Existenz, mag er übrigens bestanden haben oder nicht, fingiert werden, weil ohne ihn es keinen Maßstab für die Beurteilung des gegenwärtigen und künftigen, künstlichen Zustandes der Menschen giebt. Da es nur Eine Idee eines solchen Naturzustandes giebt, so sind die Menschen ursprünglich alle einander gleich, und Gott machte sie, indem er sie nach der Schöpfung aus dem Naturzustande herauszog, ungleich.

Der Mensch in seinem Naturzustande, der sich selbst überlassene Repräsentant der Gattung, besitzt weder übernatürliche Gaben noch künstliche Fähigkeiten. Seinem Instinkte überlassen, erwirbt er sich in den Wäldern, die seine Behausung bilden, eine kräftige und unverwüstliche Natur und hat nicht nötig, vor wilden Tieren sich zu fürchten. Die einfache Lebensweise, an die er sich gewöhnt, ist das beste Schutzmittel gegen Krankheiten und Arzneien; seine Nacktheit, sein Wohnungsmangel und seine Entbehrung sind also kein großes Unglück. Da die Selbsterhaltung fast seine ganze Sorge in Anspruch nimmt, so sind deshalb wohl sein Gesicht, Gehör und Geruch, nicht aber sein Gefühl und Geschmack ausgebildet.

Geht man vom Physischen im Naturmenschen zum Metaphysischen und Moralischen über, und denkt an die Unterschiede zwischen Mensch und Tier, nämlich die Freiheit und das Vermögen der Selbstvervollkommnung, so zeigt sich die letztere beim Naturmenschen noch nicht als Quelle alles menschlichen Unglücks. Da er eben seinem Instinkte allein überlassen ist, so gehen seine Strebungen nicht über seine physischen Bedürfnisse hinaus. Wie sollte auch bei der Unthätigkeit seiner Einbildungskraft sein Herz noch etwas verlangen? So geht er, ohne Gedanken an

écoute; voici ton histoire, telle que j'ai cru la lire, non dans les livres de tes semblables, qui sont menteurs, mais dans la nature, qui ne ment jamais. Das ist die Weise des Doktrinärs, sich von vornherein des wirksamsten Korrektivs, welches eben nur die Geschichte darbietet, zu entschlagen.

[1]) Rousseau berührt die einem folgenden Jahrhundert angehörige Descendenztheorie. Es möchte, so beginnt der erste Teil, sehr wichtig erscheinen, den Menschen von seinem Ursprunge an zu verfolgen, ihn so zu sagen in dem ersten Embryo seiner Spezies zu prüfen. Aber es ließen sich über diesen Gegenstand nur unbestimmte und fast imaginäre Vermutungen äußern: die vergleichende Anatomie hätte noch zu geringe Fortschritte gemacht und die Untersuchungen der Naturforscher seien noch zu ungewiß. Übrigens paßt zur doktrinär-hypothetischen Aufstellung eines normalen menschlichen Naturzustandes ungleich mehr die Schöpfungs- als die Descendenztheorie, und Rousseau selbst spricht statt von einem Wesen, welches aus den Händen der Natur hervorgegangen (I. p. 536: en le considerant ... tel qu'il a dû sortir des mains de la nature) geradezu auch von einem Wesen, welches der Schöpfer mit majestätischer Einfachheit und Einfalt gestempelt habe (I. p. 532: ... de cette céleste et majesteuse simplicité dont son auteur l'avoit empreinte), wie denn überhaupt die Entstehung der ursprünglichen Konstitution nach Analogie der Entstehung der Statue eines Künstlers gedacht wird a. a. O.

die Zukunft, ohne Pläne im Gefühl seines gegenwärtigen Daseins förmlich auf. Isoliert, wie er lebt, bedarf er weder der Landwirtschaft, die nur anwendbar ist bei einer wenigstens in ihren Anfängen begriffenen Geselligkeit, noch der Sprache, die überhaupt durch rein menschliche Mittel gar nicht entstehen konnte; der Mensch in seinem Urzustande hat den andern nicht nötiger als der Affe oder der Wolf seines gleichen. Da sie ihre Vernunft nicht gebrauchen können, so können sie dieselbe auch nicht mißbrauchen, und so ist die Sorge um die eigene Erhaltung der eines andern am wenigsten nachteilig. Ihre einzige natürliche Tugend ist das Mitleid, welches die Stärke der Selbstliebe mildert,[1]) die Stelle der Gesetze, der Sitten, der Tugend vertritt und ganz unabhängig von den Grundsätzen der Erziehung ist.[2]) Gefährlichen Streitigkeiten ist der Naturmensch nicht unterworfen, und auch die heftigste der Leidenschaften, die Geschlechtsliebe, hat für ihn nicht die Bedeutung wie unter dem Einflusse der Civilisation; für ihn ist eine jede gut. Sich selbst genügend und nur seine wahren Bedürfnisse fühlend, erfreut sich sein Herz der Ruhe und sein Körper der Gesundheit.

Auf diese Weise erscheint physische Behaglichkeit als das einzige und höchste Gut des Naturmenschen, und da alle Mittel der geistigen Kultur vor Mißbrauch nicht gesichert, möglicherweise also das Verderbliche der Laster civilisierter Menschen größer ist als die Vorteile ihrer Tugenden, so dienen sie nach dem unlogischen Schlusse Rousseaus nur dazu, den Menschen zu verschlechtern. Ohne sie, d. h. von Natur ist der Mensch gut.[3])

Diesem Zustande der Freiheit und Gleichheit, des Glücks und der Gesundheit wurde mit der Entwicklung der Geselligkeit ein Ende gemacht. Sobald Frauen, Väter und Kinder in einer gemeinsamen Wohnung vereinigt lebten, zeigte sich die erste Verschiedenheit in der Lebensweise beider Geschlechter, ein weichlicheres Leben trat an die Stelle der früheren Wildheit, man suchte nicht mehr vereinzelt, sondern vereinigt wilden Tieren Widerstand zu leisten und war darauf bedacht,

---

[1]) Bezüglich des Verhältnisses der Selbstliebe zur Vernunft bringt Rousseau widersprechende Angaben vor: nach der einen soll die Selbstliebe von der Vernunft erzeugt worden sein (I. p. 547: C'est la raison qui engendre l'amour-propre); nach der andern sollen zwei Prinzipien (das Mitleid nämlich und die Selbstliebe) früher sein als die Vernunft (I. p. 535: j'y crois apercevoir deux principes antérieurs à la raison).

[2]) I. p. 548: C'est, en un mot, dans ce sentiment naturel, plutôt que dans des arguments subtils, qu'il faut chercher la cause de la répugnance que tout homme eprouveroit à mal faire, même indépendamment des maximes de l'éducation.

[3]) I. p. 570: les hommes sont méchants, une triste et continuelle expérience dispense de la preuve; cépendant l'homme est naturellement bon, je crois l'avoir demontré.

als erstes sich selbst auferlegtes Joch, zugleich als erste Quelle der Leiden, sich Bequemlichkeiten in der großen Mußezeit zu verschaffen. Auf diese Weise stellte sich die Ungleichheit als Folge der Entartung, die Entartung als Folge der Geselligkeit heraus. Je geselliger der Mensch wird, desto schlechter wird er. Die Gesellschaftsordnung aber hat, da von dem Augenblicke an, wo ein Mensch der Hilfe eines andern bedurfte, der Besitz sich einführte, ihre Wurzeln im Mißbrauche der Gewalt und in der Schwäche der Beherrschten. „Der Erste“ — mit diesem Satze beginnt der zweite Teil, — der ein Stück Land eingefaßt hatte und auf den Einfall kam, zu sagen, das ist mein, und welcher Leute traf, die einfältig genug waren, ihm diese Behauptung zu glauben, der war der eigentliche Begründer der menschlichen Gesellschaft.“ Mit der Einführung der gesellschaftlichen Ordnung war die Ungleichheit unter den Menschen besiegelt. Je mehr der Verstand sich aufklärte, die Industrie sich vervollkommnete, je mehr Reichtum, Adel oder Rang, Macht und persönliches Verdienst Maßstäbe für die Unterscheidungen in der Gesellschaft werden, desto verwickelter wird die Gesellschaftsordnung, desto größer die Ungleichheit und desto zahlreicher werden Kriege, Verbrechen und alle Übel der menschlichen Gesellschaft. Die äußerste Grenze der Ungleichheit stelle der Despotismus vor. Durch ihn werde der Gesellschaftsvertrag, auf welchen alle staatliche Ordnung zurückzuführen sei, derart aufgehoben, daß der Despot nur so lange Herr ist, als er der Stärkste ist und sich nicht über die Gewalt beschweren darf, die ihn zu vertreiben vermag, denn Gewalt allein hielt ihn, Gewalt allein stürzt ihn.

Auf diese Weise gelangt Rousseau, indem er das Auge nur immer auf menschlichen Mißbrauch richtete, zu dem absurden Resultate, Sittlichkeit und Intelligenz zu gunsten physischen Wohlseins als eitles Hirngespinst zu schildern, Anstand und Sitte, Recht und Gerechtigkeit, deren Schätzung bei der natürlichen Vermehrung der Menschen und somit der natürlichen Entwicklung menschlicher Gesellschaften nur eine Frage der Zeit ist, für geringer zu halten, als Rechtlosigkeit und Rohheit.

Der zweite Discours „über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen“, der direkte Vorläufer des Contrat social und zugleich die theoretische Anticipation der großen französischen Revolution, wurde von der Dijoner Akademie nicht gekrönt, dafür steht die Erlangung des Bürgerrechts seiner Vaterstadt Genf, welcher das Werk gewidmet ward,[1]) damit in Verbindung.

Im Jahre 1754 bald nach der Vollendung seines zweiten Discours unternahm Rousseau eine Reise nach Genf,[2]) zu einer Zeit also, da

---

[1]) I. p. 206. Die Widmung selbst (abgedruckt I. p. 526—531) verrät eine schwärmerische Verehrung für die Einrichtungen seiner Vaterstadt.

[2]) I. p. 203 ff.

er von seinem errungenem Standpunkte und den in seinen beiden Discoursen niedergelegten Gedanken ganz voll war und, wie er sagt, noch in einem „tugendtrunkenen“ Zustande sich befand.[1]) Wer so eng mit der selbstgeschaffenen Welt verwachsen ist, und zwar einer Welt, welche mit den herrschenden Grundsätzen und Meinungen in vielfachem Gegensatze steht, von dem steht kaum zu erwarten, daß er die letzteren vollkommen zu würdigen wissen werde, vielmehr wird er geneigt sein, falls er die Sittenverderbtheit damit nicht bloß in Verbindung setzt, sondern sogar als deren Wirkung bezeichnet, sie samt und sonders als Vorurteile zu betrachten; und wenn er vollends den Mut hat, keine Rolle zu spielen, sondern seinem Denken gemäß zu handeln, so wird er ihnen auch ungescheut den Rücken kehren. Von diesem Standpunkte aus ist sein zweiter Glaubenswechsel während seines Aufenthalts in Genf zunächst zu betrachten. In seinem Discours über die Ungleichheit unter den Menschen hatte er zwar die Notwendigkeit zugegeben, daß, wenn die Autorität der Regierungen einen geheiligten und unverletzlichen Charakter an sich tragen wolle, die Hilfe der Religion angerufen werden müßte, aber er spricht auch von Mißbräuchen, läßt die Religion im Dienste des Staates sein[2]) und vertritt die Ansicht, daß die Religion der Vernunft und der Tugend den Menschen keine Macht über das Gewissen zugestehe.[3]) Unter diesen Umständen kann die Annahme oder Rückkehr zur vaterländischen Religion sogar als eine Erfüllung der Pflicht gegenüber den vaterländischen gesetzlichen Einrichtungen angesehen werden. Indessen es mag wahr sein, daß sich Rousseau überzeugt hielt,

---

[1]) Dieser Zustand habe vier Jahre gedauert. I. p. 217: Je ne jouai rien, je devins en effet tel que parus; et pendant quatre ans au moins que dura cette effervescence dans toute sa force, rien de grand et de beau ne peut entrer dans un coeur d'homme dont je ne fusse capable entre le ciel et moi.

[2]) Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes, I. p. 563: Mais les dis sensions affreuses, les désordres infinis qu'entraîneroit nécessairement ce dangereux pouvoir, montrent, plus que tout autre chose, combien les gouvernemens humains avoient besoin d'une base plus solide que la seul raison, et combien il étoit nécessaire au repos public que la volonté divine intervînt pour donner à l'autorité souveraine un caractère sacré et inviolable qui ôtât aux sujets le funeste droit d'en disposer. Quand la religion n'auroit fait que ce bien aux hommes, c'en seroit assez pour qu'ils dussent tous la chérir et l'adopter, même avec ses abus, puisqu'elle épargne encore plus de sang que le fanatisme n'en fait couleur.

[3]) Diesen Gedanken spricht Rousseau im 2. Buche der Konfess. (I. p. 299) aus. Im 8. Buche (I. p. 204 ff.) ist von dem Einflusse der Encyklopädisten auf seine Anschauung die Rede, welche, wenn sie ihn auch von der Religion nicht abwendig gemacht, doch bewirkt hätten, daß er von dem „eiteln Formelwesen“ (de ce fratras de petites formules) frei gemacht worden wäre. Überdies hätte ihn das Studium der Menschen und des Universums überall Endursachen und eine die Welt regierende Vernunft (l'intelligence) erblicken lassen.

die Religion stehe ganz im Dienste des Staates, und der Souverän habe den Kultus und das „unbegreifliche" Dogma, d. h. die Sätze, welche unbegreifliche Dinge begreiflich machen wollen, festzustellen; es mag wahr sein, daß er sich gegenüber seiner Vaterstadt, deren Einrichtungen er um so leichter idealisieren konnte, weil er sie nicht in der Nähe kennen gelernt hatte, verpflichtet fühlte, inbezug auf Dogma und Kultus den gesetzlichen Vorschriften gemäß sich zu verhalten [1]) und demgemäß zum zweitenmale die Konfession zu wechseln: nichtsdestoweniger wird man sich bei einem Manne, der sonst an der Vergötterung der bestehenden staatlichen Einrichtungen sehr wenig gearbeitet hat, dem als eminentem Vertreter der natürlichen Religion die Bedeutung des Konfessionellen leicht unbeachtet bleiben und der darum in Sachen der Konfession indifferent werden konnte, der Vermutung nicht erwehren können: der Wunsch, das Bürgerrecht zu erlangen, sei bei diesem Konfessionswechsel mit im Spiele gewesen.[2]) Und dieser Wunsch, den Schutz eines Staates zu genießen, war bei einem Manne um so natürlicher, der in fremdem Lande die litterarische Carrière nun einmal begonnen hatte und mit Freimut zu verfolgen gedachte. Er hat nur später in Zeiten der Gefahr wenig Nutzen davongetragen.

Da der Aufenthalt Rousseau's in Genf vier Monate lang dauerte,[3]) so fand er Zeit genug, um an neue Entwürfe zu denken, Pläne auszuarbeiten und das erste Buch von Tacitus' Historien zu übersetzen. Die Ausflüge in der Genfer Umgebung, die Fahrten um den See dienten dazu, alte Erinnerungen zu beleben,[4]) und die Scenerie neuer

---

[1]) I. p. 204: ... Il appartenoit en chaque pays au seul souverain de fixer et le culte et ce dogme inintelligible, et qu'il étoit par conséquent du devoir du citoyen d'admettre le dogme et de suivre le culte prescrit par la loi.

[2]) Rousseau sagt I. p. 204: honteux d'être exclus de mes droits de citoyen par la profession d'un autre culte que celui de mes pères. Er schämte sich also seines Katholicismus. Aber warum gerade in Genf, wo er Aussicht hatte, Rechte zu erlangen? Man wird doch nicht die Scham für Ernst halten, da er gerade damals mehr als je (s. I. p. 203) über alle menschlichen Meinungen und Vorurteile sich erhaben fühlte? Für die Vermutung, daß die Erlangung des Bürgerrechts bei diesem Glaubenswechsel im Spiele war, spricht noch die Ansicht Rousseaus, daß jeder, der kein intriguanter Mensch ist und Bücher zum wahren Wohle des Vaterlandes schreiben will, nicht im Schoße seines Vaterlandes schreiben dürfe (I. p. 212). Dann genießt er eben beides: die nötige Freiheit und den nötigen Schutz. Was den in Rede stehenden Indifferentismus betrifft, so war zwar die natürliche Religion Rousseaus dem Unglauben und Atheismus entgegengesetzt (Emile, liv. IV. T. II. p. 587), aber sie tritt gegenüber allem Konfessionellen mit dem Anspruche, die einzig wahre zu sein (a. a. O. p. 589), auf, indem ihre Kennzeichen für alle Menschen, Europäer, Indier, Afrikaner und Wilde gleich verständlich seien.

[3]) I. p. 206.

[4]) Siehe oben das 2. Kapitel.

Werke, namentlich der „Neuen Heloise," innerlich zu gestalten.[1]) Rousseau ging nach Paris mit dem Wunsche, nach Genf wieder zurückzukehren und bleibend sich dort niederzulassen. Aber dieser Plan wurde auch dann, als sein Discours über die Ungleichheit gedruckt und nach Genf geschickt worden war,[2]) wieder aufgegeben, sei es, daß er nach der Niederlassung Voltaires in Genf, welcher nach seiner Befürchtung die Pariser Sitten in seine Vaterstadt verpflanzen und dort eine förmliche Umwälzung hervorrufen würde, ahnte, sein eigenes Bemühen würde nur als das vergebliche Wirken eines Pedanten erscheinen,[3]) sei es, daß der Gedanke, ein freimütiger Schriftsteller dürfe zum wahren Wohle seines Vaterlandes nicht in seinem Vaterlande schreiben,[4]) ihn schon lebhaft beschäftigte, sei es endlich, daß der Antrag der Madame d'Epinay, das ihr gehörige einsame Häuschen dicht bei dem Wald von Montmorency, l'Hermitage genannt, zu beziehen, mit augenblicklicher Gewalt auf ihn einwirkte und seiner Vorliebe für das Landleben und die Einsamkeit entgegenkam.[5]) Er entschied sich für das Letztere und bezog in der nächsten Nähe von Paris l'Hermitage am 9. April 1756.[6])

Eine Hauptbeschäftigung, neben welcher das Kopieren in den Hintergrund trat, blieb den Entwürfen gemäß, welche er sich gemacht hatte, dem Aufenthalte auf jenem einsamen Landsitze vor allem vorbehalten: die schriftstellerische Arbeit. Die Frage, welches Motiv und ob denn auch jetzt nur ein willkürliches geniales Sich-Gehen-Lassen als leitendes Motiv für dieses Wirken gelten sollte, mußte zu abermaliger Erwägung drängen. Rousseau mochte das selbst fühlen und er beginnt darum an der passendsten Stelle das neunte Buch der Bekenntnisse mit der Erwägung dieser Frage. „Ich hätte zu Wohlstand, selbst zu Überfluß gelangen können," sagt er, „wenn ich hätte Verfasserkunstgriffe anwenden wollen. Aber ums Brot schreiben, würde mein Genie erstickt und mein Talent getötet haben. Nichts Kraftvolles, nichts Großes kann aus einer geradezu käuflichen Feder kommen. Der Schriftstellerstand ist nur ehrenwert und ruhmvoll, wenn er kein Gewerbe ist. Es ist schwer, edel zu denken, wenn man nur denkt, um zu leben."[7]) Diese Worte mögen

---

[1]) I. p. 205.

[2]) Einem Briefe an Vernes zufolge (T. IV. p. 222) geschah dies im Sommer 1755.

[3]) I. p. 207. — [4]) I. p. 212.

[5]) I. p. 206. Bezüglich jener Vorliebe sagt Rousseau zu Anfang des 9. Buches (I. p. 209), das Landleben sei sein eigentliches Element gewesen, aus welchem er fünfzehn Jahre lang herausgerissen worden wäre.

[6]) I. p. 210.

[7]) A. a. O.: Auf den letzten Gedanken kommt Rousseau im 10. Buche (p. 271) noch einmal zurück und macht einen Zusatz. Man bildete sich ein, sagt er, daß ich das Schreiben nur als Handwerk treiben könnte wie alle andern Schriftsteller, während ich immer nur aus Leidenschaft (par passion) habe schreiben können.

beherzigenswert sein, sie mögen Kunde davon geben, daß Rousseau die in der kritischen Periode seines Lebens gefaßten Entschlüsse auch auf die Wirksamkeit, zu der ihn eine glückliche Naturgabe führte, auszudehnen gesonnen war, dennoch enthalten sie auf die in Rede stehende Frage keine vollständige Antwort. Schriftstellern, ohne dem Eigennutze zu dienen, erfordert gewiß schon moralische Kraft, und die Schriften Rousseaus dürften den Beweis gar wohl zu liefern imstande sein, wenn ihn unsere bisherige Darstellung nicht schon geliefert hätte, daß nichts weniger als Eigennutz seine wirksame Triebfeder war. Aber von welchem Motiv soll denn das Wirken getragen sein, wenn es nicht Eigennutz sein darf? Welches ist denn die positive Antwort, die auf jene Frage gegeben werden kann?

Diese positive Antwort steht mit seinen Erfahrungen und seiner Sinnesweise im Zusammenhange. Es war wohl natürlich, daß der in Genf und im Savoiardenlande fast bis zum 30. Jahre an eine einfache Lebensweise Gewöhnte in Paris und seinen Salons und Bosquets, seinen Wasserkünsten und Parterres sich unheimisch fühlte, und daß seine sinnige Art und sein nachhaltiges Grübeln von albernen Bonmots, läppischen Ziereretien und kleinen Geschichtenkrämern sich abgestoßen fühlte.[1]) Und wenn schon seine anders gearteten Sitten durch ihren Kontrast die Zustände der damaligen Gesellschaft in einem ungünstigen Lichte erscheinen ließen, so thaten Scharfblick und Urteil das Übrige, um die Folgen derselben zu erkennen. Der Anblick der Sitten der Zeit war ihm unerträglich,[2]) die Lasterhaftigkeit von Paris geeignet seinen Unwillen zu wecken[3]) und die Menschen verachten zu lernen;[4]) er erkannte aus der Zerrüttung im öffentlichen Wesen eine nahende Katastrophe,[5]) ja noch mehr: er weissagte, daß eine Krisis und das Jahrhundert der Revolution sich nähere.[6]) Bei so beschaffener Beurteilung der Lage

---

[1]) I. p. 215.

[2]) I. p. 227: Qui peut supporter sans indignation le spectacle des mœurs à la mode? et qu'y a-t-il de plus révoltant que l'orgueil d'une femme infidèle, qui, foulant ouvertement aux pieds tous ses devoirs, prétend que son mari soit pénétré de reconnoissance de la grâce qu'elle lui accorde de vouloir bien ne pas se laisser prendre sur le fait?

[3]) I. p. 218: Ce changement commença sitôt que j'eus quitté Paris, et que le spectacle des vices de cette grande ville cessa de nourir l'indignation qu'il m'avoit inspiré.

[4]) I. p. 241: C'est à la campagne qu'on apprend à aimer et servir l'humanité; on n'apprend qu'à la mépriser dans les villes.

[5]) I. p. 229: . . . de ces spectacles de crimes et d'horreurs, qui n'eussent fait que nourrir, qu'aigrir l'humeur bilieuse que l'aspect des désordres publics m'avoit donnée. Und p. 298 (liv. XI): je pensois que la constitution déclinante menaçoit la France d'un prochain délabrement.

[6]) Diese denkwürdige Weissagung hat er im 3. Buche des Émile (II. p. 514) ausgesprochen: Nous approchons de l'état de crise et du siècle des révolu-

konnte es keine näher liegende Aufgabe geben, als diese Zustände zu geißeln. Mit Lust und Energie hätte er an die Ausarbeitung einer scharfen Kritik mit der ausgesprochenen, freilich bloß negativen Tendenz gehen können, das Falsche aufzudecken und das Schlechte zu enthüllen. Indessen seine Schriften, welche von keiner bloß negativen Kritik zeugen, liefern eben dadurch den Beweis, daß es seiner Gemütsart fern lag, am Tadeln und Hassen ein fortwährendes Wohlgefallen zu finden, und so mag immerhin in seinem Selbstlob, er sei unfähig zu hassen, Wahrheit liegen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Seine eigenen, in den beiden Discoursen zum Teil niedergelegten Anschauungen gaben ihm Mittel genug an die Hand, um über alle negative Kritik hinaus an die Stelle der herrschenden Irrtümer nach seiner Überzeugung die Wahrheit zu setzen und zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände, welche Elend und Bedrückung im Gefolge hätten, eine neue und wohlthuende gesellschaftliche Ordnung vorzuschlagen.[1]) Mochte nun die souveräne Verachtung, welche Rousseau gegen alle Großen hegte,[2]) sein fast proletarischer Hochmut gegen alle Hochgestellten und Reichen, an sich mehr oder weniger begründet sein, mochte die Bedrückung des Volkes, dessen eifriger Verteidiger er ward, ihn mehr oder weniger dazu auffordern: für Rousseau war es entscheidend, daß er das praktische Bedürfnis nach bessern Zuständen lebendig fühlte und angetrieben wurde, mit seinen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und in der angegebenen Richtung an der Verbesserung mitzuwirken oder sie wenigstens vorzubereiten. Auf diese Weise ward es möglich, daß der Wunsch, zum gemeinen Besten zu sprechen und dem wahren Wohle des Vaterlandes zu dienen,[3]) ein leitendes Motiv seines schriftstellerischen Wirkens wurde.

---

tions. Er fügt noch in einer Anmerkung hinzu: Je tiens pour impossible que les grandes monarchies de l'Europe aient encore long-temps à durer: toutes ont brillé et tout état qui brille est sur son déclin. Ein seltener Scharfblick, dem aus der Betrachtung der gegenwärtigen Zustände eine Prophezeihung erwächst!

[1]) I. p. 217: Mon début me mena par une route nouvelle dans un autre monde intellectuel, dont je ne pus sans enthousiasme envisager la simple et fière économie. Bientôt, à force de m'en occuper, je ne vis plus qu'erreur et folie dans la doctrine de nos sages, qu'oppression et misère dans notre ordre social. — Charakteristisch äußerte sich Rousseaus Sinnesart, als Diderot, der wegen seines Fils naturel viele Anfeindungen erfahren hatte, ihm den Entwurf zu dem Père de famille zeigte. Das, sagte Rousseau zu Diderot, ist die beste Verteidigung des Fils naturel. Halten Sie das Stück geheim und werfen Sie es dann plötzlich Ihren Feinden statt aller Antwort ins Gesicht (I. p. 241).

[2]) Statt aller Belege dieser den Lesern Rousseauscher Schriften wohlbekannten Seite möge nur der Umstand erwähnt werden, daß er seinen Hund Duc benannte (I. p. 294).

[3]) I. p. 210: Je jetois mes livres dans le public avec la certitude d'avoir parlé pour le bien commun, sans aucun souci du reste.

Damit wäre die Lücke in seinen früheren Überlegungen ausgefüllt und ein positiver Zusatz in Rousseaus Sinne gefunden. Freilich ist jenes Motiv das höchste nicht, welches sich für schriftstellerisches Wirken denken läßt, nämlich: der Wahrheit um der Wahrheit willen zu dienen. Aber wer möchte darüber mit ihm rechten? Ist es ja immerhin möglich, daß Rousseau, wenn er auch diesen Gedanken nicht ausgesprochen hat, in seinem Gefühle von demselben durchdrungen war, und verrät ja sein Motiv eine wohlwollende Gesinnung! Von handwerksmäßiger Buchmacherei, von der Verfassereitelkeit schwächlicher und vergänglicher Autoren war er so weit enfernt wie von der Sucht nach leeren Titeln gelehrter Würden. Gewiß wird also schon in der Fassung, welche Rousseau seinem Motiv gegeben hat, Anerkennenswertes gefunden werden können, ja schon der Umstand, daß Rousseau Erwägungen über das Motiv schriftstellerischen Wirkens anstellte, ist keineswegs gleich nichts zu achten. Wenn sich in demselben die Richtung auf das Nächstliegende, Brauchbare, zu Erprobende kundgiebt, so darf man nicht vergessen, daß Rousseau, so sehr er sich auch von den Zuständen und Sitten Frankreichs abgestoßen fühlte, ein Franzose, d. h. eine praktische Natur war und als solcher den Gedanken, daß derjenige, welcher die Wahrheit um der Wahrheit willen sucht, als Schriftsteller dadurch ganz von selbst dem Einzelnen und dem Ganzen Nutzen gewährt, — ich wage es kaum zu sagen, — nicht recht begriffen haben würde. Man wird zwar auch klüger, wenn man experimentierend am Schaden klug wird, aber die Nachteile können hiebei unberechenbar werden, um von dem Opfer nicht zu reden, welches von der Wahrheit dem Doktrinarismus gebracht wird.[1])

Verschiedene Skizzen und Entwürfe größerer Arbeiten,[2]) zum Teil schon vor Jahren gemacht, sollten, als Rousseau l'Hermitage bezog, ausgeführt und vollendet werden. Mit Ausnahme einer einzigen[3]) wurden sie insgesamt zur Vollendung gebracht und später veröffentlicht. An der zum Ausreifen der Gedanken nötigen Zeit hatte es seinen Arbeiten nicht gefehlt. Schon ihr Titel drängt den Gedanken auf, daß solche Werke wohl geeignet seien, die Leitung des Motivs, dem gemeinen Besten zu nützen, an den Tag zu legen. Siehe da! der Mann, der so energisch Hand an seine äußere und innere Reform gelegt, der entschlossen war,

---

[1]) Aus jener praktischen Richtung erkennt man, daß der oben im 5. Kapitel angeführte Satz Schlossers in beschränktem Sinne verstanden sein will. Übrigens ist Rousseau so aufrichtig, neben jenem allgemeineren Motiv noch ein persönliches zu nennen: sein Ruf (réputation I. p. 211) sollte durch das schriftstellerische Wirken zugleich mit begründet werden. Es hieße mala fide sprechen und die Rücksicht auf den Charakter seiner Werke vergessen, wenn man daraus schließen wollte, er habe jenes allgemeine Motiv diesem persönlichen zum Opfer gebracht.

[2]) Die Entwürfe werden I. p. 210—214 aufgezählt.

[3]) Ein Werk, la morale sensitive ou le matérialisme du sage, welches ihn einige Zeit beschäftigte, wurde später ganz aufgegeben.

sein Betragen mit seinen Grundsätzen in Übereinstimmung zu bringen,[1]) der sogar harte Proben einer edlen Selbstverleugnung an den Tag gelegt hatte, täuscht urplötzlich alle Erwartungen. Man glaubt, ein strengerer Sinn, zumal in einem Alter von 44 Jahren, sei ihm zur zweiten Natur geworden, und die Vertiefung in ernste Arbeiten nehme seine Kraft völlig in Anspruch. Nichts von alledem! Alle gemachten Entwürfe müssen eine Zeitlang ruhen,[2]) damit unter dem Einflusse alter Erinnerungen und neuer Erlebnisse ein Werk entstehe und zur Vollendung gelange, welches lüstern und schwärmerisch, oratorisch und bombastisch ist.[3]) Woher diese plötzliche Veränderung? War etwa sein „tugendtrunkener“ Zustand nur ein moralischer Rausch gewesen, unter dessen vorübergehender Erregung gute Entschlüsse wie Seifenblasen sich erheben, um gerade dann zu verschwinden, wenn sie am herrlichsten erscheinen? Oder mußte seine moralische Kraft im Kampfe mit einem alten Hange als der schwächere Teil tributpflichtig unterliegen? Diejenigen Leser der Bekenntnisse, welche über dem Eindrucke Rousseauscher Überredungskunst die Kraft der eigenen Aufmerksamkeit sich erhalten haben und den Blick auf seine innere Entwicklung hinlenken, werden sich diesen Umschwung zu erklären vermögen. Jener sinnlich romanhafte Zug, welcher in der Kindheit erworben, in der Jugend befestigt worden war, konnte wohl eine Zeitlang durch die Macht, welche die neue Gedankenwelt erlangt hatte, zurückgedrängt werden, aber nicht gänzlich ersterben, und die Neue Heloise, für welche kein schriftlicher Entwurf bereit lag, beweist hinlänglich, wie fest derselbe in seinem Innern Wurzel gefaßt hatte.

Therese Levasseur hatte, auch wenn ihre Denkweise mehr Anknüpfungspunkte für gegenseitigen Gedankenaustausch Rousseau dargeboten hätte,[4]) für ihn den Reiz der Neuheit verloren.[5]) Als nun der Aufenthalt auf dem Lande nach so langer Unterbrechung mit erneutem Reiz, — es

---

[1]) I, p. 217: Dans l'illusion de mon sot orgueil, je me crus fait pour dissiper tous ces prestiges (nämlich diejenigen, welche er in den gesellschaftlichen Zuständen gefunden hatte); et jugeant que, pour me faire écouter, il falloit mettre ma conduite d'accord avec mes principes, je pris l'allure singulière.

[2]) Die beiden Auszüge aus den Werken des Abbé de Sainte-Pierre, nebst zwei Beurteilungen (abgedruckt I. p. 606—638), welche R. im Frühling des Jahres 1756 ausführte (I. p. 221), kommen kaum in betracht.

[3]) Dieses Urteil über die Form der Abfassung fällte Diderot; er nannte sie „feuilet“, d. h. (wie Rousseau diesen Diderot eigentümlichen Ausdruck erklärt): mit Worten überladen und bombastisch (chargé de paroles et redondant, I. p. 241).

[4]) Die Unterhaltung bestand nach dem gewöhnlichsten Ausdruck in einem Geklatsch I. p. 220: Restoit la ressource des caillettes, médire et dire des quolibets.

[5]) Rousseau will sich dies nicht eingestehen oder ist sich dessen nicht bewußt. Er spricht nur von innerer Leere, I. p. 221: Je n'en avois plus à former, et j'avois encore le cœur vide.

war noch dazu Frühlingszeit, — auf ihn einwirkte, da machte l'Hermitage mit den Erinnerungen an Les Charmettes auch die Jugendlust wieder lebendig, und der naheliegende Wald schien diesmal nicht zum Meditieren, sondern zum Schwärmen bestimmt zu sein. Der 44 jährige Mann ist wieder jung und liebebedürftig geworden. Die holde Jahreszeit schien ihm die Tage nur zu schenken, damit er auf einsamen Spaziergängen in wonniges Schmachten sich versenke und nach einem Wesen sich sehne, dessen Individualität mit den Saiten der seinigen zusammenstimme wie reiner Quintenklang.[1]) Wo wird ein solches Wesen, ausgestattet mit dem Reize der Idealität, zu finden sein? Die Wirklichkeit bietet keine Vollkommenheiten, und wenn sie solche darbieten würde, so würde sie Mittel zur Abnützung hinzufügen. Wer wahrhaft und auf die Dauer sich ihrer erfreuen will, darf sie nicht wirklich besitzen. Aber freilich: werden diese Ideale, welche uns hinanziehen, nicht von dem Gewichte unserer Begehrlichkeit, welches sich an sie anhängt, von ihrer Höhe herabgezogen werden? Darum kümmert sich derjenige zunächst nicht, der das Mittel besitzt, um sich ihrer vorerst erfreuen zu können. Rousseaus Phantasie schuf ihrer zwei, eine Geliebte und eine Freundin. Die erstere hieß Julie, Klara die zweite. Die Form ihres Charakters war nicht völlig erdichtet, ebensowenig der Aufenthalt und die Situationen: so viel lebendigen Rückhalt boten die gesamten Jugenderinnerungen schon dar.[2]) Die unbestimmten Umrisse der Gestalten seiner Phantasie verschwanden allmählich, und als sie der plastischen Abrundung sich näherten, entstand der Wunsch, die Krystalle zu sehen, welche die Feuerglut seiner Phantasie gebildet hatte, oder mit gewöhnlicheren Worten: er brachte einiges von seinen Erdichtungen zu Papier.[3])

Aber man muß wohl fragen, ob denn nicht in demselben Manne andere Gedanken, welche früher Macht besaßen, erwachen und die wiedererwachte träumerische und empfindungsvolle Beschaulichkeit keineswegs als so unschuldig und unverfänglich betrachten werden, als es erscheinen mag; ob denn das angenommene Gewissen bei der Ausführung solcher Gestalten keinen innern Vorwurf erheben und die später gewonnenen Grundsätze der wiedererwachten jugendlichen Begehrlichkeit trotz ihrer idealen

---

[1]) I. p. 222 ff.

[2]) I. p. 223: Bientôt je vis rassamblés autour de moi tous les objets qui m'avoient donné de l'émotion dans ma jeunesse etc. Vgl. das 2. Kapitel. Der Aufenthaltsort der Helden ist Vevey, der Geburtsort der Frau von Warens. Wer Einzelheiten liebt, findet ebenso gut Belege. Saint-Preux beginnt seine Antwort auf die Nachricht, daß seine Julie geheiratet, mit den Worten: Et vous ne seriez plus ma Julie? (19. Brief des 3. Teils der Nouvelle Héloise T. II. p. 184) und Rousseau schreibt am 14. Dezember 1737 in derselben Lage auf die Nachricht, daß die Frau von Warens einem andern ihr Herz geschenkt, an diese: N'êtes-vous donc plus ma chère maman? (T. IV. p. 177).

[3]) I. p. 225.

Umkleidung kein Halt zuzurufen imstande sein werden? Rousseau mußte das selbst fühlen.[1]) Man kann nicht Tugend predigen und zugleich reizende Bilder der Liebe und Weichlichkeit entwerfen. Indessen in der augenblicklichen Aufregung erscheinen die früheren Grundsätze wie ein matter Abschein alter Erinnerungen, die Neigung siegt über alle bessern Entschlüsse und Rousseau vollendet die beiden ersten Teile der „Julie" während des folgenden Winters mit „unbeschreiblichem Vergnügen."[2]) Und sonderbar genug! derselbe Mann, der sonst die herrschenden Sitten so verachtete, nimmt jetzt zu ihnen seine Zuflucht, damit sie seine eigene Schwäche entschuldigen und die Einsprache strengerer Grundsätze beschwichtigen helfen.[3]) Man könne ja nicht wissen, ob lasterhafte Sitten durch die Schilderung eines Mädchens, welches sich von der Liebe überwinden läßt und als Frau dennoch[4]) die Kraft gewinnt, wieder tugendhaft zu werden, welche ferner inmitten natürlich-einfacher und idyllisch-anmutiger Lebensweise nur freundschaftlichen Gefühlen zu leben scheint, durch die sentimentalen Stimmungen, die sie erweckt, nicht von ihrem Wege zeitweilig abgelenkt und eine auf das Bessere hinzielende Richtung einschlagen werden. Soviel ist wenigstens gewiß, daß diese Schilderungen auf Anklang rechnen können. Denn auf Blasiertheit übt solche Natürlichkeit neuen Reiz, und für eine Zeit, die mit allem Glauben und Wissen der Vergangenheit gebrochen hat, ist natürliche Anmut ein willkommener Zufluchtsort.[5])

---

[1]) I. p. 227: Après les principes sévères que je venois d'établir avec tant de fracas, après les maximes austères que j'avois si fortement prêchées, après tant d'invectives mordantes contre les livres efféminés qui respiroient l'amour et la mollesse, pouvoit-on rien imaginer de plus inattendu, de plus choquant, que de me voir tout un coup m'inscrire de ma propre main parmi les auteurs de ces livres que j'avois si durement censurés?

[2]) avec un plaisir inexprimable (I. p. 228).

[3]) Die Wendung, welche Rousseau diesem Umstande in zwei unmittelbar auf einander folgenden Abschnitten (I. p. 227) giebt, ist ganz eigentümlich. Er gesteht zu, daß strenge Grundsätze und solche Neigungen ihn in einen Selbstwiderspruch verwickeln, aber kaum hat er die Schwächen, welche den Gegenstand seiner Schilderung bilden, mit den herrschenden Sitten verglichen, so erscheinen ihm die ersteren von tugendhafter Art zu sein, und er schließt kategorisch: wer sein Bild als Ganzes anstößig und nicht heilsam finde, der sei ein Lügner und Heuchler. So erbricht sich nach Schillers Worten das Laster, um sich mit der Tugend zu Tische zu setzen.

[4]) Rousseau wenigstens giebt seiner Julie diese Vorbereitung.

[5]) Siehe Vilmars Bemerkungen zu Werthers Leiden, welches von Göthe ohne die „Neue Heloise" nicht gedichtet worden wäre, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 9. Aufl. 1862, S. 454 ff. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrhunderts IV. S. 166; Blasiertheit verbunden mit dem Streben nach natürlicher Einfachheit läßt sich im Altertum namentlich zur Zeit der römischen Kaiser beobachten. Siehe Otto Jahn, Aufsätze aus der Altertumswissenschaft, 1868 S. 74. 80.

Rousseau war von sinnlicher Glut angefacht und mitten in seine von Schwärmerei begleitete Arbeit vertieft, als zur gelegenen und in diesem Falle gefährlichen Stunde die noch nicht 30jährige Comtesse d'Houdetot, eine anmutige und liebenswürdige Frau, ihn besuchte.[1]) D'Houdetot hieß ihr Gemahl; ihr Geliebter, zugleich Rousseaus Freund, war Saint-Lambert. Rousseaus Neigung war bald gefaßt: Julie schien leibhaftig vor seinen Augen zu stehen.[2]) Ihr Aufenthalt in der Nähe von l'Hermitage machte häufigere Besuche möglich, Saint-Lambert war abwesend: mehr bedurfte es nicht, um Rousseaus Neigung in eine heftige Leidenschaft zu verwandeln.[3]) Aber trotzdem suchte er sich in gewissen Grenzen zu halten: seine Liebe sollte kein Eingriff in die eroberten Rechte des Freundes sein, und in der Geliebten sollte die Freundin nicht vergessen werden, welche voll von Unschuld, Sanftmut und Herzensgüte, — ein Wesen nach seinem Sinne wäre.[4]) Es fragt sich nur: wird diese Verquickung von Ideal und Sinnlichkeit, die Achtung vor der bloßen Freundin mit der Begehrlichkeit der Liebe auf die Länge bestehen können und diese neue Verhimmlung der Geschlechtsliebe durch den Beischmack des Freundschaftlichen nicht einen neuen,[5]) unerträglichen Widerspruch schaffen, oder vielmehr den alten zwischen Rousseauscher Idee von Liebe und seiner Sinnlichkeit in neuer Gestalt offenbaren? Wird nicht die Macht der Sinnlichkeit, durch den gegenwärtigen Reiz genährt und gestärkt, alle Gefühle, auf welchen wahre Freundschaft beruht, zurückzudrängen streben und die Freundschaft in Verbindung mit geschlechtlicher Liebe zwar einen sentimentalen Reiz erhalten, aber wegen des Ausschlusses der Befriedigung etwas in sich Widersprechendes und darum dem darnach Strebenden nur eine Quelle von Leiden sein?[6]) Dem angeblich reizenden Plan, daß alle drei in trauter Freundschaft und stiller Zurückgezogenheit zusammenleben und -wohnen sollten, wäre eine peinigende Ausführung auf dem Fuße gefolgt. Indessen Saint-Lamberts Eifersucht, das Aufhören häufiger Zusammenkünfte, endlich die Jahre Rousseaus, welche doch einen geringeren Grad von Empfänglichkeit und eine kürzere

---

[1]) I. p. 225, namentlich p. 229.

[2]) I. p. 230: Je vis ma Julie en madame d'Houdetot.

[3]) Wenn er sagt (I. p. 229), die Liebe zu Madame d'Houdetot sei die „erste und einzige in seinem ganzen Leben“ gewesen, so dürfte dieses Wort nur auf die Heftigkeit der Leidenschaft hindeuten, welche aus seiner damaligen empfänglichen und gereizten Gemütslage erklärlich ist.

[4]) I. p. 230. Charakteristisch für die Idealisierung der Geschlechtsliebe ist der Ausspruch: Je l'aimois trop pour vouloir la posséder (I. p. 233).

[5]) Vgl. das 2. Kapitel.

[6]) S. 2. und 3. Kapitel. Über die widerwärtigen Verhältnisse, in die Rousseau durch seine Leidenschaft geriet, die Verdächtigungen, Gehässigkeiten siehe G. H. Morin, Essai sur la vie et le caractère de J.-J. Rousseau. Paris, 1851. Namentlich das 1. Kapitel.

Dauer der Leidenschaft mit sich führen, bewirkten, daß er nicht wie in jüngern Jahren den Widerspruch fühlte, in welchem er sich befand. Aber auf die weitere Ausführung seiner Neuen Heloise hat dieses Verhältnis Einfluß geübt. Julie ist in den drei letzten Teilen Gattin des Herrn von Wolmar; Saint-Preux, ihr ehemaliger Geliebter, bleibt ihr Freund, ja noch mehr: zur Erreichung des vollkommenen Glückes scheint es ihr notwendig, daß er auch in ihrem und ihres Gatten Hause wohne.[1]) So erscheint das träumerische Erlebnis Rousseaus im Spiegel.[2])

Die Aufnahme, welche die Neue Heloise bei ihrem Erscheinen im Jahre 1761 fand, war eine beispiellos günstige.[3]) Die Originalität der Konzeption, das reiche Gefühlsleben, der warme Ton der Schilderung, die Abwechslung trotz der geringen Anzahl handelnder Personen, der hohe Grad von poetischer Wahrheit: dies alles vereinigte sich, um das Lob allgemein zu machen. Aber nicht bloß diese offenbaren, auch geheime Ursachen waren im Spiele, daß Rousseau als der Mann des Tages erhoben wurde. Nach natürlicher Anmut, welche Rousseau zu zeichnen verstand wie einer, trug die Zeit Verlangen und die Aufgabe erfährt eine willkommene Lösung, daß Schwächen und Fehler mit dem Mantel der Tugend bekleidet werden können. Es ist nichts weiter nötig, um das Werk zu einem kleinen Zeitereignis zu machen. Aber man vergesse nur ja nicht, daß es von einem Manne herrührt, welcher schon in seinem preisgekrönten Discours seiner Zeit und ihren Sitten den Krieg erklärt; man bedenke, daß bei seinem Entstehen eine Schwäche über die eigenen Grundsätze den Sieg errungen hatte. Mag dann immerhin der Erfolg, wie er gewöhnlich thut, seinem Stolze Nahrung geben: wir werden nicht mehr sagen können, daß er wegen des moralischen Wertes vollkommen berechtigt sei, vielmehr behaupten müssen, daß der Mann, dessen schon in der Jugend großgezogene Schwäche mit ihrer Gewalt die Kraft der angenommenen Grundsätze darniederdrückte, und welcher denselben Menschen Koncessionen macht, die er früher ge-

---

[1]) I. p. 252: Nous formâmes le projet charmant d'une étroite société entre nous trois (nämlich Rousseau, Mad. d'Houdetot und Saint-Lambert), et nous pouvions espérer que l'exécution de ce projet seroit durable, vu que tous les sentiments qui peuvent unir des cœurs sensibles et droits en faisoient la base, et que nous rassemblions à nous trois assez de talents et de connaissances pour nous suffire a nous-mêmes, et n'avoir besoin d'aucun supplément étranger. Rousseau ist sich vollkommen bewußt, welchen Anteil seine Erlebnisse und Erinnerungen an der poetischen Wahrheit der Schilderungen der Neuen Heloise hatten. Er sagt: Sans quelques réminiscences de jeunesse et madame d'Houdetot, les amours que j'ai sentis et décrits n'auroient été qu'avec des sylphides.

[2]) Auch das kann noch hinzugefügt werden, daß Herr von Wolmar ebenso wie Saint-Lambert Atheist ist. Rousseau vollendete die „Julie" im Winter 1758—59. I. 265.

[3]) I. p. 287 ff. (Anfang des 11. Buches).

scholten, ein zweifelhaftes Recht besitzt, sich zum Tugendprediger aufzuwerfen. Rousseau bestätigt selbst diese Behauptung. Die Neue Heloise, sagt er, sei kein Buch für junge Mädchen, denn das hieße ein Haus in Brand stecken, um die Spritzen in Thätigkeit zu setzen.[1]) Er hätte nur noch hinzufügen sollen: Erwachsene aber würden an der verzehrenden Glut noch ein Vergnügen finden lernen.

Indessen ganz verleugnete sich der Mann des preisgekrönten Discours nicht. Auch die Neue Heloise beweist, daß er früher nicht umsonst gegen alle Vorurteile für die Tugend das Wort ergriffen, mit Geräusch[2]) sich zu strengen Grundsätzen bekannt hatte, und daß es nicht ein leerer Wunsch geblieben war, Werke zum gemeinen Besten zu schaffen. Er wußte in der zweiten und wichtigsten Hälfte des Werkes ernstere Lehren auf geschickte Weise zu verflechten und durch diese Popularisierungen seiner bisher vorgetragenen Lehren wurden diese selbst dem größern Publikum bekannt. Er fand ferner Raum, Lehren einzuschalten, auf welche er schon seit langer Zeit sein Nachdenken hingelenkt hatte, und welche später im „Emile“ eine weitläufigere und ausführlichere Behandlung erfuhren: dies beweist der Abschnitt über die Erziehung[3]) und ein zweiter über die natürliche Religion,[4]) das Vorbild des Glaubensbekenntnisses des savoischen Vikars. Endlich war der eben heftig ausgebrochene Streit zwischen Encyklopädisten und den Verteidigern der Religion die Veranlassung, daß Rousseau noch eine bestimmte Tendenz in seinem Werke verfolgte. Er trat als Vermittler beider Parteien auf und gedachte, beide dadurch zu versöhnen, daß er der einen nachzuweisen suchte, es sei unstatthaft, jemanden bloß wegen anderer Glaubensmeinung der moralischen Verdorbenheit zu zeihen, und der andern, es sei voreilig, in dem Festhalten am hergebrachten Glauben bloß Heuchelei zu erblicken.[5]) Das Unternehmen glückte, wie derartige Vermittlungsversuche gewöhnlich, freilich wenig, denn es vermochte die Einen nicht zu überzeugen und fiel den Andern lästig ob der Höhe des Standpunktes

---

[1]) Brief an Duclos vom 19. November 1760, T. IV. p. 322.

[2]) I. p. 227.

[3]) Nouv. Hél. Partie V. lettre III. T. II. p. 282—297.

[4]) Nouv. Hél. Partie VI. lettre XI. T. II. p. 357—376. Mit Bezug auf diesen Brief sagt Rousseau in den Konfess. liv. IX. p. 212: La profession de foi de cette même Héloise mourante est exactement la même que celle du Vicaire savoyard . . . tout ce qu'il y a de hardi dans l'Émile, étoit auparavant dans la Julie.

[5]) Brief an Vernes vom 24. Juni 1761. Es heißt unter anderm (T. IV. p. 335): Cet objet étoit de rapprocher les partis opposés par une estime réciproque; d'apprendre aux philosophes qu'on peut croire en Dieu sans être hypocrite, et aux croyans, qu'on peut être incrédule sans être un coquin. Julie, dévote, est une leçon pour les philosophes, et Wolmar, athée, en est une pour les intolérans. Wenn sich dergleichen Gegensätze wie Ja und Nein zuspitzen, so kann es keine Vermittlung geben.

und ob des meisternden Tones. Aber nicht auf den Erfolg kommt es hier an, sondern auf die gute Meinung und ernste Absicht, von welchen der Gedanke getragen war.

Die Wogen der Gemütsaufregungen, von welchen die Abfassung der Neuen Heloise begleitet gewesen war, verliefen sich allmählich, der durch die Übersiedlung aus l'Hermitage nach Montmorency am 15. Dezember 1757 herbeigeführte Ortswechsel [1]) und andere Umstände erleichterten die Rückkehr der früheren Gedankenbewegung. Sein altes Motiv konnte der ungestörteren Äußerung und die frühern Entwürfe zu strengeren Arbeiten dem ruhigen Ausbau entgegensehen.

An Stacheln für sein Wirken hat es Rousseau nicht gefehlt. Dies beweisen, abgesehen von der Wahrheit, die sie enthalten mögen, die Worte, mit welchen er seinen Discours über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen schließt. Er sagt: [2]) „Die menschliche Ungleichheit, welche bloß durch das positive Recht autorisiert ist, ist dem natürlichen Rechte immer dann zuwider, sobald sie nicht mit der physischen Ungleichheit in gleichem Verhältnisse zusammengeht, eine Unterscheidung, welche hinreichend bestimmt, was man in dieser Hinsicht von derjenigen Art von Ungleichheit denken soll, die unter allen civilisierten Völkern herrscht; denn es ist offenbar gegen das Naturgesetz, auf welche Art man es auch definiere, daß ein Kind einem Greise Befehle erteile, ein Thor der Führer eines Weisen sei und eine Handvoll Menschen im Überfluß schwelge, während der ausgehungerten Menge das Unentbehrliche fehlt.“ Eine bloße Kritik des Eigentumsrechts, wie sie Rousseau in jenem Discours geliefert hatte, würde diesem furchtbaren Wort gegenüber den Zweck seines Wirkens nur wenig der Erfüllung entgegengeführt haben, es mußten viel weitgreifendere positive Vorschläge für die Verbesserungen der drückenden Zustände der Gegenwart gemacht werden. Nichts Geringeres als eine neue Staatslehre lag Rousseau im Sinne und sein Contrat social zeigt, auf welche Weise er seine Aufgabe zum gemeinen Besten zu lösen bemüht war. Anlässe zu Erwägungen über das Staatsrecht [3]) hatte er lange vor der Abfassung der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen gefunden und nach dem Plane jenes Werkes war anfangs ein viel größerer Umfang in Aussicht genommen

---

[1]) Der Aufenthalt in l'Hermitage, welcher vom 9. April 1756 bis zum 15. Dezember 1757 währte, bildet den Inhalt des 9. Buches der Bekenntnisse, und der Leser kann daraus ersehen, welches Gewicht Rousseau hinsichtlich der Abteilung seines Stoffes auf äußere Umstände legt.

[2]) I. p. 567.

[3]) Und zwar das Staatsrecht nach seinen innern Verhältnissen. Rousseau sagt im Schluß-Kapitel des Contr. soc. T. I. p. 699: Après avoir posé les vrais principes du droit politique, et tâché de fonder l'état sur la base, il resteroit à l'appuyer par ses relations externes etc.

worden, als die Ausführung im Contrat social wirklich zeigt. Schon in der Zeit, da er noch als Gesandtschafts-Sekretär in Venedig weilte, hatte er Gelegenheit gehabt, in der dortigen so gerühmten Verfassung Mängel wahrzunehmen,[1]) und das Bild der Verfassung seiner Vaterstadt hatte auf die Richtung seines politischen Denkens Einfluß geübt und seine Vorliebe für die demokratische Verfassung verstärkt.[2]) Aber ungleich mehr und nachhaltiger trugen seine Erfahrungen dazu bei, daß er nur in einer republikanischen Staatsform die Förderung des wahren Wohls des Landes erblickte. Er bemerkte, daß das Land, in dem er lebte, durch einen Haufen von Regierungspfuschern fast zu grunde gerichtet worden war,[3]) und sah mit Schmerz, daß die Vorrechte der einen Gesellschaftsklasse als willkürliche Bedrückungen und Erpressungen von dem Volke empfunden werden mußten.[4]) Da bleibt für den Gerechtigkeitssinn keine andere Wahl als in der republikanischen Regierungsform das Heil zu suchen, ein Freund der Gleichheit zu werden und dem Volke zugethan zu sein.[5]) Rousseau wollte ursprünglich die „große Frage nach der möglichst besten Verfassung" in einem ausführlichen Werke, Institutions politiques, an welchem er sein ganzes Leben zu arbeiten gedachte, beantworten,[6]) die Arbeit wurde ihm jedoch zu langwierig,[7]) und er

---

[1]) I. p. 211.

[2]) In der Dedikation seines Discours über die Ungleichheit an die Republik Genf heißt es unter anderm, T. I. p. 526: Ayant eu le bonheur de naître parmi vous, comment pourrois-je méditer sur l'égalité que la nature a mise entre les hommes, et sur l'inégalité qu'ils ont instituée, sans penser à la profonde sagesse avec laquelle l'une et l'autre, heureusement combinées dans cet état, concourent de la manière la plus approchante de la loi naturelle et la plus favorable à la société, au maintien de l'ordre public et au bonheur des particuliers?

[3]) Rousseau sagt im 6. Kapitel des 3. Buches seines Contrat social, T. I. p. 669: Aussi, quand par quelque heureux hasard un de ces hommes nés pour gouverner prend le timon des affaires dans une monarchie presque abîmée par ces tas de jolis régisseurs, on est tout surpris des ressources qu'il trouve, et cela fait époque dans un pays. Unter diesem „un de ces hommes nés pour gouverner" wollte er Choiseul gemeint wissen, Konfess. T. I. p. 292.

[4]) Die Härte, mit welcher das Volk bei der Eintreibung der großen Steuern behandelt wurde, hatte schon in dem 20jährigen Jüngling, zu einer Zeit also, wo staatsrechtliche Überlegungen ihm noch gänzlich fern lagen, einen unverwischbaren Eindruck zurückgelassen. Er fügt zu dem Erlebnis, welches im 4. Buche der Konfess. (I p. 84) erzählt wird, hinzu: Ce fut là le germe de cette haine inextinguible qui se développa depuis dans mon cœur contre les vexations qu'éprouve le malheureux peuple et contre ses opresseurs. Von dem ausgedehnten Jagdrecht vergnügungslustiger Fürsten, durch welches die Felder der hartbesteuerten Bauern auch noch verwüstet wurden, wird im 11. Buche (I. p. 303) einiges mitgeteilt.

[5]) I. p. 282 und 278. — [6]) I. p. 211.

[7]) I. p. 272: Je n'eus pas le courage de le poursuivre et d'attendre qu'il fût achevé, pour exécuter ma résolution. Die Fortsetzung seines Emile,

beschloß, aus dem projektierten Werke so viel herauszunehmen, als sich absondern ließe. Er ließ noch zwei Jahre zum völligen Ausreifen der Gedanken vorübergehen und veröffentlichte den Contrat social im Jahre 1762, zwei Monate vor dem „Emile". [1])

Diese kleine Schrift im Lapidarstil, in welcher der Bürger eines freien Staates und „folglich Teilhaber an der landesherrlichen Gewalt" seine rechtsphilosophische Anschauung entwickelt, ist die folgenschwerste und revolutionärste seiner Schriften. Nicht zwar wegen seiner Lehre von der Entstehung des Staats durch einen Vertrag und von der Souveränität des Volks, denn diese hatten Hugo Grotius und die Staatsrechtslehrer der englischen Revolution schon vor ihm verkündigt; aber daß die Volkssouveränität unveräußerlich im Schoße des Volks ruhe und daß es folglich für das Volk nur Beamte, keine Herrscher gebe, diese Lehre war neu und bedeutete die Revolution in Permanenz. „Solange ein Volk zum Gehorsam gezwungen wird, sagt er in der sarkastischen Einleitung, thut es wohl, zu gehorchen; sobald es sein Joch abschütteln kann, thut es noch besser, es von sich zu werfen; denn wenn es seine Freiheit durch dasselbe Recht wieder erlangt, wodurch man sie ihm raubte, so ist es entweder zu dieser Rücknahme befugt, oder es war widerrechtlich, ihm zuerst die Freiheit zu entreißen." In dieser Freiheit nun liegt das Prinzipielle der Rousseauschen Anschauung und die letzte Rechtfertigungsquelle auch jener Unveräußerlichkeit der Volkssouveränität. Die Freiheit des Einzelnen nämlich, welche mit ihm geboren wird und in welcher alle seine Rechte eingeschlossen sind, denn „der Freiheit entsagen, heißt den Menschenrechten entsagen," stellt sich dar als das ursprüngliche Recht und als der Zweck des Gesellschaftsvertrages. Denn die Hingabe des Einzelnen an den allgemeinen Willen, worin der Inhalt dieses Vertrags besteht, ist keineswegs, sowie die „ruhige und geordnete Gemeinschaft" des Hugo Grotius etwas unmittelbar Wertvolles, sondern nur ein Mittel für die Sicherung der Freiheit als dem Punkte, worin eben die verschiedenen Privatinteressen zusammentreffen und übereinstimmend zur Bildung des gesellschaftlichen Bandes geführt werden. Unter solchen Umständen ist nun freilich die Gleichheit aller und die unveräußerliche Souveränität des Volks begreiflich; ebenso die Berechtigung des letzteren, falls die Freiheit mangelhaft gesichert wäre — und wo wäre sie es jemals vollkommen? — am Umsturz des Bestehenden zu arbeiten; aber diese Berechtigung und jene Souveränität ist solange zweifelhaft, als die Freiheit nur in dem „Wohl des wollenden Wesens" ihr Ziel und ihren Maßstab hat, demnach jeden Augenblick Gefahr läuft, in rohe Willkür

---

an welchem er gleichzeitig arbeitete, mag auch ihren Teil dazu beigetragen haben, jene Arbeit abzukürzen.

[1]) I. p. 301.

umzuschlagen und weder dem Gesellschaftsvertrage, den ja auch Räuber schließen können, seine „Heiligkeit", noch dem Gesetze als dem Ausdruck des allgemeinen Willens irgend eine Dauer zu sichern imstande ist. Bedeutet Freiheit die Beseitigung von Fesseln, welche den Menschen verschlechtern, dann ist sie ein wertvolles, den Fortschritt sicherndes Gut; wie bald aber unter Freiheit, rein negativ, die Beseitigung aller Fesseln verstanden wird, was doch durch jenes Wohl des wollenden Wesens schlecht genug verhüllt wird, dann ist sie ein Prinzip der Unordnung, welche nicht die Souveränität des Volks, sondern die Gewalt eines Herrschers beseitigt. Dies lehrte auch in der That der Verlauf der großen französischen Revolution, deren rechtsphilosophisches Evangelium eine Zeitlang der Contrat social gewesen ist. Auf die Lehre vom Liberalismus hat jedoch die Rousseausche Schrift einen fortdauernden Einfluß geübt.

Eine kleine Schrift aus derselben Zeit steht zwar mit dem Contrat social in keinem unmittelbaren Zusammenhange, sie verrät aber so sehr die Wirksamkeit des Motivs seines schriftstellerischen Wirkens, daß sie nicht übergangen werden kann. D'Alembert hatte im siebenten Bande der Encyklopädie in dem Artikel Genève für Einführung der Komödie in Genf plaidiert. Rousseau, der ein Verderbnis der Sitten daraus hervorkeimen sah, hielt es für seine Pflicht, dagegen aufzutreten und schrieb zu Anfang des Jahres 1758 zu Montmorency einen offenen Brief an D'Alembert, um den „unglücklichen Streich abzuwehren." [1])

Indessen das Ankämpfen gegen herrschende und einreißende Sitten, geltend gemacht durch die machtlose Stimme eines Einzelnen, gleicht dem Schwimmen gegen den Strom. Was nützt es, auf politischem und kulturhistorischem Gebiete zu eifern und positive Verbesserungsvorschläge zu machen, wenn der Erfolg auch im günstigsten Falle nur einen zeitweiligen Aufschwung aufweist und alle Macht der Gründe an der Abgeschlossenheit großgezogener und auf tiefen Wurzeln ruhender Sitten und Unsitten wirkungslos zurückprallt? Diese oder ähnliche Fragen mögen Rousseau beschäftigt haben. Hatte er einmal seit der Abfassung seines ersten Discours sich nicht damit begnügt, bloße Kritik zu üben, sondern

---

[1]) I. p. 260. Der Brief führt den Titel: J.-J. Rousseau, citoyen de Genève, à M. D'Alembert, sur son article Genève dans le VIIe volume de l'encyclopédie et particulièrement sur le projet d'établir un théâtre de comédie en cette ville (abgedruckt T. III. p. 113—176). In der Vorrede heißt es unter anderm (p. 114): Mais enfin, quand je me tromperois, ne dois-je pas agir, parler, selon ma conscience et mes lumières? Ai-je dû me taire? l'ai-je pu sans trahir mon devoir et ma patrie? Noch zwei Schriften, welche jedoch mit dem in Rede stehenden Motiv in einem sehr entfernten Zusammenhange stehen, wurden größtenteils in der Zeit seines Aufenthaltes in l'Hermitage und Montmorency abgefaßt, der Dictionnaire de musique (abgedr. III. 588—857) und der Essai sur l'origine des langues (III. 495—522).

positive Heilmittel vorzuschlagen, war er sich bewußt, daß bei dem großen Rufe, dessen er sich erfreute, sein gesprochenes Wort nicht leer verhallen werde,[1]) so war es natürlich, daß er sein Nachdenken auf die Abfassung von Schriften lenkte, welche viel gründlicher als alle angegebenen Schriften die Gebrechen der Zeit zu heilen imstande seien. Schon seit längerer Zeit lag ihm die Abfassung einer Morale sensitive im Sinne. Dieses Werk sollte Regeln des äußern Verhaltens darbieten, durch welche die Seele je nach den Umständen in den der Tugend günstigsten Zustand versetzt werden könnte.[2]) Bemerkungen, wie diese, daß die Menschen im Laufe des Lebens sich selbst unähnlich sind, daß es schwerer ist, völlig ausgebildeten Begierden Widerstand zu leisten, als dieselben im Entstehen auszurotten, abzulenken oder umzugestalten,[3]) hatten ihn auf die Abfassung jenes Werkes geführt. Es blieb Entwurf und Rousseau gab es später gänzlich auf,[4]) — aus einem Grunde, welcher zwar nicht angegeben, aber leicht zu erraten ist. Die Ausrottung und Ablenkung von Begierden kann, soll anders ein hierauf gerichtetes Bemühen von Erfolg begleitet sein, nur im bildsamen Jugendalter gründlich gelingen: die Aufstellung eines Erziehungssystems wird also dem vorgesetzten Zwecke viel besser entsprechen. In einem andern Erziehungssystem mußte Rousseau seiner ganzen inneren Entwicklung nach jenes gründliche Heilmittel erblicken, dessen seine Zeit bedurfte;[5]) und so verwandelte sich ihm die Frage, auf welche Weise und durch welche Mittel die herrschenden Sitten und Zustände am gründlichsten verbessert werden könnten, in die Frage nach einer bessern Erziehung.

Rousseaus Emile ou sur l'éducation ist das größte und berühmteste Werk dieses Mannes.[6]) Angeregt zuerst durch die Bitte einer Mutter,[7]) hat er demselben zwanzig Jahre Nachdenken und drei Jahre Arbeit gewidmet.[8])

---

[1]) I. p. 210: Mon métier (nämlich das Noten-Kopieren) pouvoit me nourrir, si mes livres ne se vendoient pas; et voilà précisément ce qui les faisoit vendre. Die Welt weiß ja, daß nicht deshalb seine Bücher „gingen", weil Rousseau von dem Noten-Kopieren zu leben sich entschlossen hatte, und es ist ebensowenig unbekannt, daß die produktive Arbeit seines Noten-Kopierens und Schriftstellerns ihm die Mittel für den Lebensunterhalt verschafften. Ein Streben nach Reichtum ohne Arbeit war ihm selbstverständlich unbekannt.

[2]) I. p. 213. — [3]) a. a. O. — [4]) I. p. 272.

[5]) Das Geständnis Rousseaus (I. p. 213—214), daß dieser Gegenstand, der an sich selbst ihm weniger zugesagt hätte, allmählich mehr als alle übrigen ihm am Herzen gelegen sei, wird dadurch erklärlich. Ohnedies hatte er pädagogische Überlegungen früher angestellt, als ihm seine Grundanschauung feststand. Siehe oben 4. Kapitel.

[6]) Er nennt es selbst sein „würdigstes und bestes Buch" (I. p. 300) und D'Alembert teilte ihm brieflich mit (I. p. 303), durch dieses Werk sei seine Überlegenheit entschieden.

[7]) Der Mad. de Chenonceaux, I. p. 203. — [8]) I. p. 201.

Eine Reihe grundlegender Gedanken, welche sich auf die Disciplin, auf das Auferziehen der kleinen Kinder, die Ausbildung des Körpers und der Sinne, die individuelle Behandlung der einzelnen Zöglinge, die Abwehr eingebildeter Bedürfnisse wie der Überfüllung des Gedächtnisses mit Worten, ja auch auf das Ziel aller Erziehung und das Naturprinzip beziehen, hatte Rousseau bereits im dritten Briefe der fünften Abteilung seiner Neuen Heloise [1]) niedergelegt. Aber die Ausfüllung dieser Skizze zu einem zwar nicht logisch systematischen, aber doch innerlich zusammenhängenden und praktisch anwendbaren [2]) Ganzen blieb dem „Emil" vorbehalten.

Rousseau unterscheidet von vornherein eine dreifache Erziehung: durch die Natur, die Menschen und die Dinge. Wenn wir aber auch alle Veränderungen, welche wir durch die Natur, die Menschen und die Dinge erfahren, um unsere Sinne und Kräfte zu entwickeln, von dieser Entwicklung Gebrauch zu machen und an eigener Erfahrung immer reicher zu werden, schon als Folge der Erziehung betrachten, [3]) so ist doch nur jene absichtliche Thätigkeit, welche von den Menschen herrührt, Erziehung im strengen Sinne. [4]) Nur diese soll von dem Ziele, welches sie verfolgen will, ein bestimmtes Bewußtsein haben. Dieses Ziel ist, weil wir nichts über die Natur vermögen, wohl aber sie alles über uns vermag, das der Natur selbst. [5]) Nur wo die Erziehung des Menschen und der Dinge der Natur folgen, wird das Ziel erreicht; der Mensch lebt in Übereinstimmung mit sich selbst und will nichts anderes, als wozu seine eigentümliche Natur ihn treibt. [6]) Auf diese Weise ist es denn

---

[1]) II. p. 282 ff.

[2]) II. p. 398: il me suffit que partout où naîtront des hommes, on puisse en faire ce que je propose.

[3]) Jede absichtslose, durch äußere Einwirkung hervorgebrachte Veränderung erhält den Namen der Erziehung, nämlich im weitern Sinne. Emile, liv. I. T. II. p. 400: Cette éducation nous vient ou de la nature, ou des hommes, ou des choses. Le développement interne de nos facultés et de nos organes est l'éducation de la nature; l'usage qu'on nous apprend à faire de ce développement est l'éducation des hommes; et l'acquis de notre propre expérience sur les objets qui nous affectent est l'éducation des choses.

[4]) A. a. O.: Celle des hommes est la seule dont nous soyons vraiment les maîtres.

[5]) II p. 401: Quel est ce but? c'est celui même de la nature; cela vient d'être prouvé. Puisque le concours de trois éducations est nécessaire à leur perfection, c'est sur celle à laquelle nous ne pouvons rien qu'il faut diriger les deux autres.

[6]) II. p. 400: Chacun de nous est donc formé par trois sortes de maitres. Le disciple, dans lequel leurs diverses leçons se contrarient, est mal élevé, et ne sera jamais d'accord avec lui-même: celui dans lequel elles tombent toutes sur les mêmes points, et tendent aux mêmes fins, va seul à son but et vit conséquemment. Hier ist das Ziel genauer als ein

weder eine von der Vernunft geregelte bestimmte Willensbeschaffenheit, noch eine aus der Fülle von Kulturmitteln erwachsende Bildung, auf welche das Werk der Erziehung gerichtet ist, sondern derjenige Zustand der Selbstzufriedenheit, welchen der Mensch nach seiner Natur oder den Neigungen seines Herzens sich verlangt, also physische Behaglichkeit.[1]) Der Grund, auf welchem sie beruht, und der Maßstab, an dem der Grad ihrer Vollkommenheit gemessen wird, ist die Natur, welche nur zur vollständigen Ausbildung zu gelangen braucht, um jenen Zustand herbeizuführen. Die Vernunft kann ihn wohl beurteilen, aber deshalb liegt für denselben nicht im vernünftigen Urteil, sondern einzig in der Natur der wirkliche Bestimmungsgrund.[2]) Nach den Empfindungen, vermöge welcher wir das eine suchen, das andere fliehen, richten sich die Urteile der Vernunft über Glück und Vollkommenheit, nicht umgekehrt suchen oder fliehen wir das, was die Vernunft bestimmt.

Wenn wir fragen, wie denn die Natur zum Wertmesser des entwickelten Charakters werden könne, so liegt für Rousseau die Antwort in dem Satze, daß der Mensch von Natur gut ist.[3]) Dieser Satz ist ihm ebenso wahr als etwa der, daß die physischen Körper schwer sind. Ob nicht angeborene Eigenschaften und gute Eigenschaften zwei verschiedene Dinge sind; ob nicht bei einer solchen Voraussetzung eine Vermengung

---

Zustand (vivre conséquemment) des zu Erziehenden bezeichnet. Da aber dieser Zustand ein naturgemäßer sein soll und zwei Arten von Lehrern an die Natur gebunden sind, so wird die letztere auch schlechtweg als Ziel bezeichnet.

[1]) liv. II. T. II. p. 431: Au contraire, plus l'homme est resté près de sa condition naturelle, plus la différence de ses facultés à ses désirs est petite, et moins par conséquent, il est éloigné d'être heureux. Weiterhin werden Kraft, Gesundheit und Zufriedenheit mit uns selbst die Güter des Lebens genannt und derjenige Sterbliche heißt glücklich, qui vit en paix selon la sienne. Daher die Übereinstimmung der Neigungen mit der natürlichen Beschaffenheit des Menschen sein Wohlbefinden ausmacht. A. a. O. p. 430: Assigner à chacun sa place et l'y fixer, ordonner les passions humaines selon la constitution de l'homme, est tout ce que nous pouvons faire pour son bien-être. Bei dieser Begriffsbestimmung des Glücks sind freilich die moralischen Güter übergangen worden.

[2]) II. p. 401: Sitôt que nous avons, pour ainsi dire, la conscience de nos sensations, nous sommes disposés, à rechercher ou à fuir les objets qui les produisent, d'abord selon qu'elles nous sont agréables ou déplaisantes, puis selon la convenance ou disconvenance que nous trouvons entre nous et ces objets, et enfin selon les jugemens que nous en portons sur l'idée de bonheur ou de perfection que la raison nous donne.

[3]) „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen des Menschen," — dies ist der Satz, mit welchem Rousseau seinen Emil beginnt; vgl. T. I. p. 393. 570. Güte ist nach Rousseau eine Eigentümlichkeit der Seele, welche wie alle andern Kräfte als Vorrat in ihr Innerstes gelegt ist (liv. II. T. II. p. 430: La nature a mis toutes les autres facultés comme en réserve au fond de son âme pour s'y développer au besoin).

des Wertlosen mit dem Wertvollen, des Metaphysischen mit dem Ethischen drohe, — dies stand Rousseau nach den Untersuchungen über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen und über den Gesellschaftsvertrag außer Frage. Das Gute wird im Grunde genommen im Menschen gar nicht entwickelt und durch das vernünftige Urteil zum Bewußtsein gebracht: das Gute ist vielmehr eine angeborene Kraft, das Böse eine anerzogene Schwäche.[1])

Wenn hiernach das eine und allgemeine Ziel durch die Natur unabänderlich festgestellt ist, so fragt es sich noch, welches denn das besondere Ziel sei, das die Erziehung bei dem einzelnen Zögling in individueller Weise sich vorzusetzen habe. Nach Rousseau ist das letztere im ersteren eingeschlossen. Es denaturalisieren nämlich nach seiner Ansicht unsere bürgerlichen Einrichtungen und ihre öffentlichen Erziehungen den Menschen und rauben ihm seine eigentümliche Existenz.[2]) Bei uns, wo die verschiedenen Rangordnungen allein bleiben, die Menschen aber

---

[1]) II. p. 422: Toute méchanceté vient de foiblesse; l'enfant n'est méchant que parce qu'il est foible; rendez-le fort, il sera bon: celui qui pourroit tout ne feroit jamais de mal. Das Böse geht aus der Schwachheit hervor, weil Elend und Schwäche den ersten Zustand des Menschen bilden (a. a. O. p. 421: Le premier état de l'homme est la misère et la foiblesse). Bei dieser Erklärung des Ursprungs des Bösen ist freilich nicht einzusehen, warum das Böse nicht ebenso wie das Gute, aber im Widerspruche mit Rousseau, dem Menschen ursprünglich eigentümlich sein soll. Die Erklärung, daß das, was den Kindern den ersten Schritt zum Bösen ablocke, gewöhnlich eine gute (?) Neigung sei, die eine schlimme Richtung erhalten habe (Confess. T. I. p. 16), zeigt nur das Bestreben, eine ursprünglich falsche Voraussetzung durch die Folgerungen annehmbar zu machen. Denn man könnte mit demselben Rechte behaupten, der erste Schritt zum Guten entspringe daraus, daß eine böse Neigung eine löbliche Richtung erhalte. Da der Mensch ursprünglich weder gut noch böse ist, so liegt das Wahre weder in dem Einen noch in dem Andern. Wenn nach Rousseau das Seelenwesen an sich gut sein, das Böse aber nur an der Schwäche Gelegenheit finden soll, sich zu entwickeln, so muß dem gegenüber geradezu behauptet werden, daß es mit der Entwicklung der guten Eigenschaften eine ähnliche Bewandtnis habe. Auch diese adhärieren nicht dem Seelenwesen, sondern erhalten in ihm nur Mittel und Gelegenheit, sich zu entwickeln.

[2]) II. p. 401: Les bonnes institutions sociales sont celles qui savent le mieux dénaturer l'homme, lui ôter son existence absolue pour lui en donner une relative, et transporter le moi dans l'unité commune. Auch die gute Teilgesellschaft entfremde sich von der großen (Toute société partielle, quand elle est étroite et bien unie, s'aliène de la grande), jeder Vaterlandsfreund sei abstoßend gegen die Fremden. Stillschweigend, aber fälschlich wird hierbei vorausgesetzt, daß jede in sich abgeschlossene Partialgesellschaft dem Menschen Vorurteile aufdringe, welche ihn dann in natürlicher Weise gegen die Menschheit abstoßend machen. Der Ausspruch Rousseau's: der natürliche Mensch sei ein an sich Ganzes, der bürgerliche eine Brucheinheit, welche vom Nenner abhängt, hat demnach nicht bloß den Sinn, daß die Thätigkeiten des bürgerlichen Menschen im Vergleich mit dem natürlichen ihrem Umfange nach kleiner, sondern auch ihrem Inhalte nach von geringerem Werte seien.

unaufhörlich ihre Stellen wechseln, wisse niemand, wenn er seinen Sohn für den Stand erziehe, den er bekleide, ob er nicht gegen dessen Interesse handeln würde. In der natürlichen Ordnung seien alle Menschen einander gleich, und ihr gemeinsamer Beruf sei, Mensch zu sein.[1]) Nur auf eine allgemeine Bildung soll es also bei aller Erziehung ankommen, nicht auf eine spezielle, der künftigen Erfüllung gesellschaftlicher Aufgaben und Zwecke dienende Bildung. Die letztere stehe mit Vorurteilen der Nation, des Staates, der Gesellschaft in Verbindung, welche zwar den Nenner vergrößern, aber den natürlichen Menschen nur zu einer um so kleineren Brucheinheit machen könnten.[2]) Nur dann würde der Mensch für alle besonderen Berufe passen, wenn er es verstehe, als Mensch zu leben, d. h. das Gute und das Böse dieses Lebens am besten zu ertragen, allen Zufällen zu trotzen, sich selbst zu erhalten, und seine Organe, Sinne, Vermögen, alle Teile seines Selbst zu gebrauchen,[3]) mit einem Wort: der auf naturgemäße Weise Erzogene wird wahrhaft Mensch und zu jedem Berufe geschickt sein, der durch die gesellschaftlichen Einrichtungen Erzogene wird ein Mann unserer Tage sein, ein Franzose, ein Engländer, ein Bürger, er wird nichts sein.[4])

Mag aber auch das allgemeine Ziel alle individuellen in sich vereinigen, so ist doch, wenn dessen Erreichung soll angestrebt werden können, die Voraussetzung unumgänglich, daß das menschliche Wesen bildungsfähig sei, die Gestalt also, welche wir dem Zöglinge zu geben suchen, eine Wirkung unserer erziehenden Absichten sei. Der Ausspruch Rousseau's jedoch: es müsse die Erziehung der Natur, über welche wir nichts vermögen, die Richtungen der beiden andern, welche von den Menschen und den Dingen herrühren, bestimmen, besagt ziemlich deutlich: die erziehende Einwirkung ändert nicht neugestaltend die inneren Zustände der Seele

---

[1]) A. a. O. p. 403.

[2]) Beides zugleich zu erzielen ist nach Rousseau unmöglich, a. a. O. p. 401: Forcé de combattre la nature ou les institutions sociales, il faut opter entre faire un homme ou un citoyen; car on ne peut faire à la fois l'un et l'autre. Dagegen könne der allgemein menschlich Erzogene jede besondere Mission ohne Schwierigkeit übernehmen (a. a. O. p. 403: quiconque est bien élevé pour celui-là, ne peut mal remplir ceux qui s'y rapportent). So gewiß nun zwar die allgemeine Bildung, ohne durch spezielle Berufsziele beeinträchtigt oder verkümmert zu werden, vor allem andern bei dem Menschen berücksichtigt werden soll, so muß sie doch dann, wenn aus der allgemein menschlichen Natur das Naturell, d. h. die jedem Einzelnen eigentümliche Natur sich zu entwickeln beginnt, auf diejenigen Fäden Rücksicht nehmen, welche von der allgemeinen zur speziellen Berufsbildung, d. h. eben zur Vorbereitung auf die Erfüllung gesellschaftlicher Aufgaben und Zwecke hinüberleiten, und auf diese Weise die letztere nicht gänzlich wie bei Rousseau der Willkür und dem blinden Versuche des Individuums überlassen.

[3]) I. p. 403. — [4]) I. p. 402.

des Zöglings, sondern sucht nur das schon vorher fertige [1]) Gefüge derselben zu wecken und zu erhalten. Natur ist nach Rousseau, gleichwie in Shakespeares Wintermärchen, mächtiger als Erziehung. [2]) Denn ihr, die uns, der aber nicht wir gebieten können, kommt die eigentliche Gewalt zu. Sie ist der Keim, welcher zu einem bestimmten organischen wie geistigen Leben mit fatalistischer Notwendigkeit treibt, und sie ist die Frucht, deren Verwirklichung das eigentümliche Leben des Einzelnen sich mehr oder weniger nähert. [3]) Was in jenem Keime, freilich nicht actu, sondern nur potentia schlummert, als Mitteldinge zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit, sind: der Trieb zur Bewegung, [4]) das Vermögen zu begreifen, ohne daß wir selbst noch etwas wissen und erkennen, [5]) Gedächtnis und Einbildungskraft im Zustande der Unthätigkeit, [6]) das dem Herzen des Menschen innewohnende Gefühl von Recht und Unrecht, [7]) endlich das wichtigste Vermögen in der ersten Kindheit, durch welches alle anderen zur allmählichen Entwicklung gelangen, die Empfindung. [8])

Eine Frage drängt hier zur Beantwortung. Wenn die Natur in der Anlage des Menschen ein schon vorher fertiges, wenn auch nur potentia vorhandenes Gefüge der zukünftigen Entwicklung darstellt, welches nur zur vollkommenen Ausprägung gelangen soll: durch welche Mittel und Wege wird der Erzieher in den Stand gesetzt werden, das der Natur entsprechende Mögliche wirklich zu machen? Denn die Vermögen an sich sind etwas, was noch nicht ist, und was noch nicht ist, können wir auch nicht erkennen. Sagt doch Rousseau selbst, wir seien in Unkenntnis über das, was uns die Natur zu werden verstatte. [9]) Aber jener Zustand des Unentwickelten, in welchem alle seine Empfindungen sich noch in einem einzigen Punkte vereinigen und in einem gemeinschaftlichen sensorium zusammentreffen, [10]) wie muß er sich klären und vermehren, mit andern verbinden und ordnen, um endlich zu einem

---

[1]) I. p 401: Ces dispositions s'étendent et s'affermissent à mesure que nous devenons plus sensibles et plus éclairés; mais, contraintes par nos habitudes, elles s'altèrent plus ou moins par nos opinions. Avant cette altération, elles sont ce que j'appelle en nous la nature.

[2]) Siehe Theodor Vogt, „Shakespeares Wintermärchen" in Zillers Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Leipzig, 1873, Gräbner), 5. Jahrgang, S. 166 flgd., namentlich S. 184—185.

[3]) Welchen Erfolg freilich die von den Menschen herrührend absichtliche Thätigkeit haben soll, wenn die Zustände des Erziehungsobjekts aus ihrem keimartig präformierten Zustande fatalistisch sich entwickeln, bleibt dahin gestellt. Die Erziehung, welche von den Menschen und den Dingen herrührt, dient wohl dazu, jenen Fatalismus zu verdecken, aber der letztere ist es doch im Grunde allein, welcher die Entwickelung bestimmt, dadurch aber die kausale Einwirkung der Erziehungsthätigkeit auf die bedenklichste Weise einschränkt. S. Ziller, Einleitung in die allgemeine Pädagogik, Leipzig 1855 S. 8.

[4]) II. p. 404. — [5]) II. p. 418. — [6]) II. p. 420. — [7]) II. p. 421. — [8]) II. p. 401. — [9]) II. p. 418. — [10]) A. a. O. —

reichen und zusammengesetzten, dabei aber vollkommen naturgemäßen Bau eines vielgegliederten Organismus emporzuwachsen? Darauf antwortet Rousseau: Wollt ihr, daß das Kind seine ursprüngliche Form behalte, so bewahrt sie vom ersten Augenblicke an.[1]) Beobachtet demgemäß die Natur und folget dem Pfade, den sie euch vorzeichnet. Denn wenn ihr die Vorschriften derselben verbessern wollt, so werdet ihr nur ihr Werk zerstören, den Erfolg ihrer Bemühungen hindern und sie schwächen.[2]) Diese Beobachtung hat dem pädagogischen Handeln vorauszugehen. „Als ein kluger Mann, sagt er im zweiten Buche des Emil, belausche (erst) recht lange die Natur und beobachte deinen Zögling, bevor du das erste Wort zu ihm redest; denn nur so kannst du Erfahrungen sammeln, während, wenn du zu handeln beginnst, bevor du weißt, was notwendig ist, dem Zufalle preisgegeben bist, Fehltritte machst und genötigt wirst, immer wieder von vorn anfangen zu müssen." Damit ist deutlich genug ausgesprochen, daß der Erfolg der Erziehungsthätigkeit an die empirische Kenntnis der Natur geknüpft ist, welche man beobachten muß.[3]) Dieselbe Bedeutung, welche die Natur an sich für

---

[1]) II. p. 408.

[2]) II. p. 407: Voilà la règle de la nature. Pourquoi la contrariez-vous? Ne voyez-vous pas qu'en pensant la corriger vous détruisez son ouvrage, vous empêchez l'effet de ses soins? Faire au dehors ce qu'elle fait au dedans c'est, selon vous, redoubler le danger; et au contraire, c'est y faire diversion, s'est attenuer. Wenn die Natur nach dem fatalistischen Grundgedanken jedem Einzelnen bestimmte Schranken seiner Entwicklung gezogen hat, dann ist es freilich nötig, auf die Art, wie sie sich in jedem Einzelnen äußert, das größte Gewicht zu legen.

[3]) Diese Beobachtungen sind von zweierlei Art: 1. Man muß die Maßregeln beachten, welche die Natur in ähnlichen Fällen an die Hand giebt, II. p. 424: Les corps durs, appliqués sur les gencives, loin de les ramollir, les rendent calleuses, les endurcissent, préparent un déchirement plus pénible et plus douloureux. Prenons toujours l'instinct pour exemple. On ne voit point les jeunes chiens exercer leurs dents naissantes sur des cailloux, sur du fer, sur des os, mais sur du bois, du cuir, des chiffons, des matières molles qui cèdent et où la dent s'imprime. — 2. Man muß, da die „wirkliche Welt ihre Schranken hat, die eingebildete unendlich ist" (2. Buch p. 431), das Kind nach seinem natürlichen Zuge und seiner eigentümlichen Individualität studieren, II. p. 461: on doit présumer que vous connaissez la marche naturelle du cœur humain, que vous savez étudier l'homme et l'individu; que vous savez d'avance à quoi se pliera la volonté de votre élève à l'occasion de tous les objets intéressans pour son âge que vous ferez passer sous ses yeux. Or, avoir, les instrumens, et bien savoir leur usage, n'est-ce pas être maître de l'opération? Liv. III. T. II. p. 510: L'enfant doit être tout à la chose; mais vous devez être tout à l'enfant, l'observer, l'épier sans relâche et sans qu'il y paroisse. Erfahrung ist gewiß ein notwendiger Faktor für die Erziehungskunst, aber eine Kunst, die ein Bewußtsein haben will von dem, was sie thut, bedarf auch der Wissenschaft, und zwar hier der Psychologie.

das Ziel hat, hat sie als Erscheinung für die Mittel, und so ist sie ebenso die Grenze für das zu Bildende, wie der Wegweiser für den Bildner. Dieser eigentümlichen Natur nun muß der Erzieher volle Freiheit lassen,[1]) um sie sorgfältig beobachten, und er muß ihr, die nach dem Gesellschaftsvertrage ein ursprüngliches Recht darauf besitzt, in allem gehorchen,[2]) um sie naturgemäß entwickeln zu können. Eine Pflanze, welche man hindert, ihrem natürlichen Triebe gemäß nach oben zu wachsen, behält nichts destoweniger diesen Trieb bei und wird ihn verwirklichen, sobald die Gewalt entfernt ist. Ebenso ist es mit den Naturtrieben des Menschen. Sobald die Lage sich ändert, erscheint die aufgedrungene und widernatürliche Gewöhnung abgenutzt und die natürliche kehrt zurück, — zum Beweise, daß die ganze Erziehung nur darauf hinarbeiten kann, die naturgemäßen Gewöhnungen des Zöglings zur Entwicklung zu bringen.[3]) Es äußern sich dieselben, sobald das Kind mit den es umgebenden Gegenständen in Wechselwirkung tritt und aus der Art der Abspiegelung seine eigentümliche Individualität erkennen läßt. Hat man diese beobachtet, dann kann man die natürlichen Gewohnheiten befördern,[4]) ohne weder durch neue Gewöhnungen die Bedürfnisse zu vergrößern, noch durch aufgedrungene die naturgemäßen zu unterdrücken und in beiden Fällen das Glück zu untergraben.[5])

In dieser Grundanschauung sind die Keime der Vorzüge und Mängel der Rousseauschen Erziehungsreformen eingeschlossen; aus ihr sind heilsame Verbesserungen und vergängliche Regeln entsprungen; durch sie hat Rousseau Anhänger und Gegner zugleich unter den Pädagogen sich verschafft. Diese entgegengesetzte Wirkung findet ihre Erklärung, wenn man den doppelten Sinn erwägt, den Rousseau mit dem Worte „Natur" verbindet. Natürlichkeit bedeutet ihm nämlich sowohl Vortrefflichkeit als Gesetzlichkeit.

Daß sie Vortrefflichkeit bedeute, lehrt schon der Satz, daß der Mensch von Natur gut ist; nicht minder aber die Beweise der beiden Discours, nach welcher Wissenschaften und Künste, sowie die zunehmende

---

[1]) II. p. 441: Homme prudent, épiez long-temps la nature, observez bien votre élève avant de lui dire le premier mot; laissez d'abord le germe de son caractère en pleine liberté de se montrer, ne le contraignez en quoi que ce puisse être, afin de le mieux voir tout entier.

[2]) II. p. 418: Ici, où l'éducation commence avec la vie en naissant, l'enfant est déjà disciple, non du gouverneur, mais de la nature. Le gouverneur ne fait qu'étudier sous ce premier maître et empêcher que ses soins ne soient contrariés.

[3]) II p. 401.

[4]) Und zwar muß dies langsam geschehen; Rousseau nennt deshalb auch seine Methode „unthätig" (inactive, liv. II. T. II. p. 458).

[5]) II. p. 430. 431. —

Geselligkeit zwar den Menschen aus seinem natürlichen Zustande herausreißen, aber die Reinheit der Sitten ihm rauben und seine Gesinnung verschlechtern. Indessen wenn auch der bloße (rohe) Naturzustand des Menschen besser genannt werden mag, als der künstlich verbildete und ausgeartete Zustand, weil er noch keine Mängel und Verderbtheiten enthält, so ist er darum an sich, d. h. ohne Beziehung auf einen schlechten oder ausgearteten Zustand, so wenig ein guter Zustand, als ein unbehauener Block, der auch besser genannt werden mag, als eine sehr schlechte Statue, deshalb an sich eine schöne Statue ist. Der bloße Naturzustand, als Ziel der Erziehung gedacht, ist darum ein ganz unbestimmtes und leeres Ziel; wird derselbe aber, damit diese Leerheit verschwinde, in irgend einer Weise idealisiert, dann ist dies nur möglich durch Verwechselung des Abgeleiteten mit dem Ursprünglichen, durch Übertragung des entwickelten Zustandes auf ein noch unentwickeltes Wesen, und der Wert eines solchen Naturzustandes, der als Ziel der Erziehung zu denken wäre, ist nur ein erschlichener. Insofern ist also die Rousseausche Grundanschauung mangelhaft.

Natürlichkeit bedeutet Rousseau aber auch Gesetzlichkeit. In der stillschweigenden Voraussetzung, daß unter den in zeitlicher Abfolge hervortretenden physischen und psychischen Zuständen in der Entwicklung des Kindes Zusammenhang bestehe, also gewisse Zustände nicht zum Vorschein treten können, wenn nicht andere, als deren Grund und Bedingung, vorausgegangen sind, will Rousseau, wenn auch nur auf Grund empirischer Beobachtung, zuerst diejenigen Zustände ausgebildet wissen, welche augenscheinlich als Grund entwickelter vorausgehen. Kein Jüngling, der nicht früher ein Knabe war, kein Verständnis eines Abstraktums ohne Besitz der bezüglichen konkreten Umfangsvorstellungen (keine Einführung in die Geographie und Astronomie ohne Kenntnis der Heimat und Beobachtung des Himmels). Der Genesis der individuellen, ein ursprünglich fertiges Gepräge keimartig enthaltenden Natur folgen, — darin besteht die prinzipielle Forderung Rousseau's, wenn anders die methodischen Regeln den Anspruch nach ihm behaupten sollen, den sie erheben können, daß sie nämlich naturgemäß seien. Freilich ist nicht jedes Post hoc ein Propter hoc; und Gesetzlichkeit im strengen Sinne, welche einen notwendigen Zusammenhang zwischen den einzelnen wie Grund und Folge sich verhaltenden Zuständen ankündigt, wird nicht so leicht und ohne weiteres durch bequeme Empirie erkannt. Hat doch die Psychologie für die Erkenntnis des kausalen Zusammenhangs und der reellen Beziehungen unter den inneren Zuständen strengere Untersuchungen nötig, um dem pädagogischen Handeln giltige Bestimmungsgründe darzubieten. Aber daß Rousseau Gesetzlichkeit forderte, giebt seiner Grundanschauung einen Wert und hat bewirkt, daß seine methodischen Regeln dauernde Beachtung gefunden haben.

Durch die Grundanschauung sind zwei wesentliche, die Ausführung der Rousseauschen Erziehung charakterisierende Gedanken bedingt. Wenn Rousseau von den gesellschaftlichen Einrichtungen sagt, daß sie den Menschen sich selbst entfremden durch Anheftung widernatürlicher Gewöhnungen, und daß die öffentlichen Schulen ebenfalls nur dieses Ziel im Auge haben,[1] so ist ja klar, daß die häusliche Erziehung, welche Rousseau geradezu mit naturgemäßer Gewöhnung identificiert,[2] vor jener öffentlichen Erziehung den Vorzug verdiene, und daß vollends eine ganz isolierte Erziehung, welche einem einzigen Führer anvertraut ist,[3] vor allem Schädlichen am besten bewahren und den glücklichsten Erfolg am leichtesten verbürgen könne. Aus jenem andern Gedanken Rousseaus, nur diejenigen Gewöhnungen, welche aus der Anlage des Kindes sich selbst ankündigen, zu fördern und zu pflegen, und alle Anpassung von Regeln, welche nicht aus der zum Zwecke der Beobachtung in völliger Freiheit gelassenen eigentümlichen Natur entsprungen sind und den natürlichen Zustand gestalten wollen, wie eine äußere Maßregelung zu entfernen,[4] folgt fernerhin, daß der Zögling, weil ohne Zwang, darum auch ohne Verdruß und Anstrengung lernt. Ihm wird alles handgreiflich. Unterricht und Erziehnng sind, da weder der Geist noch der Körper den Zwang ertragen kann, ihm nur ein Spiel.[5]

Ein logisch=systematisches Gebäude aller einzelnen Erziehungsmaßregeln auf der angegebenen Grundlage zu errichten, das lag weder in der Natur noch in der Absicht Rousseaus. Das Streben nach dem überall Ausführbaren und praktisch leicht Verwendbaren[6] ist überhaupt nicht auf die Aufstellung eines abstrakten Gerippes, das die Welt ohnedies nicht liebt, gerichtet. Vielmehr, wie in ähnlicher Weise Platon in seinem Staate ein solches Muster aufstellt, nach welchem die wirklichen Staaten ihre Einrichtungen treffen müßten, wenn sie ihre Sache gut verwalten wollten, so sollte auch, wer die Erziehung gut führen wolle, im Hinblicke auf die Mustererziehung des Emil seine Einrichtungen treffen. Diesem Zwecke entspricht die Anknüpfung der Erziehungsmaßregeln an die physische und psychische Entwicklung der Individualität Emils, d. h. die Anreihung der einzelnen Abteilungen an die bestimmten Lebensepochen des sechsten, zwölften, fünfzehnten, zweiundzwanzigsten Lebensjahres viel besser als eine streng logische Gliederung. Wenn

---

[1]) II. p. 402.

[2]) II. p. 403: Reste enfin l'éducation domestique ou celle de la nature.

[3]) A. a. O.: pour être bien conduit, l'enfant ne doit suivre qu'un seul guide.

[4]) II. p. 407.

[5]) Émile, T. II. p. 429. 441. Nouvelle Heloïse T. II. p. 285.

[6]) Émile, T. II. p. 398.

aber auch Rousseau hiebei gezwungen ist, in Ansehung bestimmter Erziehungsmaßregeln, wie der Disciplin, des Unterrichts, der moralischen Bildung, in jeder der angegebenen Lebensperioden Wiederholungen eintreten lassen zu müssen, so wäre doch der Vorwurf einer willkürlichen Einteilung nicht gerechtfertigt; denn die Knotenpunkte der physischen Entwicklung sollen zugleich Knotenpunkte der geistigen darstellen, d. h. es wird die anthropologische Entwicklung zum Einteilungsgrunde des ganzen Werks über die Erziehung gemacht, und die Grundsätze und Regeln der Rousseauschen Erziehung, welche an die Geschichte Emils geknüpft werden, sind innerlich insofern zusammenhängend.[1])

Emil ist eine Waise, der Sohn vornehmer Eltern und hat nur einen gewöhnlichen Geist. Unter gemäßigten Himmelsstrichen geboren, ist er ein wohlgestaltetes, kräftiges und gesundes Kind,[2]) Sein Hofmeister, ein Freund seines Vaters, noch jung und selbst gut erzogen, führt das Kind von dem Augenblicke seiner Geburt an bis dahin, wo

---

[1]) Émile, liv. III. T. II. p. 521: Après avoir commencé par exercer son corps et ses sens (Inhalt des ersten Buches), nous avons exercé son esprit et son jugement (zweites Buch). Enfin nous avons réuni l'usage de ses membres à celui des ces facultés; nous avons fait un être agissant et pensant (drittes Buch); il ne nous reste plus, pour achever l'homme, que de faire un être aimant et sensible, c'est-à-dire de perfectionner la raison par le sentiment (viertes Buch). Raumer (Geschichte der Pädagogik seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien, 3. Aufl. II. S. 223) bemerkt in der Einleitung der Darstellung der Rousseauschen Erziehungsgrundsätze: „Möchte der folgende Überblick als ein übersichtlicher Plan jenes Rousseauschen Labyrinths, möchten die hinzugefügten Bemerkungen zu einiger Orientierung in jenem Labyrinthe dienen.“ In Anbetracht der citierten Stelle erscheint weder die Bezeichnung eines „Labyrinths“ gerechtfertigt, wenn man auch zugeben muß, daß die vielen Digressionen den Gang der Entwickelung stören, noch kann die Art, wie Raumer „Schritt vor Schritt“ der Rousseauschen Entwicklung folgt, ein „übersichtlicher Plan“ genannt werden, der zur Orientierung dienen könnte. So wird die moralische Erziehung für die Periode vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahre, welche Rousseau im zweiten Buche (p. 437—449) behandelt, in folgende Gruppen des ganzen Sammelsuriums, welches Raumer aus dem Emil gemacht hat, zerrissen (a. a. O. S. 236—240): „9. Räsonnieren mit Kindern. 10. Gegen jesuitische Erziehungsmittel. 11. Gegen Erbsünde. 12. Negative Erziehung bis zum zwölften Jahre. 13. Erziehung auf dem Lande. 14. Juristische Lektionen. 15. Sittlich-religiöse Erziehung.“ Auf diese Weise dienen die „Orientierungspunkte“ Raumers vielmehr dazu, aus dem Emil ein Labyrinth sich allererst zu schaffen.

[2]) II. p. 411. Die Versicherung Rousseaus, daß man durch Übernahme eines kranken und schwächlichen Kindes sich für etwas verantwortlich mache, was man zu leisten außer stande sei, mag ihre Berechtigung haben, wenn von den Pflichten eines Hofmeisters die Rede ist, aber einen Zögling deshalb nicht annehmen zu wollen, weil er sich und andern unnütz ist, und weil dessen Körper die Ausbildung der Seele hindert (a. a. O. p. 412: Je ne veux point d'un élève toujours inutile à lui-même et aux autres, qui s'occupe uniquement à se conserver, et dont le corps nuise à l'éducation de l'âme) ist weder erfahrungsmäßig richtig (man denke an Kepler), noch sittlich erlaubt.

es, zum Manne gereift, keinen anderen Führer weiter nötig hat als sich selbst, und leitet also 25 Jahre hindurch seine Erziehung und seinen Unterricht.[1]) Es ist, als wollte Rousseau das elternlose Leben seiner eigenen Kindheit in seinem Emil wiederholen, aber das willkürliche Treiben in der eigenen Jugend durch die strengste Beaufsichtigung Emils ersetzen. Was Wunder, wenn er ihn auch auf dem Lande wohnen läßt, das der Naturvergötterer nicht bloß wegen seiner Einsamkeit liebte? Hier stärkt die Luft und das einfach bäuerliche Leben seinen Körper und bewahrt die Entfernung von den großen Städten seine geistige Gesundheit.[2]) Hier behält das Beispiel, welches der Erzieher aus sich selbst dem Zöglinge entgegenbringt, sein volles Gewicht, ohne durch andere Miterzieher geschwächt zu werden.[3])

Nur solche Gewohnheiten werden in der ersten Periode seiner Kindheit gepflegt und genährt, welche seine Natur und seine Umgebung verlangen.[4]) Kein Zwang für die freie Bewegung seiner Glieder, keine Schonung für die Ertragung von Hitze und Kälte, auch schmerzliche Empfindungen heißt uns die Natur frühzeitig ertragen lernen.[5]) Maßhalten und Arbeiten sind die besten Ärzte für seine Gesundheit.[6]) Durch methodischen Fortschritt wird alle seine Furcht, die aus der Neuheit der ihn umgebenden Dinge entspringt, entfernt, sein Verlangen nur auf wirkliche Bedürfnisse eingeschränkt, und die Zeichen seines Begehrens in ein deutliches und accentuiertes Sprechen verwandelt.[7])

Während es aber bis zu seinem sechsten Jahre hauptsächlich der

---

[1]) II. p. 409. Durch den angegebenen Zeitraum erscheint freilich das Leben des Erziehers, das aus statistischen Gründen höher zu schätzen ist, dem des Zöglings geopfert, s. Herbart, Einleitung in die allgemeine Pädagogik, Werke X S. 6. (Bibl. päd. Klass. Herbarts päd. Schriften Bd. I. S. 14).

[2]) Die Städte werden le gouffre de l'espèce humaine (II. p. 416) genannt, denn je mehr die Menschen sich drängen, desto mehr verderben sie sich.

[3]) II. p. 442.

[4]) Diese natürlichen Gewöhnungen hängen bei Rousseau mit seinem Begriffe vom Glück als einem Gleichgewichte zwischen seinen Kräften und Wünschen zusammen (II. p. 430—431); jede neue Gewöhnung, welche neue Bedürfnisse herbeischafft, stört dieses Gleichgewicht, daher (II. p. 419) la seule habitude qu'on doit laisser prendre à l'enfant est de n'en contracter aucune . . . . Préparez de loin le règne de sa liberté et l'usage de ses forces, en laissant à son corps l'habitude naturelle, en le mettant en état d'être toujours maître de lui-même, et de faire en toute chose sa volonté, sitôt qu'il en aura une.

[5]) II. p. 417 ff.

[6]) II. p. 414: La tempérance et le travail sont les deux vrais médecins de l'homme: le travail aiguise son appétit et la tempérance l'empêche d'en abuser. Rousseaus Polemik gegen alles Medizinieren und gegen die „lügenhafte Kunst," wie die Arzneikunst bei dieser Gelegenheit genannt wird, gehört in das Gebiet der Übertreibung.

[7]) II. p. 419. 428. —

Körper ist, der geübt und gestärkt wird, ist es bis zu seinem zwölften Jahre vorzugsweise der erwachende Geist, welcher bethätigt sein will.[1]) Sein Erwachen beginnt mit Spiel und Vergnügen; denn keine barbarische Fürsorge soll seine fröhliche Gegenwart einer ungewissen Zukuuft zum Opfer bringen.[2]) Sein Thun beschränkt kein unnützes Lehren, aber auch sein Leiden entmutigt kein unnützes Mitleid.[3]) Er lebt ein glückliches Leben, denn seine Kräfte und Wünsche halten sich die Wage.[4]) Aber sollte nicht die Einbildungskraft, deren Bethätigung alle andern geistigen Kräfte an Ausdehnung zu überragen beginnt, dieses ruhige Verhältnis zerstören?[5]) Dann lernt er an der eigenen Schwäche die eigene Abhängigkeit kennen[6]) und hat keinen knechtischen Gehorsam zu leisten, da er das eiserne Band der Notwendigkeit fühlt.[7]) Nicht böse Gewohnheiten können seinen übrigen Neigungen entkeimen, da er ja von Natur gut ist und seine Umgebung ihn vor allem schlechten Einflusse

---

[1]) II. p. 428 ff.

[2]) II. p. 429: Quand je supposerois cette éducation raisonnable dans son objet, comment voir, sans indignation, de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels comme les galériens, sans être assurés que tant de soins leur seront jamais utiles? L'âge de la gaîté se passe au milieu des pleurs, des châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien... Aimez l'enfance; favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct.

[3]) II. p. 428: Au fond, c'est moins le coup que la crainte qui tourmente, quand on s'est blessé...s'il me voit accourir avec inquiétude, le consoler, le plaindre, il s'estimera perdu. Rousseau nennt diese Behandlung weiterhin den ersten Unterricht für seinen Mut.

[4]) II. p. 430. 431.

[5]) II. p. 430: Sitôt que ses facultés virtuelles se mettent en action, l'imagination, la plus active de toutes, s'éveille et les devance. C'est l'imagination qui étend pour nous la mesure du possible, soit en bien, soit en mal, et qui, par conséquent, excite et nourrit les désirs par l'espoir de le satisfaire.

[6]) II. p. 433: Si l'homme est un être fort, et si l'enfaut est un être foible, ce n'est pas parce que le premier a plus de force absolue que le second: mais c'est parce que le premier peut naturellement se suffire a lui-même et que l'autre ne le peut.

[7]) II. p. 437: J'ai déjà dit que votre enfant ne doit rien obtenir parce qu'il le demande, mais parce qu'il en a besoin: ni rien faire par obéissance, mais seulement par nécessité. Diese Notwendigkeit wird hervorgerufen durch die Abhängigkeit von den Dingen oder der uns umgebenden Welt, nicht durch willkürliche Befehle der Menschen zum Gehorsam. L'expérience ou l'impuissance sollen die Stelle des Gesetzes vertreten (p. 445). Es ist im allgemeinen zu bezweifeln, ob es geraten sei, daß man das Kind, wenn aus seiner überquellenden Natur Bedürfnisse emporwuchern, Gefahren aussetze, um es allererst durch Schaden klug werden zu lassen. Befehle und Strafen würden dann zwar überflüssig, aber ebenso das Gewicht der Autorität und Liebe. Indessen die Autorität will auch Rousseau ungebrochen erhalten wissen. Er fügt nämlich in einer Anmerkung hinzu: wenn das Kind verlange, ihm gehorsam zu sein, müsse man es zum Gehorsam zwingen.

bewahrt. Weder an die eigene Autorität durch vergebliches Vernünfteln gewiesen, noch an fremde durch Ermahnungen und Befehle gebunden, kann er in voller Freiheit den Keim seines Charakters offenbaren und durch wirksame Beispiele, die sein Begleiter mit geschickter Hand zu wählen weiß, seine Natur noch kräftiger machen. Die Kenntnis des Guten und Bösen kommt ihm zur rechten Zeit, wenn er sie spät erfährt, und auch dann belehrt ihn hierüber, sowie über das Verhältnis des Menschen zum Menschen nur der augenblickliche Bedarf. Ohnedies mit Landarbeiten beschäftigt, wird ihn bald die Grenze des eigenen Gebiets an fremdes Eigentum erinnern und sein Rechtsgefühl erwecken. Sein Interesse aber, das durch keinen Zwang gedrückt wird und durch Vorsicht noch nicht angeregt sich fühlt, wird keine Lüge nötig machen. So bleibt er der eigenen Natur getreu. [1])

Es fragt sich, welche Beschäftigung dieser moralischen Erziehung zur Seite gehen soll, damit seine ursprünglich gute Natur bewahrt bleibe, und ob etwa mit einem geregelten Unterricht frühzeitig begonnen werden solle? Da das Gedächtnis zugleich mit der Urteilskraft sich entwickelt und alles Wissen der Kinder auf Eindrücken beruht, ohne daß etwas bis zu dem Verstande hindurchdränge, so würden es Worte und immer nur Worte sein, wenn er, dessen zukünftiges Wissen auf einem reichen Schatze sinnlicher Wahrnehmungen ruhen soll, Unterricht in Sprachen erhielte, da er noch keine Begriffe hat, geschweige die in jeder Sprache anders ausgedrückten Ideen vergleichen kann, [2]) oder mit Geographie, deren Gegenstände er noch nicht kennt, [3]) oder mit Geschichte,

---

[1]) II. p. 437—449.

[2]) II. p. 452: Je conviens que si l'étude des langues n'étoit que celle des mots, c'est-à-dire des figures ou des sons qui les expriment, cette étude pourroit convenir aux enfants; mais les langues, en changeant les signes, modifient aussi les idées qu'ils représentent. Rousseaus Eifern gegen die Alleingiltigkeit der Zeichen für die Vermittelung des Unterrichts in Sprachkunde, Geographie u. s. w., und die Forderung von Realkenntnissen wirkte zu seiner Zeit wohlthätig, wenn auch die Art seiner Forderung einer Einschränkung bedarf. Er sagt (a. a. O.): Parmi les diverses sciences qu'ils se vantent de leur enseigner, ils se gardent bien de choisir celles qui leur seroient véritablement utiles, parce que ce seroient des sciences des choses, et qu'ils n'y réussiroient pas; mais celles qu'on paroît savoir quand on en sait les termes, le blason, la géographie, la chronologie, les langues etc.; toutes études si loin de l'homme, et surtout de l'enfant, que c'est une merveille si rien de tout cela lui peut être utile une seule fois en sa vie. Nicht der Nutzen darf der leitende Endzweck sein, statt dessen der erziehende Unterricht ganz andere Zielpunkte kennt, und fernerhin kann es bei dem Unterrichte in den Wissenschaften nicht darauf abgesehen sein, den Unterricht vermittels der Zeichen durch einen bloß sachlichen zu ersetzen, sondern beide mit einander gehörig zu verbinden.

[3]) II. p. 452.

deren verwickeltes Getriebe sein Verständnis völlig übersteigt,[1]) belästigt würde, von den Fabeln mit ihrer zweideutigen Lehre gänzlich zu schweigen.[2]) Es ist genug, wenn das Verlangen zum Lesen in ihm erweckt wird und das Lesen nicht, gleich einer Geißel der Jugend, nur dazu benützt wird, zwangsweise dieselbe zu beschäftigen.[3]) Aber seinen Körper übt er beständig und macht seine Kräfte zum lenksamen Werkzeuge seines Verstandes. Mit der Ausbildung seiner Glieder geht die Gewandtheit seines Geistes Hand in Hand. Der Spielplatz ist seine erste Klasse und körperliche Übungen sein erster Unterricht. Durch den richtigen Gebrauch, den er in diesen Übungen lernt, werden ihm seine körperlichen Kräfte zugleich zum fügsamen Mittel seines Willens, und es sind also nicht bloß Erschöpfungen, an die er sich durch seine Abhärtung bei Tag und Nacht in Hitze und Kälte gewöhnt.[4]) Neben dieser natürlichen und mechanischen Übung werden auch seine Sinne, jene ersten geistigen Vermögen, die sich in uns entwickeln, unablässig zu reichlichem Gebrauch und richtigem Urteil hingeführt.[5]) Sein Gefühl übt er, das Erreichbare gleich dem Blinden durch den Tastsinn kennen zu lernen und, auch im Finstern durch Spiele sicher gemacht, sich zurecht zu finden.[6]) Es ist kein Wunder, wenn er bei seiner geübten Muskelkraft nicht bloß über Beschaffenheit, Größe und Gestalt der Körper, sondern auch über Gewicht und Schwere zu urteilen versteht.[7]) Sein Gesicht[8]) gewöhnt er, die Täuschungen, denen dieser Sinn gleichwohl notwendig ausgesetzt ist, um Entferntes zu erblicken, durch die Kontrolle seines Gefühls zu bemeistern, indem er bald für einen ausgesetzten Preis im Wettlaufe Entfernungen zu messen gezwungen ist, bald bei gefährlich scheinenden Spielen, in welchen er den Kopf zu schützen hat, sein Augenmaß schärft. Auch an schöne Verhältnisse wird die Fertigkeit seines Gesichts geknüpft, indem er von Naturgegenständen Gestalten nachbildet, sowie an geometrische Beobachtungen, indem er seine genauen Figuren zeichnet. Aber bei aller Vorsorge, mit welcher die geschickte Hand seines

---

[1]) p, 453 ff. Hierin besteht der Rousseausche Protest gegen die Form des Verbalismus, welche sich im 18. Jahrhundert herausgebildet hatte. S. Zillers Jahrb. XIII S. 1 ff.

[2]) p. 455 ff.

[3]) II. p. 457: On ne se fait une grande affaire de chercher des meilleures methodes d'apprendre à lire . . . Un moyen plus sûr que tous ceux-là, et celui qu'on oublie toujours, est le désir d'apprendre.

[4]) II. p. 458 ff. Die einzelnen Maßregeln für Übung und Abhärtung des Körpers p. 465—469.

[5]) II. p. 469 ff. — [6]) II. p. 470.

[7]) II. p. 473: Ajoutez que joignant, quand il nous plait, la force des muscles à l'action des nerfs, nous unissons, par une sensation simultanée, au jugement de la température, des grandeurs, des figures, le jugement du poids et de la solidité.

[8]) II. p. 475 ff.

Führers ihn lenkt, sind es bei jeder Beschäftigung nicht dessen Gedanken, die er anerkennt, sondern, ein scheinbarer Autodidakt, die eigenen, die er zu entdecken glaubt. Hier zieht er Linien und Kreise: er bemerkt das Verhältnis der Winkel; dort sieht er einen Funken blitzen; sein Gehör mißt die Entfernung des Schalls; ein einfaches Lied ergötzt sein Gehör und er ahmt die ganze Kleinigkeit nach.[1])

So hat er das zwölfte Jahr erreicht, durch keine andern Hilfsmittel unterrichtet, als die, welche die Natur ihm gebot, und keine andern Kenntnisse besitzend, als welche seine Anlage in ihm anregte.[2]) Nun ist das Maß seiner Kraft, das noch von keinen Leidenschaften eingeschränkt wird, über welches der Wahn noch keine Gewalt hat, das relativ größte, er hat sogar mehr Kräfte als er braucht und kann demnach seine körperlichen wie geistigen Kräfte ernster und anhaltender bethätigen, sei es durch Beschäftigung mit den Wissenschaften, sei es im Verkehre mit den Menschen.[3]) Mit dem Naheliegenden durch die Beschäftigung seiner Sinne schon hinreichend bekannt, möchte er auch den Himmel kennen lernen. Von der Beobachtung der wirklichen Himmelserscheinungen aus, nicht auf dem Wege bloßer Mitteilungen, aber durch Benützung geschickt gestellter Fragen wird er mit der Bahn der Sonne und der Sterne, und der Erklärung einiger Himmelserscheinungen bekannt, ohne

---

[1]) II. p. 481: Faites que l'enfant connoisse toutes ces expériences; qu'il fasse celles qui sont à sa portée, et qu'il trouve les autres par induction; mais j'aime cent fois miex qu'il les ignore, que s'il faut que vous les lui disiez. Mit der Entwickelung der Selbstthätigkeit, welche auf diese Weise dem Zögling angeeignet werden soll, steht die Bedeutung der Spiele in Verbindung, welche trotz ihres didaktischen Zweckes doch nichts weiter als Spiele sein sollen, um der Vertiefung des Zöglings in keiner Weise hinderlich zu sein: p. 481: D'ailleurs, on doit toujours songer que tout ceci n'est ou ne doit être que jeu, direction facile et volontaire des mouvements que la nature leur demande; art de varier leurs amusements pour les leur rendre plus agréables, sans que jamais la moindre contrainte les tourne en travail; car, enfin, de quoi s'amuseront-ils dont je ne puisse faire un objet d'instruction pour eux? Aber auch der ernste Unterricht soll zur Wirkung des Interesse dem Zögling Gelegenheit bieten, und zur Selbstauffindung deutlicher und bestimmter Begriffe Anregung gewähren; Liv. III. p. 501: Sans contredit on prend des notions bien plus claires et bien plus sûres des choses qu'on apprend ainsi de soi-même, que de celles qu'on tient des enseignemens d'autrui; et, outre qu'on n'accoutume point sa raison à se soumettre servilement à l'autorité, l'on se rend plus ingénieux à trouver des rapports, à lier des idées, à inventer des instrumens, que quand, adoptant tout cela tel qu'on nous le donne, nous laissons affaisser notre esprit dans la nonchalance. Über die Bedeutung des Geschmacks p. 473 ff., und des Geruchs p. 487 ff. Der sogenannte sechste Sinn (sens commun p. 488), der seinen Sitz im Gehirn hat, und dessen Empfindungen rein innerlich sind und Begriffe oder Ideen genannt werden, gehört seiner Entwickelung nach in eine spätere Lebensperiode.

[2]) II. p. 488 ff. — [3]) II. p. 492 ff.

daß er hierbei einer Karte oder Armillarsphäre bedürfte;[1]) vom Wohnhaus und von der Vaterstadt aus dehnt er, ein heimatskundiger[2]) Knabe, seine geographischen Kenntnisse bald über die ganze Erde aus, mit Hilfe derjenigen Karten, die er selbst gezeichnet. Durch einfache und naheliegende Versuche lernt er die physikalischen Eigenschaften der Körper, allmählich auch die Gesetze der Statik und Hydrostatik kennen, ohne andere Apparate zu haben, als die er sich mit seinem Führer gemacht hat. Eben weil er die Begriffe von den Dingen sich selbst erworben hat, besitzen sie viel mehr Deutlichkeit und Bestimmtheit, und er läuft nicht Gefahr, weil künstliche Hilfsmittel in Fülle vorhanden sind, keine mehr in sich selbst zu finden. Bei alledem wird er an anhaltende Aufmerksamkeit gewöhnt, ein Objekt auf das andere hingeleitet und mit demselben wie mit dem Gliede einer Kette verknüpft, und die Fürsorge seines Führers unterläßt es nicht, stets Verwandtes an Verwandtes zu reihen.[3])

Mit der Vermehrung seiner Kenntnisse klärt sich allmählich auch sein Urteil; er beginnt die Dinge nach allgemeineren Gesichtspunkten zu schätzen. Immer an die Anwendung dessen gewiesen, was er treibt, ist es zunächst der Nutzen, der sein Urteil lenkt. Die Frage: wozu dient dieß alles? ersetzt ihm alle moralischen Begriffe, für welche er noch kein Verständnis hat,[4]) und das Buch vom Robinson, welches seine ganze Bibliothek bildet,[5]) giebt ihm den rechten Standort, um

---

[1]) Über den Unterricht in der Astronomie liv. III. p. 492—497.

[2]) Rousseau ist der erste, welcher den Unterricht in der Geographie (s. II. p. 466—498) methodisch richtig d. h. mit demjenigen Unterrichte begann, welcher uns unter dem Namen Heimatskunde bereits geläufig geworden ist. Über den Unterricht in der Physik p. 498—501.

[3]) Die Erfahrungen sollen sich durch eine Art von Deduktion an einander knüpfen (p. 501: les expériences se lient l'une à l'autre par quelque sorte de déduction). Unter dieser Deduktion versteht Rousseau eine freie Handhabung der analytischen und synthetischen Methode nach dem jeweiligen Bedarf. Er sagt p. 497: On dispute sur le choix de l'analyse ou de la synthèse pour étudier les sciences. Il n'est pas toujours besoin de choisir. Quelquefois on peut résoudre et composer dans les mêmes recherches, et guider l'enfant par la méthode enseignante lorsqu'il croit ne faire qu'analyser. Alors, en employant en même temps l'une et l'autre, elles se serviroient mutuellement de preuves.

[4]) II. p. 502: Tout ce qui tient à l'ordre moral et à l'usage de la société ne doit point sitôt leur être présenté, parce qu'ils ne sont pas en état de l'entendre. p. 503: A quoi cela est-il bon? Voilà désormais le mot sacré, le mot déterminant entre lui et moi dans toutes les actions de notre vie. Eine solche Zurücksetzung der Entwicklung des moralischen Urteils ist um so auffallender, als die stete Aneiferung zum Selbstdenken in den exakten Wissenschaften (les sciences) die Urteilskraft doch entwickeln half. Indessen mußte wohl der Unterschied zwischen Gut und Böse dem Bewußtsein sich spät aufdringen, wenn der Mensch, wie Rousseau voraussetzt, von Natur gut ist.

[5]) Die Bedeutung, welche zuerst Rousseau der Geschichte vom Robinson als

auch die Beschäftigungen der Menschen und die Leistungen des Gewerbfleißes nach ihrem wahren Nutzen zu beurteilen.[1]) Nicht Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der einen von den andern darf so maßgebend sein, als der allgemeine Nutzen und die Unentbehrlichkeit.[2]) Darnach richtet sich auch die Wahl seiner eigenen berufsmäßigen Beschäftigung. Für welchen Beruf soll er sich entscheiden? Das Glück des Weisen sieht er im fünfzehnten Jahre mit denselben Augen an, wie ein Mann mit dreißig Jahren die Herrlichkeit des Paradieses.[3]) Dagegen ist der aus der gesellschaftlichen Ordnung hervorgehende Beruf ohne Sicherheit, denn alles, was durch Menschen entstanden ist, kann auch durch Menschen wieder zerstört werden und nur die Natur prägt unauslöschliche Charaktere aus.[4]) Da er aber in dem Gesellschaftsverbande den andern Arbeit zu erstatten schuldig ist, so wird er sich eine Beschäftigung wählen, welche ihn dem Stande der Natur am nächsten bringt und ihm unter allen Umständen jene Sicherheit gewährleistet. Diesen Dienst gewährt ihm denn ein Handwerk, und zwar ein solches, welches keine mit der Humanität in Streit liegende Gesinnung fordert, ganz abgesehen von der Entfernung falscher Ehrbegriffe, welche er dadurch gründlich hassen lernt.[5])

Emil hat nun das fünfzehnte Lebensjahr erreicht. Durch sinnliche Wahrnehmungen bereichert, durch richtige Begriffe gefördert, gezwungen, sich selbst zu unterrichten, bedient er sich der eigenen Vernunft, nicht der eines andern. Seine Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Geduld, Festigkeit und Mut charakterisieren seinen Willen, die wirklich angeeigneten Kenntnisse seinen Verstand.[6])

Mit der Entwickelung der Pubertät keimen zugleich die Leidenschaften.[7]) Sollte nicht auch er von ihnen hin und hergeworfen werden können, zumal sie in der Selbstliebe wurzeln?[8]) Aber bei seinem von

Bildungsmittel für die Jugend beilegte, hat man seitdem allgemein schätzen gelernt.

[1]) II. p. 507 ff.

[2]) II. p. 510: Je dis qu'en chaque chose l'art dont l'usage est le plus général et le plus indispensable est incontestablement celui qui mérite le plus d'estime, et que celui à qui moins d'autres arts sont nécessaires la mérite encore par-dessus les plus subordonnés, parce qu'il est plus libre et plus près de l'indépendance.

[3]) II. p. 506.

[4]) II. p. 514. — [5]) II. p. 515 ff. — [6]) II. p. 524—525.

[7]) Liv. IV. T. II. p. 526: Comme le mugissement de la mer précède de loin la tempête, cette orageuse révolution s'annonce par les murmures des passions naissantes; une fermentation sourde avertit de l'approche du danger. Un changement dans l'humeur, des emportemens fréquens, une continuelle agitation d'esprit, rendent l'enfant presque indisciplinable. Il devient sourd à la voix qui le rendoit docile; c'est un lion dans sa fièvre: il méconnoit son guide, il ne veut plus être gouverné.

[8]) II. p. 527: La source de nos passions, l'origine et le principe de

allem Wahn und allen Vorurteilen abgeschlossenen Leben ist eine Entwickelung des Schlechten, da er ja von Natur gut ist, gar nicht möglich, und außerdem ist jene Selbstliebe ja nicht an sich, sondern nur durch ihren Mißbrauch eine Quelle des Bösen.[1]) So können denn die Tugenden, da nicht klingende Worte den Schein derselben lehren, in reiner Weise von selbst sich entwickeln. Wenn er nun, da er auf seinem eigenen Platze feststeht, mit der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit vertraut gemacht wird, so wird er nur in den Vorurteilen und bürgerlichen Einrichtungen die Quelle alles Schlechten entdecken;[2]) wenn er dem tieferen Studium der Geschichte sich zuwendet, so wird er in scheinbar kleinen Zügen die treibenden Motive erblicken;[3]) wenn er die Thorheit der Menschen sieht, so wird er sie bedauern.[4]) Mit dieser Selbstständigkeit, welche seine Entwickelung erreicht hat, hört der eigentliche pädagogische Einfluß seines Hofmeisters auf, wenn er auch nicht früher dieses Einflusses sich völlig begiebt, als bis er, um das Ziel seiner Wünsche nicht auf halbem Wege zu lassen, ihm auch eine Lebensgefährtin an die Seite gestellt hat.[5]) Es sollte freilich noch an die Religion erinnert werden, aber auch in dieser höchsten Kenntnis, welche er zuletzt erfährt, wird die Wahl eines bestimmten positiven Glaubens ihm selbst überlassen.[6])

Die Romanform, welche dem neuen Erziehungssystem gegeben ist, bezeugt zwar auch hier seine alte Neigung,[7]) aber diese Form wird schwerlich an dem Gedanken zu rütteln vermögen, daß Rousseau nach dem Entwickelungsgange seines Denkens die Erziehung, über welche er mit Begeisterung schrieb, als das Eine Große (nach Platons Wort) wie Einer begriff. Und mag der Emile noch so sehr die Kritik herausfordern, mag er auch über das nötige Maß hinaus beweisen, daß es

---

tous les autres, la seule qui naît avec l'homme et ne le quitte jamais tant qu'il vit, est l'amour de soi.

[1]) a. a. O. Vergl. oben S. 83, Anmerkung 1. — [2]) II. p. 544. — [3]) II. p. 545 ff.

[4]) II. p 555 ff. — [5]) Livre V des Emile.

[6]) II. p. 562: Mais nous qui prétendons secouer son joug en toute chose, nous qui ne voulons rien enseigner à notre Émile qu'il ne pût apprendre de lui-même par tout pays, dans quelle religion l'élèverons-nous? à quelle secte agrégerons-nous l'homme de la nature? La réponse est fort simple, ce me semble; nous le l'agrégerons ni à celle-ci ni à celle-là, mais nous le mettrons en état de choisir celle où le meilleur usage de sa raison doit le conduire.

[7]) Die Vermählung Emils mit Sophie bildet den Schluß des letzten oder fünften, von der Erziehung Sophies handelnden Buches. Der Umstand, daß es Rousseaus Art ist, seine Worte mit lebendigen Erinnerungen zu verbinden, drängt die Vermutung auf, daß der Name Sophie nicht aufs Geradewohl im Emile eingeführt werden sei. „Sophie" war wenigstens der Name, dessen sich Rousseau gegenüber Madame d'Houdetot bediente (I. p. 233).

alle menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint, eine Wahrheit nach allen Seiten hin zur Evidenz zu bringen: dennoch wird eine billige Betrachtung mit der Anerkennung nicht zurückhalten können, daß der Mann, dessen Erfolg in der Geschichte der Pädagogik erweisbar ist, für alles Menschliche ein tiefes Wohlwollen empfunden haben müsse. Etwas Unbekanntes dürfte und sollte es nicht sein, daß auf dem Gebiete der Erziehung auch dann, wenn die Thätigkeit wie bei Rousseau nur im schriftstellerischen Wirken besteht, ohne wohlwollende Gesinnung alles Thun eitel Bemühen ist.

Der Umfang und die Menge der Arbeiten, welche Rousseau in l'Hermitage und Montmorency in dem kurzen Zeitraum von 1756 bis 1762, der Hauptperiode seines Lebens, vollendete, kann leicht in Erstaunen setzen. Ein ungewöhnliches Maß geistiger Kraft und ein ungewöhnlicher Grad von anhaltender Regsamkeit und Arbeitslust müssen in diesem Manne geschlummert haben! Indessen läßt sich aus diesen Gründen nur die Menge der Arbeiten, noch nicht ihr Wert erklären. Der Zweck, den Rousseau bei seinem Schaffen verfolgte, wird auch für den letzteren einzustehen bereit sein. Wer die Höhe des Zwecks, welchen Rousseau in den meisten Arbeiten, zum Teile sogar in der Neuen Heloise verfolgte, erwägt, der wird auch die moralische Kraft, welche bei allen Schwächen ihm innewohnte, nicht unterschätzen. Wenn die Zeit seiner inneren Reform seine moralische Kraft nicht gestärkt hätte und die aufgeführten Werke keinen Beweis dafür lieferten: wo wären dann ihre Spuren?

Man sollte glauben, eine Lebensperiode, die so fruchtbar war an Werken von Bedeutung, die Beweise einer so starken Denkkraft an den Tag legte, werde, da ja erhöhte Regsamkeit von erhöhtem Frohsinn begleitet zu sein pflegt, eine Periode freudigen Schaffens und frohen Mutes gewesen sein: nichts weniger als dies. Der Leser der Bekenntnisse weiß recht wohl, daß sehr wenig frohe Stunden gerade diese größte Periode seines Schaffens begleiteten.[1]) Woher diese seltsame Erscheinung? War es etwa seine Krankheit, welche ihm Kummer verschaffte? Das muß verneint werden. Es gab in ihrem Verlauf Unterbrechungen und Rousseau selbst berührt den etwa daraus hervorgehenden Kummer wenig. Oder war es Zurücksetzung, Nichtanerkennung seiner Verdienste, die ihn kränkten? Nein! Er fand in der ganzen gebildeten Welt teilnehmende Leser und feurige Anhänger. Oder waren es Intriguen boshafter Menschen, welche ihm das Leben verbitterten? Darunter hatte er zwar zu leiden und eine Intrigue boshafter Art hatte zur Folge, daß er mitten

---

[1]) In den Confessions herrscht vom 9. Buche angefangen ein larmoyanter Ton, welcher bis zum Schlusse unverändert bleibt.

im Winter von l'Hermitage nach Montmorency übersiedelte.[1] Aber auch Kränkungen dieser Art vermochten keine bleibende Verstimmung in seinem Gemüte zu erzeugen. Was also war es denn? Dem Leser dieser Schrift ist es nicht unbekannt, daß Rousseau von seinem eigenen moralischen Werte im hohen Grade eingenommen war. Er hielt sich stets für den besten Menschen[2] und hat diese hohe Meinung von sich unverändert behalten. Es wäre weniger schlimm, daß Rousseau überhaupt diese Meinung über sich selbst äußerte, statt sie anderen zu überlassen, wenn sie nicht mit seinen Handlungen im Widerspruch gewesen wäre. Aber Diebstähle, deren er seine Jugend anklagen muß, die Behandlung seiner Kinder, die er in der Absicht seinen Freunden mitteilte, um in ihren Augen nicht besser zu erscheinen, als er in der That sei, der lüsterne Sinn, der doch so wesentliche Hilfe leistete,[3] daß er in seinem 45. Lebensjahre, — ein überjähriger Galan, — noch einmal in Liebesschwärmerei versank, — diese Thatsachen lassen der Vermutung großen Raum, daß jene Meinung, auch wenn sie nur im relativen Maße verstanden wird,[4] von manchem stillen und unbekannten Gemüte seiner Zeit dürfte Lügen gestraft werden. Es mag sein, daß er selbst den Widerspruch, in welchem die vorgefaßte Meinung von der eigenen moralischen Höhe mit seiner Handlungsweise sich befand, wenig fühlte: um so mehr fühlten ihn andere, und darunter seine Freunde. Es war nicht anders möglich, als daß die Diderot, d'Alembert, Holbach, Mad. d'Epinay, Grimm u. a. bei einem Manne, dessen Schwächen sie sahen, der die Behandlung seiner Kinder ihnen freiwillig mitteilte,[5] an eine moralische Höhe nicht glauben konnten, von welcher er voll war, ja von der abgeschiedenen Lebensweise des Sonderlings noch schlechter dachten als sie es verdiente.[6] Diese Meinung der Freunde kränkte gerade Rousseau

---

[1] I. p. 249 ff. Rousseau war wenigstens infolge seiner Leichtgläubigkeit innerlich überzeugt, daß es eine Intrigue Grimms sei.

[2] Dies sind seine eigenen Worte: moi qui me suis cru toujours, et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes (I. p. 272). Vgl. oben die Einleitung und das 5. Kapitel.

[3] Rousseau spricht selbst von seinem sens si combustible und seinem cœur tout pétri d'amour. I. p. 222.

[4] Zu jenem in der Anmerkung 2 angeführten Satz wird nämlich der Zusatz gemacht: (je sentois,) qu'il n'y a point d'intérieur humain, si pur qu'il puisse être, qui ne recèle quelque vice odieux.

[5] I p. 246: J'en instruisis cependant mes amis, uniquement pour les en instruire, pour ne pas paroître à leurs yeux meilleur que je n'étois.

[6] Hierher gehört der Ausspruch Diderots: il n'y a que le méchant qui soit seul und was sich daran knüpft, I. p. 239 ff. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke, I. 333 hat nachgewiesen, daß dieser Satz nicht, wie Rousseau glaubte, in den dem Diderotschen Fils naturel angehängten Gesprächen, sondern im Drama selbst steht. Ob Diderot bei Beurteilung der äußern Handlung besondere Rücksicht auf das Motiv genommen, kann bezweifelt werden.

mit verdoppelter Stärke und machte ihn in seinen eigenen Augen zum unglücklichsten aller Menschen. Nicht bloß, daß der Mann, der ein so schönes Bild von dem Werte der eigenen Persönlichkeit sich entworfen hatte, gegenüber jeder von anderen Händen vorgenommenen veränderten Zeichnung desselben gereizt und empfindlich war: Rousseau hing noch dazu mit ganzer Seele an vertrautem Umgange, er hatte sich ebenso von der Freundschaft wie von der Liebe ein ideales Bild geschaffen, [1]) und wenn ein solcher Mann auf Freunde geriet, welche nicht nur, wie das gewöhnlich geschieht, über dem Werk und der äußeren Handlung das Motiv vergaßen, sondern statt mit zarter Rücksicht, welche seine Natur verlangte, mit Gleichgiltigkeit ihm entgegenkamen, so kannte sein Mißtrauen keine Grenzen mehr. Als die Intrigue Grimms zu dem ersten notwendigen Bruche geführt hatte, schrieb er alle Verfolgungen, die ihn später trafen, dem Komplotte seiner angeblichen Freunde zu, und was der Verrat nur immer Schwarzes, der Undank nur immer Kränkendes haben mag, dies alles glaubte er an sich erfahren zu müssen.

Ohne Zweifel hing die Meinung, welche Rousseau von dem eigenen moralischen Wert hatte, mit seiner Anschauung zusammen, welche seit der Abfassung seines ersten preisgekrönten Discours in alle übrigen Schriften übergegangen war. Hatte der Gedanke, daß der Mensch ursprünglich von Natur aus moralisch vollkommen sei, einmal feste Wurzeln gefaßt, so konnte Rousseau, der ohnedies gewohnt war, an Erfahrungen und Erlebnissen den lebendigen Rückhalt für sein Denken zu erblicken, auch auf den Gedanken kommen, in sich selbst die Wurzeln der Güte und Vollkommenheit zu suchen und zu finden. Diese Anschauung verlieh ihm Schwung, sie erleichterte ihm das Werk der Resignation und begleitete ihn im Schaffen seiner Werke, sie bewirkte aber auch, daß er bei der Anerkennung, die ihm die gebildete Welt entgegentrug, von seinen nächsten Freunden verkannt wurde, und unglücklich lebte. So war derselbe Gedanke ihm eine Quelle des Schaffens berühmter Werke und zugleich eine Quelle unaufhörlicher Leiden.

7. Kapitel. Die letzten Lebensjahre.

Die Fortdauer geistiger Rührigkeit und der Reiz gewohnter Beschäftigungen tragen dazu bei, die Unfreundlichkeit des Alters zu vergessen, und wenn der Umgang mit gleichgesinnten Männern, die Zuneigung und Anerkennung der Menschen hinzutreten, so führt diese willkommene Hilfe noch mehr jene Wirkung herbei. Rousseau müßte ein Alter voll Heiterkeit durchlebt haben, wenn dies unter jenen Bedingungen

---

[1]) I. p. 222: Comment se pouvoit-il qu'avec une âme naturellement expansive, pour qui vivre c'étoit aimer, je n'eusse pas trouvé jusque alors un ami tout à moi, un véritable ami, moi qui me sentois si bien fait pour l'être?

allein zu erlangen möglich wäre. Er blieb rührig bis zum letzten Lebensjahre, errang sich die Bewunderung von Hoch und Nieder, und neue Verbindungen führten ihn zu neuen Freunden. So viel Mut wird doch wohl aus kräftigeren Tagen noch zurückgeblieben sein, um gegen unvermeidliche Übel nicht erfolglos anzukämpfen. Indessen Rousseau gleicht eher einem Menschen, der des Platzes, auf welchem er steht, keinen Augenblick recht froh werden kann, weil er von geheimen Mächten beständig hin- und hergezogen wird. Unglück, hervorgerufen durch eine in ihren Endpunkten ihm unbekannte Verfolgung, Mutlosigkeit, welche die Schläge des Unglücks allmählich erzeugen, und Trübsinn, durch beide genährt und zur bleibenden Gemütsstimmung gemacht, bilden die eine Kette, welche durch die letzten sechzehn Jahre seines Lebens sich hindurchzieht. Es giebt keine Erwartung hinsichtlich eines heiteren Alters Rousseaus, welche nicht durch die Betrachtung seiner letzten Lebensjahre gründlich enttäuscht würde. Seine Korrespondenz aus dieser Periode sowohl als die verschiedenen Berichte darüber scheinen nur geschrieben zu sein, um ein trauriges Bild seiner inneren und äußeren Lage zu entwerfen. Ist schon die Vereinigung von Alter und Krankheit wert der Beherzigung, so ist sie es durch den Hinzutritt anderweitigen Unglücks in noch höherem Grade. Gewiß konnte äußeres Unglück allein die trübselige Lage seines Lebens nicht herbeiführen, indessen gab es frühzeitig genug, im 50. Jahre seines Lebens, den ersten Anstoß.

Rousseau hatte durch das Glaubensbekenntnis des savoischen Vikars, eine Episode des Emile, die Jesuiten und Orthodoxen, die philosophischen Modeleute und Monarchischgesinnten in gleicher Weise getroffen. Denn wer so wie er die Unhaltbarkeit des historischen Glaubens und seiner Grundlagen nachzuweisen sucht, den Atheisten gegenüber die Lehre von Gott und der Vorsehung und einem anderen Leben in Schutz nimmt, als Prediger der Vernunftreligion den Menschen keine Macht über die Gewissen zugesteht,[1]) muß durch einen solchen gefühlvollen Deismus ohne kirchliches Dogma und ohne philosophischen Wert sie alle sich zu grimmigen Feinden machen. Fürchtend, die Lehren Rousseaus würden dem, was man damals unter monarchischer Ordnung verstand, in viel wirksamerer Weise gefährlich werden, als der kecke Nihilismus der Atheisten, zumal ja das Glaubensbekenntnis damals (sowie noch heute) die Gesinnung vieler ausdrückt, die in religiösen Dingen die Bedürfnisse des Gemüts mit gewissen Forderungen des Verstandes vereinigen wollen, — erließ das Parlament am 9. Juni 1762 gegen den Verfasser des Emil ein Verhaftsdekret, ließ das Buch zerreißen und von Henkershand öffentlich verbrennen. Der Erzbischof von Paris verdammte es in einem

[1]) Les Confess. I. p. 299: . . . au lieu que la religion raisonnable et morale, ôtant tout pouvoir humain sur les consciences, ne laisse plus de ressource aux arbitres de ce pouvoir.

Hirtenbrief und verbot es zu lesen; auch die Sorbonne gesellte sich zu den Tadlern hinzu.[1])

Dem Verhaftsdekret konnte sich Rousseau um so leichter entziehen, als der Prinz von Conti ihn rechtzeitig davon in Kenntnis setzte und der Marschall von Luxemburg ihm bei der Flucht behilflich war.[2]) Er wandte sich nach Yverdun im Kanton Waadt und erfuhr schon nach wenigen Tagen zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß seine Vaterstadt, das reformierte Genf, wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen Frankreich,[3]) ebenfalls ein Verhaftsdekret erließ und das Buch zu verbrennen befahl.[4]) Es währte nicht lange, und die frommen Senatsherren von Bern gaben Rousseau durch eine Ordre zu verstehen, wie ungern sie ihn auf ihrem Boden sehen würden. Er begab sich also nach Motiers-Travers in Neufchatel unter den Schutz Friedrichs II. Lord Keith, einst Erblandmarschall von Schottland und zur Zeit Statthalter von Neufchatel, gewährte ihm nicht nur mit Friedrichs Bewilligung Schutz, er wollte ihm sogar eine Pension verschaffen.[5])

Mehr bedurfte es nicht, um die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf Buch und Verfasser zu lenken. Hohe Fürsten und Behörden wetteiferten mit einander, den Mann zu beschützen und zu verdammen. Die Wirkung des Buches mußte größer als gewöhnlich sein, denn ihre Nachhaltigkeit hängt überhaupt von dem Reize ab, den die Gemütslage der Menschen erfährt, und die Verfolgung von Buch und Verfasser war ein großer Reiz. Das Geschrei, welches zahlreiche Skribenten von der Sorbonne bis zum kleinsten Journal erhoben, der gegen ihn versuchte Gewaltakt, welcher in Genf sogar mit den gesetzlichen Rechten der Bürger in Widerspruch stand, endlich die Lächerlichkeit des ganzen Verfahrens gegen einen Mann, der persönlich nicht die Bedeutung hatte, die man ihm beilegte und dessen Schriften man zu lesen dadurch nicht hinderte, mußten ihn in dem Gedanken bestärken, daß er die gute Sache vertrete,[6]) und sie mußten einen hohen Grad von Erbitterung in ihm erzeugen. Zwei Schriften, welche Kunde gaben, wie wenig erlittenes Unrecht über die gute Überzeugung vermochte, wurden in der Zeit seines Aufenthaltes in Motiers-Travers verfaßt. Sie machten ihren Gang durch Europa.

---

[1]) Musset-Pathay, Histoire de la vie et des ouvrages de J.-J. Rousseau. Nouvelle édition. Paris 1827. p. 177.

[2]) Confess. livr. XI. T. I. p. 307 ff.

[3]) Der französische Resident hatte gerade um diese Zeit nach dem Ausbruche bürgerlicher Zwistigkeiten in Genf großen Einfluß. Schlosser, a. a. O. IV. S. 27. Confess. I. p. 307.

[4]) Confess. I. p. 312. — [5]) I. p. 314 ff.

[6]) Er schreibt über die Zeit, da ihm während seines Aufenthaltes in Montmorency der drohende Sturm von allen Seiten angekündigt wurde (I. p. 306): Sur les absurdités dont on me rebattoit incessamment les oreilles, j'étois

Die erste galt dem Erzbischof von Paris, welcher auffallender Weise gegen einen Reformierten einen Hirtenbrief erlassen hatte, um seinen Sprengel aufmerksamer zu machen, und Rousseau antwortete ihm, wie Lessing Göze geantwortet hat.[1]) Die zweite Schrift war gegen die Genfer gerichtet, welche, ohne daß das Buch gelesen worden war,[2]) schon nach neun Tagen das Beispiel des Pariser Parlaments nachahmten. Rousseau, in der Meinung, seine Mitbürger würden es nicht dulden, daß das geistliche Edikt durch Erlassung jenes Dekrets so offenbar verletzt würde, wartete fast ein Jahr lang, aber vergebens, auf eine Stimme, die sich zu seinen Gunsten erheben würde.[3]) Er kündigte also in einem, mit großer Mäßigung abgefaßten Brief an den ersten Syndikus der Republik sein Bürgerrecht auf.[4]) Dieser Brief wurde das Signal zu bürgerlichen Unruhen. Stolz auf Rousseaus Namen war die Bürgerschaft fürs erste wegen seiner Person erbittert, dann aber auch wegen des willkürlichen Schaltens des kleinen Rats. Die Hilfe, welche geistreiche Federn zu Gunsten des hergebrachten aristokratischen Regiments aufgeboten hatten,[5]) erwies sich als unzulänglich, als Rousseau, den Bitten der an ihn abgesandten Bürger nachgebend und den demokratischen Wünschen der Zeit zuvorkommend, seine „Briefe vom Berge" schrieb und in die Welt schickte,[6]) — eine Schrift, durch welche er eben so gegen die Herrschaft der Zionswächter wie der Aristokraten die Gemüter ungewöhnlich aufzuregen verstand.[7]) Im ersten Teile fand er Gelegenheit,

---

tenté de croire que tout le monde étoit devenu fou. Sentant bien qu'il y avoit sous tout cela quelque mystère qu'on ne vouloit pas me dire, j'attendois tranquillement l'événement, me reposant sur ma droiture et mon innocence en toute cette affaire, et trop heureux, quelque persécution qui dût m'attendre, d'être appelé à l'honneur de souffrir pour la vérité.

[1]) Die Schrift führt den Titel: J.-J. Rousseau, citoyen de Genève, à Christophe de Beaumont, archevèque de Paris etc., abgedruckt T. II. p. 755 ff. Vgl. Confess. I. p. 320. Schlosser, II. S. 469. Musset-Pathay bemerkt (Histoire p. 174): „La simplicité des mœurs et le faste des pensées" (ein Wort aus dem ersten Teile jenes Mandements, abgedruckt II. p. 747 ff.), font un contraste heureux qui prouve qu'on tâchait d'imiter le style de l'auteur dont on condamnait l'ouvrage.

[2]) „Es war noch nicht ein einziges Exemplar in der Stadt". Musset-Pathay p. 193.

[3]) Confess. I. p. 312.

[4]) Der Brief, welcher in der Geschichte der Republik Genf epochemachend ist (Schlosser IV. S. 23), ist vom 12. Mai 1763 datiert (abgedruckt IV. p. 440, vgl. Confess. I. p. 322).

[5]) „Lettres écrites de la campagne" war der Titel der von dem Generalfiscal Tronchin verfaßten Schrift, in welcher die Sache der Demokratie den Todesstoß erhalten zu haben schien. Rousseau rühmt dieselbe. I. p. 322.

[6]) Er nannte diese Schrift, entgegengesetzt den „Briefen vom flachen Lande" Tronchins, Lettres écrites de la montagne.

[7]) „Rousseau, wie Lessing, kämpfte auf eine glänzende und allgemein verständliche Weise in Beziehung auf die Religion des Staats für das Recht ver-

das Betragen seiner Genfer Richter zu prüfen und für freie Forschung und ihre Unabhängigkeit vom Zwange der Autorität zu kämpfen. Wenn man mir heute beweist, ruft er den kleinen Päpsten in Genf zu, daß ich in Glaubenssachen verbunden bin, den Entscheidungen irgend jemandes mich zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch, und jeder wahrhafte und konsequente Mann wird dasselbe thun.[1])

Der zweite Teil ist der Sache der Demokratie gegen die Aristokratie gewidmet. Die Anhänger des extremen Konservativismus dachten (und denken noch heute) nicht daran, daß die Schranken, die sie der Freiheit der geistigen Bewegung setzen, ebenso dem Volke wie die Freiheit des extremen Liberalismus ihnen selbst als Ausdruck roher Willkür erscheinen können, und daß die staatsrechtliche Theorie des Contrat social ein furchtbarer Mahnruf für die willkürlichen Bedrücker des Volkes sei, es nicht bis zum Äußersten zu treiben und Akte gerechter Vergeltung hervorzurufen. Er schreibt unter anderm: „Die wahre Methode der Tyrannei besteht keineswegs darin, gegen das Gemeinwohl unmittelbar vorzugehen: das hieße ja alle Welt aufrufen, um es zu verteidigen; nein, sie greift nacheinander sämtliche Verteidiger des Gemeinwohls an, um jeden, der es etwa noch werden wollte, abzuschrecken. Redet jedermann ein, daß das öffentliche Interesse niemanden angehe, und durch diesen Kniff allein ist die Knechtschaft hergestellt; denn wenn jeder Einzelne unter das Joch gebracht ist, wo wird dann die allgemeine Freiheit sein? Wenn jeder, der zu sprechen wagt, in eben diesem Augenblicke niedergeschmettert wird, wo sind diejenigen, die ihn nachahmen wollten? Und wo wird das allgemeine Organ sein, wenn jeder Einzelne schweigt? Die Regierung wird also gegen die Vorlauten wüten und wird gerecht sein gegen die anderen, bis sie ungestraft gegen alle ungerecht sein kann. Dann wird ihre Gerechtigkeit nur mehr eine Sache der Berechnung sein, damit sie das Ihre nicht vernunftlos vergeude."

Es ist gewiß ein Zeugnis für das Vertrauen, welches Friedrich der Große auf seine eigene Kraft besaß, daß er dem religiösen und politischen Freidenker, der in Motiers-Travers diese Schriften verfaßte und wie ein Prophet in der Wüste von allen Seiten Besuche erhielt, ruhig gewähren ließ. Nicht so sicher fühlten sich die Retter des Glaubens und die Besitzer politischer Vorrechte. Kaum hatte Lord Keith Neufchatel verlassen, um nach England zurückzukehren, als Rousseau nach einem dreijährigen Aufenthalte in Motiers-Travers, Dank den Aufreizungen des dortigen Pastors Montmollin, fast gesteinigt worden

---

ständiger Prüfung gegen blinden Glauben, in Beziehung auf politische Verfassung für einen Anteil des Volks an der auf seine Kosten geführten und mit seinem Blut verteidigten Regierung des Staats." Schlosser IV. S. 29.

[1]) Lettres écrites de la montagne. T. III. p. 18.

wäre.[1]) Er weicht diesen rohen Ausdrücken fanatisch erregter Bauern und zieht sich auf die den Bernern gehörige und mitten im See von Biel gelegene Petersinsel zurück.[2]) Es vergingen kaum zwei Monate, und er muß auf Befehl der gnädigen Herren von Bern im Oktober 1765 auch diese Insel wieder verlassen.[3]) Dem Zureden einiger Männer vertrauend, glaubte er in Biel einen Zufluchtsort zu finden: siehe da! schon am nächsten Tage sieht er sich genötigt, die Stadt zu verlassen, um nicht das Opfer der ausbrechenden Gährung zu werden.[4]) Da mußte endlich seine alte Anhänglichkeit für die Schweiz ihr Ende erreichen, und Rousseau leistet der Einladung seiner Freunde, nach England zu gehen, willig Folge.

Diese beständigen Verfolgungen, welche Schlag auf Schlag einander drängten und ihn aus einem Kanton in den andern trieben, fingen endlich an, seinen Mut herabzustimmen.[5]) Wie lange ein solcher Zustand noch dauern mag? — ist eine harte Frage für einen in Ungewißheit lebenden Verfolgten und geeignet, auch den stärksten Mut zu brechen. Vergangene Schicksalsschläge kommen nach dem natürlichen Laufe immer mehr in Vergessenheit, aber die Wirkung drohender Übel erscheint unserer Einbildung um so größer, je dichter der Schleier ist, der ihre Ursachen verdeckt.

Das fortdauernde Bewußtsein aber, für die rückhaltslose Äußerung seiner guten Überzeugung nur Undank und Verkennung geerntet, und in seinem Glaubensbekenntnis, man mag über dessen Inhalt sonst denken, wie man will, gegenüber einer glaubenslosen Zeit und atheistischen Liebhabereien doch einen Ausweg aus dem Irrtume gezeigt zu haben, war auch nicht geeignet, den Mut zu beleben. Es schien sich also alles zu vereinigen, um Rousseau, der ohnedies leicht erregbar und reizbar für Einbildungen war, nach der Veröffentlichung der Rechtfertigung und Widerlegung seiner Gegner und nach den vermehrten Verfolgungen glauben zu machen, er werde absichtlich verfolgt, — ein Glaube, der auch dann noch sein Gemüt beängstigte, als diejenigen, welche die Verfolgung ins Werk gesetzt hatten, längst nicht mehr im Besitze der Macht waren.

Rousseau hielt Choiseul für den Urheber seiner Verfolgungen in der Schweiz,[6]) denselben Mann, dem er in seinen Contrat social das größte Lob gespendet hatte.[7]) Aber Choiseul erschien ihm, wenn auch

---

[1]) Confess. I. p. 330 ff. und p. 336. Musset-Pathay, Histoire p. 209.
[2]) Confess. I. p. 338. — [3]) a. a. O. p. 345.
[4]) A. a. O. p. 348. Dies ist die letzte Begebenheit seines Lebens, welche Rousseau in seinen Bekenntnissen erzählt.
[5]) A. a. O. p. 343: La continuité des malheurs commençoit d'affaisser mon courage.
[6]) A. a. O. p. 347: J'avois toujours soupçonné M. de Choiseul d'être l'auteur caché de toutes les persécutions que j'éprouvois en Suisse.
[7]) Siehe oben 6. Kapitel.

als der mächtigste, so doch nicht als der einzige Verfolger. Seitdem das ehemalige Freundschaftsband Rousseaus mit der Frau von Epinay und Grimm, den er in seinen Confessions die Rolle eines arroganten Schmarotzers spielen läßt, durch eine, wie er glaubte, von beiden angestiftete boshafte Intrigue zerrissen worden war, seitdem er mit Diderot gebrochen und ehemals befreundete Männer wie d'Alembert, Voltaire, Vernes, der Abbé de Mably [1]) u. a. seine Feinde geworden waren, gewann der Gedanke in ihm immer größere Wahrscheinlichkeit, alle Verfolgungen, die er erduldet, oder noch zu erdulden hätte, seien die Wirkungen eines Komplotts, welches seine angeblichen Freunde gestiftet hätten. [2]) Er hat diesen Gedanken bis zu seinem Lebensende nicht mehr aufgegeben. Zusammentreffende Umstände und Rousseaus Kombination, ich meine die gleichzeitigen Verfolgungen und Anfeindungen nach der Veröffentlichung des Emile und seine geschäftige Einbildungskraft, machten freilich diese Annahme in seinen Augen plausibel. Aber deshalb war das Komplott nicht die Ursache, die Verfolgungen nicht die Wirkung. Rousseau stand durch Charakter, Lebensweise, die Liebe zur Einsamkeit, d. h. die Neigung, sich zu isolieren, durch Sonderbarkeiten, welche seit seinem Aufenthalte in der Schweiz sogar in der Kleidung sich verrieten, [3]) endlich das Wichtigste von allem, durch seine Anschauung mit seinen wirklichen und angeblichen Freunden in einem sehr starken Gegensatze. [4]) Läßt sich da eine dauernde Verbindung erwarten? Läßt sich aber auch der voreilige Schluß ziehen: die abgefallenen Freunde seien die geheimen

---

[1]) Der Abbé von Mably, der Oheim von Rousseaus einstigen Zöglingen in Lyon, hatte die Lettres écrites de la montagne das „aufrührerische Geschrei eines zügellosen Demagogen" genannt (Confess. I. p. 328).

[2]) A. a. O. p. 310: Dès le lendemain de mon départ (nämlich aus Montmorency im Jahre 1762), j'oubliai si parfaitement tout ce qui venoit de se passer, et le parlament, et madame de Pompadour, et M. de Choiseul, et Grimm, et d'Alembert, et leurs complots, et leurs complices.

[3]) Er kleidet sich auf eine armenische Art, a. a. O. I. p. 317.

[4]) Es mag für die entgegengesetzte Anschauung Rousseaus und Diderots ein Beispiel angeführt werden. Der erstere sagt (Confess. livre XII. p. 341): „Ich kenne kein würdigeres Opfer für die Gottheit als die schweigende Bewunderung, welche die Betrachtung ihrer Werke erweckt und die sich in keiner ausgesprochenen Handlung kundgiebt. Ich begreife es, daß die Stadtbewohner, welche nur Mauern, Straßen und Laster sehen, keinen Glauben haben, aber nicht begreife ich es, warum Landbewohner und besonders einsame Menschen keinen haben können. Wie erhebt sich nicht ihre Seele hundertmal des Tags jauchzend zu dem Urheber der Wunder, die vor ihren Augen liegen?" — Diderot hingegen sagt (Rosenkranz, Diderots Leben und Werke, I. S. 143): „Ich habe mit der Natur angefangen, welche sie dein Werk genannt haben; und ich werde mit dir endigen, dessen Namen auf der Erde Gott ist. O Gott! ich weiß nicht, ob du bist; aber ich werde denken, als ob du in meine Seele blicktest; ich werde handeln, als ob ich vor dir wandelte. Ich verlange von dir nichts in dieser Welt, denn der Lauf der Dinge ist, wenn du nicht bist, durch sich selbst, oder, wenn du bist, durch dein Gebot notwendig."

Verfolger geworden? Der Umstand, daß Rousseau ein religiöser und politischer Freidenker war, ist ein vollkommen ausreichender Erklärungsgrund für seine Verfolgung, und es bedurfte dazu der Hilfe seiner Freunde nicht, um sie ins Werk zu setzen. Es war freilich lächerlich, den Einfluß, welchen Rousseaus Anschauungen auf die zukünftige Entwicklung der allgemeinen Anschauung nehmen würden, durch Verfolgung des Urhebers vernichten zu wollen, aber wann hat sich ein reaktionäres Bestreben je um die Zukunft bekümmert?

Die Verfolgungen brachten in Rousseau außer Mutlosigkeit und dem Gedanken an ein angebliches Komplott noch eine andere Wirkung hervor. Erlittenes Unglück macht furchtsam; gewolltes Unglück, das jemand erlitten, erzeugt Mißtrauen. Rousseau hat in den Jahren von 1765—1770 an verschiedenen Orten in England und Frankreich sich aufgehalten und fast überall neue Verbindungen angeknüpft, aber keine hatte langen Bestand, keine vermochte das wachsende Mißtrauen zurückzuhalten. Alle entgegengebrachte Aufrichtigkeit half nichts, der Isoliertheit und dem bleibenden Trübsinn, in welchen Rousseau geraten mußte, vorzubeugen.

Rousseau ging über Straßburg, wo er eine sehr günstige Aufnahme fand,[1]) unter dem Schutze des Prinzen von Conti nach Paris, um mit David Hume, der sich dort aufhielt, Freundschaft zu schließen. Es ist möglich, daß diese neue Verbindung wegen einiger Voreingenommenheit[2]) ihm Überwindung kostete, zumal Hume als Freund der französischen Litteratur mit den Litteratenkreisen und höheren Gesellschaften von Paris verkehrte.[3]) Indessen angetrieben durch eine Ordre des Herzogs von Choiseul,[4]) seinen Aufenthalt in Paris abzukürzen, war er froh, bei David Hume ein Asyl zu finden, und reiste am 4. Januar 1766 mit ihm nach England.[5]) Er nannte den Mann, auf dessen Bitten der König von England ihm eine Pension bewilligte,[6]) nicht

---

[1]) Musset-Pathay, Histoire p. 226 ff. „Partout un accueil obligeant et empressé“, sagt G. Petitain in seinem Appendice aux Confessions de J.-J. Rousseau, abgedruckt in Rousseaus Werken, I. p. 351.

[2]) Rousseau sagt nämlich Confess. I. p. 333: Faute d'avoir lu les autres ouvrages, j'étois persuadé, sur ce qu'on m'avoit dit le lui, que M. Hume associoit une âme très- républicaine aux paradoxes anglois en faveur du luxe.

[3]) Musset-Pathay, Histoire p. 242.

[4]) Siehe den Brief Humes an die Gräfin Bouffler s vom 2. Februar 1767 bei Musset-Pathay, Histoire p. 244.

[5]) Petitain, Appendice p. 352. Hume war es gelungen, einen freien Geleitsbrief zur Reise durch Frankreich für Rousseau zu erlangen. Siehe Rousseaus Brief an F. G. Rousseau vom 10. April 1766. T. IV. p. 606.

[6]) Petitain, Appendice p. 353: il (Rousseau) refuse, ou du moins ajourne l'acceptation d'une pension de cent livres sterling qu'à la demande de Hume le roi d'Angleterre lui avoit accordée.

anders als seinen cher patron.[1] Dennoch kam es schon nach einigen Monaten zum Bruch. Man könnte versucht sein, denselben auf Rechnung des Gegensatzes beider Männer in Sitten, Charakter und Anschauungen zu setzen, wenn er nicht schon aus der Gemütsstimmung Rousseaus erklärlich wäre. Das Letztere verrät sich aus der Veranlassung. Ein öffentliches Blatt brachte einen angeblichen Brief des Königs von Preußen an Rousseau, in welchem dieser auf eine wenig schmeichelhafte Weise eingeladen wurde, sich in Preußen niederzulassen.[2] Rousseau, den Eingebungen seines Mißtrauens folgend, hielt und erklärte sofort Dalembert für den Verfasser[3] und Hume für einen Verräter, der, mit Dalembert ohnedies befreundet, ihn nach England geführt habe, um ihn zu entehren.[4] Alle Erinnerungen an die erlittenen Verfolgungen lebten wieder auf und sein brütendes Mißtrauen ging in seinen Vermutungen bis zu der Annahme, man habe ihn absichtlich nach England geschickt, um ihn dort, aus allen Verbindungen herausgerissen, gefangen zu halten und für die Verunglimpfung seines Namens freies Spiel zu haben.[5] Er war froh, als er am 22. Mai 1767 wieder französischen Boden betrat. Der Prinz von Conti fügte zu alten Beweisen der Teilnahme einen neuen hinzu und gewährte ihm in seinem Schlosse Trye ein Asyl.[6] Rousseau wohnte daselbst unter dem Pseudonym Renou.[7] Seines Bleibens war aber auch hier bald ein Ende. Nicht nur der Gedanke, daß er kein unabhängiges Asyl bewohne,[8] sondern noch mehr der Umstand, daß die Beamten ihn als hassens- und verachtenswert vor allen Leuten darstellten,[9] bewirkten, daß er nach einem Jahre den Ort

---

[1] Rousseaus Brief an Hume vom 22. März 1766, T. IV. p. 597.

[2] Verfasser dieses Briefes war Horace Walpole (Petitain, Appendice p. 353). Es heißt darin unter anderem: Vous avez fait assez parler de vous par des singularités peu convenables à un véritable grand homme.

[3] Brief an die Gräfin Boufflers vom 9. April 1766, T. IV. p. 604.

[4] In dem Briefe vom 19. April 1766 an einen Lord sagt Rousseau, IV. p. 606: Trompé par des traîtres qui, ne pouvant me déshonorer dans les lieux où j'avois vécu, m'ont entraîné dans un pays où je suis inconnu et dont j'ignore la langue, afin d'y exécuter plus aisément leur abominable projet, je me trouve jeté dans cette île après des malheurs sans exemple. Petitain, Appendice p. 353. Musset-Pathay, Histoire p. 248 ff.

[5] Brief Rousseaus an den General Conway, IV. p. 681 ff. Hume urteilte in einem Briefe (abgedruckt IV. p. 684) über Rousseau, que ce pauvre homme est absolument fou.

[6] Musset-Pathay, Histoire p. 306 ff. Petitain, Appendice p. 355.

[7] Das Verhaftsdekret bestand noch aufrecht, er nahm also seinetwegen und aus Rücksicht auf den Prinzen von Conti diesen Namen an.

[8] Brief Rousseaus an die Marschallin v. Luxemburg vom 16. August 1767, T. IV. p. 693.

[9] Brief Rousseaus an den Prinzen von Conti vom Juni 1768. Petitain (Appendice p. 356) vermutet, die Beamten des Prinzen hätten sich eines unbequemen Aufsehers entschlagen wollen.

der Gastfreundschaft wieder verließ.[1]) Unstät umherwandernd weilte er einige Zeit in Lyon, dann in Grenoble, Chambery, Bourgoin, am längsten in Monquin unweit Bourgoin, bis er im Jahre 1770, dem Jahre des Sturzes des Herzogs von Choiseul, den Entschluß faßte, wieder nach Paris zurückzukehren.

Mitten in diesen Zeitraum des irrenden Lebens und steten Herumwanderns fällt die Abfassung eines Werkes, welches zu den gelesensten und berühmtesten dieses Mannes gehört. Die zwölf Bücher seiner „Bekenntnisse" wurden in Wootton in der Grafschaft Derby, wo er während seines Aufenthaltes in England am längsten verweilte, begonnen und in Monquin vollendet. Schon in der Zeit, da er noch in Montmorency wohnte, durch einen Buchhändler aufgefordert, Memoiren seines Lebens aufzuzeichnen, war es, wie er sagt, sein Vorsatz, ein Werk abzufassen, welches von Freimütigkeit wie von „beispielloser" Wahrhaftigkeit in gleichem Maße Kunde geben sollte.[2]) Wenn Mut und Offenherzigkeit für die Lösung einer solchen Aufgabe ausreichende Vorbedingungen wären, dann dürfte die Erwartung keine Enttäuschung erfahren, daß Rousseaus Darstellung des eigenen Lebens ein objektiv wahres Bild in hohem Grade sei. Denn er besaß jene beiden Eigenschaften ebenfalls in hohem Grade. Aber abgesehen von der Einbildung bezüglich des Höhengrads des eigenen moralischen Werts gestattet die Rücksicht auf die Zeit der Abfassung und die eigentümliche Gemütsverfassung, in welcher er sich damals befand, keineswegs, in der Darstellung ein objektiv wahres Bild zu erblicken. In zweifacher Hinsicht wird dieselbe als verdächtig angesehen werden müssen. Rousseau sagt zwar in der Einleitung zur ersten Abteilung: „Ich will meinen Nebenmenschen einen Menschen zeigen in der ganzen Wahrheit der Natur; und das werde ich selbst sein;"[3]) er wiederholt diesen Gedanken in der Einleitung zur zweiten Abteilung mit den Worten: „der eigentliche Zweck meiner Bekenntnisse besteht darin, mein Inneres in allen Lagen meines Lebens genau kennen zu lehren"[4]): ja er fügt an dem letzteren Orte, damit der vorgesetzte Zweck in den Augen der Leser außer allem Zweifel stehe, noch erläuternd hinzu, seine Darstellung enthalte Bekenntnisse, nicht eine Selbstverteidigung. Es mag auch, diesen Worten Rousseaus entsprechend, nicht ein apologetischer Zweck der Hauptzweck gewesen sein. Nur vergesse man nicht, einen Zusatz hinzuzudenken. Da Rousseau sich für den besten Menschen hielt, so bedeuten die ersteren Worte so viel als: ich will

---

[1]) Und zwar im Juni 1768. Musset-Pathay, Histoire p. 310.

[2]) Confess. I. p. 272.

[3]) A. a. O. p. 1: Je veux montrer à mes semblables un homme dans toute la vérité de la nature, et cet homme, ce sera moi.

[4]) A. a. O. p. 142: L'objet propre de mes Confessions est de faire connoître exactement mon intérieur dans toutes les situations de ma vie.

meinen Nebenmenschen den besten Menschen zeigen, und zwar mich selbst. Nun erwäge man aber seine Lage während der Abfassung! Wirkliche Verfolgungen waren vorangegangen, eingebildete folgten nach: der Gedanke an ein angebliches Komplott, mit welchem er sich selbst peinigte, verfolgte ihn beständig, und seine Stimmung wurde immer verdrossener und hypochondrischer. Wird diese Lage nicht geeignet sein, über die Darstellung der Personen und Zustände, welche in der zweiten Abteilung uns vorgeführt werden, düstere Schatten zu werfen? Wird die Schrift in ihrer zweiten Hälfte gegenüber seinen zu einem Komplott verbundenen persönlichen Feinden nicht dennoch ganz unabsichtlich und unwillkürlich einen apologetischen Charakter erhalten, das heißt, wird Rousseau die Thatsachen nicht in demselben fälschlichen Lichte darstellen, in welchem er sie als der angeblich beste Mann zu erleben glaubte? Außer der einseitig-parteiischen Schilderung der Pariser Verhältnisse und ihrer geistreichen Kreise gehört hierher insbesondere die Darstellung seines Verhältnisses zu Grimm, der Frau von Epinay und Diderot, und des später mit diesen erfolgten Bruches.[1]) In anderer Weise ist die erste Abteilung,

---

[1]) Das große Interesse der Franzosen für Memoiren mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Beziehung Rousseaus zu den drei genannten Personen als ein Ereignis seines Lebens betrachtet worden ist, gegen welches alle anderen zurücktreten. Sogar sein persönliches Verhältnis zu seinen Hauptwerken tritt gegen diese eine große Frage in den Hintergrund, welche die Mittel an die Hand geben soll, um über den ganzen Charakter Rousseaus abzuurteilen. Ein großer Kenner der französischen Litteratur, Ste. Beuve, hat Rousseau auf Grund dieser Beziehungen der absichtlichen Fälschung geziehen. Er sagt in einem Artikel über Grimm (Causeries du Lundi, Paris 1853, VII, 226—260): toutes les fois, que son amour-propre et son coin de vanité malade sont en jeu, il ne se gêne en rien pour mentir, et j'en suis arrivé à cette conviction, qu'à l'égard de Grimm il a été menteur. Il l'a été plus dangereusement, qu'il y a porté la sincérité de sa manie et un curieux arrangement de détail. Die verschiedenen Mittel, welche Rousseaus Bekenntnissen als Korrektiv dienen können, namentlich die Memoiren Grimms und der Frau von Epinay, können wohl den scheinbaren Beweis liefern, daß Rousseaus Darstellung eine falsche sei. Aber da Grimm und die Frau von Epinay bei der eigenen Darstellung jene Rousseaus vor sich hatten, so waren sie ebensosehr, wenn nicht noch mehr in der Lage, ein künstliches „Arrangement de détail" vorzunehmen. Auch ist von der Feststellung des objektiven Thatbestandes zur Feststellung des subjektiven, d. h. von der aus Selbsttäuschung hervorgegangenen falschen Darstellung zur Lüge und absichtlichen Fälschung noch ein weiter Weg. Als eine Berichtigung muß es angesehen werden, wenn St. Marc Girardin (Revue des deux Mondes, 1853 ff.) jenen Bruch Rousseaus als eine Folge einer durch die Leidenschaft zur Gräfin Houdetot hervorgerufenen und an Wahnsinn grenzenden Krankhaftigkeit seines Gemüts betrachtet. Denn hiermit wird doch auf den Gemütsbestand Rousseaus Rücksicht genommen. Rosenkranz hat sich, Ste. Beuve folgend, in seinem Werk über Diderot das schlechte Verdienst erworben, auf Grundlage tendenziöser Schriften über Rousseaus Zerwürfnisse und Reibungen mit seinen ehemaligen Freunden der falschen Beurteilung dieses Mannes gute Dienste erwiesen zu haben. Es wäre endlich Zeit, statt Memoiren-Klatsch in den Vordergrund

in welcher seine Jugendzeit geschildert wird, von der objektiven Wahrheit entfernt. Dem Alter erscheint des Kontrastes wegen die eigene Jugend in einem idealisierten Bild, und je düsterer das Alter ist, desto mehr wird die Helligkeit jenes Bildes glänzen. Rousseau war nicht nur ein verkannter und verfolgter Mann, er besaß noch dazu eine große Einbildungskraft. Da ist es kein Wunder, wenn er in einem Teile seines Jugendlebens das Ideal menschlicher Glückseligkeit verwirklicht sah. Auf diese Weise kommt es, daß die erste Abteilung von hellem Sonnenschein überdeckt, die zweite in düsteres Grau gehüllt erscheint.

Die beiden Abteilungen waren kaum vollendet, als Rousseau den Entschluß faßte, nach Paris zurückzukehren und sich dort niederzulassen. Diese Übersiedelung erscheint befremdlich, da Rousseau den Landaufenthalt als sein eigentliches Element, die Städte hingegen und namentlich Paris als Pflegstätte geistreicher Leerheiten und Schlupfwinkel der Laster betrachtete. Welche Ursache konnte diesen Umschwung herbeigeführt haben, und ihn bestimmen, gerade den Ort aufzusuchen, den er für den Sitz des angeblichen Komplotts gegen ihn hielt? Er schreibt in einem Briefe vom 6. April 1770: Mich rufen Ehre und Pflicht.[1] Da Rousseau jede weitere genauere Angabe unterläßt, so kann die Frage erhoben werden, ob er denn seine Ehre darein gesetzt habe, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und mit Hilfe des neuen Werkes sich bewundern zu lassen?[2] Man mag indessen die Schwächen seines Charakters noch so hoch anschlagen: dazu war seine Seele doch nicht klein genug, um durch eine solche der eigenen Selbstbespiegelung entgegenkommende Bewunderung sich besonders geehrt zu fühlen. Dazu wird er doch nicht ein so ungeschicktes Mittel wählen und mit aller Offenherzigkeit Fehler und Laster zum besten geben, auf die Gefahr hin, daß er in den Augen derjenigen, welche die Bekenntnisse kennen lernen, trotz der Kunst und Gewandtheit der Darstellung noch mehr verliere? Der Wunsch, Aufmerksamkeit zu erregen, ist eine ganz unerwiesene und unerweisbare Vermutung. Es fragt sich ferner, ob vielleicht eine von großer Gerechtigkeitsliebe diktierte Pflicht ihn antrieb, wieder nach Paris zu gehen, damit er einerseits Gelegenheit erhalte, durch Darlegung und Mitteilung

---

zu drängen, vor allem daran zu denken, daß der Mann große Leistungen aufzuweisen hat und daß, worauf diese Abhandlung hinweisen wollte, dergleichen Arbeiten nicht denkbar sind ohne edlen Kern.

[1]) T. IV. p. 817: Ne parlons plus de Chambéri; ce n'est pas là où je suis appelé. L'honneur et le devoir crient; je n'entends plus que leur voix.

[2]) In dem Grunde, de ranimer l'attention publique, erblickt Petitain (Appendice p. 360) das Motiv Rousseaus. Er fügt zwar die Worte bei: on voit percer cette intention secrète dans plus d'un passage de sa correspondance à cette époque, hat es jedoch unterlassen, auch nur eine einzige Stelle aus seiner Korrespondenz als erläuterndes Beweismittel anzuführen.

des wahren Sachverhaltes das erlittene Unrecht zu zeigen, anderseits den in seinen Bekenntnissen Bloßgestellten die Möglichkeit gewähre, sich zu verteidigen und dadurch eine nachträgliche Verbesserung des dargestellten Sachverhaltes zu veranlassen.[1]) Daran ist ebensowenig zu denken. Wer wie Rousseau beginnt: Ich habe mich in der ganzen Wahrheit der Natur dargestellt, und schließt: ich habe die volle Wahrheit gesagt; wer wie er so fest von der Höhe des eigenen moralischen Werts überzeugt ist, für den gilt die Verhandlung als fertig und abgeschlossen. Was sollte auch nachträglich noch korrigiert werden können, wenn der Darsteller den in seinen Bekenntnissen etwa Kompromittierten gegenüber nur erlittenes, nicht gethanes Unrecht zu erzählen hat? Das Motiv seiner Rückkehr nach Paris ist vielmehr folgendes. Da er sich für den besten Menschen hielt und gegen jeden auf diese Seite gerichteten Angriff empfindlich war, da er ferner durch ein seit fünfzehn Jahren[2]) wirksames Komplott verleumdet, verkannt und verfolgt zu sein glaubte und deshalb auf die Verteidigung seiner Person und seines Andenkens bedacht war,[3]) so war es für ihn etwas Unvermeidliches, in dem Zeitpunkte nach Paris zu eilen, da die Schrift, welche seine Rechtfertigung und Verteidigung enthielt, vollendet war. Und damit man ja nicht im Zweifel bleiben kann, daß die Rechtfertigung und Verteidigung gegenüber der von seinen Feinden und angeblichen Freunden unternommenen Herabsetzung seines persönlichen

---

[1]) Musset-Pathay, welcher zu denjenigen Franzosen gehört, die es Rousseau geglaubt haben, daß er seiner eigenen Versicherung gemäß der beste Mensch sei, nimmt dieses zweite Motiv an. Rousseau sei ein Mann gewesen, qui regardait la justice comme le premier et le plus rigoureux de nos devoirs, il adopta bientôt un moyen de le remplir. Ce fut de donner à ces mémoires toute la publicité qu'ils pouvaient acquérir sans avoir recours à l'impression, d'en communiquer, à cet effet, le manuscrit, et d'en faire, au milieu des personnes les plus intéressées, les plus compromises, des lectures publiques en les sommant de répondre (Histoire p. 327—328). Musset-Pathay beruft sich zur Rechtfertigung auf folgenden in Rousseaus Schlußerklärung zu seinen Bekenntnissen enthaltenen Satz: si quelqu'un sait des choses contraires à ce que je viens d'exposer, fussent elles mille fois prouvées, il sait des mensonges et des impostures; et s'il refuse de les approfondir et de les éclaircir avec moi tandis que je suis en vie, il n'aime ni la justice ni la vérité. Es heißt die Selbsttäuschung Rousseaus nachbeten, wenn auf die Worte „bei meinen Lebzeiten" irgend ein Gewicht gelegt wird. Wie kann denn jemand im Ernste zu Verhandlungen bereit sein, der wie Rousseau gleich von vornherein den für einen Lügner und Verleumder erklärt, der das Gegenteil behauptet.

[2]) Il y a quinze ans qu'on travaille sous terre, sagt Rousseau in dem angeführten und an Moulton gerichteten Briefe T. IV. p. 816. Er datiert also genau den Beginn seiner Verleumdungen und Verfolgungen seit dem Bruche mit Grimm und der Frau von Epinay.

[3]) A. a. O.: et ce n'est plus ma personne qu'il faut songer à défendre, c'est ma mémoire.

Wertes das Motiv seiner Rückkehr nach Paris war, schließt er die Bekenntnisse mit der Erklärung: Wer, auch ohne meine Schriften gelesen zu haben, mit seinen eigenen Augen mein Naturell, meinen Charakter, meine Sitten, Neigungen, Freuden, Gewohnheiten prüft und mich noch für einen ungesitteten Menschen hält, ist selber hängenswert.[1]) Unter solchen Umständen ist allerdings das persönliche Ehrgefühl im Spiele, und auch die Pflicht, aber nur eine von seinem krankhaften Ehrgefühle diktierte.

Rousseau verweilte noch acht Jahre in Paris, mit litterarischen Arbeiten, mit Komponieren und Kopieren von Musikstücken beschäftigt. Seine Bekenntnisse, welche mehrmals[2]) im Winter 1770—1771 von ihm in Gesellschaften vorgelesen wurden, fanden begierige und enthusiasmierte Zuhörer. Rousseau fügte zu einigen alten Freunden, mit welchen die Verbindung wieder angeknüpft wurde, neue hinzu. Fast schien es, als sollten dem Alter dieses umhergetriebenen Mannes nach einem vielbewegten Leben noch einige heitere Tage beschieden sein. Auch einladende und angenehme litterarische Beschäftigungen kamen hinzu. Er schrieb auf die Bitten des Grafen Wielhorsky[3]) in Übereinstimmung mit den Principien des Gesellschaftsvertrages, welche dadurch eine Anwendung fanden, seine „Erwägungen über die Regierungsform von Polen,"[4]) — freilich zu einer Zeit, als die erste Teilung Polens bereits eine beschlossene Sache war. Noch größer war sein Wohlgefallen an der Beschäftigung mit der Botanik. Der Eifer, mit welchem er sich auf dieses „schlendernde Studium" warf, hatte schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz begonnen und blieb bis an sein Ende in gleicher Höhe. Schriften, worunter die „Elementarbriefe über Botanik" hervorragen,[5]) sind die Früchte dieses Eifers.

Indessen diese letzten Lebensjahre von 1770 an gehören zu den traurigsten seines Lebens und Rousseaus Gemütsverfassung gewährt im ganzen den Anblick eines gebrochenen Zustandes. Die nach seinen Vorlesungen der Bekenntnisse zunächst erwartete Wirkung, man werde ebenso gerührt sein über die Unschuld seines Charakters wie erbittert über die ihm zugefügten Verfolgungen, trat nicht ein,[6]) und die Bewunderung,

---

[1]) Confess. I. p. 349.

[2]) Musset-Pathay, Histoire p. 355. Petitain, Appendice p. 360.

[3]) Musset-Pathay, Histoire p. 330. Petitain, App. p. 361.

[4]) „Considérations sur le gouvernement de Pologne, et sur la réformation projetée en avril 1772," abgedruckt in Tom. I. p. 700—748.

[5]) „Lettres élémentaires sur la botanique," T. III. p. 371 ff.

[6]) Dies ergiebt sich aus den letzten Worten seiner Schlußbemerkung zu den Bekenntnissen. J'achevai ainsi ma lecture, sagt Rousseau, et tout le monde se tut. Madame d'Egmont fut la seule qui me parut émue: elle trésaillit visiblement, mais elle se remit bien vite, et garda le silence, ainsi que

welche die schlagende Charakteristik und überlegte Darstellung in seinen Zuhörern hervorriefen, hielt er für ein beleidigendes, weil ironisches Lob.[1]) Das Mißtrauen, welches die Mißgeschicke und Verfolgungen genährt, seine üppige Einbildungskraft vergrößert hatte, sollte ihn nicht mehr verlassen, und wenn die Vermutung auf Wahrheit beruht, daß die ferneren Vorlesungen seiner Bekenntnisse behördlich untersagt worden seien,[2]) so hätte den an Einbildungen ohnedies schon kranken Mann gar kein härterer Schlag treffen können. Mit dem Mißtrauen war der Gedanke an ein angebliches Komplott längst verwachsen. Nach der düsteren Auslegung, auf welche seine irrige Meinung bezüglich des Zweckes desselben geriet, erschien ihm die Vermutung wahrscheinlich, man habe es darauf abgesehen, ihn dem allgemeinen Hasse preiszugeben.[3]) Als vollends der Zweifel Dusaulx's an der Größe der Tugendhaftigkeit Rousseaus zum Bruche mit diesem führte,[4]) da geriet er in einen völlig trübsinnigen Zustand. Ohne Vertrauen zu den Menschen,[5]) im Umgange unwirsch, launisch und unzugänglich,[6]) legte er bald Beweise einer misanthropischen Gesinnung ab. Er vermied mit wachsender Scheu allen Umgang mit Menschen und im Jahre 1772 faßte er den Entschluß, auch die Korre-

---

toute la compagnie. Tel fut le fruit que je tirai de cette lecture et de ma déclaration.

¹) Carlo Goldoni, Memorie per l'istoria della sua vita e del suo teatro, Firenze, 1861, vol. secondo p. 453.

²) Musset-Pathay (Histoire p. 360) teilt einen Brief der Frau von Epinay an den Herrn von Sartine, Lieutenant de police, mit, in welchem Rousseaus Bekenntnisse ein Libell genannt und darauf hingearbeitet wird, ein Verbot der weiteren Vorlesungen Rousseaus zu bewirken. Musset-Pathay bemerkt hierzu: Cette lettre remarquable par les terreurs d'une conscience coupable, et par cet aveu, „je crois qu'il tiendra sa parole," fit probablement suspendre les lectures des Confessions. On sait seulement que Rousseau fut mandé à la police, mais on ignore ce qui se passa entre le magistrat et lui.

³) Livré par leurs soins à la haine publique heißt es in dem Fragmente eines Briefes vom 23. November 1770, T. IV. p. 824.

⁴) In einem Briefe an Dusaulx vom 16. Februar 1771 sagt Rousseau selbst, T. IV. p. 831: Il ne s'agit pas de savoir comment vous vous y êtes pris pour faire passer un article aussi captieux, mais comment il vous est venu dans l'esprit de l'écrire, de me mettre gracieusement en parallèle avec un exécrable scélérat, et cela précisément au moment où l'imposture n'épargne aucune ruse pour me noircir. Mes écrits respirent l'amour de la vertu dont le cœur de l'auteur étoit embrasé.

⁵) Zu einer Stelle seiner Bekenntnisse, in welcher von den vielen Huldbeweisen die Rede ist, mit welchen der Prinz von Conti ihn unaufhörlich beehrt habe, hat Rousseau späterhin folgende Anmerkung beigefügt: Remarquez la persévérance de cette aveugle et stupide confiance, au milieu de tous les traitemens qui devoient le plus m'en désabuser. Elle n'a cessé que depuis mon retour à Paris en 1770 (I. p. 286).

⁶) Vgl. C. Goldoni a. a. O.

spondenz mit bewährten Freunden abzubrechen.[1]) In solche traurig-isolierte Lage hatten ihn die Auswüchse des Mißtrauens versetzt, welche durch die Verkennung gereizt, durch die Einbildung gestaltet und ausgebildet worden waren, eine Einbildung, in welcher er von den zarten Kindestagen an zu leben sich gewöhnt hatte.[2]) Es ist auffallend, daß Rousseau seine Bekenntnisse gerade mit dem Jahre 1765 abschließt, d. h. mit dem Zeitpunkte, bis zu welchem die wirklichen Verfolgungen reichten, und es ist charakteristisch, daß er, um in seiner Einbildung nicht gestört zu werden, die Fortsetzung seiner Lebensbeschreibung, also möglicher Weise auch die Erklärung und Aufhellung seiner Täuschungen unterließ. Die zwei Schriften, welche er zu seiner weiteren Rechtfertigung verfaßte, dienten nicht dazu, ihn aus seinen Einbildungen herauszureißen, sondern

---

[1]) Je „n'entretiens plus de correspondance, je n'écris plus que pour l'absolue nécessité,“ sagt Rousseau in einem Briefe vom 16. Juni 1772 an Mylord Harcourt, IV. p. 840.

[2]) Jene Männer, welche über den äußeren Gründen jener Lage die inneren unbeachtet ließen, um Rousseau in jeder Beziehung zu verteidigen, haben in der angeblichen Herrschaft, welche Therese Levasseur über Rousseau erlangt habe, und ihrem gegen Rousseau eingeschlagenen Verfahren den Grund erblickt, welcher mehr als alles andere jene Isoliertheit und misanthropische Gesinnung bewirkt hätte. Da Therese Levasseur ihrer Persönlichkeit, namentlich ihrer späteren Handlungsweise halber nach Rousseaus Tode — sie verschwendete nämlich große Summen in enger Verbindung mit einem Stallknecht — gewiß nie einen Verteidiger finden wird, so diente dieselbe Musset-Pathay u. a. als willkommener Sündenbock, und erfuhr Anschuldigungen, welche bis ins Lächerliche gehen. Die unbefangene Darstellung Goldonis ist in dieser Beziehung ein gutes Korrektiv. Ich will für die Leser, welchen das Buch nicht zur Hand ist, einen Teil seiner Erzählung von einem Besuche, den Goldoni während seines letzten Pariser Aufenthalts Rousseau machte, hier mitteilen. Er sagt a. a. O. p. 444 ff.: Ich frage, ob Herr Rousseau zu Hause ist. Er ist es und er ist es nicht, antwortet die Frau, welche ich höchstens für seine Haushälterin (gouvernante) ansah, und fragte nach meinem Namen. Nachdem ich mich zu erkennen gegeben, bemerkte sie: Oh! man erwartete Sie eben, und ich werde sogleich meinen Gatten davon benachrichtigen. Nach einem Augenblicke trete ich ein und sehe den berühmten Verfasser des Emil, — soeben mit Notenkopieren beschäftigt. Obwohl darauf vorbereitet, wurde ich doch darüber in meinem Inneren vor Unwillen heftig ergriffen. Er empfängt mich in offenherziger und freundschaftlicher Weise, erhebt sich und sagt zu mir, ein Notenheft in der Hand haltend: Geben Sie acht, ob es irgend jemanden giebt, der Noten so abschreibt, wie ich. Ich glaube kaum, daß eine Partitur so schön und genau aus der Presse hervorgeht, wie aus meinem Hause. Gehen wir, gehen wir, fährt er fort, uns zu wärmen, und wir waren mit einem Schritt an dem Kamine. Da kein Feuer in demselben ist, so verlangt er Holz, welches von Frau Rousseau herbeigebracht wird. Ich erhebe mich, mache Platz und biete der Dame einen Stuhl. Nein, nein, belästigen Sie sich nicht, erwidert der Gatte; meine Frau hat zu thun, sie ist beschäftigt. Ich fühlte mein Herz wie zerrissen. Einen Gelehrten von solcher Beschaffenheit als Notenabschreiber und seine Gattin als Dienstmagd zu sehen, das war für meine Augen ein wahrhaft trostloses Schauspiel, und ich konnte mein Mißbehagen und meine Überraschung nicht verhehlen, obschon ich durchaus nichts sagte.

ihn noch mehr darin zu befestigen. Das ist die traurige Bedeutung seiner Rêveries du promeneur solitaire[1]) und der Dialoge Rousseau juge de Jean-Jacques,[2]) zweier Schriften, in welchen zum Teil Ergänzungen zu seinen Bekenntnissen enthalten sind, der Hauptsache nach jedoch eine Selbstrechtfertigung gegeben wird und noch einmal seine Sitten, Gewohnheiten, Neigungen, Anschauungen und Schriften zu dem Zwecke geprüft werden, um zu erkennen, ob denn auf seinem Herzensgrunde so Hassenswertes vorhanden sei, daß er die Verachtung verdiene.[3]) Durch solches Denken und Schreiben lebte er in seine trübselige Stimmung nur noch mehr sich hinein. Diesen unglücklichen Zustand verschlimmerten noch Ausbrüche der Launen- und Grillenhaftigkeit, welche seinen Umgang immer unerträglicher machten, und mit seinen geschlechtlichen Neigungen in Zusammenhang zu stehen scheinen. Was die natürliche Gleichgiltigkeit des Alters diesem Hange entgegenbringt, ist nichts als eine innere Leere, welche, weil sie nicht mehr zur Befriedigung einer großen Begierde aufzustreben die Kraft hat, einem Herde gleicht, aus welchem launen- und grillenhafte Einfälle gleich einzelnen Funken vergänglich emporflackern. Eine mit seiner Persönlichkeit verwachsene Ehefrau hätte manches aus seinem Inneren keimende Mißbehagen verscheuchen können, aber der zum Hagestolzen-Leben nicht geschaffene Mann hatte sein Schicksal mit einer Konkubine verknüpft. So ward aus innerlichen und äußerlichen Gründen ihm das Dasein unerträglich gemacht.

Es war Zeit, daß der unglückliche Zustand, in dem er lebte, und die Selbstpeinigung, welche ein angebliches Komplott ihm vorspiegelte,[4]) ihr natürliches Ende fanden. Rousseau verließ Paris im Mai 1778, um nach Ermenonville in das Schloß des Herrn von Girardin zu ziehen. Nach einem Aufenthalt von sechs Wochen starb er plötzlich am 4. Juli 1778. Man sprach von einem Selbstmord, da das unstete, wechselvolle Leben des großen und unglücklichen Mannes den Zeitgenossen ohne tragischen Abschluß vielleicht nicht denkbar zu sein schien.[5])

---

[1]) T. I. p. 401 ff. — [2]) T. IV. p. 1 ff.

[3]) Rousseau wollte das Manuskript der zuletzt genannten Schrift auf dem Altare der Kirche Notre-Dame niederlegen und fügte daher eine Zuschrift bei, welche also beginnt: Protecteur des opprimés, Dieu de justice et de vérité, reçois le dépôt que remet sur ton autel et confie à ta providence un étranger infortuné, seul, sans appui, sans défenseur sur la terre, outragé, moqué, diffamé, trahi de toute une génération, chargé depuis quinze ans, à l'envi, de traitements pires que la mort, et d'indignités inouïes jusqu'ici parmi les humains, sans avoir pu jamais en apprendre au moins la cause (IV. p. 152).

[4]) Petitain hat sich die Sache leicht gemacht, indem er Rousseaus Gedanken von einem angeblichen Komplott als fixe Idee betrachtet und daher von einer maladie (Appendice p. 361), imagination délirante (p. 360) oder noch dunkler nach der mythischen Bezeichnung von Corancez von einer corde fatale (p. 365, 367) spricht.

[5]) L. Speidel in der N. fr. Presse v. 7. Juli 1878. Auf die Erzählung

Schluß.

Rousseaus Persönlichkeit übt auf den Betrachter einen großen Reiz aus. Eine Sinnesart, die zu edlen Handlungen entschlossen ist, eine Denkkraft, die Großes und Originelles zu schaffen fähig ist, ein Reichtum an Gefühlen, in welchen alle Schattierungen des Leids und der Freude wohnen. Aber die großen Züge seiner Denk- und Sinnesweise enthalten nicht allein den Grund jenes Reizes. Wer kennt nicht die Gewalt, mit welcher wir zur Aufmerksamkeit getrieben werden, wenn unseren Augen etwas Seltsames, Ungewöhnliches begegnet? Eine solche Wirkung rufen wohl auch die Sonderbarkeiten Rousseaus in Sitten, Charakter und Lebensweise hervor. Es fehlt aber auch des Prickelnden nicht an jenem Reize. Irre ich nicht, so dürfte die Lüsternheit seines Charakters und die liebliche Anmut, bisweilen behagliche Wollust, mit welcher seine Liebschaften in den Bekenntnissen geschildert sind, auch ihren Teil dazu beigetragen haben, daß die Teilnahme für Rousseau und seine Bekenntnisse eine so außerordentlich große ist. Die Bekenntnisse sind kein Buch für junge Leute, aber auch ältere sind nicht außer Gefahr, wenigstens eine Zeit lang wie des Odysseus Gefährten durch Circes Zaubertrank verwandelt zu werden. Oder es frage sich doch mancher, ob er auf dem weichen Pfühl Rousseauscher Schilderungen in Gedanken sich nicht behaglich gefühlt und neben den Erinnerungen an die Warens, die Larnage, die Zulietta u. a. noch die dem Contrat social und dem Emile vorausgegangenen inneren Erlebnisse ohne Hilfe des heilsamen Krautes des Hermes im Gedächtnisse habe? ob er nicht mit dem Satze: naturalia non sunt turpia sich einigermaßen befreundet habe? Es ist wahrscheinlich, daß der, welcher sich von dieser Bezauberung nicht losgerissen hat, die unbefangene Beurteilung seiner anziehenden wie abstoßenden Seiten verliert.

Indessen kommt man nach einem griechischen Sprichwort am Ende aufs Gegenteil. Während wir nach dem Angegebenen das Bestreben annehmen können, dem „liebenswürdigsten Genie des Jahrhunderts“ alles zu seinen Gunsten auszulegen und Gefahr laufen, gleichsam zu musset-pathaysieren, droht von anderer Seite Gefahr, der Antipathie

---

von einem angeblichen Selbstmord Rousseaus nach allem, was Musset-Pathay und Petitain Triftiges gegen diese Annahme beigebracht haben, noch besondere Rücksicht zu nehmen, dürfte überflüssig sein. Die von der Frau von Staël zehn Jahre nach Rousseaus Tode zuerst aufgeführte Erzählung von einem angeblichen Selbstmord mittels eines Pistolenschusses (in ihren Lettres sur J.-J. Rousseau, 1788) trägt das Zeichen einer schlechten Erfindung an der Stirn. Es ist doch gar zu auffallend, daß ein Pistolenschuß in einem Schlosse erst nach zehn Jahren gehört worden sein sollte. Nach einer zweiten Version soll er sich vergiftet haben; eine dritte von F. V. Raspail in der Réforme vom 8., 9., 10. und 11. Dezember 1869 aufgestellte (Rousseau assassiné, à l'aide de sa Thérèse, par son indigne amant,) ist reich an kühner Kombination und schwach an Beweisen.

übermäßigen Spielraum zu lassen. Rousseau hatte zahlreiche Freunde gewonnen, welche der Elite der litterarischen Welt angehörten. Das ist in Frankreich bei dem Zusammenfluß aller hervorragenden Geisteskräfte in der einen Kapitale etwas Natürliches.[1]) Nachdem der Bruch mit ihnen herbeigeführt worden war, wurden sie insgesamt seine persönlich erbitterten Feinde. Ist es da zu verwundern, wenn die Aussprüche solcher litterarischer Feinde eine falsche Beurteilung enthalten? Der Darstellung dieser Männer nachsprechen, das heißt cum ira et studio sprechen und der Stimme der Gehässigkeit ein heimliches Gehör schenken. Persönliche Feindschaft ist geeignet, die unbefangene Auffassung gründlich zu verderben. Für uns Nachkommen geziemte es sich wohl, den Einfluß parteiischer, aus erbitterter Gemütsstimmung hervorgegangener Darstellungen abzuwehren und sie als eine trübe Quelle zur Herstellung des Thatbestandes zu betrachten. Sonst laufen wir Gefahr, Rousseau auf Grund Diderotscher, Grimmscher, Epinayscher Schriften nicht anders als mit gefärbten Gläsern zu betrachten. Ein vom Sturme gepeitschter Strom ist doch wohl nicht derselbe, wie der, welcher im ruhigen Bette fließt. Das ist also nicht der eigentliche Rousseau, der, von Zorn und Ärger und Aufregung getrieben, auf seine Feinde Beschuldigungen auf Beschuldigungen wälzt und sie uns hassenswürdig macht; das ist nicht der eigentliche Diderot, der auf unlautere Weise im Todesjahre Rousseaus eine versteckte Invektive gegen den ehemaligen Freund schleudert.[2]) Wir erreichen auf solchen Wegen nichts Anderes, als eine vorübergehende Standpunktsweisheit, und es fehlt nichts weiter als ein eifriger Verteidiger Grimms, um die Verwirrung vollständig zu machen. Wir werden uns also zu hüten haben, mit Ste. Beuve, wenn auch nur „mit Rücksicht auf Grimm", Rousseau die Wahrhaftigkeit überhaupt abzusprechen, und wir werden auf der Hut sein müssen, nach dem Vorgange eines deutschen Philosophen voreilig von „niedriger Gesinnung", „feiger Verdächtigung" Rousseaus zu sprechen.[3]) Sollen wir denn, von der Annahme des Tugendhelden zu der des Bösewichts überspringend, zwischen so arg

---

[1]) In Deutschland sind jene Geister getrennt. Darum ist aber auch weniger Anlaß zu persönlicher Gehässigkeit und mehr Gelegenheit, die Unbefangenheit zu bewahren.

[2]) In der Schrift Essai sur la vie de Sénèque le philosophe, sur ses écrits et sur le règne de Claude et de Néron, welche gegen Ende des Jahres 1778 erschien, siehe Rosenkranz, Diderots Leben und Werke, II. S. 358 ff.

[3]) Rosenkranz zeiht Rousseau in dem genannten Werke über Diderot nicht nur „feiger Verdächtigung" anderer (I. S. 342) und „niedriger Gesinnung" (I. 347), er nennt ihn auch „eitel und kindisch" (I. 341), er spricht von seiner „Zweideutigkeit in ihrer ganzen Kunst biedermännischer Verstellung" (I. 361), er sagt: „Nichts war ihm unbequemer als Dankbarkeit" (I. 348) u. s. w. Der Eifer für Diderot mag diese befangene Parteikritik erzeugt haben.

entgegengesetzten Enden hin- und hergeworfen werden? Rousseaus Bekenntnisse sind ein verschlossenes Buch für den Nachbeter, sie geben aber auch der aufmerksamen Betrachtung Hilfsmittel an die Hand, um den Keim seiner Schwächen zu entdecken. Dazu bedarf es nicht der parteiischen Schilderungen seiner aufgeregten und erbitterten persönlichen Feinde.

Rousseaus äußere Erscheinung war in besseren Tagen geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen. Alles an ihm — so schildert ein Zeitgenosse sein Äußeres — spitzte sich fein zu. Ein schöner Wuchs, ein zartes Bein, ein hübscher Fuß, eine lebhafte Miene, ein zierlicher Mund, kleine und fast tiefliegende Augen, aber voll Feuer. Eine kleine runde Perrücke raubte seinem Gesicht einen seiner bedeutendsten Züge, die antike Form der Stirn. Der Klang seiner Stimme war von bezaubernder Lieblichkeit, und er konnte mit vielem Ausdruck singen. Sein Anzug war sauber, aber stets sehr einfach und schlicht.[1]) So einfach wie seine Kleidung war sein Umgang. Ein Freund des Volks, war stolze Herablassung ihm völlig fremd. Heiter und froh, wenn nichts ihn umdüsterte, ein überaus liebenswürdiger Gesellschafter[2]), aber brusque und rauh, wenn trüber Sinn oder heftiger Affekt ihn gefangen nahmen. Die Liebe zu einsamem und zurückgezogenem Leben hatte die Entwicklung seines oratorischen Talents gehindert und er konnte nur selten die scheue Beklommenheit, die ihm in Gesellschaften oder Versammlungen das Wort auf der Zunge verstummen machte, überwinden, aber hatte er einmal den ersten Schritt gethan und verdüsterte nichts sein Gemüt, so ergoß er sich wie ein reißender Strom, dem nichts widersteht.[3]) Miene und Ausdruck, Mund und Hände, die Bewegung des ganzen Körpers begleitete mit einer Lebhaftigkeit das gesprochene Wort, als sollte es leibhaftig vor den Augen und Ohren seiner Zuhörer erscheinen.[4])

Die Erregbarkeit und Entzündlichkeit seiner Nerven bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um sie in eine rasche und nachhaltige Bewegung zu versetzen. Ein leises Wehe, eine unerwartete Überraschung, eine eingebildete Besorgnis macht ihn bis zu Thränen gerührt; in willkommener Freude, die man ihm bereitet, geht er förmlich auf. Welcher Wärme des Gefühls, welcher übermäßigen Empfindsamkeit war er fähig![5]). In Lust und Schmerz, in Freude und Betrübnis ist kein

---

[1]) Mercier, De J.-J. Rousseau, T. I. p. 266 (S. Petitain, Appendice p. 371).

[2]) Mouchon bei Musset-Pathay, Histoire p. 219.

[3]) Vgl. Dussaulx bei Musset-Pathay, Histoire p. 335.

[4]) Vgl. Mouchons Bericht bei Musset-Pathay, Histoire p. 218 ff.

[5]) Mouchon, welcher im Jahre 1762 in Gesellschaft mit Rousseau eine Bergpartie machte, um in klippenreichen Regionen der Alpen zu botanisieren, erzählt Folgendes. Comme le plus jeune de la troupe, j'étais aussi le plus étourdi et je poussais l'imprudence jusqu'à pirouetter sur cette lisière scabreuse.

Gradunterschied so gering, daß er nicht auf den Wiederklang einer Saite seiner erlebten Empfindungen hätte rechnen können. Es wäre nur schlimm, wenn eine so zartbesaitetes Wesen seinerseits auf keinen Wiederklang rechnen könnte. Entgegengebrachte Kälte wirkt auf dasselbe fast wie der Tod, und die Schrauben der konventionellen Formen hemmen seine Bewegungen. Es bleibt für das sentimentale Streben eines solchen Sinnes nichts übrig, als die Einsamkeit und stille Zurückgezogenheit zu suchen. Ein ländlicher Aufenthalt und die Umgebung weniger, aber gefühlvoller Seelen werden wohl das Ziel des Glückes sein. Was etwa noch fehlt, ergänzt der Genuß der Natur, die ja jedem antwortet, was er ihr zugerufen. Es öffnet sich eine Welt in der stummen Betrachtung.

In dieser empfindsamen Seele wohnte eine Kraft von ungewöhnlicher Ausdauer und Zähigkeit. Die leichte Erregbarkeit war eben nicht bloß begleitet von flüchtiger Bewegung, sondern sie hatte wie bei intensiven Naturen eine nachhaltige und energische Wirkung im Gefolge. Die Ungunst mißlicher Lagen hatte er hinlänglich erfahren, um Hindernisse besiegen zu lernen, der mühsame Lauf des Autodidakten dient auch nicht dazu, um die durch eigene Versuche gestärkte Kraft wieder zu schwächen: als er nun zum Bewußtsein der eigenen Kraft gekommen war und mit stolzem Mut erfüllt wurde, da war er nicht nur imstande, bei der Emancipation von der gewöhnlichen Lebenseinrichtung seiner Zeitgenossen dem „Was-wird-man-sagen" der Welt Trotz zu bieten, sondern auch Werke von Bedeutung zu schaffen. Was offenbart doch ein Werk, auf welches ein zwanzigjähriges Nachdenken verwendet wurde, wenn nicht eine nachhaltige Wirkung geistiger Kraft?

Dem autodidaktischen Entwicklungsgange seiner Gedanken entsprach der autopathische seiner Neigungen. Die letzteren hatten durch frühzeitige Pflege und Ausbildung eine solche Stärke erlangt und sie bildeten einen so festen Bestandteil seiner inneren Gemütsbeschaffenheit, daß die später zur Kraft gewordene bessere Einsicht, falls sie mit einigen derselben in Widerstreit geriet, wohl eine Zeit lang, aber nicht für die Dauer zu siegen vermochte. Eine große Liebe zum Landleben, eine idyllische Sehnsucht, das Vergnügen an stiller Einsamkeit und isolierter Beschaulichkeit hatten tiefe Wurzeln gefaßt. Nicht minder aber eine gewisse Lüsternheit und der Wunsch nach Ungebundenheit und Unabhängigkeit. Da fragt es sich wohl, ob denn mit der moralischen Besonnenheit so viel Kraft werde verbunden sein, daß in entscheidenden Augenblicken die Heftigkeit des Begehrens werde in Schranken gehalten werden können? ob denn die Ungebundenheit sich werde erkühnen wollen, auch

---

Je l'ai vu se jeter à genoux et me supplier en grâce de ne pas récidiver, parce que je lui faisais un mal affreux (Musset-Pathay, Hist. p. 227).

die strenge Sprache gebietender Pflichten zu mißachten? Rousseau besaß einen lebhaften Sinn für das Rechte und Gute[1]) und er besaß vermöge der großen Regsamkeit seiner Einbildung eine Wärme und Innigkeit des bessern Gefühls, welche eine edle Begeisterung zu begleiten pflegt. Als das Bewußtsein seiner Kraft erwachte und ihn mit stolzem Mut erfüllte, als er, ein neuer Reformator der Sitten, allgemeine Umkehr verlangte, da offenbarte die Liebe für das Bessere eine solche Kraft, daß er mit seltener Resignation sich selbst Entbehrungen aufzuerlegen imstande war. Aber die Kraft hatte keinen solchen Bestand, daß sie auch den Äußerungen festgewachsener Neigungen auf die Länge hätte Widerstand leisten können. Ein neuer geschlechtlicher Reiz wirft den moralischen Ernst mit Gewalt wieder zurück, und die Liebe zur Unabhängigkeit und Ungebundenheit ist so groß, daß das Gebot strenger Pflichten ungehört zu verhallen vermag. „Sind wir denn dazu geschaffen, um angeheftet am Rande des Brunnens zu sterben, wohin die Veredlung sich zurückgezogen hat?" Diese Frage erhebt sich aufs neue, aber sie erhält nicht wie in der kritischen Periode seines Lebens auch in Beziehung auf seine festgewurzelten Neigungen bleibend eine verneinende Antwort. So bleibt denn das innere ein Schauplatz verschiedener, einander widerstreitender Neigungen, und Rousseau ist eine solche innerlich kämpfende Natur, in wecher der bessere Teil mit seinen Widersachern ringt, bisweilen siegt, im Taumel des vermeintlich entscheidenden Sieges zu jener moralischen Einbildung gelangt, aber nie die völlige Herrschaft gewinnt. Wie ein auf bewegtem Wasser fahrendes Schiff seine Richtung nicht zu behaupten vermag, so vermochte auch das Ruder seiner besseren Überzeugung gegenüber dem Wellengetriebe der verschiedenen Neigungen und Begehrungen eine charaktermäßige Haltung seines Innern nicht zu bewahren. So war das, was er wollte, nicht durchaus das, was er that, und das bessere Ich erlangte nicht die wahrhaft königliche Herrschaft, sondern blieb ein Prätendent. Ernst des Strebens und Mut der Forschung, welche allein schon imstande sind, uns mit ihm zu versöhnen, die haben ihm nicht gemangelt. Aber seine moralische Einsicht war nicht in dem Maße zum Charakter geworden, daß er ihn ruhig hätte durchs eben tragen können. Ist es da ein Wunder, wenn er sein Alter uch unter günstigen äußern Umständen im habituellen Trübsinn vereben mußte?

Man mag indessen seine Schwächen noch so hoch anschlagen, man mag die Teilnahme für ihn nur deshalb an den Tag legen, weil seine äußern und innern Mißgeschicke sie herausfordern: wenn wir nur das Eine bedenken, daß Rousseau ein Vorkämpfer eines Grundzuges unseres

---

[1]) Auch Diderot spricht in Marmontels Memoiren von einem „Fonds von Güte und Rechtlichkeit in seiner Seele," Rosenkranz I. 369.

ganzen Lebens, der Gedankenfreiheit war, so werden wir den Mann hoch halten müssen. Denn mag er auch auf den Feldern des Wissens und Könnens, die er angebaut, ein Überholter genannt werden: Was er in überzeugender, nicht bloß blendender Rede für diese Freiheit auf politischem und religiösem Gebiete gegenüber den herrschenden Mächten gethan, das konnte eben nur ein Rousseau thun, da er selbst zu den geistigen Großmächten Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert zählte und niemandem, der sich ernstlich um die Entwicklung der Menschheit bekümmert, ist es gestattet, sich oberflächlich mit ihm zu beschäftigen.

Emil

oder

Über die Erziehung.

Von

Jean Jacques Rousseau,

Bürger von Genf.*)

Übersetzung mit Erläuterungen

von

Dr. E. von Sallwürk.

---

*) 1763 legte R. dieses Bürgerrecht nieder durch ein Schreiben an den ersten Syndikus in Genf. Man ließ ihm sagen, daß er dazu gar kein Recht habe. R. aber schrieb an Marc Chappuis: „Nach den Beschimpfungen, die ich in meiner Vaterstadt erfahren und die weder gutgemacht sind noch gutgemacht werden können, hieße es in meine Entehrung einwilligen, wollte ich noch Bürger derselben bleiben.“ Indessen hat auch die Genfer Ausgabe (s. d. Einl.) von 1780 den Titel des Buches nicht geändert.

Sanabilibus aegrotamus malis; ipsaque nos in rectum genitos natura, si emendari velimus, juvat.

Seneca, de ira 2, 13*).

---

*) „Die Übel, an denen wir kranken, sind ja heilbar, und die Natur selbst, die uns zu einem untadeligen Dasein geschaffen hat, hilft uns, wenn wir gebessert werden wollen."

Eberh. von Rochow schrieb: „Pestalozzi! Faust! Weise Menschenfreunde empfanget hier meinen Dank für eure letzten Arbeiten. Auch ich glaube wie ihr, daß die Menschheit an heilbaren Übeln krank liegt." (Kehr, Gesch. des Sem. Halberstadt. 1878. S. 82.). — Vgl. Herbart, allg. Päd. I. B. 4. Kap.

Vorrede.

1. Diese Sammlung von Bemerkungen und Beobachtungen, ohne Ordnung, ja, fast ohne Zusammenhang, ist einer guten, denkenden Mutter zuliebe*) begonnen worden. Ich hatte anfänglich nur einen Aufsatz von etlichen Seiten beabsichtigt; aber mein Stoff zog mich fort ohne mein Wissen und Wollen, und so wurde der Aufsatz unvermerkt ein förmliches Buch, zu umfänglich ohne Zweifel für seinen Gehalt, doch zu klein für die Sache, die es behandelt. Ich habe lange geschwankt, ob ich es veröffentlichen solle, und oft ist mir bei der Arbeit der Gedanke nahe getreten, daß die Abfassung einiger Broschüren nicht genüge, um ein rechtes Buch zu schreiben. Nach vergeblichen Besserungsversuchen glaube ich es nun geben zu sollen, wie es ist, weil ich es für wichtig halte, daß die Aufmerksamkeit des Publikums nach dieser Seite hin gelenkt werde, und weil, wenn meine Ansichten auch nicht die richtigen sein sollten, ich meine Zeit doch vielleicht nicht ganz und gar verloren habe, wenn ich richtige Ansichten in anderen erwecke. Ein Mann, der aus der Einsamkeit heraus seine schriftstellerischen Erzeugnisse in die Öffentlichkeit hinausschickt, ohne Lobredner, ohne eine Partei, die bereit wäre sie zu verfechten, ja ohne zu wissen, was man darüber denkt oder sagt, braucht nicht zu fürchten, daß, wenn er sich täuscht, man seine Irrtümer ohne Prüfung hinnehme.

2. Über die Wichtigkeit einer guten Erziehung werde ich wenig sagen, ich werde auch nicht lange beweisen, daß die herkömmliche

*) Frau de Chenonceaux, Gemahlin des als nationalökonomischen Schriftstellers nicht ganz unbekannten Claude Dupin, der 1769 starb. Sie nannte sich nach einem Besitztum Chenonceaux, auf welchem sie, fast hundertjährig, 1800 starb. R. war Sekretär bei ihr und überwachte die Erziehung ihrer Kinder (1747—1750. Vgl. Emil II. § 171. Die eigentliche Abfassung des Buches fällt indessen, wie in der Einleitung gezeigt worden, in spätere Zeiten). In der Korrespondenz findet sich noch ein Brief an sie aus Motiers (6 Februar 1765); noch 1770 ist sie mit R. befreundet. — Formey (Anti-Emile p. 19, fg., 2. Ausg. Berlin, 1763) meint, R. habe dem Leser zumuten wollen, unter dieser Mutter die seinige, „Madame Rousseau", zu verstehen! S. R.'s Anmerkung zu I § 3.

Erziehungsart eine schlechte ist: das haben tausend andere vor mir gethan, und ich mag mein Buch nicht mit Dingen anfüllen, die jedermann weiß. Ich bemerke bloß, daß es seit undenklichen Zeiten nur eine Stimme giebt gegen die herrschende Praxis, ohne daß jemand daran geht, eine bessere in Vorschlag zu bringen.*) Litteratur und Gelehrsamkeit sind in unserem Jahrhundert viel mehr darauf gerichtet einzureißen als aufzubauen. Man kritisiert alles von oben herab; um Vorschläge zu machen, brauchen wir aber einen anderen Ton, in dem sich die Höhe unserer Philosophie weniger gefällt. Ungeachtet so vieler Bücher, die, wie man behauptet, nur den öffentlichen Nutzen im Auge haben, ist das Allernützlichste, das ist die Kunst, Menschen zu bilden, immer noch in Vergessenheit geblieben. Meine Aufgabe war auch nach dem Buch von Locke eine noch ganz unberührte, und ich fürchte sehr, sie möchte es auch nach dem meinigen noch sein.

3. Die Kindheit ist uns eine ganz unbekannte Sache; bei den verkehrten Ansichten, die wir darüber haben, müssen wir mehr und mehr in die Irre geraten. Die Weisesten fassen die Wichtigkeit einer gewissen Masse von Kenntnissen in's Auge, ohne zu erwägen, was die Kinder zu lernen imstande sind. Sie suchen im Kinde immer den Mann, ohne an das zu denken, was es zuvor ist.**) Dies Letztere ist nun das besondere Ziel meiner Nachforschungen gewesen, damit man, wäre meine Methode auch eine eingebildete und verkehrte, aus meinen Beobachtungen immerhin Nutzen ziehen könnte. Meine Maßnahmen mögen sehr unrichtig gegriffen sein; das Ziel, auf das wir hinarbeiten müssen, glaube ich richtig erkannt zu haben. Beginne also deinen Zögling besser zu erforschen, denn du kennst ihn ganz bestimmt nicht, und wenn du dann in Hinsicht darauf mein Buch liest, so dürfte es dir einigen Nutzen gewähren.

4. Hinsichtlich des Teils, den man den systematischen nennen wird, der aber bei mir mit dem Gange der Natur zusammenfällt, wird der Leser sich am meisten befremdet fühlen; hier wird man mich auch ohne Zweifel bekämpfen, und vielleicht nicht mit Unrecht. Man wird weniger eine Abhandlung über Erziehung zu lesen glauben, als die Träumereien eines Phantasten über Sachen der Erziehung.***) Was soll ich thun? Ich schreibe nicht nach den Gedanken anderer, sondern nach meinen eigenen. Ich sehe die Dinge nicht wie andere Menschen; das hat man mir lange genug vorgeworfen. Kann ich mir denn aber andere Augen geben, kann ich fremde Gedanken in mir entstehen lassen? — Nein! Nur so viel kann ich bewirken, daß ich nicht ganz in meiner Meinung aufgehe, daß

*) Vgl. Descartes „üb. d. Methode“ II, 1.
**) Vgl. Buch II. § 33 und unsere Anmerkung z. d. St.
***) Pestalozzi nannte wirklich den Emil ein „Traumbuch.“

ich nicht für mich allein weiser zu sein glaube als die ganze Welt, daß ich zwar nicht ohne weiteres meine Meinung ändere, aber doch meine Bedenken gegen sie hege; das ist alles, was ich thun kann, und ich thue es auch. Wenn ich nun manchmal in abschließendem Tone spreche, so will ich dem Leser nichts mit Gewalt einreden, ich will eben nur zu ihm sprechen, wie ich denke. Warum soll ich ihm als zweifelhaft vortragen, worüber ich meinerseits keinen Zweifel habe? Ich will genau wiedergeben, was in meinem Geiste vorgeht.

5. Indem ich nun in aller Freiheit meine Ansicht auseinandersetze, will ich sie so wenig als unumstößlich hinstellen, daß ich vielmehr meine Gründe beisetze, damit man sie abwäge und mich beurteile: wenn ich mich aber auch nicht darauf versteifen will, meine Gedanken zu verfechten, so halte ich mich nichts desto weniger verpflichtet, sie vorzulegen; denn die Sätze, über die ich einer der Meinung anderer widersprechenden Ansicht bin, sind durchaus nicht gleichgiltig. Sie gehören zu denjenigen, deren Richtigkeit oder Verkehrtheit einzusehen, von der größten Wichtigkeit ist, zu denjenigen, die das Glück oder das Unglück des Menschengeschlechtes ausmachen.

6. Nun muß ich immer und immer wieder hören: Bleibe beim Möglichen mit deinen Vorschlägen! — Man könnte mir ebenso gut sagen: Bleibe bei dem, was man gewohnt ist zu thun, oder mache doch Vorschläge, die sich mit den vorhandenen Mißständen vereinbaren lassen. Ein solches Vorhaben ist auf gewissen Gebieten noch viel phantastischer als das meinige; denn, wenn man die Dinge so mit einander verbindet, verdirbt das Gute, und das Schlechte wird nicht gebessert. Lieber möchte ich der herkömmlichen Art in allem nachgehen, als einer wirklich guten nur halb folgen; dabei würde weniger Widerspruch im Menschen erzeugt werden, der nun einmal nicht nach zwei entgegengesetzten Zielen zu gleicher Zeit hinstreben kann. Das Mögliche, ihr Väter und Mütter, ist eben das, was ihr thun mögt; und soll ich etwa für euren guten Willen einstehen?

7. Bei Plänen jeder Art sind zweierlei Dinge zu erwägen, erstlich die Trefflichkeit des Planes an sich, zweitens die Leichtigkeit der Ausführung.

8. In ersterer Hinsicht genügt es für die Annehmbarkeit und Ausführbarkeit des Planes selbst, daß das Gute, was er bietet, in der Natur der Sache liege, hier, zum Beispiel, daß die vorgeschlagene Erziehungsweise für den Menschen passend und dem menschlichen Herzen angemessen sei.

9. Die zweite Erwägung ist abhängig von Verhältnissen, die sich in gewissen Lagen ergeben. Diese Verhältnisse sind für die Sache nicht wesentlich, daher nicht notwendig, und unendlich wandelbar. So kann eine Art der Erziehung ausführbar sein in der Schweiz, aber nicht in Frankreich, eine andere beim gemeinen Mann, eine andere beim Vornehmen.

Die größere oder geringere Leichtigkeit der Ausführung hängt von tausend Umständen ab, die sich unmöglich anders bestimmen lassen als in der speciellen Anwendung der Methode auf dieses oder jenes Land, auf diese oder jene Bedingung. Da nun aber diese speziellen Anwendungen für meinen Zweck nicht wesentlich sind, so spielen sie in meinem Plane keine Rolle. Andere können sich, wenn sie wollen, damit beschäftigen, jeder für das Land oder den Staat, welchen er ins Auge faßt. Mir genügt es, daß man überall, wo Menschen geboren werden, aus ihnen machen könne, was mein Plan verspricht, und daß damit für sie und andere das Beste gethan sei. Wenn ich diese Verpflichtung nicht erfülle, so habe ich sicher Unrecht; wenn ich sie aber erfülle, würde man mit demselben Unrecht mehr von mir verlangen: denn auf Weiteres erstreckt sich mein Versprechen nicht.

Emil oder über die Erziehung.

Erstes Buch.*)

1. Alles ist gut, wie es hervorgeht aus den Händen des Urhebers der Dinge; alles entartet unter den Händen des Menschen. Er zwingt ein Land, die Erzeugnisse eines andern zu ernähren, einen Baum, die Früchte eines andern zu tragen; er vermischt und verwirrt Klimate, Elemente, Jahreszeiten; er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven; alles stellt er auf den Kopf, alles entstellt er; er liebt das Mißgestaltete, das Ungeheuerliche; nichts will er so haben, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menschen; er will ihn zugerichtet haben wie ein Reitpferd, zugestutzt nach der Mode wie ein Baum in seinem Garten.**)

2. Ohne das würde alles noch schlimmer gehen, und unsere Art will nicht nur halb zugerichtet sein. Wie die Dinge fernerhin sich gestalten, würde ein von Geburt an mitten unter den andern sich selbst überlassener Mensch der entstellteste von allen sein. Vorurteil, Beeinflussung, Zwang, Beispiel, alle die gesellschaftlichen Einrichtungen, die uns überfluten, würden die Natur in ihm ersticken und nichts an ihrer Stelle zurücklassen. Es würde ihm gehen, wie einem Bäumchen, das der Zufall mitten auf der Landstraße hervorwachsen läßt und das die Vorübergehenden, die rechts und links daran stoßen und es nach allen Richtungen umbeugen, bald verderben.

3. An dich wende ich mich daher, zärtliche und vorsorgliche Mutter,[1]) der es gelungen, von der breiten Heerstraße fern zu bleiben

---

*) **Erstes Buch**: Natur, Gesellschaft, Welt und ihre Stellung zur Erziehung. — Erstes Lebensjahr. — Der Name Emil erscheint zuerst § 75.

**) Wie alt diese Klagen sind, läßt sich kaum verfolgen. In den Büchern französischer Gelehrten begegnen sie häufig und früh genug. Vgl. Balzac [geb. 1594] Arist. 6: „Die Welt hat lange schon ihre Unschuld verloren. Wir befinden uns in der Verderbnis der Zeiten und der Hinfälligkeit der Natur. Alles ist schwach, alles ist krank in den Gesellschaften der Menschen."

[1]) Die erste Erziehung ist die wichtigste, und diese gehört unstreitbar den Frauen: hätte der Urheber der Dinge sie den Männern zuweisen wollen, so hätte er ihnen Milch gegeben, um die Kinder zu ernähren. Deshalb spreche man in

und das heranwachsende Bäumchen vor dem Sturme der menschlichen Meinungen zu wahren. Pflege, begieße die junge Pflanze, bevor sie dahinsiecht; ihre Früchte werden einst deine Wonne sein! Ziehe frühzeitig eine Schutzwehr um die Seele deines Kindes; ein anderer mag das Gebiet nach außen abgrenzen, aber du allein hast die Schranke zu setzen.[1])

4. Den Pflanzen giebt man eine bestimmte Form durch die Art des Anbaus, den Menschen durch die Erziehung. Käme der Mensch groß und stark zur Welt, seine Größe und Stärke wären ihm unnütz bis zu dem Augenblicke, wo er gelernt sich ihrer zu bedienen; sie wären sogar bedenklich für ihn, weil sie andere verhindern würden, ihm behilflich sein

---

Erziehungswerken immer vorzugsweise zu den Frauen; denn außerdem, daß sie imstande sind, die Erziehung genauer zu überwachen als die Männer und immer einen größeren Einfluß auf dieselbe ausüben, sind sie auch an ihrem Erfolge mehr beteiligt, weil die meisten Witwen fast auf die Gnade ihrer Kinder angewiesen sind, die ihnen dann die Wirkung ihrer Erziehung im Guten oder Schlimmen sehr deutlich zu fühlen geben. Die Gesetze, die sich immer so viel mit den Gütern und so wenig mit den Personen zu schaffen machen, weil sie den Frieden zum Zweck haben und nicht die Tugend, gestatten den Müttern nicht genug Einfluß. Dennoch ist ihre Lage eine viel bestimmtere als die der Väter; ihre Pflichten sind mühevoller; ihre Sorgfalt trägt mehr zur guten Ordnung in den Familien bei; im allgemeinen haben sie mehr Zuneigung für die Kinder. Es giebt Fälle, wo man einen Sohn, der seinem Vater die gehörige Achtung versagt, irgendwie entschuldigen kann; aber wenn in irgendwelchem Falle ein Kind entartet genug wäre, sich achtungswidrig gegen seine Mutter zu benehmen, die es in ihrem Schoße getragen, die es an ihrer Brust ernährt hat, die Jahre hindurch sich selbst vergessen, um sich nur ihm zu widmen, so müßte man dieses elende Geschöpf je bälder je lieber vertilgen wie ein Ungeheuer, das die Sonne zu sehen nicht würdig ist. Man sagt, die Mütter verziehen die Kinder. Darin haben sie ganz sicher Unrecht, doch vielleicht weniger als ihr, die ihr sie herabwürdigt. Die Mutter will, daß ihr Kind glücklich sei, und zwar sogleich. Darin hat sie Recht, und wenn sie sich in den Mitteln vergreift, so muß man sie aufklären. Ehrsucht, Geiz, Bedrückung, die mißverstandene Vorsorge der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre rauhe Gefühllosigkeit sind für die Kinder hundertmal verhängnisvoller als die blinde Zärtlichkeit der Mütter. Übrigens habe ich mich noch darüber auszusprechen, was ich unter dem Namen Mutter verstehe, und das soll hernach geschehen. — R. Amst.

[1]) Man versichert mich, Herr F o r m e y sei der Meinung gewesen und habe es in irgend einem Buche ausgesprochen, ich wolle hier von meiner Mutter reden — ein herber Spott über Herrn F o r m e y oder mich. R. Gen. — F o r m e y (geb. 1711 zu Berlin und daselbst gestorben 1797), protestantischer Geistlicher, hatte aus R.'s Emil einen „christlichen Emil" gemacht (vgl. was darüber R. sagt im Emil III, § 50 Anm.), nachdem er einen „Anti-Emil" geschrieben, welcher 1763 zweimal aufgelegt wurde (Berlin, Joachim Pauli). Daher die Noten gegen ihn in der nachfolgenden Ausgabe des Emil. R.'s Anmerkung bezieht sich wohl auf das, was F o r m e y zu den ersten Zeilen der Vorrede (s. daselbst) bemerkt hatte. R.'s Geburtstag war übrigens der Todestag seiner Mutter. Siehe Biographie. — Die obige Stelle ist bisweilen mißverstanden worden. R. will in Übereinstimmung mit dem bisher Vorgetragenen sagen: die Mutter weiß vielleicht nicht, bis an welche Grenzen sie ihr Kind durch die Erziehung zu führen hat, aber instinktmäßig wird sie es schützen vor jeder unberechtigten Beeinflussung.

zu wollen;[1]) sich selbst überlassen würde er im Elend umkommen, bevor er nur seine Bedürfnisse kennen gelernt hätte. Der Zustand der Kindheit scheint beklagenswert; aber man bedenkt nicht, daß das Menschengeschlecht schon zu Grunde gegangen wäre, wenn der Mensch seine Existenz nicht als Kind begonnen hätte.

5. Schwach kommen wir zur Welt und bedürfen der Kraft, entblößt von allem und bedürfen des Beistandes, blöd im Geiste und bedürfen des Urteils. Alles, was uns fehlt bei unserer Geburt und was wir brauchen im erwachsenen Alter, wird uns gegeben durch die Erziehung.

6. Quellen dieser Erziehung sind entweder die Natur oder die Menschen oder die Dinge. Die innere Entwickelung unserer Fähigkeiten und Organe ist die Erziehung der Natur; der Gebrauch, den man uns von dieser Entwickelung zu machen lehrt, ist die Erziehung der Menschen; die Erwerbung eigener Erfahrung hinsichtlich der Gegenstände, die auf uns einwirken, ist die Erziehung der Dinge.

7. Drei Arten von Lehrern wirken also immer bei unserer Erziehung zusammen. Der Schüler, in welchem ihre verschiedenen Lehren sich bekämpfen, ist schlecht erzogen und wird sich nie in Übereinstimmung mit sich selbst befinden; derjenige, in welchem alle auf die nämlichen Punkte treffen und nach den nämlichen Zielen wirken, erreicht allein sein Ziel und lebt richtig. Er allein ist gut erzogen.*)

8. Von diesen drei verschiedenen Arten der Erziehung ist nun die Erziehung der Natur nicht von uns abhängig, die der Dinge nur in gewisser Hinsicht; die Erziehung der Menschen liegt allein wirklich in unserer Hand, jedoch auch nur unter einer bestimmten Voraussetzung; denn wer kann hoffen, die Reden und Handlungen aller derjenigen zu leiten, welche ein Kind umgeben?

9. Ist nun die Erziehung eine Kunst, so kann sie fast unmöglich gelingen, da das für den Erfolg derselben unerläßliche Zusammenwirken in keines Menschen Macht liegt. Mit aller möglichen Sorgfalt kann man dem Ziele mehr oder weniger nahe kommen; aber es gehört Glück dazu, es zu erreichen.**)

---

[1]) Im Äußeren den andern ähnlich, aber ohne Worte und ohne Gedanken, die er damit aussprechen könnte, wäre er außer Stand, ihnen begreiflich zu machen, daß er ihrer Hilfe bedürfe, und nichts an ihm würde ihnen dieses Bedürfnis kund geben. R. Amst.

*) Diese dreifache Erziehung findet sich schon bei Plutarch (über die Erziehung der Kinder Kap. 4). — Bemerkung von Petitain. — Trapp erinnert an eine von Helvetius herrührende Einteilung, die genauer sei: Erziehung des väterlichen Hauses, der Schule und der Welt.

**) Über die Möglichkeit seines eigenen Erziehungsplanes spricht R. im 2. Buche § 81.

10. Welches ist nun dieses Ziel? Kein anderes als das Ziel der Natur, wie oben gezeigt worden. Da das Zusammenwirken aller drei Erziehungsarten zur Vollendung derselben notwendig ist, müssen wir auf diejenigen, über die wir keine Gewalt haben, die beiden anderen richten. Aber vielleicht ist der Begriff der Natur ein zu unbestimmter; bemühen wir uns also ihn festzustellen.*)

11. Man sagt, die Natur sei nichts anderes als die Gewohnheit.[1] Was heißt das? Giebt es nicht etwa auch Gewohnheiten, die man nur aus Zwang annimmt und die die Natur nie unterdrücken? So z. B. die Angewöhnung der Pflanzen, bei denen man das Aufwärtswachsen verhindert. Wird die Pflanze wieder in Freiheit gesetzt, so bewahrt sie die aufgedrungene Neigung; aber der Saft hat darum seine ursprüngliche Richtung nicht aufgegeben, und wenn die Pflanze weitertreibt, so wächst sie auf die Länge doch wieder nach oben. Ebenso ist es mit den Neigungen der Menschen. So lange man im nämlichen Zustande verharrt, kann man diejenigen beibehalten, welche der Gewohnheit entspringen, und wenn sie uns am wenigsten natürlich sind; aber sobald die Lage sich ändert, verliert die Gewohnheit ihre Kraft, und die natürliche Neigung tritt wieder ein. Gewiß ist die Erziehung nur eine Angewöhnung. Giebt es nun aber nicht Leute, welche ihre Erziehung vergessen und verfallen lassen, andere, welche sie bewahren? Woher dieser Unterschied? Wenn das Wort Natur auf die der Natur gemäßen Angewöhnungen eingeschränkt werden soll, kann man sich dieses widersinnige Gerede ersparen.

12. Wir kommen mit Empfindungen zur Welt, und von unserer Geburt an wirken die umgebenden Gegenstände auf verschiedene Arten auf uns ein. Sobald unsere Empfindungen uns, so zu sagen, zum Bewußtsein kommen, fühlen wir uns geneigt, die Gegenstände, wodurch

---

*) „Die Natur als solche ist nie berechtigte Gesetzgeberin für die Zwecke der Erziehung, wohl aber für die Mittel. Es gilt, den natürlichen Menschen zu verändern, und demnach, da das nur nach den Gesetzen der Natur geschehen kann, die Natur mit ihren eigenen Waffen anzugreifen." Stoy, Encyklopädie § 39. Stoy sieht hier das πρῶτον ψεῦδος der Rousseau'schen Pädagogik.

[1]) Herr Formey versichert uns, dies sei nicht gerade die Meinung der Leute. Der folgende Vers indessen, dem ich entgegenzutreten beabsichtigte, scheint dies ganz genau auszudrücken:

„Was nennt man denn Natur? — Ein langes Angewöhnen."
(La nature, crois-moi, n'est rien que l'habitude).

Herr Formey will seine Nebenmenschen nicht übermütig machen, und so giebt er uns denn bescheidener Weise das Maß seines Gehirns als Maß menschlichen Verständnisses. R. Gen. — Der angeführte Vers ist von Voltaire, Mahomet IV, 1, findet sich aber in der Goetheschen Bearbeitung des Stückes nicht. R. hat ihn aus dem Gedächtnis citiert; die Stelle heißt wörtlich: La nature, à mes yeux, n'est rien que l'habitude.

sie hervorgerufen werden, zu erstreben oder zu meiden, zunächst je nachdem sie uns angenehm oder widerlich sind, dann aber auch nach Maßgabe der Angemessenheit oder Unangemessenheit, die wir zwischen uns und den Gegenständen finden, und endlich je nach dem Urteil, das wir nach der von der Vernunft uns eingegebenen Idee von Glück oder Vollkommenheit über sie fällen. Diese Neigung erweitert und befestigt sich mit dem Wachsen unserer Empfindsamkeit und unserer Aufklärung; aber da sie selbst unter dem Drucke unserer Gewohnheiten steht, erfährt sie durch unsere Meinungen größere oder geringere Veränderungen. Vor diesen ist sie, was ich die Natur in uns nenne.

13. Auf diese ersten Neigungen müßte denn alles zurückgeführt werden, und das wäre leicht möglich, wenn unsere drei Erziehungswege nur von einander verschieden wären; wie aber, wenn sie nach entgegengesetzten Richtungen gehen, wenn man, statt einen Menschen für sich selbst zu erziehen, ihn für die andern erziehen will? Da ist alle Vereinigung unmöglich. Wir müssen notwendig entweder die Natur bekämpfen oder die gesellschaftlichen Einrichtungen, wir müssen nns entscheiden, ob wir einen Menschen bilden wollen oder einen Bürger; denn man kann nicht beides zugleich.

14. Jede abgesonderte Gesellschaft, wenn sie nicht zu weit ist und gut geeinigt, entfremdet sich der allgemeinen Gesellschaft. Jeder Patriot ist hart gegen die Ausländer; sie sind nur Menschen, sie zählen nicht vor seinen Augen.[1]) Es ist dies ein unvermeidlicher Mißstand, doch ist er unerheblich. Das Wesentliche ist Güte gegen die Menschen, mit denen man lebt. Draußen war der Spartaner ehrsüchtig, geizig, unbillig; in seinen Mauern herrschte Selbstlosigkeit, Billigkeit, Eintracht. Von solchen Weltbürgern will ich nichts wissen, welche weither aus ihren Büchern Pflichten heraussuchen, denen sie sich in ihrer eigenen Umgebung nicht unterziehen mögen. Mancher Philosoph liebt die Tartaren, um der Liebe gegen seine Nachbarn überhoben zu sein.

15. Der natürliche Mensch ist alles für sich selbst; er ist eine ungebrochene Einheit, ein absolutes Ganze, das nur Beziehungen hat zu sich oder Seinesgleichen. Der bürgerliche Mensch ist eine Eins im Bruche, die vom Nenner abhängt und deren Wert durch ihre Beziehung zum Ganzen bestimmt ist d. i. zum gesellschaftlichen Ganzen. Die guten gesellschaftlichen Einrichtungen sind diejenigen, die den Menschen am besten der Natur entfremden, die ihm an Stelle seines selbständigen ein bedingtes

---

[1]) Die Kriege der Freistaaten sind auch grausamer als die der Monarchien. Aber wenn die Kriege der Könige gemäßigt sind, so ist ihr Friede dagegen schrecklich. R. Amst. Dieser in mehreren Ausgaben weggelassenen Bemerkung fügt die Genfer Ausg. noch die Worte bei: Es ist besser ihr Feind zu sein als ihr Unterthan.

Dasein geben und sein Ich in das allgemeine Ganze überführen, dergestalt daß jeder Einzelne sich nicht mehr als Eins, sondern als Teil der Einheit fühle und nur noch im Ganzen mitempfinde. Ein römischer Bürger war weder ein Caius noch ein Lucius, er war ein Römer; selbst in seiner Vaterlandsliebe war er rücksichtslos gegen sich. Regulus wollte Karthager sein; denn er war ja Eigentum seiner Herren. Als Fremder verweigerte er es, seinen Sitz im Senate einzunehmen; ein Karthager mußte es ihm befehlen. Mit Unwillen wies er es zurück, daß man sein Leben retten wollte. Er siegte und kehrte triumphierend zurück, um einen qualvollen Tod zu erleiden. Das sieht freilich, wie mir dünkt, nicht so aus wie die Menschen, die wir kennen.

16. Der Lacedämonier Pädaretus meldet sich, um in den Rat der Dreihundert aufgenommen zu werden. Er wird zurückgewiesen und kehrt nach Hause, erfreut darüber, daß sich in Sparta dreihundert Männer gefunden, die mehr wert sind als er.[1]) Ich nehme an, daß es ihm mit seiner Kundgebung ernst war, und man hat Grund es zu glauben. — So zeigt sich der echte Bürger.

17. Eine Spartanerin hatte fünf Söhne im Heer und erwartete Nachrichten über die Schlacht. Ein Helote kommt; sie fragt ihn zitternd danach: — Deine fünf Söhne sind gefallen! — Niedriger Sklave, habe ich dich das gefragt? — Den Sieg haben wir errungen! — Die Mutter eilt in den Tempel und dankt den Göttern.[2]) — Das ist die wahre Bürgerin.

18. Wer in der bürgerlichen Ordnung die Ursprünglichkeit natürlicher Gefühle bewahren will, der weiß nicht, was er will. Immer im Widerspruch mit sich selbst, immer hin- und herschwankend zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten, wird er nie Mensch, nie Bürger sein; weder für sich noch für andere wird er recht sein. Er wird ein Mensch sein, wie sie heutzutage sind, ein Franzose, ein Engländer, ein Bürger, ein Nichts.

19. Um etwas zu sein, um seine eigene in sich abgeschlossene Existenz zu führen, muß man handeln, wie man spricht, man muß immer entschlossen sein, welchen Weg man einschlagen will, und ihn offen und unerschütterlich verfolgen. Ich möchte diesen Wundermenschen wohl sehen, um zu wissen, ob er Mensch ist oder Bürger, oder wie er es anstellt, um beides zugleich zu sein.

20. Diesen in einem notwendigen Gegensatze befindlichen Zielen entspringen zwei entgegengesetzte Arten der Unterweisung, eine öffentliche und gemeinschaftliche, und eine abgesonderte und häusliche.

---

[1]) Plutarch, berühmte Aussprüche der Lacedämonier § 60.
[2]) Plutarch in dems. W. § 5.

21. Um einen Begriff von öffentlicher Erziehung zu erhalten, lies die Republik des Plato. Sie ist kein politisches Buch, wie diejenigen meinen, welche die Bücher nur nach dem Titel beurteilen, sie ist vielmehr die schönste Abhandlung über die Erziehung, die jemals geschrieben worden ist.

22. Wenn man von Luftgebilden reden will, nennt man die Einrichtungen des Plato; hätte Lycurg die seinigen nur schriftlich überliefert, ich würde sie viel luftiger finden. Plato hat nur das Herz des Menschen gereinigt, Lycurg hat ihn der Natur entfremdet.

23. Es giebt keine öffentliche Erziehung mehr und kann keine mehr geben; denn, wo es kein Vaterland mehr giebt, kann es keine Bürger mehr geben. Die beiden Worte „Vaterland" und „Bürger" müssen aus den modernen Sprachen getilgt werden. Ich weiß wohl warum, aber ich mag es nicht sagen; für meinen Zweck ist es auch gleichgiltig.*)

24. Jene lächerlichen Anstalten, die man Kollegien nennt, sehe ich nicht als Werkzeuge öffentlicher Erziehung an.[1]) Ebenso wenig die gesellschaftliche Erziehung, weil sie nach zwei Zielen strebt und beide verfehlt; sie ist nur dazu angethan, doppelzüngige Menschen zu bilden, die immer den Anschein haben, als bezögen sie alles auf andere, während sie doch immer nur sich selbst im Auge haben. Nun sind aber diese süßen Beteuerungen in aller Welt Munde, so daß man niemand mehr damit hinter's Licht führt. Die Mühe könnte man sich also sparen.

25. Aus diesen Widersprüchen entsteht ein anderer, den wir täglich an uns selbst erfahren. Durch die Natur und die Menschen nach entgegengesetzten Wegen hingezogen, genötigt uns zu teilen zwischen diesen verschiedenen Antrieben, befolgen wir eine mittlere Richtung, die uns weder zu einem Ziele führt noch zu dem anderen. In solcher Bedrängnis und Unstetigkeit unser ganzes Leben hindurch, beschließen wir es, ohne zur Übereinstimmung mit uns selbst gelangt zu sein, ohne brauchbar gewesen zu sein, weder für uns noch für andere.

---

*) Im contrat social IV. 8, glauben wir die weitere Ausführung dieses Gedankens zu finden. Es ist dort vom Geiste des Christentums als einem die Geschlossenheit der Staaten durchbrechenden Elemente die Rede. Die Abfassung des contrat social fällt in dieselbe Zeit wie die des Emil.

[1]) In der Genfer Akademie und im Verbande der Universität Paris finden sich werte und von mir sehr geachtete Lehrer, die ich für sehr befähigt halte, die Jugend gut zu unterrichten, wenn sie nicht unter dem Zwange der herrschenden Praxis stünden. Einen von ihnen fordere ich hiemit auf, den von ihm entworfenen Reformplan zu veröffentlichen. Man findet sich vielleicht doch endlich veranlaßt, das Übel zu heilen, wenn man sieht, daß es Mittel dagegen giebt. R. Amst. — Auch in dem Briefe an D'Alembert „über die Schauspiele" 1758 spricht R. mit großer Achtung von Theologen und Philosophen in Genf. Er mochte an den ihm sehr nahe stehenden Pastor Vernes denken, der R. gegenüber nach dem Erscheinen des Emil eine andere Stellung einnahm. In der Genf. Ausg. beginnt diese Note mit den Worten: In mehreren Schulen und besonders im Verband...

26. So bleibt denn die häusliche Erziehung*) oder die Erziehung der Natur; aber was soll ein nur für sich selbst erzogener Mensch für andere? Wenn vielleicht der doppelte Zweck, den man sich vorgesetzt, in einem einzigen Menschen zusammentreffen könnte, so würde man durch die Aufhebung dieser menschlichen Widersprüche ein großes Hindernis menschlichen Glückes aus dem Wege räumen. Um darüber zu urteilen, müßte man ihn ganz ausgebildet vor sich sehen; seine Neigungen müßten beobachtet, seine Fortschritte wahrgenommen, sein Entwickelungsgang verfolgt werden; man müßte, mit einem Worte, den natürlichen Menschen kennen gelernt haben. Ich glaube, man wird nach dieser Richtung um einige Schritte vorwärts gekommen sein, wenn man dieses Buch gelesen hat.

27. Was haben wir nun zu thun, um diesen seltenen Menschen zu bilden? Viel ohne Zweifel: — verhüten, daß etwas gethan werde.**) Wenn es sich nun darum handelt, gegen den Wind zu segeln, so laviert man; geht aber die See hoch und man will auf der Stelle bleiben, so muß man die Anker auswerfen. Sei auf der Hut, junger Schiffsmann, daß dein Tau nicht schleppe oder dein Anker den Grund furche, und daß nicht das Schiff forttreibe, bevor du es merkst.

28. In der gesellschaftlichen Ordnung, wo alle Stellen bezeichnet sind, muß jeder für die seinige erzogen werden. Wenn ein einzelner eine Stelle, für die er gebildet ist, verläßt, so ist er für nichts mehr geeignet. Die Erziehung ist für das Kind nur in so weit von Nutzen, als das Schicksal mit der von den Eltern getroffenen Berufswahl übereinstimmt; in jedem anderen Falle ist sie dem Zögling schädlich, wäre es

---

*) „Unter häuslicher Erziehung versteht R. hier nicht die Familienerziehung, sondern, wie er selbst hinzufügt, diejenige, wobei ganz allein auf das Individuum, nicht auf den Staat gesehen wird ... Er hätte aber freilich besser gethan, die Begriffe dieser Wörter vorher festzusetzen, um für jeden untergeordneten Begriff einen besonderen Ausdruck zu wählen.“ Campe.

**) Die übliche Übersetzung „verhüten, daß etwas geschehe“ ist etwas unbestimmt; außerdem verkennt sie die Anspielung auf die Worte: „Was haben wir zu thun?“ Dadurch ist vielfach eine falsche Ansicht von der negativen, zuwartenden Art der Rousseau'schen Erziehung veranlaßt worden. Siehe übrigens Stoy, Encyklop. § 11. — Der französ. Text lautet: .. qu'avons nous à faire? ... empêcher que rien ne soit fait. So sagt R. später § 127: „Der Erzieher macht nur seine Studien unter dieser ersten Lehrerin (der Natur) und verhütet, daß ihre Maßregeln durchkreuzt werden.“ Näher setzt R. seine „negative Erziehung“ auseinander im 2. Buche § 67 und 68; § 77 des 2. Buches sagt er deutlich: ne vous hâtez jamais d'agir que pour empêcher d'agir les autres. — Campe scheint unsere Auffassung zu teilen, wenn er erklärend hinzufügt: „Nämlich nichts Übereiltes, nichts Unnatürliches, nichts Schädliches. Hätte R. diese Einschränkungen hinzugefügt, so würde niemand etwas dawider einzuwenden haben können.“ — Raumer, Gesch. d. Päd. 2, S. 226.: „Man soll verhindern, daß etwas gethan werde, was der natürlichen Entwicklung und Erziehung in den Weg tritt.“

auch nur um der Vorurteile wegen, die sie ihm beigebracht hat. In Ägypten, wo der Sohn den Beruf des Vaters ergreifen mußte, hatte die Erziehung doch ihr sicheres Ziel; aber bei uns, wo nur die Stellen bleiben und die Menschen fortwährend wechseln, weiß niemand, ob er nicht gegen seinen Sohn arbeitet, wenn er ihn für seinen Stand erzieht.

29. In der natürlichen Ordnung, wo die Menschen alle gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf der rein menschliche, und wer nur immer für diesen gut erzogen ist, muß jeden andern, der damit in Beziehung steht, recht ausfüllen können. Meinetwegen mag man meinen Zögling zum Kriegs-, zum Kirchen- oder Gerichtsdienst bestimmen. Vor der Bestimmung der Eltern hat die Natur ihn für ein menschliches Leben bestimmt. Leben ist das Handwerk, das ich ihn lehren will.*) Wenn er aus meinen Händen hervorgeht, wird er freilich weder Beamter noch Soldat noch Priester sein, er wird in erster Linie Mensch sein:**) alles, was ein Mensch sein muß, wird er, wenn es nötig ist, ebenso gut sein wie irgendjemand, und mag ihn auch das Schicksal von einer Stelle an die andere treiben, er wird immer an *seiner* Stelle sein. Occupavi te, fortuna, atque cepi; omnesque aditus tuos interclusi, ut ad me aspirare non posses.[1])

30. Die Erforschung der menschlichen Lage ist unser eigentliches Studium. Wer unter uns das Wohl und Wehe des Lebens am besten ertragen kann, ist der besterzogene in meinen Augen; daraus folgt, daß die rechte Erziehung weniger in Vorschriften besteht als in Übungen. Mit dem Beginn unseres Lebens beginnen wir uns zu unterrichten; unsere Erziehung fängt mit uns an; unsere Amme ist unser erster Lehrer. So hatte auch das Wort „Erziehung" bei den Alten einen anderen Sinn, den wir ihm nicht mehr unterlegen; es bedeutete soviel als „aufziehen"***). Educit obstetrix, sagt Varro; educat nutrix, instituit paedagogus, docet

---

*) Ähnlich bei Seneca epist. 94.

**) Daran nehmen die Philanthropisten doch Anstoß, wenn sie auch die Rousseau'sche Methode als ein *einheitliches* Ganze wollen angenommen oder verworfen haben. Da R. „den bloßen unbestimmten Menschen bildet, so kann er nicht verlangen, daß man seine Erziehungsmethode einführen soll." (*Villaume* im Revisionswerk zur Vorrede des Emil).

[1]) Tuscul. V. — R. Amst. Es sind Worte des Epicuräers Metrodorus: „Bemeistert habe ich dich, o Schicksal, und halte dich fest, und deine Zugänge habe ich unterfangen, so daß du mir nichts anhaben kannst." Die genaue Angabe ist Cic. Tuscul. V, 9, 27.

***) Non. Marcell. — R. Amst. Es ist vom französischen éducation die Rede, das aus lat. educatio entstanden ist. Das letztere bezeichnet „Züchtung, Zucht; Erziehung." Educare im Gegensatz zu educere ist aber „erziehen", educere heißt „herausführen". Eine nicht besonders geschmackvolle Zusammenstellung beider giebt die oben nach dem Lexikon des *Nonius Marcellus* citierte Stelle des *Terentius Varro*: „Die Hebamme bringt (das Kind), die Amme zieht auf, der Aufseher (paedagogus, eine Sklave) leitet, der Lehrer unterweist."

magister. So sind Aufziehen, Unterweisen, Unterrichten drei in ihren Zielen ebenso verschiedene Dinge wie die Kindsfrau, der Erzieher und der Lehrer. Aber diese Unterscheidungen sind schlecht getroffen, und, um gut geleitet zu werden, darf das Kind nur einem einzigen Führer folgen.

31. Wir müssen also unsere Anschauungen verallgemeinern und in unserem Zögling den Menschen an sich betrachten, ausgesetzt allen Zufällen des menschlichen Lebens. Wenn die Geburt den Menschen ein für alle Male an ein bestimmtes Land bände, wenn die nämliche Jahreszeit das ganze Jahr hindurch dauerte, wenn jeder Mensch unverrückbar an eine bestimmte Lebenslage geheftet wäre, so wäre die herrschende Praxis in mancher Hinsicht recht; das Kind würde dann für seinen Stand erzogen, und da es diesen nie verlassen könnte, wäre es den Unzuträglichkeiten eines andern nicht ausgesetzt. Kann man aber, angesichts der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge, angesichts des unruhigen und rastlosen Geistes dieses Jahrhunderts, das in jeder Generation wieder alles umstürzt, sich eine unsinnigere Methode denken als die, ein Kind so zu erziehen, als dürfte es nie sein Zimmer verlassen, als müßte es immer in der Mitte der Seinigen bleiben? Wenn sich der Unglückliche einen einzigen Schritt hinauswagt, wenn er eine einzige Stufe hinabsteigt, so ist er verloren. So lehrt man nicht Ungemach ertragen, sondern nur, es recht zu fühlen.

32. Man denkt nur darauf, sein Kind zu erhalten; das ist aber nicht genug, man muß es lehren, wie es sich als selbständiger Mensch erhalte, wie es die Schläge des Schicksals ertrage, dem Überfluß und dem Mangel trotze, wie es, wenn es sein muß, auf den Eisfeldern Islands oder auf dem glühenden Fels von Malta*) leben könne. Magst du auch deine Vorkehrungen treffen, daß es nicht umkomme, sterben muß es dennoch, und wenn sein Tod auch nicht die Frucht deiner Sorgfalt wäre, so wäre diese dennoch eine verkehrte. Es handelt sich weniger darum, es vor dem Sterben zu hüten, als darum, ihm ein rechtes Leben zu geben. Leben ist nicht Atmen, Leben ist Handeln, leben heißt seine Organe gebrauchen, seine Sinne, seine Fähigkeiten, alle Teile seines Wesens, die uns das Gefühl unseres Daseins geben. Nicht derjenige Mensch hat am meisten gelebt, der die meisten Jahre zählt, sondern derjenige, der am meisten sein Leben empfunden hat. Manchen hat man in seinem hundertsten Jahre begraben, der im Augenblick seiner Geburt gestorben ist. Es wäre ihm besser ergangen, wenn er in seiner Jugend ins Grab gesunken wäre; er hätte wenigstens bis zu jener Zeit gelebt.

33. All unsere Weisheit besteht in knechtischen Vorurteilen, alle unsere Gebräuche sind nichts als Sklaverei, Druck und Zwang. Der

*) Erinnerung an Locke § 5. S. die Anm. z. dieser St. in unserer Ausg. des Locke.

bürgerliche*) Mensch kommt als Sklave zur Welt, er lebt und stirbt als Sklave; nach seiner Geburt schnürt man ihn in ein Wickelband; nach seinem Tode nagelt man ihn in einen Sarg ein: so lange er seine menschliche Gestalt bewahrt, ist er gebunden durch unsere Einrichtungen.

34. Man sagt, manche Hebammen wollen den Köpfen der Neugeborenen durch Drücken eine anständigere Form geben; und das duldet man! Unsere Köpfe wären also unrecht, wie sie der Urheber der Dinge geformt hat; wir müssen sie erst formen, von außen durch die Hebamme, im Innern durch die Philosophen.**) Da sind doch die Karaïben um die Hälfte glücklicher als wir.

35. „Kaum ist das Kind aus dem Schoße seiner Mutter hervorgekommen, kaum genießt es die Freiheit, seine Glieder zu bewegen und auszustrecken, so legt man es schon in neue Bande. Man wickelt es ein und legt es hin mit steifem Kopf und ausgestreckten Beinen, die beiden Arme hart am Leibe; man umgiebt es mit Binden und Bändern aller Art, die ihm nicht gestatten, seine Lage zu verändern. Ein Glück, wenn man ihm nicht den Atem dabei geraubt und wenigstens die Vorsicht gebraucht hat, es auf die Seite zu legen, damit die Flüssigkeit, die es durch den Mund von sich geben muß, von selbst abfließen kann! Denn es hätte nicht so viel Freiheit, den Kopf auf die Seite zu wenden, daß sie leichter ausfließen könne."[1])

36. Das neugeborene Kind hat das Bedürfnis, seine Glieder auszustrecken und zu bewegen, um ihnen die Starrheit zu benehmen, in welcher sie, in einen Knäuel zusammengedrängt, sich so lange befunden haben. Nun streckt man sie allerdings aus, aber man gestattet ihnen die freie Bewegung nicht; sogar den Kopf zwängt man ein durch Kopfbänder; man hat, wie es scheint, die Befürchtung, es möchte aussehen, als lebte es wirklich.

37. So findet der Trieb der inneren Teile eines nach Wachstum strebenden Körpers unübersteigliche Hindernisse für die Bewegungen, die er von demselben verlangt. Das Kind müht sich ab mit nutzlosen Anstrengungen, die seine Kraft erschöpfen oder deren Entwickelung verzögern. Weniger beengt, gedrückt und zusammengedrückt war es im Schafhäutchen***) als jetzt in seinen Windeln; ich sehe nicht, daß es mit seiner Geburt etwas gewonnen hätte.

---

*) d. i. der civilisierte, in organisierter Gesellschaft lebende.

**) Die Äußerungen Formey's über diese Stelle sind für diesen Mann charakteristisch. Er sagt: „Man sollte fast mutmaßen, daß entweder die Hebamme, welche den Herrn Rousseau geholt, ihm bei seinem Eintritt in die Welt den Kopf auf eine höchst seltsame Art zusammengedrückt habe, oder daß die Weltweisheit, wenigstens das, was heutzutage den Namen derselben trägt, darin ganz außerordentliche Beschränkungen müsse verursacht haben." Formey, Anti-Emile p. 27.

[1]) Buffon's Naturgeschichte IV. S. 190 in 12. — R. Amst. — Vgl. Locke § 11.

***) Das amnion, die innerste Haut, die den Embryo umschließt.

38. Die Unthätigkeit und der Zwang, worin man die Glieder eines Kindes gefangen hält, müssen unbedingt den Lauf des Blutes und der Säfte hindern, sie machen es dem Kinde unmöglich, sich zu kräftigen und zu wachsen, und schädigen seine Körperanlage. In den Gegenden, wo man nichts weiß von diesen übertriebenen Vorsichtsmaßregeln, sind die Menschen alle groß, stark und gut gewachsen.*) Die Länder, wo man die Kinder wickelt, wimmeln von Buckligen, Hinkigen, Krummbeinigen, Krüppeln, Rhachitischen und Verwachsenen jeder Art. Aus Furcht, der Leib möchte durch freie Bewegung mißgestaltet werden, entstellt man ihn gleich durch Eindrücken. Man würde ihn gern lähmen, damit er nicht verkrüppeln könnte.

39. Sollte ein so herzloser Zwang nicht auf ihre Gemütsstimmung Einfluß haben wie auf ihre Leibesbeschaffenheit? Ihr erstes Gefühl ist Schmerz und Qual; bei allen Bewegungen, die sie machen müssen, finden sie ein Hindernis; unglücklicher als ein gefesselter Sträfling, mühen sie sich nutzlos ab, brechen in Zorn und Weinen aus. Thränen, sagt man, sind ihr erster Laut: ich glaube es wohl; von ihrer Geburt an bedrängt man sie, das erste Geschenk, das sie von uns erhalten, sind Fesseln, die erste Behandlung, die sie erfahren, sind Qualen. Nur die Stimme läßt man ihnen noch frei; warum sollten sie sich ihrer nicht bedienen, um sich zu beklagen? Sie schreien über das Übel, das man ihnen zufügt; wärest du geknebelt wie sie, du würdest noch lauter schreien.

40. Woher kommt dieser unvernünftige Gebrauch? — von einer naturwidrigen Gewohnheit. Seitdem die Mütter, ihrer ersten Pflicht vergessend, ihre Kinder nicht mehr selbst nähren wollen,**) hat man sie gemieteten Weibern anvertrauen müssen, welche nun, als Mütter fremder Kinder, für die die Natur ihnen kein Gefühl eingeflößt hat, nichts Angelegentlicheres zu thun haben als sich das Geschäft leicht zu machen. Ein Kind in voller Freiheit würde einer fortwährenden Überwachung bedurft haben; aber wenn es gut eingebunden ist, wirft man es in einen Winkel und kümmert sich nicht um sein Geschrei. Wenn man keine Beweise von der Nachlässigkeit der Pflegemutter hat, wenn der Pflegling keinen Arm oder kein Bein bricht, was liegt dann noch daran, ob er verkomme oder schwächlich bleibe sein ganzes Leben hindurch? Man erhält seine Glieder auf Kosten seines Leibes, und die Amme ist entschuldigt, mag da kommen, was wolle.

41. Wissen diese süßen Mütter, die, unbelästigt von ihren Kindern, sich fröhlich den Freuden des Stadtlebens hingeben, wissen sie denn nur,

---

*) S. Note 14 auf S. 87. — R. Amst. Es ist Note 3 zu § 126 dieses Buches.

**) Zu Motiers-Travers pflegte Rousseau den Mädchen, die er kannte, wenn sie sich verheirateten, selbstgefertigte Arbeiten zu schenken mit der Bedingung, daß sie ihre Kinder selbst nähren sollten. S. Bekenntnisse II, 12 S. 569 Didot.

welche Behandlung das Kind in seinem Wickelkissen auf dem Dorfe erfährt? Bei der geringsten zufälligen Störung hängt man es wie einen Bündel Wäsche an einen Nagel, und während die Amme, ohne sich zu übereilen, ihren Geschäften nachgeht, bleibt das unglückliche Wesen so gekreuzigt hängen. Alle, die man in dieser Lage angetroffen hat, waren blaurot im Gesicht; die gewaltsam zusammengepreßte Brust ließ das Blut nicht mehr zirkulieren, so daß es in den Kopf stieg, und man hielt das arme Wesen für sehr ruhig, weil es nicht mehr schreien konnte. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ein Kind ohne Lebensgefahr in diesem Zustand verharren kann; aber ich zweifle, ob es das sehr lange aushalten kann. — Das ist, wie es scheint, eine der größten Bequemlichkeiten des Wickelkissens.

42. Man behauptet, die Kinder könnten bei gänzlicher Freiheit gefährliche Lagen annehmen und Bewegungen machen, die für die gute Ausbildung ihrer Glieder schädlich werden könnten. Das ist eine von den leeren Vernünfteleien unserer falschen Weisheit, denen die Erfahrung nie Recht gegeben hat. Von all den vielen Kindern, welche bei vernünftigen Völkern im unbeschränkten Gebrauch ihrer Glieder aufgezogen werden, sieht man keines, das sich verwundete oder beschädigte; sie können ihren Bewegungen die Kraft nicht geben, die sie gefährlich machen könnte, und wenn sie eine gewaltsame Lage annehmen, so erinnert sie der Schmerz bald daran, sie zu ändern.

43. Es ist uns noch nicht eingefallen, die jungen Hunde und Katzen ins Wickelkissen zu legen: hat man irgend welche schädlichen Folgen dieser Vernachlässigung bei ihnen bemerkt?*) Die Kinder sind schwerer; freilich, aber sie sind auch um so viel schwächer. Sie können sich kaum bewegen; wie sollten sie sich da beschädigen? Wenn man sie der Länge nach auf den Rücken legte, würden sie in dieser Lage sterben wie die Schildkröte, ohne sich je umdrehen zu können.

44. Die Frauen wollen schon lange ihre Kinder nicht mehr stillen, jetzt wollen sie auch keine mehr zur Welt bringen; das eine folgt natürlich aus dem andern. Sobald der Zustand der Mutter lästig ist, findet man gleich ein Mittel sich ganz und gar desselben zu entledigen; man begeht eine fruchtlose Verrichtung, um sie täglich wieder verrichten zu können, und verkehrt den zur Vermehrung der Gattung bestimmten Reiz zum Schaden derselben. Diese Gewohnheit kündigt uns neben den andern Ursachen der Entvölkerung das nahe Schicksal Europas an.**)

---

*) Rousseau nimmt hier den satirischen Ton an, auf den er sich trefflich versteht; naiv bemerkt Formey (Anti-Emile p 29): „Eine Katze oder Hündin ist nicht imstande zu wickeln; deshalb haben ihre Jungen das Wickelkissen nicht nötig.“ —

**) Man kann diese Stelle als eine der Ahnungen auffassen, die Rousseau an einen nahen Umsturz aller Dinge wenigstens in Frankreich denken ließen. Man

Wissenschaften, Künste, Philosophie und die von ihr ausgehende Moral werden aus demselben bald eine Wüste machen. Die wilden Tiere werden es dann bewohnen — ein geringer Wechsel in der Bevölkerung.

45. Ich habe oft gesehen, wie fein es junge Frauen anstellen, die dergleichen thun, als wollten sie ihre Kinder stillen. Man läßt sich nötigen, auf den Lieblingswunsch zu verzichten, und führt auf geschickte Weise Ehegatten, Ärzte und besonders die Mütter ins Treffen. Ein Ehegatte, der es zu erlauben wagte, daß seine Frau ihr Kind stille, wäre ein verlorener Mann; man würde ihn als einen Menschenmörder verschreien, der sie gern los sein möchte. Vernünftiger Ehemann, du mußt deine väterliche Liebe dem Frieden zum Opfer bringen. Ein Glück ist es, daß man auf dem Lande noch enthaltsamere Frauen findet als die eurigen; ein größeres wird es sein, wenn die Zeit, die diese gewinnen, nicht für andere bestimmt ist als ihr!

46. Über die Pflicht der Frauen läßt sich nicht streiten; aber man frägt sich, ob es bei der gewöhnlichen Vernachlässigung derselben für die Kinder gleichgiltig ist, ob sie von ihrer oder einer andern Milch ernährt werden. Für mich ist diese Frage, in der die Ärzte das Urteil zu fällen haben, nach dem Wunsche der Frauen entschieden [1]); auch ich möchte es für besser halten, daß das Kind die Milch einer gesunden Amme trinkt als die einer ungesunden Mutter, wenn es von dem Blute, aus dem es entsprossen ist, irgend ein neues Übel zu befürchten hätte.

47. Aber soll diese Frage lediglich von der physischen Seite aus betrachtet werden? und hat das Kind weniger die Mutter nötig als die Mutterbrust? Andere Frauen, selbst Tiere, können ihm die Milch geben, die jene ihm versagt; die mütterliche Sorgfalt läßt sich nicht ersetzen. Die Frau, welche ein fremdes Kind an Stelle des eigenen ernährt, ist eine schlechte Mutter; wie soll sie eine gute Pflegemutter sein? Sie kann es wohl werden, aber langsam; die Gewohnheit müßte eben die Natur verändern, und so könnte unterdessen das schlecht gepflegte Kind hundertmal umgekommen sein, bevor seine Pflegerin eine mütterliche Zärtlichkeit für dasselbe gefaßt hätte.

48. Gerade aus diesem Vorteil entspringt ein Mißstand, der allein jeder verständigen Frau den Mut nehmen sollte, ihr Kind durch eine

---

vergl. besonders Confessions II, 11 das Jahr 1761 (S. 534 Didot). In den Briefen des Lord Chesterfield v. 1752 u. 1753 liest man: „Alles, was ich an Vorläufern großer Revolutionen je kennen gelernt, besteht zur Zeit und mehrt sich täglich in Frankreich." Das war das allgemeine Gefühl der Gebildeteren in jener Zeit.

[1]) Der Bund der Frauen und der Ärzte ist mir immer als eine der drolligsten Eigentümlichkeiten von Paris vorgekommen. Durch die Frauen erwerben die Ärzte ihren Ruf, und durch die Ärzte setzen die Frauen ihren Willen durch. Man kann sich danach einen Begriff machen von der Art von Geschicklichkeit, die ein Pariser Arzt haben muß, um berühmt zu werden. — R. Diese Note befindet sich weder in der Genfer noch in der Amst.-Ausg. — Vgl. Anm. zu § 98.

andere ernähren zu lassen: sie teilt ihr Mutterrecht, ja sie veräußert es vielmehr; sie muß sehen, wie ihr Kind eine andere Frau ebenso sehr oder mehr liebt als sie; sie muß fühlen, daß die Zärtlichkeit, die es für seine eigene Mutter bewahrt, eine Gnade ist, diejenige aber, die es für seine Pflegemutter hegt, eine Pflicht; denn, wo ich mütterliche Sorgfalt erfahren habe, bin ich da nicht kindliche Zuneigung schuldig?

49. Diesem Mißstand begegnet man auf die Art, daß man den Kindern Verachtung für ihre Pflegerinnen einflößt, indem man sie als eigentliche Dienerinnen behandelt. Wenn ihr Geschäft zu Ende ist, nimmt man das Kind weg oder verabschiedet die Pflegerin; man empfängt sie schlecht genug, daß sie sich hütet, ihren Pflegling noch ferner zu besuchen. Nach Verlauf einiger Jahre sieht er sie nicht mehr und kennt sie nicht mehr. Die Mutter, die sich einbildet, an ihre Stelle zu treten, und die ihre Vernachlässigung durch Herzlosigkeit gut machen will, täuscht sich. Anstatt aus einem unnatürlichen Säugling*) einen zärtlichen Sohn zu machen, zieht sie ihn zur Undankbarkeit; sie lehrt ihn, eines Tages diejenige, die ihm das Leben giebt, ebenso zu verachten wie diejenige, welche ihn mit ihrer Milch genährt hat.

50. Ich würde diesen Punkt mit allem Nachdruck behandeln, wenn es nicht so entmutigend wäre, nützliche Erwägungen immer wieder vergeblich anzustellen, denn diese Frage greift tiefer ein, als man glaubt. Willst du jeden Menschen zu seinen ersten Pflichten zurückführen, so fange bei den Müttern an; du wirst dich wundern, wie so vieles anders werden wird. Von dieser ersten Verderbnis kommt der Reihe nach alles Andere her; die ganze sittliche Ordnung verschiebt sich; die natürlichen Regungen des Herzens ersterben; das Innere der Häuser nimmt ein weniger bewegtes Leben an; das rührende Schauspiel einer heranwachsenden Familie bindet den Gatten nicht mehr an sein Haus und hält den Fremden nicht mehr in den Schranken der Achtung; eine Mutter, von der man keine Kinder sieht, achtet man nicht so; die Familien bieten keine bleibende Stätte mehr; die Gewöhnung befestigt nicht mehr die Bande des Blutes; es giebt weder Väter mehr noch Mütter noch Kinder noch Geschwister; man kennt sich kaum, warum sollte man sich da lieben? Jeder denkt nur noch an sich. Und wenn das Haus nur noch eine traurige Einöde ist, so muß man das Vergnügen auswärts suchen.**)

51. Wollen sich dagegen die Mütter herbeilassen, ihre Kinder zu stillen, so werden die Sitten sich von selbst bessern und naturgemäße Gefühle sich in allen Herzen regen; der Staat wird sich bevölkern; jener

*) Unnatürlich, weil nicht von der Mutter aufgenährt, der die Natur die Milch für das Kind gegeben hat.

**) Die Revisoren Stuve, Campe, Resewitz konstatieren zu dieser Stelle eine Besserung für ihre Zeit (1789).

erste Punkt allein wird alles wieder vereinigen. Der Reiz des häuslichen Lebens ist das beste Gegengift gegen verdorbene Sitten. Das Treiben der Kinder, das man für störend hält, wird dann angenehm; Vater und Mutter werden dann nötiger, einander werter, und das eheliche Band zwischen ihnen inniger. Wenn Leben und Munterkeit in der Familie herrscht, werden die häuslichen Sorgen die liebste Beschäftigung der Frau und die liebste Erholung des Mannes sein. So würde aus der Abstellung dieses Mißbrauchs allein bald eine allgemeine Wiedergeburt erfolgen; die Natur würde bald alle ihre Rechte wieder erlangt haben. Wenn erst die Frauen wieder Mütter werden, werden bald die Männer wieder Väter und Gatten werden.

52. Doch ich rede umsonst! Selbst die Übersättigung an den weltlichen Vergnügungen führt nie zu jenen zurück. Die Frauen sind keine Mütter mehr und werden es auch nicht mehr sein; denn sie wollen es nicht mehr. Und wenn sie es auch wollten, so könnten sie es kaum mehr; wie nun heute einmal die Sitte ist, hätte eine jede den Widerstand ihrer ganzen weiblichen Umgebung zu bekämpfen, die sich verschworen hat gegen ein Beispiel, das die einen nicht gegeben und die andern nicht befolgen wollen.

53. Bisweilen finden sich übrigens immer noch junge Frauen von gesunder Natur, welche in diesem Punkte der Herrschaft der Mode und dem Geschrei ihrer Mitschwestern zu trotzen wagen und mit wackerer Unverzagtheit die süße Pflicht erfüllen, die die Natur ihnen auferlegt. Mögen die Wohlthaten, die denen bestimmt sind, welche dieser Pflicht sich hingeben, viele andere anlocken! Im Vertrauen auf die Folgen, die sich dem Nachdenken ohne weiteres ergeben, und auf Beobachtungen, die sich mir noch immer bewahrheitet haben, verspreche ich diesen braven Müttern zuversichtlich eine wahre und bleibende Zuneigung von seiten ihrer Gatten, eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit von seiten ihrer Söhne und Töchter, öffentliche Achtung und Wertschätzung, glückliche Entbindungen ohne schlimme Zufälle und Folgen, eine dauerhafte und kräftige Gesundheit und endlich das Vergnügen, ihr Beispiel wiederzufinden an ihren Töchtern und es den Töchtern anderer vorhalten zu können.

54. Wo es keine Mütter mehr giebt, giebt es auch keine Kinder. Ihre Pflichten sind wechselseitig; werden sie von der einen Seite nicht recht erfüllt, so werden sie von der andern vernachlässigt. Das Kind muß seine Mutter lieben, bevor es weiß, daß dies seine Pflicht ist. Wenn die Stimme des Blutes nicht unterstützt wird durch Gewohnheit und liebevolle Pflege, so verstummt sie in den ersten Jahren, und das Herz stirbt ab, wenn ich so sagen darf, bevor es geboren wird. So stehen wir schon von den ersten Schritten an außerhalb der Natur.

55. Aber man verläßt sie auch noch auf einem entgegengesetzten Wege, wenn eine Frau ihre Mutterpflichten nicht etwa vernachlässigt, sondern sie übertreibt, wenn sie aus ihrem Kinde ihren Abgott macht,

wenn sie seine Schwäche steigert und nährt, damit es sie selbst nicht fühlen soll, und wenn sie, in der Hoffnung, es den Gesetzen der Natur zu entziehen, jeden Anlaß zum Schmerz von ihm fern hält, ohne daran zu denken, wie sie, um einiger Unbequemlichkeiten willen, wovor sie es für den Augenblick bewahrt, Unfälle und Gefahren für die Zukunft auf sein Haupt lädt, und welche unmenschliche Vorsicht es ist, die Schwäche des Kindesalters noch bis in die mühevolle Zeit des Mannesalters hinein zu verlängern. Thetis tauchte, wie die Fabel erzählt, ihren Sohn, um ihn unverwundbar zu machen, in die Fluten des Styx*). Diese Allegorie ist hübsch und anschaulich. Die herzlosen Mütter, von denen ich spreche, machen es aber anders; sie tauchen ihre Kinder so sehr in die Weichlichkeit ein, daß sie dieselben förmlich vorbereiten zum Leiden; sie öffnen ihre Poren für Übel aller Art, denen jene als Erwachsene ganz sicher zur Beute fallen werden.**)

56. Beobachte die Natur und folge dem Wege, den sie dir vorzeichnet. Sie übt die Kinder unablässig; sie härtet ihren Leib ab durch Proben jeder Art; sie lehrt sie frühzeitig, was Beschwerden und Schmerz sind. Das Durchbrechen der Zähne veranlaßt ihnen Fieber; heftige Leibschmerzen machen ihnen Krämpfe; anhaltender Husten bringt sie zum Ersticken; die Würmer plagen sie; Vollsäftigkeit verdirbt ihr Blut; allerhand Säuren gähren darin und rufen gefährliche Ausschläge hervor. Fast das ganze erste Alter ist Krankheit und Gefahr; die Hälfte der Kinder, die zur Welt kommen, stirbt vor dem achten Lebensjahr. Sind diese Proben aber bestanden, so hat das Kind an Kräften gewonnen, und die Grundlagen seines Lebens, sobald es dasselbe gebrauchen kann, werden sicherer.

57. Das ist die Regel der Natur. Warum handelst du ihr entgegen? Siehst du nicht, daß du ihr Werk, indem du es zu verbessern meinst, zu Grunde richtest und die Wirkung ihrer Mühen aufhebst? Du glaubst die Gefahr zu verdoppeln, wenn du das von außen thust, was sie innen thut, während sie dadurch vielmehr abgelenkt und vermindert

---

*) Das Titelkupfer des 1ten Bandes der Amst. Ausg. stellt diese Scene dar.

**) Petitain bemerkt hiezu, daß ähnliche Gedanken von einem berühmten Arzte Desessarts in einer „Abhandlung über die körperliche Erziehung der Kinder im ersten Lebensalter" (Paris, 1760) vorgetragen worden seien, auch Buffon hätte über das Wickeln und Stillen der Kinder das Gleiche gesagt, endlich auch Sainte-Marthe in einem lateinischen Gedichte „Paedotrophia". Doch, wie Buffon sagt, „wir haben alles das gesagt, aber nur Rousseau befiehlt es und erzwingt sich Gehorsam." Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem hatte sich damals auch mit dieser Frage befaßt; die dadurch hervorgerufene Preisschrift des Genfers Balexserd (Dissertation sur l'éducation physique des enfants, depuis la naissance jusqu' à l'âge de puberté. Par. 1762) hielt Rousseau für ein Plagiat an seinem Emil, mit dem sie im gleichen Jahre erschien (Bekenntnisse II, 11 S. 544 Didot). Balexserd schrieb auch (1773) über die Ursachen der großen Kindersterblichkeit. — In einem Briefe vom 3. Nov. 1760 schreibt R. von einer Abhandlung über die „medicinische Erziehung der Kinder"; er habe aber den Titel so einfältig gefunden, daß er das Buch nicht gelesen habe.

wird. Die Erfahrung lehrt, daß von den verzärtelten Kindern noch mehr sterben als von den andern. Wenn man nur das Maß ihrer Kräfte nicht überschreitet, läuft man weniger Gefahr, wenn man sie in Thätigkeit setzt, als wenn man sie schont. Übet sie also vor für die schmerzlichen Fälle, die sie einst werden ertragen müssen. Härtet ihre Leiber ab gegen die Unbilden der Witterung, des Klimas, der Elemente, gegen Hunger, Durst und Ermüdung; tauchet sie ein in die Wasser des Styx. Bevor der Leib sich seine Gewohnheit selbst gebildet hat, giebt man ihm ohne Gefahr diejenige, die man ihm beibringen will; hat er aber einmal seine bleibende Art angenommen, so wird ihm jede Störung gefährlich. Ein Kind kann Wechsel ertragen, die ein Erwachsener nicht ertragen würde: seine weichen und biegsamen Fibern lassen sich ohne Mühe gewöhnen, wie man will; die schon hart gewordenen des Mannes lassen sich nur durch Gewalt in eine andere Verfassung bringen. Man kann demnach ein Kind kräftig machen, ohne sein Leben und seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, und wenn auch irgend eine Gefährlichkeit dabei wäre, so dürfte man immer noch keinen Anstand nehmen. Da dies Gefährlichkeiten sind, die mit dem menschlichen Leben untrennbar verbunden sind, ist es doch gewiß besser, sie auf diejenige Lebenszeit zu verlegen, wo sie am unschädlichsten sind.

58. Ein Kind wird mit dem fortschreitenden Alter immer kostbarer. Zu dem Werte seiner Person kommt der Wert der auf dasselbe verwendeten Sorgfalt; zu seinem Verluste gesellt sich in ihm das Gefühl des Todes. An seine Zukunft muß man also vorzüglich denken, wenn man über seine Erhaltung wachen will; man muß es gegen die Gefährlichkeiten des Jünglingsalters waffnen, bevor es so weit gekommen ist; denn wenn der Preis des Lebens sich steigert bis zu dem Augenblick, wo es nutzbar gemacht werden kann, wie thöricht ist es dann, dem Kindesalter etliche Gefahren zu ersparen, um sie für das Alter der Vernunft zu vervielfachen! Sind das eure vielgerühmten Lehren?

59. Das Loos des Menschen ist leiden zu jeder Zeit. Schon die Sorge um die Selbsterhaltung ist mit Schmerzen verbunden. Glücklich, wer in seiner Kindheit nur leibliche Schmerzen erfährt, Leiden, die weit weniger hart und schmerzlich sind als die anderen und uns viel seltener zum Verzicht auf das Leben zwingen.*) Man tötet sich nicht wegen Gichtleiden; fast nur die Seelenschmerzen bringen uns zur Verzweiflung. Wir beklagen das Loos der Kindheit und sollten unser eigenes beklagen. Unsere größten Übel haben ihre Quelle in uns selbst.

60. Ein Kind, das eben geboren wird, schreit; seine erste Kindheit

---

*) Der Verzicht auf Freundschaft (Diderot) und Liebe (Mad. d'Houdetot) trieben R. in die Vereinsamung. Stellen wie die obige zeigen, wie sehr R. von seiner Stimmung beherrscht wurde.

vergeht mit Weinen. Bald schaukelt man und liebkost es, um es zur Ruhe zu bringen; bald droht man ihm und schlägt es, um es zum Schweigen zu nötigen. Entweder thun wir, was ihm gefällt, oder wir verlangen von ihm, was uns gefällt; entweder unterwerfen wir uns seinen Launen, oder wir unterwerfen es den unsrigen: nirgends ein Mittelweg, es muß Befehle geben oder annehmen. So sind seine ersten Eindrücke die der Herrschaft und der Unterwerfung. Bevor es reden kann, befiehlt es; bevor es handeln kann, gehorcht es; und manchmal züchtigt man es, bevor es seine Fehler einsehen oder vielmehr nur einen solchen begehen kann. So flößt man frühzeitig diejenigen Leidenschaften in sein Herz, die man nachher der Natur zur Last legt, und nachdem man alles darauf angelegt hat, es böse zu machen, beklagt man sich, daß es so geworden ist.

61. Sechs oder sieben Jahre bringt das Kind auf diese Weise unter den Händen der Frauen zu, ein Opfer ihrer Laune und der seinigen, und nachdem man ihm dies und das gelehrt d. h. nachdem man sein Gedächtnis mit Worten überladen hat, die es nicht verstehen kann, oder mit Dingen, die es zu nichts brauchen kann, nachdem man die Natur durch Leidenschaften erstickt hat, die man selbst gesäet, übergiebt man das künstlich gezogene Geschöpf einem Lehrer, welcher die künstlichen Keime, die er schon fertig vorfindet, noch gar entwickelt und ihm alles beibringt, nur nicht sich selbst kennen zu lernen, nur nicht sich selbst zu bestimmen, nur nicht leben und glücklich werden. Und wenn am Ende dieses knechtische und zugleich herrische Kind, voll Wissen und ohne Verständnis, gleich schwach an Seele und Leib, in die Welt hinausgeworfen wird, um da seine Albernheit, seinen Stolz und alle seine Laster zur Schau zu stellen, so beweint man das Elend und die Verkehrtheit der Menschen. Mit Unrecht; das ist ja der Mensch, wie unsere Launen ihn gebildet haben; der Mensch der Natur sieht anders aus.

62. Willst du daher, daß er seine ursprüngliche Gestalt bewahre, so hüte sie gleich von dem Augenblicke an, wo er zur Welt kommt. Sobald er geboren wird, bemächtige dich seiner und verlasse ihn nicht, ehe er erwachsen ist, sonst wird es dir nie gelingen. Wie die Mutter die natürliche Erzieherin ist, so der Vater der natürliche Lehrer. Mögen sie sich über die Ordnung ihrer Thätigkeiten ebenso verständigen wie über ihr System; aus den Händen der einen soll das Kind in die des anderen übergehen. Es wird durch einen verständigen, aber gewöhnlichen Vater besser erzogen werden als durch den geschicktesten Lehrer der Welt; denn der Eifer wird eher die Befähigung ersetzen als umgekehrt.

63. Aber die Geschäfte, der Beruf, die Pflichten . . . ja, die Pflichten! Die Vaterpflicht ist wohl die letzte[1]). Man braucht nicht darüber zu er-

---

[1]) Wenn man bei Plutarch liest, daß Cato der Censor, welcher Rom mit so vielem Ruhm regierte, selbst seinen Sohn von der Wiege an erzog und zwar mit

staunen, daß ein Mann, dessen Frau es nicht über sich bringen konnte, die Frucht ihrer Vereinigung aufzunähren, es nicht über sich bringen kann, sie zu erziehen. Es giebt kein reizenderes Bild als das einer Familie; aber ein einziger unrichtiger Zug entstellt alle anderen. Wenn die Mutter zu schwächlich ist, um Pflegemutter zu sein, so wird der Vater zu beschäftigt sein, um Lehrer zu sein. Die Kinder werden, fern vom Hause, zerstreut in Pensionen, Klöstern und Kollegien, die Liebe zum Vaterhause irgendwo anders hintragen oder, um es richtiger zu sagen, sie werden die Gewohnheit nach Hause zurückbringen, an nichts sich herzlich anzuschließen. Die Geschwister kennen sich kaum. Wenn sie alle einmal bei feierlicher Gelegenheit versammelt sind, so können sie wohl sehr höflich gegen einander sein; aber sie behandeln sich als Fremde. Sobald das vertrauliche Verhältnis zwischen den Eltern aufhört, sobald das häusliche Zusammenleben nicht mehr den Reiz des Lebens ausmacht, so muß man sich wohl durch ungeordneten Lebenswandel schadlos halten. Wer wäre so unvernünftig, den Zusammenhang in allem diesem nicht einzusehen?

64. Wenn ein Vater Kinder erzeugt und ernährt, so erfüllt er damit nur den dritten Teil seiner Aufgabe. Die Menschheit erwartet Menschen von ihm, die Gesellschaft erwartet gesellige Menschen, der Staat erwartet Bürger. Jeder Mensch, der diese dreifache Schuld entrichten kann und es nicht thut, ist schuldbar und vielleicht noch schuldbarer, wenn er es nur zur Hälfte thut. Wer seine Vaterpflichten nicht erfüllen kann, hat kein Recht Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeit noch Rücksicht auf die Menschen können ihn davon lossprechen, daß er seine Kinder ernähre und selbst erziehe. Glaube mir, Leser: ich sage es jedem voraus, der Gefühl hat und so heilige Pflichten vernachlässigt, — bittere Thränen wird er lange Zeit vergießen über seinen Fehler und nie darüber getröstet werden.*)

---

solcher Sorgfalt, daß er alles stehen ließ, um gegenwärtig zu sein, wenn seine Pflegerin, d. i. die Mutter, ihn herausnahm und wusch; wenn man bei Sueton liest, daß Augustus, der Herr der Welt, die er erobert hatte und selbst lenkte, seinen Enkeln selbst Schreiben, Schwimmen und die Anfangsgründe der Wissenschaften lehrte und daß er sie beständig um sich hatte, so muß man freilich lachen über die guten Leutchen von damals, die an solchen Lappereien Gefallen fanden, aber allerdings zu beschränkt waren für die großen Geschäfte der großen Männer unserer Tage. — R. Amst. — Diese Bem. ist aus Locke § 70 geschöpft.

*) „Als ich meine „Abhandlung über die Erziehung" entwarf, fühlte ich, daß ich Pflichten verletzt, von denen nichts mich lossprechen konnte. Dieser Vorwurf drückte mich endlich so schwer, daß er mir beinahe das öffentliche Geständnis meines Fehlers im Anfang des „Emil" auspreßte." Bekenntnisse II, 12 S. 562 Didot. Über die Sache s. Biogr. 5. Kapitel. — Mit diesem Geständnis glaubte Rousseau denn auch, sich des Vorwurfs auch der Welt gegenüber ein für alle Male entledigt zu haben. S. Bekennt. a. a. O. Die George Sand will in einem Artikel der Revue des deux mondes (1863: A propos des Charmettes) auf-

65. Aber was thut dieser reiche, vielbeschäftigte Mann, der angeblich genötigt ist, seine Kinder preiszugeben. Er zahlt einen anderen für die Erfüllung von Pflichten, die ihm lästig fallen. Käufliche Seele, glaubst du mit Geld deinem Sohn einen anderen Vater geben zu können? Täusche dich doch nicht; nicht einmal einen Herren giebst du ihm, nein einen Knecht. Der aber wird bald einen zweiten aus ihm machen.*)

66. Man spricht viel über die Eigenschaften eines guten Erziehers. Die erste, die ich von ihm fordern würde — und diese allein setzt viele anderen voraus — ist die, daß er sich nicht kaufen lasse. Es giebt Berufsarten von solcher Höhe, daß man sich ihnen nicht um Geld widmen kann, ohne sich ihrer unwürdig zu zeigen; ein solcher Beruf ist der des Kriegers und der des Erziehers. — Wer soll also mein Kind erziehen? — Du selbst, wie ich schon gesagt habe. — Ich kann es aber nicht. — Du kannst es nicht! . . . So sieh dich nach einem Freunde um**). Ich sehe kein anderes Auskunftsmittel.

67. Ein Erzieher — fürwahr, eine erhabene Seele! In der That, um einen Menschen zu machen, muß man selbst entweder Vater sein oder mehr als Mensch. Und ein solches Amt vertraut man ruhig Söldlingen an!

68. Je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr neue Schwierigkeiten ergeben sich. Der Erzieher hätte für seinen Zögling erzogen werden müssen, seine Diener hätten für ihren Herrn müssen erzogen werden, seine ganze Umgebung hätte die Eindrücke empfangen müssen, die sie ihm mitteilen soll; man müßte von Erziehung zu Erziehung, wer weiß wie weit, zurückgehen. Wie sollte nur ein Kind gut erzogen werden durch einen Menschen, der selbst nicht gut erzogen worden ist?

69. Wird dieser seltene Sterbliche sich finden lassen? Ich kann es nicht sagen. Wer weiß in diesen Zeiten der Erniedrigung, welche Stufe der Tugend eine menschliche Seele noch ersteigen kann? Nehmen wir jedoch an, der Wundermensch wäre gefunden. Erwägen wir, was er

---

recht erhalten, daß Rousseau nicht der Vater dieser Kinder gewesen sei, und beruft sich dabei auf das Zeugnis der Mme d'Houdetot und der Mme de Baruel und auf eigene Verwandte, die mit Rousseau Verkehr gehabt hatten. Man vgl. ferner Rousseau juge sur J.-J. 1. Dialog. — Vgl. auch unsere Einl. üb. d. Punkt.

*) Anspielung auf eine bekannte Anekdote (Plutarch, über Kindererziehung, c. 7): Als ihn [den Aristippos] jemand fragte, welchen Lohn er für die Erziehung seines Sohnes fordere, sagte er: Tausend Drachmen. — Der aber sagte: Beim Herakles, welch übertriebene Forderung; dafür kann ich mir ja einen Sklaven kaufen. — So wirst du zweie haben, antwortete er, deinen Sohn und den, du gekauft hast.

**) Campe bemerkt richtig, aber zum Überflusse, daß dies auch heißen könne: „Begegne dem, dem du deine Vaterpflichten überträgst, in jeder Betrachtung so, daß er dein Freund werde.“ Das war auch Locke's Rat (§ 88).

zu thun hat, so werden wir auch sehen, wie er sein muß. Nur glaube ich zum voraus, daß ein Vater, welcher den ganzen Wert eines guten Erziehers einsieht, bald dazu kommen würde, auf einen solchen zu verzichten; denn es würde ihn größere Mühe kosten, ihn zu erwerben als selbst einer zu werden. Will er sich also einen Freund erwerben, so möge er sich seinen Sohn zum Freunde erziehen; er wird dann der Mühe enthoben sein, ihn anderswo zu suchen, und die Natur hat schon die Hälfte der Arbeit für ihn gethan.

70. Ein Mann, den ich nur seinem Range nach kenne, hat mir den Antrag stellen lassen, ich möchte seinen Sohn erziehen. Er hat mir damit sicherlich viel Ehre erwiesen; aber er darf sich nicht beklagen über meine ablehnende Antwort, er muß vielmehr sich Glück wünschen über meine Zurückhaltung. Hätte ich sein Anerbieten angenommen und in meiner Methode fehl gegriffen, so wäre es eine verunglückte Erziehung gewesen: wäre sie mir aber geglückt, so wäre die Sache noch schlimmer gewesen; sein Sohn hätte seinen Titel verleugnet, er hätte nicht mehr Fürst sein mögen.*)

71. Ich bin zu sehr durchdrungen von der Größe der Pflichten eines Erziehers und fühle meine Unfähigkeit zu lebhaft, um je ein derartiges Amt anzunehmen, von welcher Seite es mir auch angeboten werde, und selbst das Interesse der Freundschaft wäre für mich nur ein neuer Grund zur Ablehnung. Ich glaube, nach der Lektüre dieses Buches werden wenige Menschen versucht sein, mir ein derartiges Anerbieten zu machen, und ich bitte diejenigen, die sich etwa dazu versucht fühlen sollten, sich die unnütze Mühe fortan zu sparen. Ich habe mich ehedem in diesem Berufe hinreichend versucht,**) um versichert zu sein, daß ich dazu nicht geeignet bin, und mein Zustand würde mich davon entbinden, wenn mich meine Anlagen auch fähig dazu erscheinen ließen. Ich glaubte diese öffentliche Erklärung denjenigen schuldig zu sein, die mich nicht so weit zu achten scheinen, um meine Entschließungen für aufrichtig und gegründet zu halten.***)

72. Außer Stand, die nützlichste Aufgabe zu erfüllen, will ich wenigstens den Versuch mit der leichteren machen und, wie so viele an-

---

*) Resewitz nennt das eine Rousseau'sche Sonderbarkeit. Rousseau will ja keine Edelleute erziehen wie Locke, er will den „Menschen der Natur" bilden. Es zeigt sich auch hier, daß dem Philanthropismus nicht wenig utilitarische Elemente beigemischt sind.

**) Siehe Anhang 3 am Schlusse des 2. Bandes dieser Ausgabe.

***) Es ist nicht anzunehmen, daß man Rousseau in dieser Zeit viele derartige Anträge gemacht haben sollte. Die Entschlüsse, die er hier rechtfertigen will, hängen wohl vorzüglich mit seiner Zurückgezogenheit zusammen, der die „Holbachische Sekte", wie er sie nannte, keine aufrichtigen und moralischen Gründe zugestehen wollte.

dere, die Hand nicht ans Werk, sondern an die Feder legen; anstatt das Nötige zu thun, will ich mich bemühen es zu sagen.

73. Ich weiß, daß die Urheber derartiger Unternehmungen sich mit Leichtigkeit in Systemen bewegen, deren praktische Anwendung man nicht von ihnen verlangt, daß sie dann ohne Mühe viele schöne Vorschriften geben, die niemand befolgen kann, und daß, beim Fehlen von Einzelheiten und Beispielen, auch ihre ausführbaren Vorschläge nicht zur Ausführung kommen, wenn sie ihre Anwendung nicht gezeigt haben.

74. So habe ich mich denn entschlossen, in meinen Gedanken mir einen Zögling zu geben, sein Alter, seine Gesundheit, seine Kenntnisse und seine Anlagen so anzunehmen, wie sie für das Werk seiner Erziehung passend sind,*) ihn von dem Augenblick seiner Geburt bis zu demjenigen zu leiten, wo er als ausgebildeter Mann keinen andern Führer mehr nötig hat als sich selbst. Diese Art scheint mir zweckmäßig, um einen Verfasser, der sich selbst nicht ganz traut, vor der Gefahr zu hüten, sich ins Nebelhafte zu verlieren: denn sobald er sich von dem gewöhnlichen Verfahren entfernt, braucht er nur das seinige an seinem Zögling zu erproben; er wird bald merken, oder der Leser wird es für ihn merken, ob er der Entwickelung der Kindheit und dem natürlichen Gange des menschlichen Herzens folgt.

75. Das habe ich zu thun versucht bei allen Schwierigkeiten, die sich mir gezeigt haben. Um das Buch nicht ohne Not zu vergrößern, habe ich mich begnügt, die Grundsätze aufzustellen, deren Wahrheit jedermann einleuchten mußte. Diejenigen Regeln jedoch, die noch Belege erfordern konnten, habe ich alle auf meinen Emil oder auf andere Beispiele angewendet, und ich habe an ausführlichen Einzelheiten die Ausführbarkeit meiner Aufstellungen dargethan: dies ist wenigstens der Plan, den zu befolgen ich mir vorgenommen habe. Der Leser möge beurteilen, ob es mir gelungen ist.

76. Daher ist es gekommen, daß ich im Anfange wenig von Emil gesprochen habe, weil meine ersten Erziehungsgrundsätze, wenn auch den bestehenden entgegengesetzt, doch so einleuchtend sind, daß es jedem denkenden Menschen unmöglich sein muß, ihnen seine Zustimmung zu versagen. Wenn ich aber nun weiter schreite, so ist mein Zögling, der eben anders geleitet wird als die eurigen, kein gewöhnliches Kind mehr; er braucht seine eigene Leitung für sich. Er erscheint dann häufiger auf dem Schauplatz, und gegen das Ende lasse ich ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht, bis er, was auch seine Meinung sei, mich nicht im mindesten mehr notwendig hat.

---

*) Rousseau legt diese Hypothese zu Grunde, „um anzudeuten, wie eine absolute d. h. durch keine Schranken gegebener Verhältnisse beengte Erziehung verfahren sollte.“ Stoy, Encyclop. § 54.

77. Ich spreche hier nicht von den Eigenschaften eines guten Erziehers; ich setze sie voraus und nehme an, ich selbst sei im Besitze aller dieser Eigenschaften. Mein Buch wird zeigen, mit welcher Freigebigkeit ich gegen mich selbst verfahre.

78. Nur will ich, der gewöhnlichen Ansicht entgegen, bemerken, daß der Erzieher eines Kindes jung sein muß, und sogar so jung, als es ein vernünftiger Mann überhaupt sein kann. Ich möchte, wenn es möglich wäre, daß er selbst ein Kind wäre, daß er der Gefährte seines Zöglings werden und durch die Teilnahme an seinen Vergnügungen sich sein Vertrauen erwerben könnte. Es giebt zu wenig Anknüpfungspunkte zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen, als daß bei diesem Abstande jemals eine wirklich dauerhafte Zuneigung entstehen könnte. Die Kinder schmeicheln wohl manchmal den alten Leuten, aber sie lieben sie niemals.*)

79. Man möchte wohl wünschen, daß der Erzieher schon eine Erziehung vollendet habe. Das ist zu viel verlangt; ein und derselbe Mann kann nur eine einzige vollbringen: braucht man zwei, um des Erfolges sicher zu sein, mit welchem Rechte würde man die erste unternehmen?**)

80. Eine erweiterte Erfahrung würde das Werk erleichtern, aber man könnte es nicht mehr durchführen. Wer einmal diesen Beruf so erfüllt hat, daß er alle seine Mühseligkeiten kennt, wird sich nicht ein zweites Mal an dieses Geschäft machen wollen; und wenn er ihn das erste Mal schlecht erfüllt hat, so ist das ein böses Vorzeichen für das zweite Mal.

81. Ich gebe zu, daß es eine ganz andere Sache ist, einen jungen Mann vier Jahre zu begleiten oder ihn fünfundzwanzig Jahre hindurch zu leiten. Ihr gebt eueren Söhnen einen Erzieher, wenn sie schon fertig sind; ich dagegen verlange einen schon vor ihrer Geburt. Dein Erzieher kann von fünf zu fünf Jahren einen andern Zögling haben, der meinige immer nur einen. Du unterscheidest den Lehrer vom Erzieher***): eine zweite Verkehrtheit! Unterscheidest du denn den Schüler vom Zögling? Nur eine Wissenschaft hat man den Kindern beizubringen,

---

*) Petitain bemerkt, daß der Abbé Claude Fleury [in seinem Buche „über die Wahl und Methoden des Studiums“ 1686] der nämlichen Meinung war. Rousseau spricht übrigens in seiner etwas übertriebenen Weise einen Gedanken Montaigne's aus, der es einschärft, daß der Erzieher sich zu seinem Zögling herablasse.

**) Vgl. Anm. zu V § 499.

***) Daß der Lehrer zugleich Erzieher sei, nennt Formey z. d. St. ein chimärisches Verlangen. Darin waren schon die Alten anderer Ansicht. Quintilianus (instit. orat. 1, 1, 16) lobt den Chrysippus, weil er verlangt, daß die Ammen, in deren Händen das Kind drei Jahre lang sein soll, es „durch die besten Lehren“ bilden.

das ist die Kenntnis der Menschenpflichten.*) Diese Wissenschaft ist nur eine, und sie ist, was immer auch Xenophon von der Erziehung der Perser gesagt haben mag, unteilbar.**) Im übrigen nenne ich den, der in dieser Wissenschaft unterrichtet, lieber Erzieher als Lehrer, weil es sich für ihn weniger um die Lehre als die Leitung handelt. Er soll keine Vorschriften geben, sondern sie finden lassen.

82. Wenn man den Erzieher mit solcher Sorgfalt auswählen muß, so muß es ihm auch erlaubt sein, seinen Zögling zu wählen, zumal wenn es sich darum handelt, ein Muster aufzustellen. Diese Wahl kann sich weder auf den Geist noch auf den Charakter des Kindes gründen, das man doch erst bei der Beendigung des Werkes kennen lernt und das ich annehme, bevor es geboren ist. Wenn ich wählen könnte, würde ich nur ein Kind von gewöhnlicher Begabung wählen, wie ich sie für meinen Zögling annehme. Man braucht nur die gewöhnlichen Menschen zu erziehen; ihre Erziehung allein kann als Muster für Ihresgleichen dienen. Die andern erziehen sich selbst allen Beispielen zum Trotz.

83. Die Heimat ist nicht gleichgiltig für die Bildung der Menschen; sie können ihre volle Bestimmung nur erreichen in gemäßigten Himmelsstrichen. In den äußersten Klimaten zeigt sich die nachteilige Wirkung deutlich. Der Mensch wird nicht wie ein Baum in ein Land gepflanzt, um immer darin zu bleiben, und wer von einem Ende kommt, um zum andern zu gelangen, hat einen doppelt so langen Weg zu machen als derjenige, der von einem mittleren Punkte ausgeht.***)

84. Wenn der Bewohner eines gemäßigten Erdstriches nach und nach die beiden äußersten Enden durchwandert, so befindet er sich eben-

---

*) Auch hier bemerkt Ehlers: „Damit wird aber einer noch nicht ein tauglicher Bürger für den Staat. Jeder muß von der großen staatswirtschaftlichen Maschine einen Teil zweckmäßiger Weise mit bewegen können, und dies muß er doch lernen." S. Anm. zu § 70.

**) Diese Bemerkung spielt auf Montaigne (Essais I, 24) an: „In der schönen Erziehung, die Xenophon den Persern [in seiner Kyropaideia] zuschreibt, finden wir, daß sie ihren Kindern die Tugend lehrten, wie andere Völker die Wissenschaften. Plato sagt [Alc. I.], daß der älteste Sohn in der königlichen Erbfolge so aufgezogen wurde: Nach seiner Geburt gab man ihn nicht etwa Frauen, sondern Eunuchen, die beim König im höchsten Ansehen standen wegen ihrer Tugend. Diese wurden damit betraut, ihm den Leib schön und gesund zu machen, und nach sieben Jahren leiteten sie ihn an zum Reiten und Jagen. Wenn er ins vierzehnte gelangt war, übergaben sie ihn vieren: dem weisesten, dem gerechtesten, dem mäßigsten, dem wachsamsten der Nation. Der erste lehrte ihn die Religion, der zweite, immer wahrhaft zu sein, der dritte, der Begierden Herr zu werden, der vierte, nichts zu fürchten."

***) K. v. Raumer, G. d. Pädag. 2 S. 239, macht darauf aufmerksam, daß Emil demnach kein absoluter Naturmensch sei, sondern bestimmt durch Klima, Vaterland, Vermögen. Erstere sind aber doch Naturbestimmtheiten (statt Vaterland sollte es heißen Heimat), und letzteres ist eine methodische Fiktion, wodurch sich R. seine Arbeit nicht erleichtert. Vgl. § 82.

falls ganz augenscheinlich im Vorteil; denn obwohl er ebenso großen Veränderungen ausgesetzt ist, wie der, welcher von einem Ende zum andern geht, so entfernt er sich doch nur halb so weit von seinen angeborenen Lebensbedingungen. Ein Franzose kann in Guinea und in Lappland leben, aber ein Neger nicht desgleichen in Tornea oder ein Samojede in Benin*). Ferner scheint es, daß an den Polen die Organisation des Gehirns weniger vollkommen ist. Weder die Neger noch die Lappländer erreichen den Verstand der Europäer. Wenn ich also verlange, daß mein Zögling ein Erdbürger sein könne, werde ich ihn in einem gemäßigten Erdstrich wählen, beispielsweise lieber in Frankreich als anderswo.

85. Im Norden verzehren die Menschen viel auf einem undankbaren Boden; im Süden verzehren sie wenig auf fruchtbarem Boden. Es entsteht daraus ein fernerer Unterschied, welcher die einen zu arbeitsamen, die andern zu beschaulichen Leuten macht. Die Gesellschaft bietet uns auf demselben Orte ein Bild dieser Unterschiede zwischen den Armen und den Reichen. Die ersteren bewohnen den undankbaren Boden, die letzteren den fruchtbaren.

86. Der Arme braucht keine Erziehung; in seinem Stande liegt schon eine durch die Gewalt der Umstände bestimmte Erziehung,**) eine andere kann er nicht bekommen: die Erziehung hingegen, welche der Reiche durch seinen Stand erhält, ist die für ihn und die Gesellschaft am wenigsten passende. Übrigens muß die natürliche Erziehung einen Menschen geeignet machen für alle menschlichen Lagen: nun ist es weniger zweckmäßig, einen Armen für den Reichtum zu erziehen, als einen Reichen für die Armut; denn im Verhältnis zu der Kopfzahl in beiden Ständen giebt es mehr Heruntergekommene als Emporkömmlinge. Wählen wir also einen Reichen; wir können wenigstens sicher sein, die Welt um einen Menschen zu vermehren, während ein Armer aus sich selbst ein Mensch werden kann.

87. Aus dem nämlichen Grunde habe ich auch nichts dagegen, daß Emil von Stand sei. Ich entreiße damit immerhin dem Vorurteil wieder ein Opfer.

88. Emil ist Waise. Für mich braucht er seinen Vater und seine Mutter nicht. Ich habe ihre Pflichten übernommen, und so trete ich auch in alle ihre Rechte ein. Er soll seine Eltern ehren; gehorchen soll

*) Oberguinea.

**) Es ist nötig, den französischen Ausdruck, von dem die Übersetzung in der Form wesentlich abweichen muß, anzugeben. R. sagt: celle (l'éducation) de son état est forcée d. i. die Erziehung seines Standes ist eine erzwungene. Die Revisoren übersetzen schön, aber nicht ganz treu: „Zwang waltet über ihrem Stande." Daß dieser Zwang erzieherisch wirke, wenn auch nicht in R.'s Sinn, war seine Ansicht und durfte in der Übersetzung nicht übergangen werden.

er aber nur mir. Dies ist meine erste oder vielmehr meine einzige Bedingung.

89. Nur eine, die aus dieser hervorgeht, muß ich noch hinzufügen: man soll uns nur mit unserer Zustimmung von einander trennen. Dieser Vorbehalt ist wesentlich, und ich möchte sogar verlangen, daß Zögling und Erzieher sich für so untrennbar hielten, daß ihr Lebensloos eine gemeinsame Angelegenheit für sie beide wäre. Sobald sie auf eine zukünftige Trennung rechnen, sobald sie den Augenblick voraussehen, der sie auseinanderreißen soll, so sind sie es bereits; jeder richtet sich ganz für sich allein ein, und im Hinblick auf die Zeit, wo sie nicht mehr bei einander sein werden, sind sie es auch jetzt nur mit Widerwillen. Der Schüler betrachtet den Lehrer nur als das Zeichen und die Geißel der Kindheit; der Lehrer betrachtet den Schüler nur als eine schwere Bürde, der er sich nicht schnell genug entledigen kann: sie sehnen sich gleichermaßen nach dem Augenblick, der den einen Teil vom andern befreit, und da zwischen ihnen nie eine wahre Anhänglichkeit besteht, so muß der eine wenig Wachsamkeit und der andere wenig Gefügigkeit haben.

90. Betrachten sie ihr Verhältnis dagegen so, als müßten sie ihre Tage miteinander verleben, so liegt ihnen selbst daran, sich einander beliebt zu machen, und schon dadurch werden sie sich wert. Der Schüler sträubt sich nicht, als Kind dem zukünftigen Freunde seiner Mannesjahre zu folgen; der Erzieher widmet sich mit Teilnahme den Bemühungen, deren Früchte er ernten soll, und alle Vorzüge, welche er seinem Zögling verleiht, sind ein Kapital, das er sich für seine alten Tage ansammelt.

91. Dieser Vertrag, der zum voraus festgesetzt ist, setzt eine glückliche Niederkunft, ein wohlgebildetes, kräftiges und gesundes Kind voraus. Dem Vater steht keine Wahl zu, er soll keine Bevorzugung eintreten lassen in dem Hausstand, den Gott ihm giebt; alle seine Kinder sind gleichermaßen sein, er ist ihnen allen die gleiche Sorgfalt und Zärtlichkeit schuldig. Ob sie gerade Glieder haben oder nicht, ob sie schwächlich oder kräftig sind, jedes ist ein Pfand, für das er der Hand, aus der er es empfangen, Rechenschaft ablegen muß, und die Ehe ist ein Vertrag, ebenso gut mit der Natur als zwischen den Ehegatten.

92. Wer sich aber eine Pflicht auferlegt, die die Natur ihm nicht auferlegt hat, muß sich zuerst darüber versichern, ob er die zur Erfüllung derselben nötigen Mittel besitzt; sonst macht er sich verantwortlich, selbst für das, was er nicht zustande bringen konnte. Wer sich mit einem schwächlichen oder kränklichen Zögling belädt, macht aus seinem Erzieheramt das eines Krankenwärters; mit der Sorge für ein nutzloses Leben verliert er die Zeit, die dazu bestimmt war, den Wert desselben zu erhöhen: er muß sich darauf gefaßt machen, daß ihm eines Tages eine trost-

lose Mutter den Tod eines Sohnes vorwirft, dessen Leben er so gar lange gefristet hat.*)

93. Ich werde mich nicht mit einem kränklichen, ungesunden Kinde befassen, und sollte es auch achtzig Jahre leben. Ich will nichts wissen von einem Zögling, der für sich und die andern unnütz ist, der sich nur mit der Erhaltung seines Lebens beschäftigt und dessen Leib der Erziehung der Seele schadet. Was nützt es, wenn ich meine Sorgfalt nutzlos an ihn verschwende: ich verdoppele nur den Verlust der Gesellschaft an ihm und entziehe ihr zwei Menschen statt eines einzigen. Mag ein anderer, wenn ich es nicht kann, sich mit diesem Schwächling beladen, ich habe nichts dagegen und billige seine Nächstenliebe; meine Befähigung liegt nicht auf dieser Seite: ich kann einem Menschen, der keinen anderen Gedanken kennt als den Tod abzuhalten, nicht lehren zu leben.**)

94. Der Leib braucht Kraft, um der Seele zu gehorchen: ein guter Diener muß kräftig sein. Ich weiß, daß die Unmäßigkeit die Leidenschaften aufregt, sie schwächt auch den Leib auf die Länge; aber Kasteiungen und Fasten bringen durch eine entgegengesetzte Ursache oft die gleiche Wirkung hervor. Je schwächer der Leib ist, desto mehr befiehlt er; je stärker er ist, desto mehr gehorcht er. Alle sinnlichen Leidenschaften wohnen in weibischen Leibern, und sie lassen sich durch sie um so mehr aufregen, je weniger sie dieselben befriedigen können.***)

95. Ein kraftloser Leib macht auch die Seele schwach.****) Daher die Herrschaft der Heilkunst, die für die Menschen viel gefährlicher ist als alle Übel, die sie zu heilen vorgiebt. Ich meinesteils weiß nicht, von welcher Krankheit uns die Ärzte heilen; aber ich weiß, daß sie uns sehr beklagenswerte Krankheiten zuziehen — Feigheit, Kleinmütigkeit, Leichtgläubigkeit, Todesfurcht; wenn sie den Leib heilen, so töten sie den Mut. Was nützt es uns, daß sie Leichname wieder auf die Beine bringen? Wir brauchen Menschen; aber Menschen gehen nicht aus ihren Händen hervor.

96. Das Medicinieren ist bei uns Modesache, und auch mit Recht. Es ist der Zeitvertreib müßiger und unbeschäftigter Leute, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, und sie deshalb mit der

---

*) Ehlers und Resewitz berichten, daß wirklich zu ihrer Zeit viele junge Leute durch diese Stelle sich hätten bewegen lassen, einen wichtigen Dienst, den sie der Welt hätten leisten können, zu versagen.

**) Vgl. III § 136.

***) Vgl. Hor. epist. I, 2, 62 fg: Ira furor brevis est: animum rege; qui nisi paret, Imperat: hunc frenis, hunc tu compesce catena. (Zorn ist ein Ausbruch der Wut: du zügle dein Herz; denn es herrschet, So es nicht dienet: du halt es im Zaume, halt es in Ketten.) Locke § 31 scheint indessen eher R.'s Gedanken veranlaßt zu haben.

****) Danach müßte R., bemerkt Formey, eine sehr schwache Seele gehabt haben.

Pflege ihres Leibes hinbringen. Wären sie so unglücklich, Unsterblichkeit mit auf die Welt gebracht zu haben, sie wären die elendesten Geschöpfe. Ein Leben, dessen Verlust sie nie zu befürchten hätten, wäre für sie ohne Wert. Solche Leute müssen Ärzte haben, die ihnen Angst machen, um ihnen wohl zu thun, und die ihnen Tag für Tag die einzige Befriedigung verschaffen, deren sie fähig sind, die nämlich, noch nicht gestorben zu sein.

97. Es liegt nicht in meiner Absicht, über die Nichtigkeit der Heilkunde mich hier weiter auszulassen. Ich beabsichtige, sie nur von der moralischen Seite aus zu betrachten. Doch kann ich mich nicht enthalten zu bemerken, daß die Menschen hinsichtlich ihrer Anwendung dieselben Trugschlüsse begehen, wie bei der Erforschung der Wahrheit. Sie nehmen immer an, daß man einen Kranken heile, wenn man ihn behandelt, und daß man eine Wahrheit finde, wenn man sie sucht. Sie sehen nicht, daß man das Verdienst einer vom Arzte bewirkten Heilung gegen den Tod von hundert von ihm Getöteten abwägen muß und den Nutzen einer entdeckten Wahrheit mit dem Nachteil der mit unterlaufenden Irrtümer. Die Wissenschaft, welche belehrt, und die Arznei, welche heilt, sind ohne Zweifel sehr gute Sachen; aber die Wissenschaft, welche täuscht, und die Arznei, welche tötet, sind schlimm. Man zeige uns also, wie wir sie unterscheiden sollen. Der Kern der Frage liegt im Folgenden. Wenn wir uns von der Wahrheit abschließen könnten, so würden wir nie der Lüge zum Opfer fallen; wenn wir auf Genesung, wenn die Natur sie nicht will, verzichten könnten, würden wir nie durch die Hand eines Arztes sterben: man würde in beiden Fällen eine vernünftige Enthaltsamkeit üben und dabei gewinnen, wenn man sich ihr unterwerfen wollte. Ich bestreite also nicht, daß die Arzneikunst einigen Menschen nützlich sei; aber ich behaupte, daß sie für das menschliche Geschlecht unheilvoll ist.*)

98. Man wird, wie immer, sagen, daß die Fehler auf Rechnung des Arztes kommen, daß aber die Heilkunst an sich unfehlbar ist. Gut, aber dann soll sie nicht mit dem Arzte zugleich kommen; denn so lange sie beide mit einander kommen, wird man hundertmal öfter Fehler des Künstlers zu befürchten, als Hilfe von Seite der Kunst zu erhoffen haben.**)

---

*) Das hängt zusammen mit R.'s Ansichten über den Wert der Kultur für die Menschheit (s. Biogr.). In der Vorrede zum Narciß (s. Einl.) sagt R.: „Heute muß man sich ihrer [der Künste und Wissenschaften] freilich bedienen, wie einer Arznei gegen das Übel, das sie verursacht, oder wie jener schädlichen Tiere, die man auf der Wunde, die sie gebissen, zerquetschen muß."

**) Petitain citiert eine Nachricht von Bernardin de Saint-Pierre (préambule de l'Arcadie, note 8), wonach R. gesagt haben soll: „Wenn ich eine neue Ausgabe meiner Werke machte, würde ich meine Äußerungen über die Ärzte

99. Diese lügnerische Kunst, mehr geschaffen für die geistigen Leiden als für die körperlichen, ist für die einen ebenso nutzlos wie für die andern: sie heilt uns nicht von unseren Krankheiten, aber sie flößt uns Schrecken vor ihnen ein; sie hält den Tod nicht ferne, aber sie läßt ihn schon fühlen zum voraus; sie nützt das Leben ab statt es zu verlängern, und wenn sie es auch verlängerte, so geschähe es wieder nur zum Schaden unseres Geschlechtes, da sie durch die Sorgen, die sie uns auferlegt, uns der Gesellschaft und durch die Angst, die sie uns einflößt, unseren Pflichten entzieht. Die Kenntnis der Gefahren bringt uns Furcht vor ihnen bei; wer sich für unverwundbar halten würde, würde sich vor nichts fürchten. Damit daß der Dichter den Achilles gegen die Gefahr waffnet, nimmt er ihm das Verdienst der Tapferkeit; um diesen Preis wäre jeder andere an seiner Stelle ein Achilles gewesen.

100. Willst du Männer von wahrem Mute finden, so suche sie an Orten, wo es keine Ärzte giebt, wo man die Folgen der Krankheiten nicht kennt und wo man kaum nur an den Tod denkt. Von Natur aus ist es dem Menschen gegeben, standhaft zu dulden und ruhig zu sterben. Nur die Ärzte mit ihren Verordnungen, die Philosophen mit ihren Vorschriften, die Priester mit ihren Strafreden stimmen sein Herz herunter und rauben ihm die Kunst zu sterben.

101. Ich verlange daher einen Zögling, der alle diese Leute nicht nötig hat, oder ich weise ihn zurück. Ich will nicht, daß andere mein Werk verpfuschen; ich will ihn allein erziehen oder gar nicht. Der verständige Locke, der einen Teil seines Lebens mit dem Studium der Medicin zugebracht hatte, empfiehlt eindringlich, den Kindern nie etwas einzugeben aus Vorsorge oder um kleiner Unpäßlichkeiten wegen.*) Ich gehe weiter und erkläre, daß, wie ich für mich nie einen Arzt rufe, ich auch für meinen Emil nie einen beiziehen werde, wenn nicht etwa sein Leben in augenscheinlicher Gefahr ist; denn dann kann er im schlimmsten Falle ihn nur töten.

102. Ich weiß wohl, daß der Arzt sich diesen Verzug zu Nutze machen wird. Wenn das Kind stirbt, hat man ihn zu spät gerufen; wenn es davonkömmt, so hat er es gerettet. Meinetwegen: möge der Arzt triumphieren; doch rufe man ihn vor allem nur im äußersten Falle.

103. Weil das Kind nicht weiß, wie man sich heilt, so muß es verstehen, krank zu sein; diese Kunst ersetzt die andere und hat oft weit mehr Erfolg; sie ist die Kunst der Natur. Wenn das Tier krank ist, so leidet es lautlos und hält sich ruhig: und doch sieht man nicht mehr

---

mildern Kein Stand verlangt so viel Studium. In jedem Lande sind sie die wahrhaft Gelehrtesten." — Man vergleiche noch Buch II § 24.

*) „Dafür weiß ich bloß eins, woran mit größter Gewissenhaftigkeit festzuhalten ist, daß man den Kindern nie eingeben soll aus Vorsorge. . . . Auch soll Medicin nicht bei jeder kleinen Indisposition gegeben werden." Locke § 29.

leidende Tiere als Menschen. Wie viele Menschen, die die Krankheit am Leben gelassen und die Zeit allein geheilt hätte, werden durch die Ungeduld, die Furcht, die Unruhe und besonders durch die Arzneimittel getötet! Man wird mir einwerfen, daß die Tiere, weil sie auf eine naturgemäßere Weise leben, nicht so vielen Krankheiten ausgesetzt sein können als wir. Nun ja, diese Art zu leben will ich eben meinem Zögling geben; er muß also auch den nämlichen Vorteil daraus ziehen.

104. Der einzige brauchbare Teil der Heilkunst ist die Gesundheitspflege; aber auch sie ist weniger eine Wissenschaft als eine Tugend. Mäßigkeit und Arbeit sind die beiden wahren Arzneien des Menschen; die Arbeit erhöht seine Eßlust, und die Mäßigkeit verhindert ihn, sie zu mißbrauchen.

105. Um zu wissen, welche Lebenseinrichtung für Leben und Gesundheit am zuträglichsten ist, braucht man nur zu wissen, wie diejenigen Völker ihr Leben einrichten, welche sich des besten Wohlseins erfreuen, am kräftigsten sind und am längsten leben. Wenn umfassende Beobachtungen nicht herausstellen, daß der Gebrauch von Arznei den Menschen eine kräftigere Gesundheit und ein längeres Leben verleiht, so ist die Arzneikunst schon deswegen, weil sie nicht nützlich ist, schädlich, denn sie nimmt Zeit, Menschen und Dinge ganz zwecklos in Anspruch. Nicht bloß muß man sich von dem Leben die Zeit, die man in der Sorge um seine Erhaltung für den Gebrauch desselben verloren hat, abziehen lassen: wenn diese Zeit nur zu unserer Qual angewendet worden ist, so ist sie weniger als Null, sie ist ein negatives Ding, und, um recht zu rechnen, muß man von dem, was uns bleibt, ebenso viel abziehen. Ein Mensch, welcher zehn Jahre ohne Ärzte lebt, lebt für sich und andere mehr als der, welcher dreißig Jahre unter ihrer Herrschaft lebt. Ich habe die Erfahrung nach beiden Seiten gemacht und halte mich daher mehr als irgend jemand berechtigt, den Schluß daraus zu ziehen*).

106. Aus diesen Gründen will ich nur einen gesunden und kräftigen Zögling, und nach diesen Grundsätzen will ich ihn gesund und kräftig erhalten. Ich will mich nicht dabei aufhalten, den Nutzen der Handarbeit und der körperlichen Übungen für die Kräftigung des Leibes und der Gesundheit ausführlich zu beweisen, niemand bestreitet ihn: die Beispiele des höchsten Lebensalters finden sich fast alle bei Menschen, welche sich die größte körperliche Bewegung gemacht und am meisten Anstrengung und Mühe ertragen haben.[1]) Ich werde mich auch nicht

*) S. Biographie, Kap. 6.

[1]) Hier ein Beispiel aus englischen Zeitungen, das ich mich nicht enthalten kann wiederzugeben; so viele auf meine Frage bezügliche Beobachtungen bietet es dar:

„Ein Bürger, Namens Patrik Oneil, geboren im Jahre 1647, hat sich eben im Jahre 1760 zum siebenten Male verheiratet. Er diente im 17. Jahre

auf viele Einzelheiten über die Maßregeln einlassen, welche ich nur zu diesem Zwecke ergreifen werde; man wird sehen, daß sie mit meinem Verfahren so notwendig verbunden sind, daß es genügt, den Geist desselben zu erfassen, um keiner weiteren Erklärung zu bedürfen.

107. Mit dem Leben beginnen die Bedürfnisse. Das neugeborene Kind braucht eine Ernährerin. Wenn die Mutter ihre Pflicht erfüllen will, gut: man giebt ihr dann ihre Verhaltungsregeln schriftlich; denn dieser Vorteil hat auch seine Kehrseite und hält den Zögling etwas weiter von seinem Erzieher entfernt. Aber man muß annehmen, daß die Wohlfahrt des Kindes und die Achtung für denjenigen, dem sie ein so teueres Pfand anzuvertrauen willens ist, die Mutter aufmerksam machen werden für die Weisungen des Lehrers, und man ist versichert, daß sie alles, was sie thun will, besser thun wird als eine andere. Brauchen wir aber eine fremde Ernährerin, so müssen wir zuerst eine sorgsame Wahl treffen.

108. Es gehört zu dem Elend der Reichen, daß sie in allem hintergangen werden. Kann man sich wundern, daß sie die Leute schlecht beurteilen? Der Reichtum verdirbt sie, und es ist nur eine gerechte Vergeltung, daß sie zuerst die Mangelhaftigkeit dieses einzigen Werkzeuges, das sie kennen, zu fühlen haben. Alles wird bei ihnen schlecht verrichtet, außer was sie selbst thun, und sie thun eben fast nie etwas. Handelt es sich darum eine Amme zu suchen, so soll es der Geburtshelfer thun. Was ist die Folge davon? Daß die beste immer die ist, die ihn am besten bezahlt hat. Deshalb werde ich mich auch wegen Emils Amme nicht an den Geburtshelfer wenden, sondern selbst auf die Wahl ausgehen. Ich werde vielleicht in diesem Falle nicht so fertig darüber zu reden wissen wie ein Chirurg; sicher aber werde ich redlicher dabei verfahren, und mein Eifer wird mich dabei weniger täuschen als seine Habsucht.*)

---

der Regierung Karls II. bei den Dragonern und bei verschiedenen Truppenteilen bis 1740, wo er seinen Abschied erhielt. Er hat alle Feldzüge des Königs Wilhelm und des Herzogs von Marlborough mitgemacht. Dieser Mann hat immer nur gewöhnliches Bier getrunken, er hat sich immer von Pflanzenkost genährt und nur Fleisch gegessen bei etlichen Mahlzeiten, welche er seiner Familie gab. Er pflegte stets mit der Sonne aufzustehen und schlafen zu gehen, wenn ihn nicht etwa seine Pflichten davon abhielten. Gegenwärtig steht er in seinem 113. Jahre, hört noch gut, befindet sich wohl und geht ohne Stock. Ungeachtet seines hohen Alters bleibt er keinen Augenblick müßig und geht jeden Sonntag in seine Pfarrkirche, begleitet von seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln." — R. Amst.

*) Hier beginnt der Abschnitt über die Kindespflege. Ein Auszug aus demselben ist im Jahre 2 der französischen Republik auf Beschluß des Konvents für die französischen Bürgerinnen veröffentlicht worden unter dem Titel: Principes de J.-J. Rousseau sur l'éducation des enfants, et sur leur éducation physique et morale, depuis leur naissance jusqu' à l'époque de leur entrée dans les écoles nationales. Ouvrage indiqué pour le concours, suivant le décret de la convention nationale du 9 Pluviose dernier. A Paris l'an

109. Diese Wahl ist kein so großes Geheimnis, die Regeln dafür sind bekannt; aber ich meine, man müßte vielleicht etwas mehr Aufmerksamkeit auf das Alter der Milch richten, eben sowohl als auf ihre Beschaffenheit. Die neue Milch ist ganz wässerig; sie muß fast abführend sein, um die Überbleibsel des Kindsschleimes, der in den Eingeweiden des Neugeborenen verdickt ist, auszusondern. Nach und nach wird die Milch fester und gewährt dem Kinde eine derbere Nahrung, wenn es mehr Kraft erlangt hat, um sie zu verdauen. Es ist gewiß nicht zwecklos, wenn die Natur bei den Weibchen jeder Gattung die Milch nach dem Alter des Säuglings verändert.

110. So brauchte man also für ein neugeborenes Kind eine erst kürzlich niedergekommene Amme. Das hat seine Schwierigkeiten, ich weiß es wohl; aber sobald man die Ordnung der Natur verlassen hat, hat alles seine Schwierigkeiten, wenn man es recht machen will. Das einzige Mittel der Bequemlichkeit ist, es schlecht zu machen, und das ergreift man denn auch.

111. Man brauchte eine äußerlich und innerlich gesunde Amme. Ungeordnete Leidenschaften können ebenso ihre Milch verderben wie unreine Säfte; außerdem hat man sein Ziel nur halb im Auge, wenn man nur auf das Körperliche sieht. Die Milch kann gut, die Amme aber doch schlecht sein; eine gute Gemütsart ist ebenso wesentlich wie eine gute Leibesbeschaffenheit. Nimmt man ein lasterhaftes Weib, so will ich nicht sagen, daß der Säugling ihre Laster annehmen wird, aber er wird von ihnen zu leiden haben. Man verlangt ja außer ihrer Milch noch eine Pflege von ihr, welche Eifer, Geduld, Sanftmut, Reinlichkeit erfordert. Ist sie genußsüchtig und unenthaltsam, so wird sie bald ihre Milch verdorben haben; ist sie aber nachlässig oder leidenschaftlich, was wird dann unter ihren Händen aus dem armen Unglücklichen werden, der sich nicht verteidigen, sich nicht beklagen kann? Niemals, in was es auch sei, sind die Schlechten zu irgend etwas Gutem zu brauchen.

112. Die Wahl der Amme ist um so wichtiger, als sie die einzige Wärterin ihres Pfleglings ist, sowie er auch keinen andern Lehrer haben soll als seinen Erzieher. So hielten es die Alten, die weniger geklügelt und mehr Verstand gehabt haben als wir. Wenn die Ammen Kinder ihres Geschlechts aufgenährt hatten, so verließen sie dieselben

---

2 de la Rép. Fr. In erweiterter Gestalt ist diese Schrift deutsch bearbeitet worden von dem Erfinder der Homöopathie Dr. Samuel Hahnemann (Leipzig, Fleischer 1796). Wir besitzen gute neuere Werke über den gleichen Gegenstand, die der Anregung Rousseau's und des Nationalkonvents in erster Linie zu verdanken sind. — Basedow hält sich in dem kurzen Abschnitt seines Methodenbuches, wo er über die Gesundheitspflege der Kinder spricht, mehr an Locke, hat aber wohl nach dem von ihm citierten Buche von Dr. Zückert in Berlin, das diätetische Regeln für Mütter bespricht, gearbeitet.

nicht mehr. Deshalb sind auch in ihren Theaterstücken die meisten Vertrauten Ammen. Ein Kind, das nach und nach durch so viele verschiedene Hände geht, kann unmöglich je gut erzogen werden. Bei jedem Wechsel stellt es im Geheimen seine Vergleichungen an, die immer darauf ausgehen, seine Achtung vor seinen Erziehern und folglich auch ihr Ansehen ihm gegenüber zu verringern. Wenn es einmal auf den Gedanken kommt, daß es erwachsene Leute giebt, die nicht vernünftiger sind als Kinder, dann ist es mit jedem Ansehen des Alters vorbei, und die Erziehung ist verfehlt. Ein Kind soll niemanden über sich kennen als seinen Vater und seine Mutter oder, in Ermangelung derselben, seine Amme und seinen Erzieher; ja, hier schon ist eines zu viel: aber diese Teilung ist unvermeidlich, und alles, was hier zur Abhilfe geschehen kann, ist, daß die Personen aus beiden Geschlechtern, die es erziehen, in Beziehung auf dasselbe sich so vollständig verstehen, daß beide für es nur Eins sind.

113. Die Amme muß ein wenig besser leben, sie muß ein wenig nährendere Kost nehmen, nicht aber ihre Lebensweise ganz und gar ändern; denn eine schnelle und durchgreifende Änderung, selbst vom Schlechteren zum Besseren, ist für die Gesundheit immer schädlich, und da ihre bisherige Lebensweise ihr Gesundheit und ihr Wohlbefinden gelassen oder gegeben hat, warum soll man sie jetzt zu einem Wechsel bestimmen?

114. Die Bäuerinnen essen weniger Fleisch und mehr Gemüse als die Frauen in der Stadt, und diese Pflanzenkost scheint für sie und ihre Kinder eher förderlich als nachteilig zu sein. Wenn sie Pfleglinge von Stadtbewohnern haben, giebt man ihnen Kraftsuppen, in der Überzeugung, daß Gemüse- und Fleischsuppe ihnen einen besseren Nahrungssaft und mehr Milch bereiten. Ich bin durchaus anderer Meinung, und ich habe für mich die Erfahrung, die uns zeigt, daß so aufgenährte Kinder der Kolik und den Würmern mehr ausgesetzt sind als andere.

115. Das ist nicht auffallend, da der in Fäulnis begriffene animalische Stoff von Würmern wimmelt, was beim Pflanzenstoff nicht so der Fall ist. Die Milch, obwohl im Leibe des Tieres zubereitet, ist ein vegetabilischer Stoff, wie ihre Analyse beweist;[1]) sie geht leicht in Säure über und, weit entfernt, irgend eine Spur eines flüchtigen Alkali zu zeigen wie die tierischen Stoffe, giebt sie wie die Pflanzen ein wesentlich neutrales Salz.

---

[1]) Die Frauen essen Brot, Gemüse, Milchspeisen, die Weibchen der Hunde und Katzen ebenfalls; selbst die Wölfinnen fressen Gras. Das giebt Pflanzensäfte für ihre Milch. Man müßte jetzt nur noch die Milch derjenigen Gattungen untersuchen, die sich durchaus nur von Fleisch nähren können, wenn es solche giebt, woran ich zweifle. — R. Amst.

116. Die Milch der pflanzenfressenden Tiere ist süßer und gesünder als die der fleischfressenden. Gebildet aus einem ihr selbst gleichartigen Stoffe, bewahrt sie ihre Eigenschaften um so besser und ist dadurch der Fäulnis weniger ausgesetzt. Hinsichtlich der Menge weiß jedermann, daß mehlhaltige Nahrung mehr Blut bildet als Fleischnahrung; sie muß also auch mehr Milch bilden. Ich kann nicht glauben, daß ein Kind, das man nicht zu früh oder nur mit Pflanzenkost entwöhnt und dessen Amme ebenfalls nur von Pflanzenkost lebt, je den Würmern ausgesetzt sein könnte.

117. Es ist möglich, daß Milch aus Pflanzenkost leichter sauer wird, aber ich bin weit entfernt, sauer gewordene Milch für eine ungesunde Nahrung zu halten; ganze Völker, die allein darauf angewiesen sind, befinden sich ganz wohl dabei, und all dieser Kram von auffaugenden Mitteln scheint mir eine rechte Marktschreierei. Es giebt Naturen, denen eben die Milch nicht zusagt, und in diesem Falle macht sie kein auffaugendes Mittel erträglicher; andere ertragen sie ohne solche Mittel. Man fürchtet die umgestandene oder dicke Milch: das ist eine Thorheit, da man weiß, daß die Milch im Magen immer umsteht. So wird diese Nahrung fest genug, um Kinder und die Jungen der Tiere zu ernähren: wenn sie nicht dick würde, würde sie einfach durchfließen und sie nicht nähren.[1]) Man mag die Milch auf tausend verschiedene Arten versetzen, man mag tausend auffaugende Mittel anwenden, wer eben Milch ißt, verdaut Käse; davon giebt es keine Ausnahme. Der Magen ist so sehr dazu geschaffen, Milch gerinnen zu lassen, daß man gerade mit Kalbsmägen Molke macht.

118. So meine ich denn, daß es genügt, den Ammen eine reichlichere und in ihrer Art bessere Nahrung zu geben, anstatt ihre gewöhnliche Nahrung zu ändern. Fastenspeisen erhitzen nicht durch die Beschaffenheit ihrer Bestandteile; nur ihre Zubereitung macht sie ungesund. Verbessert eure Kocherei, verzichtet auf Gebackenes und Geschmortes; Butter, Salz, Milch u. dgl. sollen nicht auf den Herd kommen; das mit Wasser gekochte Gemüse soll erst gewürzt werden, wenn es noch heiß auf den Tisch kömmt: dann werden Fastenspeisen die Amme nicht erhitzen, sondern ihr Milch in Fülle und von besserer Beschaffenheit geben.[2]) Sollte wohl, wenn die Pflanzennahrung als die zuträglichste für das

---

[1]) Obwohl die Säfte, die uns nähren, flüssige Form haben, so müssen sie doch aus festen Nahrungsstoffen ausgepreßt sein. Ein Arbeiter, der nur von Brühe lebte, würde sehr bald auszehren. Viel besser würde er sich mit Milch ernähren, weil diese umsteht. — R. Amst.

[2]) Wer die Vorteile und Nachteile der pythagoräischen Lebensweise des weiteren erörtern will, kann die Abhandlungen zu Rate ziehen, welche die Doktoren Cocchi und sein Gegner Bianchi über diesen wichtigen Gegenstand geschrieben haben. — R. Amst. — Antonio Cocchi war ein florentinischer Arzt (geb. 1695); Giovanni Bianchi (Janus Plancus Ariminensis) war Naturforscher (geb. 1693). — R. kommt auf die Sache zurück II § 289 fgde.

Kind erkannt ist, die Fleischkost für die Amme am zuträglichsten sein? Darin liegt doch ein Widerspruch.

119. In den ersten Jahren des Kindes hat die Luft ganz besonders Einfluß auf die Natur desselben. Bei einer weichen und zarten Haut dringt sie leicht durch alle Poren ein, sie wirkt mächtig auf diese im Entstehen begriffenen Körper und läßt Spuren an ihnen zurück, die sich nicht wieder verwischen lassen. Deshalb wäre ich nicht der Meinung, daß man eine Bäuerin vom Lande herbeiholte, um sie in der Stadt in ein Zimmer einzuschließen und das Kind in seinem Hause aufziehen zu lassen. Lieber soll es die gute Landluft als sie die schlechte Stadtluft atmen.*) Es wird in den Stand seiner neuen Mutter eintreten und ihr ländliches Haus bewohnen, und sein Erzieher wird ihm dahin folgen. Der Leser wird sich wohl erinnern, daß dieser Erzieher kein bezahlter Mensch ist; er ist der Freund des Vaters. Wenn sich indessen dieser Freund nicht findet, wenn diese Übersiedlung nicht thunlich ist, wenn von allem, was du rätst, nichts ausführbar ist, so wirft man mir ein, was soll man statt dessen thun? — Ich habe es schon gesagt: das, was ihr eben jetzt thut; dafür braucht man keinen Rat.**)

120. Die Menschen sind nicht dazu gemacht, sich aufzuhäufen wie in einem Ameisenbau, sondern zerstreut über die Erde hin zu leben, welche sie bebauen sollen. Je mehr sie sich zusammenscharen, desto verdorbener werden sie. Gebrechen des Leibes sowie Laster der Seele sind die unvermeidliche Wirkung dieser zu massenhaften Anhäufung. Der Mensch ist von allen Geschöpfen dasjenige, welches am wenigsten herdenweise leben kann. Menschen, die man wie Schafe zusammendrängte, würden alle in sehr kurzer Zeit dahinsiechen. Der Atem des Menschen ist Seinesgleichen tötlich; das trifft im eigentlichen Sinne nicht weniger zu als im bildlichen.

121. Die Städte sind der Abgrund des menschlichen Geschlechtes. Nach Verlauf einiger Menschenalter gehen die Geschlechter zu Grunde oder sie verkommen; sie müssen wieder aufgefrischt werden, und dazu liefert immer das Land den Stoff. So lasset doch, wenn ich so sagen darf, eure Kinder sich selbst auffrischen, lasset sie draußen in Feld und Wiese die Kraft wiedergewinnen, die man in der ungesunden Luft übervölkerter Orte verliert! Wenn sich schwangere Frauen auf dem Lande befinden, so beeilen sie sich, für die Niederkunft in die Stadt zurückzukehren; gerade das Gegenteil sollten sie thun, diejenigen zumal, welche ihre Kinder stillen wollen. Sie würden dabei weniger zu vermissen

---

*) „Leute von Stand sollten ihre Kinder behandeln, wie wohlhabende Bauern die ihrigen behandeln.“ Locke § 4.

**) Vergl. Vorrede § 6. — Cramer übersetzt weiter oben: „was dann an des Vaters Stelle zu thun?“ R. sagt: que faire à la place, und meint nur: an Stelle der vorgeschlagenen Maßregeln (Landaufenthalt u. s. w.).

haben, als sie glauben; in einem dem Menschen angemessenerer Aufenthalt würden die mit den natürlichen Pflichten verbundenen Vergnügungen ihnen bald die Neigung für diejenigen benehmen, die zu jenen in keiner Beziehung stehen.

122. Gleich nach der Niederkunft wäscht man das Kind mit etwas lauem Wasser, in das man gewöhnlich Wein mischt. Dieser Zusatz von Wein scheint mir nicht sehr notwendig. Da die Natur nichts Gegorenes hervorbringt, so ist nicht anzunehmen, daß der Gebrauch einer künstlich bereiteten Flüssigkeit für das Leben ihrer Geschöpfe von Wichtigkeit sei.

123. Aus dem nämlichen Grunde ist jene Vorsicht, das Wasser lau zu machen, ebenfalls nicht unerläßlich, und in der That waschen sehr viele Völker die neugeborenen Kinder ohne weiteres in den Flüssen oder im Meer; aber unsere Kinder, die schon vor der Geburt durch die Weichlichkeit der Väter und Mütter verzärtelt sind, bringen, wenn sie zur Welt kommen, schon eine verdorbene Natur mit sich, die man nicht gleich allen Proben aussetzen darf, welche sie wieder kräftigen sollen. Nur stufenweise kann man sie zu ihrer ursprünglichen Kraft zurückführen. Für den Anfang folge man deshalb zunächst dem Gebrauch und entferne sich von ihm nur wenig. Man wasche die Kinder oft; ihre Unreinlichkeit beweist, daß es ein Bedürfnis für sie ist; wenn man sie bloß abwischt, so macht man sie wund. Aber mit zunehmender Kraft mindere man allmählich die Wärme des Wassers, bis man sie endlich Sommers und Winters im kalten und selbst gefrorenen Wasser wäscht. Da man dabei, um sie nicht zu schädigen, langsam, stufenweise und unvermerkt vorgehen muß, so mag man, um genau zu messen, sich des Thermometers bedienen.*)

124. Wenn der Gebrauch der Bäder einmal eingeführt ist, so soll man ihn nicht mehr außer Übung setzen, und es ist von Wichtigkeit, daß man ihn sein ganzes Leben hindurch beibehalte. Ich betrachte ihn nicht bloß von Seite der Reinlichkeit und der augenblicklichen Gesundheit, sondern sehe ihn als eine heilsame Vorsorge an, um das Bindegewebe geschmeidiger zu machen, daß es ohne Anstrengung und Gefahr den verschiedenen Wärme- und Kältegraden nachgeben kann. Dazu würde ich vorschlagen, daß man in der Zeit des Heranwachsens sich nach und nach daran gewöhnte, sich manchmal im warmen Wasser in allen erträglichen Graden zu baden und oft im kalten Wasser in allen möglichen Graden. Wenn

*) Locke (§ 7) empfiehlt, die Kinder an kaltes Waschen und Baden, selbst im Winter zu gewöhnen; doch „muß in dieser, wie in allen anderen Abweichungen von unserer gewöhnlichen Lebensart darauf gesehen werden, daß der Wechsel durch sanfte und unmerkliche Übergänge geschehe; auf diese Weise werden wir unseren Leib zu allem vermögen, ohne Schmerz und ohne Gefahr."

man sich so gewöhnt hätte, die verschiedenen Wärmestufen des Wassers zu ertragen, das als eine dichtere Flüssigkeit uns an mehr Punkten berührt und empfindlicher auf uns einwirkt, so würde man für die Wärmegrade der Luft beinahe unempfindlich werden.

125. Wenn das Kind, von seinen Hüllen befreit, einmal aufatmet, so gebe man nicht zu, daß ihm andere umgelegt werden, die es noch mehr einengen. Weg mit den Hauben, Bändern, Wickelkissen; gebt ihm weite und große Windeln, welche all seinen Gliedern freie Bewegung lassen und weder so schwer sind, daß sie seine Bewegungen hindern, noch so warm, daß es die Einwirkung der Luft nicht mehr spüren kann.[1]) Legt es in eine weite, gut ausgepolsterte Wiege,[2]) wo es sich nach Bequemlichkeit und ohne Gefahr bewegen kann. Wenn es einmal stärker wird, laßt es durch das Zimmer kriechen und seine kleinen Glieder sich entwickeln und ausdehnen; ihr werdet sehen, wie es von Tag zu Tag kräftiger wird. Vergleicht es mit einem recht eingeschnürten Kind desselben Alters, und ihr werdet über die Verschiedenheit in ihren Fortschritten erstaunt sein.[3])

---

[1]) In den Städten erstickt man die Kinder mit lauter Einsperren und Einwickeln. Diejenigen, die über ihre Erziehung zu wachen haben, wissen noch nicht einmal, daß die kalte Luft, weit entfernt sie zu schädigen, sie kräftigt, und daß die warme Luft sie schwächt, Fieber und den Tod verursacht. — R. Amst.

[2]) Ich sage, „eine Wiege," um ein gebräuchliches Wort anzuwenden in Ermangelung eines anderen; denn ich bin im übrigen versichert, daß es nie notwendig ist, Kinder zu wiegen, und daß dieser Gebrauch ihnen oft verderblich ist. — R. Amst.

[3]) „Die alten Peruaner ließen ihren Kindern die Arme frei in einem sehr weiten Tragkissen; wenn sie dieselben herausnahmen, so brachten sie sie ganz frei in ein in die Erde gegrabenes, mit Leinen ausgelegtes Loch, in welches sie dieselben bis zur Mitte des Leibes hinunterließen: auf diese Weise hatten sie die Arme frei und konnten nach Belieben den Kopf bewegen und den Leib biegen, ohne zu fallen und sich zu verletzen. Sobald sie einen Schritt machen konnten, reichte man ihnen aus einiger Entfernung die Brust wie eine Lockspeise, um sie zum Gehen zu nötigen. Die kleinen Neger befinden sich manchmal in einer viel ermüdenderen Stellung beim Saugen; sie umfassen mit ihren Knieen und Füßen eine Hüfte ihrer Mutter und umklammern sie so fest, daß sie ohne die Hilfe der Arme ihrer Mutter sich halten können. An der Brust halten sie sich mit den Händen und saugen an einem fort, ohne sich zu rühren oder zu fallen trotz der verschiedenen Bewegungen der Mutter, welche während dessen ihre gewöhnliche Arbeit verrichtet. Diese Kinder fangen im zweiten Monat an zu gehen oder vielmehr auf Knieen und Händen sich fortzuschleppen. Durch diese Übung erhalten sie später die Fertigkeit, in dieser Stellung fast ebenso schnell zu laufen, wie wenn sie auf den Füßen gingen." Büffon, Naturg. IV. S. 192.

Diesen Beispielen hätte Herr Büffon das der Engländer beifügen können, bei welchen die unsinnige und barbarische Sitte des Wickelkissens von Tag zu Tag abnimmt. S. auch La Loubère, Reise in Siam, Sieur le Beau, Reise in Kanada u. s. w. Ich könnte zwanzig Seiten mit Citaten anfüllen, wenn ich diesen Punkt durch Thatsachen erhärten müßte. — R. Amst. — Das Buch von La

126. Man muß sich auf einen großen Widerstand von seiten der Ammen gefaßt machen, denen ein tüchtig zusammengeschnürtes Kind weniger Mühe verursacht als eines, auf das man unablässig achtgeben muß. Überdies wird auch seine Unreinlichkeit fühlbarer in einem offenen Kleid; man muß es öfters reinigen. Endlich ist die Gewohnheit ein Grund, den man in gewissen Ländern niemals widerlegen wird, und das ist dem Pöbel in allen Staaten gerade recht.*)

127. Lasse dich mit Ammen nicht auf Gründe ein. Gieb deine Anordnungen und überwache sie, und thue alles, um die Maßregeln, die du vorgeschrieben, für die Ausführung leicht zu machen. Warum solltest du dich auch nicht daran beteiligen? Bei der gewöhnlichen Art des Aufziehens, wo man nur das Leibliche im Auge hat, kommt das Übrige kaum in Betracht, wenn nur das Kind lebt und nicht verkümmert: aber bei uns, wo die Erziehung mit dem Leben beginnt, ist das Kind schon bei der Geburt Schüler, nicht des Erziehers, sondern der Natur. Der Erzieher macht nur seine Studien unter dieser ersten Lehrerin und verhütet, daß ihre Maßregeln durchkreuzt werden. Er überwacht den Pflegling, beobachtet ihn und geht ihm nach, er erspäht mit Wachsamkeit das erste Aufleuchten seines schwachen Verstandes, wie die Muselmänner beim Herannahen des ersten Viertels den Augenblick erspähen, wo der Mond sich erhebt.

128. Wir kommen auf die Welt mit der Fähigkeit zu lernen, doch wissen und erkennen wir noch nichts. Die Seele, festgebannt in unentwickelten und halbgebildeten Organen, hat noch nicht einmal das Gefühl ihrer eigenen Existenz. Die Bewegungen und das Geschrei des eben geborenen Kindes sind lediglich mechanische Wirkungen, die mit dem Erkennen und Wollen nichts zu thun haben.

129. Gesetzt, ein Kind hätte bei seiner Geburt den Wuchs und die Kraft eines erwachsenen Menschen, es ginge, so zu sagen, ganz gerüstet aus dem Schoße seiner Mutter hervor wie Pallas aus Jupiter's Gehirn: dieses Mannkind wäre ein vollkommener Schwachkopf, ein Maschinenmensch, eine unbewegliche, beinahe gefühllose Bildsäule: es würde nichts sehen, nichts hören, niemanden erkennen, würde nicht einmal die Augen dahin wenden können, woher es etwas nötig hätte. Es würde nicht allein keinen Gegenstand außer ihm wahrnehmen, es würde sogar keinen mit dem Sinnesorgan, mit dem es ihn wahrnehmen müßte, in

---

Loubère heißt: Du royaume de Siam. Paris 1691. Der Verf. war 1687 im Auftrage seiner Regierung einige Zeit in jenem Lande. — Buffon ist der einzige bedeutende Mann aus den gelehrten Kreisen in Paris, mit dem R., nachdem er sich von der Gesellschaft losgerissen, noch im engeren Verkehr blieb. Noch i. J. 1765 schrieb B. an R.

*) Der Zusammenhang wird hier scheinbar unterbrochen; § 166 nimmt den Gegenstand wieder auf.

Berührung bringen; die Farben gelangten nicht in sein Auge, die Töne nicht in sein Ohr, die Körper, die es berührte, rührten nicht an den seinigen, ja, es wüßte nicht einmal, daß es einen besitzt; das Tasten seiner Hände vollzöge sich in seinem Gehirn, alle seine Empfindungen würden sich in einem einzigen Punkte treffen; seine ganze Existenz wäre auf sein Gefühlscentrum*) beschränkt; es hätte nur eine einzige Idee, die des Ich, auf welche es alle seine Empfindungen beziehen würde, und diese Idee oder vielmehr dieses Gefühl wäre das Einzige, was es mehr hätte als ein gewöhnliches Kind.

130. Ein so auf einmal fertig gebildeter Mensch könnte sich nicht einmal aufrecht stellen; er würde lange Zeit brauchen, um zu lernen, wie man sich im Gleichgewicht hält; vielleicht würde er nicht einmal den Versuch dazu machen, und so müßte dieser ausgewachsene, starke und kräftige Leib stehen bleiben wie ein Steinblock oder kriechen und sich hinschleppen wie ein junger Hund.

131. Er würde das Unbehagliche der Bedürfnisse fühlen, ohne sie zu kennen und ohne ein Mittel zu ersinnen, für sie zu sorgen. Keine unmittelbare Verbindung zwischen den Magenmuskeln und den Arm- und Beinmuskeln würde ihn veranlassen, selbst wenn rings um ihn Nahrungsmittel lägen, einen Schritt gegen sie hin zu thun oder die Hand nach ihnen auszustrecken, und da sein Leib ganz ausgewachsen und seine Glieder ganz entwickelt wären, er mithin weder die Unruhe noch die unablässige Beweglichkeit der Kinder besäße, könnte er Hungers sterben, bevor er sich von der Stelle gerührt, um seinen Lebensunterhalt zu suchen. Wenn man nur einigermaßen über die Reihenfolge und die Fortschritte unserer Erkenntnis nachgedacht hat, so muß man zugeben, daß dies etwa der ursprüngliche Zustand der Unwissenheit und Blödheit gewesen ist, der dem Menschen eigen war, bevor er etwas gelernt durch Erfahrung oder Seinesgleichen.

132. Man kennt also den ersten Punkt oder kann ihn kennen, von dem wir alle ausgehen, um zu dem gewöhnlichen Grade der Vernunft zu gelangen; wer aber kennt das andere Ende? Ein jeder macht größere oder geringere Fortschritte je nach seiner Geistesart, seiner Neigung, seinen Bedürfnissen, seinen Anlagen, seinem Eifer und den Gelegenheiten, die sich ihm dazu darbieten. Aber ich wüßte nicht, daß je ein Philosoph die Kühnheit gehabt hätte zu sagen: Dies ist das Ziel, das der Mensch erreichen, aber nicht überschreiten kann. Wir wissen nicht, wie weit die Natur uns erlaubt zu gelangen, niemand unter uns hat den Abstand gemessen, der einen Menschen von dem andern trennen kann. Wo ist die niedrige Seele, die sich nie von diesem Gedanken erwärmen ließ und in ihrem Stolze nicht manchmal zu sich sagte: Wie viele habe ich

*) Das sensorium commune (le commun sensorium, wie R. sagt).

schon überholt! Wie viele kann ich noch einholen! Warum sollte mein Nebenmensch weiter kommen als ich?

133. Ich wiederhole: die Erziehung des Menschen beginnt bei seiner Geburt; bevor er sieht und hört, wird er schon unterrichtet. Die Erfahrung kommt vor der Lehre; sobald er nur seine Amme erkennt, hat er sich schon viel angeeignet. Man würde staunen über die Kenntnisse des ungebildetsten Menschen, wenn man seine Fortschritte verfolgte vom Augenblick seiner Geburt an bis zu demjenigen, zu dem er gelangt ist. Wenn man alles menschliche Wissen in zwei Teile teilte, wovon einer allen Menschen gemeinsam, der andere aber nur den Gelehrten gehörte, so würde der letztere sehr gering sein in Vergleich zum ersten; aber wir beachten das insgemein Angeeignete kaum, weil es erworben wird, ohne daß man daran denkt und selbst vor dem Alter der Vernunft, weil ferner das Wissen nur durch seine Abstufungen sich bemerklich macht, und weil, wie bei den algebraischen Gleichungen, gleiche Größen auf beiden Seiten das Ergebnis nicht verändern.

134. Selbst die Tiere lernen viel. Sie haben Sinne, deren Gebrauch sie lernen müssen; sie haben Bedürfnisse, deren Befriedigung sie lernen müssen; sie müssen das Gehen, Essen, Fliegen lernen. Die vierfüßigen Tiere, die von ihrer Geburt an auf den Beinen stehen, können darum noch nicht gehen; an ihren ersten Schritten sieht man, daß es erst unsichere Versuche sind. Wenn ein Kanarienvogel aus seinem Käfig entkömmt, so kann er noch nicht fliegen, weil er noch nie geflogen ist. Für lebende und empfindende Wesen ist alles Unterricht. Gäbe es bei den Pflanzen eine Ortsbewegung, so müßten sie Sinne haben und sich Kenntnisse erwerben; sonst würden die Gattungen bald zu Grunde gehen.

135. Die ersten Empfindungen der Kinder sind reine Gefühlseindrücke; sie nehmen nur Lust oder Schmerz wahr. Da sie weder gehen noch greifen können, brauchen sie viele Zeit, um nach und nach die Vorstellungsempfindungen in sich zu bilden, welche ihnen die außerhalb befindlichen Gegenstände vorführen; aber während unterdessen diese Gegenstände sich ausdehnen, sich, sozusagen, vor ihren Augen wegbewegen und für sie Ausdehnung und Gestalt annehmen, beginnt die Wiederkehr der Gefühlseindrücke sie der Herrschaft der Gewohnheit zu unterwerfen; man sieht, wie ihre Augen sich unaufhörlich dem Lichte zuwenden und, wenn dieses ihnen von der Seite kommt, unvermerkt diese Richtung annehmen, so daß man darauf bedacht sein muß, sie immer gegen das Licht sehen zu lassen, damit sie nicht schielen lernen oder quersichtig werden. Auch sollen sie sich frühzeitig an die Dunkelheit gewöhnen, sonst weinen und schreien sie, sobald sie sich im Dunkeln befinden. Nahrung und Schlaf, wenn sie ihnen zu pünktlich zugemessen werden, werden ihnen nach Umlauf der nämlichen Zeitfrist unentbehrlich, und bald entsteht das Verlangen nicht mehr aus dem Bedürfnis, sondern aus der Gewohnheit,

oder die Gewohnheit fügt vielmehr zu dem Bedürfnis der Natur ein zweites hinzu; dem aber muß man zuvorkommen.

136. Die einzige Gewohnheit, die man bei dem Kinde darf aufkommen lassen, ist die, daß es keine Gewohnheit annehme;*) man soll es nicht mehr auf einem Arme tragen als auf dem andern; man soll es nicht daran gewöhnen, daß es gerade nur die eine Hand darbiete oder sich ihrer öfter bediene, daß es zu derselben Stunde zu essen, zu schlafen oder was immer vorzunehmen verlange, daß es Tag und Nacht nie allein bleiben könne. Bereite frühzeitig die Obergewalt seiner Freiheit und den Gebrauch seiner Kräfte vor, indem du seinem Leibe die natürliche Art erhältst und ihn in Stand setzest, immer Herr über sich zu sein und in allen Dingen seinen Willen zu thun, sobald er einen hat.**)

137. Sobald das Kind die Gegenstände zu unterscheiden beginnt, ist es von Wichtigkeit, daß man sie ihm nicht ohne Wahl vorführe. Alle neuen Gegenstände üben von Natur einen gewissen Reiz auf den Menschen aus. Er fühlt sich so schwach, daß er alles, was er nicht kennt, fürchtet; die Gewohnheit, neue Gegenstände ohne besondere Erregung zu sehen, zerstört diese Furcht. Kinder, welche in reinlichen Häusern aufgewachsen sind, wo man keine Spinnen duldet, fürchten sich vor denselben, und diese Furcht bleibt ihnen auch für ihr späteres Alter. Ich habe nie gesehen, daß Bauern, Mann oder Weib oder Kind, die Spinnen gefürchtet hätten.

138. Warum sollte also die Erziehung eines Kindes nicht beginnen, bevor es sprechen und verstehen kann, da ja schon die Wahl der Gegenstände, die man ihm vorführt, geeignet ist, es furchtsam oder beherzt zu machen? Nach meiner Ansicht muß man es daran gewöhnen, neue Gegenstände, häßliche, ekelhafte und ungewöhnliche Tiere zu sehen, jedoch nur nach und nach und von fern, bis es sich an den Anblick gewöhnt hat und, nachdem es lange genug gesehen, wie andere diese Dinge angreifen, sie endlich selbst angreift. Wenn es während seiner Kindheit Kröten, Schlangen und Krebse gesehen hat, wird es später ohne Schrecken jedes beliebige Tier ansehen. Wer tagtäglich schreckhafte Dinge sieht, für den giebt es keine mehr.***)

---

*) Locke § 18: „Die Hauptsache, welche man in der Erziehung bedenken muß, ist, welche *Gewohnheiten* man einpflanze; daher möge man ... in allen ... Dingen verhüten, irgend etwas *gewohnheitsmäßig* werden zu lassen, dessen Übung man nicht will fortsetzen und steigern lassen."

**) „Einem zärtlichen Vater, welcher nicht zugeben wollte, daß sein Kind wegen eines bösen Streichs zurechtgewiesen werde, sondern ihn entschuldigte mit den Worten, es wäre etwas Geringfügiges, antwortete Solon sehr gut: *Freilich, aber die Gewohnheit ist etwas Wichtiges.*" Locke § 34.

***) Vgl. *Basedow*, Methodenbuch S. 51 (3. Aufl.). Ganz nach *Locke* § 115.

139. Alle Kinder fürchten sich vor Masken. Ich zeige Emil zuerst eine Maske mit angenehmen Gesichtszügen. Dann bindet sich jemand diese Maske vor seinen Augen vors Gesicht: ich lache, die andern alle ebenfalls, und das Kind lacht mit. Nach und nach gewöhne ich ihn an weniger angenehme Masken und endlich an abschreckende Gesichtszüge. Wenn ich meine Steigerung gut getroffen habe, so wird er auch vor der letzten Maske durchaus nicht erschrecken, sondern darüber lachen wie über die erste. Nach diesem wird man ihn wohl kaum mehr mit Masken in Schrecken setzen.

140. Wenn beim Abschied von Andromache und Hector der kleine Astyanax vor dem wehenden Federbusch auf dem Helm seines Vaters erschrickt, vor ihm fremdet, sich weinend an den Busen seiner Amme wirft und seiner Mutter ein Lächeln unter Thränen entlockt,*) was soll man wohl thun, um ihn von diesem Schrecken zu heilen? Eben das, was Hector thut: den Helm auf den Boden setzen und dann das Kind liebkosen. In einem ruhigeren Augenblick würde man dabei nicht stehen bleiben; man würde an den Helm herantreten, mit den Federn spielen und sie das Kind in die Hand nehmen lassen; nachher würde die Amme den Helm ergreifen und ihn lachend auf den eigenen Kopf setzen, wenn eben die Hand eines Weibes es wagte, an Hector's Waffen zu rühren.

141. Soll Emil an den Knall einer Schießwaffe gewöhnt werden, so feure ich zunächst das Zündpulver auf einer Pistole ab. Die plötzliche und rasche Flamme, das blitzartige Leuchten belustigt ihn: ich wiederhole es mit mehr Pulver; nach und nach bringe ich eine kleine Ladung ohne Pfropf in die Pistole, dann eine größere: zuletzt gewöhne ich ihn an Flintenschüsse, Böller, Kanonen und an die heftigsten Detonationen.

142. Ich habe bemerkt, daß die Kinder sich selten vor dem Donner fürchten, wenn nicht etwa die Schläge auffallend heftig sind und das Gehör wirklich verletzen; ist dies nicht der Fall, so kommen sie zu dieser Furcht erst, wenn sie gehört haben, daß der Donner manchmal verletzt oder tötet. Wenn das Nachdenken ihnen Schrecken verursacht, so sorge man dafür, daß die Gewohnheit sie wieder beruhige. Durch eine langsame und allmähliche Steigerung waffnet man Männer und Kinder vor jeglicher Furcht.

---

*) R. erzählt ganz nach den Worten Homer's (Ilias VI 466—485):
„Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt vor dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz und der flatternden Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah vom oberen Helme herabwehn."
Hector legt dann den Helm ab und liebkost den Knaben; aber Andromache
„nahm in das duftende Busengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick . . ." (Voß.)

143. Im Beginn des Lebens, wo Gedächtnis und Einbildungskraft noch schlummern, achtet das Kind nur auf das, was wirklich seine Sinne angreift. Wenn man nun die Empfindungen, die doch den ersten Stoff für seine Kenntnisse abgeben, ihm in passender Ordnung darbietet, so bereitet man sein Gedächtnis vor, sie eines Tages in der nämlichen Ordnung seinem Verstande darzubieten; da es aber nur auf seine Empfindungen achtet, so genügt es zunächst, ihm den Zusammenhang dieser nämlichen Empfindungen mit den sie veranlassenden Gegenständen recht deutlich zu zeigen. Es will alles betasten und befühlen: widersetze dich diesem unruhigen Drange nicht; er bietet ihm eine durchaus notwendige Lehre. So lernt es Wärme und Kälte, Härte und Weiche, Schwere und Leichtigkeit der Körper wahrnehmen, ihre Größe und Gestalt und alle ihre sinnenfälligen Eigenschaften beurteilen, indem es anschaut, betastet, [1]) hört, besonders aber, indem es den Gesichtseindruck mit der Gehörsempfindung vergleicht und mit dem Auge die Empfindung bemißt, welche die Körper unter seinen Fingern hervorrufen würden.

144. Nur durch die Bewegung erfahren wir, daß es Dinge giebt, welche wir nicht selbst sind, und nur durch unsere eigene Bewegung bekommen wir den Begriff der Ausdehnung. Da nun das Kind diesen Begriff nicht hat, so greift es gerade so nach einem Gegenstand, der es berührt, wie nach einem, der hundert Schritte von ihm entfernt ist. Die Anstrengung, die es macht, scheint dir ein Wink, ein Befehl zu sein, daß der Gegenstand sich nähere oder daß du ihm denselben herbeibringest; aber mit Unrecht: es sieht nur die Gegenstände, die es zuerst in seinem Gehirn und dann in seinen Augen gesehen hat, jetzt am Ende seiner Arme und kann sich keine andere Entfernung einbilden als die, die ihm erreichbar ist. Sorge also dafür, daß es fleißig umhergetragen, von einem Ort zum andern gebracht und daß ihm die Veränderung des Ortes fühlbar gemacht werde, damit es die Entfernungen beurteilen lerne. Wenn es sie einmal zu erkennen beginnt, mußt du einen anderen Weg einschlagen und es nur noch nach deinem Gutdünken, nicht nach dem seinigen herumtragen; denn sobald es nicht mehr durch seine Sinne irregeführt wird, erhalten seine Bemühungen eine andere Ursache. Diese Veränderung ist bemerkenswert und bedarf der Erklärung.

145. Das unbehagliche Gefühl der Bedürfnisse spricht sich durch Zeichen aus, wenn die Hilfe anderer notwendig ist, um sie zu befriedigen. Daher das Weinen der Kinder. Sie weinen viel, und das muß so sein. Da alle ihre Empfindungen Gefühlseindrücke sind, so genießen sie die-

---

[1]) Der Geruch entwickelt sich bei den Kindern am spätesten von allen Sinnen: bis zum zweiten oder dritten Jahre scheinen sie weder für gute noch schlechte Gerüche empfänglich zu sein; sie zeigen in dieser Beziehung die Gleichgiltigkeit oder vielmehr die Unempfindlichkeit, die man an mehreren Tieren bemerkt — R. Amst.

selben stillschweigend, wenn sie angenehm sind; sind sie dagegen schmerzlich, so sagen sie es in ihrer Sprache und verlangen Erleichterung. So lange sie nun wach sind, können sie kaum je in einem Zustand der Unerregtheit sein: sie schlafen oder sie sind sinnlich angeregt.

146. Alle unsere Sprachen sind Erzeugnisse der Kunst. Man hat sich lange gefragt, ob es eine natürliche, allen Menschen gemeinsame Sprache gebe: ohne Zweifel giebt es eine solche — die Sprache der Kinder, bevor sie reden können. Diese Sprache ist nicht artikuliert, aber es wohnt ihr Betonung, Tonfall und Verständlichkeit bei. Der Gebrauch unserer Sprachen hat sie so sehr verdrängt, daß wir sie ganz und gar vergessen haben. Studieren wir die Kinder, und wir werden sie im Umgang mit ihnen bald wieder lernen.*) In dieser Sprache sind die Ammen unsere Lehrmeisterinnen; sie verstehen alles, was ihre Pfleglinge sagen, sie antworten ihnen und halten mit ihnen vollkommen zusammenhängende Gespräche; sie sprechen zwar Worte aus, doch sind diese Worte ganz unnötig, denn sie hören nicht auf den Sinn des Wortes, sondern nur auf den Ton, mit dem es ausgesprochen wird.

147. Zur Sprache der Stimme tritt die nicht minder ausdrucksvolle Gebärdensprache. Die Gebärde spricht sich nicht durch die schwachen Hände der Kinder, sondern auf ihrem Gesichte aus. Es ist erstaunlich, wie viel Ausdruck diese so unvollkommen ausgebildeten Physiognomien schon haben; ihre Züge wechseln von einem Augenblick zum andern mit unglaublicher Raschheit. Lächeln, Verlangen, Schreck kommen und vergehen da wie Blitze; man glaubt jedesmal ein anderes Gesicht zu sehen. Sicher sind ihre Gesichtsmuskeln beweglicher als die unsrigen. Dafür sind ihre matten Augen fast ausdruckslos. So muß auch ihre Zeichensprache beschaffen sein in einem Alter, wo man nur leibliche Bedürfnisse

---

*) Es ist heutzutage unpassend, eine Kritik R.'s in Bezug auf die Entstehung der Sprache zu üben; doch muß darauf hingewiesen werden, daß überhaupt die heutige Wissenschaft das Werk der Natur mit der Geburt des einzelnen Menschen nicht als abgeschlossen betrachtet, sondern innerhalb der Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes ihr noch eine weite Wirksamkeit zugesteht. R. geht so sehr darauf aus, die Natur, die wir zur Welt mitbringen, zu erhalten, daß ihm dieser Gedanke nicht nahe liegen konnte. Dadurch kennzeichnet sich seine ganze Anschauungsweise, deren schwache Seite eben an diesem Punkte beginnt. Dann möge noch daran erinnert werden, daß R. zu der Zeit, wo er am Emil arbeitete, einen Essai sur l'origine des langues geschrieben hat, der zuerst sur le principe de la mélodie überschrieben werden sollte. Es finden sich darin Anklänge an die obige Stelle; im ganzen gehört aber diese Schrift zu R.'s unbedeutenderen Schöpfungen. — Formey verfolgt R. auch auf diesem Gebiete. Er hat dem Anti-Emil ein mémoire angehängt, das er in der Berliner Akademie gelesen (Réunion des principaux moyens employés pour découvrir l'origine du langage, des idées et des connaissances de l'homme) und wodurch er die „Unsicherheit in dieser Beziehung“ zu zerstreuen hofft.

kennt; Empfindungen sprechen sich in Verzerrungen des Gesichts aus, Gefühle in den Blicken.

148. Wie Not und Schwäche der erste Zustand des Menschen ist, sind Klage und Thränen seine ersten Laute. Das Kind fühlt seine Bedürfnisse und kann sie nicht befriedigen, es ruft die Hilfe anderer an durch Schreien; wenn es Hunger oder Durst fühlt, weint es; wenn es ihm zu heiß oder zu kalt ist, weint es; wenn es das Bedürfnis der Bewegung hat und man hält es ruhig, so weint es; wenn es schlafen will und man bewegt es, so weint es. Je weniger es in seiner Macht liegt, seinen augenblicklichen Zustand zu bestimmen, desto häufiger verlangt es nach Veränderung desselben. Es hat nur eine Sprache, da es, so zu sagen, nur eine Art des Übelbefindens kennt: bei dem unentwickelten Zustande seiner Organe unterscheidet es nicht zwischen ihren verschiedenen Eindrücken; alle Übel verursachen ihm nur eine und dieselbe Schmerzempfindung.

149. Aus diesen Thränen, denen man so wenig Bedeutung beimessen möchte, entspringt die erste Beziehung des Menschen zu seiner ganzen Umgebung; sie schmieden den ersten Ring in der langen Kette, aus welcher die gesellschaftliche Ordnung gebildet ist.

150. Wenn das Kind weint, fühlt es sich unbehaglich, es hat irgend ein Bedürfnis, das es nicht befriedigen kann: man prüft und sucht dieses Bedürfnis, man findet es und hilft ihm ab. Wenn man es nicht findet oder ihm nicht abhelfen kann, dauern die Thränen fort, und man ärgert sich darüber: man liebkost das Kind, um es zur Ruhe zu bringen, man wiegt es und singt ihm vor, um es einzuschläfern; wenn es sich nicht beruhigen läßt, wird man ungeduldig und droht ihm; rohe Ammen schlagen es bisweilen. Das sind wunderliche Lehren für seinen Eintritt ins Leben.

151. Nie werde ich vergessen, wie ich einst einen dieser lästigen Schreier gesehen, den seine Amme auf solche Weise geschlagen hatte. Augenblicklich war er stille: ich glaubte, er wäre eingeschüchtert worden. Ich sagte mir: das wird einmal eine knechtische Seele geben, bei der man nur durch Strenge etwas durchsetzen kann. Aber ich täuschte mich; der Unglückliche war am Ersticken vor Zorn und außer Atem gekommen; ich sah, wie er blutrot wurde. Einen Augenblick darauf brach ein durchdringendes Geschrei los; alle Zeichen der Entrüstung, der Wut und Verzweiflung dieses Alters waren in seinem Geschrei wahrzunehmen. Ich fürchtete, er möchte unterliegen in dieser Aufregung. Hätte ich daran gezweifelt, daß das Gefühl des Rechts und Unrechts dem menschlichen Herzen eingeboren sei, dieses Beispiel allein hätte mich zu einer anderen Meinung gebracht. Ich bin versichert, wäre ein Feuerbrand durch Zufall auf die Hand des Kindes gefallen, es wäre ihm weniger empfind-

lich gewesen als dieser ziemlich leichte Schlag, der ihm aber in der offenbaren Absicht, es zu kränken, gegeben worden war.

152. Diese Neigung der Kinder zu Jähzorn, Ärger und Wut verlangt die allergrößte Schonung. Boerhaave*) meint, daß ihre Krankheiten zum größten Teil als Krämpfe anzusehen seien, da bei ihnen der Kopf im Verhältnis größer und das Nervensystem ausgedehnter sei als bei den Erwachsenen, die Nerven daher viel reizbarer. Man halte also auf das sorgfältigste von ihnen die Dienstboten fern, welche sie necken, reizen und ungeduldig machen; sie sind ihnen hundertmal gefährlicher und verderblicher als die Unbilde der Witterung und der Jahreszeiten. Solange die Kinder nur an den Dingen Widerstand finden, nie aber an dem Willen anderer, werden sie weder widerspenstig noch zornsüchtig werden und auch bei besserer Gesundheit bleiben. Es ist dies einer von den Gründen, warum die Kinder aus dem Volke, die freier und unabhängiger sind, in der Regel auch weniger schwächlich und zart, im Gegenteil kräftiger sind als diejenigen, welche man besser zu erziehen glaubt, indem man fortwährend ihren Willen durchkreuzt; doch darf man immerhin nicht übersehen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind — ihnen willfahren und ihnen nicht entgegentreten.

153. Die ersten Thränen der Kinder sind Bitten; wenn man sich nicht vorsieht, werden sie bald Befehle; zuerst lassen sie sich helfen, am Ende lassen sie sich bedienen. Entsprang aus ihrer eigenen Schwäche zuerst das Gefühl ihrer Abhängigkeit, so bildet sich auf diese Weise später der Gedanke des Befehlens und Herrschens**): aber da dieser Gedanke weniger durch ihre Bedürfnisse erregt wird als durch unsere Hilfeleistungen, so beginnen hier die moralischen Wirkungen sich fühlbar zu machen, deren unmittelbare Ursache nicht in der Natur liegt, und man sieht,***) warum es schon hier, auf dieser frühesten Altersstufe, so wichtig ist, die geheime Absicht zu finden, welche der Gebärde oder dem Geschrei zu Grunde liegt.

154. Wenn das Kind mit Anstrengung seine Hand ausstreckt, ohne dabei etwas zu sagen, so glaubt es den Gegenstand greifen zu können, weil es seine Entfernung nicht schätzt; es hat sich also geirrt: aber wenn es mit dem Ausstrecken der Hand weint und schreit, dann liegt kein

*) Hermann B., geb. 1668 zu Voorhout, Professor zu Leyden, gest. 1738, ein Gelehrter von ungemeiner Vielseitigkeit und Arbeitskraft, als Arzt von scharfer Beobachtungsgabe.

**) Locke § 103: „Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Kinder die Freiheit lieben und daß man sie deshalb die Dinge, zu denen sie Neigung haben, soll thun lassen, ohne daß sie eine Nötigung dazu bemerken. Ich füge jetzt hinzu, daß die Kinder etwas noch mehr lieben, d. i. das Herrschen."

***) R. hat zuerst geschrieben: „(man sieht, warum) es von Wichtigkeit ist die Absicht zu unterscheiden."

Irrtum über die Entfernung vor, sondern es verlangt von dem Gegenstande, daß er näher komme, oder von dir, daß du ihn herbringest. Im ersteren Falle bringe es langsam und mit kleinen Schritten zu dem Gegenstande hin; im zweiten thue nicht einmal dergleichen, als hättest du es gehört: je mehr es dann schreit, desto weniger mußt du darauf hören. Es ist von Wichtigkeit, daß es frühzeitig daran gewöhnt werde, weder den Menschen zu befehlen, denn es ist nicht ihr Meister, noch den Dingen, denn sie verstehen es nicht. Wenn deshalb ein Kind irgend etwas verlangt, was es sieht und was man ihm geben will, ist es besser, das Kind zu dem Gegenstande hin zu bringen als umgekehrt: es zieht aus diesem Verfahren einen seinem Alter angemessenen Schluß, und es giebt kein anderes Mittel, ihm denselben nahe zu legen.

155. Der Abbé de Saint-Pierre*) nannte die Menschen große Kinder; umgekehrt könnte man die Kinder kleine Menschen nennen. Als Sprüche haben diese Sätze ihre Wahrheit, als Grundsätze bedürfen sie der Erläuterung; wenn dagegen Hobbes**) einen Bösen ein mit Kraft begabtes Kind nannte, so sagte er damit etwas sich selbst ganz und gar Widersprechendes. Jede Bosheit kommt von Schwäche; nur weil es schwach ist, ist ein Kind böse; mache es stark, so wird es gut sein: wer alles könnte, würde niemals Böses thun.***) Von allen Eigenschaften der allmächtigen Gottheit ist die Güte diejenige, ohne welche man sie am wenigsten begreifen kann. Alle Völker, welche zwei Principien angenommen haben, haben immer das Böse als dem Guten untergeordnet angesehen; sonst würden sie etwas ungereimtes angenommen haben, Darüber später in dem „Glaubensbekenntnis des savoischen Landpfarrers"****).

156. Durch die Vernunft allein kommen wir zur Erkenntnis des Guten und Bösen. Das Gewissen, das uns das eine lieben, das andere hassen lehrt, kann sich daher, obwohl von der Vernunft unabhängig, ohne

*) Der Abbé Charles-Irénée Castel de Saint-Pierre (gest. in hohem Alter 1743) war ein durch Milde des Charakters und Freiheit seiner Anschauungen ausgezeichneter Mann. R. trug sich lange mit dem Plane, eine Ausgabe der Werke desselben in verkürzter Form zu veranstalten.

**) Thomas Hobbes (gest. 1679, mehr als neunzigjährig) hat in seinen staatswissenschaftlichen Schriften den Krieg als den natürlichen Zustand der menschlichen Gesellschaft hingestellt. R. bekämpft seine Ansichten mit offenbarer Entrüstung.

***) Die Herausgeber citieren Seneca „vom glücklichen Leben" c. 3: magnitudo cum mansuetudine; omnis enim ex infirmitate feritas est d. i. „Seelengröße mit Seelengüte (folgt aus dem naturgemäßen Leben des stoischen Weisen); denn aus der Schwäche entspringt alle Roheit." Zu R.'s Ansichten stimmt das ganze Kapitel bei Seneca besser als dieser Spruch. — Der von R. ausgesprochene Gedanke findet sich wiederholt bei seinen Zeitgenossen z. B. Voltaire, auch bei La Rochefoucauld.

****) 4. Buch. (§ 278).

sie nicht entwickeln. Vor dem Alter der Vernunft thun wir das Gute und Böse ohne es zu kennen, und es liegt keine Sittlichkeit in unseren Handlungen, wenn sie auch manchmal in der Beurteilung fremder Handlungen, die auf uns Bezug haben, zur Geltung kommt. Ein Kind will alles, was es sieht, aus seiner Ordnung bringen, es zerbricht und zerstört alles, was es erreichen kann; es greift einen Vogel an, wie es einen Stein angreifen würde, es erwürgt ihn ohne zu wissen, was es thut.

157. Und warum? Die Philosophie sucht sogleich die Begründung in angeborenen Lastern, Stolz, Herrschsucht, Eigenliebe, Bosheit der Menschen: das Gefühl seiner Schwäche, könnte sie beifügen, bringt dem Kinde die Sucht bei, gewaltthätige Handlungen zu begehen und sich selbst den Beweis der eigenen Kraft zu liefern. Man sehe aber doch jenen hinfälligen, gebrochenen Greis, den der Kreislauf des menschlichen Lebens zur Schwäche der Kindheit zurückgeführt hat; nicht nur bleibt er selbst friedsam und ruhig, er will auch, daß alles um ihn herum so bleibe; die geringste Veränderung verwirrt und beunruhigt ihn, allgemeine Stille wäre ihm am liebsten. Wie sollte die nämliche Ohnmacht bei den nämlichen Leidenschaften in den beiden Lebensaltern so verschiedene Wirkungen hervorbringen, wenn nicht die erste Ursache eine verschiedene wäre? Und wo kann man diese Verschiedenheit der Ursachen suchen außer in dem physischen Zustand der beiden Menschen? Der Thätigkeitstrieb, der beiden gemeinsam ist, entfaltet sich in dem einen und erlischt in dem anderen; der eine wird, der andere verdirbt; der eine geht dem Leben, der andere dem Tode entgegen. Die abnehmende Thatkraft des Greises zieht sich in sein Herz zurück: in dem Herzen des Kindes überquillt sie und drängt nach außen; es fühlt, so zu sagen, Leben genug in sich, seine ganze Umgebung damit zu erfüllen. Bauen oder niederreißen, gilt ihm gleich, wenn es nur die Dinge in eine andere Lage bringen kann, und jede Veränderung ist eine Thätigkeit. Wenn es demnach einen größeren Hang zum Zerstören zu haben scheint, so ist das nicht Bosheit, es erklärt sich vielmehr daraus, daß die Thätigkeit, welche bildet, immer langsam ist und deshalb die Thätigkeit des Zerstörens als die schnellere seiner Lebhaftigkeit mehr zusagt.

158. Wenn der Schöpfer der Natur den Kindern diesen Thätigkeitstrieb giebt, sorgt er zu gleicher Zeit dafür, daß er wenig Schaden anrichte, indem er ihnen wenig Kraft verleiht, ihn auszuüben. Sobald sie aber ihre Umgebung für das Werkzeug ansehen können, das sie nur in Bewegung zu setzen brauchen, bedienen sie sich derselben, um ihrer Neigung nachzuhängen und ihrer eigenen Schwäche nachzuhelfen. Auf diese Weise werden sie überlästig, herrschsüchtig, eigenwillig, böse, unbändig; aber diese Entwickelung kommt nicht von einer natürlichen Herrschsucht her, sondern diese wird durch jene erst hervorgerufen; denn

man braucht keine lange Erfahrung, um zu fühlen, wie angenehm es ist durch andrer Hände zu handeln und nur einer Bewegung der Zunge zu bedürfen, um die Welt zu bewegen.

159. Mit dem Wachsen kommen die Kräfte, man wird weniger unruhig und unstät, man zieht sich mehr in sich selbst zurück. Leib und Seele setzen sich, so zu sagen, ins Gleichgewicht, und die Natur verlangt nur noch die zu unserer Erhaltung notwendige Bewegung von uns. Aber das Verlangen zu befehlen hört nicht auf mit dem Bedürfnis, dem es entsprungen ist; das Herrschen weckt und hegt die Eigenliebe, die Gewohnheit bestärkt sie: so folgt auf das Bedürfnis die Laune, und Vorurteil und Einbildung schlagen ihre ersten Wurzeln.

160. Haben wir die Grundursache einmal erkannt, so sehen wir den Punkt, auf dem man den Weg der Natur*) verläßt, deutlich vor uns: sehen wir, was zu thun ist, um uns auf demselben zu behaupten.

161. Weit entfernt davon, überflüssige Kräfte zu besitzen, haben die Kinder nicht einmal hinreichende für alles, was die Natur von ihnen verlangt; man muß ihnen also den Gebrauch aller derjenigen, die sie ihnen giebt und die sie nicht mißbrauchen können, zugestehen. — Erster Grundsatz.

162. Man muß sie unterstützen und all ihren geistigen oder leiblichen Mängeln zu Hilfe kommen in allem, was zum physischen Bedürfnis gehört. — Zweiter Grundsatz.

163. Man muß sich bei dieser Hilfeleistung lediglich auf den wirklichen Nutzen beschränken, ohne der Laune oder dem unvernünftigen Verlangen etwas zuzugestehen; denn die Laune wird sie nicht quälen, wenn man sie nicht in ihnen geweckt hat, da sie ja nicht aus der Natur entspringt. — Dritter Grundsatz.**)

164. Man muß ihre Sprache und ihre Zeichen sorgfältig studieren, um in einem Alter, wo sie nicht heucheln können, bei ihren Wünschen zu unterscheiden, was unmittelbar aus der Natur entspringt und was aus der Einbildung herrührt. — Vierter Grundsatz.

---

*) Das erinnert an Goethe's Westöstl. Div. VI, 8: Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht! Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht. Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise, Der Weg ist begonnen, vollende die Reise

**) K. v. Raumer hat gegen diese ganze Entwickelung viel einzuwenden. Er citiert endlich den heiligen Augustinus: „War es etwa beim Kinde etwas Gutes, wenn es weinend verlangte, was ihm nur zu seinem Schaden hätte gewährt werden dürfen? Wenn es ihm nicht unterworfenen, freien, erwachsenen Menschen, ja seinen Eltern heftig zürnte; wenn es sich bemühte, Klügeren, weil sie ihm nicht auf den Wink gehorchten, durch Schläge zu schaden? Die Schwachheit der Glieder, nicht das Gemüt der Kinder ist unschuldig. (Ita imbecillitas membrorum infantilium innocens est, non animus infantium)."

165. Der Sinn dieser Regeln ist, den Kindern mehr wahre Freiheit und weniger Herrschaft einzuräumen, sie mehr aus sich selbst thun und weniger von andern verlangen zu lassen. Gewöhnen sie sich so frühzeitig daran, ihre Wünsche auf das Maß ihrer Kräfte einzuschränken, so werden sie die Entbehrung dessen, was nicht in ihrer Macht steht, weniger empfinden.

166. Es ist dies ein fernerer und sehr wichtiger Grund dafür, daß man Leib und Glieder der Kinder gänzlich frei lasse, mit der einzigen Vorsicht, sie vor der Gefahr des Fallens zu hüten und ihnen alles aus den Händen zu thun, was sie verletzen kann.

167. Ein Kind, dessen Leib und Arme frei sind, wird unfehlbar weniger weinen als ein in das Wickelkissen eingeschnürtes. Wer nur physische Bedürfnisse kennt, weint nur, wenn ihm etwas wehe thut, und das ist ein großer Vorteil; denn dann weiß man ganz genau, wann er Hilfe nötig hat, und man darf, wo möglich, keinen Augenblick anstehen, sie ihm zu gewähren. Kannst du aber das Kind nicht erleichtern, so bleibe ruhig und schmeichle ihm nicht, um es zur Ruhe zu bringen; deine Liebkosungen werden seine Leibschmerzen nicht heilen: dagegen wird es sich merken, was man thun muß, um geliebkost zu werden, und hat es einmal es dahin gebracht, daß du dich nach seinem Willen mit ihm beschäftigen mußt, dann ist es dein Herr geworden, und alles ist verloren.

168. Wenn man den Kindern in ihren Bewegungen mehr Freiheit läßt, werden sie weniger weinen; wenn man sich durch ihre Thränen weniger belästigt sieht, wird man sich weniger plagen, um sie zur Ruhe zu bringen; wenn man ihnen nicht so oft droht oder schmeichelt, werden sie weniger furchtsam oder eigensinnig sein und besser in ihrer natürlichen Art verbleiben. Der Gefahr, Brüche zu bekommen, setzt man sie mehr aus, wenn man sich bemüht, sie zum Schweigen zu bringen, als wenn man sie schreien läßt; mein Beweis dafür ist, daß die vernachlässigtsten Kinder ihnen weniger ausgesetzt sind als die anderen. Darum will ich aber bei Leibe nicht, daß man sie vernachlässige; im Gegenteil, es ist von Wichtigkeit, daß man ihnen zuvorkomme und von ihren Bedürfnissen sich nicht erst durch ihr Geschrei in Kenntnis setzen lasse. Aber ich will ebenso wenig, daß man ihnen seine Sorgfalt in übelverstandener Weise zuwende. Warum sollten sie sich ein Gewissen daraus machen zu weinen, wenn sie sehen, daß ihre Thränen zu so vielen Sachen gut sind? Sie kennen den Wert, den man ihrem Schweigen beilegt und hüten sich es zu verschwenden. Am Ende machen sie es so wertvoll, daß man es gar nicht mehr bezahlen kann, und wenn sie dann lange ohne Erfolg geschrieen haben, machen sie die letzte Anstrengung und erschöpfen ihre Kräfte und schaden sich am Leben.*)

---

*) R. sagt: sie töten sich. Es ist aber wohl nur an die Gefahr gedacht, daß die Kinder sich durch übermäßiges Schreien Brüche zuziehen.

169. Langes Geschrei bei einem weder eingebundenen noch kranken Kinde, dem man es an nichts fehlen läßt, ist nichts als Gewohnheit und Eigensinn. An ihm ist nicht die Natur schuldig, sondern die Amme, die, weil sie das lästige Geschrei nicht ertragen kann, es noch vermehrt, ohne zu bedenken, daß sie auf die Weise, wie sie heute das Kind zum Schweigen gebracht hat, es reizt, morgen noch mehr zu schreien.

170. Das einzige Mittel, diese Gewohnheit zu heilen oder zu verhüten, ist, nicht darauf zu achten. Niemand will sich unnütze Mühe geben, selbst nicht die Kinder. Sie sind eigensinnig in ihren Versuchen; aber wenn du mehr Beharrlichkeit hast, als sie Eigensinn, so lassen sie ab und kommen nie mehr darauf zurück. Auf diese Weise erspart man ihnen Thränen und gewöhnt sie daran, nur zu weinen, wenn der Schmerz sie dazu zwingt.

171. Wenn sie übrigens aus Laune oder Eigensinn weinen, so ist ein sicheres Mittel, sie davon abzubringen, daß man sie durch irgend einen angenehmen und auffälligen Gegenstand zerstreut, über den sie vergessen, daß sie weinen wollten. Die meisten Ammen verstehen diese Kunst ausgezeichnet, und richtig angewandt ist sie auch sehr nützlich; aber es kommt ungeheuer viel darauf an, daß das Kind die Absicht, es zu zerstreuen, nicht merke, und daß es sich unterhalte, ohne zu glauben, daß man an es denkt: darin sind nun aber auch alle Ammen ungeschickt.

172. Man entwöhnt alle Kinder zu früh. Die Zeit, in der man sie entwöhnen soll, ist angezeigt durch das Hervorbrechen der Zähne, und dieses Hervorbrechen ist gewöhnlich lästig und schmerzhaft. Durch einen unbewußten Trieb bringt dann das Kind alles, was es in Händen hält, wiederholt zum Munde, um es zu kauen. Man glaubt ihm den Vorgang zu erleichtern, wenn man ihm als Spielklapper irgend einen harten Körper giebt wie Elfenbein oder Polierzähne*). Nach meiner Meinung täuscht man sich damit. Wenn harte Körper auf das Zahnfleisch gedrückt werden, erweichen sie es durchaus nicht, sondern machen es schwielig, verhärten es und veranlassen ein viel quälenderes und schmerzlicheres Durchbrechen. Nehmen wir immer den Instinkt zum Muster. Man sieht nicht, daß junge Hunde ihre hervorkommenden Zähne an Kieseln, Eisen oder Knochen üben, sondern an Holz, Leder, Lumpen und weichen Stoffen, welche nachgeben und in die der Zahn sich eindrücken kann.

173. In nichts kann man mehr einfach sein, nicht einmal bei den Kindern. Schellen von Silber, Gold und Korallen, geschliffenes Krystall, Klappern in allen Preisen und Arten: wie viel unnützes und gefährliches Gerät! Weg damit. Weg mit Schellen und Klappern; kurze

*) Das heißt dent-de-loup („Wolfszahn", ein Werkzeug zum Polieren von Metallen). An Wolfszähne, wie alle Übersetzer seit Cramer meinen, ist nicht zu denken.

Zweige mit ihren Früchten und Blättern, ein Mohnkopf, in dem man die Körner klappern hört, eine Stange Süßholz zum Saugen und Kauen werden ihm ebensoviel Vergnügen machen als all der prächtige Flitterkram, ohne den Nachteil, es von Jugend auf an den Luxus zu gewöhnen.

174. Man ist zur Einsicht gekommen, daß der Brei keine sehr gesunde Nahrung ist. Die gekochte Milch und rohes Mehl machen viel Beschwerden und bekommen unserem Magen schlecht. Im Brei ist das Mehl weniger gekocht als im Brot, und überdies hat es nicht gegoren; Brotwasser und Reisschleim scheinen mir empfehlenswerter. Will man durchaus Brei machen, so ist es gut, das Mehl zuvor ein wenig zu rösten. Bei mir zu Hause macht man aus so gedörrtem Mehl eine recht angenehme und gesunde Suppe. Fleischbrühe und Kräutersuppe bilden ebenfalls keine besondere Nahrung, und man muß sie möglichst wenig in Anwendung bringen. Es kömmt darauf an, daß die Kinder sich gleich ans Kauen gewöhnen; dies ist das richtige Mittel, das Durchbrechen der Zähne zu erleichtern: und wenn sie zu schlingen anfangen, so erleichtert der mit den Nahrungsstoffen vermengte Saft des Speichels die Verdauung.

175. Ich ließe sie also zuerst trockene Früchte und Krusten kauen. Zum Spielen gäbe ich ihnen kleine Schnitten hartes Brot oder Zwieback wie das Piemonteser Brot, das man dort grisse*) nennt. Dieses Brot würden sie so lange im Munde aufweichen, bis sie endlich ein wenig davon schlucken würden: auf einmal wären die Zähne heraus, und sie wären entwöhnt, fast ehe man es gewahr würde. Die Bauern haben gewöhnlich einen sehr guten Magen, und beim Entwöhnen macht man auch nicht mehr Umstände mit ihnen.

176. Die Kinder hören von ihrer Geburt an sprechen; man spricht mit ihnen nicht bloß, bevor sie verstehen, was man zu ihnen sagt, sondern bevor sie die Laute wiedergeben können, welche sie hören. Ihre noch ungelenken Sprechwerkzeuge bequemen sich nur allmählich, die Laute nachzuahmen, die man ihnen angiebt, und es ist nicht einmal ausgemacht, daß diese Laute ihrem Ohre gleich so deutlich vernehmbar sind wie dem unsrigen. Ich habe nichts dagegen, wenn die Amme durch Lieder und fröhliche, mannigfaltige Weisen das Kind erheitert, aber ich bin dagegen, daß sie es unaufhörlich mit einem Schwall nutzloser Worte betäubt, von denen es nichts versteht als den Ton, den sie darein legt. Die ersten Wortlaute, die man ihnen zu hören gäbe, müßten vereinzelt, faßlich und deutlich sein und oft wiederholt werden, und die Worte, die dadurch gebildet werden, müßten sich nur auf sinnenfällige Gegenstände beziehen, die

*) Sehr sprödes Brot in Stangenform. R. erzählt im 1. Buch der Bekenntnisse, wie gerne er Sauermilch und diese Art Brot, die man in Italien grissino nennt, gegessen habe.

man dem Kinde zuvor zeigen könnte. Die unglückselige Fertigkeit, uns mit Worten zu bezahlen, die wir nicht verstehen, fängt früher an, als wir glauben. Der Schüler hört in der Klasse das Geschwätz seines Lehrers an, wie er im Wickelkissen das Geplauder seiner Amme angehört hat. Mich dünkt, es wäre eine sehr nützliche Unterweisung, wenn man ihn dazu ziehen würde, nichts davon zu verstehen.

177. Es ergeben sich Beobachtungen in Menge, wenn man sich mit der Bildung der Sprache und den ersten Reden der Kinder beschäftigen will. Wie man es auch anfange, sie werden immer auf die nämliche Art sprechen lernen, und alle philosophischen Betrachtungen sind hier im höchsten Grade unnütz.

178. Zuerst haben sie, so zu sagen, ihre Kindergrammatik, deren Syntax viel allgemeinere Regeln hat als die unsrige, und wenn man recht darauf acht gäbe, würde man sich über die Genauigkeit wundern, mit welcher sie gewissen Analogien nachgehen, sehr fehlerhaften freilich, wenn man will, aber sehr gesetzmäßigen, welche nur durch ihre Härte auffällig sind, oder weil der Gebrauch sie nicht zuläßt. Da habe ich gehört, wie ein Vater sein Kind tüchtig auszankte, weil es gesagt hatte: Mon père, irai-je-t-y? Nun sieht man aber doch, daß das Kind der Analogie besser folgte als unsere Grammatiker; denn da man ihm sagte Vas-y, warum hätte es nicht sagen sollen Irai-je-t-y? Man bemerke außerdem, mit welcher Geschicklichkeit es den Hiatus in irai-je-y oder y irai-je vermieden hat.*) Ist das arme Kind daran schuld, daß wir das bestimmende Umstandswort y, weil wir mit ihm nichts anzufangen wußten, so ungerechtfertigt aus dem Ausdruck entfernt haben. Eine unerträgliche Schulmeisterei ist es und eine ganz und gar überflüssige Bemühung, sich auf die Berichtigung aller dieser kleinen Sprachfehler bei den Kindern einzulassen: mit der Zeit verbessern sie sich ganz gewiß von selbst. Sprich du nur immer richtig mit ihnen und lege es darauf an, daß sie bei niemanden lieber seien als bei dir, und du kannst versichert sein, daß unmerklich ihre Sprache sich nach der deinigen bessern wird, ohne daß du sie je getadelt hast.

179. Aber ein Mißbrauch von noch ganz anderer Bedeutung, dem man ebenso leicht vorbauen kann, ist es, wenn man sich mit dem Sprechenlernen allzusehr beeilt, als befürchtete man, sie möchten es nicht aus

*) Die französischen Worte heißen: „Vater, werde ich dahin gehen?" — „Gehe dahin." R., der als junger Mensch einen so glücklichen etymologischen Sinn zeigte (confessions S. 87 Didot), hätte hier wohl erraten können, daß das t in ira-t-il und das s in vas-y als Überreste früherer Personalendungen angesehen werden, was sie allerdings nicht sind. Der Fehler des Kindes lag übrigens darin, daß es das y (dahin) überhaupt gesetzt, da man es aus Gründen des Wohllautes vor irai wegzulassen pflegt.

sich selbst lernen. Diese ungeschickte Eile erzeugt gerade das Gegenteil von dem, was sie will. Sie sprechen nur um so später und ungeordneter: die außerordentliche Aufmerksamkeit, mit der man jedes ihrer Worte anhört, überhebt sie einer deutlichen Aussprache, und da sie kaum den Mund aufthun mögen, so behalten etliche ihr ganzes Leben hindurch eine fehlerhafte Aussprache und eine unklare Art zu reden, die sie fast unverständlich macht.

180. Ich habe viel unter Bauern gelebt und habe unter ihnen nie jemand mit der Zunge anstoßen hören, weder Mann noch Weib, weder Mädchen noch Knaben. Woher kommt das? Sind die Organe der Bauern anders gebildet als die unsrigen? Nein, aber sie werden auf andere Art geübt. Meinem Fenster gegenüber ist ein Erdhaufen, auf welchem sich die Kinder des Ortes versammeln, um zu spielen. Obgleich sie von mir ziemlich weit entfernt sind, unterscheide ich doch alles, was sie sprechen, und ziehe daraus viel Beachtenswertes für dieses Buch. Tagtäglich führt mein Ohr mich irre hinsichtlich ihres Alters; ich höre die Stimme von zehnjährigen Kindern, ich sehe hin und erblicke Gestalt und Züge von drei- oder vierjährigen Kindern. Ich mache diese Erfahrung aber nicht ausschließlich an mir; Leute aus der Stadt, die mich besuchen und die ich darüber befrage, fallen alle in denselben Irrtum.

181. Er entsteht daraus, daß die Kinder in der Stadt, welche bis zum fünften oder sechsten Jahre im Zimmer und unter den Fittigen einer Erzieherin heranwachsen, nur zu murmeln brauchen, um sich verständlich zu machen; sobald sie nur die Lippen bewegen, bemüht man sich auf sie zu hören; man giebt ihnen Worte an, die sie schlecht nachsprechen, und bei der fortgesetzten Aufmerksamkeit der Leute, die immer um sie sind, erraten diese vielmehr, was jene sagen wollten, als was sie gesagt haben.*)

182. Auf dem Lande ist das ganz anders. Eine Bäuerin ist nicht unaufhörlich um ihr Kind; es ist daher gezwungen, ganz deutlich und ganz laut sprechen zu lernen, was jene verstehen soll. Auf dem Felde, wo die Kinder sich zerstreuen und von Vater, Mutter und den anderen Kindern sich entfernen, lernen sie, sich auf die Entfernung verständlich zu machen und die Stärke ihrer Stimme nach dem Zwischenraum abzumessen, der sie von denjenigen trennt, von denen sie gehört werden wollen. So lernt man zweckmäßig die richtige Aussprache, nicht aber, indem man etliche Vokale in das Ohr einer aufmerksamen Er-

*) Formey (Anti-Emile p. 53) bestreitet, daß dieser Mißbrauch wirklich verbreitet sei, wenigstens in seiner Gegend; er fügt aber witzig bei, daß allerdings le langage des ruelles (die Sprache der Matinéen bei den Pariser feinen Damen) eine schlechte Übung sei, „um an der Spitze eines Bataillons sich vernehmlich zu machen.“ (Anspielung auf § 186).

zieherin stammelt. Ja, wenn man ein Bauernkind fragt, so kann wohl die Scham es verhindern zu antworten; was es aber sagt, sagt es deutlich, während in der Stadt die Kindsfrau dem Kinde als Dolmetscherin dienen muß; denn sonst versteht man nichts von allem, was es in die Zähne murmelt. [1])

183. Im Heranwachsen müßten sich die Knaben in den Collegien, die Mädchen in den Klöstern von diesem Fehler frei machen; in der That sprechen auch beide im Allgemeinen deutlicher als diejenigen, welche immer im väterlichen Hause erzogen worden sind. Was sie aber verhindert, je eine so deutliche Aussprache wie die Landleute sich anzueignen, ist der Zwang, Vieles auswendig zu lernen und das Gelernte laut herzusagen; denn beim Einlernen gewöhnen sie sich ans Hudeln, an eine nachlässige und schlechte Aussprache; beim Aufsagen ist es noch schlimmer: sie suchen mühsam ihre Worte zusammen und ziehen und dehnen die Silben; es ist nicht möglich, daß die Zunge, wenn das Gedächtnis strauchelt, nicht auch stammle. So werden die Aussprachefehler hervorgerufen und fortgepflanzt. Es wird sich späterhin zeigen, daß mein Emil diese Fehler nicht an sich hat oder daß er sie nicht auf diese Weise bekommen hat.

184. Ich gebe zu, daß das Volk und Dorfbewohner in einen entgegengesetzten Fehler verfallen, daß sie nämlich fast immer lauter sprechen als nötig, daß sie infolge zu genauer Aussprache hart und rauh artikulieren, daß sie eine zu schwerfällige Betonung haben, daß sie ihre Ausdrücke schlecht wählen u. s. w.

185. Aber erstlich scheint mir dieses Übermaß viel weniger fehlerhaft als das andere, da doch Verständlichkeit die erste Regel beim Sprechen, der größte Fehler aber, den man begehen kann, der ist, daß man spricht ohne verstanden zu werden. Wer sich etwas darauf einbildet, keinen Accent zu haben, muß sich etwas zugute darauf thun, seiner Rede Anmut und Ausdruck zu nehmen. Der Accent ist die Seele der Rede, er giebt ihr Gefühl und Wahrheit. Der Accent lügt weniger als das Wort; vielleicht fürchten ihn deshalb die fein erzogenen Leute so sehr. Aus der Gewohnheit, alles mit dem nämlichen Tone zu sagen, ist die Gewohnheit entstanden die Leute zu verhöhnen, ohne daß sie es

---

[1]) Doch nicht ohne Ausnahme; Kinder, die man im Anfange am wenigsten versteht, führen oft nachher ein betäubendes Geschrei, wenn sie einmal ihre Stimme erheben. Aber wenn ich in alle diese Kleinigkeiten eingehen müßte, würde ich nie zu Ende kommen; jeder verständige Lehrer muß sehen, daß das Übermaß und der Mangel, wie sie aus demselben Mißbrauch herkommen, gleichermaßen durch meine Methode berichtigt werden. „Allezeit genug, niemals zuviel“ — sind für mich zwei untrennbare Grundsätze. Steht der erste ganz fest, folgt der zweite notwendig daraus. — R. Amst.

merken. Nachdem man den Accent in die Acht erklärt, kamen lächerliche, gekünstelte und der Mode unterworfene Manieren in der Aussprache auf, wie man sie besonders an den jungen Leuten vom Hofe bemerkt. Diese verkünstelte Rede und Haltung macht die Begegnung mit Franzosen für die anderen Völker im allgemeinen widrig und unangenehm. Anstatt Ton in ihre Rede zu legen, wollen sie damit nur eine Figur spielen. Auf diese Weise nimmt man niemanden für sich ein.

186. Alle diese kleinen Sprachfehler, die man für die Kinder so sehr fürchtet, haben nichts auf sich; mit der größten Leichtigkeit baut man ihnen vor oder verbessert sie; aber die, die man ihnen beibringt, indem man ihre Rede kraftlos, undeutlich und zaghaft macht, indem man ihren Ton fortwährend zurechtweist, indem man alle ihre Worte kritisiert, die bleiben unverbesserlich. Ein Mensch, der nur im Aufwartezimmer*) zu sprechen gelernt hat, wird sich schlecht vernehmbar machen an der Spitze eines Bataillons und bei einem Aufstand dem Volke kaum einen Eindruck machen. Lehret doch den Kindern zuerst, mit den Männern zu sprechen; sie werden mit den Weibern schon zu reden wissen, wenn es notwendig ist.

187. Wenn ihr eure Kinder auf dem Lande in voller Ländlichkeit aufzieht, werden sie eine viel klingendere Stimme bekommen; sie werden sich nicht das undeutliche Stammeln der Stadtkinder aneignen; ebenso wenig werden sie sich die Ausdrücke und den Ton des Dorfes angewöhnen oder sie wenigstens leicht ablegen, wenn der Lehrer, der seit ihrer Geburt mit ihnen lebt, und zwar von Tag zu Tag ausschließlicher, durch die Richtigkeit seiner Sprache dem Eindruck der bäurischen Sprache vorbeugt oder ihn verwischt. Emil wird ein ebenso reines Französisch sprechen, als ich es kann; aber er wird es deutlicher sprechen und viel besser artikulieren als ich.

188. Wenn ein Kind sprechen will, darf es nur diejenigen Worte hören, die es verstehen kann, und nur die sprechen, die es artikulieren kann. Die Anstrengungen, welche es zu diesem Zwecke macht, veranlassen es, die nämliche Silbe zu wiederholen, als wollte es sich üben, sie deutlicher auszusprechen. Wenn es zu stottern beginnt, so bemühe dich nicht zu sehr zu erraten, was es sagt. Immer angehört sein wollen, ist auch eine Art Herrschsucht, und das Kind darf keinerlei Herrschaft ausüben. Dir kann es genug sein, wenn du mit aller Aufmerksamkeit nach dem Notwendigsten siehst; seine Aufgabe ist es, für das Übrige sich dir verständlich zu machen. Noch viel weniger muß man von ihm verlangen, daß es spreche; es wird aus sich selbst schon zu sprechen wissen, wenn es eben den Nutzen davon einsieht.

---

*) S. die Anmerkung zu § 181.

189. Man bemerkt allerdings, daß diejenigen, welche sehr spät zu reden anfangen, nie so deutlich sprechen wie die andern; aber ihr Organ bleibt nicht deshalb unbehilflich, weil sie spät zum Sprechen gekommen sind, sie fangen im Gegenteil spät an zu reden, weil sie mit einem unbehilflichen Organ zur Welt gekommen sind; warum würden sie denn sonst später reden als die andern? Haben sie weniger Gelegenheit zu reden und muntert man sie weniger auf dazu? Im Gegenteil, aus lauter Besorgnis infolge ihres Zurückbleibens, sobald man es wahrnimmt, plagt man sich viel mehr, sie zum Stottern zu bringen, als diejenigen die frühzeitiger artikuliert haben, und diese übel angebrachte Hast kann viel dazu beitragen, ihr Sprechen, das sie bei weniger Eile in aller Ruhe hätten vervollkommnen können, undeutlich zu machen.

190. Die Kinder, die man zu sehr zum Sprechen drängt, haben weder Zeit ordentlich aussprechen zu lernen, noch ordentlich zu verstehen, was sie sagen sollen, während, wenn man sie gewähren läßt, sie sich zuerst an den leichtesten Silben üben und, indem sie nach und nach damit irgend welche Bedeutung verbinden, die man aus ihren Gebärden erkennt, uns ihre Worte mitteilen, bevor sie die unsrigen vernommen haben: auf diese Weise vernehmen sie die letzteren erst, wenn sie sie verstanden haben. Wenn man sie nicht drängt sie anzuwenden, so beobachten sie zuerst einmal, welchen Sinn man ihnen beilegt, und wenn sie darin sicher sind, eignen sie sich dieselben an.

191. Der größte Mißstand bei der Hast, mit der man die Kinder vor der Zeit sprechen läßt, ist nicht der, daß die ersten Reden, die man mit ihnen führt, und die ersten Worte, die sie sprechen, für sie keinen Sinn, sondern, daß sie einen von unserer Auffassung abweichenden Sinn haben, ohne daß wir es gewahr werden, sodaß sie uns anscheinend ganz genau antworten, in der That aber zu uns sprechen, ohne uns zu verstehen oder von uns verstanden zu werden. Derartigen Mißverständnissen ist in der Regel jene Überraschung zuzuschreiben, die uns ihre Reden manchmal bereiten, denen wir ganz andere Gedanken unterschieben, als sie damit verbunden haben. Diese unsere Unaufmerksamkeit auf den wahren Sinn, den die Worte für die Kinder haben, scheint mir die Ursache ihrer ersten Irrtümer zu sein, und diese Irrtümer beeinflussen, wenn sie selbst schon davon geheilt sind, ihre Geistesrichtung für ihr ganzes übriges Leben. Ich werde in der Folge mehr als eine Gelegenheit haben, das Gesagte durch Beispiele zu beleuchten.

192. Schränke also den Wortvorrat des Kindes auf das Notwendigste ein. Es ist sehr mißlich, wenn es mehr Worte als Ideen hat, und wenn es mehr zu sagen weiß als zu denken. Ich glaube, daß einer der Gründe, warum die Landleute meistens ein gesunderes Verständnis haben als die Stadtbewohner, der ist, daß ihr Wortschatz weniger aus-

gedehnt ist. Sie haben wenig Ideen, aber sie setzen sie sehr gut in Beziehung zu einander.*)

193. Die ersten Schritte in der Entwickelung der Kinder geschehen fast alle auf ein Mal. Das Kind lernt fast zur selben Zeit sprechen, essen und gehen. Dies ist ganz eigentlich der erste Abschnitt seines Lebens. Vorher ist es nicht mehr, als es im Schoße seiner Mutter war; es hat weder Gefühl noch Begriff, kaum nur Empfindung; es wird selbst sein eigenes Dasein nicht inne:

Vivit, et est vitae nescius ipse suae.**)

---

*) S. II § 116 und die Anm. dazu.

**) Ovid. Trist. I, 3, 12:

„Lebt es und doch, daß es lebt, ahnet es selber noch kaum."

Im Zusammenhang hat die Stelle einen etwas andern Sinn, als ihr R. beilegt. Es ist bei Ovid von dem vom Blitz Getroffenen die Rede, der noch lebt, aber doch aller Empfindung beraubt ist. — „Viele dieser Ansichten R.'s über die Erziehung in frühester Kindheit haben mit Recht Anerkennung gefunden, wiewohl sie auch hin und wieder zu Extravaganzen verleiteten, vorzüglich dadurch, daß man französische und deutsche ꝛc. Kinder wie junge Wilde behandeln wollte, während im ganzen die Lebensweise unverändert französisch blieb. Kleine Prinzen liefen barfuß." K. von Raumer. — Der Hang zu derartigen Weltverbesserungen durch äußere Erziehung blieb lange bestehen. Vgl. Varnhagen von Ense auf den ersten Seiten seiner Denkwürdigkeiten. —

Zweites Buch.*)

1. Wir stehen hier am zweiten Grenzpunkte des Lebens, demjenigen, mit dem die Kindheit eigentlich abschließt; denn die Worte Kind — infans — und Knabe — puer — sind nicht gleichbedeutend. Das erste ist im zweiten mit einbegriffen, und infans bezeichnet „was nicht sprechen kann"; weshalb man auch bei Valerius Maximus**) findet puerum infantem. Doch werde ich mich auch fernerhin des Wortes nach dem Gebrauch unserer Sprache bedienen bis zu dem Alter, für welches es andere Bezeichnungen giebt.***)

2. Wenn die Kinder zu sprechen beginnen, weinen sie weniger. Dies ist ein natürlicher Fortschritt: eine Sprache ist an Stelle der

---

*) **Zweites Buch.** Kindesalter. — Wachstum der Kräfte. Natürliche Abhängigkeit des Kindes von den Dingen; Erziehung durch die Schranken der natürlichen Notwendigkeit. Begriff des Eigentums. Eigensinn und Lüge. Fehler frühzeitiger Beschäftigung mit gedächtnismäßigem Lernen. Körperliche Erziehung und Bildung der Sinne zu richtiger Wahrnehmung. — 2.—12. Lebensjahr.

**) Er schrieb eine Art Anekdoten- und Citatensammlung für den Kaiser Tiberius. Die Stelle findet sich I, 6; R. hat sie wohl aus dem Wörterbuch, wo sie heute noch citiert wird.

***) Die Benennung der Lebensalter hat auch den Revisoren Schwierigkeit gemacht. Campe schlägt einmal vor, sich „über folgende Wörterfolge zu vereinigen: vom ersten bis zum 7. Jahre für beide Geschlechter Kind, und für jedes insbesondere Knäbchen und Mägdlein, vom 7.—13. Knabe und Mädchen und für beide zusammen Jugend, von da an bis zum männlichen und mannbaren Alter Jüngling und Jungfrau, und für beide zusammen junge Leute." Der Vorschlag hat keine Nachfolge gefunden. Kindheit, Knabenalter (Mädchenalter), Jünglingsalter, Mannesalter sind für unsere nächsten Zwecke ausreichende Benennungen. Infans von in und fari (reden) heißt „nicht redend." Cicero im Cato major (20, 76) stuft mit Weglassung der infantia so ab: pueritia, adulescentia, constans oder media aetas, senectus. Das Kindesalter wird aber von den Alten oft bis zum 7. Jahre ausgedehnt, wie es Campe will. So auch bei Locke § 21, § 35. Pythagoras hatte das menschliche Leben mit den vier Jahreszeiten verglichen und analog eingeteilt. Vgl. Quintil. instit. orat. 1, 1, 18. Die Vergleichung des menschlichen Lebens mit einem fünfaktigen Schauspiel hat die Annahme von fünf Lebensaltern schon frühe begünstigt. Eine andere Einteilung der Lebensalter schlägt Basedow im Methodenbuch (S. 81) vor mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der Kinder zu den Erwachsenen.

anderen getreten. Warum sollten sie auch, wenn sie einmal mit Worten sagen können, daß ihnen etwas weh thut, es durch Schreien äußern, wenn nicht etwa der Schmerz zu groß ist, als daß das Wort ihn ausdrücken könnte? Wenn sie dann noch fortfahren zu weinen, so ist es die Schuld der Umgebung. Wenn Emil einmal gesagt hat: „es thut mir weh," müßte er schon sehr heftige Schmerzen haben, um noch zu weinen.*)

3. Wenn das Kind weichlich und empfindlich ist und von Natur geneigt, ohne Ursache zu weinen, so verstopfe ich die Quelle dieser Thränen, indem ich diese nutzlos und wirkungslos mache. Solange es weint, gehe ich nicht zu ihm hin; sobald es aber wieder stille ist, eile ich zu ihm. Bald wird es mich damit herbeirufen, daß es still ist oder höchstens nur einen einzigen Schrei ausstößt. Die Kinder beurteilen den Sinn der Zeichen nur nach ihrer sinnenfälligen Wirkung; für sie giebt es keine andere Verabredung: wie sehr sich nun auch ein Kind wehe thun mag, es ist sehr selten, daß es weint, wenn es allein ist, falls es nicht etwa hoffen kann, gehört zu werden.

4. Wenn es fällt, wenn es sich eine Beule am Kopf zuzieht, wenn es aus der Nase blutet, wenn es sich in den Finger schneidet, so bemühe ich mich nicht mit aufgeregter Miene um dasselbe, sondern bleibe ruhig, wenigstens für eine kurze Zeit. Das Übel ist da, die Notwendigkeit gebietet, daß es ertragen werde; meine ganze Bemühung würde also nur dazu dienen, es noch mehr zu erschrecken und seine Empfindlichkeit zu steigern. Im Grunde quält uns auch der Schlag nicht so sehr, wenn wir uns verletzt haben, als die Angst. Ich werde ihm also wenigstens jene äußerste Beängstigung ersparen; denn es wird über seinen Unfall ganz sicher so urteilen, wie es mich urteilen sieht: sieht es mich besorgt herbeieilen und es trösten und beklagen, so wird es sich für verloren halten: sieht es, daß ich kalt bleibe, wird es bald selbst wieder kaltes Blut bekommen und das Übel für geheilt halten, wenn es dasselbe nicht mehr empfindet. In diesem Alter macht man die erste Schule der Beherztheit durch und, indem man leichte Schmerzen gelassen duldet, lernt man allmählich die großen ertragen.

5. Ich würde durchaus nicht ängstlich darüber wachen, daß Emil sich nicht beschädige, nein, es wäre mir sogar sehr unlieb, wenn er sich nie verletzte und heranwüchse, ohne den Schmerz kennen zu lernen. Die erste Sache, die er lernen und am notwendigsten wird können müssen, ist — zu leiden. Es scheint, daß die Kinder nur deswegen klein und schwach sind, um diese wichtige Schule ohne Gefahr durchzumachen.

---

*) Locke § 111 bis § 114 ist hier in manchen Punkten das unverkennbare Original R.'s; aber R. rückt auch hier die Frage auf den ihm eigenen Standpunkt, der von Locke's Grundsatz, das Kind als „ein vernünftiges Geschöpf" zu erziehen (§ 54), wesentlich abweicht.

Wenn das Kind nur so hoch, als es selbst ist, fällt, wird es kein Bein brechen; wenn es sich mit einem Stocke schlägt, wird es sich den Arm nicht brechen; wenn es ein schneidendes Werkzeug in die Hand nimmt, wird es nicht fest zugreifen und sich nicht tief hineinschneiden. Man wird wohl schwerlich je ein sich selbst überlassenes Kind sich töten oder verstümmeln oder nur auf beträchtliche Weise sich haben verletzen sehen, wenn man es nicht unbedachtsam auf hohen Orten oder allein am Feuer der Gefahr ausgesetzt oder gefährliche Werkzeuge auf Handweite in seiner Nähe gelassen hat. Was soll man sagen von diesen Rüstkammern von Maschinen, die man um ein Kind herum ansammelt, um es hieb- und stichfest gegen jeden Schmerz zu machen, bis es als erwachsener Mensch, ohne Mut und Erfahrung sich selbst anheimgegeben, bei jedem Stich sich tötlich verwundet glaubt und in Ohnmacht fällt beim ersten Blutstropfen?

6. Unsere schulmeisterliche Lehrsucht will den Kindern immer das lehren, was sie von sich selbst viel besser lernen würden, und vergißt dabei, was wir allein ihnen hätten beibringen können. Giebt es etwas Einfältigeres als die Mühe, die man sich giebt, sie gehen zu lehren, als hätte man gesehen, daß einmal ein erwachsener Mensch infolge von Vernachlässigung durch seine Amme nicht gehen können? Wie viele Leute sieht man im Gegenteil ihr ganzes Leben hindurch schlecht gehen, weil man es ihnen schlecht gelehrt hat!

7. Emil wird weder Fallhauben, noch Gehkörbe, noch Gehwägelchen, noch Gängelband haben, oder man wird ihn wenigstens, sobald er einmal einen Fuß vor den andern setzen kann, nur auf gepflasterten Stellen unterstützen und über dieselben nur eilig hinweggehen.[1] Anstatt ihn verkommen zu lassen in der verdorbenen Luft eines Zimmers, wird man ihn täglich mitten in eine Wiese hinausführen. Da mag er laufen, sich tummeln und hundertmal des Tages fallen; um so besser, er lernt dann um so früher wieder aufstehen. Das wohlige Gefühl der Freiheit macht viele Verletzungen wieder gut. Mein Zögling wird viele Quetschungen bekommen; dafür wird er aber immer lustig sein: wenn die eurigen sie weniger*) haben, so sind sie dafür immer gehindert, unfrei und trübselig. Ich zweifle, ob sie dabei gewonnen haben.

8. Noch ein anderer Fortschritt macht das Klagen den Kindern immer mehr entbehrlich, nämlich der Fortschritt in ihren Kräften. Da sie mehr aus sich selbst vermögen, brauchen sie seltener die Hilfe anderer

---

[1]) Es giebt nichts Lächerlicheres und Unsichereres als den Gang von Leuten, die man in ihrer Kindheit zu viel am Gängelbande geführt hat; es ist dies wieder eine jener Bemerkungen, die zu richtig sind, um nicht alltäglich zu werden, aber richtig in mehr als einer Hinsicht. R. Amst.

*) Alle alten Ausg. lesen „weniger." Doch existiert eine Lesart rarement (selten), die wohl als die des Mskr. anzusehen ist.

in Anspruch zu nehmen. Mit ihrer Kraft entwickelt sich ihre Einsicht, die sie instand setzt, jene zu leiten. Auf dieser zweiten Stufe beginnt eigentlich das Einzelleben des Menschen, hier wird er seiner selbst bewußt. Das Gedächtnis überträgt das Gefühl der Lebenseinheit (Identität) auf alle Erscheinungen seines Daseins; er wird wahrhaft ein und das nämliche Wesen und, infolge davon, schon fähig, glücklich oder elend zu sein. Es ist also von Wichtigkeit, daß er von jetzt ab als ein moralisches Wesen betrachtet werde.

9. Man bestimmt ungefähr das längste Lebensziel des Menschen und die Wahrscheinlichkeiten für jedes Alter, demselben nahe zu kommen, doch ist nichts ungewisser als die Lebensdauer jedes einzelnen Menschen; sehr wenige kommen bis zu diesem äußersten Ziel. Am meisten ist das Leben in seinem Anfange bedroht; je weniger man gelebt hat, desto weniger Hoffnung soll man auf das Leben setzen. Höchstens die Hälfte von allen Kindern, die zur Welt kommen, gelangen zum erwachsenden Alter, und es ist wahrscheinlich, daß auch dein Zögling das Mannesalter nicht erreichen wird.

10. Was soll man also von jener barbarischen Erziehung denken, welche die Gegenwart einer ungewissen Zukunft aufopfert, die ein Kind mit Ketten jeder Art belastet und es von vornherein elend macht, um ihm für später, ich weiß nicht, welches vermeintliche Glück zu sichern, dessen es voraussichtlich nie teilhaftig werden wird? Wenn ich diese Erziehung in ihren Zielen auch für vernünftig halten könnte, wie soll man ohne Unwillen die armen Unglücklichen ansehen, die einem unerträglichen Joche unterworfen und wie Galeerensträflinge zu fortwährender Zwangsarbeit verurteilt sind, ohne versichert zu sein, daß so viele Mühen ihnen je etwas nützen werden? Das Alter der Fröhlichkeit geht hin in Thränen, Züchtigungen, Drohungen und Sklaverei. Man quält den Unglücklichen um seiner Wohlfahrt willen, man sieht den Tod nicht, den man herbeiruft und der ihn mitten in dieser traurigen Vorbereitung ergreifen wird. Wer weiß, wie viele Kinder als Opfer der wahnwitzigen Klugheit eines Vaters oder eines Lehrers sterben? Glücklich, seiner Härte zu entrinnen, ziehen sie aus all den Übeln, die er ihnen verursacht, den einzigen Vorteil, ohne Bedauern aus dem Leben zu gehen, das ihnen nur seine Qualen gezeigt hat.

11. Menschen, seid menschlich, das ist eure erste Pflicht: seid es für alle Lebensstände und Lebensalter, für alles, was dem Menschen nicht fremd ist. Welche Weisheit habt ihr denn noch außer der Menschlichkeit? Liebet die Kindheit; begünstigt ihre Spiele, ihre Ergötzungen, die reizende Unmittelbarkeit ihres Wesens.*) Wer von euch hat sich

*) R. sagt son aimable instinct. Es wird wohl kaum möglich sein, dafür einen wirklich entsprechenden deutschen Ausdruck zu finden. Die Erklärung giebt

nicht manchmal zurückgesehnt in jenes Alter, wo auf den Lippen immer Lächeln, in der Seele immer Frieden wohnt? Warum wollt ihr diesen unschuldigen Kleinen den Genuß einer so kurzen, flüchtigen Zeit, eines so köstlichen Gutes, das sie nicht mißbrauchen können, rauben? Warum wollt ihr diese ersten eiligen Jahre, die für sie ebenso wenig wiederkehren als für euch, warum wollt ihr sie mit Bitterkeit und Schmerzen erfüllen? Ihr Väter, wißt ihr den Augenblick, wo der Tod eure Kinder erwartet? Schafft euch nicht Vorwürfe, indem ihr ihnen die wenigen Augenblicke raubt, die die Natur ihnen vergönnt: sobald sie die Lust des Daseins empfinden können, sorget dafür, daß sie es genießen, sorget, daß, zu welcher Stunde Gott sie rufe, sie nicht aus dem Leben gehen, ohne es gekostet zu haben!

12. Wie viele Stimmen werden sich gegen mich erheben! Von ferne schon höre ich das Geschrei jener eingebildeten Weisheit, die uns unaufhörlich aus uns selbst hinaustreibt, die die Gegenwart immer für nichts rechnet, die ohne Rast einer Zukunft nacheilt, die mit jedem Schritte, den wir thun, vor uns entflieht und uns so lange hindrängt, wo wir nicht sind, bis sie uns endlich dahin gebracht hat, wo wir niemals sein werden.*)

13. Man entgegnet mir, das sei die Zeit, die bösen Neigungen des Menschen zu verbessern; im Kindesalter, wo die schmerzlichen Erfahrungen weniger fühlbar sind, müsse man sie vermehren, um sie im Alter der Vernunft entbehrlich zu machen. Aber wer sagt euch denn, daß ihr alles das einrichten könnt, wie ihr wohl meint, und daß all die schönen Lehren, womit ihr den schwachen Geist eines Kindes überladet, ihm nicht eines Tages mehr verderblich sein werden als nützlich?**) Wer sagt euch, daß ihr mit dem Kummer, den ihr ihm so reichlich zumeßt, ihm irgend etwas erspart? Warum fügt ihr ihm mehr Übles zu, als sein Zustand erträgt, ohne versichert zu sein, daß dies Übel von seiner Zukunft abgezogen werden soll? und wie wollt ihr mir beweisen, daß jene bösen Neigungen, von denen ihr es zu heilen vermeint, nicht aus eurer schlecht verstandenen Sorgfalt herrühren, viel mehr als von der Natur? Unglückselige Vorsicht, die ein Wesen für die Gegenwart elend macht auf die wohl oder übel gegründete Hoffnung hin, es eines Tages glücklich zu machen! Wenn diese Alltagsweisheit Ausgelassenheit mit Freiheit verwechselt, das Kind, das man zum Glück erzieht, für

---

Bossuet: Das Wort „Instinkt“ bezeichnet im allgemeinen Antrieb; es ist entgegengesetzt der „Wahl.“

*) Montaigne ess. I, 3 handelt ganz von dem Thema, daß „unsere Affekte uns über uns hinaustragen“ unter Berufung auf Seneca ep. 98. — Man vergl. § 26.

**) Vgl. Locke § 65.

ein Kind ansieht, das man verdirbt, so wollen wir sie lehren, beides zu unterscheiden.

14. Um nicht Hirngespinsten nachzujagen, wollen wir nicht vergessen, was unserer Lage entspricht. Die Menschheit hat ihre Stelle in der Ordnung der Dinge; die Kindheit hat ihre Stelle in der Ordnung des menschlichen Lebens: so muß man denn den Menschen im Menschen, das Kind im Kinde betrachten. Alles, was wir für das Wohlsein des Menschen thun können, ist: jedem seine Stelle anweisen und ihn darin befestigen, die menschlichen Leidenschaften nach der Bestimmung des Menschen regeln. Das Übrige hängt von außer uns befindlichen Ursachen ab, die nicht in unserer Gewalt sind.

15. Was reines Glück oder Unglück sei, wissen wir nicht. Alles ist gemischt in diesem Leben; man kostet hienieden keine reine Empfindung, und nicht zwei Augenblicke verharrt man hier in demselben Zustand. Die Stimmungen unserer Seele, sowie die Zustände unseres Leibes, sind in einem fortwährenden Flusse begriffen. Wohl und Wehe ist allen gemein, aber in verschiedenem Maße. Der glücklichste ist derjenige, welcher am wenigsten Ungemach leidet, der elendeste derjenige, welcher am wenigsten Vergnügen empfindet. Immer wird uns mehr Leiden als Genuß zuteil: in diesem Unterschiede sind wir alle gleich.*) Die Glückseligkeit des Menschen hienieden ist demnach nur ein negativer Zustand; er muß nach der geringsten Summe der Übel, die er erleidet, bemessen werden.

16. Jedes Schmerzgefühl ist unzertrennlich von dem Wunsche, sich desselben zu entledigen; jeder Gedanke an Lust ist unzertrennlich von dem Wunsche, sie zu genießen: jeder Wunsch aber setzt Entbehrung voraus, und alle Entbehrungen, die man fühlt, sind schmerzlich; so besteht also unser Elend in dem Mißverhältnis zwischen unseren Wünschen und unserem Vermögen. Ein fühlendes Wesen, bei dem Vermögen und Wunsch sich gleichkämen, wäre ein durchaus glückliches.**)

17. Worin besteht also die menschliche Weisheit oder der Weg des wahren Glückes? Nicht gerade in der Beschränkung unserer Wünsche; denn wenn sie unter unserem Vermögen wären, bliebe ein Teil unserer Fähigkeiten unthätig, und wir wären nicht im vollen Genusse unseres Seins: aber auch nicht in der Steigerung unserer Fähigkeiten; denn wenn unsere Wünsche plötzlich eine verhältnismäßig größere Ausdehnung annehmen würden, würden wir nur um so elender werden: sondern in der Einschränkung der über unsere Fähigkeiten hinausgehenden Wünsche und

---

*) Formey (Anti-Emile p. 56) bekennt sich hier als Optimisten: alles in alles gerechnet gebe es mehr Güter als Übel.

**) Das (heureux) ist die Lesart der Amst. u. der Gen. Ausg. Die in neuen Ausgg. sich vorfindende Lesart malheureux ist, wie der Zusammenhang zeigt, ein Irrtum.

in der vollkommenen Ausgleichung des Könnens und Wollens. Dann erst wird, wenn auch alle Kräfte in Thätigkeit sind, die Seele dennoch ruhig bleiben und der Mensch sich in richtiger Verfassung befinden.

18. So hat es die Natur, die alles aufs beste macht, von Anfang an eingerichtet! Von vornherein giebt sie ihm nur die zu seiner Erhaltung notwendigen Begierden und die zur Befriedigung derselben hinreichenden Fähigkeiten. Alle andern hat sie gewissermaßen im Grunde seiner Seele hinterlegt, um sich hier nach dem Bedürfnis zu entwickeln. Nur in diesem ursprünglichen Zustand befindet sich Können und Begehren im Gleichgewicht, nur so ist der Mensch nicht unglücklich. Sobald seine strebenden Kräfte sich in Thätigkeit setzen, erwacht die thätigste derselben, die Einbildungskraft, und eilt ihnen voraus. Sie dehnt für uns das Maß des Möglichen im Guten oder Schlimmen aus, sie erregt und hegt die Begierden durch die Hoffnung auf Befriedigung. Aber das Ziel, das anfänglich vor Händen zu liegen schien, flieht schneller, als man ihm nacheilen kann; wenn man es zu berühren glaubt, verwandelt es sich und zeigt sich weit vor uns. Die Strecke, die wir schon zurückgelegt und nicht mehr sehen, zählen wir für nichts; diejenige, die noch zu durchmessen ist, erweitert und verlängert sich unaufhörlich. So erschöpft man sich, ohne zum Ziel zu kommen, und je mehr wir uns vom Genusse losmachen, desto mehr entfernt sich das Glück von uns.*)

19. Je näher dagegen der Mensch seiner natürlichen Bestimmung geblieben ist, desto kleiner ist der Abstand seiner Fähigkeiten von seinen Wünschen, und um so weniger ist er infolge dessen entfernt vom Zustande des Glückes. Niemals ist er weniger elend, als wenn er von allem entblößt zu sein scheint; denn das Elend besteht nicht in der Entbehrung der Dinge, sondern in dem Bedürfnis, das wir danach empfinden.

20. Die wirkliche Welt hat ihre Schranken, die Welt der Einbildung ist unendlich: können wir die eine nicht erweitern, so wollen wir die andere einschränken; denn nur aus dem Abstande zwischen beiden entsteht alles Wehe, das uns wahrhaft unglücklich macht. Nimm Kraft, Gesundheit und die gute Meinung von sich selbst hinweg, so sind alle Güter dieses Lebens nur geträumte; nimm körperliche Schmerzen und Gewissensbisse hinweg, so sind alle unsere Übel nur eingebildete. Das ist ein alltäglicher Grundsatz, sagt man; freilich wohl: aber seine praktische Anwendung ist nicht alltäglich, und darum handelt es sich hier eben ganz allein.

21. Was will man damit sagen, daß der Mensch schwach sei? Das Wort Schwäche bezeichnet ein Verhältnis, eine Beziehung des

---

*) Mont. an d. ang. St.: „Furcht, Wunsch und Hoffnung drängen uns der Zukunft entgegen und entziehen uns das Gefühl und die Schätzung des Gegenwärtigen, um uns mit dem zu beschäftigen, was sein wird, wenn wir freilich nicht mehr da sind."

Wesens, auf das man es anwendet. Derjenige, dessen Kraft seine Bedürfnisse überschreitet, und wäre er auch ein Insekt, ein Wurm, ist ein starkes Wesen; derjenige, dessen Bedürfnisse über seine Kraft hinausgehen, wäre er auch ein Elefant, ein Löwe, wäre er ein Eroberer, ein Held, wäre er ein Gott, — er ist ein schwaches Wesen. Der empörte Engel, der seine Natur mißkannte, war schwächer als der glückliche Sterbliche, der im Frieden seiner Natur gemäß lebt. Der Mensch ist sehr stark, wenn er sich bescheidet zu sein, was er ist; er ist sehr schwach, wenn er sich über die Menschlichkeit erheben will. So bildet euch ja nicht ein, eure Kräfte auszudehnen, wenn ihr eure Fähigkeiten erweitert; ihr vermindert sie im Gegenteil, wenn euer Stolz sich weiter erstreckt als sie. Messen wir den Radius unseres Kreises und bleiben wir im Mittelpunkt wie das Insekt inmitten seines Gewebes: dann werden wir uns immer selbst genug sein und über unsere Schwäche uns nicht zu beklagen haben; denn wir werden sie nie fühlen.

22. Alle Tiere haben genau die zu ihrer Erhaltung nötigen Fähigkeiten: der Mensch allein hat einen Überfluß davon. Ist es nicht recht seltsam, daß dieser Überfluß der Grund seines Elends ist? In jedem Lande kosten die Arme eines Mannes mehr als seine Ernährung. Wäre er vernünftig genug, jenen Überfluß für nichts zu rechnen, so hätte er immer das Notwendige, weil er niemals zu viel hätte. Die großen Bedürfnisse, sagt Favorinus, entstehen aus dem großen Besitz, und das beste Mittel, sich die Dinge zu verschaffen, die man nicht hat, wäre oft, sich diejenigen zu entziehen, die man besitzt.[1] Mit all unserem Mühen und Ringen, unser Glück zu vermehren, verwandeln wir es in Elend. Jeder Mensch, der nur leben wollte, würde glücklich leben und ein guter Mensch dabei sein; denn wo wäre für ihn der Vorteil, böse zu sein?

23. Wenn wir unsterblich wären, würden wir sehr elende Wesen sein. Es ist wohl hart zu sterben, aber süß ist es, zu hoffen, daß man nicht immer lebe und daß ein besseres Leben den Leiden dieses Lebens ein Ziel setze. Würde man uns die Unsterblichkeit auf Erden anbieten, wer möchte dieses traurige Geschenk annehmen?[2] Welche Zuflucht, welche Hoffnung, welcher Trost bliebe uns gegen die Härte des Schicksals und die Ungerechtigkeiten der Menschen? Der Unwissende, der keine Voraus-

---

[1] Aulus Gellius, „attische Nächte" (IX. 8). R. Amst. — Die dort angeführten Worte des Favorinus, eines Rhetors aus Trajan's Zeit, lauten: „Wer fünfzehntausend Kleider braucht, braucht notwendig noch mehr [zu deren Unterhaltung u. s. w.]; denn wenn ich zu dem, was ich habe, noch etwas hinzu brauche, so habe ich nur dann genug an meinem Besitze, wenn ich von dem, was ich habe, etwas wegnehme."

[2] Man begreift, daß ich hier nicht von allen Menschen rede, sondern nur von den denkenden. — R. Gen.

sicht kennt, fühlt den Wert des Lebens wenig und fürchtet seinen Verlust nicht sehr; der Aufgeklärte kennt Güter von höherem Werte, die er jenem vorzieht. Nur das Halbwissen und die eingebildete Weisheit richten unsere Blicke hin zum Tode, aber nicht darüber hinaus, und machen aus ihm das schlimmste Übel für uns. Die Notwendigkeit zu sterben ist für den vernünftigen Menschen nur ein Grund, das Ungemach des Lebens zu ertragen. Wäre man nicht gewiß, es eines Tages zu verlieren, man würde so viel nicht geben für seine Erhaltung.

24. Unsere geistigen Übel sind alle eingebildet, ein einziges ausgenommen, nämlich das Verbrechen, und dieses hängt von uns ab; die leiblichen Übel zehren sich oder uns auf. Die Zeit oder der Tod sind unsere Heilmittel dagegen: aber wir leiden um so mehr, je weniger wir zu leiden verstehen, und wir verursachen uns mit dem Heilen unserer Krankheiten mehr Qual, als das Ertragen derselben uns bereiten würde. Lebe der Natur gemäß,*) sei geduldig und verbanne die Ärzte, so wirst du dem Tode zwar nicht entgehen, aber du wirst ihn nur einmal fühlen, während sie ihn Tag für Tag deiner verwirrten Einbildung aufdrängen und ihre lügnerische Kunst, statt deine Tage zu verlängern, dir den Genuß derselben raubt. Ich frage immer, welchen wirklichen Nutzen diese Kunst den Menschen bietet. Freilich würden etliche von denen, die sie heilt, sterben; aber Millionen, die sie tötet, würden am Leben bleiben. Mensch, wenn du vernünftig bist, setze nicht auf dieses Spiel, wo zu viele Möglichkeiten gegen dich sind. Leide, stirb oder werde gesund: vor allem aber lebe bis zu deiner letzten Stunde.**)

25. Alles, alles ist Thorheit und Widerspruch in den menschlichen Einrichtungen. Je mehr unser Leben an Wert verliert, desto mehr beunruhigen wir uns um dasselbe. Die Greise grämen sich noch mehr darum als die jungen Leute; sie wollen die Vorbereitungen nicht verlieren, die sie gemacht, um es zu genießen, und es ist sehr hart zu sterben, bevor man begonnen hat zu leben. Man nimmt an, daß der Mensch einen lebhaften Trieb der Selbsterhaltung habe, und er hat ihn in der That; aber man sieht nicht, daß dieser Trieb, wie wir ihn fühlen, zum großen Teil das Werk der Menschen ist. Von Natur ist der Mensch nur so weit um seine Erhaltung besorgt, als ihm Mittel dafür zur Verfügung stehen; sobald diese ihm entgehen, beruhigt er sich und stirbt, ohne sich unnütz zu quälen. Das erste Gesetz der Entsagung giebt uns die Natur. Die Wilden sträuben sich sehr wenig gegen den Tod, wie die Tiere, und erdulden ihn fast ohne Klage. Ist dieses Gesetz hinfällig geworden, so bildet sich ein anderes, das von der Vernunft aus-

---

*) Der bekannte Satz der Stoiker, „daß man der allgemeinen und insbesondere der menschlichen Natur gemäß leben solle." (Diog. Laërt. Zenon § 89.)

**) Wir verweisen zurück auf das erste Buch § 97 und die Anmerkung dazu.

geht; aber wenige wissen es ihr abzugewinnen, und diese künstliche Entsagung ist nie so voll und ausnahmslos wie die erste.

26. Die Vorsorge! Ja, die Vorsorge, die uns fortwährend aus uns hinausdrängt und uns oft dahin weist, wo wir nie hinkommen werden, sie ist die wahre Quelle alles unseres Elends.*) Welcher Wahnsinn für ein so vergängliches Wesen, wie es der Mensch ist, immer ferne in eine Zukunft zu sehen, welche so selten kommt, und die Gegenwart, die ihm sicher ist, zu vernachlässigen! — und dieser Wahnsinn ist um so verhängnisvoller, als er mit dem Alter immer zunimmt und die alten Leute, die immer mißtrauisch, vorsorglich und geizig sind, sich lieber heute das Notwendige versagen als das Überflüssige in hundert Jahren entbehren wollen. So hängen und klammern wir uns an alles; Zeiten, Orte, Menschen und Dinge, alles, was ist und was sein wird, ist jedem von uns wichtig: unser eigenes Wesen ist uns nur noch der geringste Teil von uns selbst. Jeder dehnt sich, so zu sagen, über die ganze Erde hin aus und nimmt Eindrücke auf dem ganzen Erdraum auf. Ist es da zu verwundern, daß unsere Leiden sich vervielfachen an allen Punkten, wo man uns verletzen kann? Wie viele Fürsten grämen sich um den Verlust eines Landes, das sie nie gesehen haben! Wie viele Kaufleute brauchen nur in Indien angerührt zu werden, um in Paris aufzuschreien!**)

27. Drängt uns die Natur so weit aus uns hinaus? Ist es ihre Absicht, daß jeder sein Los durch andere und daß er selbst es oft zuletzt erfahre, sodaß mancher im Glück oder im Elend verstorben ist, ohne je etwas davon erfahren zu haben? Ich sehe einen frischen, muntern, kräftigen und gesunden Mann vor mir; seine Gegenwart flößt Freude ein, seine Augen strahlen von Zufriedenheit und Wohlsein; er trägt das Bild des Glückes an sich. Da kommt ein Brief von der Post; der glückliche Mann betrachtet ihn; er ist an ihn gerichtet; er öffnet und liest ihn. Augenblicklich ändert sich sein Aussehen; er erblaßt und sinkt in Ohnmacht. Sobald er wieder zu sich kommt, weint er und rast und seufzt, er rauft sich die Haare aus und füllt die Luft mit seinen Klagen; schreckliche Krämpfe scheinen ihn befallen zu haben. Wahnsinniger! was hat dir dieses Papier gethan? welches Glied hat es dir weggerissen? zu welchem Verbrechen hat es dich verführt? welche Veränderung hat es denn in dir hervorgebracht, um dich in den Zustand zu versetzen, in dem ich dich sehe?

28. Hätte der Brief sich verirrt, hätte eine mitleidige Hand ihn ins Feuer geworfen, das Schicksal dieses zugleich glücklichen und un-

---

*) Wörtlicher Anklang an den zu § 12 citierten Essai von Montaigne.

**) „Der Mensch ist von einer außerordentlichen Sucht besessen, sein Wesen auszudehnen . . . . Je mehr wir unseren Besitz ausdehnen, um so mehr setzen wir uns den Schlägen des Schicksals aus.“ Montaigne ess. III, 10.

glücklichen Mannes wäre meines Bedünkens ein eigentümliches Rätsel gewesen. Sein Unglück war doch Thatsache, sagt man. Ganz recht; aber er fühlte es nicht. Wo war es also? — Sein Glück war ein eingebildetes. Ich verstehe: Gesundheit, Fröhlichkeit, Geistesruhe sind nur noch Träume. Wir leben nicht mehr da, wo wir sind; wir leben nur noch, wo wir nicht sind. Wie mag man nur den Tod so sehr fürchten, wenn das, worin wir leben, doch bleibt?

29. O Mensch, schränke dein Dasein auf dein Inneres ein, und du wirst nicht mehr elend sein. Bleibe an dem Platze, den die Natur in der Reihe der Wesen dir anweist; da wird nichts dich verdrängen können: lehne dich nicht auf gegen das harte Gesetz der Notwendigkeit, erschöpfe nicht mit vergeblichem Widerstand Kräfte, welche der Himmel dir nicht verliehen hat, um dein Dasein zu erweitern oder zu verlängern, sondern nur, um es zu erhalten, wie und so lange es ihm gefällt. Deine Freiheit und Macht geht nur bis zu den Schranken deiner natürlichen Kräfte und nicht weiter; alles andere ist nur Knechtschaft, Wahn und Verblendung. Selbst die Herrschaft ist knechtisch, wenn sie auf der Meinung der Menschen beruht; denn du hängst von den Vorurteilen derjenigen ab, über die du durch die Vorurteile herrschest. Um sie zu führen, wie es dir gefällt, mußt du dich führen, wie es ihnen gefällt. Sie brauchen nur ihre Denkart zu ändern, so mußt du, du magst wollen oder nicht, auch deine Handlungsweise ändern. Deine Umgebung braucht es nur zu verstehen, die Meinungen des Volkes zu lenken, das du leiten sollst, oder die Meinung der Günstlinge, die dich leiten, oder die deiner Familie oder deine eigenen: diese Vezire und Höflinge, diese Priester und Soldaten, diese Kämmerlinge und Plauderzofen, ja endlich selbst Kinder, werden dich, und wärst du ein Themistokles an Geist,[1] mitten in deinen Legionen leiten wie ein Kind. Thue, was du willst: niemals wird dein wirklicher Einfluß weiter reichen als deine wirklichen Kräfte. Wenn man einmal durch die Augen anderer sehen muß, muß man auch mit ihrem Willen wollen. Da sagst du stolz: meine Völker sind meine Unterthanen. Meinetwegen. Aber was bist du? — Der Unterthan deiner Minister. — Und was sind hinwiederum deine Minister? — Die Diener ihrer Beamten, ihrer Buhlerinnen, die Knechte ihrer Knechte. Nimm alles, reiße alles an dich und dann wirf dein Geld mit vollen Händen hinaus, errichte Batterien, stelle Galgen und Rad auf, gieb

[1]) Dieser kleine Knabe da, sagte Themistocles zu seinen Freunden, ist Griechenlands Gebieter, denn er beherrscht seine Mutter, seine Mutter beherrscht mich, ich beherrsche die Athener und die Athener beherrschen die Griechen. O, welche kleinen Lenker könnte man oft in den größten Reichen finden, wenn man vom Fürsten stufenweise zu der ersten Hand hinabstiege, die im Geheimen den ersten Anstoß giebt! — R. Amst.

Gesetze und Verordnungen, vermehre die Zahl deiner Spione und Soldaten und Henker und Gefängnisse und Ketten: wozu dient euch das alles, ihr armen Menschlein? — ihr werdet darum nicht besser bedient, nicht weniger bestohlen oder betrogen werden und nicht unbeschränkter sein. Immer werdet ihr sagen: wir wollen; und immer werdet ihr thun, was die andern wollen.*)

30. Der allein thut seinen Willen, der nicht fremde Arme zur Unterstützung der seinigen herbeirufen muß, um ihn auszuführen: woraus folgt, daß das erste aller Güter nicht das Ansehen ist, sondern die Freiheit. Der wahrhaft freie Mensch will nur, was er kann, und thut, was ihm gefällt. Dies ist der grundlegende Satz bei mir. Es handelt sich nur darum, ihn auf die Kindheit anzuwenden, und alle Regeln der Erziehung werden sich daraus herleiten lassen.

31. Die Gesellschaft hat den Menschen schwächer gemacht, nicht allein dadurch, daß sie ihm das Recht auf seine eigenen Kräfte geraubt, sondern überhaupt dadurch, daß sie dieselben für ihn ungenügend gemacht hat. Darum vermehren sich auch seine Begierden mit seiner Schwäche, und darin besteht eben die Schwäche der Kindheit, verglichen mit dem Mannesalter. Wenn der Mann ein starkes Wesen ist und das Kind ein schwaches, so ist dies nicht deshalb, weil der erstere mehr absolute Kraft hat als das letztere, sondern weil der erstere von Natur sich selbst genügen kann, das Kind aber nicht. Der Mann muß also mehr Willen, das Kind mehr Launen haben; unter diesem Worte aber verstehe ich jedes Verlangen, welches kein wahres Bedürfnis ist und nur mit Hilfe anderer befriedigt werden kann.

32. Den Grund dieses Zustands der Schwäche habe ich angegeben. Die Natur hat durch die Zuneigung der Eltern hier Vorsorge getroffen: aber diese Zuneigung kann auch übertrieben, unrichtig und mißbräuchlich sein. Eltern, welche in der bürgerlichen Gesellschaft leben, verpflanzen ihr Kind vor der Zeit in dieselbe. Sie geben ihm mehr Bedürfnisse, als es hat, und erleichtern damit seine Schwäche nicht, sondern steigern sie. Sie steigern sie noch, indem sie von ihm Dinge verlangen, die die Natur nicht verlangt hat, indem sie ihrem eigenen Willen die geringe Kraft unterwerfen, die das Kind hat, um sie dem seinigen dienstbar zu machen, und indem sie die wechselseitige Abhängigkeit, in welcher das

*) „Diese Menschlein verdienten doch ein wenig mehr Rücksicht, nicht allein weil sie lange Hände haben, sondern weil es von Wichtigkeit ist, daß die Eindrücke der ihnen gebührenden Achtung in der Gesellschaft keine Schädigung erleiden." Formey S. 60 (a. a. O.); Campe u. seine Genossen erinnern aber an Friedrich Wilhelm I., der einem Bedienten, der ihn bei Vorlesung des Segens „Sie" genannt, das Buch an den Kopf warf und rief: „Schurke, weißt du nicht, daß ich vor Gott auch nur ein Hundsfott bin?"

Kind durch seine Schwäche, sie durch ihre Zuneigung gehalten werden, auf der einen oder anderen Seite in Knechtschaft verwandeln.

33. Der vernünftige Mensch versteht es, an seiner Stelle zu bleiben; aber das Kind, das sie nicht kennt, kann sich nicht darauf behaupten. Es hat unter unseren Händen tausend Ausgänge, um sie zu verlassen; Aufgabe seiner Erzieher ist es, es festzuhalten, und diese Aufgabe ist nicht leicht. Es soll weder Tier noch Mensch*) sein, sondern Kind; es soll seine Schwäche fühlen, aber nicht darunter leiden; es soll abhängig sein, aber nicht dienstbar; es soll bitten, aber nicht befehlen. Es ist anderen nur unterworfen seiner Bedürfnisse wegen, und weil sie besser als es einsehen, was ihm nützlich ist, was zu seiner Erhaltung beitragen oder ihr schädlich sein kann. Niemand, nicht einmal der Vater, hat ein Recht, dem Kinde etwas zu befehlen, was ihm zu nichts gut ist.

34. Bevor die menschlichen Vorurteile und Einrichtungen unsere natürlichen Neigungen beeinflußt haben, besteht das Glück der Kinder sowohl als das der Erwachsenen im Gebrauche ihrer Freiheit; diese Freiheit ist aber bei den erstern beschränkt durch ihre Schwäche. Wer thut, was er will, ist glücklich, wenn er sich selbst genügt; das ist der Fall bei dem Menschen im Zustande der Natur. Wer thut, was er will, ist nicht glücklich, wenn seine Bedürfnisse seine Kräfte überschreiten; das ist der Fall des Kindes im gleichen Zustande. Selbst im Zustande der Natur genießen die Kinder nur eine unvollkommene Freiheit, ähnlich der der Menschen im Zustande der bürgerlichen Gesellschaft. Jeder von uns aber, da er ohne die anderen nicht mehr leben kann, wird in dieser Hinsicht wieder schwach und elend. Wir waren geschaffen, um Menschen zu sein; Gesetze und Gesellschaft haben uns wieder in die Kindheit zurückgeworfen.**) Die Reichen, die Großen, die Könige, sie alle sind

---

*) R.: ni bête ni homme, mais enfant d. h. es soll nicht bloß unter den Geschöpfen seiner Eigenart, sondern auch unter den Menschen seiner speciellen Lebenslage entsprechend behandelt werden. Im Revisionswerke ist eine andere Auffassung angenommen und übersetzt: „Es soll weder ein Lasttier noch ein Mann, sondern ein Kind sein." — Wir erinnern noch an Pestalozzi's Ausspruch („Abendstunde eines Einsiedlers"): „Erst bist du ein Kind, Mensch, hernach Lehrjunge deines Berufs."

**) R. verfolgt diese Beziehungen des Menschen zur Gesellschaft und die Beeinträchtigung seiner natürlichen Bestimmung durch das ganze Buch. Wir verweisen hier ein für alle Male auf den „gesellschaftlichen Vertrag" (contrat social) von R., besonders auf das 6. Kapitel des ersten Buches, das von der „gesellschaftlichen Übereinkunft" handelt und den Standpunkt in Kürze so bezeichnet: „Ich nehme an, die Menschen seien auf dem Punkte angelangt, wo die Hindernisse, die ihre Erhaltung im Zustande der Natur beeinträchtigen, durch ihren Widerstand jene Kräfte überwuchern, welche jeder Einzelne anwenden kann, um sich in jenem Zustande zu erhalten. Dann kann dieser uranfängliche Zustand nicht mehr fortbestehen, und das Menschengeschlecht würde zu Grunde gehen, wenn es die Form seines Daseins nicht änderte."

Kinder, die einmal gesehen haben, daß man sich beeifert, ihr Elend zu erleichtern, und nun eben daraus eine kindische Eitelkeit schöpfen und erst recht stolz sind auf die Sorgfalt, die man ihnen, wenn sie fertige Menschen wären, nicht würde angedeihen lassen.

35. Diese Betrachtungen sind wichtig und geben den Schlüssel zur Lösung aller Widersprüche des gesellschaftlichen Systems. Es giebt zwei Arten von Abhängigkeit: die Abhängigkeit von den Dingen, die von der Natur ausgeht, und die Abhängigkeit von den Menschen, die von der Gesellschaft herrührt. Die Abhängigkeit von den Dingen, da sie keinerlei sittliche Bedeutung hat, beeinträchtigt unsere Freiheit nicht und erzeugt keine Laster: die Abhängigkeit von den Menschen dagegen ist ordnungswidrig [1]) und erzeugt alle Laster; durch sie entsittlichen sich Herr und Sklave gegenseitig. Wenn es irgend ein Mittel giebt gegen dieses Übel in der Gesesellschaft, so besteht es darin, daß dem Menschen das Gesetz unterschoben und der allgemeine Wille mit einer thatsächlichen Kraft ausgerüstet wird, die der Wirksamkeit jedes Einzelwillens überlegen ist. Wenn den Gesetzen der Völker, wie denen der Natur, eine Unbeugsamkeit zustehen könnte, die keine Menschenkraft zu brechen imstande wäre, so würde die Abhängigkeit von den Menschen wieder zur Abhängigkeit von den Dingen werden; man würde im Freistaate alle Vorteile des Naturzustandes mit denen des gesellschaftlichen Zustandes verbinden, man würde zu der Freiheit, die den Menschen frei hält von Lastern, noch die Sittlichkeit fügen, die ihn zur Tugend emporhebt.

36. Erhalte denn das Kind bloß in der Abhängigkeit von den Dingen; dann folgst du im Fortschritte seiner Erziehung der Ordnung der Natur. Setze seinen unvernünftigen Wünschen nur natürliche Hemmnisse oder Strafen entgegen, welche aus den Handlungen selbst entspringen und an die es sich bei Gelegenheit erinnern kann: es genügt, es vom Übelthun abzuhalten selbst ohne eigentliches Verbot. Erfahrung und Ohnmacht müssen allein bei ihm an Stelle des Gesetzes treten. Gestatte seinen Wünschen nichts, weil es danach verlangt, sondern weil es ein Bedürfnis danach hat.*) Es soll nicht wissen was Gehorsam ist, wenn es etwas thut, und nicht, was Befehlen heißt, wenn man für es etwas

---

[1]) In meinen „Grundsätzen des Staatsrechts" wird gezeigt, daß kein Einzelwille ordnungsmäßig sein kann im gesellschaftlichen System. R. Amst. — Das zweite Buch des „gesellschaftlichen Vertrags," das auch den Titel führt „Grundsätze des Staatsrechts" (principes du droit politique), beginnt mit den Worten: „Die erste und wichtigste Folge der oben aufgestellten Grundsätze ist, daß der allgemeine Wille allein die Kräfte des Staates leiten kann, gemäß dem Zwecke seiner Einrichtung, der das allgemeine Wohl ist."

*) Locke § 38: „Das erste, was sie zu lernen haben, sollte sein, daß sie nie etwas deshalb bekommen dürfen, weil es ihnen gefällt, sondern weil man es als passend für sie angesehen hat." Vgl. unten § 50.

thut. Es soll seine Freiheit gleichermaßen in seinen und deinen Handlungen fühlen. Hilf seiner mangelnden Kraft gerade so weit nach, als nötig ist, damit es frei und nicht gebieterisch sei: deine Dienste soll es mit einer Art Demütigung annehmen, daß es den Augenblick herbeisehne, wo es ihrer entbehren und die Ehre genießen kann, sich selbst zu bedienen.

37. Um den Leib zu kräftigen und ihm Wachstum zu verleihen, wendet die Natur Mittel an, denen man nie entgegenhandeln darf. Man darf ein Kind nicht zwingen still zu bleiben, wenn es gehen will, noch zu gehen, wenn es bleiben will. Wenn der Wille der Kinder nicht durch unsere Schuld verdorben ist, wollen sie nichts ohne Zweck. Sie sollen springen, laufen und schreien, wenn sie Lust haben. All ihre Bewegungen sind Bedürfnisse ihrer Leibesbeschaffenheit, die sich zu kräftigen sucht; aber man muß sich auf nichts verlassen, was sie verlangen, ohne es selbst thun zu können, und was andere für sie thun müssen. In diesem Falle muß man sorgfältig das wahre, natürliche Bedürfnis von dem Bedürfnisse der Laune unterscheiden, das sich jetzt regt, und von dem aus der Überfülle des Lebens entspringenden, wovon ich schon gesprochen habe.*)

38. Ich habe schon gesagt, was man thun muß, wenn ein Kind weint, um dieses oder jenes zu bekommen. Hier füge ich nur hinzu, daß, sobald es mit Worten verlangen kann, was es wünscht, und nun, um es schneller zu erlangen oder eine Weigerung zu besiegen, seinem Verlangen mit Thränen Nachdruck giebt, dasselbe ihm unwiderruflich muß abgeschlagen werden. Wenn es nur ein Bedürfnis ausspricht, mußt du es wissen, und sogleich thun, was es verlangt; gestehst du ihm aber irgend etwas auf seine Thränen hin zu, dann ermutigst du es, Thränen zu vergießen, dann lehrst du es, an deinem guten Willen zu zweifeln und zu glauben, daß die Aufdringlichkeit mehr über dich vermag als das Wohlwollen. Hält es dich nicht für gut, so wird es bald bösartig sein; hält es dich für schwach, so wird es bald eigensinnig sein: was man also nicht abschlagen will, das bewillige man ja immer auf das erste Zeichen hin. Halte Maß im Verweigern, widerrufe aber deine Weigerung nie.

39. Hüte dich besonders, dem Kinde leere Höflichkeitsformeln einzuprägen, mit denen es unter Umständen wie mit Zauberworten seine ganze Umgebung seinem Willen unterwerfen und im Augenblick bekommen kann, was es will. In der fratzenhaften Erziehung der Reichen verfehlt man nie, ihnen eine höfliche Herrschsucht beizubringen, indem man ihnen die Ausdrücke vorschreibt, deren sie sich bedienen müssen, daß niemand

---

*) S. oben § 22.

ihnen zu widerstehen wage; ihre Kinder haben nichts Bittendes weder im Ton noch in der Art sich zu geben; wenn sie bitten, sind sie ebenso anmaßend, ja noch anmaßender, als wenn sie befehlen, als wären sie in diesem Falle des Gehorsams noch viel sicherer. Man sieht sofort, daß in ihrem Munde „willst du mir's geben" so viel ist als „du mußt mir's geben" und daß „ich bitte" bei ihnen heißt „ich befehle"*). Eine prächtige Höflichkeit, die für sie auf nichts anderes hinausläuft, als daß den Worten ein anderer Sinn gegeben wird und daß sie nie anders reden können als im Tone des Befehls! Ich für meinen Teil fürchte für Emil die Unfeinheit weniger als die Unverschämtheit, und so ist es mir lieber, daß er „thue das" in bittendem Tone sage als „ich bitte" in befehlendem. Mir kommt es nicht auf den Ausdruck an, den er gebraucht, sondern auf den Sinn, den er damit verbindet.

40. Es giebt ein Übermaß der Strenge und ein Übermaß der Nachsicht, die alle beide gleichermaßen zu vermeiden sind. Wenn du zuläßt, daß die Kinder sich schädigen, so gefährdest du ihre Gesundheit und ihr Leben, du machst sie wirklich elend; wenn du aber allzu ängstlich ihnen jede Art von Übelbefinden ersparst, so legst du den Grund zu großem Elend, du machst sie zärtlich und empfindlich, du nimmst sie aus ihrer Lage als Menschen heraus, in welche sie doch eines Tages wieder zurückkehren werden trotz deiner Bemühungen. Um sie einigen natürlichen Übeln nicht auszusetzen, richtet ihr ihnen solche an, die die Natur nicht für sie bestimmt hat. Man wird sagen, ich mache es wie jene schlechten Väter, denen ich vorgeworfen, sie opferten das Glück ihrer Kinder der Rücksicht auf eine entfernte Zeit, die möglicher Weise nie eintritt.

41. Keineswegs: denn die Freiheit, die ich meinem Zögling zugestehe, entschädigt ihn reichlich für die unbedeutenden Unbequemlichkeiten, denen ich ihn ausgesetzt lasse. Ich sehe kleine Rangen im Schnee spielen, blaurot und starr vor Kälte; sie können kaum die Finger rühren. Es hängt nur von ihnen ab, sich wieder zu erwärmen, aber sie thun es nicht; wenn man sie dazu nötigte, würden sie die Härte des Zwanges hundertmal mehr fühlen als die der Kälte.**) Worüber beklagt man sich also? Mache ich dein Kind unglücklich, wenn ich es nur den Unbequemlichkeiten aussetze, die es selbst recht gern erduldet? Ich thue sein Bestes für die Gegenwart, indem ich es frei lasse, und thue sein Bestes für die Zukunft, indem ich es gegen die Übel, die es ertragen muß, waffne.

---

*) Die französischen Formeln sind s'il vous plait, il me plait und je vous prie, je vous ordonne. Die Formelhaftigkeit der französischen Sprache macht sich freilich schon in der Erziehung geltend.

**) Erinnert an Locke § 76, wo davon die Rede ist, daß man die Kinder nicht durch Zwang zum Lernen treiben soll.

Glaubst du, daß es einen Augenblick schwankte, wenn es die Wahl hätte, mein Zögling zu sein oder der deinige?

42. Kannst du dir irgend ein wahres Glück für irgend ein Wesen außerhalb seiner natürlichen Bestimmung*) möglich denken? und heißt es nicht, den Menschen seiner Bestimmung entfremden, wenn man ihn von allen Übeln seiner Gattung gleichmäßig befreien will? Ja, ich behaupte es: um die großen Güter zu würdigen, muß er die kleinen Übel kennen lernen; so ist seine Natur. Wenn es dem leiblichen Teil zu gut geht, verdirbt der geistige. Der Mensch, der den Schmerz nicht kännte, würde auch die weicheren Regungen der Menschlichkeit und die Wonne des Mitleids nicht kennen; sein Herz würde durch nichts sich erregen lassen, er wäre ungesellig, ein Unding unter Seinesgleichen.

43. Weißt du, welches das sicherste Mittel ist, dein Kind elend zu machen? Lediglich die Gewöhnung, alles zu erhalten; denn da seine Begierden mit der Leichtigkeit, sie zu befriedigen, fortwährend wachsen, wird die Unmöglichkeit dich früh oder spät dazu bringen, sein Verlangen wohl oder übel abzuschlagen, und diese ungewohnte Verweigerung wird ihm peinlicher sein als selbst das Entbehren des Verlangten. Zuerst verlangt es nur den Stock, den du in der Hand hast; bald will es aber deine Uhr, dann einen Vogel in der Luft, einen Stern, den es glänzen sieht, ja, alles, was es sieht: wie willst du es befriedigen, wenn du kein Gott bist?

44. Der Mensch ist von Natur dazu geneigt, alles als sein zu betrachten, was in seiner Gewalt ist. In diesem Sinne ist bis zu einem gewissen Punkte der Satz des Hobbes**) richtig: vervielfältige mit unseren Begierden die Mittel zur Befriedigung derselben, und jeder wird alles unter seine Gewalt bringen. So hält sich das Kind, das nur zu wollen braucht, um alles zu erhalten, für den Besitzer der ganzen Welt; es sieht alle Menschen als seine Sklaven an: und wenn man endlich genötigt ist, ihm etwas abzuschlagen, so nimmt es, da es alles für möglich hält, wenn es befiehlt, diese Weigerung als einen Akt der Empörung auf; alle Gründe, die man in diesem eines geordneten Denkens noch unfähigen Alter ihm vorbringt, sind in seinen Augen nur Vorwände; überall

---

*) R.: constitution. Cramer sagt: „R. braucht hier das Wort Constitution in einem ihm ganz eigentümlichen Sinn. Man versteht diesen aber gleich. Ich wußte kein deutsches gleichbedeutendes und behielt also das französische. Er nennt nämlich Constitution hier nicht, was man gewöhnlich darunter versteht, die Leibesbeschaffenheit, sondern diejenige Beschaffenheit der ganzen Natur und Lage des Menschen, die ihn zu demjenigen, was er ist: Mensch! macht." —

**) Der berühmte Philosoph Thomas Hobbes (geb. 1588 zu Malmesbury, gest. 1679), der den natürlichen Zustand der ersten menschlichen Gesellschaft als den eines Krieges Aller gegen Alle schildert, fordert R.'s Kritik zu wiederholten Malen heraus.

sieht es bösen Willen: das Gefühl einer vermeinten Ungerechtigkeit giebt seiner Gemütsart etwas Herbes, es faßt Haß gegen jedermann und, ohne Dank für alle Gefälligkeit, wird es durch jeden Widerstand aufgebracht.

45. Wie wäre es zu begreifen, daß ein so vom Zorn beherrschtes und von den reizbarsten Leidenschaften verzehrtes Kind je glücklich wäre? Es glücklich! nein, ein Despot wäre es, der niedrigste Sklave zugleich und das elendeste aller Geschöpfe. Ich habe derartig erzogene Kinder gesehen, die verlangten, man solle das Haus mit einem Ruck auf den Kopf stellen, man solle ihnen den Hahn dort vom Kirchturm geben, man solle ein Regiment mitten im Marsche anhalten, daß sie die Trommler länger hören könnten, und sobald man nicht gleich hinlief, ihnen willfährig zu sein, stießen sie ein durchdringendes Geschrei aus und wollten auf niemand hören. Man beeilte sich vergeblich von allen Seiten, ihnen gefällig zu sein; ihre Begierden waren durch die allzu leichte Befriedigung gereizt, sie versteiften sich auf unmögliche Dinge und sahen überall nur Widerspruch, Hindernisse, Widerwärtigkeiten und Schmerzen. Immer murrend, immer aufgebracht, immer in Wut verbrachten sie ihre Tage mit Weinen und Klagen: waren das nun sehr glückliche Wesen? Schwäche und Herrschsucht im Bunde erzeugen nur Wahnsinn und Elend. Ein verzogenes Kind schlägt den Tisch, das andere läßt das Meer peitschen: sie werden lange zu peitschen und zu schlagen haben, bevor sie zufrieden leben.*)

46. Wenn diese Gedanken der Herrschaft und Befehlsucht sie elend machen von ihrer Kindheit an, wie wird dies erst sein, wenn sie heranwachsen und ihre Beziehungen zu den anderen Menschen sich nach und nach erweitern und vervielfältigen werden? Welche Überraschung für sie, die gewohnt waren, alles sich ihnen beugen zu sehen, wenn sie in die Welt eintreten und sehen, daß alles ihnen entgegensteht, und unter der Wucht dieser Welt, die sie nach ihrem Belieben zu bewegen vermeinten, sich erdrückt fühlen! Ihr freches Wesen, ihre kindische Eitelkeit ziehen ihnen nur Kränkungen, Mißachtung und Spott zu; Demütigungen müssen sie hinnehmen wie das tägliche Brot: herbe Erfahrungen zeigen ihnen bald, daß sie weder ihre Lage noch ihre Kräfte kennen; sie vermögen nicht alles, und so glauben sie nun, gar nichts zu vermögen. So viel ungewohnte Hindernisse stoßen sie zurück, so viel Hohn drückt sie nieder: sie werden feig, furchtsam und kriecherisch und sinken ebenso weit unter sich selbst herunter, als sie sich über sich erhoben hatten.

47. Kommen wir denn auf unsere Grundregel zurück. Die Natur hat die Kinder geschaffen, daß sie geliebt und unterstützt würden; aber

---

*) Formey (S. 64) hält R.'s Emil, „der bis ins zwölfte Jahr nur seine körperlichen Kräfte übt", für das rechte verzogene Kind.

hat sie sie auch gemacht, daß man sich vor ihnen fürchte und beuge? Hat sie ihnen ein Achtung gebietendes Aussehen gegeben, einen strengen Blick, eine rauhe und drohende Stimme, um sich furchtbar zu machen? Ich begreife, daß das Brüllen eines Löwen die Tiere in Schrecken versetzt und daß sie zittern, wenn sie seine fürchterliche Mähne erblicken; hat man aber je ein schändliches, widerliches und lächerliches Schauspiel gesehen, so ist es eine Versammlung von Würdenträgern, ihr Oberhaupt an der Spitze, in ihrem Amtskleide, niedergeworfen vor einem Kinde im Wickelkissen*), das sie in hochtrabenden Worten anreden und das statt aller Antwort heult und geifert.

48. Giebt es wohl, wenn man die Kindheit an sich betrachtet, auf der Welt ein schwächeres, elenderes Wesen, ein Wesen, das mehr auf die Gnade seiner ganzen Umgebung angewiesen und des Mitleids, der Pflege und des Schutzes mehr bedürftig wäre als ein Kind? Scheint es nicht, als zeigte es nur deshalb ein so sanftes Gesicht und eine so rührende Miene, daß alles, was in seine Nähe kommen mag, Anteil nehme an seiner Schwäche und zu seiner Hilfe herbeieile? Was kann also verletzender und naturwidriger sein als ein herrschsüchtiges und widersetzliches Kind, das seiner ganzen Umgebung befiehlt und mit Leuten, die es nur zu verlassen brauchen, um es verderben zu lassen, in unverschämter Weise den Ton des Gebieters annimmt?

49. Wer sieht aber nicht auf der andern Seite, daß die Schwäche des ersten Alters die Kinder an so viel Elend kettet, daß es unmenschlich ist, zu diesem Joche noch das unserer Launen hinzuzufügen und ihnen eine so beschränkte Freiheit zu nehmen, die sie so wenig mißbrauchen können und deren Entziehung für uns und sie so wenig Vorteil bietet? Wenn nichts mehr das Gelächter herausfordert als ein hochmütiges Kind, so hat nichts größeren Anspruch an unser Mitleid als ein furchtsames. Warum sollen wir, da mit dem Alter der Vernunft die Knechtschaft des bürgerlichen Lebens beginnt, ihr mit der persönlichen Knechtschaft zuvorkommen? Lassen wir doch einen Augenblick des Lebens frei von diesem Joch, das uns die Natur nicht aufgelegt hat, lassen wir der Jugend die Übung der natürlichen Freiheit, die uns wenigstens für einige Zeit den Lastern entzieht, die man in der Knechtschaft annimmt. Mögen denn jene strengen Erzieher, mögen jene dem Willen ihrer Kinder unterworfenen Väter mit ihren nichtigen Einwürfen kommen und, bevor sie ihre Erziehungsweisen anpreisen, einmal die der Natur kennen lernen.

50. Ich kehre zur Praxis zurück. — Ich habe schon gesagt, daß dein Kind nichts deswegen erhalten soll, weil es die Sache verlangt,

*) Dem französischen Dauphin.

sondern weil es sie nötig hat,[1]) ferner, daß es nichts aus Gehorsam, sondern lediglich aus Notwendigkeit thun soll: die Worte Gehorchen und Befehlen werden so aus seinem Wörterbuch gestrichen werden, und mehr noch die der Pflicht und der Verbindlichkeit; aber Gewalt und Notwendigkeit, Ohnmacht und Zwang müssen darin einen großen Raum einnehmen.*) Vor dem Alter der Vernunft kann man keinen Begriff von moralischen Wesen oder gesellschaftlichen Beziehungen haben; Worte, die diesen Sinn haben, muß man also möglichst zu vermeiden suchen, damit nicht das Kind gleich von Anfang an diesen Worten falsche Begriffe unterlege, die auszurotten man später weder die Mittel noch die Macht hat. Der erste falsche Begriff, der sich in seinem Kopfe bildet, ist in ihm der Keim des Irrtums und des Lasters; auf diesen ersten Schritt muß man ganz vorzüglich achten. Sorge dafür, daß, solange nur sinnenfällige Dinge auf es einwirken, all seine Begriffe bei den Sinneneindrücken stehen bleiben; sorge, daß es überall nur die körperliche Welt um sich wahrnehme: sonst kannst du sicher sein, daß es auf dich gar nicht hört oder von der sittlichen Welt, wenn du darüber mit ihm sprichst, sich traumhafte Begriffe mache, die du sein ganzes Leben nicht mehr wirst verwischen können.

51. Den Kindern vernünftige Vorstellungen machen, war Locke's großer Grundsatz, der auch heutzutage am meisten im Schwange ist:**)

---

[1]) Man muß einsehen, daß, wie die Strafe oft eine Notwendigkeit, so das Vergnügen manchmal ein Bedürfnis ist. Es giebt demnach bei den Kindern bloß ein Verlangen, dem man nie nachgeben darf, das Verlangen, daß man ihnen gehorche. Daraus folgt, daß man bei allem, was sie fordern, vorzüglich auf den Beweggrund ihres Verlangens achten muß. Man gestatte ihnen, was nur immer möglich, man gestatte ihnen alles, was ihnen ein wirkliches Vergnügen bereiten kann; man verweigere aber alles, was sie nur aus Laune verlangen oder um eine gewisse Auctorität zu üben. R. Amst. — Vgl. Locke § 38 in unserer Anm. zu § 36.

*) „Im Rousseau'schen Vokabular des Kindes fehlt das wichtigste Wort: Liebe, dankbare Liebe." Raumer 2 S. 235. Dies ist schon für diesen Teil des Emil nicht ganz richtig, vgl. §§ 55, 72; überdies kann nach R.'s Gang die Liebe erst eine Folge des in diesem Buche behandelten Erziehungsabschnittes sein. Wir erinnern aber noch an Basedow (Methodenbuch S. 79 f.): „Wenigstens an jedem Tage einmal muß eine Verbeugung oder irgend eine Ceremonie, welche ihre (der Kinder) ganze Abhänglichkeit von den Eltern und Aufsehern anzeiget, die Kinder lebhaft derselben erinnern: die Worte können aber von Monate zu Monate, oder von Jahre zu Jahre abgewechselt werden; weil gar zu gewöhnliche Worte nicht geschickt sind, das lebhafte Andenken an die bedeutete Sache zu befördern. Laßt euch nicht von einem sonst weisen Rousseau bereden, daß ein solches Ceremoniel unbedeutend und widernatürlich sei." — Bei Pestalozzi allerdings bildet die Liebe, erst zur Mutter, dann zu den Menschen, dann zu Gott, eine seine ganze Methode durchziehende Idee.

**) Diese Beurteilung Locke's ist einseitig. Locke betont an mehreren Stellen, daß das Kind immer als ein „vernünftiges Geschöpf" behandelt werden müsse, und das „vernünftige Zureden" empfiehlt er ausdrücklich (§ 81. S. die

sein Erfolg scheint mir indessen nicht sehr geeignet, ihn zu Ehren zu bringen; ich für meinen Teil kann mir auch nichts Läppischeres denken als diese Kinder, mit denen man so viel vernünftelt*) hat. Von allen Fähigkeiten des Menschen ist die Vernunft, die, so zu sagen, nur ein Zusammengesetztes aus allen andern ist, diejenige, die sich am schwersten und langsamsten entwickelt; und ihrer will man sich bedienen, um jene früheren zu entwickeln! Das Meisterstück einer guten Erziehung ist, einen vernünftigen Menschen zu bilden: und man maßt sich an, ein Kind durch die Vernunft erziehen zu wollen! Das heißt mit dem Ende beginnen und aus dem Werke das Werkzeug machen. Wenn die Kinder Vernunft verstünden, brauchte man sie nicht zu erziehen; indem man aber von ihren frühesten Jahren an mit ihnen eine Sprache spricht, die sie nicht verstehen, gewöhnt man sie daran, sich mit Worten abzufinden, alles, was man ihnen sagt, zu bemäkeln, sich ebenso weise zu dünken wie ihre Lehrer und streitsüchtig und widersetzlich zu werden; und doch erreicht man alles, was man durch vernünftige Beweggründe von ihnen zu erreichen hofft, immer nur aus Gründen der Begehrlichkeit, Furcht oder Eitelkeit, die man gezwungener Weise immer damit verknüpft.**)

52. Im folgenden ist die Formel enthalten, auf die fast alle moralischen Unterweisungen, die man den Kindern giebt oder geben kann, sich zurückführen lassen.

Der Lehrer.

Das darf man nicht thun.

Das Kind.

Und warum darf man das nicht thun?

Der Lehrer.

Weil das etwas Böses ist.

Das Kind.

Böse? Was ist denn das?

Anm. z. d. St. in unserer Ausg. von Locke's Erziehungsschrift); aber mehr noch gilt ihm Gewöhnung und Beispiel. § 85 warnt er sogar vor irgend welchen Vorschriften, solange ein Fehler dagegen nicht begangen sei.

*) = raisonner. Im vorigen Jahrhundert hat man dafür die Verdeutschung „vernünfteln“ gewagt; das Wort ist aber bald für die Ausartung ins Kleinliche gebraucht worden, wozu die Bildung alle Veranlassung gab. Bezeichnend dafür ist Herbart's Wort in dem Lehrb. zur Psychol. § 113: „Das Vernünfteln ist das eigentliche Kennzeichen der Leidenschaften.“ Raisonner ist „seine Meinung mit Gründen darlegen;“ davon spricht R. —

**) Dies scheint ebenfalls auf Locke zu gehen, der mit den „guten Dingen“, die man den Kindern giebt, wenn sie artig sind, und mit Lob und Achtung, welche sie durch gute Aufführung sich erwerben, auf ihre sittliche Bildung einen bedeutenden, wenn auch nur mittelbaren Einfluß ausüben will.

Der Lehrer.

Was man verbietet.

Das Kind.

Was ist Schlimmes daran, wenn man thut, was verboten ist?

Der Lehrer.

Man bestraft dich für deinen Ungehorsam.

Das Kind.

Dann mache ich, daß man nichts davon erfährt.

Der Lehrer.

Man wird es schon herausbringen.

Das Kind.

Dann verstelle ich mich.

Der Lehrer.

Man wird dich ausfragen.

Das Kind.

Dann lüge ich.

Der Lehrer.

Man darf nicht lügen.

Das Kind.

Warum darf man nicht lügen?

Der Lehrer.

Weil das etwas Böses ist u. s. w.

Dies ist der unvermeidliche Zirkel. Trittst du aus ihm heraus, so versteht das Kind dich nicht mehr. Sind das nicht recht nützliche Unterweisungen? Ich möchte wohl wissen, was man an Stelle dieses Wechselgespräches setzen könnte? Locke selbst wäre damit sicherlich in große Verlegenheit geraten.*) Das Gute und Böse erkennen, den Grund der menschlichen Pflichten einsehen, ist nicht Sache eines Kindes.

53. Die Natur will, daß die Kinder Kinder seien, bevor sie Menschen sind. Wenn wir diese Ordnung umzukehren belieben, werden wir nur früh-

*) „Ohne Locke zu sein, würde ich es wohl zustande bringen (etwas anderes an Stelle dieses Wechselgesprächs zu setzen), wenn ich den Raum nicht sparen wollte.“ Formey S. 67. — Basedow (Methodenbuch S. 105—114) hat diesen Versuch durch ein Gespräch zwischen einer Mutter und ihren drei Kindern Lucie, Detlev und Karl gemacht, womit er zu bedenken geben will, ob „die Kindheit und erste Jugend wahrer moralischer Einsichten unfähig sei.“ Das Gespräch, in welchem die Kinder ihrer Mutter gestehen, daß sie oft erfahren, wie gute Räte sie gebe, und „im Herzen erkennen und mit dem Munde bekennen“ sollen, daß sie „ohne Hilfe der göttlichen Vorsehung ihre guten Gesinnungen nicht gehabt hätten“, ist allerdings nichts weniger als im Geschmack R.'s gehalten.

reife Früchte hervorbringen, die nicht zeitig und nicht schmackhaft sind und alsbald verderben werden: wir werden junge Gelehrte und alte Kinder bekommen. Die Kindheit hat ihre eigene Art zu sehen, zu denken und zu empfinden; nichts ist unvernünftiger als unsere Art an Stelle dessen zu setzen; ich könnte ebenso gut verlangen, daß ein Kind fünf Fuß hoch gewachsen sei, als daß es im zehnten Jahr Urteil besitze. Wozu sollte ihm aber auch in diesem Alter eigentlich die Vernunft dienen? Die Vernunft soll die Kraft zügeln; das Kind bedarf dieses Zügels nicht.

54. Wenn ihr eure Zöglinge von der Pflicht des Gehorsams zu überzeugen versucht, verbindet ihr mit dieser vorgeblichen Überzeugung Zwang und Drohungen oder, was noch schlimmer ist, gute Worte und Versprechungen. So lockt man sie durch ihren Vorteil oder schreckt sie durch den Zwang, sodaß sie dergleichen thun, als wären sie durch Vernunftgründe überzeugt. Sie sehen sehr wohl ein, daß der Gehorsam ihnen vorteilhaft, die Auflehnung aber unvorteilhaft ist, sobald ihr das eine oder das andere gewahr werdet. Aber da ihr nichts von ihnen verlanget, was ihnen nicht unangenehm wäre, und da es immer eine schmerzliche Sache ist, den Willen anderer thun zu müssen, so verstecken sie sich, um ihren eigenen Willen durchzusetzen, in der Überzeugung, nichts Unrechtes zu thun, wenn man nur ihren Ungehorsam nicht erfährt, mit dem Vorsatze jedoch, ihr Unrecht einzugestehen, wenn sie erwischt werden, aus Furcht vor einer noch schmerzlicheren Erfahrung. Da der Grund der Pflicht keine Sache ihres Alters ist, wird kein Mensch auf der Welt imstande sein, sie ihnen wahrhaft begreiflich zu machen; aber die Furcht vor Züchtigung, die Hoffnung auf Verzeihung, ihre bedrängte Lage und die Verlegenheit, eine Antwort zu finden, pressen ihnen jedes Geständnis aus, das man haben will, und man glaubt sie überzeugt zu haben, wenn man sie nur gelangweilt oder eingeschüchtert hat.

55. Was ist die Folge? Erstlich legt ihr ihnen eine Pflicht auf, die sie nicht fühlen, ihr reizet sie dadurch auf gegen eure Tyrannei und bringt sie von der Liebe zu euch ab; ihr lehret sie Heuchelei, Verstellung und Lüge, womit sie von euch Belohnungen erpressen oder eueren Strafen sich entziehen wollen; endlich gewöhnt ihr sie daran, immer irgend einen verborgenen Beweggrund mit einem scheinbaren zu bemänteln, ihr gebt ihnen selbst das Mittel an die Hand, euch unaufhörlich zu hintergehen, euch die Kenntnis ihres wahren Charakters unmöglich zu machen und euch und andere Leute bei Gelegenheit mit eiteln Worten abzufinden. Man hält mir entgegen, daß die Gesetze, wenn sie auch für das Gewissen verbindlich seien, gleichfalls Zwang anwenden den Erwachsenen gegenüber. Ich gebe das zu. Was sind aber diese Erwachsenen anders als durch die Erziehung verdorbene Kinder? Dem aber muß vorgebeugt werden. Gewalt brauche man bei Kindern, die Vernunft bei den Erwachsenen; das ist die natürliche Ordnung: der Weise hat kein Gesetz notwendig.

56. Behandle deinen Zögling seinem Alter gemäß. Bringe ihn gleich von Anfang an an seine Stelle und halte ihn da so fest, daß er nicht daran denkt, sie zu verlassen. Bevor er noch weiß, was Weisheit ist, wird er dann ihre wichtigste Lehre bethätigen. Befiehl ihm ein für alle Male nichts, durchaus nichts, was es auch sei. Laß nicht einmal den Gedanken in ihm aufkommen, daß du irgend eine Gewalt über ihn ausüben wollest. Er soll bloß wissen, daß er schwach ist und du stark, daß er durch seine Lage und die deinige dir notwendiger Weise preisgegeben ist; das soll er wissen, erfahren und fühlen; frühzeitig soll er auf seinem hochfahrenden Kopf das harte Joch fühlen, das die Natur dem Menschen auferlegt, das schwere Joch der Notwendigkeit, unter welches jedes endliche Wesen sich beugen muß; er soll diese Notwendigkeit in den Dingen erblicken, nie in der Laune[1]) der Menschen; der Zügel, der ihn zurückhält, sei die Gewalt, nicht menschliches Ansehen. Soll er sich einer Sache enthalten, verbiete sie ihm nicht; verhindere ihn, sie zu thun, ohne Auseinandersetzungen und Erörterungen*); willst du ihm etwas gestatten, gestatte es auf sein erstes Wort, ohne Bitten und Beten, besonders aber ohne Bedingungen. Erteile deine Einwilligung mit Vergnügen, deine Weigerung nur mit Widerstreben; doch muß dein Verweigern unwiderruflich sein; kein Bestürmen darf dich erschüttern; dein Nein sei eine eherne Mauer, an der das Kind fünf oder sechs Mal seine Kräfte erschöpfen mag, um es nie wieder zu versuchen, sie umzustürzen.

57. Auf diese Weise wirst du ihm Geduld, Gleichmut, Entsagung und Zufriedenheit beibringen, wenn es auch das Gewünschte nicht erhalten hat; denn es liegt in der Natur des Menschen, das Unabänderliche geduldig zu ertragen, nicht aber den bösen Willen anderer. Gegen die Antwort: es ist nichts mehr da, hat sich nie ein Kind aufgelehnt, es müßte nur glauben, daß man es belogen habe. Übrigens giebt es hier keinen Mittelweg; entweder soll man gar nichts von ihm verlangen oder es von vornherein zum vollständigsten Gehorsam zwingen. Die schlechteste Erziehung ist es, wenn ihr zulasset, daß es zwischen seinem und euerem Willen schwanke und so ein unaufhörlicher Streit zwischen euch sich erhebe, wer Meister sein soll: hundertmal lieber sollte es ein für alle Male Meister sein.**)

---

[1]) Man muß sich versichert halten, daß das Kind jeden Willen, der dem seinigen entgegensteht und dessen Grund es nicht einsieht, als Laune aufnehmen wird. Nun aber sieht das Kind in allem, was gegen seine Einbildungen anstößt, nie einen Grund. — R. Amst.

*) Auch diese Auseinandersetzungen erinnern an Locke, jedoch nicht so unmittelbar. Vom Streite, wer „Meister sei“, Kind oder Erzieher, wovon der folgende Paragraph handelt, spricht L. ebenfalls an mehreren Orten z. B. § 80.

**) „Ganz vortrefflich!“ Raumer 2 S. 236. —

58. Es ist sehr sonderbar, daß man, solange man sich mit der Kindererziehung befaßt, kein anderes Mittel ersonnen hat, sie zu leiten, als den Ehrgeiz, die Eifersucht, die Eitelkeit, die Habgier, die gemeine Furcht, alle die gefährlichsten, wuchernbsten und für die Seele schon vor der Ausbildung des Leibes gefährlichsten Leidenschaften. Mit jeder voreiligen Unterweisung, die man ihnen in den Kopf bringen will, pflanzt man ein Laster in den Grund ihres Herzens; unsinnige Lehrer glauben Wunder zu thun, wenn sie die Kinder bösartig machen, um ihnen zu zeigen, was Güte ist; und dann sagen sie mit wichtiger Miene: so ist der Mensch.*) — Ja freilich, so ist der Mensch, den ihr gemacht habt.

59. Man hat alle Hilfsmittel versucht, nur gerade eines nicht, das allein zum Ziele führen kann: die verständig geregelte Freiheit. Wenn man nicht durch die alleinigen Gesetze der Möglichkeit und Unmöglichkeit die Kinder dahin zu bringen versteht, wohin man will, muß man sich nicht mit Erziehung befassen. Das Bereich der einen und der andern ist dem Kind gleichermaßen unbekannt, man kann es demnach ringsum ausdehnen und einschränken, wie man will. Mit dem bloßen Bande der Notwendigkeit bindet oder treibt oder hemmt man es, ohne daß es darüber murrt: man macht es gefügig oder gelehrig durch die Gewalt der Dinge allein, ohne daß irgend ein Laster Gelegenheit bekäme, in ihm Wurzel zu schlagen; denn die Leidenschaften regen sich nie, wenn sie keine Wirkung ausüben können.

60. Gieb deinem Zögling keinerlei Lehre in Worten: er soll seine Lehren nur durch die Erfahrung erhalten; verhänge keinerlei Strafe über ihn: denn er hat das Bewußtsein der Straffälligkeit noch nicht; laß ihn nie um Verzeihung bitten: denn er kann dich ja nicht beleidigen. Da seinen Handlungen jeder sittliche Charakter fehlt, kann er nichts sittlich Böses thun, was Züchtigung oder Zurechtweisung verdiente.

61. Ich sehe schon den Lehrer voll Schaudern über dieses Kind urteilen nach den Kindern, wie sie bei uns sind; doch er täuscht sich. Der fortwährende Zwang, in dem ihr eure Zöglinge haltet, reizt ihre Lebhaftigkeit; je mehr sie unter eueren Augen Zwang fühlen, desto ausgelassener sind sie, sobald sie euch aus den Händen kommen: sie müssen sich für den harten Zwang, in dem ihr sie haltet, doch entschädigen, wann sie können. Zwei Schüler aus der Stadt werden auf Flur und Feld mehr Schaden anrichten als die Jugend eines ganzen Dorfes. Schließet einen kleinen Herrn aus der Stadt und einen Bauernjungen in ein Zimmer ein; der erstere wird alles umgeworfen und zerbrochen haben, bevor der andere sich von der Stelle gerührt hat. Wo anders läge der Grund außer darin, daß der eine sich beeilt, einen Augenblick der Un-

*) Vgl. Locke § 85.

gebundenheit zu mißbrauchen, während der andere, seiner Freiheit immer versichert, sich nie danach drängt, sie nur zu gebrauchen? Und doch sind die Bauernkinder, denen man ja auch oft schön thut oder in den Weg tritt, noch weit von dem Zustande, in dem ich sie haben möchte, entfernt.

62. Als unbestreitbaren Grundsatz müssen wir feststellen, daß die ersten Regungen der Natur immer die rechten sind: es giebt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen. Es findet sich kein einziges Laster in ihm, von dem man nicht nachweisen könnte, wie und auf welchem Wege es hereingekommen sei.*) Die einzige dem Menschen natürliche Leidenschaft ist die Liebe zu sich selbst oder die Eigenliebe in weiterem Sinne. Diese Eigenliebe an sich oder in Hinsicht auf uns ist gut und nützlich, und, da sie keine notwendige Beziehung auf andere hat, ist sie in so ferne von Natur gleichgiltig: nur durch die Anwendung, die man davon macht, und die Beziehungen, die man ihr giebt, wird sie gut oder schlecht. Bis nun die Lenkerin der Eigenliebe d. i. die Vernunft, sich bilden kann, ist es von Wichtigkeit, daß ein Kind nichts thue, weil es gesehen oder gehört wird, mit einem Worte nichts mit Rücksicht auf die anderen, sondern bloß, was die Natur von ihm verlangt, und dann wird es immer nur recht thun.

63. Ich verstehe darunter nicht, daß es nie Schaden anrichten, sich nicht verletzen, nicht vielleicht ein wertvolles Gerät zerbrechen werde, wenn es ihm unter die Hände kommt. Es könnte viel Übles anstellen, ohne übel zu thun, weil die böse Handlung von der Absicht zu schaden abhängt, die bei ihm nie vorhanden ist. Hätte es sie ein einziges Mal, so wäre schon alles verloren; es wäre böse, fast ohne Rettung.

64. Manches ist schlimm in den Augen des Geizes, was es nicht ist in den Augen der Vernunft. Man lasse die Kinder ihre Streiche ungehindert ausüben; aber dann ist es freilich geboten, alles von ihnen fern zu halten, wodurch sie zu kostspielig werden könnten, und nichts Zerbrechliches und Kostbares in ihrer Nähe zu lassen. Ihr Zimmer sei mit derben und haltbaren Geräten versehen, ohne Spiegel, Porzellan und Luxussachen. Mein Emil wenigstens, den ich auf dem Lande aufziehe, soll in seinem Zimmer nichts haben, wodurch es sich von einer Bauernstube unterscheide. Wozu soll es mit so viel Aufwand geziert werden, da er doch nur so wenig Zeit darin bleiben soll? Doch nein, er wird es selbst auszieren, und wir werden bald sehen, womit.**)

65. Wenn nun trotz deiner Vorkehrungen das Kind irgendwelche Unordnung anrichtet oder ein nützliches Gerät zerbricht, so strafe es nicht

---

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Formey diese Stelle ungerügt läßt; nicht so Raumer, der von dieser Ansicht R.'s seinen hauptsächlichsten Angriff auf das ganze Erziehungswerk desselben herleitet. —

**) S. § 256 d. B.

für deine Nachlässigkeit und zanke es nicht; es soll kein einziges Wort des Vorwurfs hören, laß es nicht einmal merken, daß es dir Ärger verursacht habe; thue ganz so, als ob das Gerät von selbst zerbrochen wäre; sage dir selbst, daß du viel gethan, wenn du es über dich bringst, nichts zu thun.

66. Soll ich nun noch die größte, wichtigste und nützlichste Regel der ganzen Erziehung darlegen, die nämlich, daß man nicht Zeit gewinnen, sondern Zeit verlieren soll? Der gewöhnliche Lehrer möge mir meine Paradoxa verzeihen; man muß solche machen, wenn man nachdenken will, und ich will, was man auch darüber sage, lieber ein Mann der Paradoxen als ein Mann der Vorurteile sein. Die Zeit von der Geburt bis zum zwölften Jahre ist die gefährlichste. Sie ist die Zeit, wo Irrtümer und Laster aufkeimen, ohne daß man noch ein Mittel hätte, sie auszurotten, und wenn das Mittel da ist, so sind die Wurzeln so tief, daß man nicht mehr Zeit hat, sie auszureißen. Wenn die Kinder mit einem Sprung von der Mutterbrust zum Alter der Vernunft kommen könnten, möchte die Erziehung, die man ihnen giebt, passend für sie sein; aber der Gang der Natur fordert eine ganz entgegengesetzte. Sie sollten mit ihrer Seele nichts anfangen, bis sie alle ihre Fähigkeiten entwickelt hätte; denn es ist unmöglich, daß sie die Leuchte wahrnehme, die man ihr vorhält, während sie blind ist, und daß sie, in dem unermeßlichen Reich der Ideen, einen Weg verfolge, den die Vernunft auch für die besten Augen erst so leise vorzeichnet.

67. Die erste Erziehung muß also eine rein negative sein. Ihre Aufgabe ist nicht, Tugend oder Wahrheit zu lehren, sondern das Herz vor dem Laster und den Geist vor dem Irrtum zu bewahren. Wenn es dir möglich wäre, nichts zu thun und nichts geschehen zu lassen, wenn du deinen Zögling gesund und kräftig bis in sein zwölftes Jahr bringen könntest, ohne daß er seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden wüßte, so würden sich die Augen seines Geistes gleich bei deinem ersten Unterrichte der Vernunft öffnen; er hätte weder Vorurteile noch Gewohnheiten, und so wäre denn nichts in ihm, was die Wirkung deiner Bemühungen beeinträchtigen könnte. Bald würde er unter deinen Händen der vernünftigste Mensch werden, und du würdest ein Wunder der Erziehung gethan haben, wenn du damit anfingest, nichts zu thun.*)

68. Nimm das Widerspiel des herrschenden Gebrauches, und du wirst fast immer recht fahren. Da man aus einem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Gelehrten machen will, können die Väter und Mütter nie früh genug zanken, zurechtweisen, tadeln, schmeicheln, drohen, versprechen, belehren und raisonnieren. Mache du es anders: sei vernünftig und

---

*) Vgl. unsere Anmerkung zum 1. Buch § 27.

klügle nicht mit deinem Zögling, besonders nicht zu dem Zwecke, daß er schön finde, was ihm doch mißfällt; denn, wenn man zu den unangenehmen Dingen immer die Vernunft heranzieht, verleidet man ihm diese nur und setzt frühzeitig ihren Wert herab für einen Geist, der noch nicht imstande ist, sie zu verstehen. Übe seinen Leib, seine Organe, seine Sinne und seine Kräfte; seine Seele aber halte müßig, so lange es geht. Halte alle Meinungen von ihm fern, die noch kein Urteil prüfen kann. Verbanne, bekämpfe die fremden Eindrücke, und um das Böse nicht aufkommen zu lassen, beeifre dich nicht so sehr, das Gute zu bewirken; denn gut ist es doch erst, wenn die Vernunft es beleuchtet. Jeden Verzug betrachte als einen Vorteil; man hat viel gewonnen, wenn man dem Ziele entgegen geht, ohne etwas zu verlieren; laß die Kindheit in den Kindern reif werden. Kurz, wenn irgend eine Unterweisung notwendig für sie ist, hüte dich, sie heute zu geben, wenn du sie ohne Gefahr auf morgen verschieben kannst.

69. Was ferner den Wert dieser Methode bestätigt, ist die Betrachtung der eigentümlichen Geistesanlage des Kindes, die man genau kennen muß, um zu wissen, welche Art der inneren Erziehung ihm angemessen ist. Jeder Geist hat seine eigene Form, nach der er geleitet werden will, und für den Erfolg der darauf abzielenden Bemühungen kömmt es darauf an, daß er nach dieser Form geleitet werde und nicht nach einer andern. Bist du klug, so belausche die Natur lange Zeit, beobachte deinen Zögling wohl, bevor du das erste Wort zu ihm sprichst; laß zuerst den Keim seiner Eigenart in voller Freiheit sich darstellen, thue ihr in keiner Sache irgendwie Zwang an, damit du sie besser in ihrem ganzen Wesen sehen könnest. Meinst du, diese Zeit der Freiheit sei verloren für ihn? gerade im Gegenteil, sie wird aufs beste angewendet sein; denn auf diese Weise wirst du lernen, in einer wertvolleren Zeit keinen einzigen Augenblick zu verlieren: während, wenn du anfängst zu handeln, bevor du weißt, was zu thun ist, du auf Geratewohl handelst; so wirst du Fehlgriffen ausgesetzt und genötigt sein umzukehren, und du wirst weiter vom Ziel entfernt sein, als wenn du dich weniger beeilt hättest, es zu erreichen. Mache es nicht wie die Geizigen, die große Verluste erleiden aus lauter Furcht vor den Verlusten. Opfere in der ersten Jugend eine Zeit, die du in einem späteren Lebensalter mit Zinsen zurückbekommen wirst. Der vernünftige Arzt giebt nicht leichthin seine Verschreibungen auf das erste Ansehen, sondern er studiert zuerst die Leibesbeschaffenheit des Kranken, bevor er ihm etwas verordnet; er beginnt spät mit seiner Behandlung, aber er heilt ihn, während der übereifrige Arzt ihn ums Leben bringt.

70. Aber wo stellen wir dieses Kind hin, um es so zu erziehen wie ein fühlloses Wesen, wie einen Maschinenmenschen? Soll es in der Mondkugel wohnen oder auf einer verlassenen Insel? Sollen wir es

von allen Menschen absondern? Wird es nicht fortwährend in der Welt das Schauspiel und Beispiel fremder Leidenschaft vor Augen haben? Wird es nie andere Kinder seines Alters sehen? Wird es nicht seine Eltern, seine Nachbarn, seine Amme, seine Kindsfrau, seinen Bedienten, ja auch seinen Erzieher sehen, der eben auch kein Engel ist?

71. Dieser Einwurf ist bedeutend und gegründet. Aber habe ich denn behauptet, daß eine naturgemäße Erziehung ein so leichtes Unternehmen wäre? O ihr Menschen, ist es meine Schuld, daß ihr alles Gute so schwierig gemacht habt? Ich fühle diese Schwierigkeiten allerdings; vielleicht sind sie unüberwindlich. Immerhin aber ist es gewiß, daß man ihnen bis auf einen gewissen Punkt zuvorkommt, wenn man es sich angelegen sein läßt, ihnen zuvorzukommen. Ich zeige das Ziel, das man sich vorsetzen muß: ich behaupte nicht, daß man dahin gelangen könne; aber das behaupte ich, daß der das Beste geleistet, der am nächsten an dasselbe herangekommen sein wird.

72. Denke daran, daß man aus sich selbst zuerst einen Menschen muß gemacht haben, bevor man es unternimmt, einen Menschen zu bilden; in sich selbst muß man das Beispiel finden, das jener sich vorsetzen soll. Während das Kind noch ohne Kenntnis ist, hat man Zeit, alles, was in seine Nähe kommt, so vorzubereiten, daß seine ersten Blicke nur auf die Dinge fallen, die zu sehen ihm angemessen ist. Mache dich für jedermann achtungswert, erwirb dir selbst erst Liebe, damit jeder dir gefällig zu sein suche. Du wirst das Kind nicht in deiner Gewalt haben, wenn du nicht über seine ganze Umgebung gebietest; und dieses Ansehen wird nie hinreichend sein, wenn es nicht auf die Achtung der Tugend gegründet ist. Es handelt sich nicht darum, seine Börse leer zu machen und mit vollen Händen Geld auszustreuen; ich habe nie gesehen, daß das Geld jemand liebenswert gemacht hätte. Man braucht weder geizig und hart zu sein noch das Elend zu beklagen, das man lindern kann; aber magst du auch deine Kasten aufschließen, wenn du nicht auch dein Herz öffnest, so wird das Herz der andern dir immer verschlossen bleiben. Deine Zeit, deine Sorgfalt, deine Neigung, dich selbst mußt du hingeben; denn, was du auch immer thun mögest, man fühlt immer, daß dein Geld deine Person nicht ersetzt. Es giebt Beweise der Teilnahme und des Wohlwollens, die mehr Wirkung haben und in der That nützlicher sind als alle Geschenke: wie viele Elende und Kranke bedürfen mehr des Trostes als des Almosens! wie vielen Unterdrückten ist Beschützung notwendiger als Geld! Versöhne die Entzweiten, verhüte die Processe; leite die Kinder zur Pflicht, die Väter zur Nachsicht; begünstige glückliche Ehen; steuere den Bedrückungen; gebrauche in vollem Maße den Einfluß der Eltern deines Zöglings zu Gunsten des Schwachen, dem man Gerechtigkeit versagt und den der Mächtige zu

Boden drückt.*) Erkläre dich vor aller Welt als Beschützer der Unglücklichen. Sei gerecht, menschlich, wohlthätig. Wirke nicht bloß mit Almosen, sondern mit christlicher Liebe; die Werke der Barmherzigkeit lindern mehr Elend als das Geld: liebe die Nebenmenschen, und sie werden dich lieben; diene ihnen, und sie werden dir dienen; sei ihr Bruder, und sie werden deine Kinder sein.

73. Es ist dies ein fernerer Grund, warum ich Emil auf dem Lande erziehen will, fern von dem Gezücht der Bedienten**), den verworfensten Menschen nach ihren Herren, fern von den schlimmen Sitten der Stadt, die der Firnis, mit dem man sie überdeckt, verführerisch und ansteckend für die Jugend macht, während die Fehler der Landleute, unverhüllt und in all ihrer Roheit, mehr dazu angethan sind, zurückzustoßen als zu verführen, wenn man keine besondere Veranlassung hat, sie nachzuahmen.

74. Auf dem Dorfe wird ein Erzieher ungehinderter über die Gegenstände, die er dem Kinde vorführen will, verfügen; sein Ruf, seine Reden und sein Beispiel werden ein Ansehen genießen, das sie in der Stadt nicht erlangen können: wie er selbst jedermann nützlich ist, wird jedermann sich beeifern, seinen Dank zu verdienen, von ihm geachtet zu werden und sich dem Zögling gegenüber so zu zeigen, wie der Lehrer die Leute in Wirklichkeit haben möchte; und wenn man auch das Laster nicht ablegt, wird man doch das Ärgernis vermeiden; das ist alles, was wir für unseren Zweck brauchen.

75. Lasset ab davon, die anderen für euere eigenen Fehler verantwortlich zu machen: das Böse, was die Kinder sehen, verdirbt sie weniger als das, was ihr ihnen beibringt. Mit euerem ewigen Predigen, eueren Strafreden und Düfteleien gebt ihr ihnen für einen Gedanken, den ihr ihnen geben wollt, weil er gut sein soll, zugleich zwanzig andere, die nichts wert sind: ganz eingenommen von dem, was in euerem Kopfe vorgeht, überseht ihr die Wirkung, die ihr in dem ihrigen hervorbringt. Glaubt ihr denn, daß sie in dem großen Schwall von Worten, womit ihr sie fortwährend überschwemmt, nicht eines finden, das sie falsch auffassen? Glaubt ihr, daß sie euere verworrenen Auseinandersetzungen

---

*) Hier spricht R. mit seinem ganzen Herzen. Der Ingrimm gegen jegliche Art der Bedrückung hat ihn nie losgelassen. Vgl. unten zu IV § 495 und Bekenntnisse S. 14, 26, 152 (Didot). Doch ist zur Vervollständigung des Bildes beizusetzen, daß auch Voltaire Jahre seines Lebens daran gesetzt hat, den ungerechten Druck der Mächtigen durch die That zu brechen. Toleranz und Nächstenliebe — „edel sei der Mensch, hilfreich und gut" — waren das Losungswort des ganzen Jahrhunderts.

**) R. hatte wohl alle Veranlassung, schlecht von diesen Leuten zu reden. Doch beurteilen auch Locke (§ 59, § 68) und Fénelon (Kap. 13) ihren Einfluß auf die Erziehung der Kinder in ähnlich harter Weise.

nicht nach ihrer Art sich zurechtlegen, daß sie nichts darin finden werden, um sich ihr eigenes System daraus zu bauen, das sie bei Gelegenheit euch entgegenstellen werden?

76. Höret nur einmal einen so zugeschulten kleinen Kerl; laßt ihn nach Herzenslust plaudern, fragen und schwadronieren, und ihr werdet euch wundern über die seltsame Wendung, die eure Darlegungen in seinem Geiste genommen haben: alles verwirrt er, und verdreht er, erschöpft eure Geduld und bringt euch manchmal durch unvorhergesehene Einwürfe aus der Fassung. Er treibt es so weit, daß ihr schweigt oder ihn schweigen heißet: und was soll er sich denken von dem Stillschweigen eines Mannes, der sonst so gerne spricht? Wenn er je diesen Vorteil über euch gewinnt und dessen gewahr wird, ist alle Erziehung vorbei; mit diesem Augenblick ist alles zu Ende: er geht nicht mehr darauf aus, sich zu unterrichten, sondern nur, euch zu widerlegen.

77. Eifrige Lehrer, seid einfach, behutsam, zurückhaltend; nur dann greift schleunig ein, wenn es gilt, die Einwirkung anderer fern zu halten: ich wiederhole es fort und fort, verschiebt, wenn es möglich ist, eine gute Lehre, damit ihr ja keine schlechte erteilt. Hütet euch, auf dieser Erde, aus der die Natur das erste Paradies des Menschen gemacht hätte, das Amt des Verführers zu üben, indem ihr der Unschuld die Erkenntnis des Guten und Bösen geben wollt: da ihr nicht verhüten könnt, daß das Kind sich draußen durch Beispiele unterrichte, beschränket eure ganze Wachsamkeit darauf, diese Beispiele seinem Geiste unter dem ihm angemessenen Bilde einzuprägen.

78. Stürmische Leidenschaften üben einen großen Einfluß auf das Kind aus, wenn es Zeuge derselben ist, da sie sich in sinnenfälligen Zeichen äußern, wodurch die Kinder betroffen und zum Aufmerken gezwungen werden. Der Zorn zumal ist so lärmend in seinen Ausbrüchen, daß es unmöglich ist, ihn unbemerkt zu lassen, wenn man nahe genug ist. Es bedarf der Frage nicht, ob dies für einen Pädagogen eine geeignete Gelegenheit ist, eine schöne Rede anzuknüpfen. Nein, nur keine schönen Reden, nichts von alle dem, kein einziges Wort! Laß das Kind herankommen: verwundert über das Schauspiel wird es nicht ermangeln, Fragen an dich zu richten. Die Antwort ist einfach; sie ergiebt sich ihm aus den Dingen selbst, die seine Sinne beschäftigen. Es sieht ein gerötetes Gesicht, blitzende Augen, drohende Gebärden, es vernimmt Geschrei, lauter Zeichen, daß der Leib nicht in ruhiger Verfassung ist. Sage ihm gelassen, ohne Ziererei und unverhüllt: dieser arme Mann ist krank, er hat einen Anfall von Fieber. Du kannst dabei Gelegenheit nehmen, ihm — jedoch nur in wenigen Worten — einen Begriff von den Krankheiten und ihren Wirkungen zu geben; denn das hängt auch mit der Natur zusammen und ist eines der Bande der Notwendigkeit, denen es sich unterworfen fühlen muß.

79. Sollte es auf Grund dieser Vorstellung, die ja nicht falsch ist, nicht frühzeitig einen gewissen Widerwillen fassen, sich den Ausschreitungen der Leidenschaften zu überlassen, die es als Krankheiten ansehen wird? und glaubst du, daß eine derartige, bei rechter Gelegenheit beigebrachte Auffassung nicht einen ebenso heilsamen Eindruck hervorrufen wird als die langweiligste Sittenpredigt? Doch du mußt die Folgen dieser Auffassung in der Zukunft sehen: jetzt bist du, wenn der schlimme Fall je eintreten sollte, befugt, ein widerspänstiges Kind als krank zu behandeln, es in sein Zimmer einzusperren oder, wenn es sein muß, in sein Bett, es auf schmaler Kost zu halten, ihm selbst Schrecken vor seinen aufkeimenden Lastern einzuflößen, sie ihm hassenswert und furchtbar zu machen, ohne daß es die Strenge, zu der du vielleicht genötigt bist, um es zu heilen, als eine Strafe ansehen könnte. Und wenn es dir selber in einem Augenblick der Aufregung einmal zustoßen sollte, daß du die Kaltblütigkeit und Mäßigung, aus der du dir einen Gegenstand der Übung machen mußt, vergäßest, so suche nicht, vor ihm deinen Fehler zu bemänteln, sondern sage offen, mit einem liebevollen Vorwurf: mein Kind, du hast mich krank gemacht.

80. Übrigens ist es von Wichtigkeit, daß alle kindlichen Äußerungen, die die Einfalt der in ihm vorhandenen Begriffe hervorrufen kann, niemals in seiner Gegenwart besprochen oder so angeführt werden, daß es etwas davon merkt. Ein unbedachtes Lachen kann die Arbeit eines halben Jahres verderben und ein für das ganze Leben nicht mehr gut zu machendes Unrecht anstiften. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: um Herr des Kindes zu sein, muß man Herr über sich selbst sein. Ich vergegenwärtige mir meinen kleinen Emil, wie er bei einem Zank zwischen zwei Nachbarinnen im schlimmsten Augenblicke auf die wütendste von ihnen zugeht und mit dem Ton des Mitleids zu ihr sagt: meine Liebe, du bist krank; das thut mir sehr leid. — Dieser Einfall wird ohne Zweifel nicht ohne Wirkung bleiben auf die Zuschauer, vielleicht sogar auf die handelnden Personen selbst. Ohne zu lachen, ohne ihn zu zanken oder zu loben, führe ich ihn mit oder gegen seinen Willen fort, bevor er diese Wirkung wahrnehmen kann, oder wenigstens, bevor er daran denkt; und ich beeile mich, ihn mit anderen Dingen zu zerstreuen, die ihn möglichst bald auf andere Gedanken bringen.

81. Es ist nicht meine Absicht, in alle Einzelheiten einzugehen, sondern nur, die allgemeinen Grundsätze zu entwickeln und in schwierigen Fällen Beispiele zu geben. Ich halte es für unmöglich, daß man mitten in der Gesellschaft ein Kind bis ins Alter von zwölf Jahren bringen könne, ohne ihm irgend einen Begriff von dem Verhältnis der Menschen zu einander und von dem sittlichen Wert der menschlichen Handlungen zu geben. Nur muß man darauf sehen, daß ihm diese notwendigen Begriffe so spät, als irgend möglich, gegeben werden, und daß, wenn man

sie nicht umgehen kann, man sie auf den augenblicklichen Zweck beschränke, lediglich damit es sich nicht als Herrn über alles ansehe und nicht andern Böses zufüge, ohne sich ein Bedenken daraus zu machen oder es nur zu wissen. Es giebt sanfte und stille Gemüter, die man ohne Gefahr lange in ihrer ersten Unschuld weiterführen kann; aber es giebt auch heftige Naturen, in denen sich frühzeitig die Wildheit zeigt und die man schnell zu Menschen machen muß, um sie nicht in Ketten legen zu müssen.

82. Unsere ersten Pflichten gelten uns selbst; unsere frühesten Empfindungen beschränken sich auf uns selbst; alle unsere natürlichen Regungen beziehen sich sofort auf unsere Erhaltung und unser Wohlbefinden. So entwickelt sich unser erstes Gerechtigkeitsgefühl nicht an der Gerechtigkeit, die wir, sondern an der, die die Menschen uns schuldig sind, und es ist wieder ein Zug von der Widernatürlichkeit unserer gewöhnlichen Erziehungsarten, daß man den Kindern zuerst von ihren Pflichten spricht, aber nie von ihren Rechten und ihnen so gleich das Gegenteil von dem sagt, was notwendig ist, Dinge, die sie nicht verstehen und die keinen Wert für sie haben können.

83. Hätte ich also ein Kind zu leiten von der Art, wie ich sie oben vorausgesetzt habe, so würde ich mir sagen: ein Kind vergreift sich nicht an den Personen,[1]) sondern an den Sachen; bald lernt es durch die Erfahrung diejenigen achten, die ihm an Alter und Kraft überlegen sind: aber die Sachen verteidigen sich nicht selbst. Die erste Idee, die man ihm beibringen muß, ist also weniger die der Freiheit als die des Eigentums, und, um diese Idee fassen zu können, muß es etwas zu eigen besitzen. Es will nichts heißen, wenn man es auf seine Kleider, Geräte und Spielsachen hinweist, da es zwar über diese Dinge verfügen kann, aber nicht weiß, warum und auf welche Weise es sie bekommen hat. Daß es sie besitze, weil man sie ihm gegeben hat, will auch nicht viel mehr heißen; denn, um zu geben, muß man besitzen: ein Besitz geht also dem seinigen voran, und man will ihm ja doch das Wesen des Besitzes klar machen, abgesehen davon, daß eine Schenkung eine Übereinkunft ist und daß das Kind noch nicht wissen kann, was eine

---

[1]) Man darf nie leiden, daß ein Kind Erwachsene angreife als Leute, die unter ihm stünden, oder auch nur Seinesgleichen. Wenn es jemanden im Ernst zu schlagen wagte, und wäre es auch sein Bedienter, ja, wäre es der Henker, so sorge dafür, daß es seine Schläge mit Zinsen zurückbekomme und zwar so, daß ihm die Lust dazu fernerhin vergehe. Ich habe gesehen, wie kurzsichtige Erzieherinnen die Widerspänstigkeit eines Kindes noch aufgestachelt, wie sie es zum Schlagen ermuntert und sich selbst von ihm schlagen ließen und dann über seine kraftlosen Schläge lachten, ohne zu bedenken, daß in der Absicht des kleinen Wüterichs jeder Schlag tötlich war und daß aus einem kleinen Raufbold ein großer Totschläger wird. — R. Amst. — Man vgl. hier Locke § 116.

Übereinkunft ist.[2]) Ich bitte, bei diesem und tausend anderen Beispielen zu bemerken, wie man die Kinder ganz vorzüglich zu unterrichten glaubt, wenn man ihnen Worte in den Kopf hineinstopft, die für sie keinen faßbaren Sinn haben.

84. Es handelt sich also darum, auf den Ursprung des Eigentums zurückzugehen; denn von da muß der erste Begriff desselben hergeleitet werden. Das Kind, das auf dem Lande lebt, wird einige Kenntnis von den ländlichen Arbeiten gewonnen haben; dazu braucht es nur seine Augen und freie Zeit, und beides steht ihm ja zur Verfügung. Schaffen wollen, nachahmen, hervorbringen, Zeugnisse der Kraft und Thätigkeit von sich geben — das sind Dinge, die jedem Alter, besonders aber dem seinigen eigen sind. Wenn es also nur zweimal einen Garten umgraben und Gemüse anpflanzen, aufgehen und heranwachsen gesehen hat, wird es gleich selbst im Garten arbeiten wollen.

85. Nach den oben aufgestellten Grundsätzen widersetze ich mich diesem Verlangen nicht: im Gegenteil, ich begünstige es, ich teile seine Neigung und arbeite mit ihm, nicht zu seinem Vergnügen, sondern zum meinigen; so wenigstens faßt es die Sache auf: ich werde sein Gärtnerbursche; solange ihm keine Arbeiter zur Verfügung stehen, grabe ich für es das Land um: es tritt den Besitz desselben an, indem es eine Bohne pflanzt, und gewiß ist dieser Besitz heiliger und achtenswerter als die Besitzergreifung von Südamerika im Namen des spanischen Königs durch Nunnez Balboa, als dieser die Fahne desselben an den Küsten der Südsee aufpflanzte.*)

86. Nun begießt man die Bohnen Tag für Tag und sieht sie mit unendlicher Freude hervorkeimen. Ich erhöhe seine Freude, indem ich sage: das gehört nun dir — und indem ich ihm den Ausdruck „angehören" erkläre, mache ich ihm begreiflich, daß es seine Zeit, seine Arbeit, seine Mühe, ja seine Person daran gewandt habe, daß in diesem Boden etwas ist, was es gegen jedermann in Anspruch nehmen könnte, gerade wie es seinen Arm der Hand eines andern, der ihn gegen seinen Willen zurückbehalten wollte, entwinden dürfte.

87. Eines schönen Tages kommt es voller Eifer mit seiner Gießkanne. O, welch schmerzlicher Anblick! alle Bohnen sind herausgerissen, der ganze Boden umgewühlt, die Stelle kaum wiederzuerkennen. O, was ist aus der Arbeit meiner Hände geworden, der süßen Frucht meiner Sorgfalt, meines Schweißes? Wer hat mir mein Eigentum geraubt?

---

[1]) Deshalb wollen auch die meisten Kinder wieder haben, was sie hergeschenkt haben, und weinen, wenn man es ihnen nicht wieder zurückgeben will. Dies begegnet ihnen nicht mehr, wenn sie einmal recht begriffen haben, was Schenken ist; nur sind sie dann im Schenken viel vorsichtiger. — R. Amst.

*) Am 29. September 1513.

wer hat mir meine Bohnen genommen? Das junge Herz empört sich; das erste Gefühl der Ungerechtigkeit gießt seine wehmütige Bitterkeit in dasselbe. Seine Thränen fließen stromweise; das trostlose Kind erfüllt die Luft mit Schluchzen und Weinen. Man nimmt Anteil an seinem Schmerz und seiner Entrüstung; man sucht und fragt und forscht: endlich entdeckt man, daß der Gärtner den Streich gespielt hat; man läßt ihn kommen.*)

88. Aber hier kommen wir schön an. Sobald der Gärtner den Grund unserer Klage erfährt, erhebt er noch lautere Beschwerde als wir. „So, ihr also habt mir so meine Arbeit verdorben! Da hatte ich Maltesermelonen gepflanzt, wofür man mir die Kerne wie einen Schatz gegeben hatte und womit ich einst, wenn sie reif wären, euch aufzutischen hoffte; aber nun habt ihr, euerer elenden Bohnen wegen, meine Melonen ausgerodet, die so schön gekommen waren und die ich nie wieder ersetzen kann. Der Schaden, den ihr mir zugefügt habt, ist gar nicht gut zu machen, und ihr habt euch selbst des Vergnügens beraubt, ausgesuchte Melonen zu essen."

Jean-Jacques.

Wir bitten um Entschuldigung, armer Robert. Du hattest da Arbeit und Mühe aufgewandt. Ich sehe wohl, daß wir Unrecht hatten, dein Werk zu verderben; aber wir werden dir andere Kerne von Malta kommen lassen und werden nirgends mehr anbauen, bevor wir wissen, ob nicht irgend jemand vor uns das Land für sich genommen hat.

Robert.

Das wäre nicht übel; da können Sie gleich die Hände in den Schoß legen, denn es giebt wohl nirgends mehr unbebautes Land. Ich bearbeite das Land, das mein Vater instandgesetzt hat; so macht es jeder andere auch, und alle Länder, die Sie hier sehen, sind seit langer Zeit in Besitz genommen.

Emil.

Da müssen also wohl oft Melonenkernen verloren gehen, Herr Robert?

*) Locke § 110 schlägt ein ganz ähnliches Experiment vor, um den Kindern den Begriff des Mein und Dein beizubringen; doch gründet jenes Beispiel sich auf die Lehre, daß es nicht rätlich sei, sich das Gut der anderen anzueignen, da es noch Mächtigere giebt, die uns auch das unsrige nehmen können. Immerhin kann R. seinen Gedanken bei Locke geschöpft haben.

Robert.

Um Verzeihung, junger Herr; es kommen nicht oft so unbedachtsame junge Herren wie Sie. Niemand rührt an seines Nachbars Garten; jeder achtet die Arbeit des anderen, daß die seinige in Sicherheit bleibe.

Emil.

Aber ich habe keinen Garten.

Robert.

Was kümmert das mich? wenn Sie mir den meinigen verderben, so lasse ich Sie nicht mehr darin spazieren gehen; denn sehen Sie, ich will meine Mühe nicht verlieren.

Jean-Jacques.

Könnte man dem guten Robert nicht einen Ausgleich vorschlagen? Er möge mir und meinem kleinen Freunde einen Winkel seines Gartens zum Anbauen überlassen und dagegen die Hälfte des Erträgnisses bekommen.

Robert.

Meinetwegen auch ohne das. Aber laßt es euch gesagt sein: wenn ihr meine Melonen anrührt, so hacke ich eure Bohnen aus. —

89. An diesem Versuch, den Kindern die grundlegenden Begriffe einzuprägen, sieht man, wie die Idee des Eigentums auf natürliche Weise auf das Recht der Besitzergreifung durch Arbeit zurückführt. Das ist einleuchtend, bündig und einfach und für ein Kind immer verständlich. Von da bis zum Eigentumsrecht und zum Tausche ist nur ein Schritt, nach dem man aber sogleich innehalten muß.*)

90. Man sieht auch hier, daß eine Erklärung, die ich auf zwei Seiten gebe, in der Praxis vielleicht die Aufgabe eines Jahres sein wird; denn in der Entwickelung der moralischen Begriffe kann man nicht zu langsam vorangehen, nicht zu ängstlich bei jedem Schritt wieder festen Fuß fassen. Junge Lehrer, ich bitte euch, denkt an dieses Beispiel und laßt es euch gesagt sein, daß eure Unterweisungen vielmehr in Handlungen als in Reden gegeben werden müssen; denn die Kinder vergessen leicht, was sie gesagt und gehört, aber nicht, was sie gethan und erfahren haben.

91. Ähnliche Belehrungen müssen, wie gesagt, früher oder später gegeben werden, je nachdem die ruhigere oder stürmischere Sinnesart

---

*) Über den Tausch wird im 3. Buche gehandelt § 130 ff.

des Zöglings das Bedürfnis derselben früher oder später herbeiführt; ihr offenbarer Nutzen springt sofort in die Augen: doch um in schwierigen Dingen nichts zu übergehen, folge hier noch ein Beispiel.

92. Dein eigensinniges Kind verdirbt alles, was in seine Hände kommt: erzürne dich nicht darüber; entferne die Dinge, die es verderben kann, aus seiner Nähe. Es zerbricht die Geräte, die es benützt; gieb ihm nicht gleich andere: laß es das Mißliche der Entbehrung fühlen. Es zerbricht die Fenster in seinem Zimmer; laß den Wind Tag und Nacht hereinblasen und kümmere dich nicht wegen Erkältungen; denn es ist besser, daß es sich erkälte, als ein Narr werde. Beklage dich nie über die Unbequemlichkeiten, die es dir verursacht, sondern laß es sie zuerst fühlen. Am Ende läßt man die Fenster wieder einsetzen, immer aber, ohne ein Wort zu sagen: zerbricht es sie noch einmal, dann ändere deine Maßregeln; sage ihm trocken, aber ohne Aufregung: die Fenster gehören mir; auf meine Anordnung sind sie dahin gebracht worden; ich will sie mir erhalten. Dann sperrst du es ins Dunkle an einem Ort ohne Fenster. Das kömmt ihm doch zu unerwartet, es beginnt zu schreien und zu wüten: niemand hört darauf. Bald wird es müd und ändert seinen Ton; es klagt und schluchzt: ein Bedienter kömmt zu ihm, der kleine Aufrührer bittet ihn herauszulassen. Ohne einen Vorwand für seine Weigerung zu suchen, antwortet jener: ich möchte meine Fenster auch gerne ganz haben — und geht. Endlich, nachdem das Kind mehrere Stunden dort geblieben, lange genug, um sich zu langweilen und eine Lehre daraus zu ziehen, bringt jemand es auf den Gedanken, dir ein Übereinkommen vorzuschlagen, kraft dessen du ihm die Freiheit wieder gäbest und es keine Scheiben mehr zerbräche. Es ergreift den Vorschlag mit beiden Händen. Es läßt dich bitten, zu ihm zu kommen: du kommst, es macht dir seinen Antrag, und du nimmst ihn alsobald an mit den Worten: das ist vernünftig und vorteilhaft für uns beide: warum bist du nicht früher auf diesen glücklichen Gedanken gekommen? Dann umarmst du es freudig, ohne eine weitere Beteuerung oder Bekräftigung seines Versprechens von ihm zu verlangen, und führst es augenblicklich auf sein Zimmer; dieses Übereinkommen aber hältst du für heilig und unverletzlich, gerade als wäre es eidlich versichert worden. Welchen Begriff wird es nun wohl auf diesen Vorgang hin sich bilden von der Heilighaltung der Versprechungen und ihrem Nutzen? Ich glaube doch kaum, daß es irgend auf der Erde nur ein Kind giebt, wenn es nicht etwa schon verdorben ist, das einer solchen Behandlung widerstehen und sich darauf hin getrauen möchte, ein Fenster absichtlich zu zerbrechen.[1]) Man beachte,

[1]) Wenn übrigens auch diese Pflicht, seine Versprechungen zu halten, nicht durch das Gewicht des Nutzens sich in dem Geiste des Kindes festgesetzt hätte, würde bald das schon hervorbrechende innere Gefühl es ihm als eine Pflicht des

wie das Alles auseinander folgt. Als der kleine Bösewicht ein Loch grub, um seine Bohnen zu pflanzen, dachte er wohl nicht daran, daß er sich ein Gefängnis ausgegraben habe, in das ihn bald sein eigenes Wissen stürzen würde.

93. So wären wir denn in der sittlichen Welt angekommen, und dem Laster wäre das Thor geöffnet. Mit den Verträgen und Pflichten kommen auch Trug und Lüge. Wenn man einmal thun kann, was man nicht darf, will man verbergen, was man nicht thun durfte. Wenn man einmal irgend eines Interesses halber verspricht, kann man eines größeren Interesses halber das Versprechen brechen wollen; es handelt sich nur noch darum, es ungestraft zu brechen. Der Ausweg ist natürlich; man versteckt sich und lügt. Haben wir so das Laster nicht abwenden können, so sind wir schon in dem Falle, es zu bestrafen: so beginnt mit den Verirrungen des menschlichen Lebens das Elend desselben.

94. Ich habe mich verständlich genug darüber ausgedrückt, daß man die Strafe nicht als solche über die Kinder verhängen dürfe, sondern daß diese sie immer als eine natürliche Folge ihrer schlechten Handlung treffen muß.*) Dem entsprechend wird man keine Reden gegen das Lügen halten, man wird sie nicht eigentlich einer Lüge wegen strafen, sondern man wird es so einrichten, daß alle schlimmen Wirkungen der Lüge, wie z. B. daß man einem nichts glaubt, auch wenn er die Wahrheit sagt, daß man eines Unrechts, das man nicht verübt, angeklagt wird, obwohl man sich dagegen verwahrt, sich auf ihrem Haupte vereinigen, wenn sie gelogen haben. Doch ist noch zu erklären, welche Bedeutung das Lügen für die Kinder hat.

95. Es giebt zwei Arten von Lügen: die thatsächliche, die auf das Vergangene geht, und die Gesinnungslüge, die auf die Zukunft geht.

Gewissens vorschreiben, als einen angeborenen Grundsatz, der zu seiner Entwickelung nur die Kenntnisse abwartet, an denen er zur Anwendung kommt. Dieser erste Zug ist nicht durch Menschenhand gezogen, sondern durch den Urheber aller Gerechtigkeit in unsere Herzen eingeprägt. Nimm das grundlegende Gesetz des Übereinkommens und der dadurch auferlegten Verbindlichkeit weg, und alles ist trügerisch und eitel in der menschlichen Gesellschaft. Wer nur um seines Vorteils willen an seinem Versprechen festhält, ist kaum mehr gebunden, als wenn er nichts versprochen hätte, oder, wenn er es nicht gleich bricht, wird er es höchstens machen wie die Spieler mit ihren Vorteilen, die sie nur deshalb nicht gleich anwenden, weil sie eine günstigere Gelegenheit dazu abwarten. Dieser Grundsatz ist von der höchsten Wichtigkeit und verdient reifliche Erwägung; denn hier setzt sich der Mensch zum ersten Male in Widerspruch mit sich selbst. — R. Amst. — Die Stelle, wo von den Spielern die Rede ist, ist da und dort falsch verstanden worden. R. spricht von der bisque, worunter die Franzosen sowohl das „Vorgeben" zu Gunsten des Gegners als den eigenen „Spielvorteil" verstehen. Formey findet die obige Erzählung zu langweilig, wie ihm überhaupt der ganze „Emil" trocken und abstrakt erscheint.

*) Dies ist der Standpunkt Locke's.

Die erste findet statt, wenn man leugnet, gethan zu haben, was man gethan hat, oder wenn man gethan zu haben behauptet, was man nicht gethan hat, und im allgemeinen, wenn man wissentlich dem wirklichen Sachverhalt entgegen spricht. Die andere findet statt, wenn man verspricht, was man nicht zu halten beabsichtigt, und im allgemeinen, wenn man eine seiner wirklichen Absicht entgegengesetzte zur Schau trägt. Diese beiden Lügen können bisweilen in einer und derselben sich vereinigt finden[1]; hier betrachte ich sie aber nur in ihrer Verschiedenheit.

96. Wer das Bedürfnis nach der Hilfe Anderer fühlt und ihr Wohlwollen fortwährend erfährt, hat kein Interesse, sie zu täuschen; im Gegenteil, er hat ein augenscheinliches Interesse daran, daß sie die Sachen sehen, wie sie sind, damit sie sich nicht zu seinen Ungunsten täuschen. Es ist also einleuchtend, daß die thatsächliche Lüge den Kindern nicht natürlich ist; dagegen bringt das Gesetz des Gehorsams die Notwendigkeit zu lügen mit sich, da man sich von dem Gehorsam, der eine beschwerliche Sache ist, im geheimen, so viel man kann, losmacht und das augenblickliche Interesse, Strafe oder Vorwurf zu vermeiden, das ferner stehende Interesse, der Wahrheit getreu zu bleiben, zurückdrängt. Warum sollte denn nun, bei natürlicher und freier Erziehung, dein Kind dich belügen? Was hat es dir zu verbergen? Du tadelst es nicht, du strafst es nie, du verlangst nichts von ihm. Warum sollte es dir nicht alles, was es gethan hat, ebenso harmlos sagen wie seinen kleinen Spielgefährten? Es hat bei diesem Geständnis in dem einen Falle nicht mehr Gefahr zu besorgen als in dem andern.

97. Die Gesinnungslüge ist noch weniger natürlich, da die Versprechungen, etwas zu thun oder zu lassen, Akte der Übereinkunft sind, welche aus dem Zustand der Natur heraustreten und die Freiheit beschränken. Noch mehr; alle Zusagen der Kinder sind an und für sich nichtig, da sie sich mit ihrem beschränkten Gesichtskreis nicht über die Gegenwart wegsetzen können, bei ihren Versprechungen also nicht wissen, was sie thun. Das Kind kann kaum lügen, wenn es etwas zusagt; denn da es nur darauf ausgeht, sich im gegenwärtigen Augenblick aus der Sache zu ziehen, so wird jedes Mittel, das keine augenblickliche Wirkung hat, ihm gleichviel wert: wenn es für die Zukunft verspricht, verspricht es nichts, und seine noch schlummernde Einbildungskraft vermag sein Ich

---

[1]) Wie wenn ein einer schlechten Handlung Angeklagter und Schuldiger sich verteidigt, indem er sich einen ehrlichen Menschen nennt. Er lügt alsdann thatsächlich und der Gesinnung nach. — R. Amst. — R. nennt die beiden Lügen mensonge de fait, mensonge de droit (nach der juridischen Unterscheidung de jure — de facto). Eine etwas andere Unterscheidung von Unwahrheit und Lüge nach der bei Aulus Gellius XI, 11 ausgeführten Unterscheidung zwischen mentiri und mendacium dicere bei Montaigne I, 9.

noch nicht auf zwei verschiedene Zeiten zu erstrecken. Wenn es der Rute entgehen oder eine Düte Zuckerwerk verdienen könnte durch das Versprechen, sich morgen zum Fenster hinauszustürzen, es würde dieses Versprechen auf der Stelle geben. Darum berücksichtigen auch die Gesetze die Zusagen der Kinder gar nicht, und wenn die Väter und Lehrer strenger sind und die Erfüllung derselben verlangen, so geschieht das bloß in Dingen, die das Kind thun müßte, auch ohne vorhergegangenes Versprechen.

98. Da also das Kind, wenn es eine Zusage giebt, nicht weiß, was es thut, so kann es bei seinen Zusagen nicht lügen. Ein anderer Fall ist es, wenn es seinem Versprechen untreu wird, was ebenfalls eine Art rückwirkender Lüge ist: denn es erinnert sich sehr gut, das Versprechen gegeben zu haben; nur sieht es die Dringlichkeit, es zu halten, nicht ein. In der Zukunft zu lesen, ist es nicht imstande und kann also die Folgen der Sachen nicht voraussehen, und wenn es seine Zusagen bricht, thut es nichts gegen die Vernunft seines Alters.

99. Daraus folgt, daß die Lügen der Kinder immer das Werk ihrer Lehrer sind und daß, wer ihnen lehren will, die Wahrheit zu sagen, sie erst recht lügen lehrt. Bei dem Eifer, sie zu ziehen, zu leiten und zu unterweisen, kann man nicht genug Mittel auftreiben, um zum Ziel zu kommen. Durch haltlose Grundsätze und unvernünftige Vorschriften will man neuen Einfluß auf den kindlichen Geist gewinnen und sieht es lieber, daß sie ihre Lektionen wissen nnd dabei lügen, als daß sie unwissend bleiben und wahrhaft.*)

100. Wir dagegen geben unseren Zöglingen nur Unterweisungen für das wirkliche Leben, wir wollen lieber, daß sie gut, als daß sie gelehrt seien, und so verlangen wir denn die Wahrheit nicht von ihnen, damit sie sie nicht entstellen, und lassen sie nichts versprechen, was sie vielleicht nicht halten möchten. Wenn in meiner Abwesenheit irgend etwas Unrechtes geschehen ist, wovon ich den Thäter nicht weiß, werde ich mich hüten, Emil anzuklagen oder ihm zu sagen: hast du es gethan? [1]) — Denn was wäre das anderes, als wenn ich ihm lehrte zu leugnen? Wenn nun seine schwierige Sinnesart mich zwingt, mit ihm irgend eine Übereinkunft zu treffen, so werde ich es wohlweislich so einrichten, daß

---

*) Auch Locke beklagt sich, daß die gebräuchliche Kindererziehung den Keim zu vielen Lastern lege, und giebt dafür Beispiele. S. § 37, § 98 u. a.

[1]) Nichts ist unbedachtsamer als eine solche Frage, zumal wenn das Kind schuldig ist: wenn es in diesem Falle glaubt, daß ihr wißt, was es gethan hat, so wird es sehen, daß ihr ihm eine Falle stellt, und diese Meinung muß es unfehlbar gegen euch aufbringen. Glaubt es das nicht, so wird es sich sagen: warum sollte ich mein Vergehen ausschwatzen? Und so ist denn die erste Versuchung zur Lüge die Folge eurer unklugen Frage gewesen. — R. Amst.

der Vorschlag dazu immer von ihm ausgeht, nie von mir, daß, wenn er sich verbindlich gemacht hat, er immer ein augenblickliches und augenscheinliches Interesse hat, seine Zusage zu erfüllen, und daß, wenn er derselben untreu wird, diese Lüge ihm Übel zuzieht, die er aus der Ordnung der Dinge selbst und nicht aus der Rache seines Erziehers herkommen sieht. Doch bin ich fast versichert, daß ich so schlimmer Auskunftsmittel nicht bedürfen und Emil sehr spät erst lernen wird, was lügen ist, und daß er sehr erstaunt sein wird, solches zu erfahren, da er nicht wird begreifen können, wozu die Lüge gut ist. Es ist sehr einleuchtend, daß, je mehr ich sein Wohlbefinden von dem Willen oder Urteil anderer unabhängig mache, ich um so mehr jedes Interesse zu lügen in ihm ersticke.

101. Wenn man nicht vorschnell ist im Unterrichten, ist man auch nicht vorschnell in seinen Anforderungen; man nimmt die Gelegenheit wahr, um nichts zur Unzeit zu verlangen. Alsdann bildet sich das Kind, insofern es nicht verdorben wird. Aber wenn ein kopfloser Lehrmeister, der nichts von der Sache versteht, es auf Tritt und Schritt bald dieses, bald jenes versprechen läßt, ohne Berücksichtigung der Umstände, ohne Wahl und Maß, so fühlt sich das Kind von all diesen Zusagen belästigt und überladen, es vernachlässigt, vergißt und mißachtet sie am Ende; es betrachtet sie samt und sonders als lauter leere Formeln und giebt und bricht sie zum Vergnügen. Willst du also, daß es seinem Worte getreu bleibe, dann verlange es nur mit Vorsicht.

102. Die Einzelheiten unserer Erörterung über die Lüge lassen sich in mancher Hinsicht auf alle anderen Pflichten anwenden, die man den Kindern nur so einschärft, daß man sie ihnen nicht bloß widerwärtig, sondern sogar unerfüllbar macht. Da will man dafür angesehen sein, als predigte man ihnen die Tugend, und flößt ihnen dabei die Neigung zu allen Lastern ein: man giebt sie ihnen nnd verbietet sie ihnen zu gleicher Zeit. Will man sie fromm machen, so führt man sie in die Kirche, um sich zu langweilen; mit den endlosen Gebeten, die man sie herleiern läßt, zwingt man sie, den glücklichen Augenblick herbeizusehnen, wo sie nicht mehr zu Gott beten dürfen. Um ihnen Nächstenliebe einzuflößen, läßt man sie Almosen geben, als hielte man es für erniedrigend, es selbst zu geben. Nein, nicht das Kind soll es geben, sondern der Lehrer: mag er seinen Zögling noch so lieb haben, diese Ehre muß er ihm streitig machen: er muß ihm die Überlegung nahe bringen, daß er derselben noch nicht würdig ist. Das Almosen steht dem Manne zu, der den Wert seiner Gabe und das Bedürfnis seines Mitmenschen kennt. Das Kind, das davon nichts weiß, kann beim Geben kein Verdienst haben; seiner Gabe fehlt das Erbarmen, der Wohlthätigkeitssinn: es schämt sich fast zu geben, wenn es an seinem und euerem Beispiel sieht, daß nur die Kinder geben und daß Erwachsene kein Almosen mehr reichen.

103. Man bemerke noch, daß man das Kind immer nur Dinge geben läßt, deren Wert ihm unbekannt ist, Stücke Metall, die es in der Tasche hat und die ihm sonst zu nichts nütz sind. Ein Kind gäbe lieber hundert Dukaten als einen Kuchen. Bringe aber einmal diesen verschwenderischen Geber dazu, daß er Dinge giebt, die ihm wert sind, Spielsachen, Zuckerwerk, sein Vesperbrot, und dann wird es bald sichtbar werden, ob du ihn wahrhaft freigebig gemacht hast.

104. Man hilft sich da noch auf andere Weise, indem man dem Kinde schnell wiedergiebt, was es gegeben hat, sodaß es sich daran gewöhnt, alles zu geben, was ihm sicher wieder einkommt. Ich habe bei den Kindern fast nur diese beiden Arten von Großmut gesehen: sie geben, was sie zu nichts brauchen können, oder sie geben, was man ihnen sicher wieder zurückgiebt. Mache, daß sie durch die Erfahrung belehrt werden, sagt Locke,*) daß der Freigebige immer den größten Vorteil hat. Damit macht man ein Kind freigebig dem Scheine nach, in der That aber habsüchtig. Er fügt bei, daß die Kinder sich auf diese Weise die Freigebigkeit zur Gewohnheit machen werden; ja, eine Freigebigkeit auf Wucher, die eine Eichel giebt gegen die Eiche.**) Wenn es sich aber darum handelt, im Ernste zu geben, dann ist es aus mit der Gewohnheit: wenn man ihnen nicht mehr wiedergiebt, werden auch sie das Schenken bald einstellen. Man muß viel mehr auf die Gewohnheit der Seele als auf die Gewohnheit der Hände sehen. Alle anderen Tugenden, die man den Kindern lehrt, gleichen dieser, und mit dem Predigen dieser stichhaltigen Tugenden verbraucht man ihre Jugend in Freudlosigkeit! Ist das nicht eine weise Erziehung?

105. Weg mit der Spiegelfechterei, ihr Lehrer; seid tugendhaft und gut; euer Beispiel präge sich dem Gedächtnis eurer Zöglinge ein, bis es einmal in ihr Herz eindringen kann. Ich habe keine Eile, von meinem Zögling Handlungen der Mildthätigkeit zu verlangen; lieber thue ich solche in seiner Gegenwart und nehme ihm sogar die Mittel, mich darin nachzuahmen, da eine solche Ehre seinem Alter noch nicht zukömmt: denn er soll sich ja nicht daran gewöhnen, die menschlichen Pflichten nur als Kindespflichten anzusehen. Wenn er nun sieht, daß ich die Armen unterstütze, und mich darüber befragt, so sage ich ihm, wenn es Zeit ist, ihm zu antworten:[1]) „Lieber Freund, als die Armen sich dahin aus-

---

*) § 110.

**) R. spielt an auf Locke's Vorschrift a. a. O.: Let all the instances he gives of such freeness be always repayed, and with interest. Das französische Sprichwort heißt donner un œuf pour avoir un bœuf.

[1]) Man muß begreifen, daß ich seine Fragen nicht erledige, wenn es ihm gefällt, sondern wenn es mir gefällt; sonst würde ich mich ja seinem Willen unterordnen und mich in die gefährlichste Abhängigkeit begeben, in der ein Erzieher seinem Zögling gegenüber sich befinden kann. — R. Amst.

gesprochen hatten, daß es Reiche geben sollte, haben die Reichen versprochen, alle diejenigen zu ernähren, die sich weder mit ihrem Gelde noch mit ihrer Arbeit zu erhalten imstande wären." — „Du hast dieses Versprechen also auch gegeben?" wird er versetzen. — „Allerdings; das Vermögen, das durch meine Hände geht, steht mir nur mit der Bedingung zu, die an den Besitz desselben gebunden ist."

106. Ein anderer als Emil könnte, wenn er den Sinn dieser Unterredung begriffen hat (und man hat gesehen, wie man ein Kind zum Verständnis derselben bringen kann), sich versucht fühlen, mich nachzuahmen und sich als reichen Mann zu betragen; in einem solchen Falle würde ich wenigstens dafür sorgen, daß dies nicht mit Prahlerei geschehe: ich möchte lieber, daß er mich um mein Recht betröge und das Almosen heimlich gäbe. Derartige Betrügereien sind seinem Alter eigen; es wäre dies aber die einzige, die ich ihm verzeihen könnte.

107. Ich weiß, daß alle nachgeahmten Tugenden Affentugenden sind und daß eine Handlung nur dann sittlich gut ist, wenn sie als solche vollbracht wird, und nicht, weil andere sie üben. Aber in einem Alter, wo das Herz noch ohne Gefühl ist, muß man die Kinder diejenigen Handlungen, die man ihnen zur Gewohnheit machen will, wohl nachahmen lassen, bis sie sie aus eigenem Urteil und Liebe zum Guten thun. Die Nachahmung liegt in dem Wesen des Menschen, ja selbst des Tieres; der Hang zur Nachahmung liegt in der weisen Ordnung der Natur; aber in der Gesellschaft artet er zum Laster aus. Der Affe ahmt den Menschen nach, den er fürchtet, aber nicht die Tiere, die ihm zu gering sind; er hält das für gut, was ein Wesen thut, das besser ist als er. Bei uns dagegen ahmen die Hanswurste aller Art das Schöne nach, um es herabzuwürdigen und lächerlich zu machen; im Gefühl ihrer Niedrigkeit suchen sie, was besser ist als sie, sich gleich zu machen, oder, wenn sie sich anstrengen, das, was sie bewundern, nachzuahmen, sieht man an der Wahl der Gegenstände den falschen Geschmack der Nachahmer: sie wollen viel mehr den Andern Sand in die Augen streuen oder ihr Talent ins Licht setzen als sich selbst besser oder weiser machen. Der Grund der Nachahmung kommt bei uns immer aus dem Verlangen, aus seinem Kreise herauszutreten. Wenn mein Unternehmen gelingt, soll Emil dieses Verlangen ganz gewiß nicht haben. Wir müssen also auf den scheinbaren Vorteil, der daraus erwachsen kann, verzichten.

108. Gehet allen Regeln eurer Erziehung auf den Grund, und ihr werdet sie alle widersinnig finden, besonders in Rücksicht auf die Tugenden und Sitten. Die einzige Sittenvorschrift, die der Kindheit angemessen und für jedes Alter die wichtigste ist, ist die, daß man Andern nie Übles zufüge. Selbst die Vorschrift, Gutes zu thun, wenn sie dieser nicht untergeordnet wird, ist gefährlich, irrig und widerspruchsvoll. Wer thut etwa nichts Gutes? jedermann thut Gutes, der Böse wie die

Guten; der Böse macht einen Glücklichen auf Kosten von hundert Unglücklichen, und daher kommt all unser Elend. Die erhabensten Tugenden sind negativer Natur: sie sind auch die schwersten, weil sie allem Prunke fremd und sogar über jene dem Menschenherzen so süße Lust, einen andern glücklich von uns weggehen zu sehen, erhaben sind. O, wie viel Gutes thut derjenige seinen Mitmenschen, der ihnen nie Übles zufügt, wenn es einen solchen Menschen überhaupt giebt! Welche Festigkeit der Seele, welche Unerschütterlichkeit des Charakters gehört nicht dazu! Aber nicht durch Erörterungen über diesen Grundsatz, sondern nur durch das Streben, ihn ins Leben überzusetzen, erkennt man die vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, die es kostet, ihn zu verwirklichen.[1])

109. Dies sind einige leichte Andeutungen über die Vorsicht, mit der man, meiner Meinung nach, den Kindern diejenigen Belehrungen erteilen sollte, welche man ihnen manchmal nicht vorenthalten kann, ohne sie der Gefahr auszusetzen, sich selbst oder den anderen zu schaden, besonders aber, sich schlechte Gewohnheiten anzueignen, die man nachher nur mit Mühe ausrotten könnte: doch können wir versichert sein, daß diese Nötigung bei richtig erzogenen Kindern sich selten einstellen wird, weil es unmöglich ist, daß sie ungelehrig, böse, lügnerisch und habsüchtig werden, wenn man die Laster, die ihnen diese Eigenschaften geben, nicht in ihr Herz gepflanzt hat. Was ich demnach über diesen Punkt gesagt habe, bezieht sich mehr auf die Ausnahmen als auf die Regeln; aber diese Ausnahmen werden um so häufiger, je mehr die Kinder Gelegenheit bekommen, aus ihrem Verhältnis herauszutreten und die Fehler der Erwachsenen sich anzueignen. Für diejenigen Kinder, die mitten in der Gesellschaft erzogen werden, bedarf man notwendigerweise frühzeitigerer Unterweisung als für diejenigen, die man in der Zurückgezogenheit aufzieht. Diese Erziehung in der Einsamkeit wäre also vorzuziehen, selbst wenn sie der Kindheit nur die Zeit zum Heranreifen gäbe.

---

[1]) Die Vorschrift, anderen nie zu schaden, führt die andere mit sich, möglichst wenig mit der menschlichen Gesellschaft in Berührung zu bleiben; denn im gesellschaftlichen Zustand ist das Wohl des einen notwendig das Übel des anderen. Dieses Verhältnis liegt im Wesen der Dinge und kann durch nichts geändert werden; auf Grund dieses Satzes untersuche man, ob der gesellschaftliche Mensch oder der einsam lebende der bessere sei. Ein bedeutender Schriftsteller sagt, daß nur der Böse allein lebe; ich behaupte, daß dies nur beim Guten der Fall ist. Ist dieser Satz weniger anspruchsvoll, so ist er um so wahrer und besser begründet als der vorhergehende. Welches Übel sollte denn der Böse anrichten, wenn er allein wäre? In die Gesellschaft richtet er seine Geschosse, um andern zu schaden. Will man diese Schlußfolgerung gegen den guten Mann richten, so antworte ich durch den Paragraphen, an welchen diese Bemerkung sich knüpft. — R. Amst. — Der „bedeutende Schrifsteller“ ist Diderot. Über seinen Ausspruch: il n'y a que le méchant qui soit seul s. unsere Einleitung.

110. Nun giebt es nach der andern Seite eine Art von Ausnahmen für diejenigen, welche eine glückliche Anlage über ihr Alter hinaushebt. Wie es Menschen giebt, die nie über die Stufe der Kindheit hinauskommen, so giebt es andere, die die Kindheit, so zu sagen, gar nicht durchleben und bei der Geburt beinahe schon erwachsen sind. Leider ist diese letztere Ausnahme sehr selten und schwer zu erkennen, und jede Mutter, der es in den Sinn kommt, daß es Wunderkinder geben kann, glaubt sofort, das ihrige sei eines. Ja, noch mehr, sie nehmen die Anzeichen ordnungsmäßiger Verhältnisse gerade für außerordentliche Erscheinungen, ein lebhaftes, sprudelndes, rasches und kindlich reizendes Wesen, lauter charakteristische Zeichen des Alters, die am besten zeigen, daß das Kind eben nur ein Kind ist. Ist es zu verwundern, daß ein Mensch, dem man viele Veranlassung giebt zu reden, den man sagen läßt, was er will, der durch keine Rücksicht, keinen Anstand eingeschränkt ist, zufällig einmal irgend ein glückliches Wort findet? Es wäre mehr zu verwundern, wenn es nicht so wäre, wie es wunderbar wäre, daß ein Astrolog in tausend Lügen nicht auch einmal eine Wahrheit sagte. Heinrich IV. meinte: sie lügen so lange, bis sie einmal die Wahrheit treffen. Wer einige witzige Reden finden will, braucht nur viel einfältiges Zeug zu schwatzen. Gott sei unsern modischen Leuten gnädig, die man um eines solchen Verdienstes willen schon feiert!

111. Die glänzendsten Gedanken können in ein Kinderhirn kommen oder vielmehr die besten Worte in ihren Mund, wie Diamanten vom größten Werte in ihre Hände gelangen können, ohne daß darum die Gedanken oder die Diamanten ihnen gehörten; für dieses Alter giebt es in keiner Sache ein wahrhaftes Eigentum. Die Dinge, die ein Kind sagt, sind für dasselbe nicht das, was sie für uns sind; es verbindet damit nicht die nämlichen Ideen. Diese Ideen, wenn es solche wirklich hat, haben in seinem Kopfe weder Zusammenhang noch Folgerichtigkeit; in allem, was es denkt, ist nichts Festes oder Sicheres. Gehe dem vermeintlichen Wunderkind einmal auf den Grund. In gewissen Augenblicken findest du in ihm eine außerordentliche Spannkraft und Lebhaftigkeit, eine Klarheit des Geistes, die alles durchdringt. Häufiger aber noch kommt dieser nämliche Geist dir schlaff und lahm vor und wie von einem dichten Nebel eingehüllt. Bald eilt er dir voran, bald bleibt er unbeweglich. Jetzt ist man versucht zu sagen, es sei ein Genie, einen Augenblick nachher, es sei ein Schwachkopf; man täuscht sich beide Male: es ist eben ein Kind. Es ist ein junger Adler, der in einem Augenblick durch die Luft emporschießt und einen Augenblick darauf in den Horst zurücksinkt.

112. Behandle es denn seinem Alter gemäß trotz alles Scheines und hüte dich, seine Kräfte durch übermäßige Übung derselben zu erschöpfen. Wenn dieses junge Hirn sich erwärmt, wenn du siehst, daß

es aufzuwallen beginnt, laß es zuerst ungehindert brausen, aber rege es niemals auf, damit nicht alles verfliegt, und wenn die ersten Wallungen sich verzogen haben, dann halte die übrigen an, dränge sie zurück, bis sich mit den Jahren alles in belebende Wärme und wirkliche Kraft verwandle. Sonst wirst du Zeit und Mühe verlieren und dein eigenes Werk zerstören, und es wird euch, nachdem ihr euch unbedacht mit allen diesen feurigen Dünsten berauscht habt, nichts übrig bleiben, als kraftlose Bodenreste.

113. Rasche Kinder werden gewöhnliche Menschen: ich wüßte keine allgemein gültigere und zuverlässigere Beobachtung als diese. Nichts ist schwieriger als wirkliche Stumpfheit bei den Kindern zu unterscheiden von jener anscheinenden und trügerischen Stumpfheit, die eine starke Seele ankündigt. Es erscheint anfangs befremdlich, daß zwei so entgegengesetzte Dinge so ähnliche Anzeichen haben, und dennoch muß es so sein; denn in einem Alter, wo der Mensch noch keine wirklichen Ideen hat, besteht der ganze Unterschied zwischen einem begabten und unbegabten darin, daß der letztere nur falsche Ideen bildet, der erstere aber, da er nur solche findet, gar keine aufnimmt: er gleicht also dem Stumpfsinnigen insofern, als der eine nichts auffassen kann und für den anderen nichts Taugliches sich findet. Das einzige Zeichen, wodurch sie zu unterscheiden wären, hängt vom Zufall ab, der dem letzteren irgend eine seiner Fassungskraft entsprechende Idee zuführen kann, während der erstere immer und überall derselbe bleibt. Der junge Cato schien in seiner Kindheit zu Hause geistesschwach zu sein. Er war schweigsam und eigensinnig: das war alles, was man von ihm zu sagen wußte. Erst in Sulla's Vorzimmer lernte ihn sein Oheim kennen.*) Wäre er nicht dahin gekommen, so hätte er vielleicht bis zum vernünftigen Alter für beschränkt gegolten: wenn Cäsar nicht gelebt hätte, so würde man diesen nämlichen Cato,

*) Plutarch erzählt im Leben Cato's (Kap. I): „Als er (Cato) zum Lernen kam, war er stumpf zum Auffassen und langsam, wenn er aber begriffen hatte, zäh im Behalten" — und später (Kap. III): „Cato war jetzt im vierzehnten Jahre; als er aber sah, wie man (in Sulla's Hause, wo ihn sein Pädagog Sarpedon häufig hinführte) die Köpfe angesehener Männer heraustrug und die Umstehenden heimlich aufseufzten, fragte er seinen Haussklaven, warum niemand diesen Mann umbringe. Als aber jener sagte: „Sie fürchten ihn eben noch mehr, als sie ihn hassen" — sagte er: „Wie, und du hast mir kein Schwert gegeben, daß ich ihn erschlagen und das Vaterland von der Knechtschaft befreit hätte!" Als Sarpedon diese Rede hörte und zugleich seinen Blick und sein von Zorn und Wut flammendes Gesicht gesehen hatte, bekam er einen solchen Schrecken, daß er ihn fortan eifrig beobachtete und überwachte, daß er nicht etwas Unbesonnenes wagte." — Durch Amyot's weltberühmte Übersetzung war Plutarch Lieblingslektüre der folgenden Jahrhunderte in Frankreich geworden. Er „war die erste Lektüre meiner Kindheit und wird die letzte meines Alters sein", sagt R. noch in den rêveries d'un pr. sol. (IV).

der den unheilvollen Geist jenes Mannes durchschaute und alle seine Anschläge von lange her voraussah, vielleicht immer für einen Träumer gehalten haben. Wie man doch, wenn man die Kinder so voreilig beurteilt, sich täuschen kann! Solche Beurteiler sind oft mehr Kinder als diese selbst. Ich habe einen Mann, der mich mit seiner Freundschaft beehrte,*) in schon ziemlich gereiftem Alter in seiner Familie und bei seinen Freunden für einen beschränkten Geist gelten sehen; dieser ausgezeichnete Kopf reifte in der Stille heran. Plötzlich trat er als Philosoph hervor, und ich zweifle nicht, daß die Nachwelt ihm eine ehrenvolle und hervorragende Stelle unter den besten Denkern und den tiefsten Metaphysikern seines Jahrhunderts anweisen wird.

114. Habe Scheu vor der Kindheit und sei nicht vorschnell, über sie zu urteilen, im guten oder schlimmen. Laß die Ausnahmen sich lange bemerklich machen, sich bewahrheiten und bestätigen, bevor du für sie zu besonderen Maßnahmen greifst. Laß die Natur lang ihre Wirksamkeit ausüben, bevor du dich unterfängst, an ihrer Stelle zu handeln, damit ihre Thätigkeit ja nicht durchkreuzt werde. Du kennst den Wert der Zeit, sagst du, und willst keine verlieren.**) Du siehst nicht, daß sie viel mehr verloren ist, wenn du sie schlecht anwendest, als wenn du nichts aus ihr machst, und daß ein verkehrt unterrichtetes Kind viel weiter von der Weisheit entfernt ist als ein gar nicht unterrichtetes. Du entsetzest dich über den Gedanken, daß es seine ersten Jahre mit Nichtsthun verbringt! Wie! Ist Glücklichsein nichts, ist Springen, Spielen, Laufen den ganzen Tag lang nichts? Sein Leben lang wird es nie mehr so beschäftigt sein. Plato in seiner Republik, die man für so streng hält, zieht die Kinder nur in Festen, Spielen, Gesängen und Belustigungen auf; man möchte sagen, alles sei durch ihn gethan worden, als er ihnen lehrte, sich zu freuen; und Seneca, wo er von der alten römischen Jugend spricht, sagt: „Sie war immer auf den Beinen; man lehrte ihr nichts,

---

*) Der Abbé de Condillac (geb. 1715 zu Grenoble, gest. 1780 zu Flux bei Beaugency), der „einzige unter den französischen Aufklärern, welcher im strengsten Sinne des Wortes ein Philosoph genannt zu werden verdient“ (Hettner). Er war der Onkel eines früheren Zöglings von Rousseau. Vgl. Anhang.

**) Man erinnert sich an das Wort Seneca's in dem Briefe, aus dem in diesem Paragraphen eine andere Stelle citiert ist: „Soll ich so an dem Staube der geometrischen Wissenschaft kleben? Ist mir so jene heilsame Vorschrift entfallen: Schone deine Zeit? Solches soll ich lernen und wie Bedeutendes dafür mir verborgen bleiben?“ (ep. 88). Es möge hier Schiller's Urteil (über naive und sentim. Dichtung, anläßlich der „Neuen Heloise“) Platz finden: „Daher ist auch in dem Ideale, das er [Rousseau] von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen und überall mehr ein Bedürfnis nach physischer Ruhe als moralischer Übereinstimmung darin sichtbar.“ — Das positive Gegenbild sehe man in § 134.

was sie hätte sitzend lernen müssen."*) War sie darum weniger wert, wenn sie zum Mannesalter gelangte? Dieser vermeintliche Müßiggang darf dich also nicht so sehr erschrecken. Was würdest du von einem Manne sagen, der, um sein ganzes Leben auszunützen, nie schlafen wollte? Du würdest sagen: der Mensch ist unsinnig; er genießt seine Zeit nicht, er nimmt sie sich; um dem Schlaf zu entgehen, läuft er dem Tod in die Arme. — Beherzige denn, daß wir hier im nämlichen Falle sind und daß die Kindheit der Schlaf der Vernunft ist.

115. Die anscheinende Leichtigkeit zu lernen, ist eine Ursache des Verderbs der Kinder. Man sieht nicht ein, daß gerade diese Leichtigkeit der Beweis ist, daß sie nichts lernen. Ihr glattes und ebenes Gehirn giebt die Gegenstände, die man ihm vorführt, wie ein Spiegel zurück; aber nichts bleibt, nichts dringt durch. Das Kind behält die Worte, die Ideen prallen ab; diejenigen, die ihm zuhören, verstehen dieselben, es allein versteht sie nicht.

116. Obgleich Gedächtnis und gesetzmäßiges Denken zwei wesentlich verschiedene Fähigkeiten sind, so entwickelt sich doch in der That die eine nur mit der andern. Vor dem Alter der Vernunft empfängt das Kind keine Ideen, sondern nur Bilder, und zwischen beiden besteht der Unterschied, daß die Bilder lediglich Gemälde der sinnenfälligen Gegenstände sind, die Ideen aber durch wechselseitige Beziehungen bestimmte Auffassungen der Gegenstände. Ein Bild kann allein im Geiste sein, der es sich vorstellt; aber jede Idee setzt andere voraus. Die Vorstellung sieht nur; der Begriff vergleicht. Unsere Sinnenwahrnehmungen sind rein passiver Natur, während all unsere Perzeptionen oder Ideen aus einem aktiven, urteilenden Grundvermögen herstammen. Wir werden das nachher zu zeigen haben.**)

117. Ich behaupte also, daß die Kinder, da sie noch keines Urteils fähig sind, auch kein eigentliches Gedächtnis haben. Sie behalten Laute, Formen, Sinneneindrücke, selten aber Ideen und noch seltener Ideenverbindungen. Mit dem Einwurf, daß sie einige Anfangsgründe der Geometrie lernen, meint man vielleicht etwas gegen mich zu beweisen;

---

*) Die Stelle findet sich in dem eben citierten Briefe des Seneca, in welchem darüber gehandelt wird, daß die Wissenschaften als solche nicht zur Tugend führen. Sie heißt: Nihil docebant (majores nostri), quod discendum esset jacentibus. — Die Plato betreffende Stelle ist aus Montaigne's Essais (I, 25), geschöpft. Was Plato mit den Spielen zu erzielen strebt, sagt er de leg. I 12 (p. 643 bcd).

**) Nämlich III § 166 fg., wo R.'s ganze Psychologie kurz vorgetragen ist. R.'s Erkenntnistheorie gründet sich auf Locke. Hier ist die Rede von der Sinnenwahrnehmung — sensation — und der durch Vergleichung der so gewonnenen Bilder sich vollziehenden Begriffsbildung — perception. Erstere führt Bilder ein — images —, letztere schafft daraus Ideen — idées.

man beweist aber im Gegenteil damit für mich: man zeigt damit, daß sie, ganz abgesehen von eigenem Schlußvermögen, nicht einmal die Schlüsse anderer zu behalten imstande sind; denn wenn man diese kleinen Geometer in ihrer Methode verfolgt, bemerkt man sofort, daß sie nur eben den genauen Eindruck der Figur und den Text des Beweises behalten haben. Bei dem geringsten neuen Einwurf geraten sie in die Irre; kehrt man die Figur um, so finden sie sich gar nicht mehr zurecht. Ihr ganzes Wissen ist beim sinnlichen Eindruck stehen geblieben, nichts ist zum Verständnis durchgedrungen. Ihr Gedächtnis selbst ist kaum vollkommener als die anderen Fähigkeiten, weil sie fast durchgängig, wenn sie erwachsen sind, die Sachen noch einmal lernen müssen, wofür sie in der Kindheit die Worte gelernt haben.

118. Ich bin indessen weit entfernt zu glauben, die Kinder hätten keinerlei gesetzmäßiges Denken.[1] Ich sehe im Gegenteil, daß sie in allem, was sie verstehen, und was mit ihrem augenblicklichen und greifbaren Interesse in Beziehung steht, sehr richtig denken. Aber man täuscht sich über ihre Kenntnisse, indem man ihnen solche zumutet, die sie nicht haben, und sie Betrachtungen über Dinge anstellen läßt, die sie nicht begreifen können. Ebenso täuscht man sich, indem man ihre Aufmerksamkeit auf Betrachtungen hinlenken will, die sie in keiner Weise berühren, wie über ihre zukünftigen Interessen, ihr späteres Lebensglück, über die Achtung, die man ihnen erweisen werde, wenn sie einmal erwachsen seien, Reden, die für Geschöpfe ohne alle Voraussicht, wie sie sind, durchaus keine Bedeutung haben. Nun zielen aber alle diese erzwungenen Studien dieser armen Unglücklichen auf solche, ihrem Geiste ganz fremde Gegenstände. Danach bemesse man die Aufmerksamkeit, die sie ihnen zuwenden können. *)

---

[1]) Hundertmal habe ich beim Schreiben darüber nachgedacht, daß es unmöglich ist, in einem umfänglichen Werke den nämlichen Worten immer denselben Sinn zu geben. Keine Sprache ist reich genug, so viele Benennungen, Wendungen und Ausdrucksweisen zu liefern, als unsere Gedanken Wandelungen erfahren können. Die Methode, alle Ausdrücke zu definieren und jedesmal die Definition an Stelle des Definierten zu setzen, ist wohl schön, aber unausführbar; denn wie soll man da den Zirkel vermeiden? Die Definitionen könnten wohl recht sein, wenn man zu ihnen keine Worte nötig hätte. Trotzdem glaube ich, daß man selbst in unserer armen Sprache sich klar ausdrücken kann, nicht dadurch, daß man den nämlichen Worten immer dieselbe Bedeutung giebt, sondern dadurch, daß man, so oft jedes Wort vorkommt, die Bedeutung, die man ihm beilegt, hinreichend sicher stellt durch die damit in Verbindung stehenden Gedanken, und daß jeder Satz, in welchem dieses Wort sich findet, diesem, so zu sagen, als Definition dient. Bald sage ich, daß die Kinder eines gesetzmäßigen Denkens [raisonnement] unfähig seien, bald lasse ich sie mit ziemlicher Feinheit räsonnieren: ich glaube mir hiebei in meinen Gedanken nicht zu widersprechen; aber ich kann nicht leugnen, daß ich mir in meinen Ausdrücken oft widerspreche. — R. Amst.

*) Die ganze Stelle ist gegen Locke gerichtet, der freilich gerade das Widerspiel zu R.'s Ausführungen bietet, z. B. (§ 95): „Je früher du deinen Sohn als

119. Die Pädagogen, die uns mit großem Gepränge das Lehrgebäude vorführen, nach dem sie ihre Zöglinge unterweisen, führen freilich eine andere Sprache; denn dafür werden sie bezahlt: doch sieht man an ihrem eigenen Gebahren, daß sie genau so denken wie ich; denn was lehren sie ihnen denn? Worte, Worte und immer Worte. Unter den verschiedenen Wissenschaften, die sie ihnen zu lehren sich rühmen, wählen sie bei Leibe nicht diejenigen aus, die jenen wahrhaft nützlich wären, denn das wären Wissenschaften von Sachen, und damit kämen sie nicht zu Streich, sondern solche, die man zu verstehen scheint, wenn man ihre Ausdrücke kennt, wie die Heraldik, die Geographie, die Chronologie, die Sprachen u. s. w., lauter Studien, die dem Menschen und besonders dem Kinde so fern liegen, daß es wunderbar zugehen muß, wenn ihm je irgend etwas von diesem allem ein einziges Mal in seinem Leben von Nutzen sein kann.*)

120. Man wird sich darüber wundern, daß ich das Studium der Sprachen unter die nutzlosen Dinge in der Erziehung rechne; aber man wird sich erinnern, daß ich hier nur vom Unterricht in den ersten Jahren rede, und was man auch darüber sagen mag, ich glaube nicht, daß vor dem zwölften oder fünfzehnten Jahr je ein Kind — abgesehen von den Wunderkindern — wirklich zwei Sprachen erlernt hat.

121. Ich räume ein, daß, wenn das Sprachstudium sich nur mit den Worten befaßte d. h. mit der Form oder dem Laute derselben, dieses Studium für die Kinder passend sein könnte; aber die Sprachen, indem sie die Zeichen ändern, ändern auch die Begriffe, die damit ausgedrückt werden. Die Köpfe bilden sich nach den Sprachen, die Gedanken nehmen das Gepräge der Einzelsprachen an. Die Vernunft allein ist gemeinsam, der Geist hat in jeder Sprache seine besondere Form, und dieser Unterschied könnte zum Teil Ursache oder Wirkung der Volkscharaktere sein; diese Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß bei allen Nationen der Welt die Sprache dem Wechsel der Sitten folgt und mit ihnen sich gleich bleibt oder sich verändert.**)

Mann behandelst, desto früher wird er Mann werden. Wenn du also manchmal ernsthafte Unterhaltungen mit ihm anknüpfst, wirst du unvermerkt seinen Geist über die gewöhnlichen Jugendspiele und jene läppischen Beschäftigungen emporheben, mit denen man in der Regel die Jugendzeit verschwendet." —

*) Der Zittauer Rektor Müller nahm noch 1725 „Heraldik oder Wappenkunde" in den Lehrplan seines Gymnasiums auf. (Stoy, Encyklop. § 32, wo erwähnt ist, daß in den Schulordnungen des 18. Jahrhunderts auch die Zeitungserklärung ihre Stelle gefunden hat.) Zur Sache vgl. Stoy, Hauspädagogik S. 61. Über Chronologie als Lehrfach vgl. Locke § 182 und Anhang III § 8 im 2. Bd. dies. Ausgabe.

**) Hier liegen die Grundgedanken der durch Steinthal eingeführten „Völkerpsychologie".

122. Eine von diesen verschiedenen Formen wird dem Kinde durch den Gebrauch angeeignet; diese allein behält es dann bis zum vernünftigen Alter. Um zwei zu haben, müßte es Ideen mit einander vergleichen können; wie sollte es sie aber mit einander vergleichen, da es kaum imstande ist, sie zu begreifen? Jede Sache kann für dasselbe tausend verschiedene Zeichen haben; jede Idee aber kann nur eine Form haben: es kann also nur eine Sprache erlernen. Und doch, behauptet man, lernt es mehrere; ich sage noch einmal — nein. Ich habe solche Wunderkinder gesehen, die fünf oder sechs Sprachen zu sprechen glaubten. Ich habe sie nach einander deutsch in lateinischen, französischen und italienischen Wendungen reden hören; sie bedienten sich in der That des Wortschatzes von fünf oder sechs Sprachen, aber sie sprachen immer nur deutsch. Mit einem Worte: man gebe den Kindern so viele Synonyma, als man will, man ändert die Worte, aber nicht die Sprache; immer werden sie nur eine einzige sprechen.

123. Um ihre Unfähigkeit in dieser Beziehung zu verbergen, übt man sie vorzugsweise an den toten Sprachen, worin es keine Richter giebt, die man nicht zurückweisen könnte. Da diese Sprachen im Umgange seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen sind, begnügt man sich mit der Nachahmung dessen, was man in den Büchern gelesen hat, und das nennt man „sie sprechen". Wenn es mit dem Griechischen und Lateinischen der Lehrer also aussieht, mag man sich ein Urteil bilden über das der Kinder! Kaum haben sie ihre rudimenta*) auswendig gelernt, wovon sie kein Iota verstehen, so läßt man sie gleich eine französische Rede in lateinischen Worten wiedergeben, dann, wenn sie weiter vorgerückt sind, in Prosa Phrasen von Cicero, in Poesie Centonen**) aus Virgil zusammenflicken. Dann glauben sie lateinisch zu sprechen: wer wird es ihnen abstreiten wollen?

124. In jedem Fache, welchen Namen es trage, sind die darstellenden Zeichen ohne die Idee der dargestellten Sachen nichts. Dennoch beschränkt man das Kind immer auf diese Zeichen, ohne ihnen je eine der dadurch dargestellten Sachen begreiflich machen zu können. In der Meinung, ihm die Erdbeschreibung zu lehren, lehrt man ihm nur Karten kennen: man lehrt ihm die Namen der Städte, Länder und Flüsse, von deren Dasein außerhalb des Papiers, wo man sie ihm zeigt, es keinen Begriff hat. Ich erinnere mich, irgendwo ein Geographiebuch gesehen zu haben, das so anfing: „Was ist die Welt? — Eine Kugel

---

*) leur rudiment — „Die Anfangsgründe" der Grammatik. So nannte man vor nicht allzu langer Zeit den untersten Kurs von Latein lehrenden Schulen.

**) Cento (Flickwerk) ist der Name für so zusammengestoppelte Gedichte schon bei den Alten gewesen.

von Pappe."*) — Das ist ganz genau die Geographie der Kinder. Für mich ist es ausgemacht, daß nach zweijährigem Unterricht in der mathematischen und astronomischen Geographie kein zehnjähriges Kind nach den Regeln, die man ihm gegeben, imstande ist, den Weg von Paris nach Saint-Denis zu finden. Es ist für mich ausgemacht, daß kein einziges imstande ist, den Windungen der Wege im Garten seines Vaters nach einem Plane nachzugehen, ohne zu verirren. Das sind die gelehrten Herrchen, die auf den Punkt zu sagen wissen, wo Peking, Ispahan, Mexiko und alle Länder der Welt liegen.

125. Man entgegnet, die Kinder müßten doch mit Studien beschäftigt werden, für die sie nur der Augen bedürfen**): ganz recht, wenn es ein Studium gäbe, für das man nur die Augen brauchte; aber ich kenne kein solches.

126. Infolge einer noch lächerlicheren Verirrung läßt man sie Geschichte studieren: man bildet sich ein, daß die Geschichte ihre Fassungskraft nicht übersteige, da sie nur eine Zusammenstellung von Thatsachen sei. Aber was versteht man unter Thatsachen? Glaubt man, daß die Beziehungen, welche die historischen Thatsachen bestimmen, so leicht zu erfassen sind, daß die Ideen derselben sich ohne weiteres im Geiste der Kinder bilden? Glaubt man, daß die wahre Erkenntnis der Ereignisse von der ihrer Ursachen und Wirkungen getrennt werden könne und daß Geschichte und Moral so wenig mit einander zu thun haben, daß man die eine ohne die andere kennen lernen könne? Wenn man in den Handlungen der Menschen nur äußerliche und rein physische Bewegungen sieht, was lernt man denn in der Geschichte? — ganz und gar nichts; und dieses ganz reizlose Studium kann ebenso wenig Vergnügen als Belehrung bieten. Will man aber diese Handlungen nach ihrer sittlichen Seite hin würdigen, so versuche man einmal, diese Beziehungen dem Zögling verständlich zu machen, und man wird sehen, ob die Geschichte seinem Alter angemessen ist.***)

127. Leser, erinnere dich immer daran, daß derjenige, der zu dir spricht, weder ein Gelehrter noch ein Philosoph ist, sondern ein schlichter Mann und Freund der Wahrheit ohne Partei oder System, ein Einsiedler, der wenig unter Menschen lebt und weniger Gelegenheit hat, ihre Vorurteile in sich aufzunehmen, und mehr Zeit zu überdenken, was ihm im Umgang mit ihnen auffällt. Meine Erörterungen gründen sich

---

*) Dagegen sagt schon Crousaz I. S. 407: „Ich würde mit dem Original beginnen, von dem Himmels- und Erdgloben nur die Kopien sind."

**) Scheint gegen Locke gerichtet zu sein, welchem die Geographie § 178 als ein leichtes Studium erscheint, weil die Kenntnis des Globus u. s. w. nur eine „Übung der Augen und des Gedächtnisses" sei.

***) Ausführlicheres über die Geschichte im Unterricht im 4. Buche § 104 fg.

weniger auf Prinzipien als auf Thatsachen, und ich glaube zur Beurteilung derselben keine bessere Handhabe darbieten zu können als die häufige Vorführung einzelner Beispiele der Beobachtungen, durch welche mir jene vorgeführt worden sind.

128. Ich hatte etliche Tage auf dem Lande bei einer guten Hausmutter zugebracht, die auf ihre Kinder und auf die Erziehung derselben große Sorgfalt verwandte. Eines Morgens nahm der Erzieher in den Unterrichtsstunden des älteren Sohnes, den er sehr gut in der alten Geschichte unterrichtet hatte, in meiner Gegenwart die Geschichte Alexanders vor und kam dabei auf den bekannten Zug vom Arzte Philippus zu sprechen, den man, wie es sicherlich wohl billig war, im Gemälde dargestellt hat.*) Der Erzieher, ein tüchtiger Mann, machte über die Unerschrockenheit Alexanders mehrere Beobachtungen, die mir durchaus nicht gefielen, die ich aber nicht angreifen wollte, um seinem Ansehen bei seinem Zögling nicht zu schaden. Bei Tische verfehlte man, der französischen Art getreu, nicht, den kleinen Menschen viel plaudern zu lassen. Die seinem Alter natürliche Lebhaftigkeit und die sichere Erwartung einer Belobung veranlaßten ihn zu tausend dummen Einfällen, unter welchen von Zeit zu Zeit einige glückliche Worte zum Vorschein kamen, die das Übrige vergessen ließen. Endlich kam auch die Geschichte vom Arzte Philippus: er erzählte sie sehr gut und recht artig. Nach den üblichen Lobesspenden, die die Mutter verlangte und der Sohn erwartete, sprach man viel über seine Erzählung hin und her. Die meisten tadelten die Tollkühnheit Alexanders; einige bewunderten, wie es der Erzieher gethan, seine Festigkeit und seinen Mut: woraus ich denn schloß, daß unter den Anwesenden niemand begriff, worin eigentlich die Schönheit dieses Zuges bestand. Für meinen Teil, sagte ich zu ihnen, bin ich der Ansicht, daß, wenn in der Handlungsweise Alexanders von Mut oder Festigkeit nur im geringsten die Rede sein kann, sie nichts als ein ganz toller Einfall ist. Nun kamen alle überein und gestanden, daß es ein toller Einfall wäre. Ich wollte antworten und geriet in die Hitze, als eine Frau neben mir, die kein Wort gesprochen hatte, mir leise ins Ohr flüsterte: Sei ruhig, Jean-Jacques**); man versteht dich doch nicht. — Ich sah ihr ins Gesicht und schwieg betroffen.

---

*) Q. Curtius III, 6. — Montaigne erzählt die Geschichte im 1. Buch chap. 23 seiner Essais. —

**) Jean und Jacques (R.s Vornamen) nennt man in Frankreich sprichwörtlich gutmütig dumme Leute (Cramer: „Hans Jakob"). — Man nannte in Paris R., zur Unterscheidung von Jean Baptiste Rousseau, wohl schlechtweg Jean-Jacques, wie aus der Einleitung zu der Schrift „Rousseau juge de Jean-Jacques" hervorgeht. — „Die Frau, die zu mir sagte „Sei ruhig, Jean-Jacques" war nicht etwa Madame de Luxembourg, die ich zu jener Zeit nicht einmal kannte;

129. Da ich nun nach mehreren Anzeichen vermutete, daß mein kleiner Gelehrter von der Geschichte, die er so gut erzählt, durchaus nichts begriffen hatte, nahm ich ihn nach dem Essen an der Hand und ging mit ihm im Park spazieren, und nachdem ich ihn ganz ungestört ausgefragt hatte, fand ich, daß er mehr als irgend jemand den so sehr gerühmten Mut Alexanders bewunderte: wißt ihr aber, worin er diesen Mut erblickte? einzig darin, daß er ohne Zaudern, ohne den geringsten Widerwillen zu zeigen, einen übelschmeckenden Trank auf einen Zug geleert hatte. Das arme Kind, dem man keine zwei Wochen zuvor Arzenei eingegeben hatte, die es nur mit größter Überwindung nahm, hatte noch den Nachgeschmack davon im Munde. Tod und Vergiftung galten bei ihm nur als unangenehme Empfindungen, ein anderes Gift als Sennesblätter gab es bei ihm nicht. Doch hatte allerdings die Festigkeit des Helden auf sein junges Herz einen großen Eindruck gemacht, und bei der nächsten Arzenei, die es einnehmen müßte, hatte es sich fest vorgenommen ein Alexander zu sein. Ohne mich auf Erklärungen einzulassen, die offenbar über seiner Fassungskraft waren, befestigte ich es in seinem löblichen Vorsatze, und bei mir selbst lachend über die hohe Weisheit der Väter und Mütter, die ihren Kindern Geschichte zu lehren meinen, kehrte ich heim.

130. Es ist leicht, den Kindern die Worte König, Reich, Krieg, Eroberung, Revolution, Gesetz in den Mund zu legen; aber wenn es sich darum handeln wird, mit diesen Worten klare Begriffe zu verbinden, wird noch ein weiter Weg notwendig sein von dem Gespräch mit dem Gärtner Robert*) bis zu diesen Auseinandersetzungen.

131. Einige Leser werden, wie ich voraussehe, mit jenem „Sei still, Jean-Jacques" sich nicht zufrieden stellen und wissen wollen, was ich denn an der Handlungsweise Alexanders so Schönes finde. Unglückselige, wie sollt ihr es begreifen, wenn man es euch erst sagen muß? Alexander glaubte an die Tugend; seinen Kopf, sein Leben setzte er an diesen Glauben; seine große Seele war geschaffen für diesen Glauben. Welch schönes Glaubensbekenntnis war das Einnehmen dieser Arzenei! Niemals hat ein Mensch ein so erhabenes abgelegt: wenn es irgend einen Alexander in unseren Tagen giebt, möge er sich durch ähnliche Züge ausweisen.

132. Wenn Worte keine Wissenschaft ausmachen können, so giebt es kein Studium, das für Kinder geeignet wäre. Wenn sie keine wirklichen Ideen haben, haben sie auch kein eigentliches Gedächtnis; denn

---

es ist eine Person, die ich niemals wiedergesehen habe, die aber versichert, für mich eine große Achtung zu hegen, die ich mir sehr zur Ehre anrechne." R. an Madame Latour 26. Sept. 1762.

*) Oben § 88.

ein Gedächtnis, das nur Sinnenwahrnehmungen behält, nenne ich kein solches. Wozu ihnen eine Reihe von Zeichen in den Kopf hineinschreiben, wenn sie doch für sie keine Bedeutung haben? Werden sie denn die Zeichen nicht auch lernen, wenn sie die Sachen lernen? Wozu soll man ihnen die nutzlose Mühe aufladen, sie zweimal zu lernen? Welche gefährlichen Vorurteile flößt man ihnen aber nicht unterdessen ein, wenn man sie Worte, die keinen Sinn für sie haben, für Wissenschaft nehmen läßt! Mit dem ersten Worte, mit dem ein Kind sich abfindet, mit dem ersten Worte, das es auf das Wort anderer hin aufnimmt, ohne den Nutzen davon selbst einzusehen, ist sein Urteilsvermögen verdorben: lange wird es in den Augen der Thoren glänzen müssen, bis es einen derartigen Schaden wieder gut macht. [1])

133. Nein; wenn die Natur dem kindlichen Gehirn die Geschmeidigkeit giebt, die es befähigt, alle Arten von Eindrücken aufzunehmen, so thut sie es nicht dazu, daß man ihm Namen von Königen, Jahreszahlen, heraldische, astronomische und geographische Bezeichnungen und alle jene Worte ohne irgend welchen Sinn für sein Alter und ohne irgend welchen Nutzen für jedes denkbare Alter einpräge, mit denen man seine trostlose und öde Kindheit überlastet, sondern dazu, daß alle Ideen, die es aufnehmen und die ihm nützlich sein können, alle jene Ideen, die sich auf sein Glück beziehen und es eines Tages über seine Pflichten aufklären sollen, frühzeitig in unauslöschlichen Zügen ihm eingeschrieben werden und ihm dazu dienen, sein Leben hindurch sich auf eine seinem Wesen und seinen Fähigkeiten angemessene Weise zu betragen.

134. Jene Art von Gedächtnis, die ein Kind besitzen kann, bleibt deshalb nicht müßig, wenn es auch nicht in Büchern studiert; alles, was es sieht und hört, macht Eindruck auf dasselbe und es erinnert sich daran; es führt in sich ein Verzeichnis *) von den Handlungen und Reden

---

[1]) Die meisten Gelehrten sind Gelehrte nach Art der Kinder. Große Gelehrsamkeit entspringt weniger aus einer Menge von Begriffen als aus einer großen Anzahl von Bildern. Einzelne Angaben, Eigennamen, Örtlichkeiten und alle ohne Vermittlung oder begrifflichen Inhalt dastehenden Gegenstände behält man nur durch das Zeichengedächtnis, und selten erinnert man sich an eines dieser Dinge, ohne zugleich die Seite rechts oder links im Buch, wo man es gelesen, oder die Gestalt, unter der man es das erste Mal gesehen, sich vorzustellen. Dies ist ungefähr die Art von Wissenschaft, die in den letzten Jahrhunderten im Schwange war; die Wissenschaft unseres Jahrhunderts ist anderer Natur. Man studiert und beobachtet nicht mehr, sondern man träumt und giebt uns die Träume etlicher schlechten Nächte für Philosophie aus. Man wird auch von mir sagen, daß ich träume; ich gestehe es selbst, aber, was die andern wohlweislich nicht thun, ich gebe meine Träumereien als solche und überlasse es dem Leser zu untersuchen, ob für die Wachenden darin sich etwas Nützliches findet. — R. Amst.

*) Formey meint, Emils so erworbenes Verzeichnis werde wohl nur eine tabula rasa sein. Man mag an dieser Äußerung den Abstand der durch R. mitbegründeten heutigen Pädagogik von der des Formey bemessen. —

der Menschen; seine ganze Umgebung ist das Buch, aus dem es, ohne daran zu denken, neue Schätze für sein Gedächtnis schöpft, bis sein Urteilsvermögen sie benützen kann. In der Auswahl dieser Gegenstände, in dem Bemühen, ihm immer diejenigen vorzuführen, die es erfassen kann, und diejenigen verborgen zu halten, die es nicht kennen soll, besteht die wahre Kunst, diese erste Fähigkeit zu pflegen, und auf diese Weise muß man suchen, ihm einen Vorrat von Kenntnissen anzusammeln, der zu seiner Erziehung dienen soll während seiner Jugend und zu seiner moralischen Führung alle Zeiten hindurch. Freilich bildet diese Erziehung keine Wunderkinder, Erzieher und Erzieherinnen können nicht damit glänzen; aber sie bildet einsichtsvolle, tüchtige, körperlich und geistig gesunde Menschen, die in der Jugend nicht angestaunt, als Männer aber geehrt werden.

135. Emil wird nie etwas auswendig lernen, nicht einmal Fabeln, auch die von La Fontaine nicht, so kindlich und reizend sie sind; denn die Worte der Fabeln sind ebenso wenig die Fabeln selbst, als die Worte der Geschichte Geschichte sind. Wie kann man so kurzsichtig sein, die Fabeln die Moral der Kinder zu nennen, ohne zu bedenken, daß der Apolog bei allem Unterhaltenden sie eben doch täuscht, daß sie, durch die Lüge verführt, die Wahrheit aus den Händen lassen und daß die Mittel, die man anwendet, um ihnen die Belehrung angenehm zu machen, sie zugleich verhindern, Nutzen daraus zu ziehen? Die Fabeln können für Erwachsene belehrend sein; den Kindern muß man aber die nackte Wahrheit sagen;*) sobald man sie mit einem Schleier verhüllt, geben sie sich nicht mehr die Mühe, ihn zu heben.

136. Man läßt alle Kinder die Fabeln von La Fontaine lernen, und doch versteht sie kein einziges. Verstünden sie dieselben, so wäre es noch schlimmer; denn ihre Moral ist so wenig einfach, ihrem Alter so unangemessen, daß sie sie mehr zum Laster als zur Tugend führen würde. Schon wieder Paradoxen, wird man sagen; meinetwegen: sehen wir, ob es Wahrheiten sind.

137. Ich behaupte, ein Kind verstehe die Fabeln, die man es lernen lasse, nicht, weil bei aller Mühe, sie einfach zu gestalten, die Lehre, die man daraus ziehen will, dazu nötigt, Gedanken einfließen zu lassen, die es nicht fassen kann, und weil gerade die poetische Form, so sehr sie das Behalten erleichtert, das Begreifen erschwert, sodaß man

---

*) Dem widerspricht R. selbst durch seine Vorschläge sehr häufig. Gerade die Beispiele seiner praktischen Unterweisung (§ 88 dieses Buches und spätere Beispiele) tragen in ihrer Veranstaltung viel Unwahres. Doch geht R. an unserer Stelle mehr darauf aus zu zeigen, wie man zu seinen Unterweisungen wirkliche Begegnisse und Verhältnisse des praktischen Lebens herbeiziehen müsse, die man selbst veranlassen (§ 134, III § 38 fg.), unter Umständen auch erdichten kann.

die Annehmlichkeit auf Kosten der Klarheit erkauft. Ohne auf die Menge von Fabeln einzugehen, die für die Kinder nichts Faßliches oder Nützliches enthalten und die man sie ungeschickter Weise mit den anderen lernen läßt, weil sie sich zwischen den andern zerstreut finden, will ich mich auf diejenigen beschränken, die der Verfasser eigens für sie gemacht zu haben scheint.

138. Ich kenne aus der ganzen Sammlung von La Fontaine nur fünf oder sechs Fabeln, in denen so recht die kindliche Harmlosigkeit sich ausspricht; von diesen fünf oder sechsen nehme ich als Muster gleich die erste [1]), weil ihre Moral noch am meisten für jedes Alter geeignet ist, weil die Kinder sie am besten auffassen und weil sie sie am liebsten auswendig lernen, endlich auch, weil der Verfasser sie eben darum mit Auszeichnung an die Spitze seines Buches gestellt hat. Will man ihm wirklich die Absicht zuschreiben, von Kindern verstanden zu werden, sie zu erheitern und zu belehren, so ist diese Fabel gewiß sein Meisterstück: man erlaube mir also, sie durchzugehen und mit wenigen Worten zu beleuchten.

---

[1]) Sie ist die zweite, nicht die erste, wie Herr Formey sehr richtig bemerkt [und R. IV § 141 korrigiert hat]. — R. Gen. — An R.'s Analyse tadelt Formey das Eingehen auf alle Einzelheiten: man antworte vernünftiger Weise nur auf die Fragen der Kinder, wenn sie eben vernünftige Fragen stellen. — Wir halten uns in der Analyse im Texte an die französischen Worte, geben aber zu der oben in Klammern beigesetzten wörtlichen Übersetzung hier unten noch eine freiere in Reimen. Bei den Alten, und nach ihnen auch bei Lessing, hat die Fabel eine andere Wendung.

Der Rabe und der Fuchs.

Auf einem Baum Herr Rabe hockt,
Der einen Käs sich eingethan.
Herr Fuchs, vom Dufte angelockt,
Spricht ihn mit solchen Worten an:
„Ei, guten Tag, Herr Rabe dort.
Wie seid ihr schön! Traun, auf mein Wort,
Wenn eure Stimm' so herrlich klänge,
Wie herrlich eures Kleids Gepränge,
Ein Phönix wärt ihr hier im Wald!"
Der hört die Worte kaum so bald,
So läßt er seine Stimme schallen
Und läßt — die duft'ge Beute fallen.
Der Fuchs faßt sie und spricht sofort:
„Wer höret auf der Schmeichler Wort,
Der muß bezahlen, was sie zehren!
Wohl einen Käs wert ist die Lehre."
Der Rabe kann sich kaum vor Scham noch fassen:
Beim Zeus, er will sich nie mehr fangen lassen. —

139. Der Rabe und der Fuchs.

Fabel.

Maître corbeau, sur un arbre perché,
(Meister Rabe, auf einem Baum hockend,)

Maître! was bedeutet dieses Wort für sich? Was bedeutet es vor einem Eigennamen? Welchen Sinn hat es in diesem Falle?

Was ist ein Rabe?

Was ist un arbre perché? Man sagt nicht sur un arbre perché, sondern perché sur un arbre. Folglich muß man von der umgekehrten Wortfolge bei den Dichtern reden; man muß sagen, was Prosa und Poesie ist.

Tenait dans son bec un fromage.
(Hielt in seinem Schnabel einen Käse.)

Was für einen Käse? einen Schweizerkäse, einen holländischen oder einen fromage de Brie? Wenn das Kind noch keinen Raben gesehen hat, wozu soll man ihm davon reden? Wenn es welche gesehen, wie soll es begreifen, daß sie einen Käse im Schnabel halten können? Die Bilder müssen eben nach der Natur gezeichnet werden.*)

Maître renard, par l'odeur alléché,
(Meister Fuchs, vom Dufte angelockt,)

Noch einmal ein Meister! diesmal aber mit vollem Recht: er ist in allen Kniffen seines Handwerks wohl erfahren. Hier ist zu sagen, was ein Fuchs ist, und seine wirkliche Art von dem Charakter, den man ihm herkömmlicher Weise in den Fabeln giebt, zu unterscheiden.

Alléché. Das ist kein gewöhnliches Wort. Es muß also erklärt werden; man muß angeben, daß es nur noch in Versen gebräuchlich ist. Nun wird das Kind fragen, warum man in Versen anders spricht als in Prosa. Was willst du ihm antworten?

Alléché par l'odeur d'un fromage. (Angelockt durch den Duft eines Käses.) Dieser Käse, den ein auf dem Baume hockender Rabe hält, mußte einen starken Geruch haben, daß ihn der Fuchs in einem Gebüsch oder in seinem Bau riechen konnte! Übt ihr so euren Zögling in jenem

---

Locke (§ 156) schlägt die äsopischen Fabeln für die ersten Leseübungen vor. Die Philanthropisten haben sie wieder sehr zu Ehren gebracht. La Condamine (Lettre critique sur l' éducation. 1751) suchte eben an der Fabel vom Raben und vom Fuchs nachzuweisen, daß die Fabeln über die Fassungskraft der Kinder stehen. S. Compayré, hist. crit. des doctrines de l'éduc. en France II. p. 32. Übrigens waren die Fabeln in den Jugendunterricht schon von den Alten eingeführt worden.

*) Cramer nimmt sich hier des Dichters an gegen R.; einen Ziegenkäse, Harz- oder Weserkäse, meint er, könnte ein Rabe wohl im Schnabel halten, und ähnliche werde es wohl auch in Frankreich geben.

Geiste scharfsinniger Kritik, der sich nur durch triftige Gründe aus dem Felde schlagen läßt und in den Berichten anderer die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden weiß?

Lui tint à peu près ce langage:
(Hielt ihm ungefähr diese Rede:)

Ce langage! Die Füchse sprechen also? und zwar dieselbe Sprache wie die Raben? Wenn du vernünftig bist, Lehrer, sei auf deiner Hut: wäge deine Antwort wohl ab, bevor du sie giebst. Es hängt mehr von ihr ab, als du glaubst.

Eh! bonjour, monsieur le corbeau!
(Ei, guten Morgen, Herr Rabe!)

Monsieur! das Kind sieht diese Anrede in spöttischem Sinne angewendet, noch bevor es weiß, daß es eine ehrende Anrede ist. Wenn man monsieur du corbeau*) sagt, hätte man noch viele andere Schwierigkeiten, bevor dieses du klar wäre.

Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
(Wie hübsch du bist! Wie schön du mir vorkömmst!)

Flickworte, unnützer Wortschwall. Wenn das Kind die nämliche Sache in anderen Ausdrücken noch einmal hört, lernt es ungenau sprechen. Wenn man sagt, daß in diesem Wortschwall eine Kunst des Schriftstellers liegt, welche zu der Absicht des Fuchses paßt, der sich den Anschein geben will, als steigere er mit den Worten auch seine Lobsprüche, so ist das für mich eine gute Entschuldigung, nicht aber für meinen Zögling.

Sans mentir, si votre ramage
(Ohne zu lügen, wenn dein Gesang)

Sans mentir. Also lügt man zuweilen? Was soll sich das Kind dazu denken, wenn du ihm lehrst, daß der Fuchs nur deshalb sagt sans mentir, weil er eben lügt?

Répondait à votre plumage.
(Entspräche deinem Gefieder.)

Répondait.**) Was bedeutet das Wort? Lehre nur deinem Kinde, so verschiedene Eigenschaften wie Stimme und Gefieder zu vergleichen; du wirst sehen, wie es dich versteht.

---

*) So heißt es bei La Fontaine („Herr von Raben").

**) Bei La Fontaine steht se rapporte, was übrigens allein richtig ist. Ebenso ist der richtige Text im folgenden Vers: vous êtes le phénix. R. hat aus dem Gedächtnis geschrieben und daher einen ganz falschen Vers gebildet. Daher rührt auch der von Formey gerügte Irrtum, daß R. die Fabel als erste in der Sammlung La Fontaine's bezeichnet und später (§ 142) die Fabel von der Ameise und Grille als zweite.

Vous seriez le phénix des hôtes de ces bois.
(Wärest du der Phönix der Bewohner dieser Gehölze.)

Le phénix. Was ist ein Phönix?*) Da wären wir ja mit einem Male in die Lügen der alten Welt, ja beinahe in die Mythologie verschlagen worden.

Les hôtes de ces bois. Welch gezierte Rede! Der Schmeichler verblümt seine Rede und giebt ihr mehr Würde, um sie verführerischer zu machen. Wird ein Kind diese Feinheit verstehen? weiß es nur oder kann es nur wissen, was ein edler und ein niedriger Stil ist?

A ces mots, le corbeau ne se sent pas de joie;
(Bei diesen Worten fühlt sich der Rabe nicht (mehr) vor Freude,)

Man muß schon sehr heftige Leidenschaften empfunden haben, um diesen sprichwörtlichen Ausdruck zu verstehen.

Et pour montrer sa belle voix,
(Und, um seine schöne Stimme zu zeigen,)

Man vergesse nicht, daß, um diesen Vers und die ganze Fabel zu verstehen, das Kind wissen muß, welche Bewandtnis es mit der schönen Stimme des Raben hat.

Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
(Er thut den Schnabel weit auf, läßt seine Beute fallen.)

Dieser Vers ist unübertrefflich; schon der Rhythmus ist malerisch. Ich sehe einen abscheulichen Schnabel weit offen und höre den Käse durch die Zweige herabfallen: aber die Schönheiten dieser Art sind verloren für die Kinder.

Le renard s'en saisit, et dit: Mon bon monsieur,
(Der Fuchs fällt darüber her und sagt: Mein guter Herr,)

Also auch hier ist schon die Gutmütigkeit zur Dummheit geworden. Es ist gewiß wahr, man beeilt sich sehr, die Kinder aufzuklären.

Apprenez que tout flatteur
(Lernet, daß jeder Schmeichler)

Ein allgemeiner Satz; wir kommen von der Sache ab.

Vit aux dépens de celui qui l'écoute.
(Lebt auf Kosten desjenigen, der ihn anhört.)

Niemals hat ein Kind von zehn Jahren diesen Vers verstanden.

Cette leçon vaut bien un fromage, sans doute.
(Diese Lehre ist wohl einen Käse wert, ohne Zweifel.)

---

*) Eine außerordentliche Erscheinung oder Person, wie der fabelhafte Phönix eine außerordentliche Erscheinung in der Tierwelt der Alten war. Auch in die deutsche Poesie des vorigen Jahrhunderts ist diese Metapher eingedrungen.

Das ist klar, und der Gedanke ist sehr gut. Indessen wird es ebenfalls wenige Kinder geben, die eine Lehre mit einem Käse zu vergleichen wissen und nicht etwa den Käse einer Lehre vorzögen. Man muß es ihnen also begreiflich machen, daß dieser Satz nur ein Hohn ist. Wie viel Feinheit für Kinder!

Le corbeau, honteux et confus,
(Der Rabe, beschämt und verwirrt,)

Wieder eine Häufung von Worten, und diesmal eine ungerechtfertigte.

Jura, mais un peu tard, qu'on ne l'y prendrait plus.
(Schwur, aber ein wenig spät, daß man ihn nicht mehr erwischen sollte.)

Jura. Wo wäre ein Lehrer so närrisch, dem Kinde erklären zu wollen, was ein Eid ist?

140. Das sind freilich viele Kleinigkeiten, indessen sind es immer noch weniger, als nötig wäre, um den ganzen Gedankeninhalt dieser Fabel zu zergliedern und auf die einfachen und grundlegenden Begriffe zurückzuführen, aus denen jener zusammengesetzt ist. Aber wer fühlt das Bedürfnis dieser Zergliederung, um der Jugend sich verständlich zu machen? Niemand unter uns ist Philosoph genug, um sich an die Stelle eines Kindes zu versetzen. Sehen wir nun nach der Moral.

141. Ich frage, ob man sechsjährigen Kindern lehren soll, daß es Menschen giebt, die um ihres Vorteils willen schmeicheln und lügen? Man dürfte ihnen höchstens lehren, daß es Spötter giebt, welche die kleinen Jungen auslachen und hinter ihrem Rücken über ihre dumme Eitelkeit sich lustig machen: aber der Käse verdirbt alles; man lehrt ihnen weniger, den Käse nicht aus ihrem Schnabel fallen zu lassen, als ihn anderen aus dem Schnabel zu locken. Dies ist mein zweites Paradoxon, und zwar nicht das bedeutungsloseste.

142. Beobachte einmal die Kinder, wenn sie ihre Fabeln lernen, und du wirst sehen, daß, wenn sie überhaupt imstande sind, eine Anwendung davon zu machen, sie fast immer auf eine den Absichten des Verfassers entgegengesetzte geraten und daß sie, anstatt sich zu beobachten hinsichtlich des Fehlers, wovon man sie heilen oder behüten will, sich auf die Seite des Lasters stellen, das aus den Fehlern der anderen Nutzen zieht. In der obigen Fabel machen sie sich über den Raben lustig, aber den Fuchs gewinnen sie alle lieb. In der folgenden Fabel glaubt man ihnen die Grille als Muster hinzustellen, aber sie werden die Ameise wählen.*) Der Mensch mag sich nicht erniedrigen; er wählt

*) La Cigale et la Fourmi (die Grille und die Ameise) ist die erste Fabel in der Sammlung La Fontaine's. S. Anm. ** auf S. 126.

immer die bessere Rolle; so wählt die Eigenliebe, und das ist eine sehr natürliche Wahl. Welch schreckliche Lehre nun für ein Kind! Das hassenswerteste aller Mißgeschöpfe wäre ein habsüchtiges, hartherziges Kind, das wüßte, um was es gebeten wird und was es versagt. Die Ameise geht aber noch weiter, sie lehrt auch noch zu höhnen, wenn man verweigert.

143. In allen Fabeln, in welchen der Löwe eine Rolle spielt, ist er natürlich die glänzendste Person; das Kind will also durchaus Löwe sein, und wenn es irgend eine Verteilung vorzunehmen hat, wird es, seinem Vorbild getreu,*) ja dafür sorgen, daß ihm alles zufalle. Aber wenn die Mücke den Löwen überwältigt,**) dann ist die Sache anders; dann ist das Kind nicht mehr Löwe, sondern Mücke. Es lernt eines Tages diejenigen mit Nadelstichen töten, die es nicht mit offenem Gesicht anzugreifen wagt.

144. Aus der Fabel vom magern Wolf und vom fetten Hund zieht das Kind nicht eine Lehre der Mäßigung, die man ihm zu geben vermeint, sondern eine Lehre der Zügellosigkeit. Ich denke immer daran, wie ich einst ein kleines Mädchen heftig weinen sah, das man mit dieser Fabel ganz trostlos gemacht hatte, indem man ihm in einem fort Folgsamkeit predigte. Lange konnte man nicht auf die Ursache seiner Thränen kommen; endlich erriet man sie. Das arme Kind war es überdrüssig geworden, immer an der Kette zu sein; ihm war es, als wäre sein Hals schon geschunden: es weinte darum, daß es nicht der Wolf war.***)

145. So ist denn die Moral der zuerst angeführten Fabel eine Lehre der niedrigsten Schmeichelei, die der zweiten eine Lehre der Unmenschlichkeit, die der dritten eine Lehre der Ungerechtigkeit, die der vierten eine Lehre des Hohnes, die der fünften eine Lehre der Unabhängigkeit. Für meinen Zögling ist nun zwar diese letztere überflüssig, darum ist sie aber für den eurigen doch nicht passender. Wenn ihr ihm sich widersprechende Vorschriften gebt, welche Frucht eurer Mühen erwartet ihr denn? Doch bietet vielleicht, diesen Fall ausgenommen, diese ganze Moral, die meinen Widerspruch gegen die Fabeln veranlaßt, ebenso viele Gründe, die für ihre Beibehaltung sprechen. Im gesellschaftlichen Leben brauchen wir eine Moral in Worten und eine in Beispielen, und

---

*) La Font. I, 6: La Génisse, la Chèvre et la Brebis en société avec le Lion (die Färse, die Ziege und das Schaf im Bunde mit dem Löwen).

**) La Font. II, 9: Le Lion et le Moucheron (der Löwe und die Mücke).

***) La Font. I, 5: Le Loup et le Chien (der Wolf und der Hund). Ein ausgehungerter Wolf sieht einen wohlgenährten Hund. Dieser rät jenem, wie er, den Menschen gefällig zu sein und sich dafür fett füttern zu lassen. Der Wolf will schon mit ihm gehen; aber er sieht noch zur rechten Zeit den von der Kette geschundenen Hals des Hundes und kehrt in seine Freiheit zurück trotz Hunger und Entbehrung.

diese beiden treffen durchaus nicht zusammen. Die erste findet sich im Katechismus, wo man sie ruhig liegen läßt; die andere findet sich in den Fabeln La Fontaine's für die Kinder, für die Mütter in seinen Erzählungen.*) Der nämliche Schriftsteller dient beiden Zwecken.

146. Wir wollen uns verständigen, lieber de la Fontaine. Ich meinerseits verspreche, dich mit Auswahl zu lesen, dich zu lieben und in deinen Fabeln Belehrung zu suchen; denn ich hoffe, ihren Zweck richtig erkannt zu haben. Was aber meinen Zögling anbetrifft, erlaube, daß ich ihn keine einzige studieren lasse, bis du mir bewiesen hast, daß es gut für ihn ist, Dinge zu lernen, von denen er nicht den vierten Teil versteht, damit er in denjenigen, die er verstehen kann, sich nicht betören und daß er sich nicht etwa den Schelm zum Beispiel, sondern den Narren zur Warnung dienen lasse.

147. Indem ich so alle Pflichten von den Kindern fern halte, entferne ich auch die Quellen ihrer größten Plage, die Bücher. Das Lesen ist eine Geißel für die Kinder, und es ist fast die einzige Beschäftigung, die man ihnen zu geben weiß. Emil wird im zwölften Jahre kaum erfahren, was ein Buch ist. Aber, wird man sagen, er wird doch wenigstens lesen lernen sollen. Allerdings: er soll lesen lernen, wenn das Lesen ihm nützlich sein wird; bis dahin dient es nur dazu, ihn zu langweilen.

148. Wenn man von den Kindern nichts durch den Gehorsam erzwingen soll, so ist die Folge, daß sie nichts lernen können, wovon sie nicht einen wirklichen und augenblicklichen Vorteil sehen, sei es nun Vergnügen oder Nutzen; welcher Beweggrund sollte sie sonst zum Lernen veranlassen? Die Kunst, mit den Abwesenden zu sprechen und sie zu verstehen, die Kunst, ohne Vermittler seine Gefühle, seinen Willen und seine Wünsche fernhin mitzuteilen, ist von einem Nutzen, der jedem Alter verständlich gemacht werden kann. Es mußte wunderbar genug zugehen, daß diese so nützliche und so angenehme Kunst eine Qual der Kinder geworden ist. Aber man zwingt sie eben, sich wider Willen damit zu beschäftigen und wendet sie zu Zwecken an, von welchen die Kinder nichts verstehen. Einem Kinde wird sehr wenig daran gelegen sein, ein Werkzeug zu vervollkommnen, mit dem man es quält; man sorge aber dafür, daß dieses Werkzeug zu seiner Ergötzung diene, und bald wird es sich selbst gegen deinen Willen damit beschäftigen.

149. Man macht sich ein großes Geschäft daraus, die besten Methoden zum Lesenlernen zu suchen; man erfindet Lesekästen und Karten und macht das Zimmer des Kindes zu einer Buchdruckerwerkstätte. Locke

*) Diese sind im Geschmack des Decamerone gehalten; die Moral für Mütter läßt sich danach in ihrem Werte bemessen. Formey ist aufmerksam genug, R. an das Schicksal des Orpheus zu erinnern.

will, es soll mit Würfeln lesen lernen. Ist das nicht eine herrliche Erfindung? Wie schade um sie! Ein sichereres Mittel als alle diese, das man aber immer wieder vergißt, ist die Lust zu lernen. Flöße dem Kinde dieses Verlangen ein und dann laß deine Kasten uud Würfel beiseite; denn dann wird jede Methode ihm recht sein.*)

150. Unmittelbares Interesse, das ist die große und einzige Triebfeder, die sicher und lange wirkt**). Emil empfängt manchmal von seinem Vater, seiner Mutter, von Verwandten und Freunden Einladungsbriefe zum Mittagessen, zu einem Spaziergang, einer Wasserfahrt oder zur Teilnahme an irgend einer öffentlichen Festlichkeit. Diese Briefe sind kurz, deutlich, hübsch, schön geschrieben. Man muß nach einem Menschen suchen, der sie lesen kann; dieser Mensch findet sich entweder nicht gleich im Augenblick, oder er will dem Kinde seine Ungefälligkeit von gestern vergelten. So geht die Gelegenheit und die rechte Zeit verloren. Endlich liest man ihm das Briefchen, aber es ist zu spät. O, hätte man es doch selbst lesen können! Nun kommen andere, und sie sind doch so kurz! Ihr Inhalt ist so interessant: man möchte doch versuchen, sie zu enträtseln; bald findet man Hilfe, bald Weigerung. Man ermannt sich und entziffert endlich die Hälfte eines Briefchens: es ist davon die Rede, daß man morgen Schokolade haben soll***) — man weiß aber nicht wo? und nicht bei wem? — wie viel Mühe giebt man sich, den Rest auch noch herauszubringen! Ich denke, Emil wird keinen Lesekasten brauchen. Soll ich jetzt vom Schreiben reden? Nein, ich schäme mich doch, in einer Abhandlung über die Erziehung mit solchen Lappalien mich aufzuhalten.

151. Nur ein Wort noch, in dem ein wichtiger Grundsatz liegt, nämlich, daß man gewöhnlich das, was man nicht mit so großer Hast erstrebt, sehr sicher und sehr bald erreicht. Ich nehme es fast als gewiß an, daß Emil vor seinem zehnten Jahre vollkommen lesen und schreiben kann, gerade weil ich so wenig Wert darauf lege, daß er vor seinem fünfzehnten so weit sei; aber ich möchte lieber, daß er nie lesen lernte,

---

*) Die bureaux typographiques (Lesekasten), welche R. anführt, sind bis heute in französischen Schulen in Gebrauch geblieben. Die Stelle bei Locke ist § 150. R. thut ihm übrigens Unrecht; denn in § 148 verlangt auch Locke vor allem andern, man müsse eben die Kinder dazu bringen, daß sie den Unterricht im Lesen *selbst fordern*.

**) „Unmittelbares *Interesse* als das Hauptmotiv alles Unterrichts und *Verständnis* des dargebotenen Materials als Grundbedingung alles Lernens: das waren die unentbehrlichsten Voraussetzungen für das Gelingen der mittelbaren Erziehung, welche Rousseau an die Spitze seiner Didaktik stellt." W. *Bakitsch*, R.'s Pädagogik. Leipzig, 1874. S. 48.

***) Rousseau: de la crême, wohl „Eiersahne." — Man hat R. vorgeworfen, daß er den materiellen Genuß als vorzüglichstes Erziehungsmittel gebrauche (z. B. *Formey* S. 85). Hier ist der Vorwurf ungerecht; denn die crême ist nur als Beispiel gebraucht.

als wenn ich dieses Wissen um den Preis alles dessen kaufen müßte, was ihm das Lesen nützlich machen kann: wozu soll ihm das Lesen nützen, wenn man es ihm für immer entleidet hat! Id imprimis cavere oportebit, ne studia qui amare nondum potest, oderit, et amaritudinem semel perceptam etiam ultra rudes annos reformidet.[1])

152. Je mehr ich auf meiner zurückhaltenden Methode*) bestehe, desto mehr fühle ich die Einwürfe, die man dagegen erheben wird. „Wenn dein Zögling nichts von dir lernt, wird er von den anderen lernen. Wenn du nicht durch die Wahrheit dem Irrtum zuvorkommst, wird er sich Lügen einprägen: die Vorurteile, die du von ihm fernhalten willst, wird er aus seiner ganzen Umgebung aufnehmen; durch alle seine Sinne werden sie in ihn eindringen; sie werden entweder seine Vernunft verderben, noch vor sie sich gebildet hat, oder sein durch lange Unthätigkeit eingeschläferter Verstand wird sich in der Materie verlieren. Die Ungewohnheit zu denken in der Kindheit nimmt die Fähigkeit dazu für das ganze übrige Leben."

153. Ich könnte, so dünkt mir, darauf leicht antworten: warum aber immer antworten? Wenn meine Methode aus sich selbst auf die Einwürfe antwortet, ist sie gut; wenn nicht, so taugt sie nichts. So fahre ich denn fort.

154. Wenn du nach dem Plane, den ich zu entwerfen begonnen habe, eine der herrschenden Gewohnheit gerade entgegengesetzte Richtung verfolgst, wenn du, anstatt den Geist deines Zöglings in die Weite zu führen, anstatt ihn fortwährend in andere Gegenden, andere Himmelsstriche, andere Jahrhunderte, bis zu der Welt Enden, ja bis in die Himmel hinein sich verirren zu lassen, es dir angelegen sein lässest, ihn immer in seinem Kreise festzuhalten, aufmerksam auf das, was ihn unmittelbar berührt, dann wirst du ihn fähig finden, aufzufassen, zu behalten und selbst regelrecht zu denken; das ist die Ordnung der Natur. Wenn das empfindende Wesen Schritt für Schritt zur Thätigkeit gelangt, erwirbt es ein seinen Kräften entsprechendes Verständnis und nur mit der Kraft, die ihm über die zur Selbsterhaltung nötige noch zur Verfügung steht, entwickelt sich in ihm die spekulative Fähigkeit, die diesen Überschuß an Kräften zu anderen Zwecken zu entfalten geeignet ist. Willst du also die geistige Kraft deines Zöglings pflegen, so pflege die Kräfte, welche durch sie regiert werden sollen. Übe unablässig seinen Leib, mache ihn kräftig und gesund, um ihn weise und vernünftig zu machen; er soll

---

[1]) Quint. 1, 1. — R. Amst.: „Vor allem wird man zu verhüten haben, daß, wer die Studien noch nicht lieben kann, sie nicht etwa hasse und vor der einmal gekosteten Bitterkeit derselben auch nach den ersten Jahren noch zurückschrecke."

*) „méthode inactive," „Methode der Unthätigkeit." Vgl. Anm. zu I § 27.

arbeiten, thätig sein, laufen, schreien und sich immer bewegen; durch seine Kraft soll er Mensch sein, bald wird er es sein durch seine Vernunft.

155. Freilich würde man ihn auf diesem Wege stumpfsinnig machen, wenn man immer an ihm richten und lenken und ihm immer zurufen würde: Gehe dahin, gehe dorthin, bleib stehen, thue dies, lasse jenes. Wenn dein Kopf seine Arme immer lenkt, so wird ihm der seinige bald nutzlos. Aber erinnere dich an unsere Übereinkunft: wenn du nichts weiter bist als ein Pedant, so lohnt es sich nicht, daß du mich liesest.

156. Es ist ein sehr beklagenswerter Irrtum, zu meinen, daß körperliche Übungen der Thätigkeit des Geistes schaden; wie wenn diese zwei Thätigkeiten nicht im Einklange neben einander wirken und eine nicht immer die andere lenken müßte!

157. Es giebt zwei Menschenklassen, welche in unausgesetzter körperlicher Übung begriffen sind und von denen die eine so wenig als die andere daran denkt, ihre Seele zu bilden, nämlich die Landleute und die Wilden. Die ersteren sind unbehilflich, grob, linkisch; die letzteren sind bekannt durch ihren bedeutenden natürlichen Verstand, mehr aber noch durch die Feinheit ihres Geistes*): im allgemeinen giebt es nichts Schwerfälligeres als einen Bauer, nichts Schlaueres als einen Wilden. Woher dieser Unterschied? Der erstere thut immer nur, was man ihm befiehlt oder was er bei seinem Vater so gesehen oder was er selbst von Jugend auf gethan hat, und folgt so immer nur der herkömmlichen Übung, und in seinem fast maschinenmäßigen Leben, das immer und immer mit den nämlichen Arbeiten beschäftigt ist, vertreten Gewohnheit und Gehorsam die Stelle der Vernunft.

158. Bei dem Wilden ist dies ganz anders: an keinen Ort gebunden, ohne eine fest bestimmte Arbeit, niemanden unterthan, ohne ein anderes Gebot als seinen Willen, ist er genötigt, bei jeder Lebensthätigkeit zu überlegen; er thut keine Bewegung, keinen Schritt, ohne zuvor die Folge ins Auge gefaßt zu haben. Je mehr auf diese Weise sein Leib sich übt, desto mehr hellt sein Geist sich auf; seine Kraft wächst zugleich mit seiner Vernunft; die eine erweitert sich durch die andere.

159. Einsichtsvoller Lehrer, laß uns nun sehen, welcher von unseren beiden Zöglingen dem Wilden gleicht, welcher dem Bauer. Der deinige, in allen Stücken einer immer lehrenden Auktorität untergeben, thut nichts ohne Befehl; er wagt nicht zu essen, wenn er hungrig ist, zu lachen, wenn er fröhlich, zu weinen, wenn er traurig ist, eine Hand darzureichen statt der anderen oder den Fuß anders zu bewegen, als es ihm vorgeschrieben ist; bald wird er auch nur nach deinen Regeln

*) Die Gen. Ausgabe setzt hinzu: und ihre Erfindungsgabe. R. meint damit die schlaue Anstelligkeit (la subtilité des inventions), welche er § 165 seinem Zögling zuschreibt.

zu atmen wagen. Welche Gedanken verlangst du denn von ihm, wenn du an alles denkst an seiner Statt? Braucht er überhaupt vorzusorgen, da er deiner Vorsorge versichert ist? Er sieht, wie du für seine Erhaltung und sein Wohlergehen dich bekümmerst, und fühlt sich dieser Sorge ledig; sein Urteil verläßt sich auf das deinige; alles, was du ihm nicht verwehrst, thut er ohne Nachdenken, da er wohl weiß, daß er dabei keine Gefahr läuft. Braucht er zu lernen, wie man den Regen voraussieht? Er weiß ja, daß du für ihn den Himmel beobachtest. Braucht er seinen Spaziergang einzurichten? Er fürchtet nicht, daß du ihn die Stunde des Mittagessens versäumen lassest. Solange du ihm nicht verbietest zu essen, ißt er; sobald du es ihm verbietest, ißt er nicht mehr; er hört nicht mehr auf die Stimme seines Magens, sondern nur auf die deinige. Magst du auch seinen Leib in Unthätigkeit zerfließen lassen, sein Verständnis wirst du dadurch nicht geschmeidiger machen. Ja, du wirst im Gegenteil den Wert der Vernunft in seiner Auffassung noch vollends erniedrigen, indem du ihn die wenige Vernunft, die er hat, nur an Dingen anwenden lässest, die ihm die allerwertlosesten scheinen. Da er nie sieht, wozu sie gut ist, urteilt er am Ende, daß sie zu nichts gut sei. Das Schlimmste, was ihm begegnen kann, wenn er sie falsch anwendet, ist, gerügt zu werden, und das geschieht ihm so oft, daß er kaum mehr darauf achtet; eine so gewöhnliche Gefahr erschreckt ihn nicht mehr.

160. Du findest dennoch, daß er Geist habe, und so viel hat er auch, um mit den Weibern zu plaudern in der Art, die ich schon bezeichnet habe*): wenn er aber nun einmal in den Fall kommt, selbst für sich einstehen zu müssen oder in schwieriger Lage einen Entschluß zu fassen, dann wirst du ihn hundertmal blöder und ungeschickter finden als den Sohn des ungeschlachtesten Bauers.

161. Mein Zögling hingegen oder vielmehr der Zögling der Natur, frühzeitig angeleitet, sich selbst zu genügen, soweit es nur möglich ist, verfällt nicht in die Gewohnheit, immer die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen, noch weniger aber, sein großes Wissen vor ihnen auszukramen. Dafür aber urteilt, sorgt und überlegt er in allem, was ihn unmittelbar berührt. Er schwatzt nicht, er handelt; er weiß kein Wort von dem, was in der Welt vorgeht, aber er weiß alles vortrefflich zu thun, was sich für ihn schickt. Da er immer in Bewegung ist, muß er notwendigerweise viele Dinge beobachten, vielfältige Wirkungen kennen lernen; er erwirbt frühzeitig eine große Erfahrung, er schöpft seine Unterweisung aus der Natur, nicht bei den Menschen und unterrichtet sich um so besser, da er die Absicht zu unterrichten nirgends wahrnimmt. So übt sich bei ihm Leib und Geist zu gleicher Zeit. Da er immer nach seinem Sinn handelt, nicht nach dem eines andern, verbindet er immer

*) I. § 186.

zwei Thätigkeiten mit einander; je stärker und kräftiger er wird, desto vernünftiger und urteilsfähiger wird er. Auf diesem Wege wird man eines Tages zwei für unvereinbar gehaltene Dinge erreichen, die jedoch fast alle großen Männer vereint besessen haben, Kraft des Leibes und Kraft der Seele, die Vernunft eines Weisen und die Körperkraft eines Athleten.

162. Junger Erzieher, ich predige dir eine schwere Kunst: leiten ohne Lehren, alles thun, indem du nichts thust. Ich gestehe, diese Kunst kommt deinem Alter nicht zu; sie ist nicht geeignet, dein Geschick sofort in ein glänzendes Licht zu setzen, noch dir Ansehen zu verschaffen bei den Vätern; doch kann man durch sie zum Ziele gelangen. Es wird dir nie gelingen, Weise heranzubilden, wenn du nicht zuerst Wildfänge ziehst*): so erzogen die Spartaner ihre Kinder; anstatt sie unter Büchern zu vergraben, lehrten sie ihnen zuerst ihr Mittagbrot stehlen. Waren darum die Spartaner plumpe Köpfe als Männer? Wer kennt die Kraft ihrer beißenden Antworten nicht? Immer geschickt zu siegen, warfen sie ihre Gegner in jeder Art von Kämpfen nieder, und die geschwätzigen Athener fürchteten ebenso sehr ihre Worte als ihre Hiebe.

163. In den sorgfältigsten Erziehungssystemen befiehlt der Lehrer und glaubt die Zügel in der Hand zu haben: in der That aber giebt das Kind den Ton an. Was du von ihm verlangst, wird ihm ein Mittel, dir abzuzwingen, was ihm recht ist, und eine Stunde emsigen Fleißes mußt du ihm mit acht Tagen Willfährigkeit bezahlen. In jedem Augenblick muß man mit ihm unterhandeln. Diese Verträge, die du ihm nach deinem Sinne vorschlägst und die es nach dem seinigen ausführt, schlagen immer zu Gunsten seiner Launen aus, besonders wenn man so ungeschickt ist, zu seinen Gunsten eine Bedingung aufzustellen, deren es sich versichert hält, ob es die dagegen aufgestellte Bedingung erfülle oder nicht. Das Kind liest in der Regel viel besser in dem Geiste des Lehrers als dieser in dem Herzen des Kindes; das kann auch nicht anders sein: denn allen Scharfsinn, den das sich selbst überlassene Kind auf die Erhaltung seiner selbst verwendet hätte, verwendet es nun darauf, seine natürliche Freiheit vor den Ketten seines Zwingherrn zu bewahren, während dagegen dieser, ohne eine so dringende Veranlassung jenes zu durchschauen, sich manchmal besser dabei stellt, ihm seine Faulheit oder seine Eitelkeit zu lassen.

---

*) Die Pariser Jugend jener Tage gefiel R. in dieser Hinsicht durchaus nicht: „Zu meiner Zeit," so erzählt er in seinem Brief an D'Alembert, „war man nicht so fein. . . . . Schwitzend, atemlos, abgerissen kam man nach Haus: es waren rechte Wildfänge; diese Wildfänge sind aber Männer geworden, die voll Eifer dem Vaterlande zu dienen und ihr Blut für dasselbe zu vergießen bereit waren. Wollte Gott, man könnte das Gleiche einmal von unseren geschniegelten jungen Herrchen sagen, möchten sie, die mit fünfzehn Jahren Männer sein wollen, nicht Kinder sein in ihrem dreißigsten."

164. Du mußt gerade den entgegengesetzten Weg mit deinem Zögling einschlagen; er halte sich immer für den Herrn, du aber sollst es in der That immer sein. Keine Unterwerfung ist so vollkommen als diejenige, welche den Schein der Freiheit bewahrt; damit lockt man den Willen selbst in Fesseln. Ist denn das arme Kind, das nichts weiß, nichts kann und nichts kennt, nicht ganz deiner Gnade preisgegeben? Verfügst du nicht ihm gegenüber über seine ganze Umgebung? Sind nicht seine Arbeiten und Spiele, seine Lust und seine Mühe in deine Hand gelegt, ohne daß es dessen gewahr wird? Allerdings soll es nur thun, was es will; aber es soll nur wollen, was du von ihm willst; es soll keinen Schritt thun, den du nicht vorausgesehen, nicht den Mund aufthun, ohne daß du weißt, was es sagen will.

165. Dann kann es sich den körperlichen Übungen, die sein Alter erfordert, hingeben, ohne seinen Geist abzustumpfen; dann wirst du sehen, wie es, anstatt seinen Scharfsinn anzustrengen, um ein lästiges Regiment zu vereiteln, sich lediglich damit beschäftigt, aus seiner ganzen Umgebung das Beste für sein wirkliches Wohlbefinden zu ziehen; dann wirst du erstaunt sein, wie fein dein Zögling es anzugehen weiß, um sich alles zu eigen zu machen, was er erreichen kann, und um die Dinge wirklich zu genießen ohne die Hilfe der Einbildung.

166. Lässest du ihm so die Herrschaft über seinen Willen, so hätschelst du damit nicht etwa seine Launen. Wenn er nur thut, was ihm zusagt, wird er bald nur das thun, was er soll, und obwohl sein Leib in fortwährender Bewegung ist, solange es sich um sein augenblickliches und greifbares Interesse handelt, wirst du doch wahrnehmen, wie seine Vernunft, soweit sie überhaupt in seinem Alter möglich ist, sich besser und auf eine für ihn viel angemessenere Weise entwickelt, als es in einem bloß auf das Geistige gerichteten Studium geschehen könnte.

167. Wenn er auf diese Weise dich nie darauf ausgehen sieht, ihm zuwiderzuhandeln, wenn er dir nicht mißtraut, dir nichts zu verheimlichen hat, so wird er dich nicht betrügen oder belügen; er wird ohne Besorgnis sich dir zeigen, wie er ist; du wirst ihn ganz nach Muße erforschen und rings um ihn die Unterweisung einrichten können, die du ihm geben willst, ohne daß er eine solche zu bekommen glaubt.

168. Er wird auch nicht deine Eigentümlichkeiten mit eifersüchtiger Neugierde belauschen und sich nicht ein geheimes Vergnügen daraus machen, dich auf einer Schwäche zu ertappen. Damit wenden wir einen sehr bedeutenden Mißstand ab. Eines der ersten Geschäfte der Kinder ist, wie schon bemerkt, die schwache Seite ihrer Leiter auszufinden. Diese Neigung führt zur Bosheit, sie entspringt aber nicht aus ihr: sie entspringt aus dem Bedürfnis, einen belästigenden Einfluß zu vereiteln. Niedergedrückt von dem Joche, das man ihnen auferlegt, suchen sie es abzuschütteln, und die Fehler, die sie an ihren Lehrern finden, geben

ihnen dazu gute Mittel an die Hand. Mit der Zeit bildet sich die Gewohnheit, die Leute von ihrer schwachen Seite aus zu beobachten und diese mit Vergnügen aufzusuchen. Es ist einleuchtend, daß damit wieder eine Quelle von Lastern im Herzen Emils verstopft wird; hat er kein Interesse daran, Fehler an mir aufzufinden, so wird er auch keine an mir suchen und sich wenig versucht fühlen, an anderen solche zu suchen.

169. Dies ganze Verfahren scheint schwierig, weil man sich nicht darauf einläßt; es darf aber im Grunde nicht schwierig sein. Man ist berechtigt, bei dir die nötige Einsicht vorauszusetzen, den Beruf, den du gewählt hast, auszuüben; man muß annehmen, daß du die natürliche Entwickelung des menschlichen Herzens kennest, daß du Menschen und Personen zu studieren verstehest, daß du zum voraus wissest, welche Richtung der Wille deines Zöglings bei allen sein Alter ansprechenden Gegenständen, die du ihm vor die Augen bringen willst, annehmen wird. Sollte nun, wer die Werkzeuge in Händen hat und ihren Gebrauch kennt, ihre Verrichtung nicht zu beherrschen wissen?

170. Man hält mir die Laune der Kinder entgegen, aber mit Unrecht. Die Laune der Kinder ist nie das Werk der Natur, sondern einer schlechten Zucht: sie haben eben entweder gehorcht oder befohlen, und ich habe hundertmal gesagt, daß weder das eine noch das andere am Platze ist. Dein Zögling wird also nur die Launen haben, die du ihm eingegeben hast; es ist aber in der Ordnung, daß du die Folgen deiner Fehler tragest. Wie aber, sagst du, dagegen ankämpfen? Möglich ist es wohl noch, aber mit einer besseren Leitung und vieler Geduld.

171. Ich hatte einmal ein paar Wochen hindurch einen Knaben zu mir genommen, der nicht bloß daran gewöhnt war, seinen eigenen Willen zu thun, sondern auch, ihn bei jedermann durchzusetzen, und der infolge dessen voller Wunderlichkeiten war.*) Meine Nachgiebigkeit auf die Probe zu stellen, wollte er gleich am ersten Tag um Mitternacht aufstehen. Während ich am festesten schlafe, springt er aus dem Bett, zieht sein Hauskleid an und ruft mich. Ich erhebe mich und mache Licht; mehr wollte er nicht; nach Verlauf einer Viertelstunde übermannt ihn

---

*) R. ließ sich durch Madame Dupin (s. Anm. auf S. 5) im Jahre 1742 bestimmen, ihren Sohn, der gerade seinen Erzieher wechselte, „acht oder zehn Tage in Obhut zu nehmen.“ Nur, um Mad. Dupin gefällig zu sein, hielt er es bei dem launenhaften Kinde aus, das später seiner Familie unsäglichen Gram verursachte. Taine in seinem Buche Les origines de la France contemporaine (Paris, 1876) erzählt, „Herr Chenonceaux, Sohn von Herrn und Frau Dupin, hätte (Beispiels halber) in einer Nacht 700,000 Livres im Spiel verloren.“ S. Bekenntnisse Buch VII (S. 272 Didot). — Formey kannte (1762) die Bekenntnisse noch nicht, er hielt die Geschichte deshalb gleich für „das, was sie ist, eine reine Erfindung.“

der Schlaf, und er legt sich, mit dem Versuche zufrieden, wieder zu Bette. Zwei Tage darauf wiederholt er ihn mit dem nämlichen Erfolg und ohne das geringste Zeichen der Ungeduld von meiner Seite. Als er mich beim Niederlegen küßte, sagte ich ihm in sehr gesetztem Tone: Mein junger Freund, das ist ganz schön so; komme mir aber nicht wieder damit. — Dieses Wort erregte seine Neugierde, und gleich am andern Tage wollte er einmal sehen, wie ich mich unterstehen würde, ihm nicht willfährig zu sein, und verfehlte nicht, zur selben Stunde aufzustehen und mich zu rufen. Ich fragte ihn, was er wolle. Er sagte mir, er könne nicht schlafen. Um so schlimmer, erwiederte ich und rührte mich nicht. Er bat mich, das Licht anzuzünden: „Wozu denn?“ — und ich rührte mich noch immer nicht. Dieser lakonische Ton setzte ihn nach und nach in Verlegenheit. Er schlich sich auf den Zehen fort, den Feuerstein zu suchen, und that dergleichen, als schlüge er Feuer; ich konnte mich nicht enthalten zu lachen, als ich ihn auf seine eigenen Finger schlagen hörte. Als er sich endlich ganz und gar überzeugt hatte, daß er damit nicht zustande kommen werde, brachte er mir das Feuerzeug ans Bett; ich sagte ihm, ich brauchte es nicht, und kehrte mich auf die andere Seite. Dann fing er an, wie wahnsinnig durchs Zimmer zu rennen, zu schreien, zu singen, allerhand Lärm zu machen, an Tisch und Stühle zu stoßen, freilich mit großer Behutsamkeit; doch fing er darüber ein großes Geschrei an, in der Hoffnung, mich doch in Unruhe zu versetzen. Alles das verfing nicht, und ich sah wohl, daß er auf schöne Ermahnungen und Zornausbrüche rechnete, auf diese Kaltblütigkeit aber durchaus nicht gefaßt war.

172. Da er indessen entschlossen war, meine Geduld mit Halsstarrigkeit zu besiegen, setzte er sein Lärmen so erfolgreich fort, daß ich am Ende doch in Wut geriet, und da ich voraussah, daß ich durch eine unzeitige Ereiferung alles verderben würde, legte ich mir meinen Plan anders zurecht. Ohne ein Wort zu sagen, stand ich auf und ging nach dem Feuerstein, den ich nicht fand; ich frage ihn danach; er giebt ihn mir, außer sich vor Freude, endlich über mich triumphiert zu haben. Ich schlage Feuer und zünde das Licht an, nehme den kleinen Kerl an der Hand und führe ihn ruhig in ein anstoßendes Gelaß, dessen Läden gut geschlossen waren und wo es nichts zu zerbrechen gab; ich lasse ihn hier ohne Licht, schließe hinter ihm die Thür mit dem Schlüssel ab und lege mich wieder in mein Bett, ohne ihm ein einziges Wort gesagt zu haben. Man braucht nicht zu fragen, ob nun gleich ein Lärm losbrach; ich hatte darauf gerechnet und ließ mich durchaus nicht aus der Fassung bringen. Endlich legte sich der Lärm; ich horche auf und höre, wie er sich zurecht legt, und beruhige mich. Am andern Morgen trete ich bei Tageslicht in das Gelaß und finde den kleinen Trotzkopf auf einem Ruhebette in tiefem Schlafe, den er nach so großer Anstrengung sehr nötig haben mußte.

173. Damit war aber die Geschichte noch nicht zu Ende. Die Mutter erfuhr, daß ihr Kind zwei Dritteile der Nacht außer dem Bette zugebracht habe. Nun dachte man sofort an das Schlimmste, das Kind war so gut als tot. Der Junge fand die Gelegenheit günstig, sich zu rächen; er stellte sich krank, ohne zu ahnen, daß er dabei nichts gewinnen werde. Man rief den Arzt. Unglückseliger Weise für die Mutter war der Arzt ein Spaßvogel, der sich an ihrem Schrecken weidete und deshalb alles darauf anlegte, ihn noch zu vermehren. Indessen sagte er mir ins Ohr: Lasset mich nur machen; ich verspreche euch, daß der Junge für einige Zeit von der Laune krank zu sein kuriert werden soll. — In der That wurde Diät und Zuhausebleiben verordnet und der Junge dem Apotheker ans Herz gelegt. Mir thut es wehe, daß die ganze Umgebung mit der armen Mutter ihr Spiel trieb, mich allein ausgenommen, und auf mich war sie nun erbost, eben weil ich sie nicht hinterging.

174. Nach ziemlich harten Vorwürfen sagte sie mir, ihr Sohn sei zarter Natur, der einzige Erbe der Familie, er müßte um jeden Preis am Leben erhalten bleiben, und sie wünschte nicht, daß man ihm zuwiderhandle. Darin stimmte ich mit ihr vollständig überein; aber sie verstand unter dem Zuwiderhandeln ein Entgegentreten bei jedem Anlaß. Ich sah wohl, daß ich mit der Mutter gerade so sprechen mußte wie mit dem Sohn. Gnädige Frau, sagte ich ziemlich kühl zu ihr, ich weiß nicht, wie man einen Erben erzieht, ja noch mehr, ich will es auch gar nicht lernen; danach mögen Sie sich richten. — Man hatte mich noch für einige Zeit notwendig: der Vater beschwichtigte alles; die Mutter schrieb an den Hauslehrer, er möchte seine Rückkehr beschleunigen, und der Knabe, der wohl sah, daß er nichts damit gewann, wenn er meinen Schlaf störte oder krank war, entschloß sich endlich, selbst zu schlafen und sich wohl dabei zu befinden.

175. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, wie vielen ähnlichen Launen der kleine Tyrann seinen unglücklichen Erzieher unterworfen hatte; denn die Erziehung geschah unter den Augen seiner Mutter, die nicht duldete, daß dem Stammhalter in irgend einer Sache entgegengetreten wurde. Zu welcher Stunde er auch ausgehen wollte, man mußte bereit stehen, ihn hinauszuführen oder vielmehr ihm zu folgen; und er sah immer sehr darauf, den Augenblick zu wählen, wo er seinen Erzieher am meisten beschäftigt sah. An mir wollte er die nämliche Laune ausüben und sich am Tage für die Ruhe, die er mir während der Nacht lassen mußte, rächen. Ich ließ mich gutwillig auf alles ein und begann damit, vor seinen eigenen Augen zu bekunden, mit welchem Vergnügen ich ihm gefällig war; nachher, als es sich darum handelte, ihn von seiner Laune zu heilen, fing ich es anders an.

176. Zuerst mußte er auf dem Unrecht ertappt werden, und das war nicht schwer. Da die Kinder, wie ich wußte, immer nur an die Gegenwart denken, so zog ich aus der Voraussicht einen leichten Vorteil über ihn; ich trug Sorge, ihm zu Hause irgend eine Unterhaltung zu verschaffen, von der ich wußte, daß sie mit seiner Neigung ganz besonders übereinstimmte, und in dem Augenblick, wo ich ihn im besten Zuge sah, schlug ich ihm einen Spaziergang vor; er wollte nichts davon wissen: ich bestand darauf, aber er hörte mich gar nicht an; ich mußte nachgeben, und er merkte sich getreulich dieses Zeichen der Unterwerfung.

177. Am andern Tage war die Reihe an mir. Er langweilte sich, denn ich hatte es darauf eingerichtet; ich dagegen stellte mich über Hals und Kopf beschäftigt. Doch war auch ohnedies sein Entschluß bald gefaßt. Er kam sofort, um mich von meiner Arbeit wegzureißen; ich sollte ihn auf der Stelle spazieren führen. Ich schlug es ab; er blieb dabei. Nein, sagte ich; du hast deinen Willen durchgesetzt, jetzt weiß ich auch, wie ich den meinigen durchsetzen muß; ich will nicht ausgehen. — Gut, versetzte er, so werde ich ganz allein ausgehen. — Wie du willst — und ich machte mich wieder an meine Arbeit.

178. Er kleidet sich an, ein wenig beunruhigt, daß ich ihn so machen ließ und nicht auch desgleichen that. Im Begriff zu gehen, grüßt er mich; ich erwidere ihm den Gruß; er versucht es, mich in Angst zu jagen mit der Erzählung, wohin er überall gehen wollte; wenn man ihn hörte, hätte man glauben sollen, er gehe bis ans Ende der Welt. Ich wünsche ihm glückliche Reise und lasse mir nichts anmerken. Seine Verlegenheit verdoppelt sich. Doch macht er gute Miene zum Spiel, und im Begriff zu gehen, befiehlt er seinem Lakaien, ihm zu folgen. Der Lakai ist schon unterrichtet und antwortet, er hätte keine Zeit; er hätte etwas für mich zu thun und müßte vielmehr mir gehorchen als ihm. Nun war der Junge wie vor den Kopf geschlagen. Wie sollte sich das zusammenreimen, daß man ihn allein ausgehen läßt, ihn, der sich für den Gegenstand des allgemeinen Interesses ansieht und der Meinung ist, Himmel und Erde seien an seinem Wohlergehen beteiligt? Indessen fühlt er bereits seine Schwäche; er sieht ein, daß er allein mitten unter Leute geraten werde, die ihn nicht kennen; er sieht zum voraus die Gefahren, die er zu bestehen hat: nur der Eigensinn hält ihn noch; langsam steigt er die Treppe hinunter und mit vieler Bangigkeit. Er kommt endlich auf die Straße und tröstet sich über das Ungemach, das ihm zustoßen kann, mit der Hoffnung, daß man mich dafür zur Verantwortung ziehen wird.

179. So weit wollte ich ihn bringen. Alles war zum voraus ausgemacht, und da es sich um eine Art öffentlichen Auftritts handelte, hatte ich mich vorher der Einwilligung des Vaters versichert. Kaum hatte er etliche Schritte gethan, so hört er rechts und links verschiedene

Äußerungen, die auf ihn gemünzt sind. — Nachbar, was sagt denn ihr zu dem jungen Herrn da! wo will er denn hin so allein? dem wird es gut gehen: ich will ihn doch bitten, zu uns hereinzukommen. — Frau Nachbarin, laßt das doch ja bleiben. Seht ihr denn nicht, daß das ein kleiner Thunichtgut ist, den man zu Hause fortgejagt hat, weil er nicht in Ordnung zu bringen war? Solche Buben muß man nicht zurückhalten; laßt ihn nur, wohin er will. — Nun wohl denn, in Gottes Namen! es wäre mir doch leid, wenn ihm ein Unglück zustoßen sollte. — Weiterhin trifft er einige Gassenbuben ungefähr von seinem Alter, die ihn necken und sich lustig über ihn machen. Auf Schritt und Tritt begegnet er neuen Verlegenheiten. Allein und schutzlos, kommt es ihm vor, als triebe jedermann sein Spiel mit ihm, und zu seiner großen Überraschung erfährt er, daß ihm seine Schleife auf der Schulter und sein goldgesticktes Kleid nicht mehr Achtung verschaffen.

180. Indessen folgte ihm einer meiner Freunde, den er nicht kannte und den ich beauftragt hatte, ihn zu überwachen, Schritt für Schritt, und trat auf ihn zu, sobald es Zeit war. Diese Rolle, welche der des Sbrigani im Pourceaugnac*) glich, verlangte einen Mann von Geist und wurde vortrefflich gespielt. Ohne den Knaben furchtsam und ängstlich zu machen durch einen zu großen Schrecken, machte er ihm die Unklugheit seines Streichs doch so sehr fühlbar, daß, als er ihn nach Umlauf einer halben Stunde zu mir zurückbrachte, er fügsam, beschämt und nicht imstande war, die Augen aufzuschlagen.

181. Um das Mißgeschick der Unternehmung voll zu machen, stieg gerade in dem Augenblick, wo er ins Haus zurückkam, sein Vater die Treppe herunter, um auszugehen, und traf ihn da. Er mußte ihm sagen, woher er käme und warum ich nicht bei ihm wäre. [1]) Der arme Junge wäre gerne hundert Fuß tief in die Erde versunken. Der Vater ließ sich nicht darauf ein, ihm eine lange Strafrede zu halten, und sagte zu ihm, trockener, als ich erwartet hätte: wenn du in Zukunft allein ausgehen willst, so kannst du es thun; aber da ich keinen Wegelagerer in

---

*) Sbrigani ist der Intrigant in Molière's Monsieur de Pourceaugnac, einem Ballet, das nicht zu den großen Werken des Meisters der Komödie zählt. Um die Ehe Pourceaugnac's mit der Geliebten seines jungen Herrn zu verhindern, ersinnt er alle möglichen Ränke, die ihn nötigen, den plumpen Provinzialen, dem das Pariser Pflaster zu glatt ist, auf Tritt und Schritt zu beobachten und zu leiten. Die R.sche Anspielung bezieht sich auf die 4. Scene des 2. Aktes im genannten Stücke. R. ist ein feiner Kenner Molière's, wie aus seinem Brief an D'Alembert hervorgeht.

[1]) In einem solchen Fall kann man ohne Gefahr von einem Kinde die Wahrheit verlangen; denn dann weiß es wohl, daß es sie nicht verdecken kann und daß es auf der Stelle überführt wäre, wenn es eine Lüge vorzubringen wagte. — R. Amst.

meinem Hause haben will, so hüte dich, wieder heimzukehren, wenn das noch einmal vorkommen sollte.

182. Ich selbst empfing ihn ohne Vorwurf und ohne Spott, aber mit einigem Ernst, und damit er nicht auf den Argwohn käme, daß die ganze Geschichte nur ein Spiel sei, wollte ich ihn auch an diesem Tage nicht mehr spazieren führen. Am andern Tag sah ich mit vielem Vergnügen, daß er mit triumphierendem Gesicht an den nämlichen Leuten mit mir vorbeiging, die sich tags zuvor über ihn lustig gemacht, weil sie ihn ganz allein getroffen hatten. Man begreift wohl, daß er mir nicht mehr drohte, ohne mich ausgehen zu wollen.

183. Durch diese und andere ähnliche Mittel brachte ich es in der kurzen Zeit, die ich mit ihm verlebte, dahin, daß er alles that, was ich wollte, ohne daß ich ihm etwas vorschrieb oder untersagte, ohne Predigten und Ermahnungen und ohne ihn mit nutzlosen Lehren zu ermüden. Es war ihm auch alles recht, solange ich sprach: nur mein Schweigen machte ihn bedenklich; er begriff, daß dann etwas nicht in Ordnung sei, und er zog so seine Lehre immer aus den Dingen selbst. Doch, zur Sache.

184. Diese fortgesetzten und der Leitung der Natur allein überlassenen Übungen stumpfen nicht bloß, während sie den Leib kräftigen, den Geist nicht ab, sondern sie bilden im Gegenteil die einzige Art von Vernunft in uns aus, deren das erste Alter fähig ist, und die für jegliches Alter allernotwendigste. Sie lehren uns den Gebrauch unserer Kräfte, die Beziehungen unseres Leibes zu den uns umgebenden Gegenständen und den Gebrauch jener natürlichen Werkzeuge, die in unserem Bereich liegen und unseren Organen angemessen sind, recht kennen. Giebt es ein so blödes Geschöpf wie ein immer im Zimmer und unter den Augen seiner Mutter erzogenes Kind, das ohne einen Begriff von Gewicht und Widerstandskraft einen großen Baum herausreißen oder einen Felsen aufheben will? Das erste Mal, da ich aus der Stadt Genf herauskam, wollte ich einem galoppierenden Pferde nachsetzen; ich warf Steine gegen den Berg Salève, der zwei Stunden weit von mir weg lag; alle Kinder im Dorfe trieben ihr Spiel mit mir, ich war für sie ein wahrer Tölpel. Im achtzehnten Jahre lernt man in der Philosophie*), was ein Hebel ist; jeder Bauernjunge weiß mit zwölf Jahren besser mit einem Hebel umzugehen als der erste Mechaniker der Akademie. Was die Schüler unter einander im Schulhof lernen, ist ihnen hundertmal nützlicher als alles, was man ihnen je in der Klasse sagen wird.

185. Sieh einmal, wie eine Katze zum ersten Male in ein Zimmer tritt: sie lauscht und guckt und schnuppert, sie bleibt keinen Augenblick ruhig und traut keiner Sache, bevor sie alles ausgeforscht, alles kennen

*) Es ist die Klasse gemeint, in welcher philosophische Vorträge begannen, welche auch die Physik in sich begriffen.

gelernt hat. Ebenso ein Kind, das zu gehen beginnt und, so zu sagen, in die Welt hinaustritt. Der ganze Unterschied besteht darin, daß außer dem Gesicht, das Kind und Katze haben, das Kind zum Beobachten noch die Hände braucht, die ihm die Natur gegeben, die letztere den feinen Geruch, den ihr jene verliehen hat. Je nachdem diese Anlage gut oder schlecht gepflegt ist, werden die Kinder geschickt oder linkisch, schwerfällig, oder gewandt, fahrig oder verständig.

186. Sind es demnach die ersten natürlichen Bewegungen des Menschen, sich an seiner ganzen Umgebung zu messen und in jedem wahrgenommenen Gegenstand alle sinnenfälligen Eigenschaften zu prüfen, die auf ihn Bezug haben können, so ist sein erstes Studium eine Art Experimentalphysik, auf seine eigene Erhaltung angewandt, von der man ihn aber durch spekulative Studien abzieht, bevor er seine Stelle hier auf der Erde kennen gelernt hat. Solange seine zarten und biegsamen Organe sich den Körpern, auf die sie Einwirkung ausüben sollen, anbequemen können, solange seine noch ungetrübten Sinne frei von Selbsttäuschung sind, ist es an der Zeit, beide an den ihnen zukommenden Verrichtungen zu üben, die sinnenfälligen Beziehungen der Dinge zu uns kennen zu lernen. Da alles in den menschlichen Verstand nur durch die Sinne gelangt, so ist die erste Erkenntnis des Menschen Sinnenerkenntnis; sie dient der geistigen Erkenntnis zur Grundlage; unsere ersten Philosophielehrer sind unsere Füße, Hände und Augen.*) Setzt man an Stelle alles dieses Bücher, so lehrt man uns nicht erkennen, sondern nur, uns der Erkenntnis anderer zu bedienen; man lehrt uns, vieles zu glauben und nie etwas zu wissen.

187. Um eine Kunst auszuüben, muß man sich zunächst die nötigen Werkzeuge verschaffen, und um diese Werkzeuge mit Nutzen zu gebrauchen, muß man sie dauerhaft genug machen, daß sie den Gebrauch aushalten. Um denken zu lernen, müssen wir also unsere Glieder, Sinne und Organe üben, welche die Werkzeuge unseres Verstandes sind, und um allen möglichen Vorteil aus diesen Werkzeugen zu ziehen, muß der Leib, der sie uns leiht, kräftig und gesund sein. So bildet sich die eigentliche Erkenntnis des Menschen nicht etwa unabhängig vom Leibe, sondern die tüchtige Beschaffenheit des Leibes macht die Verrichtungen des Geistes leicht und sicher.

188. Indem ich zeige, wozu man die lange Muße der Kindheit benutzen soll, gehe ich auf Einzelheiten ein, die man lächerlich finden wird. Ein lustiger Unterricht, wird man sagen, den deine eigene Kritik zu Fall bringt und der am Ende nichts anderes lehrt, als was keiner

*) R. trägt hier die Grundlehren der Locke'schen Psychologie vor, nach welcher die Seele die einfachen Vorstellungen nur durch Sinnenerfahrung aufnimmt und durch Verbindung und Vergleichungen der so gewonnenen Ideen neue schafft.

zu lernen braucht! Warum die Zeit verschwenden mit Unterweisungen, die sich immer von selbst ergeben und weder Mühe noch Sorgfalt brauchen? Welches zwölfjährige Kind weiß nicht alles, was du dem deinigen lehren willst und, was seine Lehrer ihm gelehrt haben, noch dazu? *)

189. Liebe Leute, ihr täuscht euch; ich lehre meinem Zögling eine sehr lange und mühsame Kunst, die die eurigen ganz sicher nicht besitzen, die nämlich, unwissend zu sein: denn wer nur das zu wissen glaubt, was er wirklich weiß, hat sein Wissen sehr nahe beisammen. Ihr gebt die Wissenschaft — ganz recht; ich befasse mich mit dem Werkzeug, womit man sie erwerben kann. Als eines Tages die Venetianer einem spanischen Gesandten mit großem Gepränge ihren Schatz zu St. Marco zeigten, sah dieser, wie man sagt, statt aller Komplimente unter die Tische und sagte: Qui non c' è la radice.**) Ich kann keinen Lehrer die Kenntnisse seines Schülers zur Schau stellen sehen, ohne mich zu einer gleichen Bemerkung veranlaßt zu fühlen.

190. Alle diejenigen, welche über die Lebensweise der Alten nachgedacht haben, schreiben den gymnastischen Übungen jene Stärke des Leibes und des Geistes zu, welche sie am fühlbarsten von den Neueren unterscheidet. Der Nachdruck, den Montaigne auf diese Ansicht legt, zeigt, wie sehr er von derselben durchdrungen war; unaufhörlich kommt er in tausend verschiedenen Arten darauf zurück. Wenn er von der Kindererziehung spricht, sagt er: „um seine Seele zu stählen, muß man seine Muskeln härten; durch die Gewöhnung zur Arbeit gewöhnt man es an den Schmerz; man muß es an das Ungemach körperlicher Übung gewöhnen, um es für das Ungemach der Verrenkung, der Kolik und aller Leiden zu ziehen.“***) Der vernünftige Locke, der gute Rollin, der gelehrte Fleury, der schulmeisterliche de Crousaz,†) so verschieden

---

*) Pestalozzi's Schule wurde einst mit folgenden Versen verhöhnt:
Schaut, schaut, da sitzt ein Schulmeisterlein,
Das treibt die neuen Methoden fein;
Es zeigt seinem Kind'l an Händen und Füßen,
Was die dummen Jungen von selbst schon wissen.

**) „Aber wo sind denn die Wurzeln davon?“ —

***) Mont. ess. I, 25 mit leichter Änderung. —

†) Charles Rollin (1661—1741), Professor im Collège Royal. Sein Traité des études (1726) ist ein in seiner Art treffliches Handbuch des damaligen höheren Unterrichts. R. war ein Mann von untadeligem Charakter und echter Bildung und Toleranz. — Der Abbé Claude Fleury (1640—1723), sous-précepteur der königlichen Prinzen (neben Fénelon), ein juridisch, theologisch und philosophisch gebildeter, trefflicher Mann. Sein Traité du choix et de la méthode des études (1686) bezweckt eine praktische, verstandesmäßige Erziehung und ist in ihren kritischen Erörterungen von großem Interesse. Vgl. Anm. zu I § 78. — Jean-Pierre de Crousaz (1663—1750), protestantischer Geistlicher, Professor an der Akademie seiner Geburtsstadt Lausanne, später Professor in

von einander in allem Übrigen, kommen doch alle in dem einen Punkte überein, daß sie für den Leib der Kinder viele Übung verlangen. Es ist dies die vernünftigste von ihren Vorschriften, aber auch diejenige, die man am meisten vernachlässigt und immer vernachlässigen wird. Über die Wichtigkeit derselben habe ich mich schon hinreichend ausgesprochen, und da man dafür keine besseren Regeln und keine vernünftigeren Gründe finden kann als diejenigen, die in dem Buche von Locke zu finden sind, begnüge ich mich, darauf hinzuweisen, nachdem ich mir erlaubt, einige Bemerkungen zu den seinigen hinzuzufügen.

191. Die Glieder eines im Wachsen befindlichen Leibes müssen sich in den Kleidern ganz bequem bewegen können; nichts darf ihre Bewegung oder ihr Wachstum beengen; nichts darf zu passend oder zu anliegend und nichts geschnürt sein. Die französische Kleidung, beengend und ungesund für die Erwachsenen, ist besonders nachteilig für die Kinder. Die Säfte, welche stocken und in ihrem Lauf gehemmt werden, verderben dabei durch den Mangel an Bewegung, den das unthätige, sitzende Leben noch steigert, sie werden unrein und erzeugen den Skorbut, eine bei uns von Tag zu Tag allgemeinere Krankheit, die die Alten fast gar nicht kannten, weil ihre Art zu leben und sich zu kleiden sie davor schützte. Husarenkleider heben den Übelstand nicht etwa auf, sondern verschlimmern ihn und drücken das Kind am ganzen Leib, um ihm etliche Schnürbänder zu ersparen. Am besten ist es, man läßt sie möglichst lange im Kinderröckchen, giebt ihnen nachher eine recht weite Kleidung und macht sich keine Sorge daraus, daß ihr Wuchs sich hübsch zeige; denn das dient nur dazu, ihn zu verunstalten. Ihre geistigen und leiblichen Fehler kommen fast alle aus der nämlichen Quelle; man will vor der Zeit Erwachsene aus ihnen machen.*)

192. Es giebt heitere und düstere Farben: die ersteren sagen dem Geschmack der Kinder besser zu und stehen ihnen auch besser; ich sehe nicht ein, warum man eine so natürliche Übereinstimmung hier nicht zu Rat ziehen sollte: von dem Augenblicke jedoch, wo sie einen Stoff vorziehen, weil er reich ist, sind ihre Herzen schon dem Luxus und allen Launen der Einbildung anheimgefallen, und diesen Geschmack haben sie sicher nicht aus sich selbst bekommen. Man kann gar nicht sagen, wie sehr die Wahl der Kleider und die dieselbe bestimmenden Beweggründe

---

Groningen (Holland) und Erzieher des Prinzen von Hessen-Kassel. Nach einer satirischen Schrift über damalige Erziehungsansichten (1718: Nouvelles maximes sur l'éducation des enfants) schrieb er 1722 seinen zweibändigen Traité de l'éducation, der auf Locke'schen Grundsätzen beruht und nicht ohne Wert ist. Etliche Ausgaben des Emil schreiben Crouzas oder Crouzaz; die Amsterdamer hat richtig Crousaz, wie sich die Familie heute noch schreibt.

*) Vgl. die in der Anmerkung zu § 162 mitgeteilte Äußerung R.'s. Man vergl. ferner Locke § 11, wovon R. hier nur weitere Ausführungen giebt.

auf die Erziehung einwirken. Nicht bloß versprechen kurzsichtige Mütter ihren Kindern Putzsachen als Belohnung; man sieht selbst, wie unvernünftige Erzieher ihren Zöglingen mit einem gröberen und einfacheren Kleide als Strafmittel drohen: wenn du nicht besser lernst, wenn du nicht besser auf deine Sachen achtest, wird man dich anziehen wie diesen kleinen Bauernjungen. Damit sagt man ihnen doch eigentlich: wisse, daß der Mensch alles nur durch die Kleider ist und daß dein ganzer Wert in deinen Kleidern liegt. Soll man sich wundern, daß so weise Lehren bei der Jugend Wurzel fassen, daß sie nur den Putz achtet und das Verdienst lediglich nach dem Äußeren beurteilt?

193. Hätte ich einem so verdorbenen Kinde den Kopf zurechtzusetzen, so würde ich dafür sorgen, daß seine reichsten Kleider die unbequemsten wären, daß es darin immer beengt wäre, immer eingezwängt und auf hunderterlei Weisen eingeschränkt; Freiheit und Heiterkeit müßten vor seinem Putz verschwinden: wenn es sich in die Spiele der anderen, einfacher gekleideten Kinder mischen wollte, würde alles ausweichen und sich im Augenblick entfernen. Kurz und gut, ich würde ihm seinen Prunk derart lästig und überdrüssig machen, ich würde es dermaßen zum Sklaven seines goldenen Kleides machen, daß dies eine Geißel seines Lebens würde und daß es das schwärzeste Gefängnis mit geringerem Schrecken sähe als seinen Kleiderstaat. Solange das Kind nicht unseren Vorurteilen unterworfen ist, ist sein erster Wunsch, frei und ungebunden zu sein; die einfachste, bequemste und zwangloseste Kleidung ist ihm immer die schätzbarste.

194. Es giebt eine Leibesdisposition, die für körperliche Übungen geeignet ist, und eine andere, die mehr für das ruhige Leben paßt. Die letztere läßt den Säften einen gleichmäßigeren und ruhigeren Lauf und muß den Leib vor dem Luftwechsel hüten; die erstere bringt schnelle Übergänge von der Erregung zur Ruhe, von der Hitze zur Kälte mit sich und muß den Leib an diese nämlichen Veränderungen gewöhnen. Daraus folgt, daß Leute, die sich viel im Zimmer aufhalten und ein sitzendes Leben führen, sich zu jeder Zeit warm kleiden müssen, um sich den Leib in gleichförmiger Temperatur zu erhalten, die zu allen Jahres- und Tageszeiten fast die nämliche sein muß. Die Leute dagegen, die bei Wind und Sonne und Regen aus- und eingehen, die ein thätiges Leben führen und den größten Teil ihrer Zeit im Freien zubringen, müssen immer leicht gekleidet sein, um sich an jeden Luftwechsel, an alle Temperaturgrade zu gewöhnen, ohne sich belästigt zu fühlen. Beiden würde ich raten, die Kleidung nicht zu wechseln nach der Jahreszeit, und so soll es auch bei meinem Emil beständig gehalten werden; damit meine ich nicht, daß er im Sommer seine Winterkleider trage wie die Leute von sitzender Lebensart, sondern im Winter seine Sommerkleider wie die Arbeitsleute. Dies letztere war auch die Gewohnheit des Sir

Newton sein ganzes Leben hindurch, und er ist achtzig Jahre alt geworden. *)

195. Der Kopf soll zu jeder Jahreszeit nur leicht oder gar nicht bedeckt sein. Die alten Ägypter waren immer barhaupt; die Perser bedeckten den Kopf mit dicken Mützen und tragen noch dicke Turbane, wozu sie, nach Chardin**), das Klima ihres Landes nötigt. An einem andern Orte [1]) habe ich den Unterschied angemerkt, den Herodot auf einem Schlachtfeld zwischen den Schädeln der Perser und denen der Ägypter bemerkte. Da es nun von Bedeutung ist, daß die Schädelknochen härter und fester werden, weniger gebrechlich und porös, um das Gehirn nicht bloß gegen Verletzungen, sondern auch gegen Erkältungen, Flüsse und alle Einwirkungen der Luft besser zu schützen, gewöhne man die Kinder daran, Winter und Sommer, Tag und Nacht immer barhaupt zu bleiben. Wenn man ihnen nun, der Reinlichkeit wegen und um ihre Haare in Ordnung zu halten, für die Nacht eine Kopfbedeckung geben will, so sei es nur eine dünne, netzartige Haube, ähnlich dem Netz, in das die Basken ihre Haare stecken. Ich weiß wohl, daß auf die meisten Mütter die Bemerkung Chardin's größeren Eindruck machen wird als meine Gründe; sie werden überall persische Luft zu finden glauben; ich aber habe meinen Zögling nicht in Europa gesucht, um einen Asiaten aus ihm zu machen.

196. Im allgemeinen kleidet man die Kinder zu warm, besonders im ersten Alter. Man sollte sie vielmehr gegen die Kälte abhärten als gegen die Wärme; große Kälte belästigt sie nie, wenn man sie frühzeitig dem Eindruck derselben aussetzt; aber das noch zu zarte und weiche Gewebe der Haut verursacht ihnen, indem es der Ausdünstung einen zu leichten Durchgang gewährt, infolge übermäßiger Hitze eine unvermeidliche Erschlaffung. Auch bemerkt man, daß im Monat August mehr Kinder sterben als in irgend einem anderen. Überdies scheint es durch die Vergleichung der nördlichen und südlichen Völker bestätigt, daß man durch das Ertragen einer übermäßigen Kälte kräftiger wird als durch die übermäßige Wärme; während aber das Kind heranwächst und seine

---

*) Locke erzählt (§ 5), daß in England viele Leute, ohne sich irgend unbehaglich zu fühlen, Sommer und Winter die nämlichen Kleider tragen, und Coste fügt in der Note bei: „So machte es beständig der berühmte Sir Newton, wie er mir selbst einige Jahre vor seinem Tode erzählt hat."

**) Chardin, geb. 1643, gest. 1713, zuerst Juwelenhändler, dann Reisender zu wissenschaftlichen Zwecken und in staatlichem Auftrag. Von ihm eine „Reise in Persien," die R. gelesen hat. Eine lange Stelle daraus ist in der Anm. zu IV, § 355 citiert.

[1]) Brief an D'Alembert über die Schauspiele, S. 109. 1. Ausg. — R. Amst. — Das Citat (Herodot. III, 12) ist wohl aus Montaigne (I, 35) entnommen. Es handelt von der Schlacht bei Pelusium zwischen Kambyses und Psammenit.

Fibern sich kräftigen, gewöhne man es nach und nach, den Strahlen der Sonne zu trotzen: mit allmählicher Steigerung kann man es ohne Gefahr selbst gegen die Glut der heißen Zone unempfindlich machen.*)

197. Locke verfällt mitten unter den männlichen und verständigen Vorschriften, die er uns giebt, in Widersprüche, die man von einem so strengen Denker nicht erwarten sollte. Der nämliche Mann, der verlangt, daß die Kinder sich im Sommer mit eisigem Wasser baden, verbietet, kaltes Wasser zu trinken, wenn sie erhitzt sind, und daß sie sich an feuchten Stellen auf den Boden legen.[1]) Da er indessen verlangt, daß die Schuhe der Kinder zu jeder Zeit das Wasser durchlassen sollen, werden sie es weniger thun, wenn das Kind heiß ist? und kann man nicht ebenso, wie er von den Händen auf die Füße und vom Gesicht auf den Leib schließt, von den Füßen auf den Leib schließen? Wenn du willst, würde ich ihm sagen, daß der Mensch ganz Gesicht sei, warum tadelst du mich darum, daß ich will, er sei ganz Fuß?**)

198. Um die Kinder vom Trinken in der Hitze abzubringen, giebt er die Vorschrift, man möge sie daran gewöhnen, vor dem Trinken erst ein Stück Brot zu essen. Es ist doch recht seltsam, daß man dem Kinde, wenn es Durst hat, zu essen geben soll; da möchte ich noch lieber, daß man ihm, wenn es Hunger hat, zu trinken gäbe. Ich werde mich nie davon überzeugen lassen, daß unsere ersten Bedürfnisse so unvernünftig seien, daß man sie nicht befriedigen könne, ohne uns tötlicher Gefahr auszusetzen. Wäre dies der Fall, so hätte sich das Menschengeschlecht

---

*) Locke § 7.

[1]) Wie wenn die Bauernjungen recht trockenen Boden aussuchten, um sich zu setzen oder niederzulegen, und als ob man je gehört hätte, daß die Feuchtigkeit des Bodens irgend einem geschadet hätte! Wenn man darüber die Ärzte reden läßt, sollte man meinen, alle Wilden seien gelähmt von Rheumatismen. — R. Amst. — Locke ist eben Arzt. Er verlangt, daß die Kinder, wenn sie erhitzt seien, zuerst ein Stück Brot essen, auch wenn es schwer hinunter will; die meisten Fieber kämen von solchen Erkältungen, auch gewöhnten sich die Kinder zu sehr ans Trinken, wenn man sie gleich trinken lasse, wenn sie nur ein wenig Durst empfänden. (§ 10, 17, 18.) Montaigne freilich sagt I, 25: „Da giebt es keinen Ausweg: wer einen rechten Mann bilden will, der darf ihn sonder Zweifel nicht schonen in dieser Jugendzeit, und muß man oft die Regeln der Arzneikunst verletzen." Kalt und warm sollen die Kinder trinken u. s. w.

**) Anspielung auf Locke § 5, wo die Anekdote von dem Scythen erzählt wird, der einem Athener auf die verwunderte Frage, wie er nur bei Schnee und Eis nackt gehen könne, antwortete: „Wie kannst du ertragen, daß dein Gesicht der scharfen Winterluft ausgesetzt ist?" Als der Athener erwiderte: „Mein Gesicht ist daran gewöhnt" — fuhr der Scythe fort: „So denke dir denn, daß ich ganz Gesicht sei." Später meint Locke, wenn man immer Handschuhe trüge, so müßte Feuchtigkeit den Händen gerade so gefährlich sein wie jetzt den Füßen. — Die obige Anekdote steht bei Mont. ess. I, 35. Nur ist es dort kein Athener, der einen Scythen frägt, sondern ein „ich weiß nicht wer" und „einer unserer Bettler."

hundertmal zugrunde gerichtet, bevor man erkannt hätte, was zu thun sei, um es zu erhalten.

199. Jedesmal, wenn Emil Durst hat, soll man ihm zu trinken geben, und zwar reines Wasser ohne irgend welche Zubereitung, ohne selbst es überschlagen zu lassen, und wäre er auch ganz im Schweiß oder wäre es im tiefsten Winter. Ich empfehle lediglich, auf die Qualität des Wassers zu achten. Ist es Flußwasser, so gebe man es ihm auf der Stelle, wie es aus dem Flusse kommt. Wenn es Quellwasser ist, so soll es einige Zeit an der Luft stehen, bevor er es trinkt. In den warmen Zeiten sind die Flüsse warm; nicht so ist es mit den Quellen, die noch nicht mit der Luft in Berührung gekommen sind. Man muß warten, bis sie die Temperatur der Atmosphäre erreicht haben. Im Winter ist im Gegenteil das Quellwasser in dieser Beziehung weniger gefährlich als das Flußwasser. Aber es ist weder natürlich noch häufig, daß man im Winter in Schweiß gerate, besonders im Freien; denn die kalte Luft, die fortwährend auf die Haut eindringt, treibt den Schweiß zurück und läßt die Poren sich nicht weit genug öffnen, um ihm einen freien Durchgang zu gewähren. Nun meine ich ja nicht, Emil soll an einem tüchtigen Ofenfeuer seine körperlichen Übungen machen, sondern draußen auf den Feldern, mitten in Schnee und Eis. Solange er sich nur damit erhitzt, daß er Schneebälle macht und damit wirft, soll er nur trinken, wenn er Durst hat; nach dem Trinken soll er seine Bewegung fortsetzen, und wir werden keinen Unfall zu befürchten haben. Wenn er durch irgend eine andere körperliche Bewegung in Schweiß gerät und Durst hat, soll er kaltes Wasser trinken, selbst in dieser Zeit. Nur muß man darauf sehen, daß er eine weite Strecke und in langsamem Schritte zum Wasser geführt werde. Die Kälte, die wir voraussetzen, wird ihn, wenn er ans Wasser kommt, hinreichend abgekühlt haben, um es ohne Gefahr zu trinken. Vor allem aber ergreife man diese Vorsichtsmaßregeln, ohne daß er es merkt. Lieber soll er manchmal krank sein, als daß er fortwährend um seine Gesundheit sorge.

200. Kinder brauchen einen langen Schlaf, weil sie sich ungeheuer viele Bewegung machen. Eines dient dem andern zur Ausgleichung; auch sieht man, daß sie beider bedürfen. Die Zeit der Ruhe ist die Nacht; das zeigt die Natur selbst an. Eine feststehende Erfahrung ist es, daß der Schlaf ruhiger und sanfter ist, wenn die Sonne unter dem Horizont steht, und daß die von den Sonnenstrahlen erhitzte Luft unseren Sinnen keine so tiefe Ruhe zuläßt. So ist es denn gewiß die wohlthätigste Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen und sich zur Ruhe zu begeben. Daraus folgt, daß in unseren Himmelsstrichen der Mensch und alle Tiere im Winter im allgemeinen eines längeren Schlafes bedürfen als im Sommer. Aber das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht einfach, nicht natürlich, nicht frei genug von gewaltsamen

Störungen und Zufällen, daß man den Menschen so an eine gleichförmige Lebensordnung gewöhnen sollte, daß sie ihm unentbehrlich würde. Man muß sich allerdings den Lebensregeln unterwerfen; aber die erste ist, daß man sie ohne Gefahr soll übertreten können, wenn die Umstände es erfordern. Du darfst also deinen Zögling nicht unbedacht an einen ruhigen, nie gestörten Schlaf gewöhnen, der nie eine Unterbrechung erlitte. Überlasse ihn von vornherein ohne Einschränkung dem Gesetze der Natur; aber vergiß nicht, daß er in unserer Gesellschaft über diesem Gesetze stehen muß, daß er imstande sein muß, spät zu Bett zu gehen, früh aufzustehen, plötzlich aufzuwachen und die Nächte auf seinen Beinen zuzubringen, ohne ein Ungemach zu spüren. Beginnt man frühzeitig damit und geht so unmerklich und stufenweise weiter, so befähigt man die Konstitution für dieselben Dinge, die ihr gefährlich werden, wenn man sie ihnen dann aussetzt, nachdem sie schon vollständig ausgebildet ist.

201. Es ist von Wichtigkeit, daß man sich von vornherein an schlechtes Liegen bei Nacht gewöhne; auf diese Art wird man nie mehr ein schlechtes Bett finden. Ein abgehärtetes Leben, einmal zur Gewohnheit geworden, vermehrt im allgemeinen die angenehmen Empfindungen; ein weichliches Leben dagegen verschafft uns eine ungeheure Menge von unangenehmen. Zu zart auferzogene Leute können nur auf Flaumkissen in den Schlaf kommen; Leute, die gewohnt sind, auf Dielen zu schlafen, finden ihn überall: wer einschläft, sobald er sich niederlegt, findet kein Bett hart.

202. Ein weichliches Bett, wo man in Flaum oder Eiderdunen begraben liegt, erweicht und löst, so zu sagen, den Leib auf. Die Nieren erhitzen sich in ihrer zu warmen Umhüllung. Daraus entspringen oft der Stein oder andere Leibesschäden, unfehlbar aber eine zärtliche Leibesbeschaffenheit, die ihnen allen Nahrung giebt.*)

203. Das beste Bett ist dasjenige, in dem man am besten schläft. Man sehe, wie Emil und ich den Tag über uns unser Bett herrichten. Man braucht uns keine persischen Sklaven herzuführen, unser Bett zu machen; mit der Feldarbeit kehren wir unsere Matratzen um.

204. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn ein Kind gesund ist, man es in der Hand hat, es beinahe nach Belieben zum Schlafen oder Wachen zu bringen. Wenn ein Kind im Bett liegt und mit seinem Geplauder der Kindsfrau langweilig wird, sagt sie zu ihm: Nun schlafe einmal —; das ist, wie wenn sie zu ihm sagte: Sei doch einmal gesund —, wenn es krank ist. Das erste Mittel, es zum Schlafen zu bringen, besteht darin, daß man es selbst langweilt. Sprich so lange

---

*) So auch Locke § 22, wo auch empfohlen wird, das Bett in verschiedener Art zu machen, den Kopf bald höher, bald tiefer zu legen, um die Gewohnheit hier nicht übermächtig und für spätere Fälle hinderlich werden zu lassen.

mit ihm, bis es notgedrungen schweigen muß, so wird es bald schlafen: Predigten sind immer gut zu etwas; sie sind ebenso gut als das Wiegen, nur mußt du, wenn du dieses Einschläferungsmittel am Abend gebrauchst, dich hüten, es bei Tag anzuwenden.

205. Manchmal werde ich Emil wecken, weniger deswegen, daß er nicht die Gewohnheit annehme, zu lange zu schlafen, als um ihn an alles zu gewöhnen, auch daran, plötzlich geweckt zu werden.*) Überdies würde ich wenig Geschick für meinen Beruf zeigen, wenn ich ihn nicht dazu zu bringen verstände, von selbst aufzuwachen und, so zu sagen, nach meinem Willen aufzustehen, ohne daß ich ihm ein einziges Wort sagte.

206. Wenn er nicht lang genug schläft, so stelle ich ihm für den folgenden Tag einen langweiligen Vormittag in Aussicht, und er wird sich selbst die ganze Zeit, die er noch schlafend verbringen kann, zum Gewinn anrechnen: wenn er zu lang schläft, zeige ich ihm beim Erwachen irgend eine Lieblingsunterhaltung. Will ich, daß er zur bestimmten Stunde erwache, sage ich zu ihm: Morgen früh um sechs Uhr geht's zum Fischen, man geht da oder dorthin spazieren; willst du auch mit? Er ist gerne dabei und bittet mich, ihn aufzuwecken; ich verspreche es ihm oder auch nicht, je nach Bedürfnis: wenn er zu spät aufwacht, bin ich bereits fort. Es müßte ganz unglücklich zugehen, wenn er da nicht frühzeitig aufzuwachen lernte.

207. Sollte übrigens der seltene Fall eintreten, daß ein Kind die Neigung hätte, in Trägheit zu versinken, so darf man es dieser Neigung, in welcher es ganz und gar erschlaffen würde, nicht überlassen, sondern muß ihm irgend ein anspornendes Mittel zuführen, um es aufzuwecken. Es ist begreiflich, daß es sich nicht darum handeln kann, es mit Gewalt zur Thätigkeit zu bringen, sondern es durch irgend einen darauf hinwirkenden Reiz anzuregen, und ein solcher Reiz, bei dessen Wahl dem Fingerzeig der Natur zu folgen ist, dient uns auch zugleich für zwei Zwecke.**)

208. Ich wüßte nichts, wofür man mit ein wenig Geschicklichkeit den Kindern nicht eine Neigung, ja eine Leidenschaft einflößen könnte, ohne Eitelkeit, Ehrgeiz und Eifersucht. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Nachahmungstrieb genügen dazu, vornehmlich aber ihr natürlicher Frohsinn, ein Werkzeug, das nie versagt und auf das dennoch kein Lehrer je verfallen ist. In allen Spielen, hinter denen sie mit Sicherheit nichts als nur Spiel suchen, lassen sie sich ohne Klagen, ja selbst mit Lachen alles gefallen, was sie sonst nicht ohne Ströme von Thränen erdulden würden.

---

*) Locke empfiehlt § 21, die Kinder ja recht sanft zu wecken.

**) Hier trifft R. mit Locke zusammen. Der folgende § kehrt sich teilweise gegen Locke, der die Ehrliebe zu einem wesentlichen Mittel der Zucht macht. Über die Ausdauer und Unempfindlichkeit der Kinder bei ihren Spielen spricht Locke § 76 und § 129 und R. selbst später § 297.

Langes Hungern, Schläge, Brandwunden, Strapazen jeder Art sind die Kurzweil der jungen Wilden, ein Beweis, daß selbst der Schmerz seine Würze hat, die seine Bitterkeit aufheben kann: aber es ist nicht Sache jedes Lehrers, die Mahlzeit so anzurichten, und vielleicht auch nicht jedes Schülers, sie zu kosten, ohne den Mund zu verziehen. Da hätte ich mich aber schon wieder in die Ausnahmen verloren, wenn ich mich nicht in acht nehme.

209. Keine Ausnahme freilich gestattet die Unterwerfung des Menschen unter den Schmerz, unter Übel aller Art, unter Unglück und Lebensgefahr und endlich unter den Tod: je mehr man ihn mit diesen Gedanken vertraut macht, desto mehr wird man ihn von der unzeitigen Empfindsamkeit heilen, die zu dem Übel noch die Ungeduld hinzufügt; je mehr man ihn mit den Leiden vertraut macht, die ihn treffen können, je mehr wird man diesen, wie Montaigne gesagt hätte, den „beißenden Eindruck des Unerwarteten"*) nehmen und um so mehr wird man seine Seele unverwundbar und hart machen; sein Leib wird der Panzer sein, an welchem alle Geschosse abprallen werden, die ihn bis aufs Leben verwunden könnten. Selbst das Herannahen des Todes wird er nicht als solches fühlen, da es ja der Tod selbst noch lange nicht ist; sterben wird er eigentlich gar nicht; er wird leben oder tot sein, aber nichts anderes. Von ihm hätte der nämliche Montaigne sagen können, wie er von einem König von Marocco gesagt hat, daß kein Mensch so weit in den Tod hinein gelebt habe. Standhaftigkeit und Festigkeit gehören wie die anderen Tugenden in den Lehrbrief der Kindheit: aber nicht durch das Lehren ihrer Namen bringt man sie den Kindern bei, man muß sie ihnen zu kosten geben, ohne daß sie wissen, was es ist.

210. Da aber vom Sterben die Rede ist, wie werden wir es denn mit unserem Zögling halten hinsichtlich der Gefahr der Blattern? Sollen wir sie ihm in früher Kindheit einimpfen oder warten, bis er sie von selbst bekömmt? Das erstere Auskunftsmittel das unserer Gewohnheit mehr entspricht, behütet das Alter, wo das Leben am wertvollsten ist, vor der Gefahr auf Kosten einer Zeit, wo jenes weniger Wert hat, wenn man überhaupt bei einer gut vorgenommenen Impfung von Gefahr reden kann.**)

211. Das letztere Verfahren stimmt jedoch besser zu unseren allgemeinen Grundsätzen, in allen Dingen die Natur walten zu lassen, wo

*) La pointure de l'étrangeté. Eine bestimmte Stelle bei Mont. scheint hier nicht vorgeschwebt zu haben. Das zweite Citat bezieht sich auf Mont. II, 21.

**) Die Kuhpockenimpfung ist im Jahre 1796 durch Jenner (in Frankreich zuerst 1800) versucht worden. Die Einimpfung von menschlicher Lymphe war schon längst bekannt, zu R.'s Zeit aber noch sehr bestritten. Der berühmte Tronchin in Genf (nachher in Paris) war für das Impfen.

sie selbst allein Vorsorge treffen will, ihre Vorsorge aber einstellt, sobald der Mensch sich dareinmischt. Der natürliche Mensch ist immer vorbereitet: möge er denn durch den Meister*) geimpft werden; er wird den Augenblick besser wählen als wir.

212. Man schließe aber daraus nicht, daß ich das Impfen tadle; denn der Gesichtspunkt, von welchem aus ich es bei meinem Zögling nicht möchte angewendet wissen, würde für die eurigen sehr schlecht passen. Eure Erziehung bringt es dahin, daß sie den Blattern nicht entrinnen, wenn sie einmal von denselben ergriffen werden: laßt ihr sie auf Geratewohl herankommen, so ist es wahrscheinlich, daß sie daran sterben werden. Wie ich sehe, widersetzt man sich in den verschiedenen Ländern dem Impfen um so mehr, je notwendiger es wird;**) der Grund ist leicht einzusehen. Ich kann mich auch kaum dazu verstehen, diese Frage für meinen Emil zu behandeln. Er wird geimpft werden oder auch nicht, je nach Zeit, Ort und Umständen: für ihn ist das fast gleichgiltig. Impft man ihm die Blattern ein, so ist man in der vorteilhaften Lage, seine Krankheit gleich vorauszusehen und zu erkennen; das ist schon etwas: bekommt er sie aber auf natürlichem Wege, so haben wir ihn vor dem Arzte bewahrt, und das ist noch mehr.

213. Eine ausschließliche Erziehung, welche nur darauf ausgeht, die so Erzogenen vom Volke abzusondern, zieht immer die kostspieligsten Unterweisungen den nächstliegenden und damit zugleich auch den zweckmäßigsten vor. So lernen die sorgfältig erzogenen jungen Leute alle reiten, weil man dazu viel Geld haben muß; aber fast keiner von ihnen lernt schwimmen, weil es nichts kostet und weil ein Handwerker möglicher Weise ebenso gut schwimmen kann als irgend ein anderer Mensch. Indessen steigt ein Reisender, auch ohne Reitstudien gemacht zu haben, zu Pferde, hält sich darauf und bedent sich desselben für seine Zwecke gut genug; aber im Wasser ertrinkt man, wenn man nicht schwimmt, und schwimmen kann man nicht, ohne es gelernt zu haben. Endlich ist man nicht bei Leib und Leben genötigt, zu Pferde zu steigen, während niemand sicher ist, einer Gefahr zu entrinnen, der man so oft ausgesetzt ist. Emil wird sich im Wasser nicht anders fühlen als auf dem Lande; warum kann er nicht in allen Elementen leben! Könnte man ihm lehren, in den

---

*) d. i. die Natur. Die späteren Ausg. lesen „diesen Meister". Ebenso sagt R. unten § 255.

**) Cramer: „um nicht viele Kinder zu ernähren zu haben — falls ich den sarkastischen Philosophen recht verstehe." R.'s Ansicht ist doch wohl die: je schwächlicher die Menschen werden, je mehr sie Grund hätten, sich vor Krankheiten zu wahren, desto bedenklicher ist für sie ein derartiger Eingriff wie das Impfen. R. denkt wohl an Italien, wo man noch nicht impfen wollte, wie aus einem Briefe Voltaire's an den Grafen d'Argental vom 19. Dezember 1764 zu schließen ist.

Lüften zu fliegen, ich würde einen Adler aus ihm machen, einen Salamander, wenn man ihn gegen das Feuer abhärten könnte.

214. Man fürchtet, ein Kind könnte beim Schwimmenlernen ertrinken: mag es ertrinken beim Schwimmenlernen oder weil es nicht schwimmen gelernt, der Fehler ist immer bei euch. Nur die Eitelkeit macht uns eben verwegen; wenn niemand zusieht, so hört die Verwegenheit auf: Emil würde sich nicht verwegen zeigen, und wenn die ganze Welt auf ihn sähe. Da die Gefahr für die Übung nicht wesentlich ist, würde er in einem Kanal im Park seines Vaters den Hellespont durchschwimmen lernen: aber auch mit Wagnissen muß man vertraut werden, um es zu lernen, sich durch sie nicht aus der Fassung bringen zu lassen; das ist ein wesentlicher Punkt in dem Lehrbrief, von dem ich eben sprach. Da ich indessen mein Augenmerk immer darauf richte, die Gefahr nach seinen Kräften zu bemessen und sie jederzeit mit ihm zu teilen, werde ich kaum eine Unklugheit zu befürchten haben, wenn ich die Sorge um seine Erhaltung nach der, die ich meiner eigenen Erhaltung schuldig bin, bestimme.

215. Ein Kind ist kleiner als ein Erwachsener; es hat weder seine Kraft noch seine Vernunft; aber es sieht und hört so gut als jener oder doch nahezu so gut; es hat einen ebenso empfindlichen Geschmack, wenn er auch weniger heikel ist, und es unterscheidet die Gerüche ebenso gut, wenn es auch nicht so empfindlich dagegen ist. Die ersten Fähigkeiten, die sich in uns bilden und vervollkommnen, sind die Sinne. Sie sollten wir also auch zuerst pflegen; aber sie allein vergißt man oder vernachlässigt sie doch am meisten.

216. Die Sinne üben heißt nicht bloß sie gebrauchen, es heißt vielmehr, mit ihrer Hilfe richtig urteilen, so zu sagen, fühlen lernen; denn wir können nicht anders fühlen, sehen und hören, als wir gelernt haben.

217. Es giebt rein natürliche und mechanische Übungen, die wohl dazu dienen, den Körper kräftig zu machen, ohne aber für die Urteilskraft irgend etwas zu nützen: schwimmen, laufen, springen, den Kreisel treiben und Steine werfen, das ist alles recht gut; aber haben wir denn bloß Arme und Beine? haben wir nicht auch Augen und Ohren? und sind diese Organe zum Gebrauche der ersteren etwa überflüssig? Man übe also nicht bloß die Kräfte, sondern alle Sinne, welche sie in Bewegung setzen; man ziehe aus jedem allen möglichen Vorteil, dann wende man den einen zur Richtigstellung des andern an. Man messe, zähle, wäge, vergleiche. Man wende eine Kraft erst an, nachdem man den Widerstand gemessen: man richte es immer so ein, daß die Schätzung der Wirkung dem Gebrauche der Mittel vorausgehe. Das Kind muß einen Wert darauf legen, niemals ungenügende oder überflüssige Anstrengungen zu machen. Gewöhnt man es so, die Wirkung all seiner Bewegungen vorauszusehen und seine Irrtümer durch die Erfahrung zu

berichtigen, so ist es doch wohl klar, daß es um so urteilsfähiger werden wird, je größer seine Thätigkeit ist.

218. Es handelt sich darum, eine Masse von der Stelle zu bringen: nimmt es einen zu langen Hebel, so verbraucht es zu viel Bewegung; nimmt es ihn zu kurz, so wird es nicht genug Kraft haben. Die Erfahrung wird ihm lehren, gerade den Hebebaum zu nehmen, den es braucht. Diese Einsicht geht also nicht über sein Alter. Es soll eine Last getragen werden: will es sie so schwer nehmen, als es sie tragen kann, aber sich auch nicht an mehr wagen, als es etwa heben kann, wird es da nicht gezwungen sein, das Gewicht derselben mit dem Auge zu schätzen? Weiß es Massen vom selben Stoff und verschiedener Größe zu vergleichen, so wähle es unter Massen von derselben Größe und von verschiedenem Stoffe: dann wird es sich wohl bemühen müssen, ihr Eigengewicht zu vergleichen. Ich habe einen sehr gut erzogenen jungen Menschen gesehen, der erst nach vorgenommener Probe glauben wollte, daß ein Eimer voll eichener Hobelspäne weniger schwer sei als derselbe Eimer voll Wasser.

219. Der Gebrauch aller unserer Sinne ist nicht in gleichem Maße in unsere Macht gegeben. Es giebt einen, nämlich das Gefühl, dessen Thätigkeit im wachen Zustand niemals aufgehoben ist; er ist über die ganze Oberfläche unseres Leibes ausgebreitet, wie eine ständige Wache, um ihm von allem, was ihn beschädigen kann, Kenntnis zu geben. Von ihm erlangen wir auch, wohl oder übel, am frühesten Erfahrung durch jene beständige Übung, und für ihn brauchen wir deshalb weniger eine besondere Pflege. Indessen bemerkt man doch, daß die Blinden ein sichereres und feineres Gefühl haben als wir, weil sie, durch das Gesicht nicht geleitet, notgedrungen aus dem ersten Sinn allein die Urteile zu gewinnen lernen müssen, welche uns der andere liefert. Warum übt man uns denn nicht, wie sie im Finstern zu gehen, die Körper zu erkennen, die wir greifen können, über die Gegenstände zu urteilen, die uns umgeben, mit einem Worte, bei Nacht und ohne Licht alles zu verrichten, was sie bei Tage und ohne Augenlicht verrichten? Solange die Sonne am Himmel ist, haben wir den Vorteil über sie; in der Finsternis hingegen sind sie unsere Führer. Die Hälfte unseres Lebens sind wir blind, mit dem Unterschiede jedoch, daß die wahrhaft Blinden sich immer zurechtzufinden wissen, während wir bei dunkler Nacht keinen Schritt zu thun wagen. Dafür hat man Licht, wird man mir einwenden. Wie? immer und immer Maschinen? Wer steht euch dafür, daß sie euch immer nach Bedürfnis zur Hand sein werden? Ich wenigstens will lieber, daß Emil Augen habe an den Fingerspitzen als in einem Lichtzieherladen.

220. Bist du mitten in der Nacht in einem Hause eingeschlossen, so klatsche in die Hände; am Wiederhall wirst du wahrnehmen, ob der

Raum groß oder klein ist, ob du in der Mitte bist oder in einer Ecke. Einen halben Fuß von der Wand entfernt, verursacht die weniger freie und stärker zurückgeworfene Luft eine andere Empfindung im Gesicht. Bleibe an deiner Stelle und wende dich allmählich nach allen Seiten; ist eine Thüre offen, so wird es ein leichter Luftzug dir anzeigen. Bist du in einem Boot, so kannst du, je nachdem die Luft dein Gesicht trifft, nicht bloß die Richtung der Fahrt erkennen, sondern auch, ob die Strömung des Flusses dich langsam oder geschwind dahintreibt. Diese und tausend andere ähnliche Beobachtungen lassen sich ordentlich nur bei Nacht machen; wie große Aufmerksamkeit wir auch am hellen Tag darauf verwenden, das Gesicht wird uns nachhelfen oder uns zerstreuen, so daß sie uns entgehen. Indessen sprechen wir noch nicht von den Händen oder dem Stocke. Wie viele von den Augen herkommende Erfahrungen kann man durch das bloße Gefühl sich erwerben, selbst ohne irgend einen Gegenstand zu berühren!

221. Man veranstalte häufig Spiele bei Nacht. Dieser Rat ist wichtiger, als er scheint. Es ist eine natürliche Sache, daß die Nacht den Menschen und manchmal auch den Tieren Schrecken einflößt.[1]) Vernunft, Kenntnisse, Geist und Beherztheit erlassen diesen Zoll nur wenigen Leuten. Ich habe Denker, Freigeister, Philosophen und Kriegsleute, die am Tage keine Furcht kannten, in der Nacht beim Geräusch eines Blattes am Baume zittern sehen wie die Weiber. Man schreibt diesen Schrecken den Ammenmärchen zu, aber mit Unrecht; seine Ursache liegt in der Natur. Und welches ist sie? Die nämliche, die die Tauben mißtrauisch und das Volk abergläubisch macht, die Unwissenheit über die Sachen, die uns umgeben, und über das, was um uns vorgeht.[2]) Gewöhnt, die Gegenstände von ferne wahrzunehmen und ihre Eindrücke

---

[1]) Dieser Schrecken zeigt sich sehr deutlich bei den großen Sonnenfinsternissen. — R. Amst.

[2]) Hier noch eine andere, treffliche Erklärung eines Philosophen, dessen Buch ich oft anführe, dessen großartiger Blick mir aber noch öfter zur Belehrung gereicht.

„Wenn wir infolge besonderer Umstände keinen richtigen Begriff von der Entfernung haben und die Gegenstände nur nach der Größe des Winkels oder vielmehr des Bildes bemessen können, das sie in unsern Augen hervorbringen, dann täuschen wir uns notwendigerweise über die Größe derselben. Jedermann hat die Erfahrung gemacht, daß, wenn man bei Nacht reist, man einen nahen Busch für einen entfernten großen Baum oder einen fernen großen Baum für einen nahestehenden Busch ansieht: ebenso wird man sich notwendig täuschen, wenn man die Gegenstände nicht nach ihrer Form kennt und durch dieses Mittel sich keine Vorstellung von der Entfernung bilden kann; eine Fliege, die auf einige Zoll Entfernung schnell vor unseren Augen vorbeifliegt, wird uns in diesem Falle vorkommen wie ein Vogel, der sehr weit von uns entfernt wäre; ein Pferd, das unbeweglich mitten auf einem Felde stünde in einer Stellung, die etwa der eines Lammes gliche, würde uns nicht größer erscheinen als ein großes Lamm, solange

gleich vorauszusehen, sollte ich nicht, wenn ich von meiner ganzen Umgebung nichts mehr sehen kann, mir tausend Wesen und Bewegungen einbilden, die mir schaden können und vor denen ich mich unmöglich sichern kann? Mag ich auch noch so gut wissen, daß ich an dem Orte, an dem ich mich befinde, in Sicherheit bin, ich weiß es doch nie so gut, wie wenn ich es auch mit Augen sähe: immer also habe ich einen Anlaß zur Furcht, den ich am hellen Tage nicht gehabt habe. Ich weiß

---

wir nicht erkennen, daß es ein Pferd ist; sobald wir es aber erkannt haben, wird es uns augenblicklich so groß vorkommen wie ein Pferd, und wir werden sogleich unser erstes Urteil berichtigen."

„Jedesmal, wenn man sich bei Nacht an einem unbekannten Orte befindet, wo man kein Urteil über die Entfernung haben und der Dunkelheit wegen die Gestalt der Gegenstände nicht erkennen kann, wird man Gefahr laufen, jeden Augenblick in einen Irrtum zu verfallen hinsichtlich der Urteile, welche man über die sich darbietenden Gegenstände bildet. Daher kommt der Schrecken und jene eigene innere Furcht, die das Dunkel der Nacht fast jedermann einflößt; darauf gründen sich die Geistererscheinungen, die riesenhaften und schreckhaften Gestalten, die so viele Leute wollen gesehen haben. Man antwortet ihnen gewöhnlich, daß diese Erscheinungen nur in ihrer Einbildung existierten; doch konnten sie wirklich in ihren Augen existieren, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie wirklich gesehen haben, was sie gesehen zu haben angeben; denn jedesmal, wenn man über einen Gegenstand nur nach dem Winkel urteilen kann, den er in unserem Auge bildet, muß es notwendig eintreffen, daß dieser unbekannte Gegenstand in dem Maße größer und umfangreicher wird, als er uns näher steht, und daß, wenn er dem Beschauer, der nicht erkennen kann, was er sieht, und die Entfernung nicht schätzen, in der er es sieht, zuerst einige Fuß hoch erschienen ist, da er selbst noch zwanzig bis dreißig Schritte entfernt war, daß, sage ich, dieser Gegenstand mehrere Klafter hoch erscheinen muß, wenn jener nur noch einige Fuß weit entfernt ist, was ihn natürlich in Erstaunen und Schrecken versetzen muß, bis er endlich dazu kommt, den Gegenstand zu berühren oder zu erkennen; denn in dem nämlichen Augenblick, wo er den Gegenstand erkennt, wird dieser Gegenstand, der ihm ungeheuer erschien, plötzlich zusammenschwinden und ihm nur noch seine wirkliche Größe zu haben scheinen; läuft man aber davon oder wagt es nicht, näher heranzutreten, so wird man sicher keine andere Vorstellung von dem Gegenstande haben als die, welche sein Bild in unserem Auge veranlaßt hat, und man wird alsdann in der That eine an Größe und Gestalt ungeheure und schreckhafte Erscheinung gesehen haben. Der Aberwitz von den Gespenstern ist also in der Natur begründet, und ihre Erscheinungen hängen nicht, wie die Philosophen meinen, einzig von der Einbildung ab." Histoire naturelle tome VI. page 22, in 12.

Ich habe im Texte nachzuweisen versucht, wie dieser Aberwitz immer zum Teil davon [nämlich von der Einbildung] abhängt, und was die in dieser Stelle ausgeführte Begründung anlangt, so ist ersichtlich, daß die Gewohnheit, bei Nacht umherzugehen, uns lehren muß, die Erscheinungsformen zu unterscheiden, welche die Gegenstände bei dunkler Nacht in unseren Augen annehmen infolge der Ähnlichkeit der Formen und der Verschiedenheit der Entfernungen; denn wenn die Luft noch hell genug ist, die Umrisse der Gegenstände erkennen zu lassen, so müssen wir diese Umrisse, da bei größerer Entfernung mehr Luft dazwischenliegt, immer weniger bestimmt sehen, wenn der Gegenstand ferner von uns ist, und das genügt, um uns bei fortgesetzter Gewohnheit von dem Irrtum zu bewahren, den Buffon hier aufklärt. Welche Erklärung man auch vorzieht, meine Methode ist doch immer wirksam, wie es denn die Erfahrung vollkommen bestätigt. — R. Amst.

freilich wohl, daß ein fremder Körper kaum auf den meinigen einwirken kann, ohne sich durch irgend ein Geräusch anzukündigen, und wie wachsam ist nicht mein Ohr in jedem Augenblicke! Beim geringsten Geräusch, dessen Ursache ich nicht unterscheiden kann, läßt mich die Sorge um die Selbsterhaltung gleich alles voraussetzen, was mich zumeist bestimmen muß, auf meiner Hut zu sein, und damit gerade alles das, was mich recht in Schrecken setzen muß.

222. Höre ich auch durchaus gar nichts, so bin ich darum doch nicht beruhigt; denn man kann mich immerhin auch ohne Geräusch überraschen. Ich muß mir die Dinge vorstellen, wie sie zuvor waren und noch sein müssen, ich muß sehen, was ich nicht sehe. Sehe ich mich auf diese Weise genötigt, meine Einbildungskraft in Thätigkeit zu setzen, so bin ich bald ihrer nicht mehr Herr, und was ich zu meiner Beruhigung gethan habe, beunruhigt mich nur noch mehr. Höre ich Geräusch, so höre ich Diebe; höre ich nichts, so sehe ich Traumgestalten; die Wachsamkeit, die die Sorge um meine Selbsterhaltung mir eingiebt, ist mir nur die Veranlassung zu neuer Furcht. Alles, was mich beruhigen soll, findet sich nur in meiner Vernunft; der Instinkt, stärker als sie, spricht in einer ganz andern Sprache zu mir. Was nützt alle Beherzigung, daß nichts zu fürchten ist. In diesem Falle hätte ich ja überhaupt gar nichts zu thun.*)

223. Mit der Ursache des Übels ist auch seine Heilung gefunden. Die Gewohnheit erstickt in jeder Sache die Einbildung, nur neue Gegenstände regen sie auf. Bei denjenigen, die man immer sieht, ist nicht die Einbilduug, sondern das Gedächtnis wirksam, und darauf gründet sich eben der Satz ab assuetis non fit passio;**) denn die Leidenschaften entzünden sich nur an dem Feuer der Einbildungskraft. Verzichte also auf alle vernünftigen Einreden, wenn du jemand von der Furcht im Finstern heilen willst; bringe ihn oft ins Finstere und sei versichert, daß alle Beweisgründe der Philosophie weniger wert sind als diese Übung. Den Dachdeckern schwindelt es nicht auf den Dächern, und wer ans Dunkle gewöhnt ist, dem sieht man keine Furcht mehr an im Finstern.

224. Damit fügen wir für unsere nächtlichen Spiele zu dem ersten

---

*) D. h.: Wenn nichts zu fürchten ist, bleibt meine Phantasie unbehelligt. Jetzt aber ist sie erregt, also ist wohl etwas zu fürchten. — In einem Brief vom 12. März 1770 an den Dichter Belloy schreibt R.: „Nie hat mich etwas am hellen Tage in Schrecken gesetzt, aber wenn Finsternis mich umgiebt, macht mich alles scheu und ich sehe in der Dunkelheit nur Schwärze. Selbst der abschreckendste Anblick hat mich in meiner Kindheit nicht in Angst versetzt, aber eine unter einem weißen Tuche verborgene Gestalt verursachte mir Krämpfe: in dieser Beziehung wie in vielen andern werde ich ein Kind bleiben bis an meinen Tod."

**) „Gewohnte Dinge erzeugen keine Leidenschaft."

Vorteil einen zweiten hinzu: damit aber diese Spiele gelingen, kann ich nicht genug auf Heiterkeit dringen. Nichts ist so traurig als die Finsternis: sperre dein Kind nicht in ein Gefängnis. Es soll lachen, wenn es ins Finstere tritt, und bevor es wieder herauskommt, soll es wieder lachen; während es darin ist, möge der Gedanke an die Ergötzlichkeiten, die es verläßt, und an die, die ihm noch zuteil werden sollen, jene wirren Einbildungen von ihm fernhalten, die dort über es kommen könnten.

225. Es giebt einen Grenzpunkt im Leben, über den hinaus jeder Schritt uns rückwärts führt. Ich fühle, daß ich diesen Grenzpunkt überschritten habe. Ich betrete, so zu sagen, wieder eine andere Bahn. Die Leere des reifen Alters, die sich mir fühlbar gemacht hat, führt die süße Zeit der ersten Jahre wieder vor meine Seele. Im Altern werde ich wieder Kind, und ich erinnere mich mit größerer Freude an das, was ich im zehnten Jahre, als was ich im dreißigsten gethan habe. Der Leser möge mir daher verzeihen, wenn ich manchmal meine Beispiele aus mir selbst schöpfe; denn, um dieses Buch recht zu schreiben, muß ich es mit Vergnügen schreiben.

226. Ich war auf dem Lande in Pension bei einem Geistlichen Namens Lambercier.*) Zum Gefährten hatte ich einen Vetter, welcher reicher war als ich und der als Erbe behandelt wurde, während ich, in der Trennung von meinem Vater, nur eine arme Waise war. Mein großer Vetter Bernard war ein bedeutender Hasenfuß, besonders bei Nacht. Ich machte mich über seine Furchtsamkeit so sehr lustig, daß Herr Lambercier, meiner Großsprecherei überdrüssig, meinen Mut auf die Probe stellen wollte. An einem Herbstabend, da es sehr finster war, gab er mir den Schlüssel zur Kirche und trug mir auf, die Bibel von der Kanzel zu holen, wo man sie hatte liegen lassen. Mein Ehrgefühl zu reizen, fügte er einige Worte hinzu, die mir jedes Zurückweichen geradezu unmöglich machten.

227. Ich ging ohne Licht weg; hätte ich eines gehabt, es wäre vielleicht noch schlimmer gewesen. Man mußte durch den Kirchhof gehen: ich durchschritt ihn herzhaft; denn, solange ich mich im Freien wußte, hatte ich nie Angst bei Nacht.

228. Als ich die Thür aufmachte, hörte ich am Gewölbe oben ein gewisses Flüstern, das mir vorkam wie Stimmen und meinen Römermut schon zu erschüttern anfing. Als die Thür offen war, wollte ich hineingehen; aber kaum hatte ich einige Schritte gethan, als ich stehen

---

*) Zu Bossey. S. „Bekenntnisse" 1, 1 und die Biographie R.'s. R. war damals unter der Obhut seines Oheims, da sein Vater wegen eines Handels mit einem Capitän Gautier sich in ein selbstgewähltes Exil begeben hatte.

blieb. Da ich das tiefe Dunkel wahrnahm, das in dem weiten Raume herrschte, fühlte ich mich von einem Schrecken erfaßt, daß mir die Haare zu Berg standen; ich gehe rückwärts, trete hinaus und laufe zitternd und bebend davon. Im Hofe fand ich einen kleinen Hund, Sultan genannt, der mich mit seinem Schmeicheln wieder beruhigte. Beschämt über meine Angst kehrte ich sofort wieder um, doch versuchte ich Sultan mit mir zu nehmen, der mir aber nicht folgen wollte. Ich überschreite rasch die Schwelle und trete in die Kirche. Kaum war ich darin, so ergriff mich der Schreck von neuem, aber so gewaltig, daß ich den Kopf darüber verlor, und obwohl die Kanzel rechter Hand war, wie ich recht wohl wußte, so suchte ich doch, da ich mich, ohne es zu merken, umgewendet hatte, lange zur linken Seite, verirrte mich in den Bänken und wußte nicht mehr, wo ich war; da ich weder Kanzel noch Kirchenthür wiederfinden konnte, verfiel ich in eine unaussprechliche Verwirrung. Endlich bemerke ich die Thür und komme auch glücklich wieder zur Kirche hinaus; ich gehe weg wie das erste Mal, fest entschlossen, nie mehr allein hineinzugehen außer am hellen Tage.

229. Ich komme bis zum Hause zurück. Schon im Begriff hineinzugehen, erkenne ich die Stimme von Herrn Lambercier an einem schallenden Gelächter. Sofort beziehe ich es auf mich und, voller Beschämung, es mir zugezogen zu haben, zögere ich noch, die Thür aufzumachen. Inzwischen höre ich, wie Fräulein Lambercier meinetwegen Besorgnisse äußert und der Magd aufträgt, die Laterne zu nehmen, und wie Herr Lambercier Anstalten macht, mich zu holen, begleitet von meinem Vetter ohne Furcht, dem man jedenfalls nachher die ganze Ehre der Unternehmung zugewendet hätte. Im Augenblick vergeht alle meine Furcht, nur die Angst auf meiner Flucht ertappt zu werden, bleibt mir noch: ich eile, ich fliege in die Kirche; ohne mich zu verirren, ohne herumzutappen komme ich zur Kanzel; ich steige hinauf, nehme die Bibel und eile wieder herab; in drei Sätzen bin ich aus der Kirche und vergesse sogar, die Kirchthür zu schließen; ich komme atemlos ins Zimmer zurück und werfe die Bibel auf den Tisch, verstört zwar, aber zitternd vor Freude, der zugedachten Hilfe zuvorgekommen zu sein.

230. Man wird mich nun fragen, ob ich diese Geschichte als ein nachahmenswertes Muster aufstelle und als ein Beispiel der Fröhlichkeit, die ich bei derartigen Übungen verlange. Das nicht, doch gebe ich sie als Beweis, daß nichts geeigneter ist, einen jeden, der sich durch nächtliches Dunkel erschrecken läßt, zu beruhigen, als wenn er in einem nahen Zimmer eine versammelte Gesellschaft sorglos lachen und plaudern hört. Ich möchte wohl, daß man, anstatt sich so allein mit dem Zögling zu unterhalten, am Abend eine Schar Kinder von heiterer Sinnesart versammelte, daß man sie im Anfang nicht einzeln wegschickte, sondern mehrere zusammen, und daß man es nicht darauf ankommen ließe, daß

eines vollständig allein wäre, ohne zuvor ganz versichert zu sein, daß es sich nicht zu sehr darüber erschreckte.*)

231. Ich kann mir nichts so Heiteres und Zweckmäßiges denken als derartige Spiele, wenn man bei der Veranstaltung derselben nur einigermaßen geschickt zuwege geht. Ich würde mit Tischen, Lehnstühlen, Sesseln und Bettschirmen in einem großen Saale eine Art Labyrinth machen. In die unausfindlichen Windungen dieses Labyrinths würde ich mitten unter acht oder zehn Vexierschachteln eine andere, mit Süßigkeiten reich gefüllte Schachtel von fast gleicher Form bringen; mit klaren, aber bündigen Worten würde ich genau den Ort bezeichnen, wo die gute Schachtel zu finden sei, und die Anweisung geben, nach welcher aufmerksamere und ruhigere Leute, als die Kinder sind, sie wohl müßten unterscheiden können;[1]) dann würde ich die kleinen Preisbewerber das Loos ziehen lassen und alle nach einander aufs Suchen ausschicken, bis die rechte Schachtel gefunden wäre; das würde ich bestrebt sein zu erschweren je nach ihrer Geschicklichkeit.

232. Man stelle sich einen kleinen Herkules vor, der mit der Schachtel in der Hand voll Stolz von seinem Unternehmungszug zurückkehrt. Die Schachtel wird auf den Tisch gestellt und feierlich geöffnet. Ich höre schon die fröhliche Schar in Lachen und Freudengeschrei ausbrechen, wenn man statt der erwarteten Naschereien auf Moos oder Baumwolle zierlich hingerichtet einen Maikäfer, eine Schnecke, eine Kohle, eine Eichel, ein Rübchen oder irgend einen anderen derartigen Leckerbissen findet. Ein anderes Mal hängt man in einem frisch geweißten Raum nahe an der Wand irgend ein kleines Spielzeug, ein kleines Gerät auf, das man holen soll, ohne an die Wand zu rühren. Kaum ist derjenige, der es bringen soll, wieder zurückgekommen, so wird der weiße Rand seines Hutes, die Spitze seiner Schuhe, sein Rockschoß oder sein Ärmel, wenn er gegen die Bedingung verstoßen, seine Ungeschicklichkeit verraten. Das mag wohl genug, vielleicht schon zu viel sein, um den Sinn dieser Art von Spielen zu begreifen. Soll ich alles sagen, so möge man mich lieber gar nicht lesen.

233. Welche Vorteile muß ein so aufgezogener Mensch in der Nacht vor anderen haben! Seine Füße, die sich gewöhnt haben, im

---

*) Ohne Zweifel ist die von R. erzählte Geschichte eine von denjenigen, welche er in den Bekenntnissen (I, 1 v. Jahr 1719—1723) von seinem Aufenthalt in Bossey gerne noch erzählen möchte, aber dem Leser nicht mehr vorzutragen sich erlaubt.

[1]) Um sie in der Aufmerksamkeit zu üben, sage man ihnen immer nur solche Dinge, deren Verständnis ihnen durch ein greifbares und augenblickliches Interesse nahe gelegt wird; nur keine langen Reden, kein Wort zu viel! Doch lasse man in seinen Auseinandersetzungen auch nichts Mißverständliches oder Zweideutiges. — R. Amst.

Finstern sicher zu gehen, seine Hände, die sich geübt, leicht an alle Gegenstände rings herum zu rühren, werden ihn ohne Mühe in der dichtesten Finsternis führen. Seine Einbildung, noch voll von den nächtlichen Spielen seiner Jugend, wird sich schwer auf schreckhafte Gegenstände wenden. Wenn er ein Gelächter ausbrechen hört, so werden es nicht neckische Geister, sondern seine alten Spielgefährten sein; stellt er sich eine Gesellschaft vor, so wird es für ihn nicht ein Hexensabbat, sondern das Zimmer seines Erziehers sein. Die Nacht wird ihm nur heitere Vorstellungen ins Gedächtnis rufen und ihm nie schauerlich sein; nicht fürchten wird er sie, sondern lieben. Handelt es sich um eine kriegerische Unternehmung, so wird er zu jeder Stunde bereit sein, ebenso gut allein wie mit seinen Mannschaften. Er wird sich in Sauls Lager schleichen und es durcheilen, ohne zu verirren; bis zum Zelte des Königs wird er gehen, ohne jemand aufzuwecken, und zurückkehren, ohne bemerkt zu werden.*) Sollen die Pferde des Rhesus geraubt werden, wende dich an ihn ohne Besorgnis.**) Unter den auf andere Weise erzogenen Menschen wirst du schwerlich einen Ulysses finden.

234. Ich habe gesehen, wie Leute durch Überraschungen die Kinder daran gewöhnen wollten, bei Nacht vor nichts zu erschrecken. Diese Art ist sehr verkehrt; sie bringt gerade die der beabsichtigten Wirkung entgegengesetzte hervor und macht die Kinder furchtsamer. Weder Vernunft noch Gewohnheit können über die Vorstellung einer drohenden Gefahr beruhigen, deren Grad oder Art man nicht erkennen kann, noch über die Furcht vor Überraschungen, die man oft schon erfahren hat. Indessen, wie kann man sich versichern, daß der Zögling von derartigen Zufällen verschont bleibe? Der beste Rat, mit dem man ihn in dieser Beziehung ausrüsten kann, scheint mir folgender zu sein. Ich würde zu meinem Emil sagen: „Du bist da in dem Fall der gerechtfertigten Notwehr; denn der Angreifer läßt dich nicht merken, ob er dich schädigen oder nur ängstigen will, und da er seinen Vorteil wahrgenommen, ist auch die Flucht keine Rettung für dich. Greife also kecklich an, wer dich nachts überfällt, Mensch oder Tier, wer es auch sei; fasse zu, packe ihn mit Leibeskräften: sträubt er sich, so schlage zu und laß dich die Schläge nicht reuen; mag er thun oder sagen, was er will, laß ihn nicht fahren, bis du genau weißt, wer es ist. Die Aufklärung wird dir wahrscheinlich zeigen, daß nicht viel zu fürchten war; diese Art aber, die Spaßvögel zu behandeln, wird sie schon vor einem zweiten Versuch abschrecken."

---

*) 1. Sam. 26, 7. — R. war ein fleißiger Leser des A. Test.

**) Vergil. Äneis I, 469. Ulysses und Diomedes raubten die Rosse des Rhesus heimlich aus dessen Lager.

235. Obwohl das Gefühl derjenige von unseren Sinnen ist, den wir am meisten in beständiger Übung halten, so bleiben dennoch die Urteile durch dasselbe, wie schon gesagt, unvollkommen und roh, mehr als die irgend eines anderen Sinnes, weil wir dem Gebrauch desselben fortwährend den des Gesichts zugesellen und weil der Verstand, da das Auge den Gegenstand früher erreicht als die Hand, fast immer ohne die letztere urteilt. Dagegen sind die Urteile des Tastsinns sicherer, gerade weil sie beschränkter sind; denn da sie nicht weiter reichen als unsere Hände, so berichtigen sie die Übereilungen der anderen Sinne, die sich von weitem über Gegenstände hermachen, die sie kaum wahrnehmen, während das Gefühl alles, was es wahrnimmt, gut wahrnimmt. Dazu nehme man noch, daß wir nach Belieben unsere Muskelkraft mit der Thätigkeit der Nerven in Verbindung setzen und so, durch eine gleichzeitige Sinnenempfindung, mit dem Urteil über Temperatur, Größe und Gestalt die Beurteilung des Gewichts und der Festigkeit vereinigen. So ist das Gefühl als derjenige Sinn, der uns am besten von allen über den Eindruck belehrt, den die fremden Körper auf den unsrigen machen können, auch derjenige, dessen Gebrauch am häufigsten ist und die zu unserer Erhaltung notwendige Erfahrung uns am unmittelbarsten mitteilt.

236. Da ein ausgebildetes Gefühl dem Gesichte zuhilfe kommt, warum sollte es nicht bis zu einem gewissen Punkte auch das Gehör unterstützen, da die Töne in den klingenden Körpern Erschütterungen hervorrufen, die dem Gefühl wahrnehmbar sind? Legt man die Hand auf den Leib eines Violoncells, so kann man ohne die Hilfe der Augen oder Ohren bloß nach der Art, wie das Holz schwingt und dröhnt, erkennen, ob der Ton, den es angiebt, tief oder hoch ist, ob er auf der Singsaite oder auf der Baßsaite gestrichen wird. Man übe die Sinne an solchen Unterscheidungen, und ich zweifle nicht, daß man mit der Zeit so feinfühlig werden kann, daß man ein ganzes Stück mit den Fingern zu hören vermag. Unter diesen Voraussetzungen ist es nun auch klar, daß man mit den Tauben leicht durch Musik sprechen könnte; denn Ton und Zeitmaß, die nicht weniger als die Silben und Laute regelmäßiger Zusammenstellungen fähig sind, können ebenso an Stelle der Bestandteile der Rede treten.

237. Es giebt Übungen, die den Gefühlssinn erschlaffen und abstumpfen; andere dagegen schärfen ihn und machen ihn feiner und empfindlicher. Die ersteren, welche mit dem fortwährenden Eindruck harter Körper viel Bewegung und Kraftaufwand verbinden, machen die Haut rauh und schwielig und nehmen ihr die natürliche Empfindlichkeit; die letzteren dagegen geben dieser nämlichen Empfindlichkeit durch leichte und oft wiederholte Bewegung Abwechselung, so daß der Verstand durch das Aufmerken auf unablässig wiederkehrende Eindrücke die Leichtigkeit

erwirbt, alle ihre Wandelungen zu beurteilen. Diese Unterscheidung ist fühlbar bei der Handhabung der musikalischen Instrumente: der harte und verletzende Griff auf dem Violoncell, dem Contrabaß und selbst der Geige macht zwar die Finger beweglicher, verursacht aber an den Fingerspitzen eine Hornhaut. Der flüchtige und leichte Anschlag auf dem Klavier macht sie ebenfalls beweglicher, aber zugleich empfindlicher. Darin also ist das Klavier vorzuziehen.

238. Es ist wesentlich, daß die Haut gegen die Eindrücke der Luft abgehärtet werde und ihren Veränderungen trotzen könne; denn sie hat alles Übrige zu schützen. Abgesehen davon wäre es nicht meine Meinung, daß die Hand durch allzu sklavische Beschäftigung mit den nämlichen Arbeiten sich verhärtete und ihre Haut, nahezu knöchern geworden, jenes zarte Gefühl verlöre, das uns erkennen läßt, von welcher Art die Körper sind, über die sie hingleitet, und uns je nach der Art der Berührung manchmal im Dunkeln ein verschiedenartiges Durchschauern veranlaßt.

239. Warum soll mein Zögling genötigt werden, unter den Füßen immer eine Ochsenhaut zu tragen? Was wäre Schlimmes dabei, wenn ihm auch seine eigene im Notfall als Sohle dienen könnte?*) Es ist einleuchtend, daß an diesem Orte die Empfindlichkeit der Haut nie zu etwas gut sein und manchmal bedeutend schaden kann. Mitten im Winter um Mitternacht durch den Feind in ihrer Stadt aufgeschreckt, fanden die Genfer früher die Gewehre als ihre Schuhe. Hätte keiner von ihnen barfuß gehen können, wer weiß, ob Genf nicht eingenommen worden wäre?**)

240. Laßt uns denn immer den Menschen gegen die unvorhergesehenen Zufälle waffnen. Emil möge am Morgen zu jeder Jahreszeit barfuß im Zimmer, auf der Treppe und im Garten umherlaufen; ich werde ihn durchaus nicht etwa zanken, sondern ihn nachahmen; nur werde ich dafür sorgen, daß kein Glas um die Wege ist. Von den Arbeiten und Spielen für die Hand werde ich bald reden. Übrigens soll er alle Schrittarten lernen, welche die Bewegungen des Körpers erleichtern, er soll in allen Stellungen sich leicht und sicher zu halten lernen; er soll in die Weite und in die Höhe zu springen, einen Baum zu erklettern, eine Mauer zu übersteigen wissen; immer soll er sein Gleichgewicht finden; alle seine Bewegungen und Gebärden sollen nach den Gesetzen des Schwerpunktes eingerichtet sein, lange bevor die Statik ihm darüber Aufklärung bietet. An der Art, wie sein Fuß auftritt und sein Leib auf den Beinen ruht, muß er merken, ob er gut oder schlecht steht. Eine sichere Haltung sieht immer gut aus, und die festeste Stellung ist

---

*) Raumer vermißt dabei nur die Ausbildung des Auges für das Schöne.

**) Durch den Herzog von Savoyen im Jahre 1602. Das Fest der escalade hält heute noch die Erinnerung daran bei den Genfern lebendig.

immer die eleganteste. Wäre ich Tanzlehrer, so würde ich Marcel's[1]) sämtliche Äffereien bleiben lassen, die wohl für das Land gut sind, wo er sie ausübt; aber anstatt meinen Zögling ewig mit Luftsprüngen zu beschäftigen, würde ich ihn an den Fuß eines Felsens hinführen. Hier würde ich ihm zeigen, welche Haltung man annehmen, wie man Leib und Kopf tragen, welche Bewegung man machen, wie man jetzt den Fuß und jetzt die Hand aufsetzen muß, um den abschüssigen, holperigen und rauhen Pfaden mit Leichtigkeit zu folgen und sich von Spitze zu Spitze zu schwingen, beim Aufsteigen sowohl als beim Herabsteigen. Zum Nebenbuhler einer Gemse würde ich ihn lieber machen als zum Ballettänzer.

241. So sehr das Gefühl seine Verrichtungen auf die nächste Umgebung des Menschen konzentriert, ebenso sehr erstreckt das Gesicht die seinigen über den Kreis desselben hinaus. Dadurch werden diese trügerischer; mit einem Blicke umfaßt der Mensch die Hälfte seines Gesichtskreises. Wie sollte man bei dieser Menge gleichzeitiger Sinnenwahrnehmungen und daraus entspringender Urteile sich nicht da oder dort täuschen? So ist denn das Gesicht der irrsamste von allen unseren Sinnen, gerade weil er der weitreichendste ist und weil seine Verrichtungen, mit denen er allen andern sehr weit vorauseilt, zu augenblicklich und zu umfassend sind, um durch jene berichtigt zu werden. Ja noch mehr; selbst die Täuschungen der Perspektive sind uns notwendig, um zur Erkenntnis der Ausdehnung und zur Vergleichung der einzelnen Teile zu gelangen. Ohne die Gesichtstäuschungen würden wir nichts in der Ferne sehen; ohne die Abstufungen der Größe und der Beleuchtung würden wir keine Entfernung schätzen können, oder es gäbe vielmehr keine für

---

[1]) Ein berühmter Tanzlehrer zu Paris, der seine Kundschaft gut kannte und aus List den Überhirnten spielte und seiner Kunst eine Wichtigkeit gab, die man dem Anscheine nach lächerlich fand, um derentwillen man ihm aber im Grunde die größte Achtung zollte. In einer nicht weniger leichtfertigen Kunst sieht man noch heutzutage einen Künstler der Komödie den Wichtigen und den Narren auf solche Weise spielen und ebenso gute Geschäfte dabei machen. Dieser Griff ist in Frankreich immer sicher. Das wahre Talent mit mehr Einfalt und weniger Marktschreierei macht da kein Glück. Bescheidenheit ist hier die Tugend der Schwachköpfe. — R. Amst. — Marcel vermaß sich, nach einer Bemerkung des Helvetius, an Gang und Haltung Charakter und Nationalität jedes Menschen zu erkennen. Von ihm ist auch der bekannte Ausspruch: „Was nicht alles in einem Menuet liegt." R. scheint auf eine Komödie von Bret (le mariage par dépit) anzuspielen, welche einen der wunderlichen Einfälle Marcel's auf die Bühne brachte. Man pfiff bei der Vorstellung, nachdem man über die Sache selbst oft genug gelacht hatte. — Ein Marcel, Tanzmeister und sous-directeur des plaisirs de la cour de Saxe-Gotha, beschwert sich (1763) bei R. über die Art, wie er im Emil über seinen Lehrer Marcel gesprochen. R. erwidert, er habe mehr nur den würdevollen Ton belacht, mit dem M. seine Meinungen vortrug.

uns. Wenn von zwei Bäumen der eine, welcher hundert Schritte entfernt ist, uns ebenso groß und ebenso deutlich erschiene wie einer, der nur zehn Schritte entfernt ist, würden wir sie neben einander stellen. Wenn wir alle Dimensionen der Gegenstände in ihrem eigentlichen Maße sähen, würden wir gar keinen Raum sehen und alles schiene uns auf der Fläche unseres Auges zu stehen.

242. Um die Größe der Gegenstände und ihren Abstand zu beurteilen, hat der Gesichtssinn nur ein Maß, nämlich die Öffnung des Gesichtswinkels in unserem Auge, und da diese Öffnung eine einfache Wirkung einer zusammengesetzten Ursache ist, so läßt das dadurch hervorgerufene Urteil jede Einzelursache unentschieden oder wird notwendig fehlerhaft. Denn wie soll man vom bloßen Sehen unterscheiden, ob der Winkel, unter welchem ich einen Gegenstand sehe, der kleiner ist als ein anderer, dadurch entstanden ist, weil dieser erstere Gegenstand in der That kleiner ist, oder, weil er entfernter ist?

243. Hier ist also ein dem früheren entgegengesetzter Weg einzuschlagen: anstatt die Empfindung zu vereinfachen, muß man sie mit einer andern zusammenhalten und berichtigen, das Gesichtsorgan dem Gefühlsorgan unterwerfen und, so zu sagen, die Vorschnelligkeit des ersteren Sinnes durch den schwerfälligen und abgemessenen Gang des zweiten einschränken*). Weil wir uns an dieses Verfahren nicht binden wollen, sind unsere Schätzungen nach dem Augenmaß sehr ungenau. Wir haben keine Sicherheit im Blicke für das Schätzen der Höhen, Längen, Tiefen und Entfernungen, und der Beweis, daß dies nicht von einem Fehler des Sinnes, sondern von der Anwendung desselben herrührt, ist der Umstand, daß Ingenieure, Feldmesser, Architekten, Maurer und Maler in der Regel ein viel sichereres Auge haben als wir und die Raummaße mit größerer Richtigkeit schätzen; da nämlich ihr Beruf ihnen darin die Erfahrung an die Hand giebt, die wir zu erwerben versäumen, gleichen sie die Mehrdeutigkeit des Gesichtswinkels mittels der begleitenden Erscheinungen aus, welche das Verhältnis der beiden Ursachen dieses Winkels in ihren Augen viel genauer bestimmen**).

244. Alles, was den Leib zu einer zwanglosen Bewegung veranlaßt, ist immer leicht durchzusetzen bei den Kindern. Durch tausenderlei Mittel kann man ihr Interesse am Messen, Erkennen und Schätzen von Entfernungen anregen. Da ist ein sehr hoher Kirschbaum: wie wollen wir es anfangen, um Kirschen zu pflücken? kann man wohl die Leiter

---

*) Ein fernerer Schritt hat später zu geschehen, nämlich die Übung jedes einzelnen Sinnes, die wahren Verhältnisse durch sich selbst, ohne Beiziehung eines anderen Sinnes zu erkennen. Siehe III § 178 fgde.

**) Die beiden Ursachen sind Entfernung und Ausdehnung, die gleichermaßen den Gesichtswinkel bestimmen. Vgl. § 241 am Ende.

aus der Scheune dazu brauchen? Da ist ein sehr breiter Bach: wie wollen wir hinüberkommen? wird eine von den Dielen im Hof über beide Ufer reichen? Wir möchten gerne von den Fenstern des Schlosses aus in den Schloßgräben fischen: wie viele Klafter lang muß unsere Leine sein? Ich möchte eine Schaukel machen zwischen diesen zwei Bäumen: wird ein Seil von zwei Klaftern lang genug sein? Ich höre, daß unser Zimmer im anderen Hause fünfundzwanzig Quadratfuß haben soll: wird es uns wohl recht sein? ist es größer als dieses? Wir sind sehr hungerig; dort sind zwei Dörfer: in welchem von beiden werden wir früher sein um zu essen? u. dgl. m.*)

245. Es handelte sich darum, ein schläfriges, träges Kind, das aus sich selbst weder zu dieser noch einer anderen Leibesübung zu bringen war, obwohl man es für den Militärstand bestimmte, im Laufen zu üben. Es hatte sich, ich weiß nicht, auf welche Weise, die Überzeugung gebildet, ein Mann von seinem gesellschaftlichen Stande dürfte nichts thun und nichts wissen, sein Adel müßte ihm statt der Arme und Beine und statt jeglichen Verdienstes dienen. Aus einem solchen Edelmanne einen schnellfüßigen Achilles zu machen, dazu hätte kaum die Geschicklichkeit Chirons hingereicht.**) Die Schwierigkeit war um so größer, als ich ihm durchaus nichts vorschreiben wollte. Aufmunterungen, Versprechungen, Drohungen, Wetteifer und das Verlangen zu glänzen hatte ich aus meinen Befugnissen gestrichen: wie konnte ich ihm das Verlangen zu laufen einflößen, ohne etwas zu sagen? Selbst laufen wäre ein wenig sicheres Mittel gewesen und hätte zu Unzukömmlichkeiten geführt. Überdies handelte es sich auch noch darum, aus dieser Übung irgend eine Veranlassung zur Belehrung für ihn zu ziehen, um die Verrichtungen der Maschine und die des urteilenden Verstandes an einen jederzeit einträchtigen Gang zu gewöhnen. Ich fing es auf folgende Weise an: ich d. h. derjenige, welcher in diesem Beispiel redet.

246. Bei unseren nachmittägigen Spaziergängen steckte ich manchmal zwei Kuchen in die Tasche von der Art, wie er sie gerne hatte; jeder von uns aß einen davon auf dem Spaziergang,[1]) und wir kamen

---

*) Venter artis magister wäre nach diesen Stellen R.'s Grundsatz, wie Formey meint.

**) Wie der Kentaur Chiron den jungen Achill im Laufen übt, zeigt der dem zweiten Buche vorgesetzte Stahlstich der Amst. Ausg. Achill bringt einen Hasen, den er gefangen, laufenden Schrittes zu Chiron zurück, der dem jungen Helden die Wange streichelt und ihm einen Apfel darreicht.

[1]) Einen ländlichen Spaziergang, wie man sofort sehen wird. Die öffentlichen Spaziergänge in den Städten sind für die Kinder von beiden Geschlechtern verderblich. Da beginnt die Eitelkeit und die Lust, gesehen zu werden; im Luxembourg, in den Tuilerien, besonders aber im Palais-Royal bekommt die schöne Pariser Jugend das freche und geckenhafte Wesen, das sie so lächerlich macht und

sehr vergnügt nach Hause zurück. Eines Tages bemerkte er, daß ich drei Kuchen bei mir hatte; er hätte sechs essen können ohne Beschwer: er beeilt sich tüchtig mit dem seinigen, um den dritten zu verlangen. „Nein," versetze ich ihm: „ich könnte ihn recht wohl selbst essen oder wir könnten uns darein teilen: doch sollen sich lieber die beiden kleinen Jungen dort im Wettlauf darum streiten." Ich rief sie herbei, zeigte ihnen den Kuchen und setzte ihnen die Bedingung auseinander. Die waren seelenvergnügt. Man legte den Kuchen auf einen großen Stein, der als Zielpunkt diente. Die Rennbahn wurde bezeichnet; wir setzten uns; auf das Zeichen rannten die Jungen los: der Sieger bemächtigte sich des Kuchens und aß ihn erbarmungslos vor den Augen der Zuschauer und des Besiegten.

247. Dieser Scherz war mehr wert als der Kuchen; aber zunächst verfing er nicht und blieb ohne Wirkung. Ich ließ mich jedoch nicht zurückschrecken und übereilte mich auch nicht; der Unterricht bei Kindern ist ein Geschäft, wo man Zeit verlieren muß, um Zeit zu gewinnen. Wir setzten unsere Spaziergänge fort; oft nahm man drei Kuchen mit, manchmal vier, und von Zeit zu Zeit gab es für die Läufer einen oder selbst zwei. War der Preis nicht groß, so waren dafür die Bewerber nicht ehrsüchtig; wer ihn davontrug, wurde belobt und gefeiert, alles mit gewisser Förmlichkeit. Um den Glückswechsel zu ermöglichen und das Interesse zu erhöhen, steckte ich eine längere Laufbahn ab und ließ mehrere Bewerber zu. Kaum waren sie in die Schranken getreten, so blieben alle Vorübergehenden stehen um zuzusehen; das Zurufen, das Geschrei und Händeklatschen befeuerte sie; manchmal sah ich mein junges Herrchen zittern, auffahren und aufschreien, wenn der eine im Begriff war, den andern zu erreichen oder zu überholen: das waren für ihn die olympischen Spiele.

248. Indessen gebrauchten die Bewerber manchmal Kriegsliste; sie hielten sich gegenseitig zurück oder brachten sich zu Falle oder warfen sich Feldsteine in den Weg. Das gab mir Veranlassung sie zu trennen und von verschiedenen Punkten aus laufen zu lassen, die indessen gleich weit vom Ziel entfernt waren; der Grund dieser Vorkehrung wird bald einleuchten, denn ich muß diese wichtige Sache in großer Ausführlichkeit behandeln.

249. Mein Herr Junker war es endlich müde, die so sehr verlockenden Kuchen vor seinen Augen verzehren zu sehen, und kam

---

ihr das Gespött und den Abscheu von ganz Europa zuzieht. — R. Amst. — Vgl. im Briefe an D'Alembert die Stelle: „Man betrachte in Paris in einer Gesellschaft das selbstgefällige und eitle Gebahren, den sicheren und absprechenden Ton einer respektlosen Jugend, während die ängstlichen und zurückhaltenden Alten den Mund nicht aufzumachen wagen oder kaum angehört werden." R. selbst war in größerer Gesellschaft nur verlegen und linkisch.

auf den Gedanken, daß gut zu laufen doch zu etwas gut sein könnte, und da er sah, daß er auch zwei Beine habe, begann er sich im Geheimen zu versuchen. Ich hütete mich, etwas davon zu sehen; aber ich begriff, daß meine List gelungen war. Als er sich stark genug fühlte (und ich las vor ihm in seinen Gedanken), that er, als wollte er durch andringliches Bitten den übrig gebliebenen Kuchen von mir erhalten. Ich schlage es ab; er bleibt dabei, und mit verdrossener Miene sagt er endlich: „Nun gut! legen Sie ihn auf den Stein, bezeichnen Sie die Bahn und wir wollen sehen." „Gut," erwiederte ich lächelnd, „kann denn ein Junker auch laufen? Du wirst mehr Appetit bekommen und nichts, um ihn zu befriedigen." Gereizt durch meinen Spott, nimmt er sich zusammen und gewinnt den Preis um so leichter, da ich die Bahn sehr kurz gemacht und den besten Läufer vorsorglich fern gehalten hatte. Man begreift, wie es mir, nachdem dieser erste Schritt geschehen, leicht war, ihn in Atem zu halten. Bald gewann er eine solche Vorliebe für diese Leibesübung, daß er auch ohne Begünstigung fast sicher war, meine Gassenjungen im Laufen zu überwinden, wie lang auch die Laufbahn war.

250. Dieser eine Vorteil brachte bald einen andern mit sich, an den ich nicht gedacht hatte. Als er den Preis selten davontrug, aß er ihn fast immer allein, wie seine Mitbewerber es thaten; als er sich aber an den Sieg gewöhnte, wurde er edelmütig und teilte oft mit den Besiegten. Dies war mir selbst Veranlassung zu einer sittlichen Beobachtung, und ich lernte daraus, welches der wahre Grund der Großmut sei.*)

251. Indem ich fernerhin mit ihm die Punkte, von denen aus jeder zu gleicher Zeit auslaufen sollte, an verschiedenen Stellen bezeichnete, machte ich, ohne daß er es bemerkte, die Abstände ungleich, so daß einer, der einen längeren Weg als der andere zu machen hatte, um zum nämlichen Ziele zu kommen, einen sichtbaren Nachteil hatte; aber, obwohl ich meinem Zögling die Wahl ließ, wußte er doch keinen Vorteil daraus zu ziehen. Ohne durch den Abstand sich in Verlegenheit setzen zu lassen, wählte er immer den besten Weg, sodaß es, da ich seine Wahl leicht voraussah, beinahe in meiner Hand lag, ihn den Kuchen nach Belieben verlieren oder gewinnen zu lassen, und dieser Kunstgriff diente ebenfalls zu mehr als einem Zwecke. Da es indessen in meiner Absicht lag, daß er den Unterschied wahrnehme, suchte ich, ihm denselben bemerklich zu machen; aber, wenn auch teilnahmslos in ruhigen Augenblicken, war er in seinen Spielen so lebhaft und mißtraute mir so wenig, daß ich alle erdenkliche Mühe hatte, ihm begreiflich zu machen, daß ich ihn

*) Das Gefühl der Stärke und des Besitzes. R. führt diesen Gedanken an späteren Stellen aus.

überlistete. Endlich gelangte ich so weit trotz seinem blinden Eifer, und er machte mir Vorwürfe darüber. Ich sagte zu ihm: „Worüber beklagst du dich? Wenn ich jemand ein Geschenk zuwenden will, kann ich da nicht meine Bedingungen selbst stellen? Wer zwingt dich denn mitzulaufen? Habe ich dir etwa versprochen, die Bahnen gleich zu machen? Hast du nicht die Wahl? Nimm die kürzere; man hindert dich ja nicht daran. Warum siehst du nicht, daß ich dich begünstige und daß die Ungleichheit, über welche du dich beklagst, ganz zu deinem Vorteil ist, wenn du ihn auszubeuten verstehst?“ Das war einleuchtend; er begriff es auch und mußte nun, um wählen zu können, näher zusehen. Zuerst wollte man die Schritte zählen; aber das Schrittmaß ist bei Kindern langsam und fehlbar; überdies kam mir der Gedanke, das Wettlaufen mehrmal an einem Tage zu veranstalten, und nun, da das Spiel eine Art von Leidenschaft geworden war, wollte man die zum Durchlaufen der Bahnen bestimmte Zeit nicht gerne mit dem Abmessen derselben verlieren. In solche Verzögerungen schickt sich die Lebhaftigkeit der Jugend ungern: man übte sich also genauer zu sehen, einen Abstand besser mit dem Auge zu schätzen. Nun machte es mir wenig Mühe, diese Neigung zu steigern und zu nähren. Monatelanges Probieren und Korrigieren der begangenen Fehler bildeten sein Augenmaß in solchem Grade aus, daß, wenn ich ihm in Gedanken einen Kuchen auf irgend einen entfernten Gegenstand legte, er mit dem Auge fast so sicher war wie ein Feldmesser mit seiner Meßkette.

252. Da das Gesicht von allen Sinnen derjenige ist, von dem man die Verstandesurteile am wenigsten losmachen kann, braucht man lange Zeit, um sehen zu lernen; man muß das Gesicht lange mit dem Gefühl verglichen haben, um den ersteren dieser beiden Sinne daran zu gewöhnen, uns von Gestalten und Entfernungen einen treuen Bericht zu geben: ohne das Gefühl und die Ortsveränderung können uns die allerdurchdringendsten Augen keine Vorstellung von der Ausdehnung geben. Für eine Auster muß die ganze Welt nur ein Punkt sein; sie würde ihr auch nichts mehr dünken, selbst wenn eine menschliche Seele diese Auster belehrte. Nur durch das Gehen, Betasten, Zählen und Messen der Ausdehnungen lernt man sie schätzen; aber auch wenn man immer messen wollte, würde der Sinn sich wieder auf das Instrument verlassen und keine Richtigkeit erlangen. Das Kind braucht auch nicht mit einem Male vom Messen zum Schätzen überzugehen; es muß zuerst durch fortgesetztes teilweises Vergleichen, wo es nicht das Ganze mit einem Blicke vergleichen kann, an Stelle der genauen Teilschätzungen Näherungsmaße setzen und sich daran gewöhnen, das Maß nicht immer mit der Hand, sondern bloß mit den Augen anzulegen. Doch sollte man, meines Bedünkens, seine ersten Übungen durch wirkliche Maße berichtigen, damit es seine Irrtümer korrigierte und, wenn in dem Sinn irgend eine

fehlerhafte Auffassung bliebe, ihn durch ein besseres Urteil zu berichtigen lernte. Man hat natürliche Maße, die fast überall dieselben sind; die Schritte eines Mannes, die Spannweite seiner Arme, seine Größe. Wenn das Kind die Höhe eines Stockwerks schätzt, kann ihm sein Erzieher als Klaftermaß dienen; schätzt es die Höhe eines Kirchturms, kann es sie nach den Häusern abmessen. Will es die Wegstunden wissen, so soll es die Gehstunden zählen, und besonders soll man nichts von allem dem an seiner Stelle thun; es soll das selbst thun.

253. Man kann die Ausdehnung und die Größe der Körper nicht gut beurteilen lernen, wenn man nicht auch ihre Gestalt erkennen und selbst nachbilden lernt; denn im Grunde beruht diese Kenntnis durchaus nur auf den Gesetzen der Perspektive, und ohne irgendwelchen Begriff von diesen Gesetzen kann man die Ausdehnung nicht nach der Erscheinung beurteilen. Die Kinder haben eine große Neigung zum Nachahmen und versuchen alle zu zeichnen; mein Zögling müßte mir diese Kunst pflegen, nicht gerade um der Kunst selbst willen, sondern um ein sicheres Auge und eine gewandte Hand zu bekommen; es liegt überhaupt sehr wenig daran, ob er diese oder jene Fertigkeit besitze, wenn er nur die Schärfe des Sinnes und die gute körperliche Gewöhnung erlangt, die man durch diese Übung gewinnt. Ich werde mich daher wohl hüten, ihm einen Zeichenlehrer zu geben, der ihn nur Nachgebildetes nachbilden und nur nach Zeichnungen zeichnen ließe: ich verlange, daß er keinen anderen Lehrer habe als die Natur, keine andere Vorlage als die Gegenstände selbst. Ich verlange, daß er das Original selbst vor Augen habe, nicht das Papier, auf dem es vorgestellt ist; er soll ein Haus nach einem Hause entwerfen, einen Baum nach einem Baum, einen Menschen nach einem Menschen, damit er sich gewöhne, die Körper und ihre Erscheinung gut zu beobachten und nicht falsche und herkömmliche Nachbildungen für wirkliche Nachbilder zu halten. Ich werde ihn selbst davon abhalten, nach dem Gedächtnis zu zeichnen ohne die Anschauung der Gegenstände, bis durch häufige Beobachtungen ihre genauen Umrisse sich fest in sein Vorstellungsvermögen einprägen, damit er nicht wunderliche und phantastische Formen der wirklichen Gestalt der Dinge unterschiebe und die Kenntnis der Verhältnisse und den Geschmack für die Schönheiten der Natur verliere.

254. Ich weiß wohl, daß er auf diese Weise lange sudeln wird, ohne etwas Erkennbares zustande zu bringen, daß er gefällige Umrisse und die leichte Handführung der Zeichner erst spät, die Unterscheidung der malerischen Effekte aber und den guten zeichnerischen Geschmack vielleicht niemals sich aneignen wird; dafür wird er gewiß einen richtigeren Blick, eine sicherere Hand, die Kenntnis der wahren Verhältnisse von Größe und Gestalt zwischen Tieren, Pflanzen und Naturkörpern und einen schnelleren Blick für die perspektivische Wirkung gewinnen. Das

aber wollte ich eben, und meine Absicht ist es nicht sowohl, daß er die Gegenstände nachzubilden, als daß er sie kennen zu lernen wisse; mir ist es lieber, er zeige mir ein Akanthusblatt, wenn er dafür auch das Blattwerk eines Kapitäls weniger gut zeichnet.*)

255. Bei dieser Übung übrigens wie bei allen anderen will ich nicht, daß mein Zögling allein das Vergnügen von der Sache habe. Ich will sie ihm noch angenehmer machen, indem ich sie fortwährend mit ihm teile. Er soll durchaus keinen anderen Nebenbuhler haben als mich; aber ich werde ihm ein unermüdlicher und unbedenklicher Nebenbuhler sein: dies wird ihm Interesse an seinen Beschäftigungen einflößen, ohne Eifersucht zwischen uns hervorzurufen. Ich werde den Bleistift nach seiner Art in die Hand nehmen; zuerst werde ich ebenso ungeschickt damit umgehen wie er. Wäre ich selbst ein Apelles, in diesem Augenblick bin ich nichts als ein Schmierer. Ich werde damit beginnen, einen Mann zu malen, wie ihn die Lakaien an die Mauern malen, Arme und Beine jedesmal ein Stecken und die Finger dicker als der Arm. Lange nachher erst werden wir miteinander dieses Mißverhältnis gewahr werden: wir werden bemerken, daß ein Bein dick ist und daß diese Dicke nicht überall dieselbe ist, daß der Arm seine bestimmte Länge hat im Verhältnis zum Leib u. s. w. Bei diesem Fortschreiten werde ich höchstens gleichen Schritt mit ihm halten oder ihn so wenig überholen, daß es ihm immer leicht wird, mich einzuholen und oft mich zu übertreffen. Wir werden Farben und Pinsel bekommen und werden die Farben der Gegenstände und ihre ganze Erscheinung ebenso wohl nachzubilden suchen wie ihre Gestalt. Wir werden illuminieren, malen, sudeln; aber bei all unseren Sudeleien werden wir unablässig die Natur belauschen; alles, was wir thun, wird unter den Augen unseres Lehrmeisters**) geschehen.

256. Wir waren in Verlegenheit um eine Ausschmückung unseres Zimmers;***) jetzt fällt sie uns von selbst in die Hand. Ich lasse unsere Zeichnungen einrahmen; ich lasse sie mit schönem Glas überdecken, damit man sie nicht mehr anrühre und damit jeder, wenn er sie so, wie wir sie fertig gebracht haben, aufbewahrt sieht, ein Interesse habe, die seinigen sorgfältig zu behandeln. Ich bringe sie der Reihe nach an den Wänden herum an, jede Zeichnung in zwanzig- und dreißigfacher Wiederholung, jedes Exemplar als ein Zeugnis der Fortschritte des Zeichners, von dem Augenblick an, wo das Haus nur ein fast unförmliches Viereck ist, bis zu dem, wo Vorder- und Seitenansicht,

---

*) Das Blatt des Akanthus (Bärenklau) hat das Motiv zur ornamentalen Umkleidung des Kapitäls der korinthischen Säule gegeben.

**) d. i. der Natur. Vgl. Anm. zu § 211.

***) § 64.

seine Verhältnisse und seine Beleuchtung in der genauesten Wahrheit vor uns stehen. Dieser stufenmäßige Fortschritt kann nicht verfehlen, uns fortwährend Bilder zu liefern, interessant für uns, wunderlich für die anderen, und er muß unseren Wetteifer immer mehr anspornen. Bei den ersten und rohesten von unseren Zeichnungen bringe ich recht glänzende, stark vergoldete Rahmen an, die sie herausheben; aber wenn die Nachbildung genauer wird und die Zeichnung wirklich gut ist, dann gebe ich ihr nur noch einen schwarzen, sehr einfachen Rahmen; sie braucht keinen anderen Schmuck als sich selbst, und es wäre schade, wenn die Einfassung die Aufmerksamkeit teilte, die der Gegenstand verdient. So trachtet jeder von uns nach der Ehre des einfachen Rahmens, und wenn einer eine Zeichnung des anderen heruntersetzen will, verurteilt er sie zum goldenen Rahmen. Eines Tages werden vielleicht diese goldenen Rahmen bei uns sprichwörtlich werden, und wir werden uns darüber verwundern, wie viele Menschen sich gerecht werden, indem sie sich so einrahmen lassen.

257. Ich habe gesagt, die Geometrie gehe über die Fassungskraft der Kinder; daran sind wir aber selbst schuld. Wir sehen nicht ein, daß ihre Methode nicht die unsrige ist und daß, was für uns zur Kunst logischen Denkens wird, für sie nur die Kunst zu sehen sein muß. Anstatt ihnen unsere Methode zu geben, würden wir besser thun, die ihrige zu wählen; denn unsere Art die Geometrie zu lernen ist ebenso sehr eine Sache der Einbildungskraft als des logischen Denkens. Wenn der Satz gegeben ist, muß der Beweis dafür ersonnen werden d. h. man muß finden, von welchem schon erlernten Satz der vorliegende eine Folge sein muß, und von allen Folgerungen, die man aus diesem nämlichen Satze ziehen kann, gerade diejenige auswählen, um die es sich handelt.

258. Auf diese Weise muß das exakteste Schlußvermögen, wenn es nicht erfinderisch ist, zu schanden werden. Und was folgt daraus? Anstatt uns die Beweise finden zu lassen, diktiert man sie uns; anstatt uns im Schließen zu üben, schließt der Lehrer für uns und übt nur unser Gedächtnis.

259. Man zeichne genaue Figuren, halte sie zu einander, lege sie auf einander und untersuche ihre gegenseitigen Verhältnisse, und man wird, von einer Beobachtung zur andern fortschreitend, die ganze Geometrie finden, ohne Definitionen, Probleme oder irgend eine andere Form des Beweises zu Hilfe zu ziehen mit Ausnahme des einfachen Aufeinanderlegens der Figuren. Ich selbst maße mir auch gar nicht an, Emil die Geometrie zu lehren, er wird sie mir lehren; ich werde die Beziehungen suchen, er wird sie finden; denn ich werde sie so suchen, daß er sie finden kann. Um z. B. einen Kreis zu ziehen, werde ich mich nicht eines Zirkels bedienen, ich werde ihn mit einer Spitze ziehen, die am Ende eines um den Mittelpunkt sich drehenden Fadens befestigt ist.

Wenn ich dann späterhin die Radien mit einander vergleichen will, wird Emil sich über mich lustig machen und mir zu begreifen geben, daß der nämliche immer angespannte Faden nicht ungleiche Abstände zeichnen konnte.

260. Wenn ich einen Winkel von sechzig Graden messen will, beschreibe ich von der Spitze dieses Winkels aus nicht etwa einen Bogen, sondern einen ganzen Kreis; denn bei den Kindern darf man keine stillschweigenden Voraussetzungen machen. Ich finde, daß der Kreisabschnitt zwischen den beiden Seiten des Winkels der sechste Teil des Kreises ist. Hierauf beschreibe ich vom nämlichen Scheitelpunkt aus einen anderen größeren Kreis und finde, daß dieser zweite Bogen ebenfalls der sechste Teil seines Kreises ist. Ich beschreibe einen dritten konzentrischen Kreis, an welchem ich die nämliche Probe mache, und ich wiederhole sie an neuen Kreisen, bis Emil, über meine Schwerfälligkeit verwundert, mich erinnert, daß zwischen dem nämlichen Winkel jeder Bogen, groß oder klein, immer der sechste Teil seines Kreises sein wird u. s. f. So sind wir denn gleich in den Gebrauch des Transporteurs eingeführt.

261. Um zu beweisen, daß Nebenwinkel gleich zwei Rechten sind, beschreibt man einen Kreis; ich fange es im Gegenteil so an, daß Emil diese Bemerkung zuerst am Kreise macht, und dann sage ich zu ihm: Wenn man nun den Kreis wegnähme und nur die geraden Linien stehen ließe, würden wohl die Winkel ihre Größe geändert haben? u. s. w.

262. Man vernachlässigt die Richtigkeit der Figuren, man setzt sie als richtig voraus und macht sich dann an den Beweis. Bei uns dagegen wird nie von einem Beweise die Rede sein. Unsere wichtigste Sorge wird es sein, recht gerade, richtige und gleiche Linien zu ziehen, ein recht vollständiges Viereck zu zeichnen, einen hübsch runden Kreis zu ziehen. Um die Richtigkeit der Figur zu bestätigen, untersuchen wir sie nach allen ihren wahrnehmbaren Eigentümlichkeiten, und dies giebt uns Veranlassung, jeden Tag neue zu entdecken. Wir werden die beiden Halbkreise nach dem Durchmesser, die beiden Hälften des Vierecks nach der Diagonale zusammenfalten: wir werden unsere beiden Figuren vergleichen, um diejenige zu finden, deren Ränder am genauesten sich decken und die demnach die bestgezeichnete ist; wir werden eine Erörterung darüber anstellen, ob diese Gleichheit der Teile immer stattfinden müsse bei den Parallelogrammen, Trapezen u. s. w. Manchmal sieht man auch zu, ob sich vielleicht das Ergebnis des Versuches vorausbestimmen lasse, man bemüht sich, die Gründe davon zu finden u. s. f.

263. Für meinen Zögling ist die Geometrie nur die Kunst, sich des Lineals und Zirkels gut zu bedienen; er darf sie nicht verwechseln mit dem Zeichnen, wo er weder das eine noch das andere dieser Instrumente anwenden soll. Lineal und Zirkel werden eingeschlossen; man gestattet ihm den Gebrauch derselben nur selten und auf kurze Zeit,

damit er sich nicht ans Sudeln gewöhne; aber wir können manchmal unsere Figuren auf den Spaziergang mitnehmen und darüber reden, was wir gemacht und noch machen wollen.

264. Ich vergesse nie, wie ich in Turin einen jungen Menschen gesehen habe, dem man in seiner Kindheit die Verhältnisse des Umfangs und der Oberfläche beigebracht, indem man ihn jeden Tag aus allen möglichen geometrischen Figuren Waffeln von gleichem Umfang auswählen ließ. Der kleine Lecker hatte Archimedes' ganze Kunst erschöpft, um herauszufinden, in welcher Figur er am meisten zu essen bekam.*)

265. Wenn ein Kind Federball spielt, übt es Auge und Arm in der Genauigkeit; wenn es den Kreisel peitscht, so steigert es seine Kraft durch die Übung derselben, ohne jedoch etwas zu lernen. Ich habe manchmal gefragt, warum man den Kindern nicht die nämlichen Spiele zur Übung der Geschicklichkeit gebe, wie die Erwachsenen sie haben: den Fangball, den Stoßball, das Billard, den Bogen, den Windball, die musikalischen Instrumente. Man hat mir geantwortet, daß einige dieser Spiele über ihre Kräfte hinausgingen und daß für andere ihre Glieder und Organe noch nicht hinreichend ausgebildet wären. Ich finde diese Gründe nicht stichhaltig: ein Kind hat auch nicht den Wuchs eines Mannes und trägt dennoch Kleider wie die seinigen. Ich meine nicht, daß es mit unseren Kolben auf einem drei Fuß hohen Billard spielen soll; ich meine nicht, daß es im Ballhause den Ball werfen oder daß man ihm die Rakete des Ballmeisters in seine kleine Hand geben soll; aber es soll in einem Saale spielen, dessen Fenster man gut verwahrt hat, es soll anfangs nur mit weichen Bällen spielen, und seine ersten Raketen sollen zuerst von Holz, dann von Pergament und endlich von gespannten Darmsaiten sein, je nach seinen Fortschritten. Man zieht den Federball vor, weil er weniger ermüdet und gefahrlos ist. Man irrt sich aber aus folgenden zwei Gründen. Der Federball ist ein Frauenspiel; aber man sieht nie, daß eine Frau dem fliegenden Ball nicht aus dem Weg liefe. Ihre weiße Haut darf nicht durch Beulen zerstoßen werden, und ihr Gesicht erwartet etwas anderes als Quetschungen. Wir aber sind dazu gemacht, kräftig zu werden; soll das ganz mühelos geschehen? und wie sollen wir uns je zur Wehr setzen können, wenn wir nie angegriffen werden? Spiele, bei denen man ohne Gefahr ungeschickt sein kann, werden immer lau gespielt; ein fallender Federball beschädigt niemanden; aber nichts macht die Arme so beweglich, als wenn man den Kopf zu schützen hat, nichts giebt einen so sicheren Blick, als wenn man seine Augen behüten muß. Von einem Ende des Saales nach dem andern springen, den Flug eines Balls noch in der Luft bemessen und ihn mit

---

*) Er mußte kreisförmige auswählen, wie Petitain richtig z. d. St. bemerkt.

kräftiger und sicherer Hand zurückschleudern: solche Spiele eignen sich weniger für Männer, als sie dazu dienen, Männer zu bilden.*)

266. Die Muskelbänder eines Kindes seien zu weich, sagt man; sie haben zu wenig Schnellkraft: aber sie sind um so geschmeidiger. Sein Arm ist schwach, aber es ist eben doch ein Arm. Man muß, im entsprechenden Verhältnisse, alles daraus machen, was man aus einer anderen ähnlichen Maschine machen kann. Die Kinder haben keine Gewandtheit in den Händen; eben darum verlange ich, daß man ihnen eine solche aneigne: ein Erwachsener würde bei demselben geringen Maß von Übung ebenso wenig besitzen; wir können den Gebrauch unserer Organe nicht kennen, bevor wir sie in Thätigkeit gesetzt haben. Nur eine lange Erfahrung kann uns lehren, Nutzen aus uns selbst zu ziehen, und diese Erfahrung eben ist das eigentliche Studium, zu dem wir nicht frühe genug hingeleitet werden können.

267. Was ausgeführt wird, ist auch ausführbar. Nun giebt es kein gewöhnlicheres Schauspiel als gewandte und behende Kinder, welche die nämliche Beweglichkeit in den Gliedern haben, die ein Erwachsener haben kann. Auf fast allen Jahrmärkten sieht man Kinder äquilibristische Kunststücke machen, auf den Händen gehen, springen, auf dem Seil tanzen. Wie viele Jahre hindurch haben nicht Kinder durch ihre Ballete Zuschauer in die Comédie Italienne**) gelockt! Wer hat nicht in Deutschland oder in Italien von der Pantomimengesellschaft des berühmten Nicolini gehört? Hat jemand an diesen Kindern jemals unfertigere Bewegungen, weniger anmutige Haltungen, ein weniger richtiges Ohr, einen weniger leichten Tanz bemerkt als bei den vollkommen ausgebildeten Tänzern? Mag man auch anfangs dicke, kurze und wenig bewegliche Finger, fleischige und zum festen Zugreifen wenig geeignete Hände haben, verhindert das, daß manchmal Kinder schreiben und zeichnen können in einem Alter, wo andere noch den Bleistift oder die Feder nicht halten können? Ganz Paris erinnert sich noch der kleinen Engländerin, welche in ihrem zehnten Jahre Wunder auf dem Klavier hören ließ.[1]) Im

---

*) Das Ballspiel mit der Rakete (jeu de paume) war gegen Ausgang des Mittelalters in Frankreich sehr im Schwunge und wird heute noch von der französischen Jugend eifrig geübt. La longue paume ist ziemlich anstrengend.

**) Die Kinderbalette und Kinderpantomimen waren zu R.s Zeiten sehr beliebt in Paris. Der nämliche Kirchenfürst, der R.s Emil verdammt, wollte auch gegen diese Kinderaufführungen einschreiten; er ließ sie aber bestehen, seit man dafür die Armenabgabe erhob wie von den übrigen Schauspielen. S. Robiquet, Théveneau de Morande. Paris 1882. S. 170 fgde.

[1]) Ein kleiner Knabe von sieben Jahren hat seit dieser Zeit noch viel Erstaunlicheres geleistet. — R. Gen. — Es könnte hier der kleine Mozart gemeint sein, welcher einige Zeit nach der Veröffentlichung des Emil in seinem siebenten Lebensjahr in Paris war und damals besonders den Hof durch sein Talent und sein einfach kindliches Wesen entzückte.

Hause eines Beamten*) sah ich, wie man seinen Sohn, einen kleinen Jungen von acht Jahren beim Dessert wie eine Statue mitten unter die Schüsseln hinstellte und wie er dann auf einer Violine, fast ebenso groß als er selbst, spielte und durch seinen Vortrag selbst die Künstler überraschte.

268. Alle diese Beispiele und hunderttausend andere beweisen meines Bedünkens, daß die Ungeschicktheit für unsere Übungen, die man bei den Kindern voraussetzt, eine eingebildete ist, und daß der Grund, warum sie in einigen solchen nichts zustande bringen, darin liegt, daß man sie nie darin geübt hat.

269. Man wird mir entgegenhalten, daß ich hier inbezug auf den Leib in den Fehler vorzeitiger Bildung verfalle, den ich bei den Kindern in Hinsicht auf den Geist tadle. Dabei waltet jedoch ein großer Unterschied ob; denn auf der einen Seite ist der Fortschritt nur ein scheinbarer, auf der anderen ein wirklicher. Ich habe bewiesen, daß sie den Verstand nicht besitzen, den sie zu haben scheinen, während sie alles, was sie zu thun scheinen, wirklich thun. Überdies muß man beherzigen, daß alles dieses nur Spiel ist oder sein soll, eine leichte und ungezwungene Leitung der Bewegungen, welche die Natur von ihnen verlangt, die Kunst, ihren Vergnügungen zur Erhöhung des Genusses Abwechselung zu geben, ohne daß der geringste Zwang sie je in eine Arbeit verwandelte: denn welche Unterhaltung giebt es denn bei ihnen, die ich nicht zu einem Gegenstand der Belehrung für sie machen könnte? und wenn ich das auch nicht könnte, so sind ja ihre Fortschritte nach jeder Seite hin für den Augenblick von keiner Bedeutung, wenn sie sich nur ohne Unzuträglichkeit unterhalten und die Zeit hinbringen, während, wenn man ihnen durchaus dieses oder jenes lehren muß, es in jedem Falle unmöglich ist, mag man es anfangen, wie man wolle, ohne Zwang, Ärger und Verdruß zum Ziele zu gelangen.**)

270. Was ich über die beiden Sinne gesagt habe, deren Gebrauch der ununterbrochenste und wichtigste ist, kann als Muster für die Art, die andern zu üben, dienen. Gesicht und Gefühl bethätigen sich auf gleiche Weise bei ruhenden und sich bewegenden Körpern; aber da nur die Erschütterung der Luft den Sinn des Gehörs anregen kann, so kann auch nur ein in Bewegung begriffener Körper Geräusch oder Ton verursachen; wäre alles in Ruhe, so würden wir nie etwas hören. In der Nacht nun, wo wir uns selbst nur so viel bewegen, als uns eben beliebt, und nur die sich bewegenden Körper zu fürchten haben, ist es

---

*) Nach Petitain war es Herr de Boisgelou, der als musikalischer Theoretiker bekannt war. Von praktischen Leistungen des Sohnes in der Musik ist sonst nichts bekannt.

**) Seitdem Plato gelehrt (de rep. 536 e, 537 a), „daß man im Spiel die Knaben lehren müsse, damit man ihre Natur erkenne," ist dies Thema der Pädagogik nicht mehr entgangen. S. Locke § 130.

für uns von Wichtigkeit, ein wachsames Ohr zu haben und nach der auf uns eindringenden Sinnesempfindung beurteilen zu können, ob der Körper, welcher dieselbe veranlaßt, groß oder klein, fern oder nahe ist, ob seine Erschütterung heftig oder schwach ist. Die erschütterte Luft ist Gegenwirkungen ausgesetzt, welche sie zurückwerfen, durch den Widerhall, den sie hervorbringen, den Sinneneindruck wiederholen und den tönenden oder klingenden Körper an einem andern Orte hören lassen als dem, wo er sich befindet. Wenn man in einer Ebene oder in einem Thale das Ohr an die Erde bringt, hört man die menschliche Stimme und den Tritt der Pferde weiter, als wenn man steht.

271. Da wir das Gesicht mit dem Gefühl verglichen haben, ist es zweckmäßig, es auch mit dem Gehör zu vergleichen und zu erfahren, welcher der beiden Eindrücke, von demselben Körper zur selben Zeit ausgehend, früher zu seinem Organe gelangt. Wenn man das Feuer einer Kanone sieht, kann man sich noch vor dem Schusse decken; aber sobald man den Knall derselben hört, ist es zu spät, die Kugel ist schon da. Nach dem Zeitabstand zwischen dem Leuchten und dem Schlag kann man schließen, wie weit ein Gewitter noch entfernt ist. Man sehe darauf, daß das Kind alle diese Versuche kennen lerne: diejenigen, die innerhalb seiner Fassungskraft liegen, soll es selbst machen, die anderen soll es durch Induktion finden: aber hundertmal lieber soll es sie nicht wissen, als wenn man sie ihm erst sagen muß.

272. Wir haben ein Organ, das dem Gehör entspricht, nämlich die Stimme; aber wir haben keines, das dem Gesicht entspricht, wir können die Farben nicht wiedergeben wie die Töne. Daraus ergiebt sich ein ferneres Mittel zur Übung des ersteren Sinnes, indem wir das aktive und das passive Organ durch einander selbst üben.

273. Der Mensch hat drei Arten von Stimmen: die artikulierte oder Sprechstimme, die melodische oder Singstimme, die accentuierte oder die Stimme des Pathos, welche zum Ausdruck der Leidenschaften dient und Gesang und Wort belebt. Das Kind hat diese drei Arten von Stimmen wie der Erwachsene, ohne sie jedoch ebenso vereinigen zu können: es kennt das Lachen, Schreien, Klagen, Rufen, Seufzen wie wir; aber es weiß die Modulation dieser Laute den beiden anderen Stimmen nicht beizumischen. Eine vollkommene Musik ist diejenige, welche diese drei Stimmen am besten vereinigt. Dieser Musik jedoch sind die Kinder nicht fähig, und ihr Gesang ist immer seelenlos. Ebenso hat ihre Sprache in der Sprechstimme keinen Accent; sie schreien, aber accentuieren nicht, und da sie im Reden wenig Energie entwickeln, haben sie auch in ihrer Stimme wenig Accent.*) Unser Zögling wird noch eine gleich-

*) In der Gen. Ausg. sind die Ausdrücke Energie und Accent in diesem Satze umgesetzt. Es heißt dort: „da sie in ihren Reden wenig Accent entwickeln, haben sie auch in ihrer Stimme wenig Energie.“ Diese Lesart ist eine sachgemäße Korrektur der im Texte gegebenen.

förmigere, einfachere Sprechart haben, weil seine noch schlummernden Leidenschaften ihre Sprache nicht in die seinige mischen werden. Man wolle ihn deshalb keine tragischen oder komischen Rollen hersagen, noch die sogenannte Deklamierkunst lernen lassen. Er ist zu verständig, um Dingen, die er nicht verstehen kann, einen entsprechenden Ton, und Gefühlen, die er nie erfahren, Ausdruck zu geben.*)

274. Man lehre ihn gleichmäßig und deutlich sprechen, gut artikulieren, genau und ohne Ziererei aussprechen, den grammatischen Accent und den Wortton erkennen und beobachten und immer mit so viel Stimme reden, daß er verstanden werden kann, nie aber mit mehr, als eben nötig ist, ein gewöhnlicher Fehler bei Kindern in den Collèges (Gymnasien): in keinem Ding etwas Überflüssiges!

275. Ebenso mache man im Singen seine Stimme richtig, gleichmäßig, biegsam und klangvoll, sein Ohr empfänglich für Takt und Harmonie, aber nichts weiter. Nachahmende und theatralische Musik paßt nicht für sein Alter. Nach meiner Ansicht sollte er nicht einmal Worte singen; hätte er jedoch Lust dazu, so würde ich mich bemühen, besondere, für sein Alter entsprechende Lieder zu verfertigen, die ebenso einfach wären als seine Ideen.

276. Man vermutet wohl, da ich so wenig eilig bin, ihn Geschriebenes lesen zu lehren, ich würde ebenso wenig beeilt sein, ihn Musik lesen zu lehren. Jede zu ängstliche Aufmerksamkeit müssen wir von seinem Gehirn fern halten und dürfen ja nicht zu früh seinen Verstand auf herkömmlich festgesetzte Zeichen richten. Dies hat nun wohl seine Schwierigkeiten, ich gestehe es; denn wenn die Kenntnis der Noten zunächst nicht notwendiger erscheint zum Singen als die Kenntnis der Buchstaben zum Sprechen, so besteht doch der Unterschied, daß wir im Sprechen unsere eigenen Gedanken wiedergeben, im Singen aber nur diejenigen anderer. Um diese nun wiederzugeben, muß man sie lesen.

277. Erstens jedoch kann man sie hören statt sie zu lesen, und das Ohr faßt einen Gesang noch treuer auf als das Auge. Ferner genügt es, um die Musik recht zu verstehen, nicht, sie wiederzugeben, man muß erfinden, und eines muß mit dem anderen gelernt werden, wenn man sie je recht verstehen will.**) Man übe den jungen Musikanten zuerst, recht regelmäßige, gut kadenzierte Sätze zu erfinden, hierauf, sie durch eine sehr einfache Modulation zu verbinden, endlich, ihre Verhält-

*) Diese Auseinandersetzungen berühren sich z. T. mit R.'s Ansichten über das Verhältnis von Sprache und Musik, worüber sein Essai sur l'origine des langues zu vergleichen ist.

**) Dies war die gute Art des vorigen Jahrhunderts. Das Unwesen der Virtuosen, das jede reine Kunst und Kunstliebe untergräbt, hat von dem Augenblicke an begonnen, wo man den ausführenden „Künstler" vom erfindenden, dem Komponisten, getrennt hat.

nisse unter einander durch eine sinnentsprechende Gliederung zu bezeichnen; letzteres geschieht durch die rechte Wahl der Kadenzen und Ruhezeichen.*) Vor allem nur keinen unnatürlichen Gesang, nichts Pathetisches, Ausdrucksvolles. Eine immer gesangmäßige, einfache Melodie, die sich auf den Hauptnoten der Tonart aufbaut und den Baß so deutlich anzeigt, daß er ihn fühlen und ohne Mühe begleiten kann; denn, um Stimme und Ohr zu üben, soll er immer nur zum Klavier singen.

278. Um die Laute besser herauszuheben, artikuliert man sie beim Aussprechen; daher der Gebrauch, die Tonleiter in gewissen Silben zu singen. Um die Stufen zu unterscheiden, muß man ihnen und ihren bestimmten Tonhöhen Namen geben; daher die Namen der Intervalle und daneben die Buchstaben des Alphabets, womit man die Tasten des Klaviers und die Noten der Tonleiter bezeichnet. C und A bezeichnen bestimmte unveränderliche Töne, welche immer mit denselben Tasten gespielt werden. Ut und la sind etwas anderes. Ut ist beständig die Grundnote (Tonika) einer Durtonart oder die Mittelnote (Mediante) einer Molltonart. La ist beständig die Grundnote einer Molltonart oder die sechste Note (Sexte) einer Durtonart. So bezeichnen die Buchstaben die feststehenden Punkte in den Verhältnissen unseres musikalischen Systems, die Silben bezeichnen die bezüglichen Punkte für die in den verschiedenen Tonarten wiederkehrenden ähnlichen Verhältnisse. Die Buchstaben bezeichnen die Tasten des Klaviers, die Silben bezeichnen die Stufen der Tonart. Die französischen Musiker haben diese Unterscheidungen wunderbar verwirrt; sie haben die Bedeutung der Silben mit der der Buchstaben verwechselt, und indem sie die Zeichen für die Tasten unnötig verdoppelt haben, haben sie für die Stufen der Tonart keine mehr übrig gelassen: so sind für sie ut und C immer die nämliche Sache, was nicht der Fall ist und nicht sein soll, denn wozu hätte man dann das C? Auch ist ihre Art, die Tonleiter zu singen, über die Maßen

---

*) Für die nicht musikalisch gebildeten Leser mag die Bemerkung dienen, daß Kadenz (vom lat. cadere, fallen) den Fall der musikalischen Phrase bezeichnet, die wie beim Lesen des gesprochenen Satzes durch Beugung der Stimme und Interpunktion (Gliederung, ponctuation) sich ausdrückt. Modulation ist Durchführung der Melodie durch die wechselnden musikalischen Akkorde. Für den folgenden § ist daran zu erinnern, daß die Franzosen (nach italienischem Vorgange) die Töne der ganzen Skala mit den Silben do (ital. ut) re mi fa sol la si bezeichnen und singen. Es sollen dies die Anfangssilben der Strophe

> **Ut** queant laxis **re**sonare fibris
> **mi**ra gestorum **fa**muli tuorum,
> **sol**ve polluti **la**bii reatum,
> **s**ancte **J**oannes.

sein. Die sog. Hammerschen Silben (c d e f g a h) bezeichnen ein für alle Male bestimmte Töne ohne Rücksicht auf die Tonart. Gegenwärtig bezeichnet man durch die ersteren (do, re u. s. w.) beides.

schwierig, ohne irgend einen Nutzen zu bieten, ohne dem Verstand irgend einen klaren Begriff zu geben, da bei dieser Methode z. B. die beiden Silben ut und mi zugleich eine große, eine kleine, eine übermäßige und eine verminderte Terz bedeuten können. Welch seltsames Verhängnis, daß man gerade in dem Lande, wo man die schönsten Bücher über die Musik schreibt, sie am schwierigsten lernt!*)

279. Mit unserem Zögling wollen wir eine einfachere und verständlichere Praxis befolgen; für ihn soll es nur zwei Tonarten geben, deren Verhältnisse immer dieselben und durch dieselben Silben bezeichnet sein sollen. Möge er singen oder ein Instrument spielen, er soll seine Tonart auf jedem der zwölf Töne, die ihr zur Grundlage dienen können, aufzubauen verstehen, und ob man nun in D, C oder G u. s. w. moduliert, die Schlußnote sei immer ut oder la, je nach der Tonart. Auf diese Art wird ihm der Unterricht immer verständlich sein; die für das richtige Singen oder Spielen wesentlichen Verhältnisse der Tonart werden seinem Geiste immer gegenwärtig sein, seine Ausführung wird reinlicher und sein Fortschritt schneller sein. Es giebt nichts Wunderlicheres als die sogenannte natürliche Tonleiter (Solfeggiatur) der Franzosen; damit trennt man die Begriffe von den Sachen, um ihnen fernliegende zu unterschieben, die nur irre führen. Nichts ist natürlicher als bei verschobener Tonart auch in verschobener Tonleiter zu singen. Aber schon zu viel über Musik; man lehre sie, wie man will, nur soll sie mehr sein als eine Erheiterung.**)

280. Über den Zustand der fremden Körper im Verhältnis zu dem unsrigen, über ihr Gewicht, ihre Gestalt, Farbe, Dichtigkeit, Größe, Entfernung, Temperatur, Ruhe oder Bewegung wären wir nun hinreichend unterrichtet. Wir wissen jetzt, welchen Körpern wir uns nähern, welche wir von uns fernhalten sollen, wir kennen die Art, wie wir es anzufangen haben, um ihren Widerstand zu besiegen oder ihnen selbst so Widerstand zu leisten, daß wir vor Beschädigungen von ihrer Seite gesichert seien; das ist aber nicht genug: unser eigener Leib erschöpft sich unaufhörlich, er bedarf der fortwährenden Erneuerung. Obwohl wir nun die Fähigkeit haben, andere Körper in unsere eigene Substanz um-

---

*) Anspielung auf Rameau (Traité de l'harmonie). Näheres im 5. Buch des ersten Teils der Bekenntnisse. Cramer bemerkt zu dieser Stelle: „wogegen der Deutsche, der seinen Kirnberger hat, welchem, ob er wohl, von einem Schulz aufs neue bearbeitet, noch viel vollkommener sein könnte, doch kein über die Theorie der Komposition geschriebenes Buch unter Italienern und Franzosen das Wasser reicht, in bester Form Rechtens protestiert." —

**) R. ist also von seiner Ziffermethode, welche er 1742 der Akademie der Wissenschaften vorgetragen hatte, endgiltig zurückgekommen; er mußte den wesentlichen Vorteil der Notenschrift, den der Anschaulichkeit und leichteren Lesbarkeit, anerkennen. Nur hält er an dem System der relativen Tonbezeichnung fest, welche nur eine Dur- und eine Molltonleiter kennt.

zusetzen, so ist die Wahl doch nicht gleichgiltig: nicht alles ist eine Nahrung für den Menschen, und unter den Stoffen, die es sein können, giebt es mehr oder weniger passende, je nach der besonderen Konstitution seiner Art, nach dem Himmelsstrich, den er bewohnt, nach seiner speziellen Leibesbeschaffenheit und der Lebensart, die sein Beruf ihm vorschreibt.

281. Hunger oder Gift würde uns töten, wenn wir, um die für uns geeignete Nahrung zu wählen, warten müßten, bis uns die Erfahrung gelehrt, sie kennen zu lernen und auszuwählen; aber die ewige Güte, die aus der Lustempfindung der sinnlichen Wesen das Werkzeug ihrer Erhaltung gemacht hat,*) zeigt uns in dem, was unserem Gaumen gefällt, zugleich das für unsern Magen Passende. Für den Menschen giebt es von Natur keinen zuverlässigeren Arzt als seine eigene Eßlust, und, wenn ich ihn in seinem ursprünglichen Zustande betrachte, zweifle ich nicht, daß diejenigen Nahrungsmittel, die ihm die angenehmsten waren, ihm damals auch die zuträglichsten gewesen sind.

282. Noch mehr! Der Urheber der Dinge sorgt nicht bloß für die Bedürfnisse, die er uns eingiebt, sondern auch für diejenigen, welche wir uns selbst bereiten, und, um neben das Bedürfnis immer das Verlangen zu setzen, läßt er unseren Geschmack mit unserer Lebensart wechseln und sich verändern. Je mehr wir uns vom Naturzustand entfernen, desto mehr verlieren wir unseren natürlichen Geschmack, oder die Gewohnheit schafft uns vielmehr eine zweite Natur, die wir der ersten derart unterschieben, daß niemand von uns diese mehr kennt.

283. Daraus folgt, daß der natürlichste Geschmack auch der einfachste sein muß; denn ein solcher wandelt sich am leichtesten um, während er, durch unsere Laune gereizt und erhitzt, eine Gestalt annimmt, die sich nicht mehr verändert. Der Mensch, der noch gar keinem Lande angehört, bequemt sich ohne Mühe den Gebräuchen eines jeglichen Landes an; aber der Mensch, der einem bestimmten Lande angehört, kann in einem andern nicht mehr ganz heimisch werden.

284. Dies scheint mir in jeder Beziehung richtig, aber mehr noch inbezug auf den eigentlichen Geschmack. Unsere erste Nahrung ist die Milch; nur nach und nach gewöhnen wir uns an scharfen Geschmack: im Anfang widersteht er uns. Obst, Gemüse, Kräuter und endlich einiges geröstete Fleisch ohne Zugewürz und Salz machte die Mahle der ersten Menschen aus.[1]) Wenn ein Wilder zum ersten Male Wein trinkt, verzieht er das Gesicht und stößt ihn zurück, und wer sogar unter uns bis zu seinem zwanzigsten Jahre noch nie gegorene Getränke gekostet hat,

---

*) Ausführung dieses Gedankens IV § 7 fgde.

[1]) Siehe die Arkadia des Pausanias, ferner das unten mitgeteilte Stück aus Plutarch. — R. Amst. — (Pausanias, „Führer [περιήγησις] durch Griechenland." 2. Jahrhund. n. Chr.) Man vgl. auch oben I § 118.

kann sich nicht mehr daran gewöhnen: wir wären lauter Nüchternheitsapostel, wenn man uns nicht in unseren jungen Jahren Wein gegeben hätte.*) Kurz, je einfacher unser Geschmack ist, desto weniger heikel ist er; Widerwillen hat man in den gewöhnlichsten Fällen nur gegen zusammengesetzte Gerichte. Hat man je gesehen, daß jemand einen Ekel gehabt vor Wasser oder Brot? Wir sehen darin den Fingerzeig der Natur, wir sehen darin unsere eigene Regel. Man bewahre dem Kinde so viel als möglich seinen ursprünglichen Geschmack; seine Nahrung sei gewöhnlich und einfach; sein Gaumen soll sich nicht an gewürzte Sachen gewöhnen und sich keinen ausschließlichen Geschmack aneignen.

285. Ich untersuche hier nicht, ob diese Lebensweise gesünder ist oder nicht; mein Gesichtspunkt ist ein ganz anderer. Um sie vorzuziehen, genügt es mir zu wissen, daß sie am meisten der Natur gemäß ist und sich am leichtesten zu jeder andern bequemen kann. Diejenigen, welche sagen, man müsse die Kinder an diejenige Kost gewöhnen, die sie als Erwachsene genießen werden, schließen meines Erachtens nicht richtig. Warum soll ihre Nahrung dieselbe sein, da doch ihre Lebensart so verschieden ist? Ein von Arbeit, Kummer und Mühsalen erschöpfter Mensch hat saftige Nahrung nötig, die sein Gehirn neu belebt; ein Kind, das sich eben ausgetobt hat und dessen Leib im Wachsen begriffen ist, braucht eine reichliche Nahrung, die ihm viel Speisesaft zuführt. Überdies hat ein ausgewachsener Mann schon seinen Stand, Beruf und Wohnsitz; wer aber kann mit Sicherheit sagen, was das Schicksal dem Kinde vorbehält? In nichts gebe man ihm eine so ausgesprochene Richtung, die nach dem Bedürfnis zu ändern ihm zu schwer ankommen würde. Wir wollen nicht schuld sein, daß es in anderen Ländern Hungers sterbe, wenn es nicht überall einen französischen Koch mit sich herumschleppt, auch nicht, daß es eines Tages sage, nur in Frankreich wisse man zu essen. Beiläufig gesagt, ein wunderliches Lob! Ich würde im Gegenteil sagen, daß nur die Franzosen nicht zu essen verstehen, da es einer so besondern Kunst bedarf, um ihnen die Gerichte eßbar zu machen.

286. Von unseren verschiedenen Sinnenempfindungen giebt uns der Geschmack diejenigen, die im allgemeinen den größten Eindruck auf uns machen. Es liegt auch mehr in unserem Interesse, diejenigen Stoffe richtig zu beurteilen, welche einen Teil des unsrigen bilden sollen, als diejenigen, die sich nur in seiner Umgebung befinden. Tausenderlei Sachen sind gleichgiltig für das Gefühl, das Gehör und das Gesicht; es giebt aber fast nichts, was für den Geschmack gleichgiltig wäre. Die Thätigkeit dieses Sinnes ist außerdem eine ganz und gar physische und materielle; er allein sagt der Einbildungskraft nichts, wenigstens mischt sie sich am

*) Locke § 15 will Bier für seinen Zögling.

wenigsten in seine Empfindungen ein, während Nachahmung und Einbildungskraft oft dem Eindruck aller andern etwas Geistiges beimischen. Auch sind die zärtlichen und wohllüstigen Herzen, die leidenschaftlichen und wahrhaft empfindsamen Naturen, die sich leicht durch die anderen Sinne erregen lassen, diesem gegenüber ziemlich unempfindlich.*) Gerade aus diesem Verhalten, das den Geschmack eine Stufe unter sie zu stellen und die Hingabe an denselben verächtlicher zu machen scheint, möchte ich im Gegenteil schließen, daß das passendste Mittel, die Kinder zu ziehen, das ist, daß wir sie durch ihren Mund leiten. Der Trieb der Eßlust ist überhaupt dem der Eitelkeit vorzuziehen,**) insofern der erste eine natürliche Neigung ist, die mit dem Sinn unmittelbar zusammenhängt, während letztere ein Werk der Einbildung ist, der Laune der Menschen und jeglichem Mißbrauch unterworfen. Eßlust ist die Leidenschaft der Kinder; sie hält vor keiner anderen stand; beim ersten Auftreten einer anderen verschwindet sie. Ja, man glaube mir nur, das Kind wird nur zu früh aufhören, an sein Essen zu denken, und wenn sein Herz zu sehr beschäftigt ist, wird der Gaumen es kaum mehr beschäftigen. Wenn es einmal erwachsen ist, werden tausend stürmische Gefühle bald die Eßlust aus dem Felde schlagen und nur die Eitelkeit reizen; denn diese letztere Leidenschaft zieht allein von den anderen ihren Nutzen und verschlingt sie schließlich alle. Ich habe manchmal jene Menschen studiert, welche den guten Bissen Wert beilegten, welche schon beim Aufwachen daran dachten, was sie den Tag über essen würden, und ein Mahl mit größerer Genauigkeit beschrieben, als es Polybius bei einer Schlacht für angemessen findet. Ich habe gefunden, daß diese vorgeblichen Männer nur Kinder von vierzig Jahren waren, ohne Kraft und Gehalt: fruges consumere nati.***) Die Eßlust ist der Fehler inhaltsloser Herzen. Die Seele eines Essers ist ganz in seinem Gaumen, er ist nur fürs Essen gemacht; bei seiner Geistesarmut ist er nur bei Tisch an seinem Platze, nur über Speisen weiß er zu urteilen: lassen wir ihn ohne Bedauern auf seinem Posten; für ihn ist dieser besser als irgend ein anderer, in unserem Interesse sowohl als im seinigen.

287. Die Furcht, die Eßlust möge sich in einem irgendwie begabten Kinde einwurzeln, ist eine kleingeistige Bedenklichkeit. In der Kindheit denkt man nur an das, was man ißt; im Jünglingsalter denkt

*) Man denkt hier unwillkürlich an R.s Bekenntnis (Confess. p. 30): „Ich esse gern, aber ohne Gier; ich bin sinnlich, aber nicht eßgierig."

**) Zum Teil gegen Locke, bei dem übrigens „gute Sachen" auch Erziehungsmittel sind.

***) Horaz Epist. 1, 2, 27: Nos numerus sumus et fruges consumere nati. („Wir sind nur Menschen der Zahl nach, gut dazu, uns täglich voll zu essen.")

man daran nicht mehr, da ist uns alles gut genug, man hat da ganz andere Angelegenheiten zu besorgen. Dennoch möchte ich nicht, daß man von einem so niederen Trieb eine ungeschickte Anwendung machte, noch die Ehre, eine gute Handlung zu begehen, auf einem guten Bissen aufbauen. Nur sehe ich nicht, warum, da doch die ganze Kindheit nur Spiel und ungebundene Heiterkeit ist oder sein soll, rein körperliche Übungen nicht einen materiellen, die Sinne berührenden Preis erhalten sollten. Wenn ein junger Majorkaner oben auf einem Baume einen Korb sieht und ihn mit der Schleuder herabwirft, ist es nicht ganz in der Ordnung, daß er dann auch den Genuß davon habe und daß ein gutes Frühstück die Kraft wieder auffrische, die er dazu braucht, es zu verdienen? [1]) Wenn ein junger Spartaner mitten durch hundert Geißelhiebe, die ihm drohen, geschickt in die Küche schlüpft, wenn er einen jungen Fuchs noch lebend wegstiehlt, wenn er ihn in seinem Kleide wegträgt und dabei zerkratzt, gebissen, mit Blut übergossen wird, und das Kind, nur um der Schande, ertappt zu werden, zu entgehen, sich den Leib zerfleischen läßt, ohne zu zucken, ohne einen einzigen Schrei auszustoßen, ist es nicht gebührend, daß es endlich seine Beute genieße und daß es sie unter die Zähne nehme, nachdem sie es unter den Zähnen gehabt hat? *) Niemals soll ein gutes Essen eine Belohnung sein; doch warum sollte es nicht dann und wann der Erfolg der Anstrengungen sein, die man gemacht, sich dasselbe zu verschaffen? Emil betrachtet den Kuchen, den ich auf den Stein gelegt, **) nicht als den Preis für sein tüchtiges Laufen; er weiß bloß, daß das einzige Mittel, den Kuchen zu bekommen, das ist, früher als ein anderer bei ihm anzukommen.

288. Das widerspricht den Grundsätzen nicht, die ich eben über die Einfachheit des Essens vorgebracht habe; denn, um dem Appetit der Kinder zu schmeicheln, braucht man nicht ihre Sinnlichkeit zu reizen, sondern nur sie zu befriedigen, und das wird durch die allergewöhnlichsten Dinge erreicht, wenn man nicht darauf ausgeht, ihren Geschmack zu verfeinern. Ihr beständiger Appetit, den das Bedürfnis zu wachsen erregt, ist eine unfehlbare Würze, die ihnen statt vieler anderer dient. Obst, Milchspeisen, etwas feineres Backwerk als das gewöhnliche Brot, besonders aber die Kunst, alles das recht sparsam auszuteilen: damit führt man ganze Scharen von Kindern bis ans Ende der Welt, ohne ihnen den Geschmack für gewürztere Sachen anzugewöhnen und ohne die Gefahr, ihren Gaum zu verwöhnen.

---

[1]) Seit vielen Jahrhunderten haben die Majorkaner diesen Gebrauch aufgegeben; er datiert aus der Zeit, wo ihre Schleuderer berühmt waren. — R. Amst. — (in den punischen Kriegen: funditor Balearis. Liv. XXVII, 2).

*) Diese Geschichte erzählt Plutarch im Leben des Lykurg Kap. 18; bei ihm stirbt aber der Knabe unter den Bissen des Fuchses, ohne sich zu verraten.

**) § 246 fgde.

289. Ein Beweis dafür, daß der Geschmack des Fleisches dem Menschen nicht natürlich ist, ist die Gleichgiltigkeit der Kinder gegen diese Speise und der Vorzug, den sie alle der Pflanzenkost geben, wie den Milchspeisen, dem Backwerk, Obst u. dgl. Es ist vor allem wichtig, daß dieser ursprüngliche Geschmack nicht verdorben und daß die Kinder nicht zu Fleischessern werden, wenn nicht um ihrer Gesundheit, so doch um ihrer Gemütsart willen; denn, wie man auch die Erfahrung sich zurechtlege, es ist ausgemacht, daß die großen Fleischesser in der Regel grausam und wild sind, mehr als die andern Menschen; diese Beobachtung ist an allen Orten und zu allen Zeiten gemacht worden. Die englische Barbarei ist bekannt;[1]) die Gauren dagegen sind die sanftmütigsten Menschen.[2]) Alle Wilden sind grausam, und doch geben dazu ihre Sitten keine Veranlassung: diese Grausamkeit kommt von ihrer Nahrung her. Sie ziehen in den Krieg wie auf die Jagd und behandeln die Menschen wie die Bären. In England werden auch die Fleischer nicht zur Zeugenschaft zugelassen,[3]) ebenso wenig als die Wundärzte.

---

[1]) Ich weiß, daß die Engländer ihre Menschenfreundlichkeit und die gute Gemütsart ihrer Nation, die sie ein good natured people [ein gut geartetes Volk] nennen, sehr rühmen; aber sie mögen das ausposaunen, so laut sie können, niemand sagt es ihnen nach. — R. Amst. — R. hat eine Abneigung gegen die Engländer. In seinem „Projekt eines ewigen Friedens" (1760) hatte er prophezeit, daß England in zwanzig Jahren ruiniert und seiner Freiheit ganz und gar verlustig sein würde. S. das dritte der Gespräche von „Rousseau als Richter über Jean-Jacques". In seinen Briefen kommt R. mehrfach auf dieses Thema zurück. Die Engländer nahmen ihn trotz alledem begeistert auf; ihr Enthusiasmus wurde aber durch R.'s Benehmen bald abgekühlt. — Man vgl. auch III § 135 Anm. — Bezeichnend für den preußischen Prediger Formey und seine Gesinnung während des siebenjährigen Krieges ist es, daß er meint, die Franzosen würden im Kriege jedenfalls ebenso übel hausen als die Engländer.

[2]) Die Banianen, welche sich alles Fleisches noch strenger enthalten als die Gauren, sind fast ebenso sanft als sie; da aber ihre Moral weniger rein und ihre Gottesverehrung weniger vernünftig ist, sind sie nicht so achtungswürdig. — R. Amst. — Die Banianen gehören der brahmanischen Religion an; die Gauren oder Gebern sind Anhänger Zoroaster's. Thomas Hyde hat 1770 ein Buch über sie geschrieben (Veterum Persarum et Magorum religionis historia. Oxon.), worin er ihre Religion auf eine sehr hohe Stufe stellt. Sie gelten im ganzen 18. Jhd. als Typus religiös aufgeklärter, toleranter und sittlich reiner Menschen. Voltaire hat sie in einer seiner Tragödien auf die Bühne gebracht (1769); die Stelle, in welcher die Grundsätze der Religion der Gebern, wie sie Volt. auffaßt, dargelegt sind (I, 4), ist die Glanzstelle des sonst schwachen Stückes.

[3]) Einer der englischen Übersetzer dieses Buches hat hier meinen Irrtum gerügt und beide haben ihn verbessert. Die Fleischer und die Wundärzte werden zur Zeugenschaft angenommen; aber die ersteren werden in Kriminalprozessen nicht als Geschworene oder Pairs zugelassen, was bei den Wundärzten der Fall ist. — R. Gen. — die Stelle war veranlaßt durch Locke § 116, wo übrigens gesagt ist, daß „die Fleischer in Gerichten über Leben und Tod" nicht fungieren dürfen. Quick bestreitet in seiner Ausgabe auf Grund der Parlamentakte, daß je ein solches Verbot existiert habe.

Die großen Verbrecher stumpfen sich gegen das Morden ab durch das Trinken von Blut.*) Homer macht aus den fleischfressenden Cyklopen schreckliche Menschen, aus den Lotophagen**) aber ein so liebenswürdiges Volk, daß man, sobald man mit ihnen in Berührung getreten, sogar seiner Heimat vergaß, um mit ihnen zu leben.

290. „Du frägst mich“, sagte Plutarch,***) „warum Pythagoras sich enthielt, Tierfleisch zu essen; ich aber frage dich im Gegenteil, welchen Mut der erste Mensch hatte, der zuerst zerfetztes Fleisch zum Munde führte, der mit seinen Zähnen die Knochen eines verendenden Tieres zermalmte, der tote Leiber, Leichname vor sich auftragen ließ und Gliedmaßen in seinen Leib hinabschlang, die einen Augenblick vorher noch blökten, brüllten, gingen und sahen. Wie konnte seine Hand ein Eisen in das Herz eines fühlenden Wesens stoßen? wie konnten seine Augen einen Totschlag aushalten? Wie konnte er ein armes Tier wehrlos abschlachten, schinden und zerstückeln sehen? wie konnte er den Anblick des zuckenden Fleisches ertragen? wie mußte nicht schon sein Geruch ihm Ekel erregen? wie war es möglich, daß er sich nicht angeekelt, angewidert, von Grausen erfüllt sah, als er mit den Händen in die jauchigen Wunden griff und das schwarze, geronnene Blut, das sie bedeckte, wegwischte?

Denn am Boden noch wand die abgezogene Haut sich,
Halbgeröstet am Spieß noch stöhnten die Stücke des Fleisches;
Nicht ohne Schauergefühl vermocht' es der Mensch zu genießen,
Denn im eigenen Leib noch hört' er es ächzen und seufzen†).

---

*) Schwebte hier R. wohl Salust's Erzählung vor, wonach Catilina seinen Mitverschworenen eine Schale Blutes herumreichte?

**) Zu den Lotosessern kommt Odysseus, bevor er zu den Cyklopen gerät. Homer's Odyssee 9, 94 fgde.:

Wer des Lotos Gewächs nun kostete, süßer denn Honig,
Nicht an Verkündigung weiter gedachte der, noch an Zurückkunft;
Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
Lotos pflückend zu bleiben und abzusagen der Heimat. (Voß.)

***) In seiner Schrift περὶ σαρκοφαγίας (über das Fleischessen), falls sie Plutarch zugeschrieben werden darf. Die folgende Stelle ist eine ziemlich genaue Übersetzung aus den ersten fünf Kapiteln der ersten Abhandlung Plutarch's über das angegebene Thema. Formey (S. 98) hält dieses „angebliche Stück aus Plutarch“ für bloße Deklamation. Es gebe so viele Tiere auf Erden, daß die göttliche Ordnung, wonach die Tiere den Menschen zur Nahrung dienen sollten, nicht verkannt werden könne. — Über R.'s Vorliebe für Plutarch, besonders für dessen „moralische“ Schriften vgl. die „Träumereien eines einsamen Wanderers“ 4. Gang zu Anfang. Er teilt sie mit Montaigne und seinen eigenen Zeitgenossen. S. unten IV § 118.

†) Bei Plutarch heißen die Verse:
Denn noch wand sich die Haut, das Fleisch an den Spießen erstöhnte
Schon geröstet und roh noch, als wäre es Stimme der Rinder.

291. „Das mußte er sich vorstellen und fühlen, da er zum ersten Male es über sich vermochte, ein so schreckliches Mahl zu genießen, als er zum ersten Male Hunger fühlte nach einem lebenden Tier, als er sich von einem Geschöpfe nähren wollte, das noch weidete, und angab, wie man das Schaf, das ihm die Hände leckte, erwürgen, zerstückeln und kochen sollte. Über die, die so schauerliche Mahle einführten, nicht über diejenigen, welche sie aufgaben, muß man billig erstaunen: überdies könnten jene ersteren ihre Unmenschlichkeit noch rechtfertigen durch Entschuldigungsgründe, die der unsrigen abgehen und deren Mangel uns hundertmal unmenschlicher macht als jene.

292. „„O ihr von den Göttern Bevorzugte", würden jene ersten Menschen sagen, „vergleichet die Zeiten; sehet, wie glücklich ihr seid und wie elend wir waren! Die erst gebildete Erde, die mit Dünsten erfüllte Luft fügten sich der Ordnung der Jahreszeiten noch nicht; der unsichere Lauf der Flüsse riß überall die Ufer ein: Teiche, Seee, tiefe Sümpfe überschwemmten drei Vierteile der Erdoberfläche, das andere Viertel war mit Gehölz, mit unfruchtbaren Wäldern bedeckt. Die Erde brachte keinerlei brauchbare Früchte hervor; wir hatten keine Werkzeuge, sie zu bebauen; wir kannten die Kunst nicht, uns ihrer zu bedienen, und die Zeit der Ernte kam für diejenigen nie, die nichts gesäet hatten: so verließ uns der Hunger nie. Im Winter waren Moos und Baumrinde unsere täglichen Speisen. Einige Wurzeln von Löwenzahn und Haidekraut waren ein Fest für uns, und als es den Menschen endlich gelang, Buchecken, Nüsse oder Eicheln zu finden, da tanzten sie vor Freude um eine Eiche oder Buche bei den Tönen irgend eines ländlichen Liedes und nannten die Erde ihre Mutter und Ernährerin: das war ihr einziges Fest, das ihre einzigen Spiele; das ganze übrige Leben des Menschen war nur Schmerz, Mühsal und Elend.

293. „„„Als endlich die ausgeplünderte und nackte Erde uns nichts mehr bot, da aßen wir, genötigt, unserer Erhaltung wegen an der Natur uns zu vergreifen, lieber die Gefährten unserer Not, als daß wir mit ihnen umkamen. Aber ihr, ihr Grausamen, wer zwingt euch, Blut zu vergießen? Sehet doch den Überfluß von Gütern rings um euch! wie viele Früchte bringt euch die Erde hervor! welche Reichtümer giebt euch Feld und Weinberg! wie viele Tiere bieten euch ihre Milch, euch zu nähren, und ihr Fell, euch zu kleiden! Was verlangt ihr mehr von ihnen? welche Wut bringt euch dazu, so viele Morde zu begehen, wo ihr von Gütern gesättigt, mit Lebensunterhalt überladen seid? Warum lügt ihr gegen unsere Mutter, indem ihr sie beschuldigt, daß sie euch

---

Der französische Übersetzer hat daraus vier zehnsilbige Verse gemacht, die wir, dem Original zu liebe, in Hexametern wiedergegeben haben, wie auch die Revisoren gethan.

nicht ernähren könne? Warum sündigt ihr gegen Ceres, die Erfinderin der heiligen Gesetze, und den freundlichen Bachus, den Tröster der Menschen, als ob ihre verschwenderischen Gaben nicht hinreichten zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes? Wie habt ihr das Herz, auf eueren Tischen Knochen zu vermengen mit ihren süßen Früchten und mit der Milch das Blut der Tiere zu genießen, die sie euch geben?*) Panther und Löwen, die ihr wilde Tiere nennt, folgen aus Zwang dem Trieb ihrer Natur und töten die anderen Tiere, um leben zu können. Aber ihr, hundertmal wilder als sie, ihr bekämpft den Naturtrieb ohne Not, um euch eueren grausamen**) Lüsten hinzugeben. Die Tiere, die ihr esset, sind nicht diejenigen, welche die anderen essen; ihr eßt jene fleischfressenden Tiere nicht, ihr ahmet sie nach. Euch hungert nur nach jenen unschuldigen und sanften Tieren, welche niemand etwas zu leid thun, die sich euch anschließen, euch dienen und die ihr zum Lohn für ihre Dienste verschlinget.''***)

294. „Du Mörder gegen die Natur! wenn du durchaus behaupten willst, daß sie dich geschaffen, um Deinesgleichen zu verschlingen, Geschöpfe von Fleisch und Gebein, fühlend und lebend wie du, so ersticke doch den Abscheu, den sie gegen diese schrecklichen Mahle dir einflößt; töte selbst die Tiere, ich meine — mit deinen eigenen Händen, ohne Werkzeuge, ohne Messer; zerreiße sie mit deinen Nägeln, wie die Löwen und Bären es machen; beiße diesen Ochsen und zerlege ihn, grabe deine Klauen in seine Haut ein; iß dieses Lamm lebendig, verzehre sein Fleisch noch warm, trinke seine Seele mit seinem Blute hinein. Du schauerst! Du willst nicht lebendiges Fleisch unter deinen Zähnen zucken fühlen? Erbärmlicher Mensch! zuerst tötest du das Tier und dann issest du es, als wolltest du es zweimal sterben lassen. Aber noch nicht genug: das tote Fleisch widersteht dir noch, dein Magen kann es nicht ertragen; es muß durchs Feuer umgestaltet, gesotten, gebraten und mit unkenntlich machenden Zuthaten gewürzt werden; du brauchst Fleischer, Köche, Bratenwender, Leute, die dir das Schauern vor dem Morde nehmen und tote Leiber verkleiden sollen, damit der Geschmack, durch diese Umhüllungen getäuscht, das ihm Widernatürliche nicht zurückweise und mit Lust Leichname koste, deren Anblick selbst das Auge nur mit Widerstreben ertragen hätte."

295. Obgleich diese Stelle meiner Aufgabe fern steht, habe ich doch der Versuchung nicht widerstehen können, sie herzusetzen, und ich glaube, daß wenige Leser es mir nicht Dank wissen werden.

---

*) Was ja auch durch das mosaische Gesetz verboten war.

**) Spätere Ausgaben lesen: eueren grausameren L.

***) Hier fehlt eine längere Stelle des griech. Textes (Anf. cap. III — Anf. cap. V.)

296. Wie man übrigens auch die Lebensordnung der Kinder einrichten mag, wenn man sie nur an gewöhnliche und einfache Gerichte gewöhnt, so mögen sie essen, laufen und spielen, so lange es ihnen gefällt, und man kann versichert sein, daß sie nie zu viel essen und niemals Magenbeschwerden haben werden: aber wenn man sie die Hälfte der Zeit hungern läßt und sie finden ein Mittel, eurer Obhut zu entgehen, so werden sie sich aus Leibeskräften entschädigen; sie werden essen bis zum Wiedergeben, bis zum Platzen. Unser Eßbedürfnis ist nur deshalb maßlos, weil wir ihm andere Regeln geben wollen als die der Natur; mit unserem ewigen Regulieren, Einrichten, Hinzuthun und Wegnehmen müssen wir zu all unseren Verrichtungen nach der Wage greifen; aber diese Wage ist nach unseren Launen gestellt, nicht nach unserem Magen. Ich komme immer wieder auf meine Beispiele: bei den Bauern ist der Brotkasten und Obstgarten immer offen, und die Kinder wissen dort ebenso wenig als die Erwachsenen, was Verdauungsbeschwerden sind.

297. Sollte es dennoch vorkommen, daß ein Kind zu viel äße, was ich bei meiner Methode nicht für möglich halte, so ist es ja so leicht, es durch Lieblingsunterhaltungen zu zerstreuen, daß man es schließlich bis zur Erschöpfung aushungern könnte, ohne daß es daran dächte. Wie können nur so sichere und so leichte Mittel allen Erziehern entgehen? Herodot erzählt, daß die Lydier,*) von einer ungeheuren Hungersnot bedrängt, auf den Einfall gerieten, Spiele und andere Erheiterungen zu erfinden, mit denen sie ihren Hunger betäubten und ganze Tage verbrachten, ohne ans Essen zu denken.[1]) Euere weisen Erzieher haben diese Stelle vielleicht hundertmal gelesen, ohne die Anwendung, die man davon bei den Kindern machen kann, einzusehen. Vielleicht wird mir einer von ihnen sagen, daß ein Kind nicht gern sein Mittagsbrot stehen läßt, um seine Lektion zu lernen. Da habt ihr freilich Recht, Meister; an diese Unterhaltung habe ich nicht gedacht.

298. Der Geruchssinn ist für den Geschmack, was der Gesichtssinn für das Gefühl ist: er giebt ihm zum voraus Kunde, wie dieser oder jener Stoff auf ihn wirken muß, und macht ihn geneigt, denselben zu suchen oder zu meiden, je nach dem Eindruck, den man zum voraus davon empfängt. Ich habe sagen hören, der Geruchssinn verursache

---

*) Herodot (I, 94) sagt, sie hätten achtzehn Jahre hindurch einen Tag gespielt und den nächsten gegessen. — Vgl. auch oben § 207 u. Anm.

[1]) Die alten Geschichtschreiber sind voll von Gesichtspunkten, aus denen man Nutzen ziehen könnte, wenn auch die Thatsachen, auf die sie sich stützen, falsch wären. Aber wir wissen aus der Geschichte keinen wahren Vorteil zu ziehen; die gelehrte Kritik verschlingt alles: wie wenn viel darauf ankäme, daß eine Thatsache wahr sei, wenn man nur eine nützliche Lehre daraus schöpfen kann. Vernünftige Menschen müssen die Geschichte als ein Gewebe von Fabeln ansehen, deren Moral dem menschlichen Herzen sehr angemessen ist. — R. Amst. — R. kommt auf diesen Gedanken zurück IV § 108.

den Wilden ganz andere Empfindungen als uns, und sie urteilen über die guten und schlechten Gerüche in ganz anderer Weise. Das glaube ich gern. Die Gerüche an sich sind ganz schwache Sinneneindrücke; sie setzen mehr die Einbildung als den Sinn in Bewegung, und ihr Eindruck kommt weniger von dem, was sie geben, als was sie erwarten lassen. Da, bei dieser Annahme, durch die verschiedene Lebensart auch der Geschmack bei den verschiedenen Menschen so von einander abweichend geworden ist, so muß er über die Art, wie die Dinge schmecken, ganz entgegengesetzte Urteile hervorrufen und infolgedessen auch über die Gerüche, welche sie ankündigen. Ein Tartar muß ein stinkendes Pferdeviertel mit derselben Wohlempfindung wittern, wie einer unserer Jäger eine halb verweste Schnepfe.

299. Die Sinnengenüsse unseres müßigen Lebens, wie das Einatmen balsamischer Blumendüfte, müssen unfühlbar sein für Menschen, die zu viel auf den Beinen sind, um gerne spazieren zu gehen, und die nicht genug arbeiten, um aus der Ruhe sich einen Genuß zu machen. Leute, die immer hungern müssen, können aus Wohlgerüchen, die ihnen kein Essen ankündigen, kein großes Vergnügen schöpfen.

300. Der Geruch ist der Sinn der Einbildung. Da er die Nerven in stärkere Spannung versetzt, muß er das Gehirn stark erregen; dadurch belebt er für einen Augenblick das Allgemeinbefinden und erschöpft es auf die Länge. Liebende kennen die Wirkung desselben genau: der süße Duft eines Ankleidezimmers ist eine gefährlichere Schlinge, als man glaubt, und ich weiß nicht, ob man den nüchternen und kaltsinnigen Mann beglückwünschen oder beklagen soll, den der Geruch der Blumen am Busen seiner Geliebten nie in Aufregung versetzt hat.

301. Der Geruch muß demnach im ersten Alter nicht sehr wirksam sein, wo die Einbildung, noch von wenig Leidenschaften entzündet, einer Erregung kaum fähig ist, und wo man noch nicht Erfahrung genug hat, mit dem einen Sinn vorauszusehen, was ein anderer uns verspricht. Dieser Schluß ist auch durch die Beobachtung vollkommen bestätigt, und es ist ausgemacht, daß dieser Sinn bei den meisten Kindern noch blöde und beinahe stumpf ist nicht, als ob die Sinnenempfindung bei ihnen nicht ebenso fein, ja vielleicht feiner wäre als bei den Erwachsenen, sondern weil sie damit keine andere Vorstellung verbinden und deshalb durch Lust- und Schmerzgefühle sich nicht so leicht dabei affizieren lassen und auch nicht wie wir durch Gerüche verletzt oder berückt werden. Ich glaube, man könnte, ohne aus der Sache herauszugehen und die vergleichende Anatomie der beiden Geschlechter zu Rate zu ziehen, leicht den Grund finden, warum im allgemeinen die Weiber einen lebhafteren Eindruck von den Gerüchen empfangen als die Männer.

302. Man sagt, daß die Wilden in Kanada von Jugend auf ihren Geruch so sehr verfeinern, daß sie, obwohl sie Hunde haben, sich

ihrer nicht zur Jagd bedienen mögen und sich selbst als Hunde dienen. Ich begreife in der That, daß, wenn man unsere Kinder dazu zöge, ihr Mittagsbrot durch den Geruch aufzufinden, wie der Hund das Wildbret aufstöbert, man vielleicht ihren Geruch am Ende ebenso sehr vervollkommnen könnte; doch sehe ich im Grunde nicht ein, wie man aus diesem Sinn bei ihnen einen besonderen Nutzen ziehen könnte, außer etwa, daß man ihnen seine Beziehungen zum Geschmackssinn kennen lehrte. Die Natur hat dafür gesorgt, daß wir uns über diese Beziehungen selbst Klarheit verschaffen müssen. Sie hat die Wirksamkeit dieses letzteren fast unzertrennlich gemacht von der des anderen, indem sie ihre Werkzeuge nahe bei einander anbrachte und in dem Munde eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden herstellte, so daß wir nichts kosten, ohne es zu riechen. Nur, meine ich, sollte man diese natürlichen Beziehungen nicht stören, um ein Kind zu täuschen, indem man zum Beispiel den bittern Nachgeschmack einer Arznei durch einen angenehmen Geruch verdeckt; denn der Widerstreit der beiden Sinne ist dann zu groß, um es täuschen zu können: der wirksamere Sinn wird die Wirkung des anderen zurückdrängen, und das Kind wird darum die Arznei mit nicht geringerem Widerwillen nehmen. Dieser Widerwille erstreckt sich auf alle Sinnenempfindungen, die es zu gleicher Zeit treffen; stellt sich nur die schwächere ein, so ruft die Einbildungskraft auch die andere herbei; ein sehr angenehmer Duft ist ihm nur noch ein widerlicher Geruch, und auf diese Weise vermehren unsere ungeschickten Vorkehrungen die Zahl der unangenehmen Eindrücke auf Kosten der angenehmen.

303. Es bleibt mir noch in den folgenden Büchern von der Pflege einer Art sechsten Sinnes zu sprechen, den man Gemeinsinn nennt, weniger weil er allen Menschen gemein ist, als weil er ein Ergebnis des wohleingerichteten Gebrauches der anderen Sinne ist und weil er uns durch das Zusammentreffen aller Erscheinungen der Dinge von dem Wesen derselben unterrichtet. Dieser sechste Sinn hat infolge davon keinerlei eigenes Organ; er wohnt nur im Gehirn, und seine Empfindungen, die rein innerlich sind, heißen Wahrnehmungen oder Ideeen*).

*) Franz.: perceptions ou idées. Raumer setzt ein Fragezeichen zu „Ideen“; aber idée heißt eben bei Rousseau nicht, was die moderne Philosophie mit dem Worte bezeichnet. R. folgt hier ganz genau Locke. Dieser schreibt den Tieren die Fähigkeit der sinnlichen Wahrnehmung in gleichem oder höherem Grade zu wie dem Menschen. Man kann ihnen auch das Gedächtnis zugestehen; aber „der Verstand des Menschen überragt den der Tiere so sehr, daß einige der Ansicht sind, die Tiere seien reine Maschinen ohne irgend eine Art von Wahrnehmung.“ Das will L. nun selbst nicht zugeben; aber die Verarbeitung der Vorstellungen zu Kenntnissen gesteht er nur dem Menschen zu. (Elements of Natural Philosophy ch. 11. 12.) — Die weitere Entwickelung des Gedankens giebt das 3. Buch, wo besonders § 14 und § 165 fg., vorzüglich aber § 167 und § 168 zu vergleichen sind.

Nach der Zahl dieser Ideen bemißt sich der Umfang unserer Kenntnisse; ihre Deutlichkeit und Klarheit bedingt die Richtigkeit des Verstandes, und die Kunst, sie unter einander zu vergleichen, nennt man die menschliche Vernunft. Was ich demnach Sinnenvernunft oder kindliche Vernunft genannt habe, besteht in der Bildung einfacher Ideen durch das Zusammentreffen mehrerer Sinnenempfindungen, und was ich geistige oder menschliche Vernunft nenne, besteht in der Bildung zusammengesetzter Ideen durch das Zusammentreffen mehrerer einfacher Ideen.

304. Unter der Voraussetzung also, daß meine Methode die der Natur ist und daß ich mich in der Anwendung nicht getäuscht habe, haben wir unseren Zögling durch die Gebiete der Sinnenwahrnehmungen hindurch bis zur Grenze der kindlichen Vernunft geführt: der erste Schritt, den wir darüber hinaus thun, muß der Schritt eines Erwachsenen sein. Bevor wir jedoch diese neue Bahn betreten, sehen wir einen Augenblick auf die eben durchlaufene zurück. Jedes Alter, jedes Lebensverhältnis hat seinen entsprechenden Höhepunkt, seine ihm eigentümliche Art der Reife. Wir haben oft von einem vollkommenen Mann sprechen hören, betrachten wir aber einmal ein vollkommenes Kind; das wird für uns ein neues Schauspiel sein, und vielleicht kein weniger befriedigendes.

305. Das Dasein der endlichen Wesen ist so arm und beschränkt, daß, wenn wir nur sehen, was wirklich da ist, wir niemals erregt werden. Nur die Hirngespinste verschönern das wirklich Bestehende, und wenn die Einbildung den Dingen, die einen Eindruck auf uns machen, keinen Reiz hinzufügt, so beschränkt sich das dürftige Vergnügen, das man daran empfindet, auf das Sinnenorgan und läßt das Herz immer kalt. Die Erde, geschmückt mit den Schätzen des Herbstes, entfaltet ihren Reichtum vor dem bewundernden Auge; aber diese Bewunderung ergreift uns nicht, sie kommt mehr aus der Reflexion als aus dem Gefühl. Im Frühling ist das beinahe nackte Gefilde noch unbedeckt, die Wälder gewähren keinen Schatten, das Grün bricht erst durch, und doch ist das Herz gerührt bei seinem Anblick. Wenn man so die Natur wieder erstehen sieht, fühlt man sich selbst neu belebt; das Bild der Lust umgiebt uns; jene Gefährten der Lust, jene süßen Thränen, immer bereit, jedem wonnigen Gefühl sich zu gesellen, stehen schon am Rande unserer Augenlider: der Anblick der Weinlese dagegen mag noch so bewegt, belebt und einladend sein, man sieht sie immer mit trockenem Auge.

306. Woher der Unterschied? Dem Schauspiel des Frühlings gesellt die Einbildung das der Jahreszeiten, die ihr noch folgen sollen. Den zarten Knospen, welche das Auge gewahrt, fügt sie Blüten, Früchte, schattiges Grün und manchmal auch die Geheimnisse, die sich darunter

bergen können, hinzu. Zeiten, die auf einander folgen müssen, faßt sie in einem Punkte zusammen und sieht die Gegenstände weniger, wie sie sein werden, als wie sie dieselben wünscht, weil es von ihr abhängt, sie auszuwählen. Im Herbste dagegen kann man nur sehen, was da ist. Will man zum Frühling gelangen, so hält uns der Winter zurück, und die erstarrte Einbildungskraft stirbt hin auf Schnee und Reif.

307. Daher kommt der Reiz, den man in der Betrachtung einer schönen Kindheit mehr empfindet als im Anschauen der vollkommenen männlichen Reife. Wann betrachten wir einen Mann mit wirklichem Wohlgefühl? Wenn das Gedächtnis seiner Handlungen uns einen Rückblick auf sein Leben giebt und ihn, so zu sagen, vor unseren Augen verjüngt. Wenn wir darauf angewiesen sind, ihn zu betrachten, wie er ist, oder ihn zu denken, wie er in seinem Alter sein wird, wischt die Vorstellung der abnehmenden Natur all unser Vergnügen aus. Es ist keine Lust, einen Mann mit großen Schritten seinem Grabe entgegeneilen zu sehen, und das Bild des Todes verzerrt alles.

308. Aber wenn ich mir ein Kind von zehn bis zwölf Jahren vorstelle, gesund, kräftig und gut gebildet für sein Alter, so kann es keine Vorstellung in mir erwecken, die nicht angenehm wäre, sei es für die Gegenwart oder für die Zukunft: sprudelnd, lebhaft und voll Bewegung, ohne nagenden Kummer, ohne lange und grämliche Vorsorge — so steht es vor mir, ganz seiner Gegenwart hingegeben, eine Lebensfülle genießend, die die Schranken seines Wesens durchbrechen zu wollen scheint.*) Ich sehe es im Geiste in einem andern Alter, seine Sinne, seinen Verstand und seine von Tag zu Tag sich mehr entfaltenden Kräfte übend, von denen es in jedem Augenblick neue Proben giebt; ich betrachte es als Kind und freue mich seiner; ich denke es mir als Mann und freue mich noch mehr; sein heißes Blut scheint dem meinigen wieder Wärme zu verleihen; ich glaube zu leben von seinem Leben, seine Lebendigkeit verjüngt mich.

309. Die Stunde schlägt, welche Veränderung! Im Augenblick wird sein Auge trüb, seine Munterkeit erlischt; weg mit der Freude und den ausgelassenen Spielen. Ein strenger, mürrischer Mann nimmt es an der Hand und sagt ernst zu ihm: komm mit — und nimmt es mit sich fort. In dem Zimmer, in das sie eintreten, bemerke ich Bücher. Bücher! welch trauriges Zimmergerät für sein Alter! Das arme Kind läßt sich mit fortziehen, wirft einen Blick der Wehmut auf die Dinge zurück, die es umgeben, es verstummt und geht, die Augen geschwellt von Thränen, die es nicht zu vergießen wagt, das Herz übervoll von Seufzern, die es ängstlich an sich hält.

---

*) Hinweisung auf das folgende Buch § 5 fgde.

310. Du aber, der du nichts Ähnliches zu befürchten hast, du, für den keine Zeit des Lebens eine Zeit des Drucks und der Langeweile ist, du, der du den Tag ohne Besorgnis, die Nacht ohne Ungeduld herankommen siehst und die Stunden nur nach deinen Vergnügungen zählst, komme her, mein glücklicher, liebenswerter Zögling, tröste mich durch deine Gegenwart über den Weggang jenes Unglückseligen, komme .... Er ist da, und bei seinem Kommen fühle ich eine Regung der Freude, die ich ihn mit mir teilen sehe. Er tritt zu seinem Freunde, seinem Gefährten, zu dem Genossen seiner Spiele heran; wenn er mich nur sieht, so ist er versichert, daß er nicht lange ohne Erheiterung bleiben wird: zwar hängen wir nicht ab von einander, aber wir verständigen uns immer und befinden uns bei niemanden so gut als mit einander selbst.

311. Sein Gesicht, seine Haltung, sein ganzes Wesen zeigen Beruhigung und Zufriedenheit; Gesundheit glänzt auf seinem Antlitz; sein sicherer Schritt giebt ihm das Ansehen der Kraft; seine noch zarte, aber doch nicht matte Gesichtsfarbe hat nichts von weibischer Weichlichkeit; Luft und Sonne haben ihm schon das ehrenvolle Zeichen seines Geschlechtes aufgedrückt; seine noch runden Muskeln beginnen einige Züge eines sich entwickelnden Gesichtsausdruckes zu zeigen; seine Augen, noch nicht belebt vom Feuer des Gefühls, haben wenigstens ihre ganze natürliche*) Heiterkeit; langer Gram hat sie noch nicht verdüstert, endlose Thränen haben noch nicht seine Wangen gefurcht. Bemerke in seinen raschen, aber sicheren Bewegungen die Lebhaftigkeit seines Alters, die Sicherheit des unabhängigen Menschen, die Erfahrung in vielfältiger körperlicher Thätigkeit. Er hat ein offenes und freies, doch weder freches noch eitles Wesen; sein Gesicht, das man nicht an die Bücher festgeheftet hat, fällt nicht auf seine Brust herab; man braucht ihm nicht zu sagen: Kopf in die Höhe —; weder Scham noch Furcht haben es jemals niedergedrückt.

312. Lassen wir ihn mitten in die Versammlung hereintreten. Prüfet ihn, meine Freunde, fraget ihn ohne irgendwelches Bedenken; fürchtet von ihm weder Zudringlichkeit, noch Geschwätz, noch unbescheidene Fragen. Fürchtet nicht, er möchte sich euer ganz bemächtigen, er wolle euch nur mit sich selbst beschäftigen, und ihr könntet ihn nicht mehr los werden.

313. Erwartet auch keine angenehmen Reden von ihm, erwartet nicht, daß er euch sage, was ich ihm etwa angegeben; erwartet nur die

*) Natia. Ich gebrauche dieses Wort in der italienischen Bedeutung, in Ermangelung eines französischen Synonyms. Sollte das nicht recht sein, so liegt nichts daran, wenn man mich nur versteht. — R. Amst. — R. braucht das Wort natif hier in der Bedeutung des italienischen nativo oder natio = „beschaffen, wie es von der Geburt an war."

einfache ungeschminckte Wahrheit von ihm, ohne Ausschmückung, ohne Ziererei, ohne Prahlerei! Hat er etwas Böses gethan oder denkt er etwas Böses, so wird er es auch ebenso frei heraussagen wie das Gute, ohne sich irgendwie durch den Eindruck verwirren zu lassen, den seine Worte auf euch machen: er wird das Wort in der ganzen Einfachheit seiner ursprünglichen Bestimmung gebrauchen.*)

314. Man liebt es, den Kindern eine glückliche Zukunft zu prophezeien, und man ärgert sich immer über jene Flut von Albernheiten, welche fast immer die Hoffnungen zu schanden macht, die man gerne aus irgend einem glücklichen Ungefähr schöpfte, das der Zufall ihnen auf die Zunge legt. Wenn mein Zögling zu solchen Hoffnungen selten Veranlassung giebt, so wird er jenen Ärger immer ersparen; denn er spricht nie ein unnützes Wort und erschöpft sich nicht in einem Geplauder, das, wie er wohl weiß, doch niemand anhört. Seine Ideen sind nahe bei einander, aber klar; wenn er nichts auswendig weiß, so weiß er viel aus Erfahrung. Wenn er nicht so gut wie andere Kinder in unseren Büchern liest, so liest er besser im Buche der Natur; sein Verstand liegt ihm nicht auf der Zunge, sondern im Kopfe; er besitzt weniger Gedächtnis als Urteil: er spricht nur eine Sprache, aber er versteht, was er sagt, und wenn er nicht so gut spricht als die anderen, so thut er alles besser als sie.

315. Er weiß nicht, was Fertigkeit, Gebrauch und Gewohnheit ist; was er gestern gethan, hat auf seine Handlungen heute keinerlei Einfluß mehr[1]): er folgt nie einer Formel, weicht keiner Auktorität, keinem Beispiel und handelt und spricht nur, wie es ihm paßt. So erwartet denn von ihm keine diktierten Reden oder einstudierte Manieren, immer aber den treuen Ausdruck seiner Gedanken und ein Betragen, das nur aus seinen Neigungen entspringt.

316. Ihr findet bei ihm eine kleine Anzahl sittlicher Begriffe, die sich auf seinen wirklichen Zustand beziehen, dagegen keinen über den Zustand des Menschen in seinen gegenseitigen Verhältnissen: und wozu

---

*) die nicht darin besteht, zu verhüllen oder zu umgehen, sondern geradezu zu bezeichnen, was vorliegt.

[1]) Der Reiz der Gewohnheit kommt von der natürlichen Trägheit des Menschen, und diese steigert sich, wenn man ihr nachgiebt; was man schon gethan hat, thut man leichter; ist der Weg einmal getreten, so geht man ihn bequemer. Man kann auch bemerken, daß die Herrschaft der Gewohnheit bei Greisen und energielosen Leuten sehr groß, bei der Jugend und sehr lebhaften Leuten sehr gering ist. Ein solches Leben ist nur für schwache Seelen gut und macht sie täglich noch schwächer. Für Kinder ist die einzige nützliche Gewohnheit die, sich ohne Mühe dem Zwang der Dinge zu unterwerfen; für die Erwachsenen ist die einzige nützliche Gewohnheit die, ohne Mühe sich der Vernunft zu unterwerfen. Jede andere Gewohnheit ist fehlerhaft. — R. Amst. — Statt „fehlerhaft“ sagt die Gen. Ausg. „ein Laster“.

sollten sie ihm auch dienen, da das Kind noch kein thätiges Mitglied der Gesellschaft ist? Sprechet mit ihm über Freiheit, Eigentum, ja selbst Vertrag, so reichen seine Kenntnisse eben nur so weit:**) er weiß, warum das Seinige ihm gehört und warum Fremdes ihm nicht eigen ist. Über das hinaus weiß er nichts mehr. Sprechet mit ihm von Pflicht und Gehorsam, so weiß er gar nicht, was ihr sagen wollt; befehlet ihm etwas, er wird euch nicht verstehen; aber sagt zu ihm: Wenn du mir diesen oder jenen Gefallen thun willst, werde ich ihn dir bei Gelegenheit vergelten —, so wird er sich augenblicklich beeilen, euch gefällig zu sein; denn es ist ja sein eifrigstes Bestreben, sein Gebiet zu erweitern und Rechte über euch zu erwerben, deren Unverbrüchlichkeit er kennt. Vielleicht ist es ihm selbst nicht unlieb, eine Stelle einzunehmen, mitgerechnet und auch für etwas angesehen zu werden; wenn er aber dieser letzteren Triebfeder folgt, so ist er aus der Natur schon herausgetreten, und du hast nicht alle Thore der Eitelkeit gehörig zum voraus verstopft.

317. Wenn er seinerseits des Beistandes irgendwie bedarf, so wird er unbedenklich den nächsten Besten darum ansprechen, den König so gut wie seinen Lakaien; in seinen Augen sind die Menschen alle noch gleich. An der Art, wie er bittet, seht ihr, daß er es fühlt, man sei ihm nichts schuldig. Er weiß, daß, was er erbittet, eine Gunst ist; er weiß auch, daß man sie ihm aus Menschenfreundlichkeit erweist. Seine Ausdrücke sind einfach und lakonisch. Seine Stimme, sein Blick, seine Gebärde sind die eines Wesens, das ans Gewähren ebenso gewöhnt ist wie ans Versagen. Es ist weder die kriechende, knechtische Unterwürfigkeit eines Sklaven noch der befehlende Ton eines Herrn, sondern ein bescheidenes Vertrauen auf Seinesgleichen, die edle, zum Herzen sprechende Sanftmut eines freien, aber empfindsamen und schwachen Wesens, das die Hilfe eines freien, aber starken und wohlthätigen Wesens anruft. Wenn ihr ihm gewährt, um was er bittet, wird er euch nicht danken, aber er wird fühlen, daß er nun eine Schuld abzutragen hat. Schlagt ihr es ihm ab, so wird er sich nicht beklagen, nicht zudringlich werden, er weiß, daß das vergeblich wäre: er wird nicht sagen — „Man hat es mir abgeschlagen" — sondern — „Es konnte nicht sein;" und gegen eine wirklich erkannte Notwendigkeit, wie ich schon gesagt habe, lehnt man sich nicht wohl auf.

318. Laßt ihn allein in voller Freiheit, sehet ihn handeln, ohne ihm etwas zu sagen; betrachtet, was er thun, wie er sich benehmen wird. Er braucht nicht zu beweisen, daß er frei ist, daher thut er nichts vorschnell und nur, um einen Akt der Machtvollkommenheit an sich selbst zu begehen: weiß er denn nicht, daß er immer Herr seiner selbst ist?

---

*) Hier hatte R. zuerst noch zugesetzt: „Er weiß, warum er anderen nicht schaden soll, damit man ihm selbst nicht schade." —

Er ist munter, gewandt und aufgeräumt; seine Bewegungen haben die ganze Lebhaftigkeit seines Alters; nie aber seht ihr eine zwecklose Bewegung an ihm. Was er auch thun will, nie unternimmt er etwas, was über seine Kräfte hinausgeht; denn er hat sie gut erprobt und kennt sie: seine Mittel sind seinen Absichten immer angemessen, und selten wird er handeln, ohne seines Erfolgs sicher zu sein. Er wird ein wachsames und durchdringendes Auge haben; er wird nicht einfältig in die Welt hineingehen und über alles, was er sieht, die anderen fragen, sondern selbst prüfen und sich anstrengen, um, was er erfahren will, selbst zu finden, bevor er danach frägt. Fällt er in unvorhergesehene Verlegenheiten, so wird er weniger in Verwirrung geraten als ein anderer; tritt Gefahr ein, so wird er auch weniger erschrecken. Da seine Einbildungskraft noch unthätig bleibt und nichts geschehen ist, sie zu beleben, so sieht er nur das thatsächlich Vorhandene, achtet die Gefahren noch höher, als sie es wert sind, und bewahrt immer seine Kaltblütigkeit. Die Notwendigkeit drückt zu oft auf ihn, als daß er sich noch gegen sie auflehnen sollte; er trägt ihr Joch seit seiner Geburt; er ist gut genug daran gewöhnt und immer gefaßt auf alles.

319. Mag er sich beschäftigen oder sich erholen, ihm gilt beides gleich; seine Spiele sind seine Beschäftigungen, er bemerkt keinen Unterschied zwischen beiden. Zu allem, was er thut, bringt er ein Interesse, über das man lachen muß, und eine Freiheit, die für ihn einnimmt, und zeigt zugleich die Richtung seines Geistes und den Umfang seiner Kenntnisse. Ist es nicht so recht das Schauspiel dieses Alters, ein reizendes und liebliches Schauspiel, ein hübsches Kind zu sehen, mit lebhaftem und munterem Auge, zufriedener und heiterer Miene, einem offenen und lachenden Gesicht, das zu seiner Unterhaltung die ernsthaftesten Dinge verrichtet oder in den närrischsten Zeitvertreib sich ernsthaft vertieft?

320. Wollt ihr ihn nun durch Vergleichung beurteilen? Bringet ihn mit anderen Kindern zusammen und überlasset ihn sich selbst. Bald werdet ihr sehen, wer am meisten wirkliche Ausbildung zeigt, wer der Vollkommenheit ihres Alters am nächsten kommt. Unter den Kindern aus der Stadt ist keines anstelliger als er, er aber ist stärker als irgend ein anderes. Bauernkindern gegenüber ist er ebenso stark, übertrifft sie aber an Gewandtheit. In allem, was für die Kindheit faßbar ist, zeigt er besseres Urteil, bessere Einsicht und Voraussicht als sie alle. Gilt es, zu handeln, zu laufen, zu springen, Gegenstände vom Platz zu rücken, Gewichte zu heben, Entfernungen zu schätzen, Spiele zu erfinden und Preise zu erringen, so möchte man glauben, die Natur sei ihm dienstbar, so leicht weiß er alles seinem Willen gefällig zu machen. Er ist dazu angethan, seine Gespielen zu führen und zu leiten: Fähigkeit und Erfahrung ersetzen bei ihm Recht und Befugnis. Man mag ihm

ein Kleid oder einen Namen geben, wie man will: er wird überall der erste, überall das Haupt der andern sein; sie werden seine Überlegenheit immer über sich fühlen. Ohne befehlen zu wollen, wird er der Herr sein, und sie werden gehorchen, ohne es nur zu wissen.

321. Er ist zur Reife der Kindheit gediehen, er hat das Leben eines Kindes gelebt und seine Vollkommenheit nicht auf Kosten seines Glückes erkauft; im Gegenteil, sie haben sich wechselseitig gefördert. Während er sich die ganze geistige Reife seines Alters erwarb, ist er glücklich und frei gewesen, so weit seine Natur es ihm gestattet hat. Wenn das Verhängnis in ihm die Blüte unserer Hoffnungen wegmäht, werden wir nicht sein Leben und seinen Tod zugleich zu beweinen haben; wir werden unseren Schmerz nicht noch bittrer machen durch die Erinnerung an die Schmerzen, die wir ihm verursacht; wir werden uns sagen —: So hat er doch wenigstens seine Kindheit genossen; wir haben ihn um nichts betrogen, was die Natur ihm verliehen hatte.

322. Die große Mißlichkeit dieser ersten Erziehung besteht darin, daß sie nur für klardenkende Köpfe einleuchtend ist und daß gewöhnliche Augen in einem mit so vieler Sorgfalt erzogenen Kinde nur einen Straßenjungen erblicken. Ein Hauslehrer hat mehr seinen Vorteil im Auge als den seines Zöglings; er richtet sein Augenmerk darauf, zu beweisen, daß er seine Zeit nicht verliert und das Geld, das man ihm zahlt, auf rechte Weise erwirbt; was er ihm giebt, soll sich leicht zur Schau stellen lassen, man soll es zeigen können, wenn man will; ob das, was er ihm lehrt, nützlich sei, ist Nebensache, wenn es nur leicht in die Augen springt; hunderterlei Tröbel häuft er ohne Wahl und ohne Unterscheidung in seinem Gedächtnis auf. Soll das Kind geprüft werden, so läßt man es seinen Kram auspacken, es stellt ihn zur Schau, man ist zufrieden, dann packt es wieder ein und geht. So reich ist mein Zögling nicht, er hat nichts auszukramen, nichts zu zeigen als sich selbst. Nun aber läßt sich ein Kind ebenso wenig als ein Mann in einem Augenblick durchschauen. Wo sind die Beobachter, die es verstehen, auf den ersten Blick die Züge zu erfassen, die sein Wesen ausmachen? Es giebt solche, aber wenige, und unter hunderttausend Vätern wird nicht einer in ihrer Zahl zu finden sein.

323. Fragen in zu großer Zahl sind für jedermann lästig und abstoßend, um wie viel mehr für die Kinder! Nach Verlauf einiger Minuten ermüdet ihre Aufmerksamkeit, sie hören nicht mehr auf die Worte eines hartnäckigen Fragers und antworten nur noch auf Geratewohl. Diese Art sie auszufragen ist fruchtlos und schulmeisterlich; oft malt ein im Fluge aufgegriffenes Wort ihren Sinn und Geist besser als lange Reden; aber man muß darauf sehen, daß dieses Wort ihnen nicht vorgesagt oder bloß zufällig gefunden sei. Man muß selbst viel Urteil haben, um das Urteil eines Kindes zu würdigen.

324. Ich habe den verstorbenen Mylord Hyde erzählen hören, einer seiner Freunde hätte nach einer dreijährigen Abwesenheit in Italien die Fortschritte seines neun- bis zehnjährigen Sohnes prüfen wollen. Sie gehen eines Abends mit ihm und seinem Erzieher auf einem ebenen Platze spazieren, wo Schüler sich damit belustigten, Drachen steigen zu lassen. Im vorübergehen sagt der Vater zu seinem Sohne: „Wo ist der Drache, der hier den Schatten wirft?“ Ohne Zaudern, ohne den Kopf zu heben, sagt das Kind: „Über der Landstraße.“ Und in der That, fügte Lord Hyde hinzu, war die Landstraße zwischen der Sonne und uns. Der Vater umarmt bei diesem Worte seinen Sohn, beschließt damit sein Examen und geht weiter, ohne ein Wort zu sagen. Am Tage darauf schickte er dem Erzieher die Verschreibung einer lebenslänglichen Pension außer seinem Gehalte.

325. Welcher Mann, dieser Vater! und welch ein Sohn war ihm verheißen!*) Diese Frage ist dem Alter genau angemessen; die Antwort ist einfach genug: man bemerke jedoch, welche Klarheit des kindlichen Urteils sie voraussetzt? So zähmte der Zögling des Aristoteles jenes berühmte Schlachtroß, das kein Reitmeister hatte bändigen können.

*) Der Graf Louis-Marie Fouquet de Gisors, einziger Sohn des Maréchal de Belle-Isle, nach einem Brief R.'s an Mad. Latour vom 26. Sept. 1762. Der von R. gerühmte junge Mann wurde in der Schlacht bei Krefeld (1758) verwundet und starb infolgedessen einige Tage darauf zu Neuß. Darauf spielt R. V § 364 an. Die Eigenschaften seines Geistes und Charakters sowie seine militärischen Tugenden werden von allen Zeitgenossen gepriesen. — Raumer charakterisiert den zwölfjährigen Emil also: „Ein gesunder, starker, gewandter, sinnengeübter Knabe, ein methodisch für rein irdische Existenz und kalte Selbständigkeit dressierter, ein französiertes Karaiben- oder karaibisiertes Franzosenkind, ohne Phantasie, ohne Poesie, ohne Liebe, ohne Gott.“

Drittes Buch.*)

1. Obgleich der ganze Verlauf des Lebens bis zum Jünglingsalter eine Zeit der Schwäche ist, giebt es doch im Verlauf dieser ersten Periode einen Punkt, wo die Steigerung der Kräfte die der Bedürfnisse überholt und das heranwachsende Geschöpf, an sich zwar noch schwach, beziehungsweise stark wird. Seine Bedürfnisse haben sich noch nicht alle entfaltet, und so sind seine wirklichen Kräfte mehr als hinreichend, um den vorhandenen Bedürfnissen zu genügen. Als Mensch wäre es sehr schwach; als Kind ist es sehr stark.

2. Woher kommt die Schwäche des Menschen? Aus der Ungleichheit zwischen seiner Kraft und seinen Begierden.**) Unsere Leidenschaften machen uns schwach; denn um sie zu befriedigen, bedürften wir mehr Kräfte, als die Natur uns gegeben. Man vermindere also die Begierden; das ist so gut, als wenn man die Kräfte erhöhte; wer mehr vermag, als er begehrt, hat Kraft im Überfluß: er ist unbestreitbar ein sehr starkes Wesen. Dies ist die dritte Entwickelungsstufe der Kindheit, diejenige, von der ich jetzt zu sprechen habe. Ich nenne sie noch Kindheit in Ermangelung eines zur Bezeichnung derselben geeigneten Ausdruckes; denn dieses Alter nähert sich dem Jünglingsalter, ohne doch die Zeit der Mannbarkeit zu sein.***)

3. Mit zwölf bis dreizehn Jahren entwickeln sich die Kräfte des Kindes viel schneller als seine Bedürfnisse. Das heftigste und unheilvollste hat sich ihm noch nicht fühlbar gemacht; selbst das Organ desselben bleibt noch im Zustand der Unvollkommenheit und scheint erst

---

*) **Drittes Buch.** Knabenalter. — Überschuß physischer Kräfte bei geringen Bedürfnissen. Benützung der Kräfte zur Ansammlung von Kenntnissen und Fertigkeiten für die Zwecke künftiger Zeiten. Kenntnis der äußeren Umgebung: Robinson. — Kenntnis der menschlichen Umgebung: Gesellschaft. Gewerbe. — Ausbildung der sinnlichen Erkenntnis zum Urteil. — 12.—15. Lebensjahr.

**) Vgl. II § 16 fgde., besonders § 21 und später § 308.

***) R. spricht vom „Knabenalter." Vgl. Buch II § 1 und unsere Anm. dazu.

dann aus ihm heraustreten zu wollen, wenn sein Wille es dazu zwingt. Da es wenig empfindlich gegen die Unbilde von Wind und Wetter ist, ersetzt seine hervorbrechende Wärme ihm das Kleid, sein Appetit die Würze der Speisen;*) alles, was nahrhaft ist, sagt seinem Alter zu; wenn es Schlaf hat, streckt es sich auf die Erde hin und schläft; überall sieht es sich von allem Notwendigen umgeben; kein eingebildetes Bedürfnis quält es; das Urteil der Welt vermag nichts über es; seine Begierden gehen nicht weiter als seine Arme: nicht bloß sich selbst kann es genügen, es hat selbst mehr Kraft, als ihm nötig ist; es ist dies die einzige Zeit seines Lebens, wo es sich in diesem Falle befinden wird.

4. Ich sehe den Einwand voraus. Man wird nicht sagen, daß das Kind mehr Bedürfnisse habe, als ich ihm gebe, aber man wird leugnen, daß es die Kraft habe, die ich ihm zuschreibe: man wird nicht daran denken, daß ich von meinem Zögling spreche, nicht von jenen wandelnden Puppen, die von einem Zimmer zum anderen reisen, deren Ackerland eine Kiste ist und die mit einer Last von Schachteln sich herumschleppen. Man wird mir sagen, die männliche Kraft zeige sich erst mit der Männlichkeit, nur die in den geeigneten Gefäßen gezeitigten, durch den ganzen Körper ausgegossenen Lebensgeister könnten den Muskeln Festigkeit, Beweglichkeit, Spannung und Schwung geben, aus denen allein wahrhafte Kraft entspringe. So spricht die Stubenphilosophie; ich aber berufe mich auf die Erfahrung. Auf eueren Feldern sehe ich großgewachsene Knaben ackern, umbrechen, den Pflug halten, ein Faß Wein aufladen und den Wagen führen wie ihr Vater; man hielte sie für Männer, wenn der Ton ihrer Stimme sie nicht verriete.**) Selbst in unseren Städten sind junge Arbeiter, Schmiede, Eisenarbeiter und Hufschmiede fast so kräftig als ihre Meister und wären wohl nicht minder gewandt, wenn man sie rechtzeitig geübt hätte. Wenn ein Unterschied obwaltet, und ich gebe einen solchen zu, so ist er, ich wiederhole es, viel geringer als der zwischen den stürmischen Begierden eines Mannes und den beschränkten Begierden eines Kindes. Übrigens kommen hier nicht bloß die leiblichen Kräfte in Frage, sondern besonders die Kraft und Fähigkeit des Geistes, welche jene ergänzt oder leitet.

5. Obwohl nun der Zeitraum, wo das Vermögen des Menschen größer ist als sein Begehren, nicht die Zeit seiner größten absoluten Kraft ist, ist sie doch, wie schon besagt, die Zeit seiner verhältnismäßig größten Kraft. Sie ist die kostbarste Zeit seines Lebens, eine Zeit, welche nur einmal kommt; kurz ist sie, ja, sie ist, wie man in der

*) Die Gen. Ausg. liest: Wenig empfindlich gegen die Unbilde von Wind und Wetter, trotzt es ihnen ohne Beschwer; seine hervorbrechende Wärme ersetzt ihm u. s. w.

**) Vgl. IV § 20 Anm.

Folge sehen wird, um so kürzer, da am rechten Gebrauch derselben mehr gelegen ist.

6. Was wird er nun mit diesem Überschuß von Fähigkeiten und Kräften machen, die er für den Augenblick zu viel hat, die ihm aber fehlen werden in einem anderen Alter?*) Er wird sich bemühen, sie zu Bestrebungen zu verwenden, aus denen er gegebenen Falls Nutzen ziehen kann. Er wird, so zu sagen, den Überfluß seines augenblicklichen Zustandes auf die Zukunft übertragen: das kräftige Kind wird sich Vorrat sammeln für den schwachen Mann; aber es wird seinen Erwerb nicht in Kisten und Kasten bringen, die man ihm stehlen kann, noch in Scheunen, die ihm nicht eigen sind; um sich seinen Erwerb wahrhaft zu eigen zu machen, wird es ihn in seinen Armen unterbringen, in seinem Kopfe, in seinem eigenen Wesen. Dies ist also die Zeit der Arbeit, der Lehre, des Studiums, und man beachte, daß nicht ich diese Wahl willkürlich treffe: die Natur selbst führt mich darauf.

7. Die menschliche Einsicht hat ihre Grenzen, und nicht bloß kann ein Mensch nicht alles wissen, er kann nicht einmal das Wenige, was die anderen Menschen wissen, im Ganzen überblicken. Da das Gegenteil jeder falschen Behauptung eine Wahrheit ist, ist die Zahl der Wahrheiten unerschöpflich wie die der Irrtümer. Es giebt also eine Wahl hinsichtiich der zu lehrenden Dinge sowohl als hinsichtlich der zum Lernen geeigneten Zeit. Von den uns erreichbaren Kenntnissen sind die einen falsch, die andern unnütz, wieder andere nähren nur den Dünkel dessen, der sie besitzt. Die kleine Zahl derjenigen, welche wirklich zu unserem Wohlsein beitragen, ist allein der Nachforschungen eines vernünftigen Mannes würdig und folglich eines Kindes, das man zu einem vernünftigen Manne machen will. Es handelt sich durchaus nicht darum, zu wissen, was ist, sondern nur, was nützlich ist.

8. Von dieser kleinen Zahl muß man noch diejenigen Wahrheiten abziehen, welche, um verstanden zu werden, einen vollständig ausgebildeten Verstand verlangen, diejenigen, welche die Kenntnis der menschlichen Beziehungen voraussetzen, die sich ein Kind noch nicht erwerben kann,**) diejenigen endlich, welche, obwohl an sich richtig, ein unerfahrenes Gemüt geneigt machen können, über andere Dinge falsch zu denken.

9. So wären wir denn auf einen im Verhältnis zur wirklichen Welt sehr engen Kreis eingeschränkt; doch welch ungeheueres Gebiet umschließt noch dieser Kreis für die Fassungskraft des kindlichen Geistes! O Geheimnis des menschlichen Verstandes, welche verwegene Hand wagte es, an deinen Schleier zu rühren? Wie viele Abgründe sehe ich unsre

---

*) „Der Jüngling bekommt einen Zuwachs an Kräften, aber auch an Unruhe. Kann er nicht handeln, so dichtet er.“ Herbart, Lehrb. zur Psych. § 130.

**) IV § 37 und III § 192.

eitlen Wissenschaften graben um diesen jungen Unglücklichen! Zittre du, der ihn auf diesen gefahrvollen Pfaden leiten und vor seinen Augen den geheiligten Vorhang der Natur lüften soll! Versichere dich zuerst deines Kopfes und des seinigen wohl; siehe zu, daß er nicht einem von euch schwindle oder vielleicht beiden. Fürchte die reizende Lockung der Lüge und die berauschenden Dünste des Stolzes. Denke, o denke unaufhörlich daran, daß die Unwissenheit niemals Übles gestiftet, daß nur der Irrtum verhängnisvoll ist und daß man nie durch das, was man nicht weiß, irre geht, sondern durch das, was man zu wissen glaubt.

10. Seine Fortschritte in der Geometrie könnten dir als Probe und sicheres Maß für die Entwickelung seiner Intelligenz dienen: aber sobald er unterscheiden kann, was nützlich ist und was nicht, liegt daran, mit vieler Schonung und Kunst zu Werke zu gehen, um ihn zu den spekulativen Studien zu führen. Willst du zum Beispiel, daß er die mittlere Proportionale zwischen zwei Linien suche, so richte es zunächst so ein, daß er ein einem gegebenen Rechteck gleiches Quadrat zu finden habe: handelte es sich um zwei mittlere Proportionalen, so müßte man ihm zuvörderst das Problem von der Verdoppelung des Kubus nahe legen u. s. w. So kommen wir Stufe für Stufe den moralischen Begriffen*) näher, welche zwischen dem Guten und Bösen unterscheiden! Bis jetzt haben wir kein Gesetz kennen gelernt außer dem der Notwendigkeit: jetzt sehen wir auf das, was nützlich ist; bald werden wir zu dem kommen, was schicklich und gut ist.

11. Der nämliche Trieb belebt die verschiedenen Fähigkeiten des Menschen. Der Thätigkeit des Leibes, der sich zu entwickeln trachtet, folgt die Thätigkeit des Geistes, der Belehrung sucht. Im Anfang sind die Kinder nur auf Bewegung bedacht; später sind sie neugierig, und diese Neugier, wenn sie gut geleitet wird, ist die Triebfeder des Alters, in welchem wir angelangt sind. Unterscheiden wir immer die Neigungen, die aus der Natur entspringen, von denen, die der Einbildung entstammen. Es giebt einen Wissenseifer, der sich nur auf das Verlangen, als gelehrt angesehen zu werden, gründet; es giebt einen anderen, der aus der dem Menschen natürlichen Neugierde herkommt für alles das, was ihn nahe und ferne angeht. Das angeborene Streben nach Wohlbefinden und die Unmöglichkeit, diesem Verlangen voll zu genügen, lassen ihn unaufhörlich neue Mittel suchen, es zu befördern. Dies ist der erste Grund der Neugierde, ein dem menschlichen Herzen natürlicher Trieb, dessen Entwickelung sich aber nur nach Maßgabe unserer Leidenschaften und unseres Wissens vollzieht. Denke dir einen Philosophen, mit Instrumenten und

*) Emil soll auf dieser Stufe den Wert der Dinge durch die Frage: „Wozu ist das gut" messen. In so fern liegt in jenen geometrischen Versuchen ein Hinweis auf seine augenblickliche moralische Entwicklungsstufe. S. § 66.

Büchern in eine öde Insel verbannt, gewiß, den Rest seiner Tage dort einsam verbringen zu müssen; kaum wird er sich mehr kümmern um das Weltsystem, um die Gesetze der Anziehung oder um die Differentialrechnung: er wird vielleicht sein Leben lang kein einziges Buch mehr aufschlagen; aber nie wird er sich entschlagen, seine Insel bis zum letzten Winkel zu durchsuchen, so groß sie auch sein möchte. Entfernen wir also aus unseren ersten Studien auch diejenigen Kenntnisse, wofür der Mensch keine Neigung von Natur aus hat, und beschränken wir uns auf diejenigen, zu denen der natürliche Trieb uns hinführt.*)

12. Die Insel des Menschengeschlechtes ist die Erde, der unseren Augen auffälligste Gegenstand die Sonne. Sobald wir aus uns herauszutreten beginnen, müssen unsere ersten Beobachtungen auf diese beiden Dinge fallen. Auch befaßt sich die Philosophie fast aller wilden Völker einzig und allein mit abenteuerlichen Erdeinteilungen und mit der Göttlichkeit der Sonne.

13. Welcher Sprung! wird man vielleicht sagen. Eben noch waren wir mit dem Nächsten, mit unserer unmittelbaren Umgebung beschäftigt; plötzlich durchlaufen wir die Welt und heben uns weg bis zu ihren äußersten Enden! Dieser Sprung ist die Wirkung des Fortschrittes unserer Kräfte und der Neigung unseres Geistes. Im Zustande der Schwäche und der Unzulänglichkeit hält uns die Sorge der Selbsterhaltung in unserem Kreise zurück; im Zustande der Stärke und der Kraft führt das Verlangen, unser Wesen auszudehnen, uns über unsere Grenzen hinaus und treibt uns so weit, als es uns möglich ist zu kommen; aber da die Welt des Geistes uns noch unbekannt ist, dringt unser Gedanke nicht weiter als unsere Augen, und unser Verstand erweitert sich nur mit dem Raum, den er umfaßt.

14. Wir müssen unsere Wahrnehmungen in Begriffe verwandeln, aber nicht mit einem Male von den sinnlichen Gegenständen auf die geistigen überspringen.**) Durch die ersteren müssen wir zu den letzteren gelangen. In den ersten Operationen des Geistes müssen lediglich die Sinne seine Führer sein. Nur die Welt sei sein Buch, und die Thatsachen seine Lehrer! Das lesende Kind denkt nicht, es liest eben nur; es belehrt sich nicht, es lernt nur Worte.

15. Mache deinen Zögling aufmerksam auf die Erscheinungen der Natur, und du wirst bald seine Neugier anregen; um diese aber zu

---

*) Man vergleiche, was R. am Ende der „Bekenntnisse" über seinen Aufenthalt auf der Insel Saint-Pierre, wo er sein Leben zu beschließen gedachte, und über seinen Hang zum Müßiggang sagt, dem gegenüber der Müßiggang, wie ihn die feine Gesellschaft kenne, eine Galeerenarbeit sei.

**) Der nächste Schritt geschieht § 166. Hier, wie in allen psychologischen Dingen, folgt R. ganz Locke.

nähren, mußt du dich nie beeilen sie zu befriedigen.*) Richte die Fragen nach seiner Fassungskraft ein und laß sie ihn selbst beantworten. Er soll nichts deshalb wissen, weil du es ihm gesagt hast, sondern weil er es selbst begriffen hat; er soll die Wissenschaft nicht erlernen, sondern erfinden. Wenn du je in seinem Geiste an Stelle der Vernunft die Auktorität setzest, wird er nicht mehr denken, sondern nur der Spielball fremder Meinungen sein.

16. Du willst diesem Kinde Geographie lehren und holst ihm Erd- und Himmelsgloben und Karten herbei: wie viele Maschinen! Wozu all diese Darstellungen? Warum fängst du nicht damit an, ihm den Gegenstand selbst zu zeigen, daß es wenigstens wisse, wovon du mit ihm sprichst.

17. Eines schönen Abends lustwandelt man an einem günstigen Orte, wo ein ganz freier Horizont den vollen Anblick der sinkenden Sonne gewährt, und man beobachtet die Gegenstände, welche den Ort, wo sie untergeht, wiedererkennbar machen. Am anderen Tag kehrt man vor Sonnenaufgang an denselben Ort zurück, um die Morgenkühle zu genießen. Von Ferne kündigt sie sich an durch die Feuerstrahlen, die sie vor sich her sendet. Die Glut steigt, der ganze Osten erscheint entzündet; bei seinem Glanze erwartet man das Gestirn lange, ehe es sich zeigt; jeden Augenblick glaubt man es hervortreten zu sehen, endlich erscheint es. Ein glänzender Punkt bricht hervor wie ein Blitz und erfüllt sofort den ganzen Raum; der Schleier des Dunkels schwindet und fällt: der Mensch erkennt seine Wohnstätte und findet sie verschönert. Das Grün hat während der Nacht frische Kraft gewonnen; der junge Tag, der es bescheint, die ersten Strahlen, die es übergolden, zeigen ein glänzendes Taunetz darüber gespannt, das Licht und Farbe ins Auge strahlt. Die Vögel sammeln sich im Chor und grüßen vereint den Vater des Lebens; in diesem Augenblicke schweigt kein einziger. Ihr noch schwaches Gezwitscher ist schmelzender und süßer als am ganzen übrigen Tag; das schmachtende Gefühl eines seligen Erwachens spricht aus ihm. Das Zusammentreffen aller dieser Dinge giebt den Sinnen einen Eindruck der Frische, der bis in die Seele zu dringen scheint. Das ist eine halbe Stunde des Entzückens, dem kein Mensch widersteht: ein so großes, so schönes, so wonnevolles Schauspiel läßt keinen ungerührt.

18. In der Fülle der Begeisterung, die er fühlt, will der Lehrer

*) Die Neugier spielt bei Locke, der keinen Zwang in der Erziehung zuläßt, eine große Rolle. Er spricht davon an mehreren Stellen, besonders § 118 fg.; doch weicht er von R.s oben gegebener Meinung ab, wenn er sagt (§ 108), so wenig man jedem Verlangen der Kinder „etwas zu haben" nachgeben soll, so sehr müsse man ihre Neugier pflegen, indem man sie anhöre und ihnen „ordentlich und freundlich" antworte.

sie auch dem Kinde mitteilen: er glaubt es zu rühren, wenn er es auf die Empfindungen aufmerksam macht, die ihn selbst bewegen! Reiner Unverstand! Das Schauspiel der Natur lebt im Herzen des Menschen: man muß es fühlen, um es zu begreifen. Das Kind bemerkt die Gegenstände; aber die Beziehungen, die sie verknüpfen, kann es nicht bemerken, den süßen Einklang ihrer vereinten Erscheinung kann es nicht vernehmen. Es bedarf einer Erfahrung, die es noch nicht erworben hat, Gefühle, die es noch nicht erfahren, um den vielfältigen Eindruck zu empfinden, der auf einmal aus allen diesen Wahrnehmungen entsteht. Wenn es noch nie lange durch wasserlose Ebenen gezogen ist, wenn glühender Sand seine Füße noch nie versengt hat, wenn die von sonnenverbrannten Felsen zurückstrahlende Hitze es nie gedrückt hat, wie soll es die Kühle eines schönen Morgens kosten? Wie soll da der Duft der Blumen, der Reiz des Pflanzengrüns, der feuchte Dunst des Taus, das weiche und sanfte Dahinwandeln auf dem Rasen seine Sinne entzücken? Wie soll der Gesang der Vögel ihm eine wohllüstige Erregung verursachen, wenn die Sprache der Liebe und der Lust ihm noch unbekannt ist? Mit welcher Inbrunst soll es einen so schönen Tag erstehen sehen, wenn seine Einbildungskraft ihm die Freuden nicht malen kann, womit man ihn erfüllen kann? Wie endlich soll die Schönheit des Anblicks der Natur es rühren, wenn es noch nicht weiß, welche Hand sie zu schmücken bemüht war?

19. Halte dem Kinde keine Reden, die es nicht verstehen kann. Nichts von Beschreibungen oder Beredsamkeit, nichts von Figuren oder Poesie! Es handelt sich jetzt nicht um Gefühl oder Geschmack. Bleibe nur immer verständlich, einfach und kalt; die Zeit, eine andere Sprache anzunehmen, wird nur zu bald kommen.

20. Erzogen im Geiste unserer Grundsätze, gewöhnt, alle seine Hilfsmittel aus sich selbst zu ziehen und die Hilfe anderer nur nach Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit in Anspruch zu nehmen, prüft es bei jedem neuen Gegenstand, den es sieht, lange, ohne ein Wort zu sagen. Es ist nachdenklich, nicht fragsüchtig. Begnüge dich also damit, ihm die Gegenstände zur rechten Zeit vorzuführen;*) dann, wenn du seine Neugierde hinreichend beschäftigt siehst, richte irgend eine lakonische Frage

---

*) und in der rechten Auswahl, wie I § 138 ausdrücklich eingeschärft wird. Diejenigen, die die „negative Erziehung" R.s zu wörtlich nehmen (II § 67), haben sich mit dieser und der oben citierten Stelle abzufinden. Vgl. Anm. zu § 38. — Formey meint übrigens, dieser ganze kosmographische Unterricht werde bald ein Ende haben. Auch Cramer findet, es werde hier „der Heuristik der Kinder zu viel zugetraut," und Raumer beruft sich darauf, daß die Kinder doch auf die Auktorität der Lehrer und Eltern hin etwas annehmen müßten. Letztere Bemerkung gegen § 15.

an dasselbe, die es auf den Weg führe, auf welchem es die Antwort finden kann.

21. Nachdem du bei dieser Gelegenheit die aufgehende Sonne recht mit ihm betrachtet hast, nachdem du es auf die Berge und die benachbarten Gegenstände auf der nämlichen Seite aufmerksam gemacht, nachdem du es darüber lange und nach Herzenslust hast plaudern lassen, beobachtest du selbst einige Augenblicke Stillschweigen, wie ein Mensch, der in Gedanken versunken ist, dann sagst du zu ihm: „Gestern Abend ist doch die Sonne dort untergegangen, und heute früh ist sie da wieder heraufgekommen. Wie geht das denn zu?“ Sage nichts weiter: richtet es Fragen an dich, so antworte nicht; sprich von etwas anderem. Überlaß es sich selbst und sei versichert, es wird daran denken.

22. Damit sich ein Kind ans Aufmerken gewöhne und von irgend einer sinnenfälligen Wahrheit wirklich betroffen werde, muß sie ihm einige Tage der Unruhe bereiten, bevor es sie entdeckt. Begreift es die uns vorliegende nicht recht auf die angegebene Weise, so giebt es Mittel und Wege, sie ihm noch sinnenfälliger zu machen, dadurch nämlich, daß man die Frage umkehrt. Wenn es nicht weiß, wie die Sonne vom Orte ihres Unterganges zu dem des Aufgangs gelangt, so weiß es wenigstens, wie sie vom Aufgang zum Untergang kommt; die Augen sagen ihm das schon. Kläre also die erste Frage durch diese andere auf: dein Zögling muß ganz und gar stumpfsinnig sein, oder die Analogie ist zu einleuchtend, um ihm entgehen zu können. Das wäre sein erster kosmographischer Unterricht.

23. Da wir immer langsam von einer sinnlichen Wahrnehmung zur anderen fortschreiten, da wir uns lange mit der nämlichen vertraut machen, bevor wir zu einer anderen übergehen, und da wir endlich unseren Zögling niemals zur Aufmerksamkeit zwingen, so ist es ein weiter Weg von diesem ersten Unterricht bis zur Kenntnis vom Lauf der Sonne und der Gestalt der Erde; aber da alle scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper auf denselben Grund zurückgehen und die erste Beobachtung zu allen anderen führt, bedarf es geringerer Mühe, wenn auch längerer Zeit, um von einer täglichen Umdrehung zur Berechnung der Verfinsterungen zu kommen, als um Tag und Nacht recht zu begreifen.

24. Da sich die Sonne um die Welt dreht, beschreibt sie einen Kreis, und jeder Kreis muß einen Mittelpunkt haben; das wissen wir schon.*) Dieser Mittelpunkt ist nicht sichtbar, denn er ist in der Mitte der Erde; aber man kann auf der Erdoberfläche zwei entgegengesetzte Punkte bezeichnen, die ihm entsprechen. Eine Nadel, die durch die drei Punkte geht und auf beiden Seiten bis zum Himmel verlängert ist, bildet die Achse der Welt und der täglichen Bewegung der Sonne. Ein auf

---

*) S. II § 259.

seiner Spitze sich drehender Kreisel *) stellt den sich um seine Achse drehenden Himmel vor; die beiden Spitzen des Kreisels sind die beiden Pole. Das Kind wird gerne einen davon kennen lernen; ich zeige ihm denselben im Schweif des kleinen Bären. Das wäre ein Vergnügen für die Nacht: **) nach und nach wird man vertraut mit den Sternen, und daraus ergiebt sich die Lust, auch die Planeten kennen zu lernen und die Sternbilder zu beobachten.

25. Wir haben die Sonne um Johannis aufgehen sehen; wir werden sie auch an Weihnachten oder an irgend einem anderen schönen Wintertag aufgehen sehen: denn man weiß, daß wir nicht faul sind und uns einen Spaß daraus machen, der Kälte zu trotzen. ***) Ich sorge dafür, daß diese zweite Beobachtung am nämlichen Orte geschieht, wo wir die erste gemacht haben, und bei einiger Geschicklichkeit, der Beobachtung vorzuarbeiten, wird unfehlbar der eine oder der andere ausrufen: „Ei, ei, wie eigen! Die Sonne geht nicht mehr an der nämlichen Stelle auf! Hier sind unsere Merkpunkte von damals, und jetzt ist sie dort aufgegangen u. s. w. Es giebt also einen Sommeraufgang und einen Winteraufgang u. s. w." — Junger Lehrer, sieh hier deinen Weg vor dir! Diese Beispiele müssen dir genügen, um die Himmelskugel vollkommen anschaulich zu machen, indem du als Welt die Welt, als Sonne die Sonne nimmst. †)

26. Unterschiebe überhaupt nie der Sache das Zeichen, außer wenn es dir unmöglich ist, sie zu zeigen; denn das Zeichen verschlingt die Aufmerksamkeit des Kindes und läßt es die dargestellte Sache vergessen.

27. Die Himmelskugel mit Ringen [Armillarsphäre] scheint mir eine schlechte erfundene und in falschen Verhältnissen ausgeführte Maschine zu sein. Dieser Wirrwarr von Kreisen und die wunderlichen Figuren, die man darauf anbringt, geben ihr ein abenteuerliches Aussehen, das den kindlichen Geist abschreckt. Die Erde ist zu klein, die Ringe zu groß und zu zahlreich; einige, wie die Koluren, sind ganz unnütz; jeder Ring ist größer als die Erde; die Stärke des Kartons giebt ihnen ein körperliches Aussehen, das sie für wirklich existierende ringförmige Massen

---

*) Das französische Wort (tonton) bezeichnet, was man in Deutschland da und dort Zwirbel nennt, eine Kugel, durch welche ein Stift gesteckt und welche ringsum zu mehreren Feldern abgeplattet ist. Der Stift bildet die beiden „Spitzen" des Kreisels.

**) Mit Beziehung auf II § 221 fgde.

***) Auch hier liegt R. daran, theoretische Kenntnisse mit gleichzeitiger körperlicher Übung zu vermitteln. Vgl. II § 217 und unten § 55.

†) Raumer meint, das seien „langweilige topographische Spaziergänge"; man möge dem Kinde nichts lehren, „was der Knabe frei, ohne alle Anweisung erlebt." II S. 250.

nehmen läßt,*) und wenn du dem Kinde sagst, die Ringe seien nur in der Vorstellung angenommen, so weiß es nicht mehr, was es sieht, und versteht gar nichts mehr.

28. Wir wissen uns nie an die Stelle der Kinder zu versetzen; wir gehen nicht in ihre Gedanken ein, wir legen ihnen die unsrigen unter, und indem wir in unserem eigenen Denken weitergehen, stopfen wir mit einer Kette von Wahrheiten nur närrisches und ungereimtes Zeug in ihren Kopf.

29. Man streitet über die Wahl der Analyse oder Synthese beim Studium der Wissenschaften. Man braucht nicht immer zu wählen. Manchmal kann man in der nämlichen Untersuchung zergliedern und verknüpfen und das Kind durch die lehrende Methode führen, wo es nur zu zergliedern glaubt. So würden sie bei gleichzeitiger Anwendung der einen und der andern sich wechselseitig als Probe dienen. Es würde zugleich von den beiden entgegengesetzten Punkten ausgehen, ohne daran zu denken, daß es denselben Weg mache, und zu seiner großen Überraschung sich selbst begegnen, und diese Überraschung könnte nur sehr angenehm sein. So möchte ich z. B. die Geographie an ihren beiden Endpunkten anfassen und mit dem Studium der Umdrehungen der Erde das Messen ihrer Teile vom eigenen Wohnorte aus verbinden. Während das Kind die Himmelskugel studiert und sich so in den Himmelsraum versetzt, führe man es zur Einteilung der Erde zurück und zeige ihm zunächst seinen eigenen Wohnort.

30. Die beiden ersten Punkte in seiner Geographie werden seine Vaterstadt und das Landhaus seines Vaters sein, dann die zwischenliegenden Orte, hierauf die Flüsse der Umgegend, endlich der Anblick der Sonne und die Art, wie man sich orientiert. Hier trifft alles zusammen. Es soll sich selbst von allem dem eine Karte anfertigen, eine ganz einfache Karte, die zunächst nur zwei Gegenstände enthält, denen es nach und nach die anderen anreiht, sobald es ihre Entfernung und Lage weiß oder schätzt. Man sieht schon, welchen Vorteil wir ihm zum vornherein

---

*) Bahrdt rühmt aus Marschlins, daß bei ihm „die mathematische Geographie mit einer Maschine erläutert wird, dergleichen vielleicht nirgends existiert. Wir arbeiten an einem Globus, der 18 Schuh im Durchmesser hat. Sein Gerippe besteht aus starken eisernen Reifen, welche in den Polen sich schließen. Von einem Pol zum andern geht ein starker Wellbaum, um welchen sich die ganze Maschine sehr leicht bewegt. Inwendig ist Holzwerk, so daß 4 bis 5 Schüler mit ihrem Lehrer hineinsitzen und das ganze Himmelssystem über sich betrachten, und um und neben sich in Bewegung sehen können. Der inwendige Raum ist finster und nur die wichtigsten Gestirne sind gezeichnet, daß sie desto mehr ins Auge fallen. Auswendig ist die Maschine mit dünnen Brettern ausgelegt, auf diese kommt ein Überzug von Wasserfarbe, darauf wird weißes Papier gezogen und der Erdglobus mit allen Weltteilen aufgetragen." Aus Bahrdts „philanthropinischem Erziehungsplan u. s. w." 1775.

gesichert haben, indem wir seinen Augen ein richtiges Maß gegeben haben.*)

31. Trotzdem wird man es ohne Zweifel ein wenig leiten müssen, aber sehr wenig und ohne daß es bemerkbar wird. Täuscht es sich, so laß es nur machen und verbessere seine Irrtümer nicht. Warte ruhig ab, bis es sie selbst erkennen und verbessern kann, oder führe höchstens bei günstiger Gelegenheit irgend eine Operation herbei, durch die es darauf kommen kann. Täuschte es sich nie, würde es nicht so sicher lernen. Im Übrigen handelt es sich nicht darum, daß es genau die Topographie seiner Heimat kenne, sondern nur das Mittel, sich darüber zu belehren; es liegt wenig daran, daß es Karten im Kopfe habe, wenn es nur recht begreift, was sie vorstellen, und eine klare Vorstellung von der Kunst besitzt, die zum Entwerfen derselben nötig ist. Man sehe schon hier den Unterschied zwischen dem Wissen euerer Zöglinge und der Unwissenheit des meinigen!**) Sie wissen die Karten; er macht sie. Das giebt dann einen neuen Schmuck für sein Zimmer.

32. Man halte sich gegenwärtig, daß es nicht im Geiste meines Unterrichts liegt, dem Kinde viele Dinge zu lehren, sondern immer nur richtige und klare Vorstellungen in seinen Verstand kommen zu lassen. Wüßte es auch gar nichts, es wäre mir gleichgültig, wenn es sich nur nicht täuscht, und nur deshalb bringe ich Wahrheiten in seinen Kopf, um es vor den Irrtümern zu bewahren, die es an ihrer Stelle lernen würde. Vernunft und Urteil kommen langsam; die Vorurteile drängen sich in Menge heran: vor diesen muß man das Kind sichern. Betrachtest du dagegen die Wissenschaft an sich, so versinkst du in ein unergründliches, unermeßliches Meer voll von Klippen, aus dem du nie wieder herauskommst. Wenn ich einen Menschen sehe, der in begeistertem Drange nach Wissenschaft von ihrem Reize sich verführen läßt und von einer zur anderen eilt, ohne Ruhe zu finden, so glaube ich, ein Kind vor mir zu sehen, das am Strand Muscheln aufliest und sich damit zu beladen beginnt, dann aber, angelockt durch diejenigen, die es später erblickt, jene wieder wegwirft und andere aufrafft, bis es endlich, erdrückt von ihrer Menge, nicht mehr weiß, was es auswählen soll, alle wegwirft und leer nach Hause zurückkehrt.

33. Während der ersten Lebensperiode war die Zeit lang; wir suchten sie nur zu verlieren, um sie nicht schlecht anzuwenden. Jetzt tritt gerade das Gegenteil ein: wir haben nicht Zeit genug, um alles auszuführen, was nützlich wäre. Man bedenke, daß jetzt die Leidenschaften heranziehen und daß, sobald sie anklopfen, der Zögling nur noch Ge-

---

*) II § 252.

**) „Das schrecklichste Geschenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter macht, sind vielleicht Kenntnisse ohne Fertigkeiten.“ Pestalozzi.

danken für sie hat. Das friedliche Alter der Vernunft ist so kurz, es vergeht so rasch und hat so viele andere notwendige Verwendungen, daß es eine thörichte Meinung ist, es genüge, ein Kind gelehrt zu machen. Es handelt sich ja nicht darum, ihm die Wissenschaften zu lehren, sondern ihm Geschmack dafür beizubringen und die Wege zu weisen, wie es sie erlernen soll, wenn einmal dieser Geschmack mehr entwickelt ist. Das ist unbestreitbar ein Grunderfordernis einer jeden guten Erziehung.

34. Dies ist auch die Zeit, es zu gewöhnen, dem nämlichen Gegenstand eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden; doch darf diese Aufmerksamkeit nie durch den Zwang, sondern immer nur durch das Vergnügen oder das eigene Begehren hervorgerufen werden: man muß sorgfältig darauf bedacht sein, daß sie es nicht überlaste und nicht bis zum Überdruß andaure. Man habe daher immer ein wachsames Auge, und, wie es auch komme, man verlasse alles, bevor der Überdruß sich einstellt; denn das Lernen ist nie so wichtig, wie es wichtig ist, daß es nichts wider Willen thue.*)

35. Fragt es dich selbst, so antworte so viel, als notwendig ist, um seine Neugier zu nähren, nicht aber sie zu sättigen; besonders wenn du siehst, daß es, anstatt zu fragen, um sich zu belehren, im Blauen herumzufahren und dich mit einfältigen Fragen zu quälen droht, so halte augenblicklich inne: denn dann ist es ihm ganz sicher nicht mehr um die Sache zu thun, es will dich nur seinem Fragegeist dienstbar machen. Man muß weniger auf die Worte achten, die es ausspricht, als auf den Beweggrund, der es dabei leitet.**). Diese Warnung war bis jetzt weniger notwendig, sie wird aber äußerst wichtig, sobald das Kind logisch zu denken beginnt.

36. Es giebt eine Kette von allgemeinen Wahrheiten, durch welche alle Wissenschaften mit gemeinsamen Principien zusammenhängen und sich stufenweise entwickeln. Diese Kette ist die Methode der Philosophen; um diese handelt es sich hier nicht. Es giebt eine ganz andere, vermöge deren jeder einzelne Gegenstand einen anderen nach sich zieht und auf den folgenden hinweist. Dieser Verknüpfung, welche durch eine beständige Neugierde die Aufmerksamkeit, welche sie alle fordern, wach erhält, folgen die meisten Menschen; für die Kinder ist sie vorzüglich notwendig. Als wir uns orientierten, um unsere Karten zu entwerfen, mußten wir Meridiane ziehen. Zwei Schnittpunkte zwischen den ent-

*) Locke § 128: „ihr Buch oder was wir ihnen zu lernen geben wollen, darf ihnen nicht als ein Geschäft auferlegt werden."

**) Locke handelt über die Kinderfragen ausführlich § 118 bis § 121. Im Obigen finden sich Anklänge an diese Stellen.

sprechenden Schatten am Morgen und am Abend gaben uns einen vortrefflichen Meridian für einen dreizehnjährigen Astronomen. Aber diese Meridiane verwischen sich; man braucht Zeit, sie zu ziehen; sie nötigen uns auch, immer am selben Orte zu arbeiten: soviel Sorgfalt und Unbequemlichkeit könnten am Ende ermüden. Wir haben das vorausgesehen und bauen vor.

37. Da wäre ich wieder mitten in meiner umständlichen Kleinigkeitskrämerei. Lieber Leser, ich höre dich murren, lasse mich aber nicht beirren: ich will den nützlichsten Teil dieses Buches nicht deiner Ungeduld zum Opfer bringen. Finde dich ab mit meiner Umständlichkeit, wie ich es auch gemacht habe mit deinen Klagen.

38. Mein Zögling und ich hatten schon lange die Beobachtung gemacht, daß Bernstein, Glas, Siegellack und andere geriebene Gegenstände Strohhalme anzogen, andere wieder nicht. Durch Zufall finden wir einen, der eine noch eigentümlichere Kraft hat, die nämlich, Feilspäne und andere Eisenteilchen auf gewisse Entfernung anzuziehen, ohne gerieben zu werden. Wie lange ergötzt uns diese Eigenschaft, ohne daß wir etwas Weiteres dabei wahrnehmen! Endlich finden wir, daß sie sich dem Eisen selbst mitteilt, wenn es in einer bestimmten Richtung gestrichen wird. Eines Tages gehen wir auf den Jahrmarkt [1]): ein Taschenspieler zieht mit einem Stück Brot eine auf dem Wasserbecken schwimmende Ente an. Trotz unserer Überraschung sagen wir doch nicht: das ist ein Hexenmeister; denn wir wissen noch nicht, was ein Hexenmeister ist. Da wir fortwährend von Wirkungen, deren Ursachen wir nicht kennen, überrascht werden, sind wir mit unserem Urteil nie voreilig und verharren ruhig in unserer Unwissenheit, bis wir die Gelegenheit finden, aus ihr herauszukommen.

39. Bis wir wieder zu Hause sind, haben wir so viel von der Ente auf dem Jahrmarkt gesprochen, daß wir es uns in den Kopf setzen, sie nachzumachen: wir nehmen eine gute Magnetnadel und umhüllen sie

---

[1]) Ich habe mich des Lachens nicht enthalten können, als ich eine feine Kritik von Herrn Formey über dieses Geschichtchen las [Anti-Emil p. 104]: „Dieser Taschenspieler, der es einem Kinde wett machen will und seinem Hofmeister die Leviten liest, ist ein Geschöpf aus der Welt der Emile.“ Der geistreiche Herr Formey ist nicht auf den Gedanken geraten, daß diese kleine Scene abgeredet und daß der Taschenspieler über die Rolle verständigt war, die er zu spielen hatte; denn das hatte ich in der That nicht gesagt. Aber wie oft hatte ich dagegen erklärt, daß ich nicht für Leute schreibe, denen man alles sagen muß. — R. Gen. — Diese Auseinandersetzung wäre gleichgiltig, wenn man nicht auch hier daran erinnern müßte, daß in der sogenannten negativen Erziehung Rousseau's und in dem Zufall, durch den oben Emil und sein Erzieher auf den Magnetismus geraten, Rousseau's planmäßige Erziehungsmaßregeln liegen. Vgl. Anm. zu § 20, § 25 und § 47 und vom psychologischen Standpunkte aus besonders die §§ 57 und 70.

mit weißem Wachs, dem wir, so gut wir können, die Gestalt einer Ente geben, so daß die Nadel durch den Leib geht und ihre Spitze den Schnabel bildet. Wir setzen die Ente aufs Wasser und bringen einen Schlüsselring dem Schnabel nahe, und wir sehen mit einer leicht begreiflichen Freude, daß unsere Ente dem Schlüssel nachgeht, gerade wie die auf dem Jahrmarkte dem Stück Brot. Die Beobachtung, in welcher Richtung die Ente auf dem Wasser halten bleibe, wenn man sie in Ruhe läßt, können wir dann ein anderes Mal machen. Für jetzt sind wir ganz mit unserem Gegenstand beschäftigt und verlangen nichts weiter.

40. Noch am nämlichen Abend gehen wir wieder auf den Jahrmarkt, ein von uns zugerichtetes Brot in der Tasche, und sobald der Taschenspieler sein Kunststück gemacht hat, sagt mein kleiner Professor, der sich kaum zurückhalten konnte, zu ihm, das Stück sei nicht schwer, er werde es selbst gerade so ausführen: man nimmt ihn beim Wort. Sofort zieht er das Brot, in welchem das Eisenstück verborgen ist, aus der Tasche; mit klopfendem Herzen tritt er an den Tisch; fast zitternd streckt er sein Brot hin; die Ente kommt heran und folgt ihm; das Kind jubelt und zittert vor Freude. Das Klatschen und Zurufen der Menge steigt ihm zu Kopf; es ist ganz außer sich. Der Tausendkünstler ist verdutzt, umarmt es aber dennoch und wünscht ihm Glück, und er bittet es, ihn am folgenden Tage wieder mit seiner Gegenwart zu beehren; er würde dafür sorgen, daß noch mehr Leute herkämen, seine Geschicklichkeit zu beklatschen. Mein lieber Naturforscher wird hochmütig und will schwatzen; aber ich halte ihm auf der Stelle den Mund zu und nehme ihn mit fort, überhäuft von Lobsprüchen.

41. Das Kind zählt bis zum nächsten Tag die Minuten mit komischer Unruhe. Es lädt jeden ein, der ihm begegnet; es möchte gerne die ganze Welt zu Zeugen seines Ruhmes haben; kaum wartet es die Stunde ab, schon vorher steht es da: man eilt auf den Platz; der Saal ist schon voll. Das Herz geht ihm über, wie es hereintritt. Andere Stücke müssen zuerst an die Reihe; der Taschenspieler übertrifft sich selbst und macht überraschende Sachen. Das Kind sieht nichts von dem allem; es schwitzt vor Aufregung und atmet kaum; die ganze Zeit ballt es sein Stück Brot in der Tasche herum mit seiner vor Ungeduld zitternden Hand. Endlich kommt es an die Reihe; der Meister kündigt es dem Publikum großartig an. Ein wenig verlegen tritt es vor und zieht sein Brot heraus: o des Unbestands der menschlichen Dinge! Die Ente, Tags zuvor so zahm, ist heute ungebärdig geworden; anstatt den Schnabel herzustrecken, dreht sie den Schwanz her und eilt davon; sie geht dem Brot und der dasselbe darreichenden Hand ebenso sorgfältig aus dem Weg, wie sie ihm vorher nachfolgte. Nach tausend vergeblichen Versuchen, die von Hohngeschrei begleitet werden, beschwert sich das

Kind, man halte es zum besten, man hätte der ersten Ente eine andere unterschoben, und es fordert den Taschenspieler auf, diese nun selbst anzulocken.

42. Der Taschenspieler nimmt, ohne zu antworten, ein Stück Brot und streckt es der Ente hin; sofort schwimmt die Ente auf das Brot zu und folgt der Hand, wenn sie es zurückzieht: das Kind nimmt das nämliche Stück Brot; aber weit entfernt, einen besseren Erfolg zu erzielen, sieht es, wie die Ente es verhöhnt und in Schlangenlinien das Becken umkreist: ganz beschämt entfernt es sich zuletzt und wagt nicht mehr, sich dem Gelächter preiszugeben.

43. Nun ergreift der Taschenspieler das Stück Brot, welches das Kind mitgebracht hatte, und bedient sich desselben mit ebenso viel Erfolg wie des seinigen: vor aller Welt zieht er das Eisen heraus, worauf ein neues Gelächter über uns entsteht; dann zieht er mit dem auf diese Weise leer gemachten Brot die Ente heran wie zuvor. Ebenso mit einem andern Stück Brot, das vor aller Augen durch eine dritte Hand abgeschnitten worden ist; ebenso mit seinem Handschuh, mit der Fingerspitze. Endlich tritt er in die Mitte des Zimmers zurück, erklärt mit dem diesen Leuten eigenen gespreizten Ton, seine Ente werde seiner Stimme ebenso gut folgen wie seiner Hand, redet die Ente an, und sie gehorcht ihm; er heißt sie rechts gehen, und sie thut es, zurückweichen und sich umwenden, es geschieht: die Bewegung geschieht ebenso rasch wie der Befehl. Der erneute Beifall ist eine neue Kränkung für uns: wir schleichen uns unbemerkt hinweg und schließen uns in unser Zimmer ein, ohne von unserem Erfolg, wie wir geplant hatten, der ganzen Welt zu erzählen.

44. Am anderen Tage klopft es an die Thür: ich öffne, es ist der Taschenspieler. Er beschwert sich bescheiden über unser Betragen: womit habe er es verdient, daß wir seine Kunststücke in Verruf und ihn um sein Brot hätten bringen wollen? Was denn so Wunderbares sei an der Kunst, eine Ente von Wachs anzuziehen, um dafür einem rechtschaffenen Mann seinen Unterhalt zu nehmen? „Meine Herren, auf Ehre, wenn ich irgend eine andere Geschicklichkeit besäße, um mich zu ernähren, so würde ich mich wohl mit dieser nicht brüsten. Sie mußten doch annehmen, daß ein Mensch, der sein Leben damit zugebracht hat, sich in diesem erbärmlichen Handwerk zu üben, sich besser darauf verstehen muß als Sie, die sich nur ein paar Augenblicke damit beschäftigten. Wenn ich Ihnen nicht gleich meine Meisterstücke gezeigt habe, so geschah es deshalb, weil man nicht so schnell alles, was man weiß, nur so bloßlegen muß: ich sehe immer darauf, meine besten Stücke für die Gelegenheit aufzusparen, und nach diesem habe ich noch andere, um vordringliche junge Leute zurückzuweisen. Übrigens, meine Herren, will ich Ihnen recht gerne das Geheimnis lehren, das Sie so sehr in Verlegenheit

gesetzt hat; nur bitte ich Sie, es nicht zu meinem Nachteil mißbrauchen zu wollen und ein anderes Mal zurückhaltender zu sein.

45. Nun zeigt er uns seine Vorrichtung, und wir sehen zu unserer größten Überraschung, daß sie nnr in einem starken, gut armierten Magnet besteht, welchen ein unter dem Tische verstecktes Kind in Bewegung setzte, ohne daß man es gewahr wurde.

46. Der Mann packt seine Maschine wieder zusammen, und, nachdem wir ihm gedankt und uns entschuldigt haben, wollen wir ihm ein Geschenk machen; er weist es jedoch zurück.*) „Nein, meine Herren, ich habe keinen Grund, mit Ihnen so zufrieden zu sein, daß ich Ihre Geschenke annehmen könnte; mögen Sie mir denn verpflichtet bleiben gegen Ihren Willen, das ist meine einzige Rache. Erfahren Sie, daß es Edelmut in allen Ständen giebt; ich lasse mir meine Kunststücke bezahlen, aber nicht meine Lehre."

47. Beim Weggehen richtet er noch ganz laut eine besondere Vorstellung an mich. „Das Kind", sagt er, „kann ich wohl entschuldigen; es hat nur aus Unwissenheit gefehlt. Sie aber mußten doch seine Fehler kennen, warum haben Sie ihm da nicht gewehrt? Da sie mit einander leben, sind Sie als der ältere ihm Sorgfalt und Rat schuldig; Ihre Erfahrung ist die Auktorität, welche das Kind leiten muß. Wenn es im späteren Alter sich die Verkehrtheiten seiner Jugend vorwirft, wird es Ihnen ohne Zweifel die zum Vorwurf machen, vor denen Sie es nicht gewarnt haben."[1])

48. Er geht und läßt uns in vollständiger Verwirrung zurück. Ich tadle mich über meine schwächliche Nachgiebigkeit; ich verspreche dem Kinde, sie ein anderes Mal seinem Interesse zum Opfer zu bringen und es vor seinen Fehlern zu warnen, bevor es sie begeht. Denn die Zeit naht heran, wo unsere Beziehungen sich ändern und wo auf die Gefälligkeit des Gefährten die Strenge des Lehrers folgen muß: dieser Wechsel muß sich allmählich vollziehen; man muß alles voraussehen und sehr lange voraussehen.

49. Am andern Tag gehen wir wieder auf den Markt, um noch einmal das Kunststück zu sehen, dessen Geheimnis wir gelernt haben.

---

*) Wer R. ein Geschenk machte oder anbot, konnte sich auf eine noch sprödere Behandlung von dessen Seite gefaßt machen.

[1]) Mußte ich einen Leser annehmen, der so einfältig wäre, in dieser Vorstellung nicht eine Rede zu entdecken, die Wort für Wort vom Erzieher mit Rücksicht auf seine Zwecke diktiert war? Hat man mich selbst für einfältig genug halten müssen, diese Worte im Ernst einem Taschenspieler in den Mund zu legen? Ich glaubte doch von dem ziemlich untergeordneten Talent, die Leute nach Art ihres Standes reden zu lassen, Beweise gegeben zu haben. Man sehe auch noch den Schluß des folgenden Absatzes. War das nicht genug für jeden anderen als Herrn Formey? — R. Gen. — Formey meint nämlich, in dieser Erzählung werde in jedem Punkte gegen die Wahrscheinlichkeit gesündigt (S. 104). —

Mit tiefem Respekt treten wir zu unserem Socrates von Taschenspieler; kaum wagen wir, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Er überhäuft uns mit Artigkeiten und weist uns unsern Platz mit einer Auszeichnung an, die uns noch mehr demütigt. Er macht seine Kunststücke wie gewöhnlich; aber bei dem mit der Ente hält er sich mit selbstgefälligem Vergnügen lange auf und sieht uns dabei oft mit einem recht stolzen Gesichte an. Wir verstehen uns und rühren uns nicht. Wagte mein Zögling nur den Mund aufzuthun, er hätte wahrhaftig nicht verdient, daß man ihn am Leben ließe.

50. Dieses Beispiel mit all seinen Einzelheiten ist wichtiger, als es scheint. Wie viele Lehren in einer einzigen! Wie viele demütigenden Folgen zieht die erste Regung der Eitelkeit nach sich! Junger Lehrer, gehe dieser ersten Regung mit allem Bedachte nach! Wenn du es verstehst, auf diese Weise Demütigung und Widerwärtigkeiten [1]) aus ihr hervorgehen zu lassen, kannst du sicher sein, daß nicht so bald eine zweite sich einstellen wird. Aber welche Umständlichkeiten, wirst du sagen! Freilich, und das alles nur, um einen Kompaß zu bekommen, der uns den Meridian ersetzen kann.

51. Nachdem wir gelernt haben, daß der Magnet durch die anderen Körper hindurch wirkt, so haben wir nichts Eiligeres zu thun als eine Vorrichtung anzufertigen ähnlich der, die wir gesehen haben: einen ausgehöhlten Tisch, ein auf diesem Tische angebrachtes, einige Linien hoch mit Wasser gefülltes, sehr flaches Becken, eine etwas sorgfältiger gemachte Ente u. s. w. Durch öftere Beobachtungen um das Becken herum bemerken wir endlich, daß die Ente sich im Zustande der Ruhe immer fast nach derselben Richtung kehrt. Wir verfolgen diese Beobachtung und untersuchen die Richtung; wir finden, daß es die von Süd nach Nord ist: mehr brauchen wir nicht; unser Kompaß ist so gut als gefunden; damit befinden wir uns in der Physik.

52. Wir haben verschiedene Zonen auf der Erde, und diese haben verschiedene Temperaturen. Der Wechsel der Jahreszeiten wird fühlbarer mit der Annäherung an den Pol; alle Körper ziehen sich in der Kälte zusammen und dehnen sich aus in der Wärme; diese Wirkung ist leichter zu bemessen an den Flüssigkeiten und leichter zu bemerken an den spirituosen Flüssigkeiten: daher das Thermometer. Der Wind trifft das Gesicht; die Luft ist also ein Körper, ein Fluidum; man fühlt sie,

---

[1]) Diese Demütigung und diese Widerwärtigkeiten rühren also von mir her, nicht von dem Taschenspieler. Da Herr Formey sich bei meinen Lebzeiten meines Buches bemächtigen und es ohne weiteres wollte drucken lassen, indem er nur meinen Namen wegstrich und den seinigen an dessen Stelle setzte, mußte er sich doch die Mühe geben, ich sage nicht — es zu verfassen, aber doch, es zu lesen. — R. Gen. — Vgl. unsere Anm. zum 1. Buche § 3.

obgleich es kein Mittel giebt, sie zu sehen. Nun stülpe man ein Glas im Wasser um; das Wasser wird nicht eindringen, wenn man der Luft keinen Austritt gestattet: die Luft ist also widerstandsfähig. Man senke das Glas tiefer hinunter, so wird das Wasser in dem luftgefüllten Raume steigen, ohne ihn ganz erfüllen zu können: die Luft ist also bis zu einem gewissen Punkte zusammendrückbar. Ein mit gepreßter Luft gefüllter Ball hüpft besser als ein mit irgendwelchem anderen Stoffe angefüllter: die Luft ist also ein elastischer Körper. Im Bade liegend hebe den Arm außerhalb des Wassers wagrecht in die Höhe, so wirst du ein ungeheueres Gewicht auf ihm verspüren: die Luft ist also ein schwerer Körper. Wenn man die Luft mit anderen flüssigen Körpern ins Gleichgewicht bringt, kann man ihr Gewicht messen: daher der Barometer, der Heber, die Windbüchse, die Luftpumpe. Alle Gesetze der Statik und Hydrostatik lassen sich durch ebensolche rohe Versuche finden. Nach meiner Ansicht soll man für keinen dieser Versuche in einen physikalischen Experimentiersaal gehen. Dieser ganze Apparat von Werkzeugen und Maschinen ist mir zuwider. Das gelehrte Wesen tötet die Wissenschaft. Entweder erschrecken alle diese Maschinen das Kind, oder ihre Gestalt zerteilt die Aufmerksamkeit, die es ihren Wirkungen zuwenden sollte, und lenkt sie ab.

53. Nach meinen Grundsätzen müssen wir alle diese Maschinen selbst anfertigen und mit der Herstellung der Instrumente nicht vor dem Versuche anfangen; wir müssen im Gegenteil, nachdem wir wie durch Zufall auf den Versuch gekommen sind, das Instrument, wodurch er bestätigt werden soll, nach und nach erfinden. Lieber sollen unsere Instrumente nicht so vollkommen und richtig sein, wenn wir eine um so klarere Vorstellung davon haben, wie sie sein sollen, und von den Wirkungen, die wir von ihnen erwarten. Für meine erste Lehrstunde in der Statik hole ich nicht etwa eine Wage, sondern ich lege einen Stock quer über eine Stuhllehne, messe die Länge der beiden Hälften des im Gleichgewichte befindlichen Stockes, bringe auf der einen und auf der anderen Seite Gewichte an, bald gleiche, bald ungleiche, dann rücke ich ihn her oder hin, soweit es nötig ist, und finde endlich, daß das Gleichgewicht auf dem umgekehrten Verhältnisse zwischen der Größe der Gewichte und der Länge der Hebelarme beruht. So ist mein kleiner Physiker schon imstande, Wagen zu corrigieren, bevor er solche gesehen hat.

54. Unbestreitbar erhält man von den Dingen, die man auf diese Weise von selbst lernt, klarere und sicherere Begriffe als von denjenigen, die man durch Unterricht von anderen sich aneignet, und außerdem, daß man seine Vernunft nicht daran gewöhnt, sich der Auktorität sklavisch zu unterwerfen, schärft man seinen Geist, Beziehungen zu finden, Vorstellungen zu verknüpfen, Instrumente zu erfinden, viel mehr, als wenn

man alles aufnimmt, wie es uns geboten wird, und dadurch den Geist in Unthätigkeit erschlaffen läßt, wie es dem Leibe eines Menschen ergeht, der, immer durch seine Leute von Kopf zu Fuß bekleidet und bedient und durch seine Pferde gezogen, am Ende die Kraft und den Gebrauch seiner Gliedmaßen verliert. Boileau rühmte sich, Racine gelehrt zu haben, schwierig zu reimen: bei so vielen wunderbaren Anweisungen, das Studium der Wissenschaften kürzer zu machen, brauchten wir wahrhaftig einen Mann, der uns eine Anweisung gäbe, wie man sie mit Anstrengung erlernen kann.

55. Der augenscheinlichste Vorteil jener langsamen und mühsamen Untersuchungen ist es, daß er mitten unter spekulativen Studien den Leib in seiner Thätigkeit und die Glieder in ihrer Geschmeidigkeit erhält und unausgesetzt die Hände zur Arbeit und allgemeinen nützlichen Verrichtungen geschickt macht.*) Diese Masse von Instrumenten, die man erfunden, um uns in unseren Versuchen zu leiten und die Richtigkeit der Sinne zu unterstützen, führen zu einer Vernachlässigung im Gebrauche derselben. Der Winkelmesser erspart uns das Abschätzen der Winkel; das Auge, das mit Genauigkeit Entfernungen maß, verläßt sich nun auf die Meßkette, die für dasselbe mißt; die Schnellwage überhebt mich der Beurteilung eines Gewichtes durch die Hand, welches ich durch sie erfahre. Je sinnreicher unsere Werkzeuge sind, desto gröber und ungeschickter werden unsere Organe: mit all den Maschinen, die wir um uns aufhäufen, finden wir in uns selbst keine mehr.

56. Aber wenn wir die Geschicklichkeit, die uns diese Maschinen ersetzte, zur Anfertigung derselben verwenden, wenn wir den Scharfsinn, dessen wir bedurften, um sie entbehren zu können, zu ihrer Herstellung gebrauchen, so gewinnen wir, ohne etwas zu verlieren; wir fügen zur Natur die Kunst und werden erfinderischer, ohne darum weniger geschickt zu werden. Wenn ich ein Kind, anstatt es an Bücher zu fesseln, in einer Werkstätte beschäftige, arbeiten seine Hände zum Nutzen seines Geistes: es wird Philosoph und glaubt nur ein Arbeiter zu sein. Endlich hat diese körperliche Thätigkeit noch andere Vorteile, von denen ich unten reden werde, und man wird sehen, wie man sich von den Spielen der Philosophie zu einer wahrhaft menschlichen Thätigkeit emporschwingen kann.

57. Ich habe schon gesagt, daß die rein verstandesmäßigen Kenntnisse für Kinder sich kaum eignen, selbst wenn sie dem Jünglingsalter nahe stehen; ohne sie jedoch weiter in die systematische Physik einzuführen, sehe man darauf, daß alle ihre Versuche durch eine Art wissenschaftlicher Verknüpfung zusammenhängen, damit sie dieselben mit Hilfe dieser Verbindung der Reihe nach in ihrem Geist unterbringen und im

---

*) S. die erste Anm. zu § 25.

gegebenen Falle ins Gedächtnis zurückrufen können; denn es ist für vereinzelte Thatsachen und selbst verstandesmäßig Angeeignetes sehr schwer, lange im Gedächtnis zu bleiben, wenn die Handhabe fehlt, sie zurückzurufen.

58. Bei der Erforschung der Naturgesetze beginne man immer mit den gewöhnlichsten und sinnenfälligsten Erscheinungen und gewöhne den Zögling, diese Erscheinungen nicht als Gründe, sondern als Thatsachen anzusehen. Ich ergreife einen Stein und thue, als wollte ich ihn auf die Luft legen; ich öffne die Hand, und der Stein fällt. Ich sehe Emil, der meinem Thun aufmerksam folgt, an und sage zu ihm: warum ist dieser Stein gefallen?

59. Welches Kind läßt sich durch diese Frage in Verlegenheit setzen? Keines, selbst Emil nicht, wenn ich ihn nicht mit aller Sorgsamkeit darauf vorbereitet habe, nicht antworten zu können. Alle werden sagen: der Stein fällt, weil er schwer ist. Aber was ist denn schwer? Was fällt. Der Stein fällt also, weil er fällt? Da bleibt mein kleiner Philosoph eben doch stecken. Das ist seine erste Unterrichtsstunde in der systematischen Physik; mag sie ihm nun auf diesem Gebiete nützen oder nicht, immerhin hat er gelernt, wie man die Dinge mit Vernunft ansehen muß.

60. Während nun das Verständnis des Kindes sich entwickelt, veranlassen uns andere wichtige Erwägungen zu einer sorgsameren Wahl in seinen Beschäftigungen. Sobald es so weit ist, daß es sich selbst genugsam kennt, um einzusehen, worauf sein eigenes Wohl beruht, sobald es Verhältnisse mit hinreichend weitem Blicke zu erfassen versteht, um zu beurteilen, was ihm zukömmlich ist, was nicht, so bald ist es imstande, die Verschiedenheit der Arbeit und der Erholung zu begreifen und diese nur noch als eine Abspannung von ersterer anzusehen.*) Dann können Dinge des täglichen Nutzens einen Teil seiner Studien ausmachen und es dahin bringen, ihnen einen anhaltenderen Fleiß zuzuwenden, als es den bloßen Erholungen zu widmen pflegte. Das immer wieder in den Vordergrund tretende Gesetz der Notwendigkeit lehrt den Menschen frühzeitig thun, was ihm nicht gefällt, um einem Übel vorzubeugen, das ihm noch mehr mißfallen würde. Dazu ist eben die Voraussicht gut, und von der vernünftigen oder unvernünftigen Anwendung dieser Voraussicht hängt alle menschliche Weisheit und alles menschliche Elend ab.

61. Jeder Mensch will glücklich sein; aber, um dazu zu gelangen, müßte man zuerst wissen, was das Glück ist. Das Glück des natürlichen Menschen ist ebenso einfach wie sein Leben; es besteht in der Leidlosigkeit: Gesundheit, Freiheit, die tägliche Notdurft setzen es zusammen. Das Glück des moralischen Menschen ist etwas anderes; aber hier ist

*) Locke § 129, § 46, § 56. R. wiederholt diesen Gedanken unten § 163.

nicht von diesem die Rede. Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß nur rein natürliche Dinge auf die Kinder Eindruck machen können, besonders auf diejenigen, bei denen man die Eitelkeit noch nicht wach gerufen und die man noch nicht zum vornhinein durch das Gift der gemeinen Meinung verdorben hat.

62. Wenn sie ihre Bedürfnisse voraussehen, bevor sie sie fühlen, ist ihre Intelligenz schon sehr vorgeschritten; sie beginnen, den Wert der Zeit zu erkennen. Dann ist es von Wichtigkeit, den Gebrauch derselben auf nützliche Gegenstände zu lenken, aber nützlich nach den Begriffen ihres Alters und nach dem Umfang ihrer Einsicht. Alles, was mit der sittlichen Ordnung und dem gesellschaftlichen Verkehr zusammenhängt, darf ihnen nicht so bald vorgeführt werden, weil sie noch nicht imstande sind, es zu verstehen. Es ist einfältig, von ihnen zu verlangen, sie sollen sich mit Dingen abgeben, von denen man ihnen nur so im allgemeinen sagt, sie seien für ihr Wohl, ohne daß sie wissen, was dies Wohl ist, und wovon man ihnen für ihre späteren Jahre einen großen Gewinn zusichert, ohne daß sie jetzt irgendwelches Interesse an diesem vorgeblichen Gewinn hätten, den sie doch nicht begreifen können.

63. Ein Kind soll nichts aufs bloße Wort hin thun; nichts ist für dasselbe gut, außer was ihm selbst so erscheint. Du glaubst vorsorglich zu handeln, indem du es immer über die Grenzen seines Verst ndnisses hinaustreibst; aber du verfehlst deine Absicht. Um es mit einigen wertlosen Instrumenten zu versehen, die es vielleicht nie gebrauchen wird, nimmst du ihm jenes allgemeinst brauchbare menschliche Werkzeug, die gesunde Vernunft; du gewöhnst es daran, sich immer leiten zu lassen, immer nur eine Maschine zu sein in den Händen anderer. Dein Zögling soll fügsam sein, solang er Kind ist, das heißt, du willst, daß er sich leichtgläubig alles soll weis machen lassen, wenn er einmal erwachsen ist. Immer sagst du zu ihm: „Alles, was ich von dir verlange, ist zu deinem Vorteil; aber du bist noch nicht imstande, es einzusehen. Was ist mir daran gelegen, ob du thust, was ich fordere, oder nicht? Du arbeitest ja doch nur für dich allein.“ Mit all diesen schönen Reden, die du ihm jetzt hältst, um es vernünftig zu machen, arbeitest du nur jenen Reden vor, die es einst von einem Schwärmer, einem Geheimniskrämer, einem Schwindler, einem Schurken oder einem Narren jeder Art hören wird, wenn sie es in ihrer Falle fangen oder zu ihrer Narrheit werden bekehren wollen.

64. Freilich muß ein Mann viele Dinge wissen, deren Nutzen ein Kind noch nicht einsehen kann; aber muß und kann denn ein Kind alles lernen, was einem Manne zu wissen von Wert ist? Bemühe dich, dem Kinde alles zu lehren, was für sein Alter nützlich ist, und du wirst sehen, daß seine ganze Zeit mehr als ausgefüllt ist. Warum willst du, zum Nachteil der Studien, die ihm heute angemessen sind, es mit den

Studien eines Alters, auf das es mit so geringer Sicherheit hoffen kann, beschäftigen? Aber, wirst du sagen, ist es denn erst Zeit zu lernen, was man wissen muß, wenn der Augenblick gekommen ist, wo man davon Gebrauch machen soll? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß es unmöglich ist, es früher zu lernen; denn unsere wahren Lehrmeister sind die Erfahrung und das Gefühl,*) und nie fühlt der Mensch so recht, was dem Menschen zukömmlich ist, als im Zusammenhang mit seinen jeweiligen Verhältnissen. Ein Kind weiß, daß es geschaffen ist, um heranzuwachsen; alle Vorstellungen nun, die es vom Stande der Erwachsenen haben kann, sind ihm Gelegenheiten der Belehrung; über die Vorstellungen jedoch, welche dem Stande der Erwachsenen selbst eigentümlich und daher jenseits seines Gesichtskreises liegen, muß es in gänzlicher Unkenntnis bleiben. Mein ganzes Buch ist nur ein fortlaufender Beweis dieses Erziehungsgrundsatzes.

65. Sobald wir so weit sind, daß wir unserem Zögling einen Begriff von dem Worte „nützlich" geben, haben wir einen neuen wichtigen Anhaltspunkt gewonnen, ihn zu leiten; denn dieses Wort macht einen großen Eindruck auf ihn: er faßt es ja doch nur auf im Verhältnis zu seinem Alter, und er sieht die Beziehung desselben auf sein wirkliches Wohlbefinden deutlich ein. Auf euere Kinder macht dieses Wort keinen Eindruck, da ihr nicht darauf bedacht gewesen seid, ihnen einen ihrem Verständnis angemessenen Begriff davon zu geben, und weil sie, da immer andere dafür sorgen, ihnen zu verschaffen, was ihnen nützlich ist, nie das Bedürfnis gehabt haben, selbst darauf zu denken, und also auch nicht wissen, was Nutzen ist.

66. „Wozu ist das gut?" — Das wird hinfort das heilige Wort sein, das Wort, das in allen Handlungen unseres Lebens zwischen ihm und mir entscheidet; das ist die Frage, die ich von meiner Seite allen seinen Fragen unfehlbar entgegensetze und die dieser Masse alberner und lästiger Fragen einen Zügel anlegt, mit welchen die Kinder nutzlos und ruhelos ihre ganze Umgebung belästigen, mehr um eine Art Herrschaft über sie auszuüben, als um irgend einen Nutzen daraus zu ziehen. Derjenige, dem man es als nützlichste Lehre beibringt, nichts wissen zu wollen als Nützliches, fragt wie Socrates; er stellt keine Frage, ohne sich selbst die Berechtigung derselben klar zu machen, nach der man, wie er wohl weiß, ihn fragen wird, bevor man seine Frage beantwortet.**)

---

*) „Aus dem Eindruck der sinnenfälligen Gegenstände und aus dem inneren Gefühl, welches mich zum Urteil über die Ursachen nach meiner natürlichen Einsicht bestimmt," schöpft der Mensch nach R. (Em. IV § 283) die für ihn nötigen Kenntnisse.

**) „Es giebt verwerfliche, aber auch notwendige Anticipationen beim Lernen." Raumer. Man vgl. Herbart. Allg. Pädag. 4. Kap. II: „Besonders auffallend ist die spekulative Regung in der Periode, wo die Kinder unaufhörlich

67. Sieh, welche mächtigen Hebel ich dir in die Hand gebe, um auf deinen Zögling einzuwirken! Da er von keiner Sache die Gründe weiß, ist er fast zum Stillschweigen verurteilt, wenn du willst, und welchen Vorteil geben dir dagegen deine Kenntnisse und Erfahrungen, um ihm von allem, was du ihm vorführst, den Nutzen zu zeigen! Denn das mußt du dir klar machen, wenn du ihm diese Frage stellst, so lehrst du ihm, sie auch seinerseits an dich zu richten, und du darfst darauf rechnen, daß er bei allem, was du ihm in der Folge vorführen wirst, nicht verfehlen wird, nach deinem Beispiel zu sagen: „Wozu ist das gut?“

68. Dies ist vielleicht die schwierigste Klippe für den Erzieher. Wenn du auf die Frage eines Kindes, nur um dich selbst aus der Sache zu ziehen, ihm einen einzigen Grund angiebst, den es nicht verstehen kann, so wird es sehen, daß du nach deinen Anschauungen denkst und nicht nach den seinigen, es wird das, was du ihm sagst, für dein Alter passend finden und nicht für das seine und wird dir kein Zutrauen mehr schenken, und damit ist alles verloren. Aber wo ist der Lehrer, der vor seinem Zögling ratlos dastehen und sein Unrecht bekennen möchte? Bei allen gilt es ja als Gesetz, selbst einen begangenen Mißgriff nicht einzugestehen; ich dagegen würde es mir zum Gesetz machen, selbst einen nicht begangenen Fehlgriff zuzugeben, wenn ich ihm mit meinen Gründen nicht könnte verständlich werden: so wäre mein Verhalten immer rein vor seinen Augen und niemals Verdacht erregend; ich würde mir ein größeres Zutrauen sichern, indem ich mir Fehler zur Last legte, als jene, indem sie die ihrigen verbergen.

69. Bedenke zuerst, daß es in seltenen Fällen deine Sache ist, ihm vorzuführen, was er lernen soll; er selbst vielmehr soll es verlangen, suchen und finden: deine Sache ist es, ihm die Dinge faßlich zu machen, jenes Verlangen geschickt in ihm zu erwecken und ihm die Mittel an die Hand zu geben, es zu befriedigen*). Daraus folgt, daß deine

„Warum“? fragen. Der Geschmack versteckt sich vielleicht mehr unter andern Bewegungen der Aufmerksamkeit und Teilnahme; gleichwohl liefert er immer seinen Beitrag zu dem Vorziehen und Zurücksetzen, wodurch Kinder ihre Unterscheidung der Dinge zu erkennen geben. Und wie viel schneller würde er sich entwickeln, wenn wir ihm die einfachsten Verhältnisse zuerst darböten, und ihn nicht gleich in unfaßliche Verwicklungen hineinwürfen.“ — Eine gewisse angenommene Herzlosigkeit, die R. seinem Naturkinde gegenüber zeigt, ist im obigen Absatz (66) nicht zu verkennen.

*) Die Revisoren finden notwendig zu bemerken, R. wolle bloß, „daß man bei der Jugend das Bedürfnis erwecken soll, dasjenige zu lernen, was man sie gerne lehren möchte.“ (Trapp. Campe.) Vgl. Anm. zu § 38. Auch nach Locke § 129 soll der Zögling nie merken, daß bei seinen Beschäftigungen der Lehrer „die Hand im Spiel“ habe, er soll selbst nach Beschäftigung und zwar nach der ihm angemessenen verlangen; so weit muß es die Kunst des Erziehers bringen.

Fragen nicht gerade häufig, aber gut gewählt sein müssen und daß du, weil er dich doch mehr zu fragen hat als du ihn, immer mehr zurückhaltend und häufiger im Falle sein wirst zu sagen: „In wie ferne ist das nun nützlich zu wissen, was du mich fragst?“

70. Da ferner wenig daran liegt, daß er dies oder jenes lerne, wenn er nur recht begreift, was er lernt und wozu es gut ist, so gebe man ihm überhaupt keine Aufklärung über das, was man ihm sagt, wenn man nicht eine für ihn taugliche weiß. Sage ihm unbedenklich: „Ich habe keine rechte Antwort für dich; ich hatte Unrecht, lassen wir das!“ War deine Belehrung überhaupt nicht am Platze, so ist nichts Schlimmes daran, wenn du sie ganz und gar abbrichst; war sie dagegen am Platze, so wirst du mit einigem Bemühen bald die Gelegenheit finden, den Nutzen derselben ihm begreiflich zu machen.

71. Auseinandersetzungen in Form des Vortrags liebe ich nicht; die jungen Leute sind dabei wenig aufmerksam und behalten sie kaum. Die Sachen, die Sachen! Ich kann es nie genug wiederholen, wir legen den Worten zu viel Gewicht bei: mit unserer geschwätzigen Erziehung erzeugen wir nur Schwätzer*).

72. Ich nehme an: während ich mit meinem Zögling den Lauf der Sonne und die Art, wie man sich orientiert, studiere, unterbricht er mich plötzlich, um mich zu fragen, wozu das alles diene. Welch schönen Vortrag werde ich ihm halten! zu wie vielseitigen Belehrungen für mich**) giebt mir die Beantwortung seiner Frage Veranlassung, besonders wenn wir unsere Unterhaltung vor Zeugen führen! [1])

73. Ich werde ihm vom Nutzen der Reisen, von den Vorteilen des Handels, von den eigentümlichen Erzeugnissen jedes Landes, von den Sitten der verschiedenen Völker, von der Anwendung des Kalenders und der Berechnung des Jahreslaufs für die Landwirtschaft, von der Kunst der Schiffahrt und von der Art und Weise reden, wie man auf dem Meer die Richtung findet und den Weg genau einhält, ohne zu wissen, wo man ist. Über Politik, Naturgeschichte, Astronomie und selbst über Moral und Völkerrecht wird sich meine Auseinandersetzung verbreiten, sodaß ich meinem Zögling von all diesen Wissenschaften einen hohen

---

*) Campe: „Ich würde diese Worte der großen Wahrheit wegen, welche darin liegt, mit noch größerer Schrift haben drucken lassen, wenn es ohne typographischen Übelstand hätte geschehen können.“

**) „für mich“ ist die Lesart der Amsterdamer und späterer Ausgaben; andere sehen hierin einen Druckfehler und schreiben „für ihn“ (l'instruire statt m'instruire).

[1]) Ich habe oft bemerkt, daß man bei den gelehrten Unterweisungen, die man den Kindern erteilt, weniger darauf bedacht ist, von ihnen gehört zu werden als von den anwesenden Erwachsenen. Was ich hier sage, steht mir ganz fest; denn ich habe die Beobachtung an mir selbst gemacht. — R. Amst.

Begriff beibringe und ein heftiges Verlangen, sie zu erlernen. Habe ich das alles vorgebracht, so ist es die Schaustellung eines wahren Pedanten, an der das Kind keinen einzigen Gedanken begriffen hat. Es hätte große Lust, mich, wie zuvor, zu fragen, wozu das Orientieren gut ist; aber es wagt es nicht, um mich nicht aufzubringen. Es hält es für zweckmäßiger, dergleichen zu thun, als hätte es verstanden, was es gezwungener Weise angehört hat. So verfährt die feine Erziehung.

74. Aber unser mehr bäurisch erzogener Emil, dem wir mit so vieler Mühe eine schwerfälligere Auffassung gegeben haben, wird nichts von alle dem hören. Beim ersten Wort, das er nicht versteht, läuft er davon, treibt sich mutwillig im Zimmer umher und läßt mich allein Reden halten. Suchen wir also eine weniger feine Lösung; meine wissenschaftlichen Kunstgriffe verfangen bei ihm nicht.

75. Wir waren mit der Betrachtung der Lage des nördlich von Montmorency*) gelegenen Waldes beschäftigt, als er mich durch seine ungelegene Frage: „Wozu ist das gut?" — unterbrach. „Du hast Recht", antwortete ich ihm, „wir müssen in Ruhe darüber nachdenken, und wenn wir finden, daß diese Arbeit zu nichts gut ist, werden wir sie nicht mehr aufnehmen, denn es fehlt uns ja nicht an nützlichen Unterhaltungen." Man beschäftigt sich mit etwas anderem, und den ganzen übrigen Tag ist von Geographie nicht mehr die Rede.

76. Am andern Morgen früh schlage ich ihm einen Spaziergang vor dem Frühstück vor: das ist ihm ganz recht; zum Laufen sind die Kinder immer bereit, und mein Junge hat gute Beine. Wir gehen durch den Wald hinauf, durchlaufen die Felder, verirren uns und wissen nicht mehr, wo wir sind, und da es an der Zeit ist umzukehren, können wir unseren Weg nicht wiederfinden. Die Zeit vergeht, es wird heiß; wir werden hungrig, beeilen uns und laufen vergeblich nach rechts und nach links; überall treffen wir nur Wald, Steinbrüche, Felder, nirgends einen Anhalt, uns zurechtzufinden. Ganz erhitzt, erschöpft und ausgehungert verirren wir uns mit all unserem Laufen nur immer mehr. Wir setzen uns endlich nieder, um auszuruhen und uns die Sache zu überlegen. Emil, den ich mir**) erzogen denke wie ein anderes Kind, überlegt nicht, er weint; er weiß nicht, daß wir vor den Thoren von Montmorency sind, das nur ein kleines Gehölz uns verbirgt; aber dieses

*) R.s Aufenthaltsort, als er den Emil schrieb. Natürlich bezieht sich die obige Erzählung auf keinerlei Vorkommnis, sondern lediglich auf § 72. Vgl. § 110. — In den Bekenntnissen (II 10 v. J. 1759) giebt R. eine malerische Beschreibung vom Park von Montmorency. Der Wald von M. steht auf hügeligem Grunde, wie auch § 76 sagt.

**) in diesem Falle und für diese Auseinandersetzung. Vgl. § 110.

Gehölz ist für ihn ein Wald, ein Mensch von seiner Größe verschwindet zwischen den Büschen.

77. Nachdem wir einige Augenblicke schweigend dagesessen, sage ich zu ihm mit besorgter Miene: „Lieber Emil, was sollen wir anfangen um herauszukommen?"

Emil (voll Schweiß, heiße Thränen vergießend).

Ich weiß es nicht. Ich bin müde, hungrig und durstig; ich kann nicht mehr.

Jean-Jacques.

Glaubst du denn, es ginge mir besser und ich würde nicht auch ebenso gut Thränen vergießen, wenn man damit gefrühstückt hätte? Es handelt sich nicht darum zu weinen, sondern sich zurechtzufinden. Sieh einmal auf die Uhr; wie viel Uhr ist es?*)

Emil.

Zwölf Uhr, und ich bin noch nüchtern.

Jean-Jacques.

Das ist wahr; zwölf Uhr und noch nüchtern!

Emil.

O, wie hungrig müssen Sie sein!

Jean-Jacques.

Es ist schlimm, daß mein Frühstück nicht zu mir herauskommen wird. Zwölf Uhr; das ist gerade die Stunde, wo wir gestern von Montmorency aus die Lage des Waldes beobachtet haben. Wenn wir jetzt gerade so vom Walde aus die Lage von Montmorency beobachten könnten — — —?

Emil.

Ja freilich; aber gestern sahen wir den Wald, und von hier sehen wir die Stadt nicht.

Jean-Jacques.

Das ist's eben —. Wenn wir nur ihre Lage finden könnten, ohne sie gerade zu sehen! — —

Emil.

Lieber, lieber Herr!

Jean-Jacques.

Sagten wir nicht, der Wald wäre — —

---

*) Vgl. § 110 am Ende.

Emil.

Nördlich von Montmorency.

Jean-Jacques.

So muß also Montmorency — —

Emil.

Südlich vom Wald liegen.

Jean-Jacques.

Wir wissen ja, wie man um Mittag Norden findet.

Emil.

Ja, durch die Richtung des Schattens.

Jean-Jacques.

Aber der Süd?

Emil.

Wie nun?

Jean-Jacques.

Der Süd ist doch dem Nord entgegengesetzt.

Emil.

Das ist richtig; man braucht nur die dem Schatten entgegengesetzte Richtung zu suchen. Ei, hier ist er, hier ist der Süd! sicher liegt Montmorency nach dieser Seite hin; lassen Sie uns doch suchen.

Jean-Jacques.

Du kannst Recht haben; schlagen wir den Fußpfad durch den Wald ein.

Emil (klopft in die Hände und stößt einen Freudenruf aus).

O, ich sehe Montmorency! da ist es gerade vor uns, da liegt es ganz frei. Nun wollen wir frühstücken und mittagessen; schnell: die Astronomie ist doch zu etwas gut.

78. Merke wohl, wenn er diese letzten Worte nicht sagt, so denkt er sie doch: das ist gleichgiltig; nur darf ich sie nicht selbst sagen. Sei nun aber versichert, daß er die Lehre dieses Tages nie in seinem Leben vergessen wird; hätte ich ihn alles das nur in Gedanken durchleben lassen in seinem Zimmer, meine Rede wäre schon am nächsten Tag vergessen gewesen. So viel man kann, muß man durch Thatsachen sprechen und nur sagen, was man nicht praktisch ausführen kann.

79. Der Leser wird bei mir nicht eine so geringe Meinung von ihm voraussetzen, daß ich ein Beispiel aus jedem Wissensfache gäbe; um was es sich aber auch handle, ich kann den Erzieher nicht genug ermahnen, seinen Beweis sorgfältig nach der Fassungskraft seines Zöglings einzurichten: denn, um es noch einmal zu sagen, der Schade liegt nicht in dem, was er nicht versteht, sondern in dem, was er nur zu verstehen glaubt.

80. Ich erinnere mich, daß ich einst einem Kinde Geschmack an der Chemie beibringen wollte, indem ich nach Vorzeigung verschiedener metallischer Niederschläge, ihm auseinandersetzte, wie man die Tinte macht. Ich sagte ihm, daß die Schwärze nur von sehr fein zerteiltem Eisen herrühre, das aus Vitriol gelöst und durch eine alkalische Flüssigkeit niedergeschlagen ist. Mitten in meiner gelehrten Auseinandersetzung fällt mir der kleine Schelm auf einmal ins Wort mit meiner Frage, die ich ihm eingelernt hatte: ich war in der That in großer Verlegenheit.

81. Nach einigem Nachsinnen faßte ich meinen Entschluß. Ich ließ im Keller des Herrn vom Hause etwas Wein holen und anderen Wein um acht Sous bei einem Weinhändler. Ich that eine Lösung von festem Alkali in eine Flasche; dann nahm ich zwei Gläser mit diesen verschiedenen Weinen vor mich[1]) und sprach so zu ihm:

82. „Man verfälscht mehrere Waren, um sie besser erscheinen zu lassen, als sie sind. Diese Verfälschungen täuschen das Auge und den Geschmack; aber sie sind schädlich und machen bei aller Schönheit des Aussehens den verfälschten Gegenstand schlechter, als er zuvor war.

83. „Man verfälscht vorzüglich die Getränke, besonders die Weine, weil die Täuschung schwerer zu erkennen ist und dem Fälscher größeren Nutzen abwirft.

84. „Die Fälschung der herben oder sauren Weine geschieht durch Bleiglätte; Bleiglätte ist ein Bleipräparat. Blei giebt in Verbindung mit Säuren ein sehr süßes Salz, welches den herben Geschmack des Weins verbessert, aber für die Trinkenden Gift ist. Bevor man daher verdächtigen Wein trinkt, ist es wichtig zu wissen, ob er mit Bleiglätte versetzt ist oder nicht. Um das herauszubringen, schließe ich nun so.

85. „Die Flüssigkeit des Weins enthält nicht bloß einen entzündbaren Geist*), wie du am Branntwein siehst, den man daraus zieht; er enthält auch Säure, wie du am Essig oder am Weingeist, den man auch daraus gewinnt, wahrnehmen kannst.

86. „Die Säure hat Verwandtschaft mit den metallischen Stoffen

---

[1]) Bei jeder Auseinandersetzung, die man einem Kinde geben will, dient eine vorhergehende kleine Zurüstung sehr zur Erregung der Aufmerksamkeit. — R. Amst.

*) oder Spiritus (im Sinne der alten Chemie).

und verbindet sich durch Auflösung mit ihnen, um ein zusammengesetztes Salz zu bilden, wie z. B. den Rost, der nur Eisen ist, das durch die in der Luft oder im Wasser enthaltene Säure aufgelöst ist, oder den Grünspan, der nichts ist als Kupfer durch Essig gelöst.

87. „Aber diese nämliche Säure steht in noch näherer Verwandtschaft mit den alkalischen Stoffen als mit den metallischen, sodaß durch das Hinzutreten der ersteren die Säure in den eben besprochenen zusammengesetzten Salzen genötigt ist, das Metall, mit dem sie verbunden ist, loszulassen, um sich mit dem Alkali zu verbinden.

88. „Dann schlägt sich der metallische Bestandteil, nachdem er von der Säure, die ihn aufgelöst hielt, frei geworden, nieder und macht die Flüssigkeit trüb.

89. „Wenn also einer dieser beiden Weine mit Bleiglätte versetzt ist, so enthält seine Säure die Bleiglätte gelöst. Gieße ich nun alkalische Flüssigkeit hinzu, so nötigt diese die Säure, sich frei zu machen und sich mit ihr zu vereinigen; sobald das Blei nicht mehr in der Lösung festgehalten ist, wird es wieder zum Vorschein kommen, die Flüssigkeit trüben und sich schließlich am Boden des Glases niederschlagen.

90. „Ist weder Blei [1]) noch ein anderes Metall im Wein, so wird sich das Alkali ganz ruhig [2]) mit der Säure verbinden, das Ganze wird aufgelöst bleiben und kein Niederschlag erfolgen."

91. Hierauf goß ich von meiner alkalischen Flüssigkeit nach einander etwas in beide Gläser: das mit dem Wein aus dem Hause blieb hell und durchsichtig; das andere wurde im Augenblick trüb, und nach Verlauf einer Stunde sah man deutlich den Bleiniederschlag auf dem Grunde des Glases.

92. „Siehe," fuhr ich fort, „das ist nun der natürliche und reine Wein, wovon man trinken kann, und das da der gefälschte, der vergiftet. Das entdeckt man durch die nämlichen Kenntnisse, nach deren Nutzen du mich gefragt hast. Wer recht weiß, wie die Tinte gemacht wird, der versteht auch, die durchstochenen Weine zu erkennen."

93. Ich war mit meinem Beispiel sehr zufrieden, und dennoch bemerkte ich, daß ich auf das Kind keinen Eindruck gemacht hatte. Es

---

[1]) Die Weine, die man im Einzelverkauf bei den Weinhändlern in Paris feilbietet, sind zwar nicht immer mit Bleiglätte durchsetzt, aber doch selten frei von Blei, weil diese Kaufslokale voll Blei sind und weil der Wein, wenn er sich in das Meßgefäß ergießt, durch das Fließen und Hängenbleiben auf diesem Blei immer etwas davon auflöst. Es ist auffallend, daß ein so offenbarer und gefährlicher Mißbrauch von der Polizei geduldet wird. Allerdings sind die Wohlhabenden, die wohl kaum von diesen Weinen trinken, der Vergiftung durch dieselben wenig ausgesetzt. — R. Amst. — Vgl. auch II § 72 Anm.

[2]) Die Pflanzensäure ist sehr sanft. Wäre es eine mineralische, wenig verdünnte Säure, so würde sich die Vereinigung nicht ohne Aufbrausen vollziehen. — R. Amst.

bedurfte einiger Zeit, bis ich einsah, daß ich nur eine Dummheit begangen hatte; denn, abgesehen von der Unmöglichkeit für ein zwölfjähriges Kind, meiner Auseinandersetzung zu folgen, leuchtete ihm der Nutzen meines Versuches nicht ein, da es beide Weine gekostet und gut gefunden hatte und daher mit dem Worte Fälschung, das ich ihm so gut erklärt zu haben glaubte, gar keine Vorstellung verband. Die anderen Worte „ungesund, Gift“ hatten für es nicht einmal einen Sinn; es war in dieser Beziehung in dem nämlichen Falle wie jener Erzähler vom Arzte Philippus*): und in diesem Falle befinden sich alle Kinder.

94. Das Verhältnis der Wirkungen zu den Ursachen, wo wir keinen Zusammenhang wahrnehmen, Wohl und Wehe, von dem wir keine Vorstellung haben, Bedürfnisse, die wir nie gefühlt haben, existieren für uns nicht; es ist unmöglich, sich durch sie zu irgend einer Thätigkeit bestimmen zu lassen, welche sich auf sie bezöge. Im fünfzehnten Jahre sieht man das Glück eines weisen Mannes mit denselben Augen an wie im dreißigsten die Herrlichkeit des Paradieses. Begreift man von beiden nichts, so wird man auch wenig thun, sie zu erwerben, und begriffe man sie auch, so wird man immer noch wenig thun, wenn man kein Verlangen danach trägt, wenn man nicht das Gefühl hat, daß sie uns angemessen sind. Es ist leicht, einem Kinde beizubringen, daß es nützlich ist, was man ihm lehrt: aber das will nichts heißen, wenn man es nicht auch überzeugen kann.**) Vergebens bewegt uns die kalte Vernunft zu Beifall oder Mißfallen, zum Handeln bringt uns nur die Leidenschaft, und wie soll man sich für Interessen, die man noch gar nicht hat, in Leidenschaft versetzen?

95. Zeige dem Kinde nie etwas, was es nicht zu sehen vermag. Die Menschheit ist ihm fast noch etwas Fremdes, du kannst es nicht auf die Stufe des Menschen erheben; so bringe denn ihm zuliebe den Menschen auf die Stufe der Kindheit zurück. Wenn du ins Auge fassest, was ihm in einem späteren Alter nützlich sein kann, so sprich nur von solchen Dingen zu ihm, deren Nutzen es schon jetzt einsieht. Im übrigen keine Vergleichungen mit andern Kindern, nichts von Nebenbuhlern und Nach=

---

*) Anspielung auf II § 128 fgde. Der „Erzähler“ ist der Knabe, von dem jene Stelle spricht.

**) Beibringen — convaincre, überzeugen — persuader. Die Revisoren haben die Stelle z. T. mißverstanden: Campe wollte die beiden Wörter umstellen, doch Trapp bemerkt, die Überredung (persuader) sei darum mehr oder wirke darum mehr als Überzeugung (convaincre), weil sie sich an die Empfindung mache. — R. macht zwischen beiden Worten auch sonst einen Unterschied, z. B. Essai sur l'origine des langues ch. 10: „(die fiktive Ursprache) würde uns überzeugen (persuaderait), ohne uns zu überführen (convaincre), sie würde malen ohne begriffliche Klarheit.“ Doch deckt diese Unterscheidung die oben getroffene nicht ganz.

eiferern, selbst nicht im Laufen, sobald es selbständig zu denken anfängt: hundertmal lieber soll es nichts lernen, wenn es nur aus Eifersucht oder Eitelkeit geschieht.*) Ich werde nur Jahr für Jahr die Fortschritte bezeichnen, die es gemacht hat, ich werde sie mit denen des nächsten Jahres vergleichen und ihm sagen: „Um so viele Linien bist du größer geworden; damals sprangst du über diesen Graben und konntest diese Last tragen; so weit konntest du einen Stein schleudern, so weit konntest du in einem Atem laufen u. s. w.: laß nun sehen, was du jetzt kannst." So sporne ich es an, ohne es auf irgend jemanden eifersüchtig zu machen; es will und soll sich nun selbst übertreffen: darin sehe ich nichts Unrechtes, daß es sich selbst nacheifert.

96. Ich hasse die Bücher; sie lehren nur von Dingen reden, von denen man nichts weiß. Man sagt, daß Hermes die Elemente der Wissenschaften auf Säulen eingrub, um seine Entdeckungen vor einer Überschwemmung zu sichern. Hätte er sie dem Kopf der Menschen gut eingeprägt, hätten sie sich durch Überlieferung erhalten. Ein gut vorbereiteter Kopf ist das Denkmal, in das die menschlichen Kenntnisse am sichersten eingeprägt werden.**)

97. Sollte es kein Mittel geben, so viele in unzähligen Büchern zerstreute Lehren näher zusammenzubringen, sie unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammenzufassen, der leicht zu erkennen und interessant zu verfolgen und schon diesem Alter ein Antrieb wäre? Wenn man eine Situation erfinden kann, wo alle natürlichen Bedürfnisse des Menschen sich in einer für den kindlichen Geist faßlichen Weise zeigen und wo die Mittel, sie zu befriedigen, sich nach und nach mit gleicher Leichtigkeit entwickeln, so muß man durch das lebhafte und natürliche Bild eines solchen Zustandes seiner Einbildungskraft die erste Übung verschaffen.

98. Schon sehe ich die eurige sich entflammen, ihr feurigen Denker. — Spart euch die Mühe; diese Situation ist gefunden und beschrieben und zwar, ohne euch zu nahe zu treten, viel besser beschrieben, als ihr es selbst vermöchtet, wenigstens mit mehr Wahrheit und Einfachheit. Da wir doch durchaus Bücher haben müssen —, es existiert eines, welches, meines Erachtens, die glücklichste Darstellung einer natürlichen Erziehung giebt. Dies ist das erste Buch, das mein Emil lesen soll; es allein wird lange Zeit seine ganze Büchersammlung ausmachen und darin immer einen bevorzugten Platz einnehmen. Es wird den Text bilden, zu dem alle unsere Unterhaltungen über die Naturwissenschaften nur als Kommentare dienen. Es wird während unserer

---

*) Gegen Locke, der einen gewissen Ehrgeiz als mächtigstes Zuchtmittel anwendet. — Über den Wettlauf s. II § 245 fgde.

**) Der zweite Band der Amst. Ausg. des Emil stellt auf dem Titelkupfer den Hermes dar, welcher Zeichen auf Säulen eingräbt.

Fortschritte das Maß für die Vervollkommnung unseres Urteils abgeben, und solange unser Geschmack nicht verdorben ist, werden wir es immer mit Vergnügen lesen. Welches ist denn dieses wunderbare Buch? Etwa Aristoteles? oder Plinius? oder Büffon? Nein; es ist Robinson Crusoe.*)

99. Robinson Crusoe auf seiner Insel, allein, ohne die Hilfe von Seinesgleichen, ohne irgend ein Werkzeug**), und dennoch für seine Existenz und Unterhaltung sorgend, ja sogar eine Art von Wohlleben sich verschaffend, das ist ein für jedes Lebensalter interessanter Stoff, den man den Kindern mit unzähligen Mitteln anziehend machen kann. So tritt die verlassene Insel***), die mir zuerst zur Vergleichung diente, für uns in die Wirklichkeit. Allerdings ist das nicht die Lage des gesellschaftlichen Menschen; wahrscheinlich soll es auch Emils Lage nicht sein; aber er soll nach diesem Zustande alle anderen beurteilen. Das sicherste Mittel, sich über die Vorurteile zu erheben und sein Urteil nach den wahren Verhältnissen der Dinge zu regeln, ist es, sich an die Stelle eines ganz vereinsamten Menschen zu versetzen und alles so zu beurteilen, wie dieser Mensch selbst mit Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen darüber urteilen muß.

100. Dieser Roman, von all seinem unnützen Beiwerk gesäubert, bei Robinsons Schiffbruch an seiner Insel beginnend und schließend mit der Ankunft des Schiffes, das ihn wegführt, soll zugleich Emils Unterhaltung und Belehrung bilden während des Lebensabschnittes, von welchem hier die Rede ist. Er muß den Kopf ganz voll davon haben, unaufhörlich soll er sich mit seiner Burg, seinen Ziegen und seinen Pflanzungen beschäftigen; alles, was man in einem ähnlichen Falle zu wissen braucht, soll er genau lernen, nicht nach Büchern, sondern an den Sachen selbst; er soll sich selbst ein Robinson sein; er soll sich mit Fellen bekleidet sehen, mit einem großen Hut, einem großen Säbel und der ganzen abenteuerlichen Ausrüstung jener Gestalt bis auf den Sonnenschirm, den er nicht nötig hat. Er soll sich um die erforderlichen Maßregeln bekümmern, wenn dies oder jenes ihm fehlen sollte; er soll das Benehmen seines Helden prüfen, suchen, ob er nichts unterlassen, nichts hätte besser machen

---

*) Über die Stellung des Robinson in der modernen Pädagogik s. Ziller, Grundlegung zur Lehre vom erz. Unterr. S. 428, über das Werk selbst Hettner, Geschichte der engl. Literatur (im 18. Jhdt.) S. 291 fgde., über die Geschichte des Buches ebd. S. 311 fgde.

**) Campe citiert in der Vorrede zu seinem „Robinson der jüngere“ die ganze Stelle (§§ 96—101); hier aber fügt er bei: „Hierin irrte Rousseau. Der alte Robinson hat Werkzeuge in Menge, die er von dem gestrandeten Schiffe rettete. Der gegenwärtige jüngere Robinson hingegen hat zu seiner Erhaltung nichts als seinen Kopf und seine Hände.“

***) II § 70.

können; aufmerksam soll er seine Fehler beobachten und Nutzen daraus ziehen, um im ähnlichen Falle nicht selbst darein zu verfallen: denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß er selbst den Plan zu einer ähnlichen Niederlassung entwerfen wird; das sind die wahrhaftigen spanischen Schlösser dieses glücklichen Lebensalters, wo man kein anderes Glück kennt als die Notdurft des Lebens und die Freiheit.

101. Ein Einfall von unerschöpflicher Fruchtbarkeit für einen geschickten Mann, der ihn nur ausgesonnen hat, um Nutzen aus ihm zu ziehen! Das Kind bemüht sich, ein Magazin für seine Insel anzulegen, und wird eifriger sein im Lernen als sein Lehrer im Unterrichten. Alles, was nützlich ist, wird es wissen wollen, aber außerdem nichts anderes: du brauchst es gar nicht mehr zu leiten, du brauchst es bloß zurückzuhalten. Im übrigen wollen wir es schleunig auf seiner Insel einrichten, solange es noch sein Glück in ihren Grenzen sucht; denn der Tag naht, wo es nicht allein leben will, wenn es überhaupt noch dort verbleiben mag, und wo „Freitag", der ihm jetzt noch nicht sehr nahe geht, ihm nicht lange mehr genügen wird.*)

102. Die Übung der natürlichen Handfertigkeiten, für die ein einzelner Mensch genügen kann, führt zur Auffindung der industriellen Fertigkeiten, die das Zusammenwirken mehrerer Hände voraussetzen. Die ersteren können durch Einsiedler ausgeübt werden und durch Wilde; die letzteren können nur in der Gesellschaft entstehen und machen diese notwendig. Solange man nur das physische Bedürfnis kennt, genügt jeder Mensch sich selbst; das Aufkommen des Überflusses macht das Zusammenarbeiten und die Teilung der Arbeit unerläßlich: denn während ein arbeitender Mensch allein nur den Unterhalt für einen Menschen verdient, so können einhundert Menschen in einträchtiger Arbeit den Lebensunterhalt für zweihundert gewinnen. Sobald daher ein Teil der Menschen ausruht, muß die vereinigte Thätigkeit der Arbeitenden den Müßiggang der Unbeschäftigten ausgleichen.

103. Deine größte Sorge muß es sein, von dem Geiste deines Zöglings alle Begriffe von gesellschaftlichen Verhältnissen, die nicht in seinem Gesichtskreise liegen, fernzuhalten: aber wenn der Zusammenhang des Unterrichts dich nötigt, ihm die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen nahe zu führen, so zeige sie ihm nicht von der moralischen Seite aus, sondern richte zuerst seine ganze Aufmerksamkeit auf die gewerblichen und mechanischen Thätigkeiten, durch welche die Menschen einander nützlich werden. Führe ihn von Werkstätte zu Werkstätte und leide nie, daß er irgend eine Arbeit sehe, ohne selbst Hand ans Werk zu legen, oder daß er weggehe, ohne den Grund von jeder Verrichtung oder wenigstens von allem, was er gesehen hat, vollständig einzusehen. Dazu arbeite selbst

*) IV § 43.

und gieb ihm überall das Beispiel; um ihn zum Meister zu machen, sei selbst überall Lehrling und verlaß dich darauf, daß eine Stunde Arbeit ihm mehr Dinge lehren wird, als er aus einer taglangen Auseinandersetzung im Gedächtnis behalten würde.*)

104. Die öffentliche Wertschätzung wendet sich den verschiedenen Handwerken im umgekehrten Verhältnis ihres wirklichen Nutzens zu. Ja, diese Wertschätzung richtet sich geradezu nach ihrer Unnützlichkeit, und so soll es auch sein. Die nützlichsten Thätigkeiten sind diejenigen, die den geringsten Gewinn einbringen, weil die Zahl der Arbeiter im Verhältnis steht zum Bedürfnis der Menschen und die für Alle erforderliche Arbeit sich notwendiger Weise auf einem Preise hält, den der Arme erschwingen kann. Jene wichtigen Leute dagegen, die man nicht Handwerker nennt, sondern Künstler**), und die einzig für die Müßigen und für die Reichen arbeiten, legen ihren Spielereien einen willkürlichen Preis bei, und da das Verdienst dieser eitlen Arbeiten nur in der Einbildung beruht, so ist dieser Preis selbst ein Teil dieses Verdienstes, und man schätzt sie nach dem Preise, den sie kosten. Der Wert, den auf sie der Reiche legt, kommt nicht von ihrem Nutzen, sondern nur daher, daß der Arme sie nicht bezahlen kann. Nolo habere bona, nisi quibus populus inviderit.[1])

105. Was soll aus euern Schülern werden, wenn ihr sie dieses einfältige Vorurteil annehmen lasset, wenn ihr es selbst begünstigt, wenn sie euch z. B. mit mehr Achtung in die Werkstätte eines Goldschmieds als in die eines Schlossers eintreten sehen? Welches Urteil sollen sie sich bilden über das wahre Verdienst der Gewerke und über den wirklichen Wert der Dinge, wenn sie überall den Phantasiepreis im Widerspruch sehen mit dem nach dem thatsächlichen Nutzen berechneten und wenn eine Sache um so weniger wert ist, je mehr sie kostet! Sobald ihr derartige Gedanken in ihren Kopf eintreten lasset, mögt ihr auf alle

---

*) So macht es der Erzieher II § 85 und V § 288.

**) Wortspiel zwischen artisan Handwerker — und artiste Künstler.

[1]) Petron. — R. Amst.: „Ich will nur Schätze, die das Volk beneidet." Die Stelle ist aus dem Satiriker Petronius (Kap. 100 der Burmannschen Ausg.), der zu Nero's Zeiten gelebt hat. — Die Revisoren ereifern sich über diese Stelle: „Guter Johann Jakob! Du hast keinen heißern Bewunderer deiner Philosophie und — mags denn drum seyn! — auch deiner Sophisterey, als den, der dich von den denkenden Deutschen mit deutschem Gewand bekleidet [C. F. Cramer]: aber bisweylen reißt doch auch ihm die Geduld." Cramer meint, es sei Bestimmung und Ehre des Menschengeschlechtes, „daß es Raphaele, Händel, Phidiasse rc. hat, die nicht nur begreiflichermaßen, sondern mit vollkommnem Rechte, indem sie für unsre edle Meynung arbeiten, besser bezahlt werden, als der Bauer, der Korn für meynes Magens Bedürfniß baut, der Müller, der es mahlt, und der Becker, der es backt." — Doch hat R. schon im 2. Buche eine Anleitung zum Unterricht in der Musik gegeben."

weitere Erziehung verzichten; sie werden trotz euch erzogen werden wie alle anderen auch, und ihr habt eure vierzehnjährige Mühe verloren.

106. Wenn Emil daran denkt, auf seiner Insel sich einzurichten, wird er die Dinge mit anderen Augen ansehen. Robinson hätte dem Laden eines Zeugschmieds mehr Wert beigelegt als allem Flitterkram Saïde's. Der erstere wäre ihm als ein sehr achtenswerter Mann erschienen, der letztere nur als ein erbärmlicher Marktschreier.

107. „Mein Sohn ist bestimmt, in der Welt zu leben; er wird nicht mit Weisen leben, sondern mit Narren: er muß also ihre Narrheiten kennen, denn nur durch diese lassen sie sich leiten. Die unmittelbare Kenntnis der Dinge mag gut sein, aber die Kenntnis der Menschen und ihrer Meinungen ist noch mehr wert; denn in der menschlichen Gesellschaft ist des Menschen wichtigstes Werkzeug der Mensch und der weiseste ist der, der es am besten zu gebrauchen versteht. Wozu den Kindern eine Vorstellung von einer geträumten Weltordnung geben, die der, die sie einst vorfinden und nach der sie sich werden richten müssen, gerade entgegengesetzt ist? Zuerst unterweise man sie selbst zur Vernunft, und dann lehre man sie auffinden, worin die anderen Narren sind."

108. Das sind die herrlichen Grundsätze, nach welchen die falsche Klugheit der Väter sich bemüht, die Kinder zu Sklaven der Vorurteile zu machen, die sie ihnen einflößen, und zum Spielball des nämlichen unsinnigen Haufens, den sie zum Werkzeug ihrer Leidenschaften zu machen glauben. Wie viele Dinge muß man kennen vor dem Menschen, wenn man zur wahren Menschenkenntnis gelangen will! Der Mensch ist das letzte Studium des Weisen, und du willst daraus das erste eines Kindes machen! Man lehre ihm doch zuerst den Wert unserer Empfindungen schätzen, bevor man ihm Unterricht über sie erteilt! Heißt das eine Narrheit kennen, wenn man sie für Vernunft nimmt? Um weise zu sein, muß man erkennen, was unweise ist. Wie soll dein Kind die Menschen kennen lernen, wenn es weder ihre Urteile zu beurteilen noch ihre Irrtümer aufzudecken weiß? Es ist ein schlimmes Ding, ihre Gedanken zu wissen, wenn man nicht weiß, ob sie wahr oder falsch sind. Lehre ihm also zuerst, was die Dinge an sich sind, und nachher wirst du ihm zeigen, was sie in unsern Augen sind: so wird es die gemeine Meinung mit der Wahrheit zu vergleichen lernen und sich über den Pöbel erheben; denn man kennt die Vorurteile nicht, wenn man ihnen selbst anhängt, und man leitet das Volk nicht, solange man ihm gleicht. Willst du es aber zuerst über die öffentliche Meinung unterrichten, bevor du ihm lehrst, sie zu beurteilen, so kannst du sicher sein, daß es sie trotz all deiner Mühe selbst annehmen wird und daß du sie nicht mehr verdrängen kannst. Um einen jungen Menschen urteilsfähig zu machen, schließe ich, muß man sein Urteil sorgfältig bilden, nicht aber ihm das unsrige aufdrängen.

109. Man sieht, daß ich bis jetzt mit meinem Zögling noch nicht von den Menschen gesprochen habe; er wäre zu vernünftig, um mich zu verstehen; seine Beziehungen zu Seinesgleichen sind ihm noch nicht fühlbar genug, daß er von sich aus über sie zu urteilen imstande wäre. Er kennt kein anderes menschliches Wesen als sich allein, und auch sich selbst kennt er noch lange nicht: aber wenn er über seine Person auch nicht viel zu urteilen weiß, so ist dies Urteil wenigstens immer richtig. Er weiß nicht, welche Stelle die andern einnehmen; aber er kennt seine eigene und behauptet sie. Nicht mit den Banden der Gesellschaft, die er nicht begreifen kann, nein, mit den Ketten der Notwendigkeit haben wir ihn festgebunden. Noch ist er fast nur ein physisches Wesen, und als solches wollen wir ihn auch fortan noch behandeln.

110. Alle Naturwesen, alle menschlichen Thätigkeiten soll er nur nach ihrer augenfälligen Beziehung zu seinem Nutzen, seiner Sicherheit, seiner Erhaltung und seinem Wohlbefinden schätzen. So muß in seinen Augen das Eisen einen viel größeren Wert haben als das Gold, das Glas einen größeren als der Diamant. Ebenso schätzt er einen Schuhmacher oder Maurer viel höher als einen L'Empereur und Le Blanc und alle Juweliere Europas; ein Pastetenbäcker besonders ist in seinen Augen ein sehr wichtiger Mensch, und er gäbe die ganze Akademie der Wissenschaften für den letzten Zuckerbäcker in der Rue des Lombards. Goldarbeiter, Graveure, Vergolder*) sind in seinen Augen nur Tagediebe, die mit durchaus nutzlosem Spielwerk ihre Zeit verbringen; selbst die Uhrmacherkunst flößt ihm nicht viel Respekt ein. Das glückliche Kind genießt die Zeit, ohne ihr Sklave zu sein; es benützt sie, aber es kennt ihren Wert nicht.[1]) Die Leidenschaftslosigkeit seines Gemüts, welche sie ihm in immer gleichmäßigem Laufe verfließen läßt, ist das Werkzeug, mit dem er sie, wenn es nötig ist, mißt. Als ich Emil eine Uhr in die Hand gab, ebenso als ich ihn weinen ließ,*) da schilderte ich einen gewöhnlichen Emil, weil ich nützlich und verständlich sein wollte; denn in Wirklichkeit könnte ein von den anderen so verschiedenes Kind in nichts zum Beispiel dienen.

111. Es giebt noch eine nicht weniger natürliche, aber vernünftigere Abstufung der gewerblichen Thätigkeiten, welche dieselben nach den notwendigen Beziehungen betrachtet, durch welche dieselben unter einander verbunden sind, indem sie die unabhängigsten Gewerbe auf die erste

---

*) So die Amst. Ausg. Spätere setzen hinzu: „und Sticker."

[1]) Die Zeit verliert ihr Maß für uns, wenn unsere Leidenschaften ihren Lauf nach ihrem Gutdünken einrichten wollen. Die Uhr des Weisen ist eine gleiche Seelenstimmung und der innere Frieden; er ist in allem an der rechten Zeit, und er kennt auch seine Zeit immer. — R. Amst.

**) § 77.

Stufe stellt, diejenigen aber, welche von einer größeren Zahl anderer abhängig sind, auf die letzte. Diese Abstufung, die zu wichtigen Betrachtungen über die Stufen der allgemeinen Gesellschaft Veranlassung giebt, ist der vorhergehenden ähnlich und der nämlichen Umkehrung in der Achtung der Menschen unterworfen, sodaß die Verwendung der ersten Materialien in ehrlosen und fast gewinnlosen Gewerben stattfindet und daß, durch je mehr Hände jene gehen, die Bearbeitung um so mehr im Preis und in der Ehre steigt. Ich untersuche nicht, ob es wahr ist, daß der Gewerbfleiß größer und verdienstlicher ist in den beschränkten Gewerken, welche jenen Stoffen die letzte Form geben, als in jener ersten Bearbeitung, die sie der menschlichen Benützung zuführt; aber ich behaupte, daß in jedem Falle das Gewerbe, das in der Anwendung am allgemeinsten und unentbehrlichsten ist, unstreitbar die größte Achtung verdient und daß hinwieder dasjenige, welches weniger andere nötig hat, sie vor den untergeordneteren verdient, weil es freier und der Selbstständigkeit näher ist. Dies sind die richtigen Grundsätze für die Wertschätzung der Gewerbe und des Gewerbfleißes; alles andere ist willkürlich und der Meinung des Tages unterworfen.

112. Das erste und achtungswerteste aller Gewerbe ist der Ackerbau; an die zweite Stelle würde ich das Schmiedehandwerk, an die dritte das des Zimmermanns setzen u. s. w. Ist das Kind noch nicht irregeführt durch die landläufigen Vorurteile, so wird es genau ebenso urteilen. Wie viele wichtige Erwägungen wird Emil darüber aus seinem Robinson ziehen! Was wird er denken, wenn er sieht, daß die Gewerbe sich nur vervollkommnen, indem sie sich teilen und die Werkzeuge für sich und die andern ins Unendliche vervielfachen? Er wird sich sagen: „Welch einfältige Erfindungssucht all dieser Leute: man möchte glauben, sie hätten Angst davor, daß ihre Arme und Finger ihnen zu etwas nütze seien: so viele Werkzeuge erfinden sie, um jene nicht zu gebrauchen. Um ein einziges Gewerbe auszuüben, sind sie an tausend andere gebunden; jeder Arbeiter braucht eine ganze Stadt.“ Mein Spielgenosse und ich, wir setzen unsern Erfindungsgeist in unsere Geschicklichkeit; wir machen uns Werkzeuge, die wir überall mit uns nehmen können. Alle diese Leute, die in Paris sich so viel einbilden auf ihre Geschicklichkeit, wüßten auf unserer Insel nichts anzufangen und müßten ihrerseits bei uns in die Lehre gehen.

113. Der Leser möge sich hier nicht aufhalten mit der Betrachtung der körperlichen Übung und der Handfertigkeit unseres Zöglings; er beachte aber, welche Richtung wir seiner kindlichen Neugier geben; er achte auf sein Verständnis, seinen Erfindungsgeist, seine Vorsicht; er beachte, wie wir seinen Kopf bilden wollen. Bei jedem Ding, das er sieht und thut, wird er alles kennen lernen, die Ursache jeder Erscheinung wissen wollen; er wird von Werkzeug zu Werkzeug bis zum ersten zu-

rückgehen wollen und nichts auf bloße Voraussetzung hin zugeben; was Kenntnisse verlangt, die denen vorangehen müßten, die er besitzt, möchte er gar nicht lernen: sieht er die Anfertigung einer Springfeder, so will er wissen, wie der Stahl aus dem Bergwerk gewonnen worden ist; sieht er die Teile einer Kiste zusammenfügen, wird er wissen wollen, wie der Baum dazu zersägt worden ist. Arbeitet er selbst, so wird er bei keinem Werkzeug, dessen er sich bedient, ermangeln, sich zu fragen: hätte ich dieses Werkzeug nicht, wie würde ich es anfangen, um mir ein ähnliches zu verfertigen oder es entbehren zu können?

114. Schwer zu vermeiden ist übrigens bei den Beschäftigungen, für die der Lehrer eine besondere Neigung hat, der Irrtum, bei dem Kinde immer die nämliche Neigung vorauszusetzen. Wenn das Vergnügen an der Arbeit dich ganz einnimmt, so sieh dich vor, daß es sich nicht mittlerweile langweile, ohne daß es wagt, es dir zu gestehen. Das Kind muß sich ganz der Sache hingeben; du aber mußt ganz dem Kinde gehören, es beobachten, es unablässig und, ohne daß es so scheint, belauschen, alle seine Empfindungen vorausfühlen und denen, die es nicht haben soll, zuvorkommen, kurz es so beschäftigen, daß es sich nicht nur für die Sache nützlich vorkomme, sondern auch gerne dabei sei, weil es den Zweck seiner Arbeit vollständig begreift.

115. Die gegenseitige Verbindung der Gewerbe bethätigt sich im Austausch gewerblicher Erzeugnisse, die des Handels im Austausch von Dingen, die der Banken im Austausch von Geld und Wertzeichen: diese Begriffe hängen alle mit einander zusammen, und die grundlegenden Kenntnisse dazu sind schon gewonnen; wir haben zu allem diesem den Grund schon vom frühesten Alter an gelegt mit Hilfe des Gärtners Robert.*) Nun bleibt uns bloß übrig, diese nämlichen Begriffe zu verallgemeinern und sie auf eine größere Zahl von Beispielen auszudehnen, den Handelsverkehr begreiflich zu machen an sich und veranschaulicht durch Einzelheiten aus der Naturgeschichte, welche sich auf die jedem Lande eigentümlichen Erzeugnisse beziehen, durch Einzelheiten aus den auf die Schiffahrt bezüglichen Gewerben und Wissenschaften, endlich aber durch die größere oder geringere Schwierigkeit des Transports je nach der Entfernung der Orte, nach der Lage der Länder, Meere, Flüsse u. s. w.

116. Keine Gesellschaft kann bestehen ohne Austausch, kein Tausch ohne gemeinsames Maß und kein gemeinsames Maß ohne Gleichheit. So hat denn jede Gesellschaft als erstes Gesetz irgendwelche vereinbarte Gleichheit, entweder an den Menschen oder an den Dingen.

---

*) II § 88.

117. Die unter den Menschen vereinbarte Gleichheit*), ganz verschieden von der natürlichen Gleichheit, macht das positive Recht d. h. Regierung und Gesetze notwendig. Die politischen Kenntnisse eines Kindes müssen klar und eng umgrenzt sein; von der Regierung im allgemeinen soll es nur wissen, was sich auf das Eigentumsrecht bezieht, von dem er schon einige Vorstellung hat.

118. Die vereinbarte Gleichheit unter den Dingen hat zur Erfindung des Geldes geführt; denn das Geld ist nur der Ausdruck für die Vergleichung des Wertes von Dingen verschiedener Art, und in diesem Sinne ist das Geld das wahre Band der Gesellschaft: indessen kann alles Geld sein;**) vor Alters war es das Vieh, Muscheln sind es jetzt noch bei mehreren Völkern; das Eisen war Geld in Sparta, das Leder in Schweden, und bei uns ist es das Gold und das Silber.

119. Die leichter transportierbaren Metalle sind allgemein zur Vermittlung jedes Tausches gewählt worden, und man hat diese Metalle in Münze verwandelt, um des Messens und Wägens bei jedem Tausch überhoben zu sein; denn die Wertbezeichnung auf dem Gelde ist nur eine Bescheinigung, daß die so bezeichnete Münze das bestimmte Gewicht hat, und der Landesherr allein hat das Recht, Münzen zu schlagen, insofern er allein berechtigt ist, zu verlangen, daß sein Zeugnis im ganzen Volke maßgebend sei.

120. Der Nutzen dieser Erfindung, wie wir sie eben erklärt haben, ist auch dem Beschränktesten einleuchtend. Es ist schwer, Dinge von verschiedener Beschaffenheit unmittelbar mit einander zu vergleichen, z. B. Tuch mit Getreide; sobald man aber ein gemeinsames Maß gefunden hat, nämlich das Geld, ist es für den Fabrikanten oder den Landmann leicht, den Wert der Dinge, die sie austauschen wollen, auf dieses gemeinsame Maß zurückzuführen. Wenn irgend ein Quantum Tuch eine bestimmte Geldsumme wert ist und ein Quantum Getreide denselben Wert hat, so folgt daraus, daß der Kaufmann, wenn er dieses Getreide für sein Tuch empfängt, einen billigen Tausch macht. So werden durch das Geld Güter von verschiedener Art meßbar und vergleichbar.

121. Weiter aber möge man nicht gehen und sich durchaus nicht auf eine Auseinandersetzung der sittlichen Wirkungen dieser Einrichtung

---

*) Man vergleiche die Ausführung dieses Gedankens im „Gesellschaftsvertrag“ (contrat social) von Rousseau, besonders im 5. Kap. des 1. Buches, wo von der „gesellschaftlichen Vereinbarung“ (pacte social) die Rede ist.

**) Petitain bemerkt mit Recht, daß nur Geld sein könne, was an und für sich Wert habe. Zu Rousseau's Zeiten war aber die oben vorgetragene Ansicht vom Gelde als an und für sich gleichgiltigem Wertzeichen allgemein verbreitet. S. unsere Anmerkung zu § 121.

einlassen. Bei jeder Sache ist es von Wesenheit, den Gebrauch gehörig auseinanderzusetzen, bevor man den Mißbrauch zeigt. Wenn du dir vornimmst, den Kindern zu zeigen, wie über den Zeichen die Dinge vernachlässigt werden, wie aus dem Gelde alle Hirngespinste der Einbildung entspringen, wie die geldreichen Länder arm an allem sein müssen,*) so würdest du diese Kinder nicht bloß als Philosophen behandeln, sondern als Weise, und du würdest dich vermessen, ihnen etwas verständlich zu machen, was selbst wenige Philosophen recht begriffen haben.

122. Auf welche unerschöpfliche Menge von interessanten Gegenständen kann man nicht auf diese Weise die Wißbegierde eines Zöglings lenken, ohne jemals die für ihn verständlichen und thatsächlichen sachlichen Beziehungen außer acht zu lassen oder zuzugeben, daß in seinem Geiste eine einzige Vorstellung sich erhebe, die er nicht zu fassen vermöchte! Die Kunst des Lehrers ist es, seine Bemerkungen nie auf unbedeutenden und zusammenhangslosen Kleinigkeiten verweilen zu lassen, sondern ihn immer wieder den großen Beziehungen nahe zu führen, welche er einstens kennen muß, um über die gute und schlechte Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft urteilen zu können. Die Gespräche, die man zu seiner Unterhaltung mit ihm führt, muß man der Geistesrichtung, die man ihm gegeben, anzupassen wissen. Manche Frage, die die Aufmerksamkeit eines andern auch nicht einmal flüchtig anzuregen vermöchte, wird unseren Emil ein halbes Jahr lang verfolgen.

123. Wir sollen in einem wohlhabenden Hause zum Mittagessen kommen; wir finden alles zu einer Gasterei hergerichtet, viele Gäste, viele Diener, viele Schüsseln und ein gewähltes, feines Gedeck. Dieses ganze Lust- und Festgepränge hat etwas Berauschendes, das den Sinn befängt, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Den Eindruck, den es auf meinen jungen Zögling machen wird, fühle ich voraus. Im weiteren Verlauf des Gastmahls, während ein Gericht auf das andere folgt und tausendfaches Gerede geräuschvoll den ganzen Tisch beherrscht, neige ich mich zu seinem Ohre und sage: „Durch wie viele Hände, meinst du wohl, ist das alles, was du da auf dem Tische siehst, gegangen, bevor es hieher kam?“ Welche Menge von Gedanken erwecke ich in seinem Geiste mit diesen wenigen Worten! Sofort kühlt sein berauschter Sinn sich ab. Er sinnt, bedenkt sich, berechnet und zerbricht sich den Kopf. Während die Philosophen, angeheitert vom Wein und vielleicht durch ihre Nachbarin**), schwatzen und sich wie die Kinder benehmen, philosophiert

---

*) Nach der Lehre der Physiokraten bestand der ganze Reichtum eines Landes nur im Grund und Boden. Das Motto von Quesnoy (geb. 1694), dem Haupte dieser Schule, ist: pauvres paysans, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi. Man vgl. V § 449.

**) Einige späteren Ausgaben haben „Nachbarinnen“. Es scheint allerdings ein Fehler der Amst. Ausg. vorzuliegen. Es entspricht R.s Charakter und an-

er ganz allein in seiner Ecke; er fragt mich, ich versage ihm die Antwort und verweise ihn auf eine andere Zeit: er wird ungeduldig, vergißt Essen und Trinken und möchte am liebsten von der Tafel weg sein, um ungehindert sich mit mir unterhalten zu können. Welche Aufgabe für seine Wißbegierde! welcher Text für seine Belehrung! Was wird er bei seinem gesunden Urteil, das noch durch nichts hat verdorben werden können, vom Luxus denken, wenn er findet, daß alle Gegenden der Welt ausgebeutet worden sind, daß vielleicht zwanzig Millionen Hände lange gearbeitet haben, daß vielleicht Tausende von Menschen das Leben eingebüßt haben, und alles das, um ihm am Mittagstisch prunkhaft vorzusetzen, was er am Abend im geheimen Gemach von sich giebt?

124. Belausche sorgsam die geheimen Schlüsse, die er in seinem Herzen aus allen diesen Beobachtungen zieht. Hast du ihn nicht so gut behütet, wie ich annehme, so kann er versucht sein, seinem Nachdenken eine andere Richtung zu geben und sich als eine wichtige Person auf der Welt anzusehen, wenn er so viele Bemühungen zusammenwirken sieht, um sein Mittagsmahl zuzurüsten. Siehst du eine derartige Folgerung voraus, so kannst du ihr leicht vorbeugen oder doch ihren Eindruck alsbald verwischen. Er kann sich ja die Dinge noch nicht anders zueignen als durch den sinnlichen Genuß, und so kann er auch nur durch sinnenfällige Beziehungen beurteilen, ob sie für ihn zukömmlich sind oder nicht. Die Vergleichung eines einfachen ländlichen, durch körperliche Bewegung vorbereiteten, durch Hunger, Freiheit und Fröhlichkeit gewürzten Mahles mit seinem so glänzenden, so steifen Festschmaus muß genügen, ihm zu zeigen, daß, da jene Gasterei mit all ihrer Umständlichkeit ihm keinen wirklichen Vorteil geboten und da sein Magen vom Tische des Landmanns ebenso befriedigt weggeht wie von dem des Geldmannes, keiner vor dem andern etwas voraus hat, was er wahrhaft sein eigen nennen könnte.

125. Vergegenwärtigen wir uns, was in einem solchen Fall ein Erzieher ihm sagen kann. „Stelle dir diese beiden Mahle vor und entscheide bei dir selbst, welches du mit größerem Vergnügen eingenommen hast. Bei welchem hast du die meiste Freude wahrgenommen? bei welchem hat man mit größerem Appetit gegessen, fröhlicher getrunken und herzhafter gelacht? welches hat am längsten gedauert ohne Langeweile und ohne die Auffrischung durch neue Gerichte nötig zu haben? Bemerke indessen den Unterschied: jenes Schwarzbrot, das du so gut findest, kommt von dem Getreide, das jener Landmann geerntet hat; jener trübe und herbe, aber erfrischende und gesunde Wein ist in seinem eigenen Weinberg gewachsen; das Tischleinen kommt von seinem

---

anderswo sich findenden Äußerungen, daß er die Philosophen als kindische Schwätzer und Salonmenschen hinstellt. Man vgl. R.s Anm. zu II § 132.

Hanf, den sein Weib, seine Töchter und seine Magd im Winter gesponnen haben: keine anderen Hände als die seiner Familie haben seinen Tisch zubereitet; die nächste Mühle und der benachbarte Markt sind die Grenzen seiner Welt. In wie ferne hast du also einen wirklichen Genuß gehabt von allem dem, was das ferne Land und Menschenhände etwa mehr auf die andere Tafel gebracht haben? Wenn alles das deine Mahlzeit nicht besser gemacht hat, was hast du dann bei dieser Üppigkeit gewonnen? was wäre denn eigentlich für dich da gewesen? Wärest du der Herr vom Hause gewesen," kann er etwa noch beifügen, „wäre dir alles noch fremder geblieben: denn die Mühe, deine Genüsse vor den Augen der andern zur Schau zu stellen, hätte den eigenen Genuß dir vollends entzogen: du hättest die Mühe gehabt und sie das Vergnügen."

126. Diese Rede mag recht erbaulich sein, für Emil taugt sie nicht: sie übersteigt seinen Horizont, und er läßt sich seine Gedanken über etwas nicht diktieren. Sprich also einfacher mit ihm. Nach diesen beiden Erfahrungen sagst du ihm eines schönen Morgens: „Wo wollen wir heute zu Mittag essen? bei diesem Berg von Silber, der drei Viertel des Tisches bedeckt, und diesen Beeten von Papierblumen, die man zum Nachtische auf Spiegelglas aufträgt? mitten unter jenen Frauen im großen Reifrock, die dich wie eine Puppe behandeln und Dinge von dir gehört haben wollen, die du gar nicht verstehst? oder in jenem Dorf zwei Stunden von hier, bei jenen guten Leuten, die uns so fröhlich empfangen und uns so gute Sahne vorsetzen? Emils Wahl ist nicht zweifelhaft; denn er ist kein Schwätzer und kein Geck; er liebt die Ungebundenheit, und unsere feinen Ragouts munden ihm alle nicht, aber er ist immer bereit, im Freien herumzulaufen, und gutes Obst, gutes Gemüse, gute Milch und gute Leute liebt er sehr.[1]) Unterwegs kommt ihm der Gedanke von selbst: ich sehe, daß diese vielen Menschen, die für jene großen Schmausereien arbeiten, ihre Mühe ganz und gar verlieren oder daß sie kaum an unser Vergnügen denken.

---

[1]) Die Neigung für das Landleben, die ich bei meinem Zögling annehme, ist eine natürliche Folge seiner Erziehung. Da er übrigens nichts von jenem geckenhaften, geschniegelten Wesen an sich hat, das die Weiber so gern haben, steht er auch weniger in Ehren bei ihnen als andere Kinder; infolge davon gefällt er sich auch weniger bei ihnen, und er wird in ihrer Gesellschaft, deren Reiz zu empfinden er noch nicht eimal imstande ist, weniger verdorben. Ich habe mich wohl gehütet, ihm zu lehren, ihnen die Hand zu küssen und Albernheiten zu sagen, nicht einmal, ihnen im Vorzug vor den Männern die gebührende Auszeichnung zu erweisen: ich habe es mir immer zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, nichts von ihm zu verlangen, dessen Grund ihm nicht verständlich wäre, und für ein Kind giebt es keinen rechten Grund, ein Geschlecht anders zu behandeln als das andere. — R. Amst. — Die Gen. Ausgabe setzt noch zu: Bei dieser Einfachheit bin ich sicher, daß ich Herr meines Zöglings bleibe und daß ihn die Weiber mir nicht wegstehlen werden, um aus ihm ihre Puppe zu machen.

127. Meine Beispiele, die für einen Zweck wohl gut sind, werden für tausend andere schlecht sein. Hat man aber ihren Sinn erfaßt, so wird man sie wohl nach dem Bedürfnis umwandeln können; die Wahl hängt von der Betrachtung der eigentümlichen Geistesart jedes Kindes ab, und diese Betrachtung hängt von den Gelegenheiten ab, die man ihnen giebt, sich zu zeigen. Es wird niemanden einfallen, wir könnten in dem Zeitraum von drei oder vier Jahren, den wir jetzt noch zu erfüllen haben, dem glücklichst begabten Kinde von allen Kunstfertigkeiten und der ganzen Naturwissenschaft einen Begriff beibringen, der es befähigte, sie eines Tages selbst zu erlernen; aber indem wir auf die angegebene Art ihm alle Gegenstände vorführen, deren Kenntnis von Wert für es ist, setzen wir es instand, seinen Geschmack und seine Fähigkeiten zu entwickeln, die ersten Schritte nach dem Ziele hin zu thun, zu dem seine Geistesrichtung es hinzieht, und uns den Weg zu zeigen, den wir ihm zu eröffnen haben, um die Natur zu unterstützen.

128. Ein anderer Vorteil dieser Verknüpfung beschränkter, aber richtiger Kenntnisse ist der, daß wir sie ihm in ihren Verbindungen und Beziehungen zeigen, daß wir ihnen allen in seiner Wertschätzung die rechte Stelle anweisen und den Vorurteilen bei ihm vorbeugen, von welchen die meisten Menschen befangen sind hinsichtlich der Fähigkeiten, die sie pflegen, gegenüber denjenigen, die sie vernachlässigt haben. Wer die Einrichtung des Ganzen richtig erfaßt, sieht die Stelle, wo jeder Teil hingehört; wer einen Teil richtig erfaßt und gründlich kennt, kann ein gelehrter Mann sein: der andere aber ist ein urteilsfähiger Mann, und du hast ja gehört, daß wir uns weniger die Aneignung von Wissen als von Urteil zur Aufgabe gemacht haben.

129. Wie dem aber auch sei, meine Methode ist unabhängig von meinen Beispielen; sie ist gegründet auf das Maß der menschlichen Fähigkeiten in den verschiedenen Lebensaltern und auf die Wahl der diesen Fähigkeiten entsprechenden Beschäftigungen. Man würde wohl unschwer eine andere Methode finden, mit der man scheinbar besser auskommen möchte; aber wenn sie der Eigentümlichkeit, dem Alter und dem Geschlecht weniger angepaßt wäre, so zweifle ich, ob sie den nämlichen Erfolg haben würde.

130. Beim Beginn dieses zweiten Lebensabschnittes haben wir die Überfülle der Kräfte über die Bedürfnisse hinaus*) benützt, um über unseren eigenen Kreis uns hinauszuheben; wir haben uns zum Himmel emporgeschwungen, wir haben die Erde gemessen, wir haben die Gesetze der Natur aufgesucht, mit einem Wort, wir haben die ganze Insel durchlaufen: jetzt kehren wir zu uns zurück und nähern uns unmerklich wieder unserem Wohnort. Welches Glück, daß wir beim Zurückkommen den

*) § 1.

Feind, der uns bedroht und sich anschickt, sich desselben zu bemächtigen, noch nicht im Besitze desselben antreffen!*)

131. Was bleibt uns nun zu thun übrig, nachdem wir unsere ganze Umgebung unserer Betrachtung unterzogen haben? Was wir uns aneignen können, zu unserem Nutzen zu verwenden und unsere Wißbegierde für unser Wohlbefinden nutzbar zu machen. Bis jetzt haben wir uns einen Vorrat von Werkzeugen jeder Art verschafft, ohne zu wissen, welcher wir benötigt sein könnten. Sind unsere Werkzeuge uns selbst unnütz, so können sie vielleicht anderen dienlich sein, und wir haben vielleicht wieder die ihrigen nötig. So würden wir bei diesem Austausch alle unsere Rechnung finden; um ihn aber zu bewerkstelligen, müssen wir unsere Bedürfnisse gegenseitig kennen, jeder muß wissen, was andere für ihn Dienliches haben und was er ihnen dagegen bieten kann. Nehmen wir zehn Menschen an, von denen jeder zehn verschiedene Bedürfnisse hat. Jeder muß nun, seiner Notdurft wegen, sich an zehn verschiedene Arbeiten machen; aber bei der Verschiedenheit des Geistes und der Anlagen wird dem einen diese, dem anderen jene Arbeit weniger gut gelingen. Für Verschiedenes geeignet, thun sie doch alle das Nämliche und fahren schlecht dabei. Bilden wir nun eine Gesellschaft aus diesen zehn Menschen, so daß jeder für sich selbst und die neun anderen sich der Beschäftigungsart zuwendet, die ihm am meisten zusagt, so wird jeder aus den Fähigkeiten der anderen Nutzen ziehen, wie wenn er allein sie hätte; jeder wird die seinige durch fortwährende Übung vervollkommnen, und es wird dahin kommen, daß alle zehn selbst vollkommen versorgt sind und noch Überfluß für andere haben. Dieses Prinzip liegt offenbar allen unseren Einrichtungen zugrunde Es entspricht meinem Zwecke nicht, hier die Folgen desselben zu prüfen; ich habe das in einer anderen Schrift gethan.**)

132. Nach diesem Grundsatz könnte ein Mensch, der sich als ein für sich allein bestehendes Wesen betrachten wollte, das von gar nichts anderem abhinge und sich selbst genug wäre, nur bejammernswert sein. Es wäre ihm selbst unmöglich, sich zu erhalten; denn woher sollte er seine Notdurft nehmen, wenn er die ganze Welt mit dem Mein und Dein bedeckt sähe und nichts für sich hätte als seinen Leib? Mit unserem Heraustreten aus dem Zustande der Natur zwingen wir auch unsere Mitmenschen, ihn zu verlassen; niemand kann darin verbleiben, wenn es die anderen nicht wollen, und wer bei der Unmöglichkeit, darin zu leben, doch in demselben verharren wollte, würde thatsächlich aus ihm heraustreten; denn das erste Gesetz der Natur ist die Sorge der Selbsterhaltung.

---

*) § 33.

**) In seiner „Abhandlung über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen.“ 1754. Man vgl. oben § 102.

133. So bilden sich nach und nach im Geiste eines Kindes die Begriffe von den gesellschaftlichen Beziehungen, noch bevor es in Wirklichkeit ein thätiges Glied der Gesellschaft sein kann. Emil begreift, daß, um Werkzeuge für seinen Gebrauch zu haben, er auch solche für die Hand der anderen haben muß, mittels deren er durch Tausch dasjenige erlangen kann, was ihm notwendig, aber in der Gewalt jener ist. Ich bringe ihn leicht dahin, daß er das Bedürfnis eines solchen Tausches fühlt und sich in den Stand setzt, daraus Vorteil zu ziehen.

134. „Excellenz, ich muß doch leben," sagte ein unglücklicher Satirenschreiber zu dem Minister, der ihm das Ehrlose seines Handwerks vorwarf. „Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein," erwiderte ihm kalt der hochgestellte Mann. Diese für einen Minister ganz ausgezeichnete Antwort wäre in jedem anderen Munde unmenschlich und unpassend gewesen.*) Jeder Mensch soll leben können. Dieser Grund, dem jeder nach dem größeren oder geringeren Maß seiner Menschenfreundlichkeit mehr oder weniger Gewicht beilegt, scheint mir unwiderleglich für den, der ihn auf sich selbst anwendet. Da von allen Abneigungen, die uns die Natur einflößt, die vor dem Tode die stärkste ist, so folgt, daß durch sie für jeden, der kein anderes mögliches Mittel zu leben kennt, alles erlaubt ist. Die Grundsätze, nach welchen der tugendhafte Mensch sein Leben zu verachten und der Pflicht aufzuopfern lernt, sind von dieser ursprünglichen Einfalt weit entfernt. Glücklich die Völker, bei denen man gut sein kann ohne Anstrengung und gerecht ohne Tugend! Wenn es irgendwo auf der Welt einen elenden Staat giebt, wo keiner leben kann, ohne Übles zu thun, und wo die Bürger Schurken sind aus Notwendigkeit, so muß man, wenn man den Übelthäter nicht hängen darf, denjenigen hängen, der ihn nötigt, es zu werden.

135. Sobald Emil weiß, was das Leben ist, wird es meine erste Sorge sein, ihm zu lehren, wie er es erhalten soll. Bis jetzt habe ich Stand, Rang und Glücksgüter nicht unterschieden, und ich werde sie auch in der Folge nicht mehr unterscheiden, weil der Mensch in allen Lebenslagen der nämliche ist, weil der Reiche keinen größeren Magen hat als der Arme und nicht besser verdaut als er, weil der Herr keine längeren oder stärkeren Arme hat als sein Sklave, weil ein großer Herr nicht größer ist als ein Mann aus dem Volke, und endlich, weil die natürlichen Bedürfnisse überall dieselben sind und daher auch die Mittel, sie zu

*) Nach Voltaire (disc. prélim. zu Alzire) wäre die Antwort gewesen: „Nein, ich muß leben." Der Satiriker soll der abbé Desfontaines gewesen sein, der in Voltaire's Leben eine Rolle spielt, der Beamte der comte d'Argenson, welcher damals mit der staatlichen Censur beauftragt war (1740). Desnoiresterres weist übrigens nach (Voltaire et la soc. au XVIIIe siècle II p. 221 ff.), daß das Ganze eine — Reminiscenz aus Tertullian ist (ca. 200 n. Chr.) aus dessen Werk de idololatria cap. XIV.

befriedigen, überall gleich sein müssen. Man passe die Erziehung des Menschen dem Menschen an und nicht dem, was nicht seines Wesens ist. Siehst du nicht, daß du mit deinem Bestreben, ihn ausschließlich für einen Stand zu bilden, ihn unbrauchbar machst für jeden anderen und daß du, wenn das Schicksal es so will, nur an seinem Unglück gearbeitet hast?*) Was ist lächerlicher als ein heruntergekommener Edelmann, der in sein Elend die Vourteile seines Standes mit sich nimmt? Was giebt es verächtlicheres als einen verarmten Reichen, der in der Erinnerung an die Verachtung, die der Armut gebühre, sich für den niedrigsten aller Menschen ansieht? Der eine kennt als einziges Rettungsmittel das Handwerk eines öffentlichen Schurken, der andere das eines kriechenden Lakaien mit der schönen Redensart: „Ich muß doch leben."

136. Du verläßest dich auf den augenblicklichen Zustand der Gesellschaft und bedenkst nicht, daß dieser Zustand unvermeidlichen Umwälzungen ausgesetzt ist und daß du die, welche deine Kinder treffen kann, unmöglich voraussehen oder verhüten kannst. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Fürst Unterthan: sind die Schläge des Schicksals so selten, daß du darauf zählen könntest, von ihnen verschont zu werden? Wir nähern uns einer entscheidungsvollen Zeit, dem Zeitalter der Revolutionen.[1]) Wer steht dir dafür, was dann aus dir werden soll? Was die Menschen gemacht haben, das können sie alles auch zerstören. Nur die Natur schreibt in unauslöschlichen Zügen; aber sie macht weder Fürsten noch Reiche noch große Herren. Was soll denn in der Niedrigkeit jener Satrap machen, den ihr nur zur Größe erzogen habt? Was soll in der Armut jener Zöllner anfangen, der nur vom Golde zu leben weiß? Was soll denn, von allem entblößt, jener eingebildete Schwachkopf machen, der mit sich selbst nichts anzufangen weiß und sein ganzes Wesen nur in Dinge setzt, die ihm fremd sind? Glücklich derjenige, der dann seinen Stand zu verlassen versteht, nachdem dieser ihn verlassen, und Mensch bleiben kann dem Schicksal zum Trotz! Mag man jenen besiegten König, der sich wütend unter den Trümmern seines Thrones begraben will, preisen, wie man will: ich verachte ihn; ich sehe, daß er sein Dasein nur auf seine Krone gegründet hat, und daß er nichts ist, wenn er nicht König ist: derjenige aber, der sie verliert und entbehren

---

*) Vgl. I § 29.

[1]) Ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien Europas noch langen Bestand haben; alle haben geglänzt, und jeder Staat, der glänzt, ist im Niedergang begriffen. Ich habe für meine Meinung noch nähere Gründe als diesen Satz; aber es ist hier nicht am Orte, sie zu nennen, auch sieht sie jedermann nur zu deutlich. — R. Amst. — Wir verweisen über diese Worte auf unsere Einleitung und auf Buch II § 289 Anm. 1. und V § 448. Nach Raumer (S. 252) wäre diese Prophezeiung nicht schwer gewesen, da eben die von dem Meister (Rousseau) „gelehrten Gesellen" die Greuel der Revolution hervorgerufen!

kann, steht dann höher als sie. Vom Range eines Königs, den ein Feigling, ein Bösewicht, ein Narr ausfüllen kann wie ein anderer Mensch, steigt er zu dem Dasein eines Menschen hinauf, das so wenige Menschen auszufüllen verstehen. Dann triumphiert er, dann trotzt er dem Schicksal, nur sich selbst verdankt er alles, und wenn er nichts mehr zu zeigen hat als sich selbst, so ist er doch kein nichts: er ist etwas. Hundertmal lieber ist mir der Herrscher von Syrakus als Schulmeister zu Korinth und der König von Macedonien, der Schreiber in Rom geworden,*) als ein unglücklicher Tarquinius, der nicht weiß, was aus ihm werden soll, wenn er nicht König ist, oder der Erbe und Sohn eines großmächtigen Königs,**) das Opfer eines jeden, der mit seinem Elend sein Spiel treiben will, irrend von Hof zu Hof, nach Hilfe suchend und überall nur Schimpf erntend, da er außer seinem Handwerk, das nicht mehr in seiner Gewalt ist, nichts anderes gelernt hat.

137. Der Mensch und Bürger, welches auch seine Lage sein mag, kann der Gesellschaft kein anderes Gut zubringen als sich selbst; alle seine andern Güter gehören ihr auch schon, und wenn ein Mensch reich ist, so genießt er entweder seinen Reichtum nicht oder die Welt genießt ihn mit ihm. Im ersten Fall entwendet er den andern, was er sich selbst nicht gönnt, im zweiten Fall giebt er ihnen gar nichts. So bleibt er der Gesellschaft gegenüber verschuldet, solange er nur mit seinem Reichtum bezahlt. „Aber mein Vater, als er sie erwarb, hat der Gesellschaft gedient." — Mag sein; doch hat er nur seine Schuld bezahlt, nicht die deinige. Du bist den anderen mehr schuldig, als wenn du besitzlos geboren worden wärest, da du als ein Begünstigter zur Welt kamest. Es ist nicht billig, daß, was ein Mensch für die Gesellschaft gethan hat, einen anderen seiner Verpflichtung enthebe; denn jeder ist mit seinem ganzen Wesen verpflichtet und kann nur für sich selbst bezahlen, und kein Vater kann auf seinen Sohn das Recht übertragen, Seinesgleichen nicht nützlich zu werden: aber das thut er ja eben nach eurer Meinung, wenn er ihm seine Reichtümer vermacht, die der Beweis und der Preis der Arbeit sind. Wer im Müßiggang verzehrt, was er selbst nicht verdient hat, stiehlt es, und ein Rentier, den der Staat fürs Nichts-

---

*) Philippus, der Sohn des im Gefängnis zu Rom nach 168 (Schlacht bei Pydna) gestorbenen letzten makedonischen Königs Perseus.

**) Vonones, Sohn des Phraates, Königs der Parther. — R. Amst. — Tacit ann. II 2—4, 56—58; Sueton vit. Tiberii c. 49. — Die Gen. Ausg. liest indessen: „der Erbe des Besitzers der drei Königreiche" mit Anspielung auf den in der Schlacht von Culloden (1746) geschlagenen englischen Kronprätendenten Karl Eduard. Derselbe lebte nach seiner Besiegung in Frankreich, wo die Marquise von Pompadour ihm eine Rente von 200000 livres ausgesetzt hatte, und später in Italien. Er war übrigens bei allem Leichtsinn eine ritterliche Erscheinung und lebt noch in den Volksliedern der Schotten als der „Liebling" seines Volkes.

thun bezahlt, unterscheidet sich in meinen Augen kaum von einem Räuber, der auf Kosten der Vorübergehenden lebt. Außerhalb der Gesellschaft hat der allein stehende, niemanden verpflichtete Mensch das Recht, nach seinem Belieben zu leben; aber in der Gesellschaft, wo er notwendig auf Kosten der anderen lebt, muß er diesen den Preis seiner Erhaltung mit seiner Arbeit abzahlen; dafür giebt es keine Ausnahme. Arbeiten ist also eine für den gesellschaftlichen Menschen unerläßliche Pflicht. Jeder müßiggehende Bürger ist ein Schelm, sei er reich oder arm, mächtig oder schwach.*)

138. Von allen Beschäftigungen nun, welche dem Menschen den Lebensunterhalt liefern können, ist die Handarbeit diejenige, die ihn dem Naturzustande am nächsten bringt; von allen Lebenslagen ist die des Handwerkers die unabhängigste dem Schicksal und dem Menschen gegenüber. Der Handwerker hängt nur von seiner Arbeit ab, er ist frei, gerade so frei, wie der Landmann unfrei ist; denn dieser ist von seinem Felde abhängig, dessen Erträgnis anderen preisgegeben ist. Der Feind, der Herr des Landes, ein mächtiger Nachbar, ein Prozeß kann ihm sein Feld wegstehlen; durch dieses Feld kann man ihn auf tausenderlei Arten bedrücken: überall aber, wo man den Handwerker bedrücken will, ist sein Bündel bald geschnürt; er nimmt seine Arme mit sich und geht fort.**) Dennoch ist der Ackerbau der erste Beruf des Menschen, der ehrbarste und nützlichste und folglich der edelste, den er ausüben kann. Emil sage ich nicht: erlerne den Ackerbau; er versteht ihn schon. Mit allen ländlichen Arbeiten ist er vertraut; er hat mit ihnen angefangen und kommt fortwährend wieder auf sie zurück. So sage ich ihm denn: baue das Erbe deiner Väter! Aber wenn du dieses Erbe verlierst oder überhaupt keines hast, was dann? — Dann lerne ein Handwerk.

139. Mein Sohn ein Handwerk! mein Sohn ein Handwerker! Wohin denkt ihr? Ich denke weiter als Sie, gnädige Frau: sie wollen ihn dahin bringen, daß er nie etwas anderes sein könne als Lord, Marquis, Fürst und eines Tages vielleicht weniger als nichts; ich will ihm einen Rang geben, den er nicht verlieren kann, einen Rang, der ihn zu allen Zeiten ehrt; ich will ihn zum Stand eines Menschen emporheben***), und er wird, was Sie auch sagen mögen, weniger Ebenbürtige in dieser Eigenschaft haben als in jeder anderen, die Sie ihm geben.

*) Man vgl. hierzu II § 105.

**) S. IV § 495 und unsere Anm. dazu. IV § 489 sagt R.: „Will man mir durch Gräben und Hecken lästig fallen, so kümmert mich das wenig: ich nehme meinen Park auf meine Schultern und trage ihn anderswohin.“

***) Die Worte: „ich will . . . emporheben“ fehlen in der Amst. und verwandten Ausg., offenbar aber nur infolge eines Druckversehens, weshalb wir sie in den Text gesetzt haben.

140. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Es handelt sich weniger darum, ein Handwerk zu lernen um es zu verstehen, als um die Vorurteile zu besiegen, die es verachten. Wirst du nie in die Lage kommen, arbeiten zu müssen um zu leben — um so schlimmer, um so schlimmer für dich! Indessen — arbeite nicht für die Not, arbeite für die Ehre. Steige herab in den Stand eines Arbeiters, um über den deinigen dich zu erheben. Um Glück und Welt dir zu unterwerfen, mache dich zuerst unabhängig von ihnen. Um durch den Wahn der Menschen zu herrschen, herrsche zuerst über ihn.

141. Man merke wohl, keine Begabung verlange ich, nur ein Handwerk, ein wirkliches Handwerk, eine rein mechanische Fertigkeit, bei der die Hände mehr arbeiten als der Kopf, eine Beschäftigung, die nicht zum Besitz führt, mit der man aber auf den Besitz wohl verzichten kann. In Häusern, in denen alle Nahrungssorgen weit entfernt waren, habe ich Väter gesehen, welche die Vorsorglichkeit so weit trieben, daß sie außer dem Unterricht, den sie den Kindern zu geben bedacht waren, sie auch mit Kenntnissen ausrüsteten, aus denen sie schlimmsten Falles ihren Unterhalt sollten ziehen können. Diese vorsorglichen Väter glauben etwas ganz Besonderes zu thun: es ist aber damit gar nichts gethan, da die Nothilfen, die sie ihren Kindern sichern wollen, eben von dem Schicksal abhängen, vor dem sie dieselben sicher stellen wollen, sodaß bei all diesen schönen Fähigkeiten derjenige, der sich nicht in den günstigen Verhältnissen befindet, sie benützen zu können, ebenso elend zu grunde gehen wird, wie wenn er keine besäße.

142. Wenn es sich um künstliche Veranstaltungen nnd Ränke handelt, so ist es ebenso gut, sie zu Erhaltung des Wohllebens anzuwenden als um aus dem Elende sich wieder in die frühere Lage heraufzuarbeiten. Wenn du Künste pflegst, deren Erfolg vom Rufe des Künstlers abhängt, wenn du dich für Ämter geeignet machst, die man nur durch Gunst erlangt, was soll dir das alles nützen, wenn du in gerechtem Ekel vor der Welt die Mittel verschmähst, ohne die man nichts erreichen kann? Du hast die Politik und die Interessen der Fürsten studiert: das ist recht gut; was wirst du aber mit diesen Kenntnissen anfangen, wenn du dir den Zutritt zu den Ministern, zu den Frauen vom Hof, zu den Räten in den verschiedenen Abteilungen nicht eröffnen kannst, wenn du das Geheimnis nicht kennst, ihnen zu gefallen, wenn alle den Schelm in dir nicht finden, den sie brauchen? Du bist Architekt oder Maler: gut, aber du mußt dein Talent bekannt machen. Willst du etwa, mir nichts, dir nichts, ein Werk öffentlich ausstellen? Ei, so geht das Ding nicht! Man muß Akademiker sein; man muß schon Protektion genießen, um am äußersten Ende einer Wand irgend einen dunkeln Platz zu erhalten. Da laß doch Lineal und Pinsel liegen; nimm einen Lohnkutscher und fahre von Haus zu Haus: so erwirbt man sich Berühmtheit. Nun mußt

du aber wissen, daß all diese erlauchten Häuser Thürhüter und Hausdiener haben, die nur auf die Handbewegung gehen und die Ohren in den Händen haben. Willst du lehren, was du gelernt hast, und in Geographie oder Mathematik, in Sprachen, Musik oder Zeichnen unterrichten? Auch dafür muß man Schüler finden, folglich Gönner haben. Sei versichert, daß mehr auf Marktschreierei ankommt als auf Geschicklichkeit und daß du immer ein Ignorant sein wirst, wenn du kein Handwerk verstehst außer dem deinigen.

143. Man sehe also, wie wenig zuverlässig alle diese prächtigen Nothilfen sind und wie viele andere nötig sind, um aus jenen Nutzen zu ziehen. Und was soll denn dann aus dir werden in dieser thatlosen Erniedrigung? Die Schicksalsschläge drücken dich herunter, aber belehren dich nicht; wie willst du, mehr als je ein Spielball der Meinung des Tages, dich über die Vorurteile erheben, die dein Schicksal entscheiden? Wie willst du die Gemeinheit und die Laster verachten, die du bedarfst um leben zu können? Nur vom Reichtum warst du abhängig, jetzt bist du's auch von den Reichen; du hast deine Dienstbarkeit nur verschlimmert und ihr noch überdies dein Elend aufgeladen. Jetzt bist du arm ohne frei zu sein, der schlimmste Zustand, in den ein Mensch herunterſinken kann.

144. Wenn man dagegen, statt zu jenen hohen Wissenschaften seine Zuflucht zu nehmen, die den Geist nähren, aber nicht den Leib, sich im Notfall auf seine Hände verläßt und auf den Gebrauch, den man von ihnen zu machen weiß, so verschwinden alle Schwierigkeiten sofort und alle künstlichen Veranstaltungen werden entbehrlich; das Mittel ist immer bereit, wenn der Augenblick gekommen es anzuwenden; Rechtschaffenheit und Ehre sind keine Hindernisse mehr für das Leben: du brauchst nicht mehr feig und lügnerisch vor den Großen zu sein, dich zu biegen und zu kriechen vor den Schelmen, der ganzen Welt niedrig gefällig zu sein, nicht mehr zu borgen oder zu stehlen, was fast aufs Gleiche hinauskommt, wenn man nichts hat; die Meinung der anderen berührt dich gar nicht, du hast niemand den Hof zu machen, keinem Narren zu schmeicheln, keinen Thürhüter zu bestechen, keine Schranzen zu bezahlen oder, was noch schlimmer ist, zu beweihräuchern. Daß Spitzbuben das erste Wort in den wichtigen Angelegenheiten sprechen, das scheert dich wenig; dich in deiner Zurückgezogenheit wird das nicht hindern, ein ehrlicher Mann zu sein und dein Brot zu verdienen. Du gehst in die erste beste Werkstätte deines Handwerks. „Meister, ich sollte Beschäftigung haben." — „Geselle, setzt euch da hin und arbeitet." — Bevor die Mittagsstunde gekommen, hast du dein Mittagbrot verdient: bist du fleißig und nüchtern, so hast du, bevor acht Tage verflossen sind, genug verdient, um acht weitere Tage zu leben: dabei hast du frei, gesund,

wahr, arbeitsam und gerecht gelebt. Wer so Zeit gewinnt, hat sie nicht verloren.*)

145. Emil muß mir durchaus ein Handwerk erlernen. Ein ehrbares wenigstens, wirst du sagen. Was will dieses Wort heißen? Ist nicht jedes dem öffentlichen Nutzen dienende Handwerk ehrbar? Er soll ja kein Sticker, kein Vergolder, kein Lackierer werden wie Locke's Edelmann**); er soll auch kein Musikant, kein Schauspieler oder Bücherschreiber werden.[1]) Außer diesen und ähnlichen Berufsarten mag er wählen, welche er will; ich werde ihn darin durchaus nicht einschränken. Es ist mir lieber, er werde Schuhmacher, als Dichter; es wäre mir auch angenehmer, er pflasterte auf den Landstraßen, als daß er Porzellanblumen machte. Aber wirst du einwenden, die Polizeidiener, die Aufpasser, die Schergen sind auch nützliche Leute. Es ist bloß Schuld der Regierung, wenn sie es nicht sind; doch weiter, ich hatte Unrecht: es genügt nicht, ein nützliches Handwerk zu wählen, es darf auch von den Leuten, die es betreiben, keine gehässige, mit der Menschenbildung unvereinbare Sinnesart verlangen. Nehmen wir also unser früheres Wort wieder auf und wählen wir ein ehrbares Handwerk; aber halten wir immer fest: es giebt keine Ehrlichkeit ohne den Nutzen.***)

146. Ein berühmter Schriftsteller dieses Jahrhunderts,†) dessen Bücher voll großer Pläne und voll kleiner Gesichtspunkte sind, hatte wie alle Priester seines Bekenntnisses das Gelübde abgelegt, keine eigene Frau zu haben; da er aber im Punkte des Ehebruches gewissenhafter war als seine Amtsbrüder, so soll er sich damit geholfen haben, daß er hübsche Dienstmägde hielt, mit denen er, so gut er konnte, das Unrecht wieder gut machte, das er durch jene unbesonnene Verpflichtung gegen sein Geschlecht††) begangen hatte. Er hielt es für eine Bürgerpflicht, seinem

---

*) S. § 33.

**) Locke verlangt § 201 fgde., daß ein Edelmann ein Handwerk lernen soll, auf dem Lande Gärtnerei und Holzarbeiten, in der Stadt das Parfümieren, Lackieren, Gravieren, Metallarbeiten u. dgl.

[1]) Aber du bist doch selbst einer, wird man mir entgegenhalten. Leider freilich bin ich es und gestehe es ein; aber meine Verkehrtheiten, für die ich genug gebüßt zu haben glaube, sind doch keine Gründe für andere, ähnliche zu begehen. Ich schreibe nicht um meine Fehler zu entschuldigen, sondern um meine Leser zu verhindern sie nachzuahmen, — R. Gen. — Der Emil sollte ja auch R.s letztes Buch sein.

***) Nach § 137.

†) Der Abbé Charles-Irénée Castel de Saint-Pierre, dessen Schriften R. im Auszug zu einer Sammlung zusammenzustellen begonnen hatte.

††) Lesart des Manuskripts (?): „sein Geschlecht, den Staat und die Natur." . . . Übrigens war St. Pierre nicht leichtfertig in der Wahl seines Berufes. Er hatte im Gegenteil schwere Hindernisse zu überwinden, um zu dem frei gewählten und beharrlich festgehaltenen Berufe sich nur vorbereiten zu können. Im 9. Buch

Vaterlande wieder Bürger zu schenken, und mit dem Tribut, den er ihm auf diesem Gebiete entrichtete, bevölkerte er die arbeitende Klasse. Sobald seine*) Kinder zu den Jahren kamen, ließ er alle ein Handwerk nach ihrer Neigung erlernen mit einziger Ausschließung der unthätigen, wertlosen und der Mode unterworfenen Beschäftigungen wie der Perrückenmacherei, die nie notwendig ist und von einem Tag zum anderen überflüssig werden kann, solange die Natur sich nicht weigert, uns Haare wachsen zu lassen.

147. In diesem Sinne haben wir die Wahl eines Berufes für Emil zu treffen, oder vielmehr, nicht wir haben sie zu treffen, sondern er; denn die in ihm befestigten Grundsätze erhalten in ihm die natürliche Verachtung alles Unnützen, und so wird er nie seine Zeit in ganz wertlosen Arbeiten verbrauchen wollen; er kennt an den Dingen keinen anderen Wert als den ihrer wirklichen Nutzbarkeit; er muß ein Handwerk treiben, wie es Robinson auf seiner Insel hätte brauchen können.

148. Wenn man einem Kinde alle Erzeugnisse der Natur und der Kunst zur Anschauung bringt und seine Wißbegierde anspornt, indem man ihm dahin folgt, wo jene ihn hinführt, hat man den Vorteil, seinen Geschmack, seine Liebhabereien und Neigungen kennen zu lernen und das erste Aufleuchten seiner geistigen Begabung zu beobachten, wenn eine sehr entschiedene Begabung in ihm ist. Aber ein allgemeiner Irrtum, vor dem wir uns zu hüten haben, ist es, daß man die Wirkung des einzelnen Falles dem hervorbrechenden Talent zuschreibt und eine ausgesprochene Neigung zu dieser oder jener Kunst erblickt, wo nur der dem Menschen und dem Affen gemeinsame Nachahmungssinn hervortritt, welcher beide unbewußt dazu bringt, alles thun zu wollen, was sie thun sehen, ohne nur recht zu wissen, wozu es gut ist. Die Welt ist voll von Handwerkern und besonders von Künstlern, denen die natürliche Anlage zu der Thätigkeit fehlt, die sie ausüben und zu der man sie seit frühester Jugend hingedrängt hat, indem man sich entweder durch Zweckmäßigkeitsrücksichten bestimmen oder durch einen anscheinenden Eifer täuschen ließ, der sie ebenso zu jeder anderen Thätigkeit hingezogen hätte, wenn sie sie ebenso hätten ausüben sehen. Mancher hört eine Trommel und dünkt sich schon als Feldherr; mancher sieht bauen und will Architekt sein. Jeder fühlt sich zu dem Berufe hingezogen, den er ausüben sieht, wenn er nur glaubt, derselbe werde auch geschätzt.

149. Ich habe einen Lakaien gekannt, der seinen Herrn malen

---

der Bekenntnisse spricht R. ausführlich und mit großer Hochachtung von ihm. St. P. starb 1749, 85 Jahre alt.

*) Die Amst. Ausg. „diese" infolge eines häufigen Druckfehlers (ses-ces).

und zeichnen sah und sich nun in den Kopf setzte, Maler und Zeichner zu sein. Im Augenblick, wo er diesen Entschluß gefaßt hatte, nahm er den Bleistift, den er nur weggelegt hat, um den Pinsel zu ergreifen, den er in seinem Leben nicht mehr zur Seite legen wird. Ohne Anweisung und ohne Regeln fing er an, alles abzuzeichnen, was ihm unter die Hände fiel. Drei Jahre brachte er unermüdet bei seinen Schmierereien zu, ohne daß ihn etwas davon hätte losreißen können als sein Dienst und ohne sich je zurückschrecken zu lassen durch die geringen Fortschritte, welche die Folge seiner mittelmäßigen Anlage waren. Sechs Monate eines sehr heißen Sommers habe ich ihn in einem kleinen, gegen Süden gelegenen Vorzimmer gesehen, in dem man schon beim Hindurchgehen erstickte, den ganzen Tag auf seinem Stuhl sitzend oder vielmehr festgebannt, eine Kugel vor sich, die er abzeichnete und noch einmal abzeichnete, mit unbeugsamer Hartnäckigkeit immer wieder von vorn anfangend, bis er die Rundung gut genug herausgebracht hatte, um mit seiner Arbeit zufrieden zu sein. Endlich gelangte er durch die Gunst seines Herrn und durch die Leitung eines Künstlers dahin, daß er seine Livree ausziehen und vom Pinsel leben konnte. Bis zu einem gewissen Punkte ersetzt die Beharrlichkeit das Talent; er hat diesen Punkt erreicht und wird nie darüber hinauskommen. Die Beharrlichkeit und der Eifer dieses braven Burschen sind lobenswert. Er wird sich immer Achtung erwerben durch seinen Fleiß, seine Treue und seine Sitten; aber malen wird er nie etwas anderes als Thüraufsätze. Wer hätte sich nicht täuschen lassen durch seinen Eifer, und wer hätte diesen nicht für eine wirkliche Anlage gehalten? Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Gefallen an einer Arbeit und der Befähigung dafür. Es bedarf feinerer Beobachtungen, als man denkt, um über die wahre geistige Natur und die wahre Neigung eines Kindes ins Reine zu kommen, das viel mehr seine Wünsche offenbart als seine Anlagen, das man aber immer nur nach den ersteren beurteilt aus Mangel an Geschick, die letzteren zu ergründen. Ich möchte wohl, daß ein urteilsfähiger Mann uns eine Abhandlung schriebe über die Kunst, die Kinder zu beobachten. Es wäre sehr wichtig, diese Kunst zu kennen; die Väter und Mütter wissen davon noch nicht einmal die Anfangsgründe.*)

150. Aber vielleicht legen wir hier der Wahl eines Handwerks zu viel Wichtigkeit bei. Da es sich dabei nur um Handarbeit handelt, ist diese Wahl für Emil ein leichtes Ding; er hat seine Lehrzeit schon halb hinter sich dank den körperlichen Übungen, mit denen wir ihn bis zu diesem Augenblick beschäftigt haben. Was soll er thun? Zu allem ist

---

*) Locke § 217: „die Verschiedenheit [der Gemütsanlagen der Kinder] ist so bedeutend, daß man ein großes Buch schreiben müßte, sie zu behandeln, und das würde nicht einmal hinreichen." Vgl. auch Rousseau's Vorrede § 3.

er bereit: Spaten und Karst weiß er schon zu handhaben, mit der Drehbank, dem Hammer, dem Hobel und der Feile weiß er schon umzugehen; die Werkzeuge aller Gewerbe sind ihm schon bekannt. Es handelt sich also nur noch darum, mit irgend einem dieser Werkzeuge sich genug Fertigkeit und Gewandtheit zu erwerben, um es den guten Handwerkern, die sich desselben bedienen, an Fleiß gleichzuthun, und er hat darin einen großen Vorteil vor allen voraus, den nämlich, daß er einen gewandten Leib und geschmeidige Muskeln besitzt, um mühelos jede beliebige Stellung anzunehmen und jede Art von Bewegung ohne Anstrengung lange auszuhalten. Überdies hat er rechte und gut geschulte Organe; die ganze Mechanik der Handwerke ist ihm schon bekannt. Um als Meister arbeiten zu können, fehlt ihm nur die Gewohnheit, die man eben nur mit der Zeit erwirbt. Welchem von den Handwerken, unter denen wir noch zu wählen haben, wird er nun genug Zeit widmen, um es darin zur Fertigkeit zu bringen? Nur darum handelt es sich noch.

151. Man gebe dem Erwachsenen ei Handwerk, das seinem Geschlechte angemessen ist, dem Unerwachsenen eines, das für sein Alter paßt. Jeder sitzende und häusliche Beruf, der den Körper entnervt und verweichlicht, sagt ihm nicht zu und paßt nicht für ihn. Niemals ist ein junger Bursche von selbst auf den Wunsch gekommen, Schneider zu werden; es bedarf der Kunst, um zu diesem Weiberhandwerk das Geschlecht zu veranlassen, für das dieser Beruf nicht gemacht ist. [1]) Nadel und Schwert können nicht von den nämlichen Händen geführt werden. Wäre ich Gesetzgeber,*) ich würde das Nähen und jede Nadelarbeit nur den Weibern gestatten und Leuten, die nicht recht gehen können und daher zu einer ähnlichen Beschäftigung gezwungen sind. Wenn die Eunuchen notwendig sind, so finde ich es sehr thöricht von den Orientalen, daß sie sich solche erst noch machen. Warum begnügen sie sich nicht mit denen, die die Natur gemacht hat, mit jenen unzähligen weibischen Menschen, denen sie das Herz verkümmert hat? Mit ihnen würden sie mehr als genug haben für ihr Bedürfnis. Jeder schwächliche, zärtliche und ängstliche Mann wird durch sie zum Stubenleben verurteilt; er ist bestimmt, mit den Weibern zu leben oder nach ihrer Art. Betreibt er nun irgend eine jener Beschäftigungen, die ihnen zukommen, so ist es recht; wenn man durchaus wirkliche Eunuchen haben muß, so möge man für diesen Stand diejenigen Männer bestimmen, welche ihr Geschlecht durch die Wahl eines ihm nicht zukömmlichen Berufes entehren. Ihre

---

[1]) Bei den Alten gab es keine Schneider; die Mannskleider wurden im Hause durch die Frauen angefertigt. — R. Amst.

*) R. sagt si j'étais souverain; man muß sich aber erinnern, welche Bedeutung dieses Wort im contrat social hat, und so ist es hier ohne Zweifel gemeint.

Wahl zeigt die Verirrung der Natur an; man verbessere diesen Irrtum auf diese oder eine andere Weise, es ist immer ein verdienstliches Werk.

152. Ich untersage meinem Zögling die ungesunden Berufsarten, aber nicht die mühsamen, ja, nicht einmal die gefährlichen. Sie üben zugleich Kraft und Mut; sie sind allein den Männern eigen, die Frauen machen auf sie keinen Anspruch: warum schämen sich jene denn nicht, auf die Beschäftigungen dieser überzugreifen?

Luctantur paucae, comedunt coliphia paucae.
Vos lanam trahitis calathisque peracta refertis
Vellera . . . .[1])

153. In Italien sieht man keine Frauen in den Kaufläden, und man kann sich nichts Öderes vorstellen als den Anblick der Straßen in jenem Lande, wenn man an die Straßen in Frankreich und England gewöhnt ist. Wenn ich Modenhändler den Damen Bänder, Kopfputz, Haarnetze und Chenille verkaufen sah, kamen mir alle diese Dinge sehr lächerlich vor in derben Händen, die zur Arbeit an Esse und Amboß gemacht sind. Ich sagte mir: in diesen Ländern sollten die Weiber sich dadurch rächen, daß sie Schwertfeger werden und Waffenläden eröffnen. Ei! jedermann möge doch die Waffen seines Geschlechtes verfertigen und verkaufen. Um sie zu kennen, muß man sie auch gebrauchen.

154. Junger Mann, zeige an deinen Arbeiten das Gepräge einer Männerhand. Lerne mit kräftigem Arm Axt und Säge handhaben, einen Balken zuhauen, einen Giebel ersteigen, den Firstbalken legen und ihn festsetzen mit Dachschenkeln und Spannriegeln; dann rufe deine Schwester herbei, sie soll dir helfen an deiner Arbeit, wie sie sich von dir wollte helfen lassen an ihrer Plattstickerei.

155. Meinen liebenswürdigen Zeitgenossen gehe ich zu weit, ich fühle es wohl; aber ich lasse mich manchmal hinreißen durch die Gewalt der Schlüsse. Wenn irgend ein Mensch sich schämt, auf offener Straße zu arbeiten, einen Hobel in der Hand und ein Schurzfell um den Leib, so sehe ich in ihm nur den Sklaven des gemeinen Vorurteils, der auch sofort über einer guten Handlung errötet, sobald man sich eines Tages über die rechten Leute lustig macht. Indessen lassen wir dem Vorurteil der Väter alles, was das Urteil der Kinder dadurch nicht schädigen kann. Es ist nicht notwendig, alle nützlichen Gewerbe auszuüben, um sie alle zu ehren; es genügt, wenn man keines unter seiner Würde achtet.

---

[1]) Juven. Sat. II. — R. Amst. — Es ist dort (Juvenalis Sat. II 53 fgde.) auch von Geschlechtsverirrungen die Rede. Die Verse lassen sich etwa so deutsch geben:

Wenige Frauen nur ringen und essen das Brod der Athleten;
Ihr jedoch spinnet am Rocken und tragt die versponnenen Felle
Fort im Körbchen . . .

Warum sollte man, wenn man die Wahl hat und kein anderer Grund uns bestimmt, bei Gewerben von gleichem Werte nicht die Annehmlichkeit, die Neigung und die Zweckmäßigkeit berücksichtigen? Die Metallarbeiten sind nützlich, ja sie sind die allernützlichsten. Indessen werde ich doch, wenn nicht ein besonderer Grund mich dazu bestimmt, aus deinem Sohn keinen Hufschmied, Schlosser oder Grobschmied machen; ich möchte ihn nicht mit einem Cyklopengesicht an der Esse stehen sehen. Ebenso will ich keinen Maurer aus ihm machen und noch weniger einen Schuhmacher. Alle Gewerbe müssen betrieben werden; aber wer wählen kann, muß auf die Reinlichkeit sehen: in diesem Punkte giebt es keine Einbildung, hier entscheiden die Sinne. Endlich bin ich von jenen geistlosen Gewerken kein Freund, wo die Arbeiter maschinenmäßig und ohne alle Erfindsamkeit ihre Hände immer nur an der nämlichen Arbeit üben. Weber, Strumpfwirker, Steinsäger: wozu braucht man bei diesen Handwerken denkende Menschen? Hier führt nur eine Maschine die andere.

156. Alles wohl erwogen, wäre es mir am liebsten, wenn das Schreinerhandwerk nach dem Geschmack meines Zöglings wäre. Es ist reinlich, nützlich und kann zu Hause betrieben werden; es hält den Leib genugsam in Thätigkeit; es verlangt vom Arbeiter Geschicklichkeit und Erfindsamkeit, und in der Form seiner Erzeugnisse ist zwar der Nutzen bestimmend, Geschmack und Feinheit aber nicht ausgeschlossen.

157. Sollte die Geistesart deines Zöglings sich entschieden den spekulativen Wissenschaften zuneigen, so würde ich es nicht tadeln, wenn man ihm ein seinen Neigungen entsprechendes Gewerbe gäbe; er möge z. B. die Verfertigung mathematischer Instrumente, Brillen, Teleskope u. dgl. m. erlernen.

158. Wenn Emil sein Handwerk lernt, so will ich es mit ihm lernen; denn ich bin überzeugt, er wird nie etwas gut lernen, wenn wir es nicht mit einander lernen. Wir werden uns also beide in die Lehre begeben und nicht etwa den Anspruch erheben, als Herren behandelt zu werden, sondern als wirkliche Lehrlinge, die es nicht bloß zum Spaß sind; warum sollten wir es nicht alles Ernstes sein? Der Czar Peter war Zimmermann auf der Werft und Tambour in seinem eigenen Heer: meinst du, dieser Fürst sei nicht ebenso viel wert gewesen als du an Geburt oder Verdienst? Merke wohl, das sage ich nicht zu Emil, sondern zu dir, wer du auch sein magst.

159. Leider können wir nicht unsere ganze Zeit an der Hobelbank zubringen. Wir gehen nicht bloß als Arbeiter in die Lehre, sondern auch als Menschen, und dieser letztere Beruf erfordert eine mühsamere und längere Lehrzeit als der erstere. Wie sollen wir uns nun einrichten? Sollen wir täglich eine Hobelstunde nehmen, wie man eine Tanzstunde nimmt? Nein, damit wären wir keine Lehrlinge, sondern Schüler, und es liegt weniger in unserer Absicht, die Schreinerei zu erlernen, als uns

zu dem Stande eines Schreiners hinaufzuarbeiten. Ich bin also der Meinung, wir sollten alle Wochen wenigstens ein oder zwei Male einen ganzen Tag beim Meister zubringen, wir sollten zu der für ihn gewöhnlichen Zeit das Bett verlassen, vor ihm an der Arbeit sein, an seinem Tische essen und unter seinen Befehlen arbeiten, und, wenn wir die Ehre gehabt haben, mit seiner Familie das Abendbrot einzunehmen, nach Hause gehen, wenn wir so wollen, und uns in unseren harten Betten zur Ruhe begeben. So lernt man mehrere Handwerke auf einmal, und so übt man sich in der Handarbeit, ohne die andere Lehre zu vernachlässigen.

160. Wenn du recht thust, thue es in Einfalt. Führen wir die Eitelkeit nicht wieder herbei durch unsern Eifer, sie zu bekämpfen. Wer sich etwas darauf einbildet, die Vorurteile besiegt zu haben, unterwirft sich ihnen. Man sagt, daß nach einem alten Gebrauch des ottomanischen Hauses der Großherr verpflichtet sei, Handarbeit zu verrichten, und jedermann weiß, daß die Arbeiten einer königlichen Hand nur Meisterwerke sein können. Diese Meisterwerke teilt er nun freigebig aus an die Würdenträger der Pforte, und die Arbeit wird bezahlt nach dem Werte des Verfertigers. Was ich darin Mißliches sehe, ist nicht diese vermeinte Erpressung; denn sie ist im Gegenteil wolthätig. Der Fürst nötigt die Großen, mit ihm zu teilen, was sie dem Volke abgestohlen haben, und ist deshalb um so weniger veranlaßt, es direkt zu berauben. Es ist dies für den Despotismus eine notwendige Erleichterung, ohne welche dies schreckliche Regiment nicht bestehen könnte.

161. Der wahre Übelstand bei einem derartigen Gebrauch liegt in der Meinung von seiner Trefflichkeit, die er diesem armen Manne beibringt. Wie der König Midas sieht er alles, was er berührt, sich in Gold verwandeln, aber bemerkt nicht, was für Ohren ihm dabei wachsen.*) Um unserem Emil die kurzen Ohren zu bewahren, wollen wir seine Hände vor einer so wertvollen Geschicklichkeit hüten; was er verfertigt, soll seinen Preis nicht nach dem Arbeiter, sondern nach der Arbeit haben. Wir wollen nicht dulden, daß man seine Arbeit anders beurteile als im Vergleich mit der eines guten Meisters. Seine Arbeit soll durch die Arbeit selbst wertvoll werden, nicht weil sie von ihm ist. Wenn er etwas gut gemacht hat, so sage: das ist eine gute Arbeit —, füge aber nicht hinzu: wer hat sie gemacht? Sagt er selbst mit stolzem und selbstgefälligem Blick: das hab' ich gemacht —, so setze kühl hinzu: du oder ein anderer, das ist gleich, es ist immerhin eine gute Arbeit.

---

*) Vgl. Ovid. metam. XI, 179: — und so
Wachsen ihm die Ohren herfür des langsam wandelnden Esels.
(Induiturque aures lente gradientis aselli.)
Doch war dies nicht Strafe seines Golddurstes, sondern seiner musikalischen Einbildung, die ihn zu einem Wettstreit mit Apollo verleitet hatte.

162. Gute Mutter, sei vor allem auf der Hut vor den Lügen, die man dir auftischt. Weiß dein Sohn viel, so sei mißtrauisch gegen alles, was er weiß; hat er das Unglück, in Paris erzogen zu werden und reich zu sein, so ist er verloren. Solange es dort geschickte Künstler giebt, wird er alle ihre Talente besitzen; fern von ihnen wird er alle verlieren. Zu Paris weiß der Reiche alles; unwissend sind nur die Armen. Diese Hauptstadt ist voll von Liebhabern und besonders von Liebhaberinnen, die ihre Arbeiten anfertigen, wie Herr Guillaume seine Farben erfand.*) Ich kenne in dieser Beziehung drei ehrenvolle Ausnahmen unter den Männern, es kann auch mehr geben; unter den Frauen kenne ich keine, und ich zweifle, ob es deren giebt. Im allgemeinen erwirbt man sich einen Namen in den Künsten wie bei den Juristen; man wird Künstler und Kunstrichter, wie man Doctor juris und Richter wird.

163. Wenn es denn einmal feststünde, daß es gut sei, ein Handwerk zu verstehen, so würden eure Kinder bald eines verstehen, ohne es zu lernen: sie würden Meister werden wie die Ratsherren von Zürich. Weg mit all diesen Förmlichkeiten für Emil; weg mit allem Schein, zeiget immer das Wesen der Sache. Man sage nicht, er verstehe etwas; er lerne vielmehr im Stillen. Immer mache er sein Meisterstück, aber nie werde er zum Meister gesprochen; nicht durch den Namen, sondern durch seine Arbeit zeige er sich als Arbeiter.

164. Wenn ich bisher verstanden worden bin, so muß man begreifen, wie ich durch die Gewöhnung an körperliche Übung und durch die Handarbeit meinem Zögling unvermerkt die Neigung zum Nachdenken und Sinnen**) beibringe als Gegengewicht gegen die Trägheit, die aus seiner Gleichgiltigkeit gegen das Urteil der Menschen und seiner Leidenschaftslosigkeit entspringen würde. Er soll arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph, um nicht ein Faullenzer zu werden, wie es die Wilden sind. Das große Geheimnis der Erziehung ist, es so einzurichten, daß die Übungen des Körpers und die des Geistes sich gegenseitig zur Erholung dienen.***)

165. Hüten wir uns jedoch, den Unterricht vorwegzunehmen, der einen reiferen Geist verlangt. Emil wird nicht lange Arbeiter sein, ohne an sich selbst die Ungleichheit der Lebenslagen zu empfinden, die er zuerst nur wahrgenommen hatte. Nach den Grundsätzen, die ich ihm einpflanze und die seiner Fassungskraft entsprechen, wird er mich nun auch seinerseits ausfragen. Da er alles von mir allein erhält und selbst dem

---

*) Sprichwörtliche Redensart von einem, der für die Verdienste eines andern die Ehre davonträgt. Meister Guillaume ist eine Figur im Avocat Patelin, einer Komödie des 15. Jahrhunderts.

**) S. § 11 und unsere Anm. zu § 194.

***) Vgl. § 60. Der Gedanke ist bei Locke § 46 ganz ähnlich ausgesprochen.

Stand der Armen so nahe ist, wird er wissen wollen, warum ich demselben so ferne stehe. Vielleicht wird er unversehens verfängliche Fragen an mich richten: „Sie sind reich, Sie haben es selbst gesagt, und ich sehe es. Ein Reicher ist der Gesellschaft auch seine Arbeit schuldig, da er ja Mensch ist. Aber was thun Sie denn für die Gesellschaft?“*) Was mag darauf ein guter Erzieher sagen? Ich weiß es nicht. Er möchte vielleicht ungeschickt genug sein, dem Kinde von den Diensten zu sprechen, die er ihm widmet. Ich meinesteils lasse mich durch die Werkstätte aus der Verlegenheit ziehen. „Ei, das ist eine herrliche Frage, mein lieber Emil. Ich verspreche dir meinerseits eine Antwort, wenn du dir selbst eine giebst, die dich zufrieden stellt. Unterdessen will ich daran denken, dir und den Armen zu geben, was ich zu viel habe, und jede Woche einen Tisch oder eine Bank zu machen, um nicht für alles ganz unnütz zu sein.“

166. Damit sind wir auf uns selbst zurückgekommen. Unser Kind ist jetzt bereit, aus seiner Kindheit herauszutreten; es ist nunmehr wieder ein Wesen für sich geworden. Es fühlt jetzt mehr als je den Zwang, der es an die Dinge festbindet. Nachdem wir zuerst seinen Leib und seine Sinne geübt, haben wir jetzt auch seinen Geist und sein Urteil geübt. Endlich haben wir den Gebrauch seiner Glieder verbunden mit dem Gebrauch seiner geistigen Anlagen. Wir haben ein handelndes und denkendes Wesen gemacht; um den Menschen zu vollenden, bleibt nur noch übrig, ein liebendes und fühlendes Wesen zu machen, d. h. die Vernunft durch das Gefühl zu vervollkommnen. Aber bevor wir in diesen neuen Kreis eintreten,**) wenden wir die Augen zurück auf den, den wir verlassen, und sehen wir, so genau als möglich, wie weit wir gekommen sind.

167. Unser Zögling hatte zuerst nur Empfindungen, jetzt hat er Ideen; er fühlte nur, jetzt urteilt er. Denn aus der Vergleichung mehrerer auf einander folgenden oder gleichzeitigen Empfindungen und aus dem Urteil, welches man darüber fällt, entsteht eine Art vermischter oder verknüpfter Empfindung, die ich Idee nenne.***)

168. Die Art, wie er seine Ideen bildet, giebt dem menschlichen Geist ein unterscheidendes Zeichen. Der Geist, welcher seine Ideen nur nach den wirklichen Beziehungen bildet, ist ein gründlicher Geist; derjenige, welcher sich mit scheinbaren Beziehungen begnügt, ist ein oberflächlicher. Derjenige, der sie sieht, wie sie sind, ist ein richtiger Geist; derjenige, der sie unrecht schätzt, ist ein unrichtiger. Derjenige, der ein-

---

*) Vgl. darüber II § 105 und IV § 89 fgde.

**) Der erst im Jünglingsalter (IV. Buch) betreten wird. Der obige Paragraph schließt die mit II § 304 begonnene Entwickelung ab.

***) S. II § 116.

gebildete Beziehungen ersinnt, die weder Wirklichkeit noch Scheinbarkeit haben, ist ein Narr; derjenige, der gar nicht vergleicht, ein Blödsinniger. Die größere oder geringere Befähigung zum Vergleichen der Ideen und zum Auffinden der Beziehungen bringt die größere oder geringere Geistigkeit im Menschen hervor u. s. w.

169. Die einfachen Ideen sind nur verglichene Empfindungen. Es giebt Urteile bei den einfachen so gut als bei den verknüpften Empfindungen, die ich einfache Ideen nenne. Bei der Empfindung ist das Urteil rein passiv, es bestätigt nur die Thatsache der Empfindung. Bei der Wahrnehmung oder Idee ist das Urteil aktiv; es verbindet, vergleicht und bestimmt die Beziehungen, die der Sinn nicht bestimmt. Das ist der ganze Unterschied, aber er ist bedeutend. Die Natur täuscht uns nie, sondern immer nur wir selbst.*)

170. Ich sehe, wie man einem achtjährigen Kinde Gefrorenes vorsetzt. Es führt den Löffel zum Munde, ohne zu wissen, was es ist, erschrickt über die Kälte und ruft: „O, wie brennt das!“ Es empfängt eine sehr lebhafte Empfindung, und da es keine lebhaftere kennt als die der Hitze des Feuers, so glaubt es diese zu empfinden. Und doch täuscht es sich; die heftige Kälte verletzt es, aber sie brennt es nicht; diese beiden Empfindungen sind einander nicht ähnlich, da diejenigen, die beide erfahren haben, sie durchaus nicht verwechseln. So ist es also nicht die Empfindung, welche es täuscht, sondern das darüber gebildete Urteil.

171. Ebenso ist es, wenn man zum ersten Male einen Spiegel oder eine optische Maschine sieht oder mitten im Sommer oder Winter in einen sehr tiefen Keller kommt oder eine sehr warme oder sehr kalte Hand ins laue Wasser taucht oder eine kleine Kugel zwischen zwei gekreuzten Fingern hin- und herbewegt u. dgl. m. Wenn man sich damit begnügt, zu sagen, was man bemerkt oder empfindet, so bleibt das Urteil rein passiv und kann unmöglich täuschen; aber wenn man die Sache nach dem Schein beurteilt, so ist man thätig, man vergleicht, man stellt

---

*) An Stelle der §§ 168 und 169 stand nach G. Petitain in der Originalhandschrift: „Ich erkläre es für unmöglich, daß unsere Sinne uns täuschen; denn es ist jederzeit wahr, daß wir empfinden, was wir empfinden, und darin hatten die Epikuräer recht. Die Empfindungen verleiten uns zum Irrtum nur durch die Urteile, die wir über die hervorbringenden Ursachen dieser nämlichen Empfindungen oder über die Beziehungen derselben zu einander oder über die Natur der Gegenstände, die sie uns wahrnehmen lassen, mit ihnen zu verbinden belieben. Darin nun liegt der Irrtum der Epikuräer, welche behaupten, daß unsere Urteile über die Empfindungen niemals falsch seien. Wir empfinden unsere Empfindungen; aber unsere Urteile empfinden wir nicht, sondern erzeugen sie selbst.“ — Die Kritik des Epikurus ist nicht ganz zutreffend. Er gesteht allerdings den Sinnen Untrüglichkeit zu; aber die Thatsache des Irrtums, die er nicht leugnen kann, führt auch er auf einen Fehler des Urteils zurück. Der Text der Amst. Ausgabe giebt jedenfalls eine richtigere und zweckentsprechendere Darstellung.

auf dem Wege der Induktion Beziehungen auf, die man nicht wahrnimmt; dann täuscht man sich oder kann sich täuschen. Um den Irrtum aufzuheben oder zu verhüten, bedarf man der Erfahrung.

172. Zeige bei Nacht deinem Zögling Wolken, welche zwischen dem Monde und ihm dahinziehen; er wird meinen, der Mond ziehe nach der entgegengesetzten Richtung fort und die Wolken bleiben stehen. Zu dieser Meinung kommt er durch vorschnelle Induktion, weil er in der Regel eher die kleinen Gegenstände sich hat bewegen sehen, als die großen, und weil ihm die Wolken größer erscheinen, als der Mond, dessen Entfernung er nicht schätzen kann. Wenn er aus einem dahinfahrenden Boot von einiger Entfernung aus auf das Ufer sieht, so verfällt er in den entgegengesetzten Irrtum; er glaubt, das Land ziehe fort, da er sich selbst nicht in Bewegung fühlt und demgemäß das Boot, das Meer oder den Fluß und seinen ganzen Horizont als ein unbewegliches Ganzes ansieht, von dem das Ufer, das er dahinziehen sieht, ihm nur als ein Teil erscheint.

173. Wenn ein Kind zum ersten Mal einen halb ins Wasser getauchten Stab sieht, so sieht es ihn gebrochen: die Wahrnehmung ist richtig und bliebe richtig, auch wenn wir den Grund dieser Erscheinung nicht wüßten. Wenn du also fragst, was es sehe, so sagt es: einen gebrochenen Stab — und es hat recht; denn es ist ganz sicher, daß es den Eindruck eines gebrochenen Stabes hat. Aber wenn es, durch sein Urteil irre geführt, noch einen Schritt weiter geht und nach seiner Behauptung, einen gebrochenen Stab gesehen zu haben, auch noch behauptet, daß das, was es sieht, in der That ein gebrochener Stab sei, dann sagt es etwas Falsches; und warum? Weil es dann aktiv wird und nicht mehr nach dem Augenschein, sondern nach der Induktion urteilt, indem es behauptet, was es nicht empfindet, nämlich, daß das Urteil, das es durch einen Sinn empfängt, durch einen anderen bestätigt sei.

174. Da alle unsere Irrtümer von unseren Urteilen herrühren, ist es klar, daß, wenn wir niemals zu urteilen brauchten, wir kein Bedürfnis hätten zu lernen; wir wären nie in dem Fall, uns zu täuschen; wir wären glücklicher über unsere Unwissenheit, als wir es über unser Wissen sein können. Wer möchte leugnen, daß die Gelehrten tausend Dinge wissen, welche die Ungelehrten niemals wissen werden? Sind die Gelehrten darum der Wahrheit näher? Gerade das Gegenteil: mit jedem Schritt entfernen sie sich mehr von ihr, da die eitle Sucht zu urteilen noch größere Fortschritte macht als die Aufklärung und jede Wahrheit, die sie finden, nur mit hundert falschen Urteilen sich einstellt. Es ist unumstößlich bewiesen, daß die gelehrten Gesellschaften in Europa nichts als öffentliche Lügenschulen sind, und ganz gewiß finden sich mehr

Irrtümer in der Akademie der Wissenschaften als in einem ganzen Stamm von Huronen.*)

175. Da die Menschen sich um so häufiger täuschen, je mehr sie wissen, ist die Unwissenheit das einzige Mittel, den Irrtum zu vermeiden. Urteile nicht, und du wirst dich nie irren. Dies ist die Lehre der Natur ebenso wohl wie die der Vernunft. Die doch nur seltneren unmittelbaren und sehr sinnenfälligen Beziehungen ausgenommen, in welchen wir zu den Dingen stehen, haben wir von Natur aus nur eine sehr ausgesprochene Gleichgiltigkeit für alles Übrige. Ein Wilder würde sich nicht von der Stelle rühren, um die schönste Maschine in Thätigkeit zu sehen samt allen Wundern der Elektricität. „Was soll ich damit?" — dieses Wort ist den Unwissenden am geläufigsten und für den Weisen das zweckmäßigste.

176. Aber leider paßt das Wort uns nicht mehr. Seit wir von allem abhängig sind, ist alles wichtig für uns; unsere Wißbegierde dehnt sich notwendig aus mit unseren Bedürfnissen. Deshalb messe ich auch dem Philosophen eine sehr große Wißbegierde zu und dem Wilden gar keine. Dieser braucht niemanden; jener braucht die ganze Welt, besonders aber Bewunderer.

177. Man wird mir entgegnen, ich verlasse den Kreis der Natur; ich glaube es nicht. Sie wählt ihre Werkzeuge und richtet sie nicht nach der Weltmeinung, sondern nach dem Bedürfnis. Nun wechseln aber die Bedürfnisse mit der Lage der Menschen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem natürlichen Menschen im Zustand der Natur und einem natürlichen Menschen im Zustand der Gesellschaft. Emil ist nicht ein Wilder, den man in die Wildnis verweisen müßte; er ist ein Wilder, der die Städte bewohnen soll. Er muß da zu finden wissen, was ihm notwendig ist, ihre Einwohner sich nützlich machen und, wenn auch nicht wie sie, so doch mit ihnen leben.**)

178. Da er nun mitten in so vielen neuen Beziehungen, von denen er abhängig sein wird, urteilen muß, wenn er selbst nicht wollte, so wollen wir ihm denn lehren, recht zu urteilen.

---

*) Formey S. 121: „Diese Gesellschaften mögen sich verteidigen, wenn sie es am Platze finden; oder sie mögen vielmehr gutwillig an die Huronen ein Vorrecht abtreten, das ihnen Herr R. zuteilt." Richtig ist, daß gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts diese gelehrten Gesellschaften mit den abstrusesten und abgeschmacktesten Spekulationen und Zänkereien sich befaßten.

**) Man kann hier viele Widersprüche mit früheren Äußerungen R.s finden. Auch Formey meint: Si Romae fueris, Romano vivito more. Doch muß man bedenken, daß R. immerhin den „allen Wechselfällen des Lebens ausgesetzten Menschen" bilden will (Vgl. I § 30); daß diese Wechselfälle wesentlich sind für die Menschennatur und Menschenbildung, das erkennt R. freilich nur zum Teil an.

179. Die beste Art, gut urteilen zu lernen, ist die, welche am meisten auf die Vereinfachung unserer Erfahrungen ausgeht, ja selbst auf die Möglichkeit, sie zu entbehren, ohne in Irrtum zu verfallen. Daraus folgt, daß, nachdem wir lange Zeit die Beziehungen der Sinne zu einander durch sich selbst berichtigt haben, wir auch lernen müssen, die Beziehungen jedes Sinnes durch ihn selbst richtig zu stellen, ohne die Nötigung, einen anderen Sinn zu Hilfe zu nehmen; dann wird jede Empfindung für uns eine Idee, und diese Idee wird immer der Wahrheit entsprechend sein. Dies ist der eigentümliche geistige Erwerb, mit dem ich dieses dritte Alter des menschlichen Lebens zu erfüllen mich bestrebt habe.

180. Dieses Verfahren erfordert eine Geduld und Umsicht, deren wenige Lehrer fähig sind und ohne welche der Schüler niemals lernen wird zu urteilen. Wenn dieser z. B. sich durch den Schein des gebrochenen Stabes täuschen läßt und du drängst ihn, den Stock aus dem Wasser herauszuziehen, um ihm seinen Irrtum zu zeigen, so hebst du vielleicht seine Täuschung auf; aber was lehrst du ihm damit? Nichts als was er bald aus sich selbst gelernt hätte. Ei, die Sache muß ganz anders angegriffen werden! Es handelt sich weniger darum, ihm eine Wahrheit zu lehren als ihm zu zeigen, wie er es anzufangen habe, um immer die Wahrheit zu finden. Um ihn besser zu unterrichten, muß man ihn nicht so bald aus dem Irrtum ziehen. Emil und ich mögen zum Beispiel dienen.

181. Erstlich wird jedes nach der gewöhnlichen Art erzogene Kind auf die zweite der beiden angenommenen Fragen nicht verfehlen, bejahend zu antworten. Sicherlich, wird es sagen, ist es ein gebrochener Stab. Ich bezweifle sehr, daß Emil mir auch so antworten werde. Für ihn besteht keine Notwendigkeit, gelehrt zu sein oder zu scheinen; er urteilt also nie zu eilig: er urteilt nur nach dem Augenschein, und er ist weit entfernt, ihn bei dieser Gelegenheit anzuerkennen; denn er weiß ja, wie sehr unsere Urteile über die Erscheinung der Dinge der Täuschung ausgesetzt sind, und wäre es auch nur durch die Perspektive.

182. Da er zudem weiß, daß auch die nur ganz leicht hingeworfenen Fragen von mir immer irgend ein Ziel haben, das er nicht sofort sieht, hat er die Gewohnheit nicht aufkommen lassen, ins Blaue hinein zu antworten. Sie machen ihn im Gegenteil bedenklich, er sinnt darüber nach und prüft sie sehr sorgsam, bevor er darauf antwortet. Er giebt mir nie eine Antwort, die ihn nicht selbst zufrieden stellte, und er ist schwer zufrieden zu stellen. Endlich thun weder er noch ich, als müßten wir durchaus den wirklichen Sachverhalt wissen; nur wollen wir nicht blindlings in den Irrtum verfallen. Es wäre für uns beschämender, wollten wir uns mit einer Begründung abfinden, die nicht stichhaltig

ist, als wenn wir überhaupt gar keine fänden. „Ich weiß nicht" — ist ein Wort, das uns beiden so bequem ist und das wir so oft wiederholen, daß es uns keinerlei Überwindung mehr kostet. Möchte ihm nun eine so vorschnelle Antwort entschlüpfen oder sollte er ihr aus dem Wege gehen mit unserem bequemen Wort: „Ich weiß nicht", ich erwidere ihm gleichermaßen: „Nun, wir wollen einmal genauer zusehen."

183. Der Stock, der zur Hälfte im Wasser steht, ist in senkrechter Stellung befestigt. Wie viele Dinge haben wir zu thun, bevor wir ihn aus dem Wasser ziehen oder mit der Hand berühren, wenn wir wissen wollen, ob er gebrochen ist, wie er zu sein scheint!

1. Zunächst gehen wir rings um den Stock herum und bemerken, daß der gebrochene Teil sich mit uns herumdreht. Er wird also bloß durch unser Auge verändert; Blicke aber bringen die Körper nicht aus ihrer Lage.

2. Wir sehen genau senkrecht auf das Stockende, das außerhalb des Wassers ist; dann ist der Stock nicht mehr gekrümmt: das unserem Auge zunächst befindliche Stockende verdeckt genau das andere Ende.[1]) Hat etwa unser Auge den Stock wieder gerad gemacht?

3. Wir setzen die Oberfläche des Wassers in Bewegung: der Stock biegt sich mehrfach, bewegt sich im Zickzack und folgt der Wellenbewegung des Wassers. Genügt die Bewegung, die wir dem Wasser mitteilen, um den Stock auf solche Weise zu zerbrechen, ihn weich und flüssig zu machen?

4. Wir lassen das Wasser abfließen und sehen nun den Stock allmählich wieder gerad werden, indem das Wasser fällt. Ist das nicht mehr als genug, um die Thatsache aufzuhellen und auf die Strahlenbrechung zu kommen? Es ist also nicht wahr, daß das Gesicht uns täuscht, da wir es allein nötig haben, um die Irrtümer zu berichtigen, die wir ihm zuschreiben.

184. Nehmen wir an, das Kind sei stumpf genug, das Ergebnis dieser Versuche nicht zu fassen; dann müssen wir den Tastsinn zur Unterstützung des Gesichts herbeirufen. Jetzt ziehe man den Stock nicht aus dem Wasser, sondern lasse ihn in seiner Lage, und das Kind soll mit der Hand von einem Ende zum anderen herabgleiten; es wird keine Ecke wahrnehmen: der Stock ist also nicht gebrochen.

---

[1]) Ich habe seitdem durch einen genaueren Versuch das Gegenteil gefunden. Die Brechung wirkt kreisartig, der Stock erscheint an dem im Wasser befindlichen Ende dicker als am anderen; aber das ändert nichts an der Beweiskraft, und die Folgerung ist darum nicht weniger richtig. — R. Gen.

185. Du sagst, es liegen dabei nicht bloß Urteile, sondern förmliche Schlüsse vor. Allerdings; aber siehst du nicht, daß, sobald der Geist bis zu den Ideen vorgeschritten ist, jedes Urteil ein Schluß ist? Das Innewerden jeder Empfindung ist ein Satz, ein Urteil. Sobald man nun eine Empfindung mit einer anderen vergleicht, schließt man. Die Kunst zu urteilen und die Kunst zu schließen sind genau das Nämliche.*)

186. Emil soll nie Dioptrik**) verstehen, er lerne sie denn an unserem Stab. Nie soll er Insekten zergliedern, nie die Flecken an der Sonne zählen; er wird nie erfahren, was ein Mikroskop und ein Teleskop ist. Eure gelehrten Schüler werden seine Unwissenheit belächeln. Sie haben auch ganz recht; denn bevor er sich dieser Instrumente bedient, meine ich, soll er sie erst erfinden, und ihr denkt auch wohl, daß das nicht so bald der Fall sein werde.

187. Dies ist der Sinn meiner ganzen Methode auf diesem Gebiete. Wenn das Kind eine kleine Kugel zwischen zwei gekreuzten Fingern rollen läßt und zwei Kugeln zu fühlen glaubt, so erlaube ich ihm nicht, etwa hinzusehen, wenn es nicht zuvor sich überzeugt hat, daß nur eine da ist.***)

188. Diese Auseinandersetzungen werden, wie ich hoffe, genügen, um den Fortschritt, welchen der Geist meines Zöglings bis hierher gemacht hat, und den Weg, auf welchem er dahin gelangt ist, deutlich zu bezeichnen. Doch entsetzest du dich vielleicht vor der Menge von Dingen, welche ich ihm vorgeführt habe. Du fürchtest, ich möchte seinen Geist erdrücken unter dieser Masse von Kenntnissen. Gerade das Gegenteil; ich lehre ihm mehr noch, sie nicht zu kennen, als sie zu kennen. Ich zeige ihm den Weg der Wissenschaft, der in der That leicht ist, aber lang, unabsehbar und nur langsam zu durchwandern. Ich lasse ihn die ersten Schritte thun, damit er wisse, wie man auf ihn gelangt, aber ich erlaube ihm nie, weit zu gehen.

189. Genötigt, aus sich selbst zu lernen, gebraucht er seine eigene Vernunft, nicht die anderer; denn, um dem Vorurteil nichts zu vergeben, muß man der Auktorität nichts einräumen, und die meisten unserer Irrtümer kommen uns viel weniger von uns als von den Menschen. Aus dieser fortwährenden Übung muß eine geistige Rüstigkeit erwachsen, ähnlich der, die man dem Körper durch Arbeit und Anstrengung giebt. Ein

---

*) Man vgl. II § 116.
**) Lehre von der Strahlenbrechung.
***) Damit nicht ein Sinn der Hilfe eines anderen bedürfe, um die richtige Erkenntnis herbeizuführen. S. § 179.

anderer Vorteil ist, daß die Fortschritte nur im Verhältnis zu seinen Kräften sich vollziehen. Der Geist trägt wie der Leib nur, was er zu tragen vermag. Wenn der Verstand sich die Sachen aneignet, bevor er sie im Gedächtnis niederlegt, so bleibt ihm zu eigen, was er aus ihm schöpft; überlädt man dagegen das Gedächtnis, ohne daß jener etwas inne wird, so läuft man Gefahr, nie etwas daraus zu ziehen, was ihm eigen gehörte.

190. Emil hat wenig Kenntnisse; diejenigen aber, die er hat, sind wirklich sein: nichts weiß er nur halb. In dem kleinen Kreis von Dingen, die er weiß, ist das wichtigste das, daß es viele giebt, die er nicht weiß, aber eines Tages wissen kann, noch mehr aber, die andere Leute wissen und die er sein Lebtag nicht wissen wird, und unendlich viele andere, die kein Mensch je wissen wird. Sein Geist ist ein universeller, nicht durch sein Wissen, sondern durch seine Fähigkeit, Wissen zu erwerben, ein offener, fähiger, zu allem bereiter Geist und, wie Montaigne sagt, „ein wenn nicht unterrichteter, so doch unterrichtbarer Geist." *) Es genügt mir, daß er bei allem, was er thut, das „Wozu" zu finden wisse und das „Warum" bei allem, was er glaubt. Denn, noch einmal, mein Ziel ist nicht, ihm die Wissenschaft zu geben**), sondern ihm zu lehren, sie im Falle des Bedürfnisses sich zu erwerben, und ihn dahin zu bringen, daß er sie genau nach ihrem Werte schätze und die Wahrheit über alles liebe. Mit dieser Methode macht man nur geringe Fortschritte; aber man macht nie einen Schritt vergeblich, und man sieht sich nicht genötigt, einen rückwärts zu machen.

191. Emil hat nur natürliche und rein physische Kenntnisse.***) Er kennt nicht einmal den Namen der Geschichte, ebenso wenig weiß er, was Metaphysik und Moral ist. Er kennt die wesentlichsten Beziehungen des Menschen zu den Sachen, aber keine der moralischen Beziehungen des Menschen zum Menschen. Begriffe zu verallgemeinern und Abstraktionen zu machen, ist ihm nur wenig geläufig. Er sieht Eigenschaften, die gewissen Körpern gemeinsam sind, ohne über diese Eigenschaften an

---

*) Montaigne essais II, 17: „Die schönen Seelen sind die universellen und zu allem bereiten, die, wenn nicht unterrichteten, so doch unterrichtbaren" (sy non instruites, au moins instruisables).

**) Von hier bis „lieben zu lassen" hatte das Manuscript (?): „sondern sie ihn erkennen zu lassen, ihm zu lehren, sich im Falle des Bedürfnisses Wissenschaft zu erwerben, um ihn dahin zu bringen, daß er sie genau nach ihrem Werte schätze und die Wahrheit über alle Dinge liebe."

***) Die Amst. Ausg. sagt hier: „E. hat nur diese natürlichen u. r. physischen K." Es ist dies wohl ein Druckfehler.

sich Schlüsse zu ziehen.*) Er kennt den absoluten Raum aus den geometrischen Figuren und die abstrakte Größe von den algebraischen Zeichen her. Die Stützen dieser Abstraktionen sind jene Figuren und Zeichen, an die sich seine Sinne halten. Er sucht, die Dinge nicht nach ihrer Natur kennen zu lernen, sondern nur nach den Verhältnissen, die ihn betreffen. Was ihm fremd ist, schätzt er nur nach der Beziehung zu seiner Person; aber diese Schätzung ist genau und sicher. Phantasie und herkömmliche Meinungen spielen dabei keine Rolle. Was ihm nützlicher ist, beschäftigt ihn mehr, und da er von dieser Art der Wertschätzung sich nicht abbringen läßt, gestattet er der gemeinen Meinung keinen Einfluß.

192. Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, beständig und voll Mut. Seine auf keine Weise erhitzte Einbildung vergrößert ihm die Gefahren nie; für wenige Leiden ist er zugänglich, und er versteht es, mit Standhaftigkeit zu dulden, weil er nie gelernt hat, mit dem Schicksal zu hadern. Was den Tod anlangt, so weiß er noch nicht recht, was das ist; doch ist er gewöhnt, dem Gesetze der Notwendigkeit ohne Widerstand sich zu beugen, und so wird er, wenn es sein muß, sterben, ohne zu seufzen und ohne sich zu sträuben: das ist alles, was die Natur zuläßt in diesem allen verhaßten Augenblick. Frei leben und wenig an den menschlichen Dingen hängen ist das beste Mittel, sterben zu lernen.

193. Mit einem Wort, Emil hat von der Tugend alles, was sich auf ihn allein bezieht. Um auch die gesellschaftlichen Tugenden zu haben, mangelt ihm bloß die Kenntnis der Beziehungen, welche jene erfordern; es mangelt ihm bloß die Aufklärung darüber, die sein Geist in sich aufzunehmen vollkommen bereit ist.

194. Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf die anderen und findet es angemessen, daß die anderen auch nicht an ihn denken. Von niemanden verlangt er etwas und glaubt, niemanden etwas schuldig zu sein. Er ist allein in der menschlichen Gesellschaft und rechnet nur auf sich allein. Er hat auch mehr Recht als ein anderer, auf sich zu rechnen; denn er ist alles, was man in seinem Alter sein kann. Er hat keine Irrtümer oder nur diejenigen, die uns unvermeidlich sind; er hat keine Laster oder nur diejenigen, vor denen sich kein Mensch bewahren kann. Sein Leib ist gesund, seine Glieder beweglich, sein Verstand richtig und ohne Vorurteile, sein Herz frei und ohne Leidenschaften. Die Eigenliebe, die erste und natürlichste von allen Leidenschaften, ist in ihm noch kaum wirksam geworden. Ohne jemandes Ruhe zu stören, hat er zufrieden,

*) wodurch sonst abstrakte Begriffe gebildet werden.

glücklich und frei gelebt, soweit die Natur es gestattet hat. Meinst du, ein Kind, das auf diese Weise zu seinem fünfzehnten Jahre gekommen ist, habe die vorangegangenen verloren?*)

---

*) Raumer II S. 255: „Was ich vom zwölfjährigen Emil gesagt, gilt vom fünfzehnjährigen in noch größerem Maße (S. Schlußbemerkung zum zweiten Buche). — — Ein flaches Verstehen der Sinnenwelt und die leiblichen Fertigkeiten eines Wilden sind das Höchste, was erstrebt wird; von einem ächten ethischen Ideale kann da nicht die Rede sein, wo das Herz aller Tugenden, die Liebe, fehlt." — A. Vinet bestreitet vorzüglich, daß das Erlernen eines Handwerks die Neigung zum Nachdenken fördere (§ 164), wovon die Erfahrung das Gegenteil beweise. Übrigens erwarte der Leser wohl mit Spannung den Augenblick, wo R., dieser neue Prometheus, seinem Geschöpfe auch einmal eine lebende Seele einhauchen werde; doch scheine R.s ganzes Buch nur beweisen zu sollen, daß Gott mit seiner Schöpfung viel zu hastig verfahren sei (Hist. de la lit. fr. II p. 288).

Berichtigungen.

Seite	X	d.	Biogr.	Zeile	3	von	unten	lies	„succès“ statt „succés“.
„	„	„	„	„	3	„	„	„	„rendu“ „ „rendus“.
„	XI	„	„	„	13	„	„	„	„cœur“ „ „coeur“.
„	„	„	„	„	4	„	„	„	„Jean-Jacques“ statt „Jean-Jaques“.
„	XIII	„	„	„	2	„	oben	„	„Jean-Jacques“ „ „Jean-Jaques“.
„	„	„	„	„	19	„	„	„	„l'expérience“ „ „l'experience“.
„	„	„	„	„	7	„	„	streiche	hinter „celui“ das Komma.
„	„	„	„	„	2	„	„	lies	„cœur“ statt „coeur“.
„	XV	„	„	„	10	„	unten	„	„je perdois“ statt „ce perdoit“.
„	„	„	„	„	5	„	„	„	„von Stande“ „ „vom Stande“.
„	„	„	„	„	3	„	„	„	„enfant“ statt „ənfant.“
„	XVI	„	„	„	12	„	„	„	„traitements,“ statt „traitemens“.
„	XVII	„	„	„	17	„	„	lies	„zèle“ statt „zéle“.
„	„	„	„	„	16	„	„	setze	hinter „ans“ ein Komma.
„	XVIII	„	„	„	12	„	„	lies	„m'inspira“ statt „n'inspira“.
„	„	„	„	„	10	„	„	„	„démentie“ statt „démenti“.
„	XIX	„	„	„	20	„	oben	„	„den“ statt „dem“.
„	„	„	„	„	1	„	unten	„	„résolution“ statt „resolution“.
„	XXI	„	„	„	23	„	„	„	„dès lors“ statt „dès-lors“.
„	„	„	„	„	17	„	„	„	„le désir“ statt „la désir“.
„	„	„	„	„	2	„	„	setze	hinter „überraschte“ ein Punkt.
„	XXIII	„	„	„	9	„	„	lies	„mœurs“ statt „moeurs“.
„	XXIV	„	„	„	27	„	„	„	„comme“ statt „commé“.
„	XXV	„	„	„	4	„	„	„	„livre“ statt „Livre“.
„	XXVI	„	„	„	12	„	„	„	„dix-neuf“ statt „dix neuf“.
„	„	„	„	„	1	„	„	„	„Jean-Jacques“ statt „Jean-Jaques“.
„	XXVII	„	„	„	10	„	„	„	„daß“ statt „das“.
„	XXVIII	„	„	„	13	„	„	„	„dit-on“ statt „dit'on“.
„	XXXI	„	„	„	8	„	„	„	„une“ statt „un“.
„	„	„	„	„	7	„	„	„	„peut-être“ statt „peutêtre“.
„	XXXII	„	„	„	19	„	„	„	„Traité de l'harmonie“ statt „Traité de l'Harmonie“.
„	XXXIII	„	„	„	1	„	oben	„	„die Krisis glücklich überstanden“.
„	„	„	„	„	19	„	unten	„	„feind“ statt „Feind“.
„	XXXIV	„	„	„	10	„	„	„	„connoissance“ statt „connoisance“.
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„trouvai très-bien“ statt „trouvai-très-bien“.
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„J'allois“ statt „I'allois“.
„	„	„	„	„	9	„	„	„	„où“ statt „ou“.
„	„	„	„	„	8	„	„	„	„bons“ statt „bon“.
„	„	„	„	„	1	„	„	„	„qu'avoit“ statt „que avoit“.
„	XXXV	„	„	„	15	„	oben	„	„haben“ statt habe“.
„	„	„	„	„	16	„	unten	„	„géométrie“ statt „géométri“.
„	„	„	„	„	14	„	„	„	„couramment“ statt „courramment“.
„	„	„	„	„	12	„	„	„	„Sénèque“ statt „Sénéque“.
„	XXXVI	„	„	„	18	„	„	„	„m'épuise“ statt „m'epuise“.
„	„	„	„	„	8	„	„	„	„qu'on“ statt „q'on“.
„	XXXVII	„	„	„	7	„	„	„	„cœur“ statt „coeur“.
„	„	„	„	„	5	„	„	„	„séparé“ statt „separé“.
„	„	„	„	„	1	„	„	„	„semence“ statt „sémence“.
„	XXXVIII	„	„	„	6	„	oben	„	„Prévôt“ statt „Prevôt“.
„	XXXIX	„	„	„	2	„	unten	„	„Projet“ statt „Project“.
„	XLI	„	„	„	8	„	„	„	„suchen“ statt „sucht“.
„	XLII	„	„	„	1	„	„	„	„laquelle“ statt „la quelle“.
„	XLVI	„	„	„	16	„	„	„	„la“ statt „le“.
„	XLVII	„	„	„	9	„	oben	„	„Ramire“ statt „Ramîre“.
„	„	„	„	„	17	„	„	streiche	„de“ vor „de Dupin“.
„	XLIX	„	„	„	8	„	„	lies	„schrift“ statt „schrist“.

Seite	LI	d.	Biogr.	Zeile	7	von	unten	lies	„soi-“ statt „soi“.
„	„	„	„	„	4	„	„	„	„le malheureux“ statt „la malheureux“.
„	LIII	„	„	„	3	„	oben	„	„l'intérêt“ statt „l' intérêt“.
„	LIV	„	„	„	17	„	unten	„	„cœur“ statt „coeur“.
„	„	„	„	„	12	„	„	„	„même“ statt „mème“.
„	„	„	„	„	11	„	„	„	„nécessaire“ statt „necessaires“.
„	LV	„	„	„	17	„	oben	„	„nannte“ statt „nannt“.
„	„	„	„	„	20	„	unten	„	„m'étoit“ statt „m'etoit“.
„	LVI	„	„	„	17	„	„	„	„cœur“ statt „coeur.“
„	„	„	„	„	16	„	„	„	„d'héroisme“ statt „d'heroisme“.
„	LXI	„	„	„	7	„	„	„	„considé-“ statt „conside-“.
„	„	„	„	„	4	„	„	„	„majestueuse“ statt „majesteuse“.
„	LXII	„	„	„	5	„	„	„	„éprouveroit“ statt „eprouveroit“.
„	„	„	„	„	2	„	„	„	„cependant“ statt „cépendant“.
„	„	„	„	„	1	„	„	„	„démontré“ statt „demontré“.
„	LXIV	„	„	„	1	„	oben	„	„errungenen“ statt „errungenem“.
„	„	„	„	„	21	„	unten	„	„que je parus“ statt „que parus“.
„	„	„	„	„	19	„	„	„	„put“ statt „peut“.
„	„	„	„	„	„	„	„	„	„cœur“ statt „coeur“.
„	„	„	„	„	16	„	„	„	„dissensions“ statt „dis sensions“.
„	„	„	„	„	13	„	„	„	„seule“ statt „seul“.

J. J. Rousseau.

H. Beyers
Bibliothek pädagogischer Klassiker.

Eine Sammlung

der

bedeutendsten pädagogischen Schriften

älterer und neuerer Zeit,

herausgegeben

von

Friedrich Mann.

Langensalza,

Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.

1883.

J. J. Rousseau.

Übersetzt und erläutert

von

Dr. E. von Sallwürk,

Großh. bad. Oberschulrat.

Mit einer Biographie Rousseau's

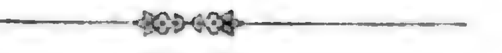
von

Dr. Theodor Vogt,

Professor an der Wiener Universität.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.



Langensalza,

Druck und Verlag von Hermann Beyer & Söhne.

1883.

Vorrede.

Beim Abschlusse dieser zweiten Auflage meiner Übersetzung und Bearbeitung des Emil ist es mir erlaubt, die Leser in Kenntnis zu setzen, daß meine nach gleichen Grundsätzen bearbeitete Übersetzung von Locke's Gedanken über Erziehung, auf welche da und dort schon hingewiesen worden, demnächst auch vor die Öffentlichkeit treten wird. Die gleichzeitige Beschäftigung mit diesen beiden Werken war für den Verfasser dieser Zeilen eine neue Veranlassung, das Verhältnis Rousseau's zu Locke genau zu prüfen und festzustellen. Es ergab sich dabei eine viel größere Zahl von Beziehungspunkten, als gewöhnlich angenommen wird, zugleich aber auch die Gewißheit, daß der französische Philosoph und Pädagog, soweit dies in wissenschaftlichen Dingen überhaupt möglich ist, in den pädagogischen Grundanschauungen von dem Vorgänger unabhängig ist. Wie großen Einfluß auf Rousseau die Denkweise und Anschauung seiner eigenen Zeit ausgeübt, habe ich a. and. O. zu zeigen versucht.*)

Die Gelegenheit dieses Vorworts möge nun noch benützt werden, um im Sinne eines Nachtrags zu den Litteraturnachweisen in

*) Rein, Pädagog. Studien, Neue Folge I (1880).

der Einleitung zum ersten Bande über eine neue, Rousseau betreffende Veröffentlichung zu berichten. — Man weiß, daß Rousseau auf dem Landsitze des Herrn von Girardin zu Ermenonville am 3. Juli 1778 morgens zwischen zehn und elf gestorben ist. Zeuge seines Todes war nur seine Gattin. Eine am folgenden Tage vorgenommene Leichenschau bestätigte eine Wasserausschwitzung im Gehirn. Im Magen fand sich Kaffee vor; an der Stirn war eine bedeutendere Verletzung zu bestätigen. Der Verstorbene war am Morgen des Todestages von einem Übelsein befallen worden, nachdem er in bestem Wohlsein den Morgenkaffee eingenommen; er hatte sich nachher zu Bett gelegt, und seine Gattin, welche sich für einen Augenblick aus dem Zimmer entfernt, fand ihn, als sie wieder eintrat, auf den Zimmerboden niederstürzend und mit Blut überdeckt, welches aus einer Stirnwunde drang. Herr von Girardin veranlaßte eine nochmalige ärztliche Untersuchung der Leiche, die aber zu anderen Ergebnissen als die amtlich angeordnete Leichenschau nicht gelangen konnte. Rousseau war demnach am Schlagflusse gestorben. Bald verbreitete sich aber das Gerücht, Gift oder ein Pistolenschuß oder beides sei bei Rousseau's Tode im Spiel gewesen.*) Zwar fand man nicht etwa irgendwelche Spuren des vermeintlichen Giftes, auch war keine Pistole in Rousseau's Zimmer zu entdecken; aber der Bildhauer Houdon, welcher für eine Büste die Totenmaske abgenommen, sollte gesagt haben, er habe große Schwierigkeiten bei seinem Geschäfte gehabt wegen der tiefen Kopfwunde. Das Alles erzählt nun aufs neue Alfred Bougeault in seiner Étude sur l'état mental de J. J. Rousseau et sa

---

*) Vgl. Vogt's Biographie im 1. Bde. dieser Ausg. S. CXVII.

mort à Ermenonville. (Paris, E. Plon et Cie. 1883. 169 S.) Er übersieht, daß nach anderen Nachrichten*) Houdon berichtet, er habe an der Stirn Rousseau's nur eine leichte Narbe gefunden; er legt auch ein zu großes Gewicht auf einen Aufsatz des Arztes F. Dubois a. d. J. 1866, der nur nachweist, daß das medizinische Gutachten, das Herr von Girardin erhob, wissenschaftlich wertlos sei: der Hauptinhalt des Buches ist jedoch der Nachweis, daß Rousseau geisteskrank gewesen. Aber gerade dieser Teil des Bougeaultschen Buches ist der schwächste, da er nicht bloß gar nichts Neues bringt, sondern fast gegen sich selbst argumentiert. Rousseau litt unter einer gewissen Gemütsbelastung, welche, wie das oft vorkommt, seine Erkenntnis in keiner Weise beeinträchtigte, ihr vielleicht sogar eine krankhafte Schärfe gab. Aber Naturen dieser Art neigen in der Regel nicht zum Selbstmord, und wenn der unglückliche Mann es immer wiederholt, daß er bald sein Leben beschließen werde, so haben vielleicht schon damals seine Bekannten an Selbstmordgedanken Rousseau's nicht glauben können, weil er diese Beteuerungen viele Jahre hindurch so oft wiederholt hatte.

Es muß also bei dem sein Bewenden haben, was die einsichtigsten unter Rousseau's Biographen bisher geglaubt haben: die Einzelheiten des Todes von J. J. Rousseau sind unklar und schlecht bezeugt; sehr unwahrscheinlich aber ist, daß er sich selbst den Tod gegeben habe.

Eine weitere Veröffentlichung über Rousseau kommt im Augenblicke, wo ich die Druckrevision dieser Vorrede besorge, mir durch Pro-

---

*) S. den Artikel über R. von De Sévelinges im 39. Bd. der Biographie universelle, 1. Aufl.

fessor Stoy's freundliche Aufmerksamkeit zu; es ist eine Jenenser Promotionsschrift von Charles Borgeaud: „J. J. Rousseau's Religionsphilosophie" (Genf und Leipzig 1883). Zwar ist das Ergebnis der Untersuchungen des Verfassers nicht ganz so neu, wie er annimmt (vgl. unsere einleitende Bemerkung zu Emil IV § 201); aber die Darstellung der Grundgedanken des Glaubensbekenntnisses ist äußerst sorgfältig und klar und der Verfasser giebt Varianten aus der Kopie des Glaubensbekenntnisses, welche Rousseau bei Moultou hinterlegt hatte (s. unsere Anm. a. angeg. O.). Diese Varianten sind von bedeutendem Werte, wie z. B. die zu § 250, wo statt des Satzes „Giebt es eine einzige Ursache u. s. w." im Manuskript Moultou's, das jetzt in Genf sich befindet, zu lesen ist: „Existiert eine passive Ursache der Dinge aus sich, oder verdankt alles sein Dasein einer einzigen thätigen Ursache? Ich weiß es nicht." ... Auch eine lange Variante zum Contrat social teilt uns Borgeaud mit. So wäre er der dritte, der in den letzten Jahren auf eine kritische Ausgabe der Rousseau'schen Hauptschriften Hoffnung erweckt hat (E. Ritter, A. Jansen, Ch. Borgeaud). Eine solche würde in der That einem dringenden Bedürfnisse abhelfen.

Die Paragraphenzahlen sind auch in diesem zweiten Band nach den Absätzen der Amsterdamer Ausgabe berichtigt worden. Es entsprechen nun in Buch V § 374—§ 466 den § 375—467 der ersten Ausgabe, § 467—§ 497 den §§ 469—499; die §§ 373 und 374 der ersten Ausgabe bilden jetzt zusammen § 373.

Karlsruhe, im Juni 1883.

Dr. E. von Sallwürk.

Viertes Buch.*)

1. Wie schnell gehen wir doch über diese Erde dahin! Das erste Viertel des Lebens ist verflossen, bevor man den Gebrauch desselben erkennt; auch das letzte verrinnt, nachdem der Genuß desselben für uns verloren ist. Zuerst verstehen wir nicht zu leben, bald können wir es nicht mehr; und in der Zeit, die zwischen diesen beiden wertlosen äußersten Enden liegt, werden drei Viertel der uns übrig bleibenden Frist durch Schlaf, Arbeit, Schmerzen, Zwang und Not aller Art aufgezehrt. Das Leben ist kurz, weniger durch seine geringe Dauer, als deswegen, weil wir von dieser kurzen Zeit kaum genug besitzen, um es genießen zu können. Mag auch der Augenblick des Todes von dem der Geburt weit entfernt sein, das Leben ist immer zu kurz, wenn diese Frist schlecht ausgefüllt ist.

2. Wir werden, so zu sagen, zu zwei Malen geboren: einmal für das Dasein, das andere Mal für das Leben; einmal für die Gattung, dann für das Geschlecht.**) Diejenigen, welche das Weib als unvollkommenen Mann ansehen, haben ohne Zweifel unrecht; aber die äußere Analogie spricht für sie. Bis zum heiratsfähigen Alter haben die Kinder von beiden Geschlechtern nichts, was sie fürs Ansehen unterschiede: gleiches

*) **Viertes Buch.** Jünglingsalter. — Entstehung der Leidenschaften aus der natürlichen Selbstliebe. Bewußtwerden der moralischen Beziehungen zu den Menschen und der geschlechtlichen Unterschiede. Belehrung nach dieser Richtung. Emil tritt in die Welt ein; sein Erzieher wird sein Freund, an den ihn das Gefühl der Dankbarkeit bindet an Stelle des früheren Abhängigkeitsgefühls. Studium der Gesellschaft zuerst auf historischem Wege. Hinwendung des Geistes auf das Abstrakte: Begriff der Substanz und Gottesidee. — **Glaubensbekenntnis des savoyischen Landpfarrers** § 201—356. — Ablenkung des sinnlichen Triebes durch körperliche Beschäftigung. Studium der Gesellschaft im wirklichen Leben. **Sophie**, das Ideal der künftigen Lebensgefährtin § 410. Bildung des Geschmacks als Grundlage des ästhetischen und sittlichen Urteils. Unwert des materiellen Besitzes für das Glück des in der Gesellschaft befindlichen Menschen. — 15. Lebensjahr bis zur Verheiratung.

**) Nämlich als Mann oder Weib (pour le sexe).

Gesicht, gleiche Gestalt, gleiche Hautfarbe, gleiche Stimme, alles ist gleich; die Mädchen sind Kinder und die Knaben sind Kinder, der nämliche Name genügt für zwei so ähnliche Wesen. Männliche Personen, in welchen man die weitere Geschlechtsentwickelung verhindert, behalten diese übereinstimmenden Merkmale ihr ganzes Leben hindurch, sie sind immer erwachsene Kinder; und die Weiber, die diese Merkmale nie verlieren, scheinen in mancher Hinsicht nie etwas anderes zu sein.

3. Aber der Mensch im allgemeinen ist nicht bestimmt, immer in der Kindheit zu verharren. Zu der von der Natur vorgeschriebenen Zeit verläßt er sie, und dieser entscheidende Augenblick, so kurz er ist, übt lange seine Einwirkungen aus.

4. Wie das Brausen des Meeres dem Sturm weithin vorangeht, so kündigt sich diese stürmische Umwälzung durch das Brausen der entstehenden Leidenschaften an; ein dumpfes Gähren verkündet das Herannahen der Gefahr. Ein Wechsel der Stimmung, häufige Aufwallungen, eine fortwährende Geistesaufregung machen das Kind fast meisterlos. Es wird taub gegen die Stimme, die es früher fügsam machte; es ist ein fieberkranker Löwe: es kennt seinen Führer nicht mehr, es will nicht mehr geleitet sein.

5.*) Zu den inneren Anzeichen einer wechselnden Gemütsstimmung gesellen sich merkliche Veränderungen im Aussehen. Sein Gesichtsausdruck entwickelt sich und nimmt das Gepräge eines Charakters an; der dünne und zarte Flaum, der unten an den Wangen hervorsproßt, wird dunkler und dichter. Seine Stimme schlägt um, oder er verliert sie vielmehr: er ist weder Kind noch Mann und kann den Ton keines von beiden annehmen. Seine Augen, diese Werkzeuge der Seele, die bis jetzt nichts gesagt haben, finden nun Sprache und Ausdruck; ein aufglimmendes Feuer belebt sie; ihr lebhafterer Blick zeigt noch eine heilige Unschuld, aber nicht mehr seine frühere Ausdruckslosigkeit: es fühlt schon, daß sie zu viel zu sagen imstande sind; es versteht schon, sie zu senken und zu erröten; es wird gefühlvoll, bevor es weiß, was es fühlt, unruhig ohne Grund, es zu sein. Alles das kann langsam herankommen und dir noch Zeit lassen; aber wenn seine Lebhaftigkeit zu ungeduldig wird, wenn sein Aufbrausen in Wut umschlägt, wenn Jähzorn und Rührung von einem Augenblick zum andern wechseln, wenn es Thränen vergießt ohne Veranlassung, wenn den Dingen gegenüber, die ihm gefährlich zu werden beginnen, sein Puls sich hebt und sein Auge aufflammt, wenn eine weibliche Hand, die sich auf die seine legt, es ganz durchzittert, wenn Verwirrung oder Schüchternheit es erfaßt in der Nähe eines Weibes: dann, weiser Ulysses, sieh dich vor! Die Schläuche, die du mit

*) Man vergleiche mit der folgenden Schilderung die des zwölfjährigen Emil II. § 311.

so großer Sorgfalt verschlossen hast, sind geöffnet,*) die Stürme schon entfesselt: verlaß das Steuerruder keinen Augenblick mehr, oder alles ist verloren.

6. Dies ist die zweite Geburt, von der ich gesprochen habe; hier wird der Mensch wahrhaftig fürs Leben geboren, und nichts Menschliches ist ihm mehr fremd.**) Bis hieher war unsere Sorge Kinderspiel, jetzt erst erhält sie eine wirkliche Wichtigkeit.***) Dieser Lebensabschnitt, wo die gewöhnliche Erziehung abgeschlossen wird, ist derjenige, mit dem die unsrige beginnen muß; um indessen diesen neuen Plan richtig darzulegen, müssen wir weiter zurückgreifend die Lage der Dinge, die sich hierauf beziehen, schildern.†)

7. Unsere Leidenschaften sind die wesentlichsten Werkzeuge unserer Selbsterhaltung: sie erdrücken zu wollen ist daher ein ebenso vergebliches als lächerliches Unterfangen; das heißt die Natur meistern und Gottes Werk umschaffen. Wenn Gott dem Menschen beföhle, die Leidenschaften auszutilgen, so würde Gott wollen und nicht wollen; er würde sich selbst widersprechen. Niemals hat er diesen widersinnigen Befehl gegeben, nichts derartiges ist in das menschliche Herz eingeschrieben; was Gott von dem Menschen gethan haben will, läßt er ihm nicht durch einen anderen Menschen sagen, er sagt es ihm selbst, er schreibt es in den Grund seines Herzens.

8. Nun aber würde ich den, der das Erwachen der Leidenschaften verhüten wollte, beinahe für ebenso thöricht halten wie denjenigen, welcher sie ausrotten möchte, und diejenigen, die etwa geglaubt hätten, daß dies bis hierher in meinem Plane gelegen, würden mich jedenfalls sehr mißverstanden haben.††)

9. Wäre es aber ein richtiger Schluß, wenn man daraus, daß es in der Natur des Menschen liegt, Leidenschaften zu haben, folgern wollte, daß alle Leidenschaften, die wir in uns fühlen und an anderen sehen, natürlich seien? Ihre Quelle freilich ist eine natürliche; aber tausend fremde Zuflüsse haben sie angeschwellt; es ist ein großer Strom, der unaufhörlich wächst und in dem man kaum einige Tropfen des ursprünglichen Wassers wiederfinden möchte. Unsere natürlichen Leidenschaften sind

---

*) Das thaten Ulysses' Gefährten mit dem Schlauch, in welchem die Winde eingeschlossen waren:

Sie nun lösten den Schlauch, und sogleich hin sausten die Winde.
Flugs mit Gewalt fortraffend enttrug in das Meer der Orkan sie
Ferne vom Vaterlande, die Jammernden. (Odyssee X, 47 ff.)

**) Anspielung auf den Spruch des Terentius: Ein Mensch bin ich, nichts Menschliches ist mir fremd (homo sum, humani nihil a me alienum puto).

***) Vgl. § 85 und unsere Anm. dazu.

†) Die eigentliche Fortsetzung folgt erst § 154.

††) Vgl. § 370 ff. über die Zurückdrängung des geschlechtlichen Triebes.

sehr beschränkt; sie sind die Werkzeuge unserer Freiheit und bezwecken unsere Selbsterhaltung. Alle diejenigen, welche uns knechten und zu Grunde richten, kommen uns anderswo her; die Natur giebt sie uns nicht, wir eignen sie uns zu ihrem Nachteile an.

10. Die Quelle unserer Leidenschaften, der Ursprung und Grund aller anderen, die einzige, die mit dem Menschen geboren wird und ihn nie verläßt, solange er lebt, ist die Selbstliebe, eine ursprüngliche, angeborene, allen anderen vorausgehende Leidenschaft, von der in gewissem Sinne alle anderen nur Erscheinungsarten (Modifikationen) sind.*) In diesem Sinne sind, wenn man so will, alle natürlich. Aber die meisten dieser Erscheinungsformen haben außerhalb stehende Ursachen, ohne welche sie nie Platz greifen würden; und diese nämlichen Erscheinungsarten sind uns gar nicht etwa vorteilhaft, sondern schädlich; sie verändern ihr erstes Ziel und richten sich gegen ihr eigenes Princip; dann befindet sich der Mensch außerhalb der Natur und setzt sich in Widerspruch zu sich selbst.

11. Die Selbstliebe ist immer gut und ordnungsgemäß. Da ein jeder für sich die Pflicht der Selbsterhaltung hat, so ist es die erste und wichtigste seiner Sorgen und muß es sein, unaufhörlich sie im Auge zu behalten, und wie könnte er sie so im Auge behalten, wenn er nicht das größte Interesse daran hätte?

12. Wir müssen uns also selbst lieben, um uns zu erhalten;**) und als unmittelbare Folge dieses Gefühls lieben wir auch, was uns erhält. Jedes Kind schließt sich an seine Amme an; Romulus mußte sich an die Wölfin anschließen, die ihn gesäugt hatte. Zuerst ist diese Anhänglichkeit eine ganz unbewußte. Was das Wohlsein eines Wesens begünstigt, dazu fühlt es sich hingezogen; was ihm schadet, stößt es ab: das ist nur ein blinder Naturtrieb. Was aus diesem Naturtrieb Gefühl, aus der Anhänglichkeit Liebe und aus der Abneigung Haß macht, das ist die geoffenbarte Absicht, uns zu schaden oder uns nützlich zu sein. Für gefühllose Wesen, die nur dem Anstoß folgen, den man ihnen giebt, faßt man keine Leidenschaft: aber diejenigen, von denen man nach ihrer inneren Stimmung oder ihrem Willen Gutes oder Böses erwartet, diejenigen, die wir freiwillig für oder gegen uns handeln sehen, flößen uns Gefühle ein, ähnlich denjenigen, die sie uns zeigen. Was uns dien-

---

*) §§ 9 und 10 berühren sich mehrfach mit Pope's Lehrgedicht vom Menschen (1733 ff.). Wie R. nennt der englische Dichter die Leidenschaften Erscheinungsarten der Selbstliebe (II. v. 93 Modes of self-love the passions we may call), und auch er faßt sie als lebenerhaltende Kräfte auf. Noch andere leisere Anklänge finden sich, wenn die Grundanschauung beider auch nicht ganz die gleiche ist.

**) Damit wird angeknüpft an II. § 62. Ein in der Amst. Ausg. fehlender Zusatz fügt bei: „Wir müssen uns mehr als alles lieben."

lich ist, suchen wir; was uns dienen will, lieben wir: was uns schadet, fliehen wir; aber was uns schaden will, hassen wir.

13. Das erste Gefühl eines Kindes ist die Selbstliebe, das zweite, das aus dem ersten entspringt, die Liebe derjenigen, die ihm nahe treten; denn im Zustand seiner Ohnmächtigkeit lernt es nur durch die ihm gewidmete Hilfe und Pflege die Menschen kennen. Im Anfang ist seine Anhänglichkeit an die Amme und an die Kindsfrau nur Gewohnheit. Es sucht sie, weil es sie notwendig hat nnd sich gut bei ihnen befindet; das ist mehr Bekanntschaft als Zuneigung. Es braucht lange Zeit, um zu begreifen, daß sie ihm nicht bloß nützlich sind, sondern es auch sein wollen, und dann erst beginnt es, sie zu lieben.

14. Ein Kind ist also von Natur geneigt zu herzlichem Vertrauen, weil es sieht, wie alles, was ihm nahe tritt, geneigt ist, ihm behilflich zu sein, und weil es durch diese Wahrnehmung eine seinem Geschlechte günstige Meinung sich zur Gewohnheit macht: aber indem seine Beziehungen, seine Bedürfnisse, seine aktive und passive Abhängigkeit sich erweitern, erwacht das Gefühl seines Verhältnisses zu anderen und erzeugt in ihm das der Pflicht und der Bevorzugung. Dann wird das Kind herrisch, eifersüchtig, heimtückisch und rachsüchtig. Beugt man es unter den Gehorsam, ohne daß es den Nutzen des Befohlenen begreift, so sieht es darin nur Laune und die Absicht, es zu quälen, und wird widerspenstig. Gehorcht man ihm selbst, so sieht es, sobald ihm etwas widersteht, Empörung und die Absicht, ihm entgegenzutreten; es schlägt den Tisch und den Stuhl wegen Ungehorsams. Die Selbstliebe, die nur sich selbst im Auge hat, ist zufrieden, wenn unseren wahren Bedürfnissen genügt ist; aber die Eigensucht, die Vergleichungen anstellt, ist niemals zufrieden und kann es nie sein, weil dieses Gefühl, indem es uns selbst den andern vorzieht, auch verlangt, daß die andern uns vor sich den Vorzug geben sollen, was eben unmöglich ist. So entstehen die sanften und hingebenden Leidenschaften aus der Selbstliebe, die lieblosen und reizbaren Eigenschaften dagegen aus der Eigensucht.*) Was also den Menschen wesentlich gut macht, ist, daß er wenig Bedürfnisse habe und sich wenig mit den andern vergleiche; was ihn wesentlich böse macht, ist, daß er viele Bedürfnisse hat und viel auf die Meinung der Leute giebt. Nach diesem

---

*) Selbstliebe — Eigensucht: amour de soi — amour-propre. In der Anmerkung 15 zu der „Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" giebt R. eine Definition der beiden Ausdrücke, die in der Hauptsache darauf hinausgeht, daß die Eigenliebe (l'amour de soi-même) dem Naturzustand eigen und Veranlassung menschlicher Tugend ist, während die Selbstsucht (l'amour-propre) erst im gesellschaftlichen Zustand eintritt und alles Böse verschuldet. Der Punkt, wo die eine in die andere übergeht, ist § 94 gezeigt. Der Grund der ganzen Unterscheidung findet sich am bündigsten in der Anmerkung zu § 93 dargelegt. Pascal identificiert beide Eigenschaften, indem er sagt (pensées II, 18): „Durch die Sünde hat der Mensch seine erste Liebe [die zu Gott] verloren und die Selbst-

Grundsatze ist es leicht einzusehen, wie man alle Leidenschaften der Kinder und der Menschen überhaupt zum Guten oder Schlimmen leiten kann. Da sie freilich nicht immer allein leben können, werden sie schwerlich immer gut bleiben: diese Schwierigkeit selbst wird mit ihren Beziehungen notwendigerweise immer wachsen, und in dieser Hinsicht besonders machen die Gefahren der Gesellschaft Kunst und Sorgfalt noch unerläßlicher, um im menschlichen Herzen die Verderbnis, die aus seinen neuen Bedürfnissen entspringt, zu verhüten.

15. Das eigentliche Studium für den Menschen ist das seiner Beziehungen. Solange er sich nur von seiner physischen Seite aus kennt, muß er sich durch seine Beziehungen zu den Dingen erforschen; dies ist die Aufgabe seiner Kindheit: wenn er sein moralisches Wesen wahrzunehmen beginnt, muß er sich erforschen nach seinen Beziehungen zu den Menschen; dies ist die Aufgabe seines ganzen Lebens von dem Zeitpunkt an, zu dem wir jetzt gelangt sind.

16. Sobald der Mensch das Bedürfnis einer Gefährtin hat, ist er kein für sich stehendes Wesen mehr, sein Herz ist nicht mehr allein. Alle Beziehungen zu seiner Gattung, alle Erregungen seiner Seele entstehen mit dieser. Seine erste Leidenschaft bringt bald alle andern in Wallung.

17. Der Naturtrieb ist in seiner Richtung nicht bestimmt. Ein Geschlecht fühlt sich zum andern hingezogen; das ist die Neigung der Natur. Wahl, Bevorzugung, persönliche Hingabe sind das Werk der Bildung, der Vorurteile und der Gewohnheit; wir brauchen Zeit und Bekanntschaften, um einer Liebesregung fähig zu sein: man liebt nur, wenn man geurteilt, man bevorzugt nur, wenn man verglichen hat. Solche Beurteilungen vollziehen sich, ohne daß man es selbst merkt; darum ist aber ihre Existenz nicht weniger gewiß. Die wahre Liebe wird, was man auch darüber sage, von den Menschen immer geehrt werden: denn, obwohl der Liebeseifer uns bethört, obwohl er von dem liebenden Herzen hassenswerte Eigenschaften nicht ausschließt, ja sogar sie oft selbst erzeugt, setzt er doch immer achtenswerte Eigenschaften voraus, ohne welche man unfähig wäre, Liebe zu fühlen. Jene Wahl, die man in Gegensatz zu der Vernunft setzt, kommt doch von ihr; man hat den Liebesgott blind genannt, weil er bessere Augen hat als wir und weil er Beziehungen sieht, die wir nicht wahrzunehmen vermögen. Wer keinen Begriff von Vorzügen und Schönheit hat, für den wäre jede Frau

liebe ist allein zurückgeblieben in dieser großen, einer unendlichen Liebe fähigen Seele, und diese Eigensucht hat sich ausgedehnt und ist übergeflutet in die Leere, welche die Liebe zu Gott gelassen hat; so hat er sich ganz allein und alle Dinge nur für sich geliebt d. h. unendlich: das ist der Ursprung der Selbstliebe." Helvetius (de l'esprit V.) wendet sich ausdrücklich gegen R., indem er nachzuweisen sucht, daß die natürliche Entwicklung den Menschen zur Grausamkeit führe.

recht und die erste, die ihm entgegenkäme, immer die liebenswürdigste. Die Liebe entspringt aus der Natur, nein, sie ist sogar Richtschnur und Zügel für ihre Neigungen: sie macht, daß, vom Gegenstande unserer Liebe abgesehen, die Geschlechter einander gleichgiltig werden.

18. Die Bevorzugung will Bevorzugung verdienen; die Liebe muß wechselseitig sein. Um geliebt zu werden, muß man sich liebenswert machen; um bevorzugt zu werden, muß man sich liebenswerter machen als ein anderer, liebenswerter als jeder andere, wenigstens in den Augen des geliebten Wesens. Daher zum ersten Male die Achtsamkeit auf Unseresgleichen; daher zum ersten Male die Vergleichung mit ihnen; daher Nacheifer, Nebenbuhler und Eifersucht. Ein Herz voll von überströmendem Gefühl will sich erschließen; aus dem Bedürfnisse einer Geliebten entspringt bald das eines Freundes: wer es fühlt, wie süß es ist, geliebt zu werden, möchte von der ganzen Welt geliebt werden, und wenn alle bevorzugt werden möchten, muß es notwendig viele Unzufriedene geben. Mit der Liebe und Freundschaft entstehen Entzweiung, Feindschaft und Haß. Mitten unter so vielen entgegengesetzten Leidenschaften sehe ich das gemeine Vorurteil seinen unerschütterlichen Thron aufrichten, nnd ich sehe, wie die blöden Sterblichen, ihrem Scepter unterthan, ihr eigenes Dasein nur auf das Urteil anderer gründen.

19. Man gehe diesen Gedanken weiter nach, und man wird sehen, woher unsere Eigensucht die Form erhält, die wir als eine ihr natürliche ansehen, und wie die Selbstliebe aufhört, ein in sich bestimmtes Gefühl zu sein, und in den großen Seelen zum Stolz, in den kleinen zur Eitelkeit wird, in allen aber sich unaufhörlich auf Kosten des Nebenmenschen erhält. Diese Gattung von Leidenschaften hat ihren Keim nicht im Herzen der Kinder und kann darin nicht aus sich selbst entstehen; wir allein tragen sie dahin, und immer schlagen sie nur durch unsere Schuld Wurzel darin: doch so verhält es sich nicht mehr mit dem Herzen des Jünglings; mögen wir thun, was wir wollen, sie werden trotz uns darin hervorbrechen. Es ist also Zeit, unsere Methode zu ändern.

20. Beginnen wir mit einigen wichtigen Bemerkungen über den kritischen Zustand, von dem hier die Rede ist. Der Übergang von der Kindheit zur Mannbarkeit ist nicht so durch die Natur bestimmt, daß er nicht in den Einzelnen nach der Naturanlage und bei den Völkern nach den Himmelsstrichen verschieden wäre. Jedermann kennt die Unterschiede, die man hierin zwischen den heißen und kalten Ländern beobachtet hat, und jeder sieht, daß hitzige Naturen früher ausgebildet sind als die andern; aber man kann sich täuschen über die Ursachen und oft dem Physischen zuschreiben, was man auf das Moralische zurückführen muß; es ist dies einer der häufigsten Verstöße der Philosophie unseres Jahrhunderts. Die Natur lehrt zögernd und langsam, die Menschen fast immer voreilig. Im ersteren Falle erwecken die Sinne die Einbildungskraft; im zweiten

weckt die Einbildungskraft die Sinne auf; sie versetzt sie in eine vorzeitige Erregung, die zuerst die Einzelnen, auf die Länge aber auch die Gattung notwendig entkräften und schwächen muß. Eine allgemeinere und sicherere Beobachtung als die über die Einwirkung der Klimate ist es, daß die Mannbarkeit und Geschlechtsreife bei gebildeten und gesitteten Völkern frühzeitiger eintritt als bei den ungebildeten und barbarischen.*) Die Kinder besitzen einen eigentümlichen Scharfsinn, durch alle Ziereien des Anstandes hindurch die schlechten Sitten, die er bedeckt, zu erspähen. Die feinen Redensarten, die man ihnen einlernt, die Anstandsregeln, die man ihnen giebt, und der Schleier des Geheimnisses, den man vor ihre Augen zu ziehen sich bemüht, sind lauter Sporne für ihre Neugier. So wie man die Dinge angreift, ist es klar, daß, was man ihnen zu verbergen vorgiebt, gerade dazu angethan ist, sie der Sache auf die Spur zu bringen, und von allen Lehren, die sie bekommen, schlägt diese am besten an.

21 Man befrage nur die Erfahrung, und man wird einsehen, wie sehr diese unsinnige Art das Werk der Natur beschleunigt und die natürliche Anlage verdirbt. Es ist dies eine der Hauptursachen für die Entartung der Familien in den Städten. Die jungen Leute erschöpfen sich frühzeitig, bleiben klein und schwach, sind schlecht gebaut und altern statt auszuwachsen, wie die Rebe, die man im Frühling Früchte tragen läßt, vor dem Herbst dahinsiecht und abstirbt.

22. Man muß bei derben und einfachen Völkern gelebt haben, um zu erfahren, bis zu welchem Alter dort eine glückliche Unwissenheit die kindliche Unschuld erhalten kann. Rührend und doch komisch ist es zu sehen, wie dort die beiden Geschlechter im Frieden des Herzens bis zur Blüte des Alters und der Schönheit die harmlosen Spiele der Kindheit

---

*) Büffon sagt: „In den Städten und bei den Wohlhabenden treten die an reichlichere und nahrhaftere Speisen gewöhnten Kinder früher in diese Periode ein; auf dem Lande und bei den Armen entwickeln sich die Kinder langsamer, weil sie schlecht und zu kärglich genährt werden; sie brauchen zwei bis drei Jahre mehr." (Naturgesch. IV. S. 283 in 12°.) Die Bemerkung lasse ich zu, nicht aber die Erklärung, weil in den Ländern, wo die Landleute sich sehr gut nähren und viel essen wie in Wallis und selbst in gewissen Gebirgsgegenden Italiens wie in Friaul das Alter der Mannbarkeit bei beiden Geschlechtern später eintritt als in den Städten, wo man, um die Eitelkeit befriedigen zu können, im Essen oft äußerst sparsam ist und wo die meisten Leute, wie das Sprichwort sagt, „Sammt am Kragen und Kleie im Magen" haben. Man ist überrascht, in diesen Gebirgen große Burschen, kräftig wie Erwachsene, noch mit hoher Stimme und bartlosem Kinn zu treffen und großgewachsene, im übrigen auch ganz ausgebildete Mädchen ohne die periodischen Zeichen ihres Geschlechtes. Ein Unterschied, der mir einzig daher zu kommen scheint, daß bei der Einfachheit ihrer Sitten ihre länger harmlos und ruhig bleibende Einbildungskraft das Blut erst später in Wallung bringt und eine vorzeitige Reife weniger begünstigt. — R. Amst. — (Das angeführte Sprichwort lautet: habit de velours et ventre de son.)

fortsetzen und gerade durch ihre Vertraulichkeit die Harmlosigkeit ihrer Vergnügungen beweisen. Wenn diese liebenswürdigen jungen Leute dann in die Ehe treten, geben die beiden Gatten sich die erste Blüte ihrer Jugend und werden sich dadurch gegenseitig noch werter; Scharen von gesunden und kräftigen Kindern werden das Pfand einer Vereinigung, die durch nichts sich trüben läßt, und die Frucht der nüchternen Zurückhaltung ihrer früheren Jahre.

23. Wenn das Alter, wo der Mensch sein Geschlecht inne wird, ebenso sehr durch die Erfolge der Erziehung als durch die Einwirkung der Natur verschieden bestimmt ist, so folgt daraus, daß man je nach der Art der Erziehung dieses Alter früher oder später kann herankommen lassen, und wenn der Leib an Festigkeit gewinnt oder verliert, je nachdem man diesen Fortschritt verzögert oder beschleunigt, so folgt auch, daß ein junger Mensch um so mehr Stärke und Kraft erwirbt, je mehr man sich angelegen sein läßt, jenen Schritt zu verzögern. Ich spreche für jetzt bloß von den rein physischen Wirkungen; man wird bald sehen, daß es dabei nicht stehen bleibt.

24. Aus diesen Erwägungen ziehe ich die Lösung der so oft behandelten Frage, ob man die Kinder frühzeitig über die Gegenstände ihrer Neugier aufklären darf oder ob es besser ist, sie durch gelinde Täuschung davon abzulenken.*) Ich halte weder das eine noch das andere für recht. Erstens entsteht diese Neugier nie bei ihnen, ohne daß man ihnen den Anstoß dazu gegeben hätte. Man muß also darauf ausgehen, daß sie ihnen fern bleibe. Zweitens verlangen Fragen, die man nicht genötigt ist zu beantworten, durchaus nicht, daß man den Fragenden täusche: besser ist es, ihn schweigen zu heißen, als ihm eine lügenhafte Antwort zu geben. Dieser Zwang wird ihm nicht überraschend sein, wenn man Sorge getragen hat, daß er in unbedeutenden Dingen sich ihm unterwerfe. Wenn man aber doch sich entschließt zu antworten, so geschehe es mit der größten Einfalt, ohne Bemäntelung, ohne Verlegenheit oder Lächeln. In der Befriedigung der Neugier des Kindes liegt viel weniger Gefahr als in der Erregung derselben.

25. Deine Antworten seien immer ernst, kurz, entschieden und ohne irgend einen Anschein von Bedenklichkeit. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie immer wahr sein sollen. Man kann dem Kinde keinen Begriff

---

*) Basedow hat diesen Punkt in seinem „Elementarwerke“ (Dessau, 1774, I. S. 193 ff.) ausführlich behandelt und meint: ein jugendlicher Verstand, der . . . von einer Sache, die der von Gott eingepflanzten Wißbegierde so wichtig werden muß, sich in gewissen Jahren nicht bald benachrichtiget, muß durch die albernste Erziehung und Unterweisung unthätig, sklavisch und auf die unvernünftigste Art leichtgläubig geworden sein“ u. s. w. Selbst die Kupfertafeln, die zum „Elementarwerk“ gehören, bieten in dieser Beziehung ziemlich unverhüllte Aufklärung.

von der Gefahr der Lüge gegen Erwachsene beibringen, ohne auf der andern Seite der noch größeren Gefahr, gegen die Kinder zu lügen, inne zu werden. Eine einzige Lüge, deren der Lehrer vom Schüler überwiesen ist, würde die ganze Frucht der Erziehung für immer zerstören.

26. Gänzliche Unwissenheit über gewisse Punkte würde vielleicht für die Kinder am zuträglichsten sein; doch mögen sie frühe lernen, was man ihnen unmöglich verbergen kann. Entweder soll ihre Neugier nach keiner Richtung hin erweckt werden, oder man befriedige sie noch vor dem Alter, wo sie nicht mehr gefahrlos ist. Dein Verhalten in dieser Beziehung dem Zögling gegenüber hängt vielfach ab von seinen speciellen Verhältnissen, von der ihn umgebenden Gesellschaft, von den Umständen, in denen er sich voraussichtlich befinden wird u. s. w. Dabei überlasse man ja nichts dem Zufall, und wenn man nicht versichert ist, daß man ihm die Verschiedenheit der Geschlechter bis zum sechszehnten Jahre geheim halten kann, so sorge man dafür, daß er sie vor dem zehnten Jahre kennen lerne.

27. Ich billige es nicht, daß man mit den Kindern in zu feinen Ausdrücken redet oder so, daß sie dessen gewahr werden, lange Umschweife gebraucht, um die Dinge nicht beim rechten Namen nennen zu müssen. Der guten Sitte ist in derlei Dingen immer viel Einfalt eigen; aber die durch das Laster besudelte Einbildung macht das Ohr empfindlich und veranlaßt, daß man seine Reden immer mehr verblümt. Derbe Ausdrücke sind unverfänglich; die schlüpfrigen Gedanken muß man fern halten.

28. Obgleich die Scham in der menschlichen Natur liegt, haben doch die Kinder von Natur keine. Die Scham entsteht erst mit dem Bewußtsein des Bösen, und wie sollten die Kinder, welche dieses Bewußtsein weder haben noch haben sollen, zu dem Gefühle kommen, das von jenem erst erzeugt wird? Wer ihnen Unterricht über Scham und Ehrbarkeit geben wollte, würde ihnen nur lehren, daß es schändliche und unehrbare Dinge giebt, und ihnen ein geheimes Verlangen einpflanzen, diese Dinge kennen zu lernen. Früher oder später gelangen sie doch dahin, und der erste Funke, der in ihre Einbildungskraft fällt, beschleunigt ganz unfehlbar die Entzündung der Sinne. Wer errötet, ist schon schuldig; die wahre Unschuld schämt sich über nichts.

29. Die Kinder haben nicht dieselben Begierden wie die Erwachsenen; doch sind sie wie diese der Unreinlichkeit ausgesetzt, welche die Sinne verletzt, und können aus dieser Schwäche schon die nämlichen Lehren der Wohlanständigkeit ziehen. Man folge dem Fingerzeig der Natur, welche, indem sie an demselben Ort die Werkzeuge der geheimen Lust und der unsaubern Bedürfnisse angebracht hat, den verschiedenen Altern die nämliche Aufgabe stellt, bald in diesem, bald in einem anderen Sinn, beim Erwachsenen durch den Beweggrund der Enthaltsamkeit, beim Kinde durch den der Reinlichkeit.

30. Ich sehe nur ein Mittel, den Kindern ihre Unschuld zu bewahren, das nämlich, daß ihre ganze Umgebung sie achtet und wert hält. Ohne das straft jede Zurückhaltung, die man sich ihnen gegenüber zur Pflicht macht, sich früher oder später Lügen; ein Lächeln, ein Blinzeln mit den Augen, eine unbewachte Geberde sagen ihnen alles, was man vor ihnen zu verbergen sucht: es genügt, um sie darüber aufzuklären, wenn sie nur sehen, daß man es hat verbergen wollen. Die Behutsamkeit in Reden und Wendungen, welche die feine Welt unter sich beobachtet, setzt bei den Kindern eine Einsicht voraus, die sie gar nicht haben sollen, und ist daher ganz schlecht angebracht bei ihnen; wenn man dagegen ihre Einfalt wirklich in Ehren hält, so stellt sich auch die Einfalt in den Worten, wie sie für Kinder paßt, beim Sprechen mit ihnen ohne Mühe ein. Es giebt eine gewisse Natürlichkeit des Ausdrucks, welche der Unschuld eigen und lieb ist: dies ist der rechte Ton, der ein Kind von einer gefährlichen Neugier ablenkt. Wenn man in einfacher Weise mit ihm über alles redet, läßt man die Vermutung, daß man ihm noch mehr zu sagen hätte, nicht aufkommen. Indem man mit den unfeinen Worten die ihnen entsprechenden häßlichen Vorstellungen verbindet, erstickt man das erste Feuer der Einbildung: man verbietet ihm nicht, diese Worte auszusprechen und diese Vorstellungen zu haben, aber man flößt ihm, ohne daß es daran denkt, einen Widerwillen ein, sie wieder hervorzurufen, und wie viele Verlegenheiten erspart diese unumwundene Natürlichkeit nicht denjenigen, welche sie im eigenen Herzen tragen und daher immer sagen, was gesagt werden soll, und es immer so sagen, wie sie es gedacht haben!

31. „Wo kommen die Kinder her?“ Eine kitzliche Frage, auf welche die Kinder auf ganz natürlichem Wege verfallen und deren ungeschickte oder kluge Beantwortung manchmal über ihre Sitten und ihre Gesundheit fürs ganze Leben entscheidet.*) Die kürzeste Art, die eine Mutter ersinnen kann, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne ihren Sohn zu täuschen, ist, ihm Stillschweigen zu gebieten; das wäre gut, wenn man ihn gleich von vornherein in gleichgiltigen Fragen daran gewöhnt hätte und wenn er aus dem veränderten Ton nicht irgend ein Geheimnis argwöhnte. Aber selten bleibt eine Mutter dabei stehen. „Das wissen nur die verheirateten Leute,“ wird sie sagen; „kleine Knaben dürfen nicht so neugierig sein.“ Das ist alles recht gut, um die Mutter

*) Campe z. d. St.: „Die Frage: woher die Kinder kommen? ist zwar allen Kindern natürlich; aber wenn man ihnen dieselbe der Hauptsache nach kurz und richtig beantwortet, so pflegt ihre Neugier selten weiter zu gehen. Sie sind mit der allgemeinen Antwort völlig zufrieden. Auf das Wie? der Entstehung verfällt ihre Neugierde nur dann, wenn sie merken, daß man ihnen etwas zu vertuschen sucht.“ Locke will in solchen Fällen (§ 121), daß man ihnen sage, „es sei ein Ding, das zu wissen ihnen nicht zustehe.“

aus der Verlegenheit zu ziehen; aber ich sage ihr, den kleinen Knaben wird diese verächtliche Art reizen, und er wird keinen Augenblick Ruhe haben, bis er das Geheimnis der verheirateten Leute erfahren hat, und er wird es bald genug erfahren.

32. Man möge mir gestatten, von einer ganz anderen Beantwortung zu erzählen, welche ich auf die nämliche Frage gehört habe und die mich um so mehr überraschte, als sie von einer Frau kam, die, in ihren Reden eben so sittsam wie in ihrer ganzen Art, dennoch, um ihres Sohnes und der Tugend willen, es verstand, die falsche Furcht vor dem Gerede und das leere Geschwätz der Witzbolde mit Füßen zu treten, wenn es nötig war. Vor nicht zu langer Zeit hatte ihr Kind mit dem Urin einen kleinen Stein von sich gegeben, der ihm die Harnröhre zerriß; aber das Übel war vorüber und vergessen. „Mama," sagte einmal der kleine Schelm, „woher kommen denn die Kinder?" „Liebes Kind," antwortete die Mutter, ohne zu zögern, „die Frauen pissen sie heraus mit großen Schmerzen, die ihnen manchmal das Leben kosten."*) Die Narren mögen nun darüber lachen, die Thoren sich daran ärgern; die Weisen dagegen mögen sich fragen, ob sie je eine gescheitere und zweckentsprechendere Antwort finden werden.

33. Die Vorstellung von einem natürlichen und dem Kinde bekannten Bedürfnis verdrängt zunächst den Gedanken an einen geheimnisvollen Vorgang. Die nebenher gehenden Vorstellungen von Tod und Schmerz bedecken jene mit einem Schleier der Traurigkeit, der die Einbildung niederschlägt und die Neugier dämpft; alles lenkt den Gedanken auf die Folgen der Entbindung und nicht auf ihre Ursachen. Die Schwäche der menschlichen Natur, widerliche Gegenstände, Bilder des Schmerzes: auf solche Aufklärungen leitet jene Antwort hin, wenn der abstoßende Eindruck, den sie hervorruft, dem Kinde noch erlaubt, Aufklärungen zu verlangen. Wo sollte bei einem so geleiteten Gespräch den stürmischen Begierden Einlaß gewährt werden? und dennoch sieht man, daß die Wahrheit nicht verletzt worden und daß man nicht nötig gehabt, den Zögling zu täuschen, anstatt ihn zu belehren.

34. Eure Kinder lesen: beim Lesen erfahren sie Dinge, die sie, ohne zu lesen, nie kennen gelernt hätten. Wenn sie studieren, entzündet und steigert sich ihre Einbildung in der Einsamkeit der Arbeitsstube. Leben sie in der Welt, so hören sie wunderliche Reden und sehen auffällige Beispiele; man hat es ihnen so oft vorgepredigt, daß sie das

---

*) Campe macht einen Gegenvorschlag: man lasse die Kinder zusehen, wie Tiere Junge gebären und sage dann, „ebenso kommen die kleinen Kinder aus dem Leibe ihrer Mutter, wo Gott sie entstehen läßt, wie er dieses Kalb oder dieses Füllen in dem Leibe der Kuh oder des Pferdes geschaffen hat."

seien, was die Erwachsenen sind, daß sie bei allem, was die Erwachsenen in ihrer Gegenwart thun, sofort untersuchen, wie das sich für sie selbst schicken möchte: die Handlungen anderer müssen ihnen wohl als Muster dienen, wenn ihre Urteile ihnen als Gesetz dienen. Bediente, die man unter sie stellt und die folglich ein Interesse daran haben, ihnen gefällig zu sein, schmeicheln ihnen auf Kosten der guten Sitten, lebenslustige Gouvernanten führen mit ihnen, wenn sie vier Jahre alt sind, Reden, welche die schamloseste Person an sie in ihrem fünfzehnten Jahre nicht zu richten wagte. Jene vergessen bald, was sie gesagt haben; aber diese vergessen nicht, was sie gehört haben. Ausgelassene Reden sind das Vorspiel zu schamlosen Sitten; der liederliche Lakei stürzt das Kind in die Ausschweifung, und das Geheimnis des einen verbürgt das des anderen.

35. Das seinem Alter gemäß erzogene Kind steht allein. Es kennt keine andere Anhänglichkeit als die durch Gewohnheit gewordene, es liebt seine Schwester wie seine Uhr und seinen Freund wie seinen Hund.*) Es fühlt keine Zugehörigkeit zu einem Geschlecht oder einer Gattung; Mann und Weib sind ihm gleich fremde Begriffe; es bezieht nichts auf sich von ihrem Thun und Reden; es sieht und hört es nicht und hat dafür keine Aufmerksamkeit; ihre Reden berühren es ebenso wenig wie ihr Beispiel: alles das hat keinen Bezug auf es. Das ist keine künstliche Täuschung, die man auf diese Weise in ihm erzeugt, es ist die natürliche Unwissenheit. Die Zeit kommt, wo diese nämliche Natur ihren Zögling aufzuklären sucht, und dann erst hat sie ihn auch instandgesetzt, aus ihren Lehren Nutzen zu ziehen ohne Gefahr. Dies ist der Grundsatz: die Regeln im einzelnen gehören nicht zu meiner Aufgabe; die Mittel jedoch, die ich bei anderen Gelegenheiten vorgeschlagen habe, dienen auch in diesem Falle als Muster.

36. Willst du Ordnung und Regel in die aufkeimenden Leidenschaften bringen, so erweitere die Frist, während deren sie sich entwickeln, daß sie Zeit haben, während sie hervorbrechen, sich einzurichten. Dann meistert sie nicht der Mensch, sondern die Natur selbst; du brauchst diese nur ihre Arbeit selbst einrichten zu lassen. Wäre dein Zögling allein, so hättest du gar nichts zu thun; so aber entzündet seine ganze Umgebung seine Einbildungskraft. Die Wogen des Vorurteils reißen ihn mit sich fort; um ihn zurückzuhalten, muß man ihn nach der entgegengesetzten Seite drängen. Das Gefühl soll seine Einbildungskraft zügeln, und die Vernunft soll das Gerede der Menschen zum Schweigen bringen. Die Quelle aller Leidenschaften ist die Erregbarkeit der Sinne; die Einbildungskraft bestimmt aber ihre Richtung: jedes Wesen, das seiner Beziehungen inne geworden ist, muß in Erregung geraten, wenn seine Beziehungen sich ändern und wenn es seiner Natur zusagendere gewahrt oder

*) § 17.

zu gewahren glaubt. Die Täuschungen der Einbildung verwandeln alle Leidenschaften endlicher Wesen in Laster, selbst die der Engel, wenn sie solche haben:*) denn sie müßten die Natur aller Wesen kennen, um zu wissen, welche Beziehungen der ihrigen am angemessensten wären.

37. Die gesamte menschliche Weisheit in der Leitung der Leidenschaften läßt sich demnach dahin zusammenfassen: 1. Wir müssen die wirklichen Beziehungen des Menschen sowohl in der Gattung als im Einzelwesen erkennen, 2. alle Regungen seiner Seele nach diesen Verhältnissen einrichten.

38. Aber liegt es denn in der Hand des Menschen, seine Seelenregungen nach diesen oder jenen Beziehungen einzurichten? Allerdings, wenn es in seiner Hand liegt, seine Einbildung auf diesen oder jenen Gegenstand hinzulenken oder ihr diese oder jene Gewohnheit einzupflanzen. Übrigens handelt es sich weniger darum, was ein Mensch an sich selbst thun kann, als darum, was wir an unserem Zögling thun können durch die Wahl der äußeren Umstände, in die wir ihn heineinversetzen.**) Wenn wir die Mittel darlegen, durch welche er in der Ordnung der Natur erhalten werden kann, haben wir deutlich genug gesagt, wie er aus derselben heraustreten kann.

39. Solange seine Sinnlichkeit auf sein eigenes Ich beschränkt bleibt, kommt seinen Handlungen der Charakter der Sittlichkeit nicht zu; erst wenn sie sich über seine Schranken hinaus ausdehnt, gewinnt er zunächst die Gefühle und später den Begriff des Guten und Bösen, womit er wahrhaft zum Menschen und wesentlichen Gliede seiner Gattung wird. Auf diesen ersten Punkt müssen wir also unsere Beobachtungen zuerst heften.

40. Sie sind in so ferne schwierig, als man, um sie anzustellen, die Beispiele, die uns vor Augen liegen, verwerfen und solche suchen muß, wo sich eine stufenmäßige und naturgemäße Entwicklung zeigt.

41. Ein Kind von feinem und weltmännischem Zuschnitt, das nur den Augenblick abwartet, wo es die vorzeitigen Lehren, die es empfangen hat, bethätigen kann, täuscht sich niemals über den Zeitpunkt, wo diese Möglichkeit eintritt. Ja, es wartet ihn nicht einmal ab, es beschleunigt ihn; es versetzt sein Blut in eine vorzeitige Gährung; es kennt das Ziel seiner Begierden, lange bevor sie sich selbst fühlbar machen. Nicht die Natur regt es auf, es selbst thut der Natur Gewalt an: wenn sie es zum Manne macht, hat sie ihm nichts mehr zu lehren. In seinen Gedanken war es längst schon erwachsen, bevor es in Wirklichkeit Mann war.

---

*) Statt dieser vier Worte hat das Manuskript: „wenn es solche [Engel] giebt" (s'il y en a).

**) S. Anm. ** zu I. § 27. — Die Gewöhnung ist bei Locke das wirksamste Erziehungsmittel.

42. Der wahre Gang der Natur geht viel langsamer und Schritt für Schritt. Allmählich erhitzt sich das Blut, die Lebensgeister reifen heran und die Gemütsanlage bildet sich aus. Der verständige Handwerksmann, der den Werkbetrieb leitet, ist bestrebt, alle seine Werkzeuge zu vervollkommnen, bevor er sie in Thätigkeit setzt; eine lange dauernde Unruhe geht den ersten Begierden voraus, eine lange Unwissenheit führt sie im Dunkeln herum; man sehnt sich und weiß nicht, nach was: das Blut gährt und wallt; eine Überfülle von Leben drängt nach außen. Das Auge belebt sich und durchmustert die andern Wesen; man beginnt Interesse zu gewinnen an denen, die mit uns leben, man beginnt zu fühlen, daß man nicht bestimmt ist, allein zu leben; so erschließt sich das Herz menschlicher Zuneigung und wird fähig, sich anzuschließen.

43. Das erste Gefühl, dessen ein sorgfältig erzogener junger Mensch fähig ist, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft.*) Die erste Äußerung seiner erwachenden Einbildungskraft ist es, ihm zu lehren, daß er Seinesgleichen hat; die Gattung nimmt ihn vor dem Geschlecht in Anspruch. Es liegt hier ein anderer Vorteil der verlängerten Jugendunschuld: man benutzt die entstehende Sinnlichkeit, um in das Herz des heranwachsenden Jünglings den ersten Samen der Menschlichkeit zu streuen. Dieser Vorteil ist um so kostbarer, als dies die einzige Zeit des Lebens ist, wo derartige Bestrebungen wirklichen Erfolg haben können.

44. Ich habe immer gesehen, daß frühzeitig verdorbene, den Weibern und den Ausschweifungen ergebene junge Leute gefühllos und grausam waren; ihre aufbrausende Natur machte sie ungeduldig, rachsüchtig und leidenschaftlich: ihre Einbildung, ganz eingenommen von einem einzigen Gegenstand, verschloß sich für alles Übrige; sie kannten weder Mitleid noch Erbarmen; sie hätten Vater und Mutter und die ganze Welt dem flüchtigen Genusse aufgeopfert. Dagegen wird ein in glücklicher Einfalt erzogener junger Mensch schon durch die ersten Regungen der Natur zu zarten und hingebenden Leidenschaften gestimmt: sein mitfühlendes Herz wird gerührt durch den Schmerz der Nebenmenschen; er zittert vor Freude, wenn er seinen Spielgenossen wiedersieht; seine Arme öffnen sich zu zärtlicher Umarmung, seine Augen ergießen sich in Thränen der Rührung; er fühlt es als Schande, zu mißfallen, als Vorwurf, beleidigt zu haben. Wenn die steigende Wärme seines Blutes ihn lebhaft, rasch und jähzornig macht, so sieht man einen Augenblick später die ganze Güte seines Herzens in dem Erguß seiner Reue; er weint und seufzt über die Wunde, die er geschlagen; mit seinem eigenen Blute möchte er gerne das Blut, das er vergossen, zurückkaufen; seine ganze Aufwallung legt sich, all sein Stolz demütigt sich vor dem Bewußtsein seines Fehlers. Ist er selbst beleidigt, so entwaffnet ihn ein Wort der Entschuldigung mitten in der

*) Anders § 18.

größten Aufregung; er verzeiht das Unrecht anderer eben so freudig, wie er das seinige wieder gut macht. Das Jünglingsalter ist nicht die Zeit der Rache oder des Hasses; es ist die Zeit des Mitgefühls, der Milde, des Edelmuts. Ja, ich behaupte es und fürchte nicht, durch die Erfahrung Lügen gestraft zu werden, ein von Natur nicht schlecht geartetes Kind, das bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, ist in diesem Alter das edelmütigste, beste, liebevollste und liebenswerteste Wesen. Du hast davon nie reden hören; ich glaube es wohl: den Philosophen, die in der ganzen Verderbnis der Kollegien erzogen sind, fällt es nicht ein, so etwas einzusehen.

45. Die Schwäche macht den Menschen gesellig; unser gemeinsames Elend stimmt unsere Herzen zur Menschlichkeit: wären wir nicht Menschen, so hätte sie nichts von uns zu verlangen. Jede Hingabe ist ein Zeichen des Ungenügens: wenn keiner von uns ein Bedürfnis nach den andern hätte, würden wir kaum daran denken, uns mit andern zu verbinden. So entspringt gerade aus unserer Schwäche unser gebrechliches Glück.*) Ein wahrhaft glückliches Wesen ist ein einsames**): Gott allein genießt ein unbeschränktes Glück; aber wer von uns hätte davon nur einen Begriff? Wenn irgend ein endliches Wesen sich selbst genügen könnte, welches Genusses wäre es denn fähig nach unseren Begriffen? Es wäre allein und bejammernswert. Ich begreife nicht, wie der, der kein Bedürfnis hat, etwas soll lieben können; ich begreife nicht, wie derjenige, der nicht liebt, glücklich sein kann.

46. Daraus folgt, daß wir an unsere Nebenmenschen uns anschließen, weniger weil wir ihrer Lust als weil wir ihrer Schmerzen inne werden; denn darin sehen wir viel besser die Gleichheit unserer Natur und die Bürgschaft ihrer Zuneigung zu uns. Wenn unsere gemeinschaftlichen Bedürfnisse uns durch das Interesse zusammenführen, so verknüpft unser gemeinsames Elend uns durch Hinneigung. Der Anblick eines glücklichen Menschen flößt den andern mehr Neid ein als Liebe: man möchte ihm fast den Vorwurf machen, er maße sich ein Recht an, das ihm nicht zusteht, indem er sich ein ausschließliches Glück verschafft; ja, unsere Selbstsucht fühlt sich sogar verletzt bei dem Gedanken, daß dieser Mensch uns gar nicht nötig hat. Wer dagegen beklagt nicht den Unglücklichen, den er leiden sieht? Wer möchte ihn nicht von seinem Leiden befreien, wenn es dazu nur eines Wunsches bedürfte? In Gedanken setzen wir uns viel leichter an die Stelle des Unglücklichen als an die des Glücklichen; man fühlt, daß einer dieser beiden Zustände uns näher berührt als der andere. Das Mitleid ist süß, weil, wenn man sich an

---

*) Die Herausgeber erinnern an Cicero (üb. d. Wesen der Götter 1, 44): „In unserer Schwäche liegt alle Hinneigung und Liebe."

**) Vgl. II. § 108, Anm. und unsere Einleitung zum ersten Bande S. XIV.

die Stelle des Leidenden versetzt, man dennoch die angenehme Empfindung hat, nicht zu leiden wie er. Der Neid ist bitter, weil der Anblick eines glücklichen Menschen dem Neider, ohne ihn an dessen Stelle zu setzen, das unangenehme Gefühl giebt, sich nicht darin zu befinden. Es ist, als befreite uns der eine von dem Schmerz, den er leidet, und als nähme uns der andere die Lust, deren er genießt.

47. Willst du also in dem Herzen eines jungen Menschen die ersten Regungen der erwachenden Empfindsamkeit anfachen und lebhaft erhalten und seinen Charakter zum Wohlthun und zur Güte lenken, so laße nicht durch das trügerische Bild menschlichen Glückes in ihm Stolz, Eitelkeit und Neid Wurzel fassen; zeige seinen Blicken nicht so früh das Gepränge der Höfe, den Glanz der Paläste, den Reiz der Schauspiele;*) führe ihn nicht in Gesellschaften und glänzende Versammlungen. Zeige ihm die äußere Erscheinung der großen Gesellschaft nicht eher, als du ihn befähigt hast, sie nach ihrem inneren Gehalt zu würdigen. Damit bildest du ihn nicht, wenn du ihm die Welt zeigst, bevor er die Menschen kennt; damit verdirbst du ihn: das ist keine Aufklärung, das ist Täuschung.

48. Die Menschen sind von Natur weder Könige noch Würdenträger, weder Höflinge noch Millionäre. Arm und nackt kommen sie alle zur Welt, der Not des Lebens, dem Kummer, dem Leiden, den Entbehrungen und Schmerzen jeder Art unterworfen; endlich sind sie alle zum Tode verurteilt. Das ist das wahre menschliche Schicksal, von dem kein Sterblicher verschont wird. So beginne denn an der menschlichen Natur zu erforschen, was unzertrennlich von ihr ist und die Menschlichkeit am reinsten darstellt.

49. Mit sechzehn Jahren weiß der Jüngling wohl, was leiden ist, denn er hat selbst gelitten; aber er hat kaum erfahren, daß auch andere leiden: das bloße Sehen ohne das Mitfühlen giebt noch keine Erfahrung, und, wie ich schon hundertmal gesagt habe, das Kind kann sich die Empfindungen der anderen nicht vorstellen und kennt daher keine Schmerzen als seine eigenen; aber wenn die erste Entfaltung seiner Sinnlichkeit in ihm das Feuer der Einbildung entzündet, da beginnt es, sich auch in den Nebenmenschen zu fühlen, ihren Jammer mitzuempfinden

---

*) „Das Theater, das zur Verbesserung der Sitten nichts vermag, vermag viel zur Schädigung derselben. Indem es alle unsere Neigungen begünstigt, giebt es denen, die in uns herrschen, neue Kraft; die fortwährende Aufregung, in die es uns versetzt, entnervt und schwächt uns und nimmt uns die Fähigkeit, unseren Leidenschaften zu widerstehen; das unfruchtbare Interesse, das man an der Tugend nimmt, schmeichelt nur unserer Eigenliebe, ohne uns zu zwingen, die Tugend zu üben.“ Rousseau, Brief an D'Alembert (über das Theater). § 469 dieses Buches des „Emil“ wird der Zögling ins Theater geführt, aber nur der Bildung seines Geschmackes wegen; Lebensregeln und Moral soll er dort nicht lernen.

und ihre Schmerzen mitzuleiden. Dann muß das traurige Gemälde der leidenden Menschheit in seinem Herzen die erste Rührung hervorrufen, die es je erfahren hat.

50. Wenn man diesen Augenblick bei eueren Kindern nicht leicht bemerkt, wo liegt da die Schuld? Ihr lehret ihnen frühzeitig, mit dem Gefühl zu spielen, ihr lehret ihnen seine Sprache so früh, daß sie gar keinen anderen Ton kennen und eure Lehre nun gegen euch selbst kehren und daß sie euch kein Mittel lassen zu unterscheiden, wenn sie einmal nicht mehr lügen, sondern wirklich fühlen, was sie sagen. Sehet dagegen meinen Emil; in dem Alter, zu dem ich ihn jetzt geführt habe, hat er noch nicht gefühlt und noch nicht gelogen. Bevor er weiß, was Liebe ist, hat er zu niemanden gesagt: ich liebe dich sehr; man hat ihm noch nicht vorgeschrieben, wie er sich in der Krankenstube seines Vaters, seiner Mutter oder seines Erziehers benehmen soll; man hat ihm die Kunst, Betrübnis zu heucheln, die er nicht fühlt, noch nicht gezeigt. Er hat noch bei keines Menschen Tode Thränen erlogen; denn er weiß noch nicht, was sterben ist. Die nämliche Gefühllosigkeit, die er im Herzen hat, zeigt sich auch in seinem äußeren Benehmen. Gleichgiltig gegen alles außer gegen sich selbst, wie alle anderen Kinder, nimmt er an niemanden Anteil; bei ihm ist nur der Unterschied, daß er auch nicht dafür angesehen sein will und daß er nicht falsch ist wie jene.*)

51. Emil hat wenig nachgedacht über empfindende Wesen und wird es erst spät erfahren, was leiden und sterben ist. Klagen und Geschrei wird fortab sein Inneres aufregen, der Anblick des fließenden Blutes wird ihn seine Augen wegwenden lassen; die Zuckungen eines sterbenden Tieres werden ihm eine seltsame Herzensangst verursachen, bevor er weiß, woher diese Regungen kommen. Wäre er stumpfsinnig und gefühllos geblieben, so würde er sie nicht empfinden; wäre er unterrichteter, so würde er ihre Quelle kennen: er hat schon zu viele Ideen mit einander in Vergleichung gesetzt, um nichts zu fühlen, und nicht genug, um zu begreifen, was er fühlt.

52. So entsteht das Mitleid, das erste verbindende**) Gefühl, das, der Ordnung der Natur gemäß, das menschliche Herz ergreift. Um gefühlvoll und mitleidig zu werden, muß das Kind wissen, daß es ihm ähnliche Wesen giebt, die leiden, was es selbst gelitten hat, die Schmerzen empfinden, welche es selbst empfunden hat, und solche, die es selbst betreffen können und ihm daher begreiflich sein müssen. Wie sollten wir uns denn in der That durch das Mitleid rühren lassen, wäre es nicht dadurch, daß wir aus uns selbst heraustreten und uns als Eines fühlen mit dem leidenden Wesen, indem wir, so zu sagen, unser eigenes

---

*) Man vergleiche indessen II, § 80.

**) sentiment relatif (in Beziehung setzendes Gefühl).

Wesen verlassen, um uns mit dem seinigen zu bekleiden? Wir leiden nur so viel, als wir ihm Leiden zuschreiben; nicht in uns, sondern in ihm leiden wir. So wird niemand gefühlvoll, außer wenn seine Einbildung sich belebt und ihn aus sich selbst herauszuführen beginnt.

53. Um dieses erkeimende Gefühl anzuregen und zu nähren, um es zu leiten und seinem natürlichen Gange nachzugehen, was sollen wir anderes thun, als dem jungen Menschen Gegenstände vorhalten, gegen welche der Drang seines Herzens sich äußern kann, Gegenstände, die sein Herz erweitern und auf die andern Wesen hinübertragen, sodaß er es überall außer sich wiederfinden kann; sorgfältig aber alle von ihm fernhalten, die es einengen und zusammendrängen und das Ich im Menschen in Spannung versetzen, d. h. in anderen Ausdrücken, Güte, Menschenfreundlichkeit, Erbarmen und Wohlthätigkeit, alle anziehenden und sanften Neigungen, die den Menschen von Natur aus gefallen, in ihm anregen und den Neid, die Begehrlichkeit und den Haß und alle abstoßenden und unmenschlichen Leidenschaften ersticken, die, so zu sagen, das Gefühl nicht bloß auslöschen, sondern nach der entgegengesetzten Seite verkehren, und die ein Qual für den sind, der sie in sich fühlt.

54. Ich kann wohl alle vorangehenden Betrachtungen in zwei oder drei bündigen, klaren und faßlichen Grundsätzen zusammenfassen.

Erster Grundsatz.

55. Es liegt nicht im menschlichen Herzen, sich an die Stelle derjenigen zu versetzen, die glücklicher sind als wir, sondern nur an Stelle derjenigen, welche beklagenswerter sind.

Wenn man Ausnahmen von diesem Grundsatze findet, so sind sie mehr scheinbar als wirklich. So versetzt man sich nicht an die Stelle des Reichen oder Vornehmen, an den man sich anschließt; selbst bei herzlicher Zuneigung eignet man sich eben nur einen Teil seines Wohlbefindens an. Man liebt ihn wohl manchmal, wenn er unglücklich ist: solange es ihm jedoch gut geht, hat er keinen wahrhaften Freund, es müßte denn einer sein, der sich durch den Schein nicht blenden läßt und ihn trotz seines Glückes mehr beklagt als beneidet.*)

56. Das Glück gewisser Lebenslagen, z. B. das Glück des Landlebens, macht auf uns einen besondern Eindruck.**) Das Vergnügen, diese guten Leute glücklich zu sehen, ist nicht vergiftet durch den Neid; man nimmt wirklichen Anteil an ihnen: warum das? weil man es in der

---

*) Vgl. unten § 474.

**) Die Stelle im „Emil" (IV § 492 ff.), wo das Glück des Landlebens geschildert wird, an dem der arme Landmann mit dem Reichen Teil nehmen kann, hat im vorigen Jahrhundert auch allerwärts tiefen Eindruck gemacht.

Hand hat, in dieses friedliche, unschuldsvolle Leben herunterzusteigen und das nämliche Glück zu genießen: dies ist ein Herabsteigen, dem keine unangenehmen Vorstellungen anhaften, denn man braucht es nur genießen zu wollen, um es auch zu können. Es ist immer wohlthuend, die eigenen Mittel und das eigene Gut zu betrachten, auch wenn man es selbst nicht gebrauchen will.

57. Daraus folgt, daß, um einen jungen Menschen für die Menschlichkeit zu stimmen, man ihn nicht etwa das glänzende Los der Reichen bewundern lassen, sondern es ihm vielmehr von seinen Schattenseiten zeigen und ihm Furcht davor einflößen soll. Dann muß ihn eine überzeugende Schlußfolgerung dahin führen, daß er sich seinen Pfad zum Glücke bahnt, ohne jemanden in den Weg zu treten.

Zweiter Grundsatz.

58. Man beklagt an anderen nur diejenigen Übel, vor denen man sich selbst nicht gesichert weiß.

Non ignara mali, miseris succurrere disco.*)

Ich kenne nichts so Schönes, Tiefes, Rührendes und Wahres als diesen Vers.

59. Warum sind die Könige mitleidslos gegen ihre Unterthanen? weil sie sich selbst nie zu den Menschen rechnen. Warum sind die Reichen so hart gegen die Armen? weil sie selbst nicht fürchten, je arm zu werden. Warum hat der Adel eine so große Verachtung für das Volk? weil ein Adeliger nie ein Spießbürger wird. Warum sind die Türken im allgemeinen menschen- und gastfreundlicher als wir? weil bei ihrer ganz und gar willkürlichen Regierung Stellung und Vermögen der Privatpersonen immer unsicher und schwankend sind, weshalb sie Erniedrigung und Elend nicht als einen sie gar nicht berührenden Zustand ansehen;**) jeder kann morgen das sein, was heute derjenige ist, dem er seine Hilfe leiht. Dieser Gedanke, der in den morgenländischen Erzählungen immer wiederkehrt, giebt dieser Lektüre etwas so eigentümlich Rührendes, was im ganzen Scheinwesen unserer trockenen Moral nicht zu finden ist.

60. Gewöhne also deinen Zögling nicht daran, auf das Elend der Unglücklichen und auf die Mühsale der Armen aus seiner glänzenden Lage herunterzuschauen, und hoffe nicht, daß du ihm Bedauern dafür

*) Vergil Aeneid. I. 630: Elends ertrug ich genug, den Armen Hilfe zu spenden.

**) Gegenwärtig scheint sich das etwas anders zu gestalten: die Stände scheinen gesicherter zu werden und die Menschen werden dafür auch hartherziger. — R. Amst.

einflößen werdest, wenn er sie als Leute ansieht, die ihn nichts angehen. Mache ihm begreiflich, daß das Schicksal dieser Unglücklichen auch das seinige sein kann, daß all ihr Elend ihm selbst unter den Füßen lauert und daß unvorhergesehene und unvermeidliche Ereignisse ihn in jedem Augenblicke in das nämliche Unglück stürzen können. Lehre ihm, weder auf seine Geburt, noch auf seine Gesundheit, noch auf seinen Reichtum zu rechnen; zeige ihm alle Wechselfälle des Schicksals; führe ihm die immer nur zu häufigen Beispiele von Leuten vor, die aus einer viel höheren Lebensstellung noch unter diese Unglücklichen hinabgesunken sind: ob das durch ihre eigene Schuld geschehen ist oder nicht, thut hier nichts zur Sache. Weiß er denn überhaupt, was Schuld heißt? Halte dich immer an die Stufenfolge seiner Kenntnisse, bemiß deine Belehrungen immer nur nach dem Maße seiner Fassungskraft: er braucht kein großer Weiser zu sein, um zu fühlen, daß die ganze menschliche Klugheit ihm nicht sagen kann, ob er in der nächsten Stunde tot oder lebendig sein wird, ob er nicht noch vor Tagesende die Zähne knirschen wird vor Nierenschmerzen, ob er nach einem Monat reich oder arm sein wird, ob er nicht vielleicht ein Jahr später unter der Peitsche der algerischen Galeeren rudern wird.*) Vor allem sage ihm das alles nicht gefühllos vor wie seinen Katechismus; er soll das menschliche Elend sehen und fühlen: erfülle seine Einbildung mit Schaudern und Zittern vor den Gefahren, von denen jeder Mensch fortwährend umgeben ist; er soll alle diese Abgründe rings um sich sehen und ängstlich soll er bei deiner Beschreibung sich an dich drängen aus Furcht hineinzufallen. Du sagst, wir machten ihn zaghaft und furchtsam. Das wird sich später zeigen: für jetzt wollen wir ihn erst menschenfreundlich machen; das ist zunächst unsere wichtigste Aufgabe.

Dritter Grundsatz.

61. Das Mitgefühl für die Leiden anderer richtet sich nicht nach der Größe des Übels, sondern nach dem Gefühl, das man für die Leidenden hegt.

Man beklagt einen Unglücklichen nur so weit, als man ihn beklagenswert findet. Das physische Bewußtsein unserer Leiden ist beschränkter, als es scheint; aber durch das Gedächtnis, das uns die Fortdauer derselben fühlbar macht, und durch die Einbildung, welche sie auf die Zukunft überträgt, machen sie uns wahrhaft beklagenswert. Darin liegt meines Erachtens eine der Ursachen, die uns gefühlloser machen für die Leiden der Tiere als die der Menschen, obwohl die allgemeine Empfindsamkeit uns das Gefühl der Gemeinsamkeit mit ihnen geben

*) Ähnliches begegnet Emil in der romanhaften Fortsetzung des Emil (vgl. Anhang I unserer Ausgabe).

müßte. Einen Karrengaul in seinem Stall bedauert man kaum, weil man nicht voraussetzt, daß er an der Krippe an die Schläge denkt, die er empfangen, und an die Anstrengungen, die ihn erwarten. Ebenso wenig einen Hammel, den man weiden sieht, obwohl man weiß, daß er bald erwürgt werden wird, da man urteilt, daß er sein Schicksal nicht voraussieht. Diese Gefühllosigkeit dehnt man aber auf das Schicksal der Menschen aus; die Reichen trösten sich über das Übel, das sie den Armen zufügen, indem sie dieselben für dumm genug halten, nichts davon zu spüren. Im allgemeinen beurteile ich den Wert, den jeder dem Glücke der Nebenmenschen zumißt, nach der Wertschätzung, die ich für diese selbst bei ihm annehmen kann. Es ist natürlich, daß man für das Glück der Menschen, die man verachtet, wenig giebt. Man wundere sich also nicht mehr, wenn die Politiker vom Volke mit so vieler Geringschätzung reden oder wenn die meisten Philosophen sich bemühen, den Menschen so schlecht zu machen.

62. Das Volk macht die Menschheit aus;*) was nicht Volk ist, ist so geringfügig, daß es sich nicht der Mühe lohnt, es zu zählen. Der Mensch ist derselbe in allen Ständen; wenn das richtig ist, so verdienen die zahlreichsten Stände die meiste Achtung. Vor dem denkenden Menschen verschwinden alle bürgerlichen Unterschiede: er sieht die nämlichen Leidenschaften, die nämlichen Gefühle im Troßbuben und im berühmten Manne; er unterscheidet an ihnen nur die Sprache, eine mehr oder weniger künstliche Art des Auftretens, und wenn sich sonst irgend ein wesentlicher Unterschied zeigt, so spricht er zu Ungunsten derjenigen, die sich am meisten verstellen. Das Volk zeigt sich, wie es ist, und ist nicht liebenswürdig; aber die feinen Leute müssen sich verstellen: zeigten sie sich so, wie sie sind, man würde vor ihnen erschrecken.

63. Unsere Weisen sagen zwar hinwiederum, in allen Ständen finde sich das gleiche Maß von Glück und Unglück. Das ist ein ebenso gefährlicher als haltloser Satz; denn wenn alle gleich glücklich sind, was brauche ich mich um irgendjemanden zu kümmern? Möge dann jeder bleiben, wie er ist; möge der Sklave mißhandelt werden, der Kranke leiden, der Bettler dahinsiechen; sie haben bei einem Wechsel des Standes nichts zu gewinnen. Sie zählen die Beschwerden des Reichtums auf und zeigen die Nichtigkeit seiner eitlen Vergnügungen: welch grober Trugschluß! Die Widerwärtigkeiten des Reichtums kommen nicht vom Reichtum, sondern vom Reichen selbst, der ihn verkehrt anwendet. Wäre er auch unglücklicher als der Arme, er ist nicht beklagenswert, weil er

---

*) Qu'est-ce que le tiers-état? Tout. (Was ist — nach Adel und Geistlichkeit — der dritte Stand? Alles.) sagt „R.s. Schüler" Siéyes in seiner durchschlagenden Schrift über den dritten Stand (Qu'est-ce que le tiers-état?).

an seinem Unglück selbst schuld ist und weil es nur von ihm abhängt, glücklich zu sein. Aber das Unglück des Armen kommt von außen, von dem rauhen Schicksal, das auf ihm lastet. Es giebt keine Gewohnheit, die ihm das leibliche Gefühl der Anstrengung, der Erschöpfung und des Hungers nehmen kann; weder Mutterwitz noch Weisheit können ihm helfen, die Beschwerden seines Standes abzuschütteln. Was gewinnt Epiktet damit, daß er voraussieht, sein Herr werde ihm das Bein zerschmettern? Wird er es ihm deshalb weniger zerschmettern? Zu diesem Schmerz hat er noch die Qual, es vorauszuwissen. Wäre das Volk ebenso gescheit, wie wir es für dumm halten, in welcher Beziehung könnte es denn anders sein, als es ist? in welcher Hinsicht könnte es anders handeln? Betrachte die Leute aus diesem Stande, und du wirst sehen, daß sich bei ihnen unter anderen Worten so viel Verstand und mehr Vernunft findet als bei euch. Habe also Ehrfurcht vor dem Menschengeschlecht; bedenke, daß es wesentlich zusammengesetzt ist aus der Summe der Völker, daß, wenn man alle Philosophen und Könige wegnähme, dies kaum bemerklich wäre, und daß darum die Dinge nicht schlechter gingen. In einem Worte, lehre deinen Zögling alle Menschen lieben, selbst diejenigen, die keine Ehre der Menschheit sind; mache, daß er keiner Klasse sich zugeselle, in allen aber sich wiederfinde: sprich mit ihm vom menschlichen Geschlechte mit Rührung, ja sogar mit Mitleid, nie aber mit Verachtung. Mensch! verunehre den Menschen nicht.

64. Auf diesen und ähnlichen, den betretenen Pfaden so ziemlich entgegengesetzten Wegen soll man in das Herz des heranwachsenden Jünglings eindringen, um darin die ersten Regungen der Natur anzufachen, um es zu entwickeln und über die Mitmenschen auszudehnen; ich füge hinzu, daß man ja möglichst wenig von persönlichem Interesse mit diesen Regungen vermischen möge: vor allem keine Eitelkeit, keinen Ehrgeiz, keine Ruhmsucht, nichts von jenen Gefühlen, die uns veranlassen, uns mit anderen zu vergleichen; denn diese Vergleichungen geschehen nie ohne irgend eine Anwandlung des Hasses gegen diejenigen, die uns den Vorzug streitig machen, wenn auch nur in unseren eigenen Augen. Man muß in diesem Falle die Augen schließen oder sich ärgern, böse oder thöricht sein: suchen wir, dieser Alternative aus dem Wege zu gehen. Diese so gefährlichen Leidenschaften, sagt man, werden doch früher oder später kommen, mögen wir thun, was wir wollen. Ich leugne es nicht; jedes Ding hat seinen Ort und seine Zeit: ich sage nur, man soll ihr Auftreten nicht auch noch begünstigen.

65. Dies ist der Geist der Methode, die man sich zum Gesetz machen muß. Beispiele und Einzelheiten sind hier wertlos, weil hier die Charaktere ins Unendliche aus einander gehen und jedes Beispiel, das ich geben würde, vielleicht unter hunderttausenden nur auf einen passen würde. Mit diesem Alter beginnt auch für den geschickten Lehrer

das wahre Amt des Beobachters und des Philosophen, der die Kunst versteht, die Herzen zu ergründen, während er an deren Bildung arbeitet. Solange der Jüngling noch an keine Verstellung denkt und keine Verstellung gelernt hat, sieht man bei jedem Gegenstand, den man ihm vorführt, in seinem Gesicht, seinen Augen und Gebärden den Eindruck, den er davon empfängt; auf seinem Gesichte liest man alle Bewegungen seiner Seele: durch anhaltende Beobachtung lernt man sie voraussehen und am Ende leiten.

66. Es ist eine allgemeine Wahrnehmung, daß Blut, Wunden, Geschrei, Seufzen, die Vorbereitungen für schmerzhafte Operationen, kurz alles, was Bilder des Schmerzes vor die Sinne führt, alle Menschen rascher und tiefer ergreift. Der Gedanke an die Auflösung ist nicht so einfach und macht nicht den gleichen Eindruck; das Bild des Todes berührt uns langsamer und schwächer, weil niemand in dieser Beziehung eine Erfahrung hinter sich hat: man muß Leichname gesehen haben, um den Todeskampf der Sterbenden zu begreifen. Aber wenn diese Vorstellung in unserem Geiste einmal fest gebildet ist, so giebt es für unsere Augen keinen schrecklicheren Anblick, entweder vermöge des Gedankens einer völligen Auflösung, die alsdann durch die Sinne fühlbar wird, oder weil in dem Bewußtsein, daß dieser Augenblick für alle Menschen unausbleiblich ist, man lebhafter berührt wird von einem Zustande, von dem man sicher weiß, daß man ihm nicht entrinnen kann.

67. Diese verschiedenen Eindrücke haben ihre Wandlungen und Abstufungen, welche von dem besonderen Charakter jedes Einzelnen und seiner bisherigen Stimmung abhängen; aber sie sind allgemeiner Natur, und niemand ist ganz frei von ihnen. Es giebt solche, die weniger rasch und allgemein wirken und den empfindsamen Seelen mehr eigen sind. Diese werden durch geistige Leiden, durch innere Schmerzen, durch Betrübnis, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit erzeugt. Es giebt Leute, welche nur durch Schreien und Weinen sich in Aufregung versetzen lassen; lange verhaltenes Schluchzen eines bedrückten Herzens hat ihnen nie einen Seufzer entlockt; nie hat der Anblick eines niedergeschlagenen Menschen, eines hageren und abgehärmten Antlitzes, eines erloschenen und vertrockneten Auges sie selbst zu Thränen gerührt; die Leiden der Seele berühren sie nicht; ihr Urteil darüber ist fertig, ihr Herz fühlt nichts mehr dabei: von ihnen erwarte man nichts als unerbittliche Härte, Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit. Sie mögen unbescholten und gerecht sein, nie aber milde, edelmütig und mitleidig. Ich sage, sie mögen gerecht sein, wenn überhaupt ein Mensch gerecht sein kann, ohne mitleidig zu sein.

68. Sei indessen nicht vorschnell in der Beurteilung der jungen Leute nach dieser Regel, besonders derjenigen jungen Leute, welche erzogen worden sind, wie es recht ist, und daher keinen Begriff von gei-

stigen Leiden haben, vor denen man sie immer behütet hat; denn, um es noch einmal zu sagen, sie können nur diejenigen Leiden beklagen, die sie kennen, und diese anscheinende Gefühllosigkeit, die nur eine Folge von Unwissenheit ist, verändert sich auch bald in Zartgefühl, sobald sie einmal gewahr werden, daß es im menschlichen Leben tausenderlei Leiden giebt, die sie gar nicht kannten. Hat mein Emil in seiner Kindheit einen harmlosen, gesunden Sinn gehabt, so bin ich sicher, daß er als Jüngling Herz und Gefühl haben wird; denn die Wahrheit des Gefühls hängt sehr von der Richtigkeit der Begriffe ab.

69. Aber warum komme ich hier auf diese Dinge? Mehr als ein Lehrer wird mir ohne Zweifel den Vorwurf machen, ich hätte meinen früheren Vorsatz und das beständige Glück, das ich meinem Zögling versprochen hatte, ganz aus den Augen verloren. Unglückliche und Sterbende, Bilder des Schmerzes und des Elends! welches Glück, welcher Genuß für ein junges Herz, das sich eben erst dem Leben erschließt! Sein trübsinniger Erzieher, der ihm eine so angenehme Erziehung zugedacht, führt ihn nur ins Leben, um ihn leiden zu lassen. So wird man sagen: aber was kümmert es mich? Ich habe versprochen, ihn glücklich zu machen; nicht auf den Schein des Glücks habe ich es abgesehen. Ist es meine Schuld, wenn ihr euch durch den Schein immer blenden lasset und ihn für Wirklichkeit nehmt.

70. Nehmen wir zwei Jünglinge, deren erste Erziehung eben vollendet und die nun durch zwei gerade entgegengesetzte Thore in die Welt hinausgehen. Der eine erklimmt mit einem Male den Olymp und ergeht sich in der glänzendsten Gesellschaft. Man führt ihn an den Hof, zu den Großen und Reichen, zu den schönen Frauen. Ich setze voraus, daß man ihn überall auszeichnet, und untersuche die Wirkung eines solchen Empfangs auf seinen Verstand nicht; ich nehme an, daß dieser ihr standhalte. Das Vergnügen fliegt ihm in die Arme, jeder Tag bringt ein neues Ergötzen für ihn; er ergiebt sich jedem mit einem Anteil, der dich besticht. Du siehst sein lebhaftes, eifriges, neugieriges Wesen, sein erstes Entzücken blendet dich: du hältst ihn für beglückt. Siehe jedoch den Zustand seiner Seele: du glaubst, er genieße; ich glaube, daß er leidet.

71. Was bemerkt er denn zuerst, wenn er seine Augen aufschlägt? Eine Unzahl von angeblichen Gütern, die er nicht kannte, die zum größten Teil nur für einen Augenblick ihm erreichbar sind und nur dazu sich ihm gezeigt zu haben scheinen, damit er ihren Verlust bedauern könne. Geht er in einem Palast umher, so siehst du an seiner fieberhaften Neugier, daß er sich fragt, warum sein väterliches Haus nicht auch so aussieht. Alle seine Fragen sagen dir, daß er sich unablässig mit dem Besitzer dieses Hauses vergleicht, und alles, was er bei dieser Parallele Demütigendes für sich findet, stachelt seine Eitelkeit zur Em-

pörung auf. Begegnet er einem jungen Menschen, der besser gekleidet ist als er, so sehe ich ihn im Geheimen murren über den Geiz seiner Eltern. Ist er besser ausstaffiert als ein anderer, so sieht er zu seinem Leidwesen, daß dieser andere es ihm zuvorthut durch seine Herkunft oder seinen Verstand; all seinen Goldflitter sieht er herabgewürdigt vor einem schlichten Tuchkleid. Glänzt er allein in einer Gesellschaft, erhebt er sich auf den Fußspitzen, um besser gesehen zu werden, wer spürte nicht eine geheime Neigung, das hoffährtige, eingebildete Wesen eines jungen Gecken herunterzudrücken? Bald vereinigt sich alles wie verabredet; die beunruhigenden Blicke eines ernsten Mannes, die Spottworte eines Satirikers werden bald auch zu ihm gelangen, und fühlte er sich auch nur von einem einzigen Menschen mißachtet, die Verachtung dieses Einzigen vergiftet im Augenblick den Beifall der anderen.

72. Geben wir ihm alles, statten wir ihn mit einer angenehmen Erscheinung und auszeichnenden Vorzügen aus; er sei schön gewachsen, geistreich, liebenswürdig. Die Frauen werden ihm nachlaufen; aber da sie das thun, bevor er sie liebt, werden sie ihm eher Narrheit als Liebe einflößen: der Liebesgott wird ihm wohl manchmal günstig sein, aber Begeisterung und Leidenschaft zum Genuß wird er nicht haben. Seine immer zu früh befriedigten Begierden haben nicht Zeit gehabt zu erwachen, und so fühlt er im Schoße der Lust nur den Druck des Zwanges: das Geschlecht, das sein eigenes Geschlecht beglücken sollte, widert ihn an und sättigt ihn, noch bevor er es kennt; bleibt er ihm dennoch nahe, so geschieht es nur aus Eitelkeit, und sollte er sich aus wirklicher Neigung ihm näher anschließen, so wird er nicht allein jung, glänzend und liebenswürdig sein und nicht immer in seiner Geliebten ein Wunder der Treue finden.

73. Ich sage nichts von den Plackereien, Verrätereien, Verleumdungen und Enttäuschungen jeder Art, die von einem solchen Leben unzertrennlich sind. Man weiß, welchen Ekel die Erfahrung uns davor einflößt; ich spreche nur von dem Gram, den der erste Wahn mit sich bringt.

74. Welcher Abstand für denjenigen, welcher, bisher im Kreise seiner Familie und seiner Bekannten festgehalten, in sich das einzige Ziel all ihrer Aufmerksamkeit gesehen hat, wenn er plötzlich in Verhältnisse eintritt, wo er für so wenig angesehen wird, wenn er sich fast hinausgeschleudert sieht in einen fremden Kreis, da er doch so lange der Mittelpunkt des seinigen war! Wie viele Beleidigungen und Erniedrigungen muß er nicht erfahren, bevor er unter den Unbekannten das Vorurteil seiner Wichtigkeit ablegt, das er unter den Seinigen angenommen und großgezogen hat! Als Kind war ihm alles willfährig, alles drängte sich um ihn: als Jüngling muß er jedermann nachstehen; oder es werden ihn tausenderlei harte Erfahrungen auf sich selbst zurückdrängen, wenn

er sich vergessen und seine alte Art beibehalten sollte! Die Gewohnheit, seine Wünsche mühelos befriedigt zu sehen, macht ihn geneigt, vieles zu wünschen, und veranlaßt ihm fortwährende Entbehrungen. Alles, was ihm schmeichelt, reizt ihn; alles, was andere haben, möchte er selbst haben; er begehrt alles, beneidet jedermann und möchte überall den Ton angeben; die Eitelkeit verzehrt ihn, die Glut der ungezügelten Wünsche entzündet sein junges Herz; mit ihnen entstehen Eifersucht und Haß; alle verzehrenden Leidenschaften erheben sich auf einmal in ihm, er trägt ihre Unruhe mit sich hinaus in das Getümmel der Welt und bringt sie jeden Abend mit sich nach Haus, unzufrieden mit sich und den andern; voll von tausend eitlen Plänen, durchtobt von tausend Wahnbildern, schläft er ein, und sein Stolz malt ihm noch im Traume die eingebildeten Güter vor, nach denen er sich schmerzlich sehnt und die er nie in seinem Leben sein nennen wird. Das ist dein Zögling: nun siehe den meinigen.

75. Wenn das erste Schauspiel, das ihm entgegentritt, ein Gegenstand der Traurigkeit ist, so ist sein erstes Zurückkehren zu sich selbst ein Gegenstand der Befriedigung. Wenn er die vielen Widerwärtigkeiten sieht, von denen er frei geblieben ist, so fühlt er sich glücklicher, als er zu sein glaubte. Er teilt den Schmerz der Mitmenschen; aber diese Teilnahme ist eine freiwillige und wohlthuende. Er genießt zugleich das Mitleid für ihre Schmerzen und das Glück, das ihn vor diesen bewahrt hat; er fühlt sich in jenem Zustand der Stärke, der uns über uns selbst hinausträgt und die für unser Wohlsein überflüssige Thätigkeit anderswo verwenden läßt. Um das Unglück anderer zu beklagen, muß man es ohne Zweifel kennen; aber man muß es nicht selbst fühlen. Wenn man gelitten hat oder zu leiden fürchtet, so beklagt man die Leidenden; aber während man leidet, beklagt man nur sich selbst. Nun aber, da wir alle, dem Elend des Lebens ausgesetzt, den andern nur so viel Gefühl zuwenden, als wir gerade für uns nicht notwendig haben, so folgt, daß das Mitleid ein sehr angenehmes Gefühl sein muß, da es von unserer günstigen Lage Zeugnis giebt, und daß ein hartherziger Mensch immer unglücklich ist, da der Zustand seines Herzens ihm kein überfließendes Gefühl gestattet, das er dem Schmerze anderer widmen könnte.

76. Wir urteilen über das Glück zu sehr nach dem Schein; wir setzen es da voraus, wo es am wenigsten ist; wir suchen es, wo es nicht sein kann: die Heiterkeit ist ja nur ein trügerisches Zeichen desselben. Ein heiterer Mensch ist oft nur ein unglücklicher, der die andern täuschen und sich selbst betäuben möchte. Jene in der Gesellschaft so munteren, aufgeräumten und heiteren Leute sind zu Hause fast alle mißmutig und mürrisch, und ihre häusliche Umgebung muß für die Fröhlichkeit, die sie in die Gesellschaft bringen, büßen. Die wahre Zufriedenheit ist weder

fröhlich noch ausgelassen; ein so angenehmes Gefühl behält man eifersüchtig für sich, man genießt es nachdenklich, man kostet es mit Lust und fürchtet, es möchte verfliegen. Ein wahrhaft glücklicher Mensch spricht und lacht kaum; er hält, so zu sagen, das Glück fest um sein Herz zusammen. Lärmende Spiele und rauschende Freude bemänteln Verdruß und Mißmut. Aber der Trübsinn ist der Gefährte der Lust; Rührung und Thränen begleiten den süßesten Genuß, und das Übermaß der Freude selbst entlockt eher Thränen als Lachen.*)

77. Wenn die Menge und Mannigfaltigkeit der Vergnügungen zuerst das Glück zu erhöhen scheint, wenn die Eintönigkeit eines gleichmäßigen Lebens zuerst ermüdend erscheint, so findet man doch bei näherer Einsicht, daß im Gegenteil die wohlthuendste Stimmung der Seele in einer Mäßigkeit des Genießens besteht, welche dem Verlangen und Überdruß wenig Spielraum läßt. Unstete Begierden bringen Unbefriedigtheit und Unbeständigkeit mit sich; die Öde der stürmischen Lüste erzeugt Mißmut. Man ist mit seiner Lage nie unzufrieden, wenn man keine angenehmere kennt. Von allen Menschen auf der Welt sind die Wilden am wenigsten neugierig und am wenigsten gelangweilt; ihnen gilt alles gleich: sie ziehen ihren Genuß nicht aus den Dingen, sondern aus sich selbst; sie verbringen ihr Leben mit Nichtsthun und werden nie überdrüssig.

78. Der Mensch in der Gesellschaft steckt ganz hinter seiner Maske. Fast nie lebt er in sich selbst, er ist sich immer fremd und fühlt sich unbehaglich, wenn er in sich zurückkehren muß. Was er ist, ist ein Nichts; was er scheint, ist ihm alles.

79. Ich kann nicht anders, ich muß mir auf dem Gesichte des Jünglings, von dem ich oben gesprochen habe, immer so etwas Anmaßendes, Süßliches, Geziertes denken, was mißfällt und die einfachen Leute zurückstößt, auf dem Gesichte des meinigen aber einen ansprechenden, einfachen Ausdruck, der Zufriedenheit und wahre Heiterkeit des Gemüts verrät, welcher Achtung und Zutrauen einflößt und nur die Offenbarung der Freundschaft zu erwarten scheint, um sein Zutrauen allen zu schenken, die ihm nahe treten. Man glaubt, der Gesichtsausdruck sei nur eine einfache Entwickelung der von der Natur schon ausgeprägten Züge. Ich möchte meines Teils annehmen, daß abgesehen von dieser Entwicklung die Züge des menschlichen Gesichts sich unmerklich ausbilden und Ausdruck gewinnen durch den wiederholten und gewohnheitsmäßigen Eindruck gewisser Seelenzustände. Diese bilden sich auf dem Gesicht ab, das ist ganz ausgemacht, und wenn sie zur Gewohnheit werden, so müssen sie einen

---

*) Diese Digression enthält viele Züge aus dem Bilde, welches R. in den Konfessionen von sich selbst entworfen hat, und an einer Stelle (II, 7), wo er Derartiges von sich berichtet, fügt er bei: „Wer du auch seist, wenn du einen Menschen kennen lernen willst, so verstehe dich dazu, die zwei oder drei folgenden Seiten zu lesen: du wirst Jean Jacques Rousseau ganz und gar kennen lernen.“

dauernden Eindruck zurücklassen. Auf diese Weise begreife ich, wie der Gesichtsausdruck den Charakter anzeigt, und daß man bisweilen von dem einen auf den andern schließen kann, ohne zu geheimnisvollen Erklärungen zu greifen, welche Kenntnisse voraussetzen, die wir nicht haben.

80. Ein Kind hat nur zwei vollkommen ausgeprägte Seelenstimmungen, die Freude und den Schmerz*): es lacht oder es weint, ein Zwischending giebt es für ein Kind nicht; fortwährend verfällt es von einer dieser Seelenbewegungen in die andere. Diese beständige Abwechselung läßt auf seinem Gesicht keinen dauernden Eindruck zu, daher gewinnt es keinen Ausdruck; aber in dem Alter, wo es empfindsamer geworden ist und sein Gemüt lebhafter und beständiger erregt wird, lassen die tieferen Eindrücke unauslöschlichere Spuren zurück, und aus dem zur Gewohnheit gewordenen Seelenzustand entspringt eine Gestaltung der Gesichtszüge, welche die Zeit unverwischbar einprägt. Indessen kann man nicht selten Menschen sehen, welche in verschiedenen Lebensaltern ihren Ausdruck ändern. Ich habe das an verschiedenen Personen bemerkt, und ich habe immer gefunden, daß diejenigen, die ich gut hatte beobachten und verfolgen können, auch ihre Gewohnheitsleidenschaften geändert hatten. Schon diese einzige Beobachtung, deren ich sicher bin, würde mir entscheidend scheinen, und sie ist wohl am Platze in einer Abhandlung über die Erziehung, wo es darauf ankommt, die Bewegungen der Seele nach äußeren Zeichen beurteilen zu lernen.

81. Ich weiß nicht, ob mein junger Mann, da er nicht gelernt hat, weltmännische Formen nachzuahmen und Gefühle zu heucheln, die er nicht fühlt, weniger liebenswürdig sein wird; darum handelt es sich auch hier nicht: ich weiß bloß, daß er liebevoller sein wird, und ich kann es nicht über mich bringen zu glauben, daß derjenige, der nur sich liebt, sich gut genug verstellen könne, um ebenso zu gefallen wie derjenige, der aus seiner Zuneigung für andere ein neues Glücksgefühl schöpft. Aber, was dieses Gefühl selbst anbelangt, so glaube ich darüber genug gesagt zu haben, um verständige Leser in dieser Hinsicht zu leiten und zu zeigen, daß ich mir nicht widersprochen habe.

82. Ich kehre also zu meiner Methode zurück und sage: wenn das kritische Alter herannaht, so führe man den jungen Leuten Schauspiele vor, welche sie festhalten, nicht solche, die sie aufregen: man lenke ihre aufkeimende Einbildung ab durch Gegenstände, die, anstatt ihre Sinnlichkeit zu entzünden, die Wirksamkeit derselben zurückdrängen. Man halte sie fern von den großen Städten, wo die Putzsucht und Schamlosigkeit der Weiber die Führung der Natur beschleunigt und ihr zuvorkommt, wo alles ihren Augen Vergnügungen darstellt, die sie nicht kennen sollten, bevor sie selbst dieselben zu wählen wissen. Man führe sie zu ihrem

*) Vgl. I, § 135.

ersten Aufenthalte zurück, wo die ländliche Einfalt den Leidenschaften ihres Alters eine weniger rasche Entwicklung giebt, oder, wenn ihre Neigung für die Künste sie noch an die Stadt bindet, so komme man mit Hilfe dieser nämlichen Neigung einem gefährlichen Müßiggang zuvor. Man wähle ihren Umgang, ihre Beschäftigung und ihre Erholung sorgfältig aus; man zeige ihnen nur rührende, aber anständige Gemälde, welche sie anregen, ohne sie zu verführen, und ihre Empfindsamkeit nähren, ohne ihre Sinnlichkeit zu erregen. Man bedenke ferner, daß überall ein gewisses Übermaß zu fürchten ist und daß die ungemäßigten Leidenschaften immer mehr Unheil anstiften, als man verhüten will. Es ist nicht deine Aufgabe, aus deinem Zögling einen Krankenwärter oder einen barmherzigen Bruder zu machen, seinen Blick durch fortwährende Bilder des Schmerzes und des Leidens zu verletzen, ihn von einem Krankenbett, von einem Krankenhaus zum andern zu führen und vom Richtplatz zu den Gefängnissen.*) Der Anblick des menschlichen Elends soll ihn rühren, nicht ihn abstumpfen. Wenn das nämliche Schauspiel uns häufig begegnet, so fühlt man seinen Eindruck nicht mehr, die Wiederholung gewöhnt uns an alles; was man zu oft sieht, rührt unsere Einbildungskraft nicht mehr, und nur diese macht uns das Unglück anderer fühlbar: auf diese Weise werden die Priester und Ärzte, weil sie so oft sterben und leiden sehen, mitleidslos.**) Dein Zögling soll also das Schicksal des Menschen und das Elend von Seinesgleichen kennen lernen; doch soll er nicht zu oft Zeuge davon sein. Ein einziges gut gewähltes und an einem passenden Tage vorgeführtes Beispiel wird ihm Rührung und zu denken geben für einen Monat. Sein Urteil wird weniger durch das bestimmt, was er sieht, als durch das Wiederkehren der Erscheinung, und der bleibende Eindruck, den er von einem Gegenstand empfängt, rührt weniger von dem Gegenstande selber her als von dem Gesichtspunkte, von welchem aus man seine Erinnerung an denselben wachruft. So kannst du durch die Vorführung von Beispielen, Lehren und Bildern den Stachel der Sinnlichkeit lange Zeit abstumpfen und die Natur zurückdrängen, indem du ihrem eigenen Fingerzeig folgst.

83. Wenn seine Kenntnisse sich erweitern, so wähle man Vorstellungen, die sich auf sie beziehen; wenn aber seine Begierden lebhafter werden, so wähle man Bilder, welche sie zurückdrängen. Ein alter Kriegsmann, der sich ebenso sehr durch seinen Lebenswandel wie durch seinen Mut auszeichnete, hat mir erzählt, daß sein Vater, ein verständiger,

---

*) R. sagt: „von der Grève zu den Gefängnissen." La Grève („Sandufer") ist ein Platz an der Seine zu Paris, wo man die Hinrichtungen vollzog.

**) Priester und Ärzte würden, so meint Formey, Rousseau gerade am nötigsten gewesen sein. Über die Ärzte vergl. I § 98 und unsere Anmerk. dazu. I § 100 sind Priester, Philosophen und Ärzte als Feinde der Menschheit aufgezählt. Über die Priester vergl. III, § 145.

aber sehr frommer Mann, als er sah, daß das Temperament seines Sohnes in seiner ersten Jugend ihn zu den Weibern hinzog, nichts unterließ, um ihn in Schranken zu halten; als er aber trotz aller Sorgfalt sehen mußte, daß er nahe daran war, seiner Hut sich zu entziehen, verfiel er darauf, ihn in ein Hospital für syphilitische Kranke zu führen, und ohne weitere Vorbereitungen ließ er ihn in einen Saal eintreten, wo eine Anzahl solcher Unglücklichen durch eine fürchterliche Kur für die Ausschweifungen büßte, durch welche sie so weit gekommen waren.*) Bei diesem häßlichen Anblick, der zugleich alle Sinne empörte, fiel der junge Mann beinahe in Ohnmacht. „Wohlan denn, verächtlicher Wüstling," sagte hierauf der Vater in heftigem Tone zu ihm, „überlasse dich nun deinem schimpflichen Hange, der dich fortreißt; bald wirst du dich nur zu glücklich schätzen, in diesen Saal gelassen zu werden, wo du, ein Opfer der entehrendsten Leiden, deinen Vater dazu bringen wirst, Gott für deinen Tod zu danken."

84. Diese wenigen Worte machten neben dem redenden Bilde, das den Jüngling erschütterte, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Sein Stand nötigte ihn, seine Jugend in Garnisonen zuzubringen, doch ließ er lieber alle Spöttereien seiner Kameraden über sich ergehen, als daß er ihr ausgelassenes Leben nachgeahmt hätte. „Ich bin ein Mensch gewesen," sagte er zu mir, „und habe meine Schwächen gehabt; aber bis zu meinem jetzigen Alter habe ich nie eine öffentliche Dirne ohne Schaudern ansehen können." Erzieher enthaltet euch vieler Reden; aber lernet Ort, Zeit und Personen wählen, und dann gebet alle eure Lehren in Beispielen und seid ihres Erfolges versichert.

85. Die Anwendung der Kindheit ist eine leichte Aufgabe.**) Das Böse, das sich hier einschleicht, ist nicht unheilbar, und das Gute, das geschehen kann, kann auch später noch kommen; anders verhält es sich mit diesem ersten Alter, wo der Mensch wahrhaft zu leben beginnt. Dieses Alter dauert niemals lange genug für den Gebrauch, den man davon machen muß, und seine Wichtigkeit erfordert eine unablässige Aufmerksamkeit; deshalb lege ich so viel Gewicht auf die Kunst, es zu verlängern. Eine der besten Vorschriften für die richtige Behandlung ist hier, alles zu verzögern, solange es möglich ist. Man mache die

---

*) Campe: „Auch ich habe das Mittel bei verschiedenen meiner Zöglinge angewandt; und ich bin versichert, daß es kein besseres Verwahrungsmittel, als dieses, für die Jugend gebe." Formey bemerkt zu dieser Stelle nichts; bei späterer Gelegenheit aber sagt er: „Es wäre betrübt, wenn niemand die Gabe der Enthaltsamkeit haben könnte, ohne ein Hospital für syphilitische Kranke gesehen zu haben." — Locke § 94 will überhaupt durch Kenntnis der Welt und ihrer Laster und Verkehrtheiten den Jüngling zum Eintritt in die Welt reif werden lassen.

**) Vgl. oben § 6. — Campe, Stuve und Trapp, welche in R.s obigen Worten eine große Paradoxie sehen, haben ihn jedenfalls nicht richtig verstanden.

Fortschritte langsam und sicher; man verhindere, daß der Jüngling Mann werde in dem Augenblick, wo ihm nichts mehr zu thun übrig bleibt, um es zu werden. Während der Körper wächst, bilden und entwickeln sich die Geister*), welche seinem Blute sanfte Wallungen und seinen Nerven Kraft geben sollen. Giebst du ihnen eine andere Richtung und lässest, was zur vollen Entwicklung eines Wesens bestimmt ist, dazu dienen, ein anderes zu bilden, so bleiben alle zwei in einem Zustande der Schwäche, und das Werk der Natur bleibt unvollkommen. Die Thätigkeit des Geistes wird ihrerseits von dieser Veränderung ebenfalls berührt, und die Seele, ebenso schwächlich wie der Leib, ist matt und kraftlos in ihren Verrichtungen. Große und starke Glieder machen freilich weder Mut noch Geist aus, und es ist mir klar, daß die Stärke der Seele nicht Schritt hält mit der des Leibes, wenn im übrigen die vermittelnden Organe**) beider Wesensteile in schlechter Verfassung sind. Mögen sie aber in noch so guter Verfassung sein, sie werden immer nur schwach wirken, wenn sie nur unterstützt sind durch ein erschöpftes, kraftloses Blut, dem jener Stoff fehlt, der allen Federn der Maschine Kraft und Spannung verleiht. Im allgemeinen bemerkt man bei denjenigen Menschen, deren Jugend von frühzeitigen Verirrungen bewahrt geblieben ist, mehr geistige Kraft als bei denjenigen, bei denen die Ausschweifung mit dem Augenblick angefangen hat, wo sie das Vermögen dazu hatten, und hierin liegt ohne Zweifel einer der Gründe, warum die gesitteten Völker die ungesitteten an Verstand und Mut gewöhnlich übertreffen. Die letzteren zeichnen sich bloß durch gewisse feine und kleinliche Vorzüge aus, die sie Witz, Scharfsinn und Schlauheit nennen; aber jenes große und edle Wirken der Weisheit und Vernunft, welches den Menschen durch schöne Handlungen, Tugenden und wahrhaft nützliche Thätigkeit auszeichnet und ehrt, findet sich wohl nur bei den ersteren.

86. Die Lehrer beklagen sich, daß das Feuer dieses Alters die Jugend unlenksam mache; ich sehe es: aber ist das nicht ihr eigener Fehler? Wissen sie denn nicht, daß, wenn sie einmal dieses Feuer durch die Sinnlichkeit austoben lassen, es unmöglich ist, ihm eine andere Richtung zu geben? Werden die langen und frostigen Predigten eines Pedanten im Geiste seines Zöglings das Bild der Freuden, die er in sich aufgenommen hat, auswischen? Werden sie aus seinem Herzen das Verlangen, das ihn quält, verbannen? Werden sie die Glut eines Herzens,

*) Nach einer aus dem Mittelalter herrührenden Anschauung geschieht die leibliche Entwickelung unter dem Einflusse einer halbgeistigen Substanz, die man die spiritus vitales (Lebensgeister) nannte, während dem Unbelebten nur spiritus mortuales (Todesgeister) innewohnen. In der Historia vitae et mortis des **Baco von Verulam** ist diese Anschauung durchaus festgehalten.

**) „Die unbekannten vermittelnden Organe" hatte R. zuerst geschrieben.

deren Ziel er kennt, dämpfen? Wird er sich nicht auflehnen gegen die Hindernisse, die sich dem einzigen Glücke, das in seiner Vorstellung lebt, entgegenstellen, und was wird er in dem harten Gesetz, das man ihm auferlegt, ohne es ihm begreiflich machen zu können, anderes sehen als die Laune und die Mißgunst eines Menschen, der ihn zu peinigen sucht?*) Ist es zu verwundern, daß er sich auflehnt und ihn wieder haßt?

87. Ich begreife wohl, daß, wenn man nachsichtiger ist, man sich erträglicher machen und eine anscheinende Auktorität bewahren kann. Aber ich sehe nicht recht, wozu eine Auktorität über den Zögling dienen soll, die man nur dadurch erhält, daß man Laster begünstigt, welche durch sie zurückgedrängt werden sollten; das ist gerade so, wie wenn ein Reitmeister ein wildes Pferd, um es zu beruhigen, in einen Abgrund hinabspringen ließe.

88. Dieses jugendliche Feuer ist durchaus kein Hindernis für die Erziehung; nein, sie vollendet und erfüllt sich vielmehr durch dasselbe: es giebt dir Gewalt über das Herz eines jungen Menschen, sobald er aufhört, weniger stark zu sein als du. Seine ersten Regungen sind die Zügel, durch welche du alle seine Bewegungen lenkst; er war frei, jetzt ist er gebändigt. Solange er für nichts Liebe fühlte, war er nur von sich und seinen Bedürfnissen abhängig; sobald er liebt, ist er durch seine Neigung gebunden. So bilden sich die ersten Bande, die ihn an seine Gattung fesseln. Wenn du dahin seine entstehende Empfindsamkeit lenkst, glaube nicht, daß sie sogleich alle Menschen umfassen werde und daß das Wort Menschengeschlecht für ihn irgendwelche Bedeutung haben werde. Nein, diese Empfindsamkeit wird sich zuerst auf Seinesgleichen beschränken, und diese werden für ihn keine Unbekannten sein, sondern diejenigen, mit denen er in Beziehungen steht, diejenigen, welche der Umgang ihm lieb oder unentbehrlich gemacht hat, diejenigen, bei denen er eine gleiche Denk- und Sinnesart wahrnimmt, diejenigen, die die nämlichen Leiden zu erdulden haben, die er gelitten, und die nämlichen Freuden empfinden, die er gekostet hat, mit einem Worte diejenigen, in welchen eine ausgesprochenere Gleichheit des Wesens ihm eine größere Geneigtheit zu wechselseitiger Liebe gewährt. Erst nachdem er sein Inneres nach tausenderlei Richtungen ausgebildet, nach vielem Nachdenken über sein eigenes Empfinden und das, welches er an anderen beobachtet, wird er dazu gelangen, seine eigenen Erfahrungen unter dem abstrakten Begriff der Menschheit zu verallgemeinern und zu seinen besonderen Gefühlsregungen diejenigen hinzuzufügen, welche ihn mit dem Menschengeschlecht identifizieren können.

*) Vgl. Locke § 108: „Daß sie inne werden, daß man sie liebe und gern habe und daß diejenigen, unter deren Hut sie stehen, keine Feinde ihres Wohlbefindens sind."

89. Indem er der Zuneigung fähig wird, achtet er auch auf die der anderen*) und wird schon dadurch aufmerksam auf die Zeichen solcher Zuneigung. Bemerkst du, welch neuen Einfluß dir das sichert über ihn, wie viele Ketten du um sein Herz gelegt hast, bevor er es gewahr wurde! Welches werden nicht seine Empfindungen sein, wenn er seine Augen auf sich selbst richtet und sieht, was du für ihn gethan hast, wenn er sich mit den anderen jungen Leuten seines Alters und dich mit den anderen Erziehern vergleichen kann! Ich sage: wenn er es sieht; hüte dich aber, es ihm zu sagen: denn wenn du es ihm sagst, wird er es nicht mehr sehen. Wenn du für die Sorgfalt, die du ihm gewidmet hast, Gehorsam von ihm forderst, wird er sich von dir überlistet glauben; er wird sich sagen, als du dergleichen thatest, als wolltest du ihm ohne Lohn zu Gefallen leben, sei es dir nur darum zu thun gewesen, ihn mit einer Schuld zu beladen und ihn an einen Vertrag zu binden, dem er nicht zugestimmt habe. Vergebens wirst du hinzusetzen, daß das, was du von ihm haben wollest, nur zu seinem Besten sei: du stellst eben doch ein Verlangen und zwar mit Berufung auf etwas, was du ohne seine Einwilligung gethan hast. Wenn ein Unglücklicher das Geld nimmt, das man ihm schenken zu wollen vorgiebt, und er sieht sich dann gegen seinen Willen angeworben, so schreit man über Unrecht: bist du nicht noch ungerechter, wenn du von deinem Zögling den Lohn für Mühen verlangst, die er nicht einmal angenommen hat?

90. Die Undankbarkeit wäre nicht so häufig, wenn die auf Wucher gegebenen Wohlthaten weniger gewöhnlich wären. Wir lieben, was uns wohl thut; dies Gefühl ist so natürlich! Die Undankbarkeit wohnt nicht im Herzen des Menschen, wohl aber das Interesse: es giebt weniger undankbare Empfänger als interessierte Geber.**) Wenn du mir deine Geschenke verkaufst, so werde ich um den Preis feilschen; wenn du aber dich stellst, als schenktest du, um nachher nach deinem Preise zu verkaufen, so handelst du betrüglich. Die Unentgeltlichkeit macht sie unschätzbar. Das Herz duldet keinen anderen Gesetzgeber als sich selbst: wer es fesseln will, der macht es ledig; man fesselt es, indem man ihm seine Freiheit läßt.

91. Wenn der Fischer den Köder ins Wasser wirft, so kommt der Fisch und bleibt ahnungslos in seiner Nähe; aber wenn der unter

*) Die Zuneigung kann die Erwiderung entbehren, die Freundschaft nie. Sie ist ein Tausch, ein Vertrag so gut wie die übrigen Verträge; aber sie ist der heiligste von allen. Dem Worte „Freund" entspricht kein anderes als es selbst. Jeder Mensch, der nicht der Freund seines Freundes ist, ist ganz gewiß ein Schurke; denn man kann Freundschaft nur erwerben, indem man selbst Freundschaft erzeigt oder erheuchelt. — R. Amst. —

**) Formey erhebt gegen derartige Bemäntelungen und Verteidigungen der Undankbarkeit im Interesse der Sittlichkeit Einsprache.

dem Köder versteckte Angel ihn erfaßt und er merkt, daß die Angelrute sich zurückzieht, dann sucht er zu entfliehen. Ist etwa der Fischer der Wohlthäter und der Fisch der Undankbare? Macht man je die Erfahrung, daß ein von seinem Wohlthäter vergessener Mensch diesen vergißt? Im Gegenteil, mit Vergnügen spricht er immer von ihm und nur mit Rührung denkt er an ihn: findet er Gelegenheit, durch irgend einen unerwarteten Dienst ihm zu zeigen, daß er seiner Dienste sich noch erinnert, mit welcher inneren Befriedigung genügt er dann seiner Dankbarkeit! mit welcher Wonne giebt er sich zu erkennen! mit welchem Entzücken sagt er ihm: Nun ist die Reihe an mir. Das ist in der That die Stimme der Natur; eine wahre Wohlthat findet nie einen Undankbaren.

92. Wenn also die Dankbarkeit ein natürliches Gefühl ist und wenn du ihre Wirksamkeit nicht durch deinen eigenen Fehler vernichtest, so sei versichert, daß dein Zögling, da er nun den Wert deiner Sorge um ihn erkennt, auch nicht gleichgiltig dagegen bleiben wird, wenn du nicht etwa selbst einen Preis darauf gesetzt hast, und daß sie dir in seinem Herzen einen Einfluß sichern wird, den nichts aufheben kann. Bevor du dich jedoch dieses Vorteils wohl versichert hast, mußt du ihn ja nicht verscherzen, indem du ihm gegenüber einen zu großen Wert auf deine Person legst. Rückst du ihm deine Dienste vor, so werden sie ihm unausstehlich; vergissest du sie, so wird er ihrer gedenken. Bevor es Zeit ist, ihn als Mann zu behandeln, darf davon nie die Rede sein, was er dir, sondern nur davon, was er sich selbst schuldig ist. Willst du ihn fügsam machen, so lasse ihm seine ganze Freiheit; entziehe dich ihm, auf daß er dich suche; erhebe sein Herz zu dem edlen Gefühl der Dankbarkeit, indem du ihm immer nur von seinem eigenen Interesse sprichst. Ich habe ausdrücklich erklärt,*) man solle bei allem, was man thue, nie sagen, es sei für sein Bestes, bevor er imstande sei, es auch einzusehen; er würde in dieser Rede nur deine Abhängigkeit erkannt haben und hätte dich nur für seinen Diener angesehen. Jetzt aber, wo er zu fühlen beginnt, was Lieben ist, fühlt er auch, welches süße Band einen Menschen mit dem Gegenstand seiner Liebe verknüpfen kann, und in dem Eifer, der dich fortwährend mit ihm beschäftigt, sieht er nicht mehr die Anhänglichkeit eines Sklaven, sondern die Zuneigung eines Freundes. Nun spricht aber nichts so nachdrücklich zum Herzen des Menschen als die recht erkannte Stimme der Freundschaft; denn man weiß, daß sie immer nur unseres Interesses wegen zu uns spricht. Man kann glauben, daß ein Freund uns täusche, nicht aber, daß er uns täuschen

---

*) III § 63 („Alles, was ich von dir verlange, ist zu deinem Vorteil"), § 94 u. awo. Das ganze dritte Buch behandelt den Gedanken, daß für das ganze Knabenalter das unmittelbare, dem Kinde selbst erkennbare Interesse des Kindes („Wozu ist das gut?" § 66 fgd.) den Erzieher leiten müsse.

wolle. Manchmal widersetzt man sich seinen Räten, aber man verachtet sie nie.

93. Wir treten endlich in die sittliche Weltordnung ein: wir haben den zweiten Schritt auf der menschlichen Laufbahn gemacht. Wenn hier der Ort dazu wäre, so würde ich zeigen, wie aus den ersten Regungen des Herzens die ersten Stimmen des Gewissens sich erheben und wie aus den ersten Gefühlen der Liebe und des Hasses die ersten Begriffe des Guten und Bösen entstehen. Ich würde begreiflich machen, daß *Gerechtigkeit* und *Güte* durchaus nicht bloß abstrakte Worte sind, rein innerliche Schöpfungen des Verstandes, sondern wirkliche Zustände der durch die Vernunft aufgehellten Seele, die nur einen gesetzmäßigen Fortschritt unserer ursprünglichen Seelenzustände darstellen; daß man durch die Vernunft allein, unabhängig vom Gewissen, kein natürliches Gesetz aufstellen kann, und daß das ganze Naturrecht nur ein Wahn ist, wenn es nicht auf ein dem menschlichen Herzen natürliches Bedürfnis gegründet ist.*) Aber ich sage mir, daß ich hier keine metaphysischen oder moralischen Abhandlungen zu schreiben habe, überhaupt keinerlei Lehrbuch; mir genügt es, die Ordnung und den Fortschritt unserer Gefühle und Kenntnisse zu bezeichnen mit Bezug auf unsere natürliche Anlage. Andere werden vielleicht beweisen, was ich hier nur andeute.

94. Da mein Emil bis jetzt nur sich selbst betrachtet hat, so führt ihn der erste Blick, den er auf die Mitmenschen richtet, dazu, mit ihnen sich zu vergleichen, und das erste Gefühl, welches diese Vergleichung in ihm hervorruft, ist das Verlangen, sich an die erste Stelle zu setzen. Dies ist der Punkt, wo die Selbstliebe in Eigensucht umschlägt und wo

---

*) Schon die Vorschrift, die anderen so zu behandeln, wie wir selbst von ihnen behandelt sein möchten, hat keinen wirklichen Grund als im Gewissen und im Gefühl; denn wo ist ein zwingender Grund für mich, als Ich ebenso zu handeln, als wäre ich ein anderer, zumal wenn ich die innere Überzeugung habe, mich nie im nämlichen Falle zu befinden? und wer steht mir dafür, daß ich, wenn ich diesen Grundsatz durchaus treu befolge, es erlange, daß man ihm auch mir gegenüber folge? Der Böse zieht Vorteil aus der Rechtlichkeit des Gerechten und aus seiner eigenen Ungerechtigkeit; es ist ihm ganz recht, daß die ganze Welt gerecht sei, ihn selbst ausgenommen. Was man darüber auch sagen möge, dieses Abkommen ist für die rechtlichen Leute nicht sehr vorteilhaft. Aber wenn der Drang eines hingebenden Herzens mich innerlich mit meinem Nebenmenschen verschmilzt und ich mich, so zu sagen, nur in ihm fühle, so will ich, daß er nicht leide, um selbst nicht zu leiden; aus Liebe zu mir selbst nehme ich Anteil an ihm, und der Grund der Vorschrift liegt in der Natur selbst, die mir das Verlangen nach eigenem Wohlsein einflößt, an welchem Orte ich meine Existenz auch fühlen mag. Daraus schließe ich, daß es falsch ist, daß die Vorschriften des Naturgesetzes allein auf die Vernunft gegründet seien; sie haben eine viel festere und sicherere Grundlage. Die Menschenliebe, abgeleitet aus der Selbstliebe, ist das Grundgesetz der menschlichen Gerechtigkeit. Das Evangelium giebt uns den Inbegriff der ganzen Moral durch den des Gesetzes. — R. Amst.

alle Leidenschaften, die von dieser abhängen, entstehen.*) Um jedoch zu entscheiden, ob diejenigen von diesen Leidenschaften, die in seinem Charakter zur Herrschaft kommen werden, menschenfreundlich und sanft oder unmenschlich und grausam sein werden, ob es Leidenschaften des Wohlwollens und Mitgefühls oder des Neides und der Begehrlichkeit sein werden, muß man wissen, welche Stelle unter den Menschen er sich in seinen Gedanken anweist und welcherlei Hindernisse er seiner Meinung nach zu überwinden hat, um zu der Stelle zu gelangen, welche er einnehmen will.

95. Um ihm bei dieser Frage einen Anhalt zu geben, muß man jetzt, nachdem man ihm die Menschheit nach ihren allgemein giltigen Lebensbedingungen bekannt gemacht, sie ihm in ihren verschiedenen Lagen zeigen. Da stellt sich nun das Maß der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit und das Gemälde der ganzen gesellschaftlichen Ordnung dar.

96. Man muß die Gesellschaft an den Menschen und die Menschen an der Gesellschaft studieren: wer Politik und Moral gesondert behandeln will, wird von beiden nie etwas verstehen. Hält man sich zuerst an die ursprünglichsten Beziehungen, so sieht man, welches ihr Einfluß auf den Menschen sein muß und welche Leidenschaften daraus entstehen müssen. Man sieht, daß durch die Entwickelung der Leidenschaften jene Beziehungen sich wechselweise vermehren und enger knüpfen. Unabhängig und frei werden die Menschen weniger durch die Kraft der Arme als durch die Mäßigung der Begierden.**) Wer wenig Begierden hat, ist von wenigen Leuten abhängig; aber diejenigen, welche unsere eitlen Begierden immer verwechseln mit unseren physischen Bedürfnissen und aus diesen letzteren die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft gemacht haben, haben von jeher die Wirkungen für die Ursachen genommen und sind in all ihren Folgerungen nur irre gegangen.

97.***) Im Naturzustande besteht thatsächlich eine wirkliche und un-

---

*) S. unsere Anm. zu § 14. — R. kommt auf den Gedanken zurück in § 126.

**) „Der Herzen" sagt R., er meint aber, was er Buch III § 2 sagt. Das Nämliche ist auch im 2. Teile der „Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" ausgeführt.

***) In dieses ganze Buch ist der Inhalt der „Abhandlung über den Urspr. d. Ungl." aufgenommen. Es ist nicht möglich, alle Parallelstellen anzugeben. Es sei deshalb nur der Hauptgedanke der Schrift angeführt. Der Mensch ist ein reicher organisiertes Tier, von ihm aber durch die Vervollkommnungsfähigkeit (perfectibilité) geschieden. Diese drängt den Menschen aus dem natürlichen Zustand der Gleichheit heraus, so daß er eine Reihe von Zuständen durchläuft, die ihn zuletzt zu einer künstlichen Gleichheit führen, die in der Sklaverei aller unter einem Herrn besteht, aber, weil der Zufall diesen auch wieder stürzt, den Keim der Verwirrung schon in sich trägt. Jene der Reihe nach zu durchlaufenden Zustände der Ungleichheit sind: Anerkennung des Eigentums (Arm und Reich), Einführung der Obrigkeit (Stark und Schwach), Ausartung in Willkürherrschaft (Herr und Sklave).

zerstörbare Gleichheit, weil in ihm der bloße Unterschied von Mensch zu Mensch unmöglich groß genug sein kann, um den einen vom anderen abhängig zu machen. Im Zustand der Gesellschaft besteht eine eingebildete und nichtige Gleichheit des Rechts, weil die zu ihrer Aufrechterhaltung bestimmten Mittel gerade zu ihrer Auflösung dienen und weil die öffentliche Gewalt, welche dem Stärkeren eingeräumt ist, um den Schwächeren zu unterdrücken, jenes eigentümliche Gleichgewicht zerstört, welches die Natur zwischen ihnen eingerichtet hatte.*) Aus diesem ersten Widerspruch entspringen alle andern, welche man in der bürgerlichen Ordnung bemerkt zwischen Schein und Wirklichkeit. Immer wird die Menge einer Minderzahl, das öffentliche Interesse dem Sonderinteresse aufgeopfert werden. Immer werden die prächtigen Namen der Gerechtigkeit und der Unterordnung als Werkzeuge der Gewaltthätigkeit und Waffen der Ungerechtigkeit dienen, woraus folgt, daß die ausgezeichneten Gesellschaftsklassen, welche den andern nützlich zu sein vorgeben, in der That nur sich selbst auf Kosten der andern nützlich sind; danach läßt sich ermessen, welche Achtung von Rechts- und Vernunftswegen ihnen gebührt. Es ist nur noch zu untersuchen, ob die Stellung, die sie sich selbst gegeben haben, dem Glück derjenigen, die sie einnehmen, förderlicher ist, um zu wissen, was jeder von uns von seiner eigenen Lage zu halten habe. Diese Untersuchung ist nun unsere nächste Aufgabe; um sie aber recht anzustellen, müssen wir zuerst das menschliche Herz kennen lernen.

98. Handelte es sich nur darum, den jungen Leuten den Menschen in seiner Maske zu zeigen, so hätte man nicht nötig, ihn zu zeigen; sie würden ihn immer öfter als genug sehen: da indessen die Maske nicht der Mensch ist und sein Firnis die jungen Leute nicht verführen soll, so muß man ihnen die Menschen immer so malen, wie sie sind, nicht damit sie sie hassen, sondern daß sie sie beklagen und ihnen nicht gleichen mögen. Nach meiner Meinung ist dies die vernünftigste Ansicht, die der Mensch von seinem Geschlechte haben kann.

99. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es nun geboten, einen dem bisher befolgten entgegengesetzten Weg einzuschlagen und den jungen Menschen mehr durch Erfahrung an anderen als an sich selbst zu unterweisen. Wenn die Menschen ihn täuschen, wird er einen Haß gegen sie fassen; aber wenn er zwar von ihnen geehrt wird, dabei jedoch be-

---

*) Der allgemeine Geist der Gesetze aller Länder geht dahin, den Starken immer zu begünstigen dem Schwachen gegenüber und den Besitzenden gegenüber dem Besitzlosen: es ist dies ein unvermeidlicher, aber ausnahmsloser Mißstand. — R. Amst. — Man vergl. unsere vorhergehende Anm., ferner die Bem. N. 8 zu I § 3: „Die Gesetze, welche sich immer so viel mit den Gütern und so wenig mit den Personen zu schaffen machen, weil sie den Frieden zum Zweck haben und nicht die Tugend . . .," endlich II § 72 mit unserer Anm.

merkt, daß sie sich selbst gegenseitig täuschen, so wird er Mitleid mit ihnen haben. Das Schauspiel der Welt, sagte Pythagoras, gleicht dem der olympischen Spiele. Die einen halten da Markt und denken nur an ihren Vorteil; die andern setzen ihre Person ein und suchen Ruhm; wieder andere begnügen sich damit, den Spielen zuzusehen, und diese letzteren sind nicht die schlechtesten.*)

100. Es wäre gut, wenn man die Gesellschaft für einen jungen Menschen so aussuchte, daß er von denen, die mit ihm leben, eine gute Meinung hätte, und ihn die Welt so gründlich kennen lehrte, daß er von allem, was darin vorgeht, schlecht dächte. Er soll wissen, daß der Mensch von Natur gut ist, er soll es fühlen und von seinem Nächsten nach sich selbst urteilen; aber er soll auch sehen, daß die Gesellschaft die Menschen verkehrt und verdirbt; er soll in ihren Vorurteilen die Quelle aller ihrer Laster finden; er soll geneigt sein, jeden Einzelnen zu achten, die Menge aber soll er verachten; er soll sehen, daß alle Menschen beinahe die nämliche Maske tragen, aber er soll auch wissen, daß es Gesichter giebt, die schöner sind als die Maske, die sie bedeckt.

101. Diese Methode hat allerdings ihre Unzuträglichkeiten und ist nicht leicht in der Ausführung; denn wenn er zu frühe aufs Beobachten verfällt und du ihn übst, die Handlungen anderer zu sehr in der Nähe zu durchschauen, so machst du ihn schmäh- und spottsüchtig, absprecherisch und vorschnell im Urteil: er wird sich ein häßliches Vergnügen daraus machen, allem ungünstige Deutungen zu unterschieben und, wären die Dinge selbst gut, nichts von der guten Seite anzusehen. Er wird sich an den Anblick des Lasters wenigstens gewöhnen und die Bösen ohne Abscheu sehen, wie man sich daran gewöhnt, die Unglücklichen ohne Mitleid anzusehen. Bald wird die allgemeine Verkehrtheit ihm weniger zur Lehre als zum Beispiel dienen; er wird sich sagen, wenn so die Menschen seien, brauche er nichts anderes sein zu wollen.**)

102. Willst du ihn also hierin nach Grundsätzen unterrichten und ihm mit der Natur des menschlichen Herzens auch die Einwirkung der äußeren Ursachen begreiflich machen, welche unsere Neigungen in Laster verkehren, und ihn so mit einem Schlage aus der Sinnenwelt in die geistige überführen, so wendest du eine Metaphysik an, die er zu begreifen außer stand ist; du fällst in den bisher so sorgfältig vermiedenen Fehler zurück, ihm eine Lektion zu erteilen, die gerade aussieht wie eine Lektion,***) und in seinem Geiste die Erfahrung und das Ansehen

*) Montaigne ess. I. ch. 25. Dieser erzählt nach Cicero's Tuskulanen V, 3, 9.

**) Locke will auf alle Gefahr hin dem jungen Mann, bevor er selbst in die Welt eintritt, zeigen, wie es in der Welt zugeht (§ 94).

***) Während doch die Erfahrung, nicht Worte, ihn belehren sollten.

des Lehrers seiner eigenen Erfahrung und dem Fortschritte der Natur zu unterschieben.

103. Um diese zwei Hindernisse auf einmal wegzuräumen und ihm einen Blick in das menschliche Herz zu eröffnen ohne die Gefahr, das seinige zu verderben, möchte ich ihm die Menschen von ferne zeigen, in anderen Zeiten und an anderen Orten und so, daß er den Schauplatz sehen könnte, ohne selbst handelnd aufzutreten. Hier hat die Geschichte einzutreten; mit ihrer Hilfe wird er in den Herzen der Menschen lesen ohne philosophische Belehrung; mit ihrer Hilfe wird er sie als einfacher Zuschauer sehen ohne Interesse und ohne Leidenschaft, als ihr Richter, nicht als ihr Mitschuldiger oder Ankläger.*)

104. Um die Menschen kennen zu lernen, muß man sie handeln sehen. Im gesellschaftlichen Verkehr hört man sie reden; sie zeigen ihre Worte und verbergen ihre Handlungen: aber in der Geschichte liegen diese offen da, und man beurteilt sie nach den Thaten. Selbst ihre Reden helfen ihren Wert bestimmen; denn die Vergleichung ihrer Worte und ihrer Thaten zeigt sofort, was sie sind und wie sie scheinen wollen: je mehr sie sich verstellen, desto kenntlicher werden sie.

105. Leider hat dieses Studium seine Gefahren und Unzuträglichkeiten in mehr als einer Hinsicht. Es ist schwer, sich auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus man seine Mitmenschen mit Billigkeit beurteilen kann. Einer der großen Fehler der Geschichte ist, daß sie die Menschen vielmehr von ihren schlechten Seiten als von ihren guten darstellt; da sie uns nur durch die Umwälzungen und Katastrophen interessiert, sagt sie nichts, solange ein Volk heranwächst und unter einer ruhigen und friedlichen Regierung gedeiht: erst dann spricht sie von ihm, wenn es, nicht mehr vermögend, sich selbst zu genügen, teilnimmt an den Angelegenheiten seiner Nachbarn oder diese an den seinigen teilnehmen läßt. Sie verherrlicht es erst, wenn es schon auf dem Niedergang begriffen ist: unsere Geschichten beginnen alle da, wo sie aufhören sollten. Die Geschichte der Völker, die sich zu grunde richten, kennen wir sehr genau; was uns fehlt, ist die Geschichte der Völker, die sich vermehren. Aber sie sind glücklich und verständig genug, daß die Geschichte nichts von ihnen zu sagen weiß, und wir sehen in der That auch heutzutage, daß man von denjenigen Regierungen am wenigsten spricht, die am weisesten geleitet werden. Wir erfahren also nur das Schlimme; das Gute scheint kaum der Rede wert. Es giebt keine anderen Berühmtheiten als die Bösewichte, die Guten werden vergessen

*) Auf die wesentlich gleiche Stellung der Geschichte in der neueren Pädagogik sei hier nur kurz hingewiesen.

oder lächerlich gemacht,*) und so verleumdet die Geschichte wie die Philosophie fortwährend das menschliche Geschlecht.

106. Außerdem sind die in der Geschichte aufgezeichneten Thatsachen bei weitem kein treues Gemälde derselben, wie sie sich wirklich ereignet haben. In dem Kopfe des Geschichtschreibers nehmen sie ein anderes Aussehen an: sie gestalten sich nach seinen Interessen um und färben sich nach seinen Vorurteilen. Wer versteht es, den Leser genau auf den Schauplatz der Thatsachen zu versetzen, daß er das Ereignis so sehe, wie es sich zugetragen hat? Unwissenheit oder Parteilichkeit entstellen alles. Wie viele verschiedene Gestalten kann man einem geschichtlichen Faktum geben, ohne einen einzigen Zug zu verändern, nur indem man den darauf bezüglichen Umständen mehr oder weniger Raum gestattet! Stelle den nämlichen Gegenstand unter verschiedene Gesichtspunkte, kaum wird er als der nämliche erscheinen, und doch hat sich nichts geändert als das Auge des Beobachters. Ist der Ehre der Wahrheit genug gethan, wenn man mir eine wirkliche Thatsache berichtet, sie aber unter einem ganz anderen Gesichtspunkt darstellt, als sie geschehen ist? Wie oft hat ein Baum mehr oder weniger, ein Fels zur Rechten oder Linken, eine vom Winde aufgeregte Staubwolke das Schicksal eines Kampfes entschieden, ohne daß jemand es nur bemerkt hat! Kann das den Geschichtschreiber hindern, die Ursache der Niederlage oder des Sieges dir mit derselben Sicherheit anzugeben, als wenn er selbst überall gewesen wäre? Was kümmern mich also die Thatsachen an sich, wenn ihre Ursache mir unbekannt bleibt? und welchen Nutzen kann ich aus einem Ereignis ziehen, dessen wahren Grund ich nicht kenne? Der Geschichtschreiber giebt mir einen, aber einen erfundenen; die Kritik erst, von der man so viel Wesens macht, ist nur eine Kunst der Mutmaßung, eine Kunst, unter mehreren Lügen diejenige herauszusuchen, welche der Wahrheit am meisten gleichsieht.

107. Hast du nie Cleopatra oder Cassandra**) oder andere Bücher dieser Art gelesen? Der Verfasser wählt ein bekanntes Ereignis; dann paßt er es seinen Ansichten an, schmückt es mit Einzelheiten eigener Erfindung, mit Personen, die niemals existiert, und erdichteten Charakteren aus und häuft so Dichtung auf Dichtung, um die Lektüre angenehm zu machen. Ich sehe wenig Unterschied zwischen diesen Romanen und

---

*) Statt der Worte „oder lächerlich gemacht" hieß es ursprünglich: „Die Zeit, sagt Baco, wie ein großer Strom, bringt uns nur das Leichteste und Flüchtigste: alles, was mehr Gewicht hat, sinkt zu Boden und bleibt begraben in seinem weiten Bette."

**) Romane von Calprenède. — Gauthier de Costes, Seigneur de la Calprenède, ist ein geborner Gascogner und starb 1661 zu Paris. Seine Romane zeichnen sich durch maßlose Breite aus, sind übrigens auch hierin nur dem Geschmacke der Zeit gefolgt.

eueren Geschichten, außer etwa, daß der Romanschriftsteller sich mehr seiner eigenen Phantasie überläßt, während der Geschichtschreiber sich mehr der der anderen unterwirft; ich kann noch beisetzen, wenn es sein soll, daß der erstere sich einen guten oder schlechten moralischen Stoff auswählt, um was der letztere sich gar nicht kümmert.

108. Man wird entgegnen, daß die Treue der Geschichte für uns weniger Wert hat als die Wahrheit der Sitten und Charaktere; ist nur das menschliche Herz gut geschildert, so liegt wenig daran, ob die Ereignisse auch treu berichtet sind: denn was sollen uns denn am Ende, fügt man hinzu, Thatsachen, die vor tausend Jahren sich zugetragen haben? Man hat recht, wenn die Charaktere gut nach der Natur wiedergegeben sind; aber wenn die meisten nur aus der Phantasie des Geschichtschreibers entworfen sind, gerät man da nicht auf die nämliche Klippe, die man vermeiden wollte, und giebt man da nicht der Autorität des Geschichtschreibers, was man der des Lehrers nehmen will? Soll mein Zögling nur Phantasiebilder sehen, so mögen sie doch lieber von meiner Hand entworfen sein als von einer fremden; sie werden ihm wenigstens besser angepaßt sein.*)

109. Die schlimmsten Geschichtschreiber für einen Jüngling sind diejenigen, welche Urteile über die Thatsachen abgeben. Er möge doch selbst urteilen; so lernt man die Menschen kennen. Wenn er sich immer durch das Urteil eines Schriftstellers leiten läßt, so sieht er eben nur durch das Auge eines andern, und wenn ihm dieses Auge fehlt, so sieht er nichts mehr.

110. Die moderne Geschichte lasse ich unberücksichtigt, nicht allein weil ihr der Ausdruck fehlt und die Menschen von heutzutage sich alle gleich sehen, weil unsere Geschichtschreiber einzig darauf ausgehen zu glänzen und daher immer nur stark aufgetragene Charakterbilder malen, die aber oft gar nichts vorstellen.**) Die Alten malen im allgemeinen

---

*) Man vgl. R.s Anm. zu II § 297.

**) Man sehe Davila, Guicciardini, Strada, Solis, Machiavelli und manchmal sogar de Thou. Vertot ist fast der einzige, der zu malen verstand, ohne Charakterbilder zu machen. — R. Amst. — Henrico Caterino Davila, geb. 1576 bei Padua, lange Zeit am Hofe der Katharina von Medicis, ist Verfasser einer Geschichte der Bürgerkriege in Frankreich unter Franz II., Karl IX., Heinrich III. und Heinrich IV (Venedig, 1630, französ. Paris 1757, 3 Bde.) — Francese Guicciardini, in Frankreich bekannter unter dem Namen Guichardin, geb. zu Florenz 1482, Verfasser der Geschichte der Kriege in Italien von 1490—1534 (Florenz, 1561, französ. Paris 1738, 3 Bde.) — Famiano Strada, Jesuit, geb. 1572 zu Rom, Verfasser der Geschichte der Niederlande (lat. Rom 1632—1647, französ. von Duryer 1650). — Antonio de Solis, spanischer Dichter und Geschichtschreiber, geb. 1610 zu Placentia, Verfasser einer Geschichte der Eroberung Mexiko's (Madrid 1684, franz. Paris 1692, 2 Bde.) — Nicola Machiavelli, geb. 1469 zu Florenz, Verfasser des „Principe“, erster Kritiker

weniger Charakterbilder, wollen in ihren Urteilen weniger geistreich sein, sind aber verständiger; doch muß man auch unter ihnen sorgfältig auswählen und nicht gleich diejenigen nehmen, die das schärfste Urteil haben, sondern die einfachsten. Ich möchte weder Polybius noch Salust in die Hände eines Jünglings legen; Tacitus ist das Buch der Greise, die Jugend ist nicht dazu angethan, ihn zu verstehen: man muß lernen, in den menschlichen Handlungen die ursprünglichen Züge des menschlichen Herzens zu erkennen, bevor man seine Tiefen zu ergründen unternimmt; man muß recht in den Handlungen zu lesen verstehen, bevor man in den Maximen liest. Die Philosophie der Lebensregeln kommt nur dem erfahrenen Alter zu. Die Jugend soll sich nicht mit Verallgemeinerung befassen; ihre ganze Unterweisung muß durch Regeln für den einzelnen Fall geschehen.

111. Thucydides ist nach meinem Dafürhalten das wahre Muster der Geschichtschreiber. Er berichtet die Thatsachen, ohne darüber zu urteilen; aber er übergeht keinen Umstand, der dem Leser zur Bildung eines eigenen Urteils von Wert wäre. Was er erzählt, führt er dem Leser unmittelbar vor Augen; er stellt sich nicht etwa zwischen die Ereignisse und den Leser, sondern er entzieht sich ihm sogar; man glaubt nicht mehr zu lesen, man glaubt zu sehen. Leider spricht er immer vom Krieg, und so sieht man in seinen Erzählungen fast nur das am allerwenigsten Belehrende, nämlich Kämpfe. Der Rückzug der Zehntausend und die Denkwürdigkeiten des Cäsar zeigen fast die nämliche Nüchternheit und den nämlichen Fehler. Der gute Herodot, der nicht in Typen malt und Sentenzen schreibt, aber in fließender, kindlicher Darstellung eine Masse fesselnder und unterhaltender Einzelheiten berichtet, wäre vielleicht der beste unter den Geschichtschreibern, wenn diese nämlichen Einzelheiten nicht oft in Kindereien ausarteten, die mehr dazu angethan sind, den Geschmack der Jugend zu verderben als ihn zu bilden; um ihn zu lesen, bedarf es schon eines gewiegten Urteils. Ich sage nichts von Titus Livius, er wird nachher an die Reihe kommen; aber er ist politisch und rhetorisch und paßt also gar nicht für dieses Alter.*)

---

der römischen Königsgeschichte. — Jacques-Augustin de Thou (Thuanus), geb. 1553 zu Paris, Verfasser einer Geschichte seiner Zeit, Freund Montaigne's, Nachfolger von Jacques Amyot als Bibliothekar des Königs. — René Aubert de Vertot d'Auboeuf, geb. 1655 in der Normandie, zuerst Mönch, später Sekretär der Herzogin von Orleans und Historiograph des Malteserordens, gest. 1735 zu Paris, schrieb Revolutionsgeschichten. (Er und Saint-Réal „sahen in den Thatsachen nur ein Gerüste, das mit stilistischem Zierat zu umkleiden wäre." Démogeot). — Unter Charakterbildern (caractères) versteht R. typische Bilder, die mehr eine Art von Menschen als eine wirkliche individuelle Persönlichkeit darstellen.

*) Diese Urteile sind für den Standpunkt der Zeit R.s richtig, heute freilich nicht mehr. Nur Thucydides konnte auch von R. zutreffender beurteilt

112. Die Geschichte ist darin überhaupt mangelhaft, daß sie nur greifbare und auffallende Thatsachen verzeichnet, welche man durch Namen, Orts- und Zeitangaben bestimmen kann; aber die langsam fortwirkenden Ursachen dieser Thatsachen, welche nicht ebenso festgestellt werden können, bleiben immer im Dunkeln. In einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht findet man oft die Ursache einer Staatsumwälzung, welche selbst vor dieser Schlacht schon unvermeidlich geworden war. Der Krieg stellt fast nur die Ereignisse ans Licht, welche durch innere, von den Geschichtschreibern selten durchschaute Ursachen schon bestimmt sind.

113. Der philosophische Geist hat das Augenmerk mehrerer Schriftsteller unseres Jahrhunderts nach dieser Seite hin gerichtet; aber ich zweifle, ob die Wahrheit bei ihrer Arbeit gewinnt. Die Systemsucht, die sie alle ergriffen hat, läßt keinen die Dinge sehen, wie sie sind, sondern wie sie in sein System hineinpassen.*)

114. Zu diesen Erwägungen kommt hinzu, daß die Geschichte viel mehr die Handlungen zeigt als die Menschen, weil sie diese nur in gewissen ausgewählten Augenblicken auffaßt, in ihren Paradekleidern; sie führt nur den Mann der Öffentlichkeit vor, der sich darauf eingerichtet hat, gesehen zu werden. Sie folgt ihm nicht in sein Haus, in seine Arbeitsstube, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde; sie zeigt ihn nur, wenn er in irgendeiner Rolle auftritt; sie malt vielmehr sein Kleid als seine Person.

115. Um das Studium des menschlichen Herzens zu beginnen, lese man lieber Darstellungen des Privatlebens; mag sich dann der Mensch auch verstecken, der Geschichtschreiber verfolgt ihn überall hin; er gönnt ihm keinen Augenblick Ruhe, er läßt ihm keinen Schlupfwinkel, um dem spähenden Auge des Zuschauers zu entgehen, und wenn der eine sich am besten zu verstecken glaubt, zieht ihn der andere gerade am sichersten ans Licht. „Diejenigen,“ sagt Montaigne**), „welche Lebens-

---

werden; sein Werk ist nicht nur eine pragmatische, sondern auch eine wirkliche Sittengeschichte. Gegen die Verherrlichung der Kriegshelden polemisiert auch Locke § 116; er und R. hatten in ihrer Zeit dazu alle Veranlassung. — R. kommt an späteren Stellen dieses Buches auf die alten Geschichtschreiber noch einmal zurück.

*) Voltaire's Siècle de Louis quatorze (1751) müßte von R. besonders ausgenommen sein, wenn dieser Tadel nicht darauf bezogen werden sollte. Bemerkenswert ist, daß Formey z. d. St. die „modernen Geschichtswerke“ aus gleichen Gründen wie R. verdammt.

**) Essais II, 10. Vgl. Mont. I, 25: „Ich habe mit keinem tüchtigen Buche Bekanntschaft geschlossen außer Plutarch und Seneka, wo ich schöpfe wie die Danaiden, indem ich immer wieder fülle und immer wieder ausgieße.“ R. teilt diese Vorliebe ganz und gar, aber sie ist ihm gemein mit dem ganzen 17. u. 18. Jhd. Der bekannte Hamilton (gest. 1720) nennt in den Denkwürdigkeiten des Chevalier de Grammont Plutarch den Geschichtschreiber, dem man von allen Historikern des Altertums am meisten Dank schuldig sei.

beschreibungen verfassen, gerade weil sie sich eher bei den Ansichten als bei den Ereignissen, eher bei dem, was von innen kommt, als was draußen vorgeht, aufhalten, die sind für mich die schicklichsten; deshalb ist auch in alleweg Plutarch mein Mann."

116. Es ist wahr, daß der Geist der Menschen, wo sie zu vielen sind, oder der Völker ganz verschieden ist vom Charakter des einzelnen Menschen und daß man das menschliche Herz sehr unvollkommen erkennen würde, wenn man es nicht auch in der Menge studierte; aber es ist ebenso wahr, daß man mit dem Studium des Menschen beginnen muß, um die Menschen zu beurteilen, und daß derjenige, welcher die Neigungen jedes Einzelnen vollkommen kennte, die Gesamtwirkung im ganzen des Volkes vorauszusehen imstande wäre.

117. Auch hier muß man wieder zu den Alten zurückgreifen aus den schon angeführten Gründen und auch deshalb, weil die Menschen, seit aus dem neueren Stil die alltäglichen und gemeinen, aber wahren und charakteristischen Einzelzüge verbannt sind, durch unsere Schriftsteller in ihrem Privatleben ebenso herausstaffiert werden, wie sie es auf dem Schauplatz der Welt sind. Der Anstand, ebenso streng in den Büchern wie im Leben, erlaubt nur das noch öffentlich zu sagen, was er auch öffentlich zu thun erlaubt, und da man die Menschen immer nur in einer bestimmten Rolle zu zeigen vermag, kennt man sie in unseren Büchern ebenso wenig als auf unseren Theatern. Mag man das Leben der Könige auch hundertmal wieder schreiben, wir werden keine Suetone mehr bekommen.*)

118. Plutarch's Vorzug liegt gerade in diesen Einzelheiten, in welche wir nicht mehr einzugehen wagen. Er besitzt eine unnachahmliche Anmut, wenn er große Menschen in kleinen Dingen malt, und in der Wahl der einzelnen Züge ist er so glücklich, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Geberde ihm genügt, seinen Helden zu charakterisieren. Mit einem Scherz beruhigt Hannibal sein erschrecktes Heer und führt es lachend in die Schlacht, die ihm Italien in die Hände lieferte**); in Agesi-

---

*) Ein einziger von unsern Geschichtschreibern [nach Petitain ist Duclos gemeint, Verf. des Lebens Ludwigs XI. 1745 fg., was um so wahrscheinlicher ist, da bei ähnlicher Veranlassung — zu § 433 d. B. — Duclos auch citiert wird], der den Tacitus im großen Stil nachgeahmt, hat es gewagt, den Suetonius nachzuahmen und in den kleinen Zügen bisweilen den Comines auszuschreiben [Commines oder Comines, gest. 1509, Verf. von Memoiren, welche die Regierungszeit Ludwigs XI. und Karls VIII. umfassen]; und gerade dieses Umstandes wegen, welcher den Wert seines Buches erhöht, kritisiert man ihn heutzutage. — R. Amst.

**) Einem gewissen Giskon kam die Zahl der Römer bedenklich groß vor. Hannibal entgegnete: „Eines, was noch merkwürdiger ist, hast du doch nicht bemerkt." „Was denn?" fragte jener. „Daß unter all diesen kein einziger Giskon heißt." — So erzählt Plutarch im Leben des Fabius Miximus c. 15 und

laus auf dem Steckenpferd lernt man den Besieger des Großkönigs lieben; wenn Cäsar ein kleines Dorf durchzieht und mit seinen Freunden plaudert, enthüllt er den Schelm, der angeblich nur dem Pompejus gleich sein wollte; Alexander nimmt eine Arznei und sagt kein Wort dazu; das ist der schönste Augenblick seines Lebens; Aristides schreibt seinen eigenen Namen auf ein Scherbchen und rechtfertigt so seinen Beinamen; Philopoemen legt seinen Mantel ab und spaltet Holz in der Küche seines Gastfreundes: das ist die wahre Kunst zu malen. Der Gesichtsausdruck liegt nicht in den großen Zügen, auch der Charakter nicht in den großen Handlungen: in den Kleinigkeiten enthüllt sich das Wesen. Was öffentlich vorgeht, ist entweder zu alltäglich oder zu erkünstelt, und die Würde unserer Tage erlaubt unsern Schriftstellern fast nur bei derartigen Dingen sich aufzuhalten.

119. Einer der größten Männer des vorigen Jahrhunderts war unstreitbar Turenne. Man hat den Mut gehabt, sein Lebensbild interessant zu machen durch kleine Züge, durch welche man ihn kennen und lieben lernt; aber wie viele hat man sich veranlaßt gesehen zu unterdrücken, um derentwillen man ihn noch besser kennen gelernt und mehr geschätzt hätte! Ich will nur einen anführen, den ich aus guter Quelle habe und den Plutarch gewiß nicht vergessen hätte, den aber freilich Ramsay*), auch wenn er ihn gewußt, nicht aufgezeichnet hätte.

120. An einem sehr heißen Sommertage war der Vicomte von Turenne in kurzer weißer Jacke und die Nachtmütze auf dem Kopf am Fenster seines Vorzimmers. Einer seiner Leute kommt herein und, durch die Kleidung irregeführt, sieht er ihn für einen Küchenjungen an, mit dem jener Bediente auf vertrautem Fuße stand. Sachte schleicht er an ihn heran und mit einer nicht eben leichten Hand versetzt er ihm einen tüchtigen Schlag hinten auf. Der Getroffene kehrt sich augenblicklich um. Der Diener sieht bebend das Gesicht seines Herrn. In seiner Herzensangst wirft er sich auf die Kniee: „Gnädiger Herr, ich glaubte, es wäre Georg.“ — „Und wenn es auch Georg gewesen wäre“, ruft Turenne, sich den Schenkel reibend, „so durftest du doch nicht so stark schlagen.“ So etwas wagt ihr freilich nicht zu sagen, ihr Kleinherzigen! So möge euch denn Natur und Gefühl für immer abgehen; verhärtet und stählt eure Herzen in euren erbärmlichen Anstandsrücksichten; macht euch nur recht verächtlich mit all eurer Gespreiztheit. Aber du, unver-

---

fügt bei, daß sich in Hannibal's Nähe allgemeines Gelächter erhob und die Soldaten mit größter Zuversicht in den Kampf zogen. Es war die Schlacht bei Cannae. — Die übrigen Citate erklären sich selbst.

*) Ramsay, in Schottland geboren, hielt sich meist in Frankreich auf, war u. a. in Turenne's Haus als Erzieher beschäftigt und schrieb außer vielen philosophischen Werken eine Geschichte Turenne's. Er starb 1741 zu Germain-en-Laye.

dorbener Jüngling, der du diesen Zug liesest und die Herzensgüte, die er selbst bei der ersten Aufwallung zeigt, mit Rührung empfindest, lies auch die Kleinlichkeit dieses großen Mannes, sobald es sich um seine Herkunft und seinen Namen handelte. Erinnere dich, daß dies der nämliche Turenne ist, der mit Ängstlichkeit immer seinem Neffen den Vortritt ließ, damit man ja nicht übersähe, daß dies Kind das Haupt eines souveränen Hauses sei.*) Halte diese Gegensätze aneinander, liebe die Natur, verachte das Vorurteil, lerne den Menschen kennen.

121. Wenige sind imstand, die Wirkung einzusehen, welche eine so geleitete Lektüre auf den noch frischen Sinn eines Jünglings ausüben kann. Von Kindheit auf an Bücher gefesselt und gewohnt, gedankenlos zu lesen, berührt uns das, was wir lesen, um so weniger tief, da wir die Leidenschaften und Vorurteile, welche die Geschichte und das Leben der Menschen erfüllen, schon in uns tragen, sodaß alles, was sie thun, uns natürlich erscheint, weil wir außerhalb der Natur stehen und die andern nach uns selbst beurteilen. Aber man stelle sich einen nach meinen Grundsätzen erzogenen Jüngling vor, man denke an meinen Emil, bei dem achtzehn Jahre der unablässigsten Sorgfalt kein anderes Ziel als das gehabt haben, ihm ein unbestochenes Urteil und ein gesundes Herz zu bewahren, man stelle sich ihn vor, wie er jetzt beim Aufgehen des Vorhanges seine Augen zum ersten Male auf den Schauplatz der Welt richtet, oder vielmehr, wie er hinter der Schaubühne die Schauspieler ihre Kleider an- und ausziehen sieht und die Schnüre und Rollen überzählt, deren plumper Zauber die Augen der Zuschauer blendet. Der ersten Überraschung werden bei ihm bald Regungen der Scham und des Ekels über sein Geschlecht folgen: entrüstet wird er sehen, wie auf diese Weise das ganze Menschengeschlecht sich selbst zum Narren hat und sich zu solchen Kinderpossen herabwürdigt; mit Betrübnis wird er sehen, wie seine Brüder um Hirngespinste sich zerfleischen und sich in wütende Tiere verwandeln, weil es ihnen nicht genug war, Menschen zu sein.**)

122. Wenn der Lehrer nur mit einiger Klugheit und Auswahl bei der Lektüre zu Werke geht, wenn er seinen Zögling nur einigermaßen auf die Gedanken zu bringen weiß, die er daraus ziehen soll, so wird diese Übung mit Hilfe der natürlichen Anlagen des Zöglings für ihn ein Lehrgang in praktischer Philosophie werden, ein besserer gewiß und nutzbringenderer, als all die lustigen Spekulationen, womit man

---

*) Turenne war der zweite Sohn des Herzogs von Bouillon und einer Tochter Wilhelm's I. von Nassau-Oranien. Nach dem Tode seines älteren Bruders wurde dessen Sohn, der oben erwähnte Neffe Turenne's, Familienhaupt.

**) Campe bemerkt, er habe von der von ihm beschriebenen Entdeckung von Amerika dieselbe Wirkung bei unverdorbenen Gemütern in vorzüglichem Grade beobachtet.

den Verstand der jungen Leute in unseren Schulen verwirrt. Wenn Cineas, nachdem er die schwärmerischen Pläne des Pyrrhus überdacht hat, ihn fragt, welches wirkliche Gut, dessen er nicht auch jetzt schon ohne so viele Qualen würde genießen können, die Eroberung der Welt ihm bringen werde, so sehen wir darin nur ein flüchtiges Witzwort; aber Emil wird darin einen sehr weisen Gedanken finden, auf den er selbst gleich geraten wäre und der sich ihm unauslöschlich einprägen wird, weil er in seinem Geiste auf kein entgegenstehendes Vorurteil trifft, das den Eindruck desselben schwächen könnte. Wenn er hierauf im Leben dieses Wahnwitzigen finden wird, daß all seine großen Pläne damit ihr Ziel erreicht haben, daß er durch die Hand eines Weibes getötet wurde, was wird er dann, anstatt diesen vermeintlichen Heldensinn zu bewundern, in allen Thaten eines so großen Heerführers, in allen Ränken eines so großen Staatsmannes anderes sehen als den Weg zu jenem unglückseligen Ziegelstein, welcher durch einen entehrenden Tod seinem Leben und seinen Plänen ein Ziel setzen sollte? *)

123. Freilich sind nicht alle Eroberer getötet worden, nicht alle Gewaltherrscher in ihren Unternehmungen gescheitert; manche erscheinen dem voreingenommenen Urteil der gemeinen Ansicht glücklich: wer aber, ohne sich an den Schein zu kehren, das Glück der Menschen nur nach dem Zustand ihres Herzens beurteilt, wird gerade in ihren Erfolgen ihr Elend sehen; er wird ihre Wünsche, ihre nagenden Sorgen mit ihrem Glücke sich steigern und wachsen sehen; er wird sehen, wie sie in atemloser Hast vorwärts drängen, ohne je ans Ziel zu gelangen, ähnlich jenen unerfahrenen Wanderern, die, wenn sie sich zum ersten Male in die Alpen wagen, mit jedem Berg sie zu überschreiten meinen und, wenn sie auf dem Gipfel angekommen sind, entmutigt höhere Berge vor sich sehen.

124. Nachdem Augustus seine Mitbürger sich unterworfen und seine Nebenbuhler vernichtet hatte, regierte er vierzig Jahre hindurch das größte Reich, das je bestanden hat: aber hat all diese ungeheuere Macht ihn gehindert, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen und seinen ungeheuern Palast mit seinem Jammergeschrei zu erfüllen, indem er von Varus seine vernichteten Legionen zurückverlangte? Hätte er alle seine Feinde besiegt, wozu hätten ihm seine eitlen Triumphe gedient, da unterdessen Sorgen aller Art unaufhörlich rings um ihn sich erhoben, da seine teuersten Freunde ihm nach dem Leben trachteten und er die Schande oder den Tod aller seiner Angehörigen beweinen mußte? Der Un-

*) „Sie aber [die Mutter eines Jünglings, der im Kampfe von Pyrrhus angegriffen wurde] sah der Schlacht wie die andern Weiber vom Dache aus zu, und als sie sah, daß ihr Sohn sich mit Pyrrhus einließ, geriet sie in Wut angesichts der Gefahr ihres Sohnes, riß einen Dachstein heraus und schleuderte ihn mit beiden Händen auf Pyrrhus hinab.“ Plut. Pyrrhus c. 34.

glückselige wollte die Welt regieren und konnte sein eigenes Haus nicht regieren! Was war die Folge dieser Vernachlässigung? In der Blüte ihrer Jahre sah er seinen Neffen, seinen Adoptivsohn und seinen Schwiegersohn hinsterben; sein Enkel kam so weit, daß er das Bettpolster zernagte, um sein elendes Leben um einige Tage zu verlängern; seine Tochter und seine Enkelin starben, nachdem sie ihn mit Schande bedeckt hatten, die eine auf einer verlassenen Insel aus Elend und Hunger, die andere im Gefängnis durch die Hand eines Schergen.*) Er selbst endlich, der einzig übriggebliebene von seiner unglücklichen Familie, wurde durch seine eigene Gemahlin gezwungen, als Nachfolger nur ein Ungeheuer zu hinterlassen. Das war das Schicksal dieses Herrn der Welt, der um seines Ruhmes und seines Glückes wegen so hoch gefeiert wurde: sollte wohl ein einziger seiner Bewunderer sich diese um einen solchen Preis erwerben wollen?

125. Ich habe den Ehrgeiz zum Beispiel genommen; aber das Spiel aller menschlichen Leidenschaften bietet demjenigen, der Geschichte studieren will, um auf Kosten der Toten sich Selbstkenntnis und Weisheit zu erwerben, ähnliche Lehren dar. Die Zeit kommt, wo die Lebensgeschichte des Antonius**) für den Jüngling eine viel näher liegende Lehre bieten wird als die des Augustus. Emil wird sich kaum wiedererkennen in den ungewohnten Bildern, die bei diesen neuen Studien vor seinen Blick treten werden; aber er wird zum voraus den Wahn der Leidenschaften fern zu halten wissen, noch bevor sie entstehen, und wenn er sieht, daß sie zu jeder Zeit die Menschen blind gemacht haben, so wird er daraus entnehmen, wie sie eines Tages auch ihn verblenden können, wenn er sich ihnen überläßt.[1]) Diese Lehren eignen sich freilich wohl schlecht für ihn; vielleicht kommen sie für das Bedürfnis zu spät und sind zu wenig wirksam: doch erinnere man sich, daß sie nicht der Zweck dieses Studiums waren.***) Als ich es in Angriff

---

*) Augustus' Neffe Marcellus st. 23 v. Chr., sein Adoptivsohn Cajus und dessen Bruder Lucius Cäsar 4 u. 2 v. Chr., sein Schwiegersohn Agrippa 12 v. Chr., seine Tochter, die ältere Julia, 14 v. Chr. zu Rhegium in der Verbannung, deren Tochter, die jüngere Julia nach zwanzigjähriger Verbannung auf der Insel Trimerum an der apulischen Küste, Drusus, nachdem er „durch klägliche Nahrung, indem er aus dem Lager die Füllung herausnagte, sich neun Tage gefristet hatte." (Tacit. ann. VI, 29. Sueton. vit. Tiberii. c. 54.) Dieser Drusus war übrigens ein Sohn des Germanicus, dessen Kinder freilich Tiberius später in seine Familie aufnahm. Seine Mutter war Agrippina, die Tochter der Julia.

**) in seinem Verhältnis zu Cleopatra.

[1]) Immer bringt das Vorurteil in unseren Herzen das Ungestüm der Leidenschaften zum Ausbruch. Wer nur sieht, was wirklich ist, und nur schätzt, was er kennt, gerät kaum in Leidenschaft. Die Verwirrung unseres Urteils setzt jedes Begehren in uns in Flammen. — R. im Manuskript.

***) Dieser ist angegeben in § 97 d. B.

nahm, setzte ich mir ein anderes Ziel vor, und sicherlich ist es nur Schuld des Lehrers, wenn dieses Ziel nicht erreicht wird.

126. Man bedenke, daß von dem Augenblicke, wo die Selbstsucht sich entwickelt hat, das Ich sich fortwährend in Beziehung setzt und daß der junge Mensch die anderen nie beobachtet, ohne auf sich zurückzublicken und sich mit ihnen zu vergleichen. Es handelt sich also darum zu wissen, welche Stelle er sich unter Seinesgleichen anweisen wird, nachdem er sie geprüft hat.*) An der Art, wie man Geschichte liest mit den jungen Leuten, sehe ich, daß man sie, so zu sagen, in alle Personen, die sie vor sich sehen, umwandelt, daß man sich bemüht, bald einen Cicero, bald einen Trajan, bald einen Alexander aus ihnen zu machen, sie zurückzuschrecken, wenn sie einmal in sich selbst einkehren wollen, und es jedem recht leid werden zu lassen, daß er nur er selbst ist. Diese Art hat gewisse Vorteile, die ich nicht verkenne; aber wenn bei diesen Vergleichungen mein Emil auch nur ein einziges Mal vielleicht lieber ein anderer sein möchte als er selbst, wäre es auch ein Sokrates oder ein Cato, so ist alles verfehlt: wer sich einmal sich selbst entfremden will, der wird sich bald ganz und gar vergessen.

127. Die Philosophen sind durchaus nicht die besten Kenner der Menschen; sie sehen sie nur durch die Vorurteile der Philosophie hindurch, und ich kenne keinen Stand, der daran so reich wäre. Ein Wilder beurteilt uns vernünftiger als ein Philosoph. Dieser fühlt seine Fehler, hält sich über die unsrigen auf und sagt bei sich: Wir sind alle schlecht; der erstere betrachtet uns in aller Ruhe und sagt: Ihr seid Narren. Er hat recht; denn niemand thut das Böse um des Bösen willen. Mein Zögling ist jener Wilde, mit dem Unterschied, daß Emil, weil er mehr nachgedacht, mehr Begriffe in sich verbunden und unsere Verirrungen genauer gesehen hat, vor sich selbst mehr auf der Hut ist und nur über das urteilt, was er erfahren hat.

128. Unsere eigenen Leidenschaften bringen uns auf gegen die der anderen; wir hassen die Bösen aus unserem eigenen Interesse; wenn sie uns nichts Böses zufügten, so würden wir für sie mehr Mitleid als Haß empfinden. Das Böse, das die schlechten Menschen uns zufügen, läßt uns das vergessen, das sie sich selbst zufügen. Wir würden ihnen ihre Fehler leichter verzeihen, wenn wir sehen könnten, wie ihr eigenes Herz sie dafür bestraft. Wir fühlen die Beleidigung, aber die Strafe sehen wir nicht; die Vorteile**) liegen auf der Hand, die Strafe dagegen ist eine verborgene. Wer die Frucht seiner Laster zu genießen glaubt, ist nicht besser daran, als wenn die That nicht geglückt wäre; nur der Gegenstand seiner Beunruhigung ist ein anderer, die Unruhe bleibt sich

*) Vgl. § 94.
**) Nämlich „der bösen That."

gleich: mögen sie auch ihr Glück zeigen und ihr Herz verbergen, ihr Betragen enthüllt es trotzdem: aber um dies Herz zu erkennen, muß man nicht selbst ein ähnliches haben.

129. Die Leidenschaften, welche wir teilen, berücken uns; diejenigen, welche unsere Interessen beeinträchtigen, bringen uns auf, und es ist ein unberechtigter Schluß,*) den wir daraus ziehen, wenn wir an den anderen tadeln, was wir gerne auch so machen möchten. Abscheu und Enttäuschung sind unvermeidlich, wenn wir genötigt sind, von andern etwas Böses zu erdulden, das wir an ihrer Stelle selbst gethan hätten.

130. Was braucht es also, um die Menschen gut zu beobachten? Ein großes Interesse, sie kennen zu lernen, eine große Unparteilichkeit in der Beurteilung derselben, ein Herz, empfindsam genug, um alle menschlichen Leidenschaften begreifen zu können, und ruhig genug, um sich von ihnen nicht einnehmen zu lassen. Wenn im menschlichen Leben ein Augenblick für dieses Studium günstig ist, so ist es der, den ich für Emil gewählt habe: früher wären sie ihm fremd gewesen, später wäre er ihnen ähnlich gewesen. Das Vorurteil, dessen Wirkung er sieht, hat noch keine Herrschaft über ihn erlangt. Die Leidenschaften, deren Wirksamkeit er fühlt, haben sein Herz noch nicht in Aufregung gebracht. Er ist Mensch und fühlt Teilnahme für seine Brüder; er ist unparteiisch und urteilt über Seinesgleichen. Wenn er sie nun richtig beurteilt, so wird er sicherlich an keines Stelle sein wollen; denn da das Ziel aller der Qualen, die sie sich bereiten, in Vorurteilen begründet ist, die er nicht teilt, so erscheint es ihm ganz und gar eitel. Für ihn ist alles erreichbar, was er erstrebt. Von wem sollte er abhängen, wenn er sich selbst genügt und von Vorurteilen frei ist? Er hat Arme, Gesundheit,[1]) Mäßigung, wenig Bedürfnisse und die Mittel, sie zu befriedigen. In der unbeschränktesten Freiheit auferzogen, kennt er kein schlimmeres Übel als die Dienstbarkeit. Er beklagt jene ärmlichen Könige, die Sklaven eines jeden, der ihnen gehorcht; er beklagt jene falschen Weisen, die Knechte ihres eitlen Rufes; er beklagt jene reichen Thoren, die Märtyrer ihres Luxus; er beklagt jene wollüstigen Weltmenschen, die ihr ganzes Leben der Langweile aufopfern, nur um vergnügt zu scheinen. Er würde den Feind beklagen, der ihm selbst Übles zufügte; denn in seiner Bosheit würde er sein Unglück erkennen. Er würde zu sich sagen: Wenn dieser Mensch

---

*) Une inconséquence. Trapp: „Ungehörigkeit." Dies war aber damals ein neues Wort. Campe bemerkt dazu, er habe es gewagt, für conséquent und inconséquent „folgerichtig" und „folgewidrig" und für die betreffenden Substantiva „Folgerichtigkeit" und „Folgewidrigkeit" zu gebrauchen.

[1]) Ich glaube kecklich Gesundheit und eine gute Natur unter die Vorzüge rechnen zu dürfen, welche seine Erziehung ihm erworben, oder vielmehr zu den Gaben der Natur, die seine Erziehung ihm erhalten hat. — R. Amst.

sich ein Bedürfnis daraus macht, mir zu schaden, so macht er sein Schicksal von dem meinigen abhängig.

131. Nur noch ein Schritt, und wir sind am Ziel. Die Eigenliebe ist ein nützliches, aber gefährliches Werkzeug; oft verletzt es die Hand, die sich seiner bedient, und selten wirkt es Gutes, ohne zu schaden. Wenn Emil seine Stellung im menschlichen Geschlecht erwägt und sie so vorteilhaft findet, wird er versucht sein, das Werk deiner Einsicht der seinigen zu gut zu schreiben und die Folgen seines Glückes seinem eigenen Verdienste zuzumessen. Er wird sich sagen: Ich bin weise und die Menschen sind thöricht. Wenn er sie beklagt, wird er sie mißachten; wenn er sich glücklich fühlt, wird er sich höher schätzen; fühlt er sich glücklicher als sie, wird er sich dessen für würdiger halten. Dies ist der bedenklichste Irrtum, weil er am schwersten auszurotten ist. Bliebe er in dieser Stimmung, so hätten wir mit aller unserer Sorgfalt wenig erreicht, und, wenn man wählen müßte, so wüßte ich nicht, ob ich nicht den Wahn des Vorurteils dem Wahn des Eigendünkels noch vorziehen sollte.

132. Große Männer täuschen sich nicht hinsichtlich ihrer Überlegenheit; sie sehen und fühlen sie und bleiben dennoch bescheiden. Je mehr sie haben, desto mehr fühlen sie, was ihnen fehlt. Sie sind weniger eitel auf ihre Stellung uns gegenüber als gedemütigt durch das Gefühl ihrer Ohnmacht, und bei allem, was sie ausschließlich vor uns besitzen, sind sie vernünftig genug, auf ein Geschenk, das sie sich nicht selbst gegeben, keine Eitelkeit zu bauen. Der rechtschaffene Mann kann stolz sein auf seine Tugend, weil sie ihm gehört; worauf ist aber der geistreiche Mann stolz? Was hat Racine gethan, um kein Pradon, Boileau, um kein Cotin zu sein?*)

133. Es tritt aber noch ein anderer Umstand hinzu. Bleiben wir immer beim Alltäglichen. Ich habe bei meinem Zögling weder eine außergewöhnliche Begabung noch ein beschränktes Verständnis angenommen.**) Ich habe ihn unter den gewöhnlichen Köpfen gewählt, um zu zeigen, was die Erziehung über den Menschen vermag. Alle seltenen Fälle fallen außerhalb der Regel. Wenn also infolge meiner Vorsorge Emil seine Art zu leben, zu sehen und zu fühlen der der anderen vorzieht, so hat er recht. Aber wenn er sich deshalb eine hervorragendere Anlage und glücklichere Natur zuschreibt, so hat er unrecht. Er täuscht sich und muß also enttäuscht werden, oder man muß vielmehr seinem

---

*) Pradon, gest. 1698, ein unbedeutender Dichter und eitler Mensch, der Racine überflügeln wollte; Cotin, der in Molière's Femmes savantes als Trissotin verspottet ist, hatte Boileau in den geistreichen Cirkeln von Paris zu schaden gesucht.

**) I, § 82: „man braucht nur die gewöhnlichen Menschen zu erziehen".

Irrtum vorbeugen, damit es nicht etwa in der Folge zu spät sei, ihn auszurotten.

134. Es giebt keine Narrheit, von der man einen Menschen, der kein Narr ist, nicht heilen könnte, ausgenommen die Eitelkeit; diese wird einzig durch die Erfahrung geheilt, wenn überhaupt etwas sie heilen kann; im Entstehen wenigstens kann man verhindern, daß sie nicht noch größer werde. Verliere dich also nicht etwa in schönen Vorstellungen, um dem Jüngling zu beweisen, daß er ein Mensch sei, wie die andern auch, und den nämlichen Schwächen unterworfen. Gieb es ihm zu fühlen, sonst wird er es nie erfahren. Dies ist wieder ein Fall der Ausnahme von meinen eigenen Vorschriften, ein Fall, wo ich meinen Zögling freiwillig allen Zufällen aussetze, die ihm beweisen können, daß er nicht weiser ist als wir. Das Begegnis mit dem Taschenspieler*) würde auf tausenderlei Art wiederholt werden; ich würde ihn ganz den Händen der Schmeichler überlassen; wenn Tollköpfe ihn zu irgendeinem Streich verführen würden, ich würde ihn der Gefahr preisgeben; wenn Schurken ihn beim Spiel überlisteten, ich würde zugeben, daß sie ihn ganz und gar zum Narren hielten; [1]) ich würde ihn durch sie beschwatzen, bethören und ausplündern lassen, und wenn sie nach dem letzten Pfennig, den sie ihm abgenommen, sich schließlich über ihn lustig machten, so würde ich ihnen noch in seiner Gegenwart danken für die Lehre, die sie ihm freundlichst gegeben haben. Nur vor den Schlingen der Buhlerinnen würde ich ihn sorgfältig hüten. Die einzige Rücksicht, die ich für ihn hätte, wäre die, daß ich alle Gefahren, denen ich ihn aussetzte, und alle Beleidigungen, die ich über ihn kommen ließe, mit ihm teilte. Ich würde alles stillschweigend ertragen, ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne ihm je ein einziges Wort zu sagen; sei versichert, daß bei dieser sorgfältig beobachteten Zurückhaltung alles, was er mich für ihn leiden sähe, mehr

---

*) III, § 38 fgde.

[1]) Übrigens wird sich unser Zögling selten auf diese Weise fangen lassen, er, den so viele Lustbarkeit umgiebt, der sich nie in seinem Leben gelangweilt hat und der kaum weiß, wozu das Geld dient. Die beiden Triebfedern, mit denen man die Kinder leitet, sind Interesse und Eitelkeit, und ihrer bedienen sich später auch die Buhlerinnen und die Gauner, um sich jener zu bemächtigen. Wenn du siehst, wie man ihre Eitelkeit durch Preise und Belohnungen aufreizt, wenn du siehst, wie man ihnen in ihrem zehnten Jahre bei öffentlichen Akten im Collège Beifall klatscht, so weißt du auch, wer es verschuldet, wenn sie im zwanzigsten Jahre ihr Geld im Spielhause und ihre Gesundheit an einem verrufenen Orte verlieren. Man kann immer darauf wetten, daß gerade der gescheiteste seiner Klasse der verspielteste und leichtsinnigste sein wird. Nun erleiden aber die Mittel, die man bei den Kindern gar nicht in Anwendung gebracht hat, auch bei den Jünglingen nicht diesen nämlichen Mißbrauch. Doch muß man daran denken, daß es hier mein fester Grundsatz ist, überall den schlimmsten Fall anzunehmen. Zuerst suche ich dem Fehler vorzubeugen; dann aber nehme ich ihn als vorhanden an, um das Heilmittel zu finden. — R. Amst.

Eindruck auf sein Herz machen wird, als was er selbst erduldet haben wird.

135. Ich kann nicht umhin an dieser Stelle die eingebildete Würde der Erzieher*) zu rügen, welche auf einfältige Art die Weisen spielen wollen und den Zögling immer herunterdrücken, es darauf anlegen, ihn immer als Kind zu behandeln und in allem, was er thun soll, sich von ihm zu unterscheiden. Weit entfernt, den jugendlichen Mut so niederzudrücken, möge man lieber alles thun, seinen Geist zu heben; mache ihn zu Deinesgleichen, damit er es werde, und wenn er noch nicht zu dir hinaufsteigen kann, steige ohne Scham und ohne Bedenken zu ihm herab. Bedenke, daß deine Ehre nicht mehr in dir ruht, sondern in deinem Zögling; nimm teil an seinen Fehlern, um ihn davon zu heilen; nimm seine Schande auf dich, um sie auszutilgen; ahme jenen wackeren Römer nach, der, als er sein Heer fliehen sah und es nicht wieder sammeln konnte, sich an die Spitze seiner Soldaten stellte und rief: „Sie fliehen nicht, sie folgen ihrem Anführer.“**) War er dadurch entehrt? Weit entfernt: indem er seine Ehre aufopferte, erhöhte er sie. Der Zwang der Pflicht und die Schönheit der Tugend bestricken uns, ohne daß wir es wollen, und bringen unsere unsinnigen Vorurteile zu Fall. Schlüge mich jemand ins Gesicht, während ich bei Emil meinen Beruf ausübte, ich würde mich durchaus nicht rächen, ich würde mich dieses Schlages überall rühmen, und ich glaube kaum, daß irgendwo auf der Welt ein Mensch niederträchtig genug wäre,[1]) mich darum nicht höher zu achten.

136. Deshalb braucht der Zögling beim Lehrer nicht die nämliche beschränkte Einsicht vorauszusetzen, die ihm selbst eigen ist, noch die nämliche Leichtigkeit, sich irreführen zu lassen. Diese Meinung ginge an bei einem Kinde, das nichts zu sehen und nichts zu vergleichen versteht, das alles auf die gleiche Stufe mit sich stellt und nur demjenigen sein Vertrauen schenkt, der sich wirklich auf diese Stufe mit ihm stellt.

---

*) Montaigne citiert (essais I, 25) den Ausspruch von Cicero (de natura deorum I, 5, 10.): Obest plerumque iis. qui discere volunt auctoritas eorum qui se docere profitentur. Montaigne spricht an mehreren Stellen ähnliche Ansichten aus. An der oben angezogenen Stelle sagt er: „Es ist gut, daß der Erzieher ihn (den Zögling) vor sich her laufen lasse, um zu beurteilen, wie er laufen kann und bis wie weit er zu ihm heruntersteigen muß, um seiner Kraft sich anzupassen.“

**) Auch diese Geschichte von Lutatius Catulus, die Plutarch im Leben des Marius berichtet, ist aus Montaigne (ess. I, 41) entnommen. „Damit“, sagt M., „gab er seinen guten Namen auf, um die Schande anderer zu bedecken.“

[1]) Ich habe mich geirrt, ich habe einen entdeckt: Herrn Formey. — R. Gen. Formey sagt, wenn die Menschen so verkehrt seien, wie Rousseau sie schildere, so würden sie ihn in diesem Falle für einen Esel oder für einen Feigling halten. (Anti-Emil p. 141). R. thut dem Kritiker also doch etwas unrecht.

Aber ein junger Mensch von Emils Alter und so verständig als er, ist nicht mehr thöricht genug, sich so täuschen zu lassen, und es wäre auch nicht gut, wenn er sich so täuschen ließe. Das Vertrauen, das er zu seinem Erzieher haben muß, ist von ganz anderer Art: es muß sich gründen auf das Ansehen der Vernunft und das Übergewicht der Einsicht, auf die Vorteile, die der junge Mensch einzusehen imstande ist und deren Nutzen für ihn selbst er fühlt. Eine lange Erfahrung hat ihn belehrt, daß er von seinem Leiter geliebt wird, daß dieser Leiter ein verständiger, aufgeklärter Mann ist, der sein Glück will und weiß, was ihm dazu verhelfen kann. Er muß wissen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, seinen Rat zu hören. Ließe sich nun der Lehrer täuschen wie der Zögling, so würde er das Recht verlieren, Willfährigkeit von ihm zu verlangen und ihm Lehren zu geben. Noch weniger darf der Zögling annehmen, sein Erzieher lasse ihn absichtlich in eine Schlinge geraten und stelle seiner Einfalt eine Falle. Was muß man also thun, um diesen beiden Gefahren zugleich zu begegnen? Was das Beste und Natürlichste ist: einfach und wahr sein wie er, ihn vor den Gefahren warnen, denen er sich aussetzt, sie ihm klar und deutlich vor Augen stellen, aber ohne Übertreibung, ohne Laune und pedantische Wichtigthuerei, vorzüglich aber ohne seine Räte als Befehle auszugeben, bis sie zu solchen geworden und der befehlende Ton durchaus notwendig ist. Bleibt er dann noch verstockt, wie das sehr häufig der Fall sein wird, dann sage ihm nichts mehr; lasse ihm seine volle Freiheit, folge ihm, thue wie er und zwar heiter und ungezwungen; ergieb dich ihm, erlustige dich ebenso wie er, wenn es möglich ist. Werden die Folgen zu bedenklich, so bist du ja immer in der Lage, sie abzuwenden, und wie sehr muß indessen den jungen Menschen, wenn er deine Voraussicht und deine Gefälligkeit sieht, die eine zugleich in Erstaunen, die andere in Rührung versetzen! So werden alle seine Fehler zu Banden, die er dir in die Hand giebt, um ihn, wenn es nötig ist, damit zurückzuhalten. Was nun aber hier die größte Kunst des Erziehers ausmacht, ist, daß er so die Gelegenheiten herbeiführe und seine Ermahnungen anbringe, daß er zum voraus weiß, wo der junge Mensch nachgeben, wo er widerstreben werde, um überall Lehren aus der Erfahrung an ihn herantreten zu lassen, ohne ihn je einmal zu großen Gefahren auszusetzen.

137. Warne ihn vor dem Fehler, bevor er in denselben verfallen ist; ist dies geschehen, mache ihm keine Vorwürfe: du wirst seinen Dünkel nur reizen und aufrührerisch machen. Eine zum Widerstand reizende Lehre nützt nie. Ich kenne nichts Ungeschickteres als das Wort: „Ich habe es dir ja gesagt.“ Das beste Mittel, ihn daran zu erinnern, daß man es ihm gesagt hat, ist, es scheinbar zu vergessen. Ja, im Gegenteil, wenn du ihn beschämt siehst, weil er dir nicht geglaubt, dann ver-

scheuche sanft diese Demütigung durch freundliche Worte. Gewiß wird es ihn für dich einnehmen, wenn er sieht, daß du dich um seinetwillen vergissest und daß du ihn tröstest, anstatt ihn noch vollends niederzuschmettern. Wenn du aber zu seinem Verdrusse noch Vorwürfe hinzufügst, wird er einen Haß gegen dich fassen und sich zum Gesetze machen, nicht mehr auf dich zu hören, als wollte er dir beweisen, daß er hinsichtlich der Wichtigkeit deiner Ratschläge anderer Meinung ist als du.

138. Auch die Art und Weise, wie du ihn beruhigst, kann für ihn eine um so nützlichere Lehre sein, da sie kein Mißtrauen in ihm erregt. Wenn du ihm sagst: Ich denke, tausend andere begehen die nämlichen Fehler —, so ziehst du ihm den Boden unter den Füßen weg: du besserst ihn, während du ihn nur zu bedauern scheinst; denn für einen Menschen, der sich einen höheren Wert zuschreibt als den andern, ist es eine sehr demütigende Entschuldigung, wenn er sich mit ihrem Beispiel tröstet; denn damit hat er begriffen, daß er höchstens behaupten kann, sie seien nicht mehr wert als er selbst.

139. Die Zeit der Fehler ist die Zeit der Fabeln. Wenn man den Schuldigen unter fremder Maske zurechtweist, belehrt man ihn, ohne ihn zu beleidigen; er sieht dann aus der Wahrheit, die er auf sich anwendet, daß die Lehrfabel keine Lüge ist. Ein Kind, daß man nie mit Lobsprüchen hintergangen hat, versteht an der oben besprochenen Fabel*) nichts; aber der Unbesonnene, den ein Schmeichler zum besten gehabt hat, begreift vortrefflich, daß der Rabe nur ein Tölpel war. So zieht er aus einer Thatsache eine Lebensregel, und die Erfahrung, die ihm bald aus dem Sinn gekommen wäre, prägt sich mittelst der Fabel seinem Urteil ein. Es giebt keine moralische Erkenntnis, die man nicht durch die Erfahrung an sich oder an anderen sich aneignen könnte. In den Fällen, wo diese Erfahrung zu gefährlich ist, macht man sie nicht an sich selbst, sondern man zieht die Lehre lieber aus der Geschichte. Ist die Probe aber unbedenklich, so ist es gut, daß der junge Mensch sie zu bestehen habe; dann bringt man mittelst der Fabel die ihm bekannten besonderen Fälle in die Form von Lebensregeln.

140. Ich meine indessen nicht, daß diese Lebensregeln förmlich entwickelt oder überhaupt nur ausgesprochen werden sollen. Nichts ist so nutzlos, so übel angebracht, als die Sittenlehre, mit der die meisten Fabeln schließen; als ob diese Sittenlehre nicht in der Fabel selbst läge oder liegen müßte, sodaß sie dem Leser verständlich werden kann! Warum will man denn, indem man die Lehre am Ende hinzufügt, ihm das Vergnügen nehmen, sie von selbst zu finden? Ein geschickter Unterricht flößt dem Schüler Vergnügen am Unterricht ein. Zu diesem Zwecke ist es aber erforderlich, daß sein Geist nicht dermaßen unthätig bleibe

*) II, § 139. Auf jene ganze Stelle ist hier zurückzuverweisen.

bei allem, was du ihm sagst, daß er durchaus nichts zu thun hat, um dich zu verstehen. Das Selbstgefühl des Lehrers muß auch für das des Schülers immer noch etwas übrig lassen; er muß sich sagen können: Ich begreife, ich durchschaue es, ich bin bei der Sache, ich lerne etwas. Einer der Gründe, welche den Pantalon in der italienischen Komödie langweilig erscheinen lassen, liegt in seinem Bestreben, dem Parterre Plattheiten, die bereits nur zu verständlich sind, begreiflich zu machen. Ein Erzieher soll meines Erachtens kein Pantalon sein, ein Schriftsteller aber noch weniger. Man muß immer zu verstehen sein, aber man braucht nicht immer alles zu sagen: wer alles sagt, sagt wenig, denn am Ende hört man gar nicht mehr auf ihn. Was sollen jene vier Verse, welche Lafontaine der Fabel vom Frosche anfügt, der sich selbst aufbläst?*) Fürchtet er, nicht begriffen worden zu sein? Braucht dieser große Maler die Namen unter die Gegenstände zu schreiben, die er malt? Er verallgemeinert damit seine Moral nicht, nein, er beschränkt sie auf den besonderen Fall, er bindet sie gewissermaßen an die angeführten Beispiele und verhindert, daß man sie auf andere anwende. Bevor man die Fabeln dieses unnachahmlichen Schriftstellers einem jungen Menschen in die Hand giebt, sollte man meiner Meinung nach alle diese Schlüsse wegstreichen, mit denen er sich bemüht zu erklären, was er kurz vorher ebenso klar als lieblich gesagt hat. Wenn dein Zögling die Fabel nur mit Hilfe der Erklärung versteht, so sei gewiß, daß er sie auch so nicht verstehen wird.

141. Es käme auch darauf an, diese Fabeln in eine lehrgemäßere und den Fortschritten der Gesinnung und der Einsicht des heranwachsenden jungen Mannes entsprechendere Ordnung zu bringen. Kann man sich etwas Unvernünftigeres denken, als wenn sie alle der Reihe nach, wie sie im Buche stehen, durchgenommen werden, ohne Rücksicht auf das Bedürfnis oder die Gelegenheit? Zuerst der Rabe, dann Ameise und Grille,[1]) dann der Frosch, hierauf die beiden Maultiere u. s. f. Da sind mir besonders jene zwei Maultiere von Interesse; denn ich erinnere mich, wie ich einen Knaben, den man für die Finanz erzog und dem man den Kopf von seiner einstigen Stellung vollschwatzte, diese Fabel lesen, auswendiglernen, hersagen und viele hundertmal wiederholen hörte,

---

*) Lafontaine I, 3 v. 11—14:

Voll ist von derlei Narren heut die Welt:
Ein jeder Bürger will sein Prachthaus haben,
Der kleinste Fürst Gesandte hält
Und jeder Marquis Edelknaben.

[1]) Auch hier wieder muß ich von Herrn Formey's Korrektur Gebrauch machen. Es heißt: Die Grille, dann der Rabe u. s. w. — R. Gen. — Nach Petitain wären in R.s Manuskript die Fabeln in richtiger Ordnung aufgeführt gewesen. Vgl. die Anmerkungen zu II, § 138, § 139, § 142. R. hat auch hier aus dem Gedächtnis citiert.

ohne daß er daraus je den geringsten Vorwurf gegen den Beruf schöpfte, für den er bestimmt war. Nicht bloß habe ich nie bemerkt, daß Kinder eine wirkliche Anwendung von den Fabeln machten, die sie lernten; ich habe auch nie bemerkt, daß irgend jemand sich darum bemüht hätte, ihnen diese Anwendung nahezulegen. Man schützt bei diesem Studium die sittliche Belehrung vor; die wahre Absicht der Mutter und des Kindes ist es aber, eine ganze Gesellschaft mit dem letzteren zu beschäftigen, während es seine Fabeln hersagt; auch vergißt es sie alle mit den Jahren, wenn es sich nicht mehr darum handelt, sie herzusagen, sondern sie anzuwenden. Noch einmal, es ist nur eine Sache der Erwachsenen, aus den Fabeln Belehrung zu schöpfen, und Emil soll eben jetzt damit den Anfang machen.

142. Von ferne — denn ich will auch nicht alles sagen*) — zeige ich die Wege, die vom richtigen Pfade abführen, damit man sie zu vermeiden lerne. Folgt dein Zögling dem oben bezeichneten, so wird er, glaube ich, Menschen- und Selbstkenntnis auf die möglichst billige Weise erwerben; so wirst du ihn dazu bringen, das Spiel des Schicksals zu betrachten, ohne das Glück seiner Günstlinge zu beneiden, und zufrieden zu sein mit sich selbst, ohne sich weiser zu dünken als die andern. Du hast auch begonnen, ihn als handelnde Person auf die Bühne zu stellen, um dann einen Zuschauer aus ihm zu machen: das muß nun zu Ende geführt werden; denn vom Parterre aus sieht man die Dinge, wie sie scheinen, von der Bühne, wie sie sind. Um das Ganze zu überschauen, muß man sich auf einen Aussichtspunkt stellen; um die Einzelheiten zu bemerken, muß man näher herantreten. Aber mit welchem Rechte soll ein junger Mensch sich in die Angelegenheiten der Welt mischen? Welchen Anspruch kann er erheben, in diese dunklen Geheimnisse eingeweiht zu werden? Das ganze Interesse seines Alters beschränkt sich auf lustige Streiche; er verfügt nur erst über seine eigene Person; das ist so viel, als wenn er über nichts zu gebieten hätte. Der Mensch ist die käuflichste Ware, und von unseren großartigen Eigentumsrechten ist das über die eigene Person immer das allergeringfügigste.

143. Wenn ich sehe, wie man die jungen Leute im Alter der größten Regsamkeit auf rein spekulative Studien beschränkt und sie dann ohne die mindeste Erfahrung mit einem Male in die Welt und in die Geschäfte hinausstoßt, so finde ich, daß man sich damit gegen die Vernunft nicht weniger als gegen die Natur versündigt, und ich wundere mich nicht mehr darüber, daß so wenige Leute ihr Leben einzurichten verstehen. Durch welche Verkehrtheit kommt man dazu, uns so viele nutzlose Dinge zu lehren, während die Kunst zu handeln für nichts geachtet wird? Man giebt vor, uns für die Gesellschaft zu bilden, und

*) Wie Lafontaine in seinen Fabeln.

man unterrichtet uns, als sollte jeder von uns sein Leben mit philosophischen Betrachtungen in seiner Zelle zubringen oder vor unbeteiligten Zuhörern über Hirngespinnste reden. Du glaubst deinen Kindern die Kunst zu leben beizubringen, wenn du ihnen den Leib so oder so biegen und einige nichtssagende Phrasen hersagen lehrst. Auch ich habe meinem Emil gelehrt zu leben; denn ich habe ihm gelehrt, mit sich selbst zu leben und, was noch mehr ist, sein Brot zu verdienen; aber das ist noch nicht genug. Um in der Welt zu leben, muß man mit den Menschen umzugehen wissen, man muß die Werkzeuge kennen, durch welche man Meister über sie wird; man muß Wirkung und Gegenwirkung des Einzelinteresses in der bürgerlichen Gesellschaft berechnen und die Ereignisse so richtig vorausbestimmen, daß man in seinen Unternehmungen selten fehlgreift oder immer wenigstens die geeignetsten Mittel zum Gelingen ergriffen hat. Die Gesetze erlauben den jungen Leuten nicht, ihre Geschäfte selbst zu besorgen oder über ihr Eigentum selbst zu verfügen; aber was sollten diese Vorsichtsmaßregeln ihnen überhaupt nützen, wenn sie bis zum bestimmten Alter sich keinerlei Erfahrung erwerben könnten? Sie würden mit dem Warten nicht gewonnen haben und im fünfundzwanzigsten Jahre die nämlichen Neulinge sein wie im fünfzehnten. Allerdings muß man verhüten, daß ein junger Mensch, geblendet durch seine Unwissenheit oder irregeführt durch seine Leidenschaften, sich selbst Schaden zufüge; aber in jedem Alter ist es erlaubt, wohlthätig zu sein, in jedem Alter kann man unter der Leitung eines verständigen Mannes die Unglücklichen beschützen, die nur der Unterstützung bedürfen.

144. Ammen und Mütter hängen an den Kindern infolge der Pflege, die sie ihnen widmen; die Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden legt die Liebe zur Menschheit in die Herzen: durch Gutesthun wird man gut; ich weiß dazu keinen sicheren Weg. Beschäftige deinen Zögling mit allen guten Handlungen, die für ihn ausführbar sind; das Interesse der Dürftigen sei immer das seinige; er soll ihnen nicht bloß mit seiner Börse, sondern auch mit seiner Hilfeleistung zur Seite stehen, ihnen dienen, sie beschützen, seine Person und seine Zeit ihnen aufopfern und ihr Sachwalter sein: nie in seinem Leben wird er ein würdigeres Amt bekleiden. Wie viele Unterdrückte, die man nie gehört hätte, werden dann Gerechtigkeit finden, wenn er sie in ihrem Namen fordert mit jener unentwegten Festigkeit, welche die Übung der Tugend verleiht, wenn er die Thore der Großen, der Reichen sprengt, wenn er, falls es nötig ist, an den Stufen des Thrones sogar den Stimmen der Unglücklichen Gehör verschafft, welchen alle Zugänge durch Not und Elend versperrt sind und welche die Furcht, für ihr erlittenes Unrecht noch bestraft zu werden, sogar abhält, eine Klage darüber zu wagen!

145. Aber sollen wir denn aus Emil einen irrenden Ritter machen, einen Weltverbesserer, einen Paladin? Soll er sich in die öffentlichen

Geschäfte eindrängen, den Weisen und den Verteidiger der Gesetze spielen bei den Großen, den Obrigkeiten, dem Landesherrn; soll er Bittsteller sein bei den Richtern und Verteidiger bei den Gerichtshöfen? — Ich höre auf das alles nicht. Possenhafte und lächerliche Namen ändern nichts an dem Wesen der Sachen. Er wird thun, was er immer als nützlich und gut erkennt. Aber auch nichts mehr, und er weiß, daß nichts nützlich und gut ist für ihn, was seinem Alter nicht zukömmt. Er weiß, daß seine erste Pflicht ihm selbst gilt, daß die jungen Leute mißtrauisch gegen sich selbst sein müssen, vorsichtig in ihrem Betragen, ehrfurchtsvoll vor Älteren, zurückhaltend und auf der Hut, kein müßiges Gerede zu führen, bescheiden in gleichgiltigen Dingen, aber kühn im Gutesthun und herzhaft, die Wahrheit zu sagen. So waren jene herrlichen Römer, welche vor der Zulassung zu den Staatsämtern ihre Jugend in der Verfolgung des Verbrechens und in der Verteidigung der Unschuld verbrachten ohne ein anderes Interesse als das, im Dienste der Gerechtigkeit und in der Beschützung der guten Sitten sich selbst zu bilden.

146. Emil liebt weder Lärm noch Streit, nicht unter den Menschen,[1])

---

[1]) Wie wird er sich aber benehmen, wenn man mit ihm selbst Streit anfängt? Ich antworte: er wird nie Streit haben, sich nie bis zum Streit mit jemanden einlassen. Aber, wird man weiter sagen, wer ist sicher vor einem Backenstreich oder einer Beschimpfung durch einen rohen oder betrunkenen Menschen oder einen elenden Raufbold, der seinen Mann zuerst entehrt, um ihn dann töten zu können? Das ist etwas anderes: Ehre oder Leben der Bürger soll nie in die Gewalt eines rohen oder betrunkenen Menschen oder eines elenden Raufbolds gelegt sein, und vor einem derartigen Begegnis kann man sich ebenso wenig wahren als vor einem herunterfallenden Dachziegel. Ein Backenstreich oder eine Beschimpfung, die man empfängt und duldet, haben bürgerliche Folgen, welche keine Weisheit verhüten und von denen kein Gerichtshof den Beleidigten reinigen kann. Die Unzulänglichkeit der Gesetze giebt ihm also in diesem Punkte seine Unabhängigkeit zurück; er ist dann alleinige Obrigkeit, alleiniger Richter zwischen dem Beleidiger und sich, alleiniger Ausleger und Vollstrecker des Naturgesetzes; er ist sich Gerechtigkeit schuldig und kann sie sich allein verschaffen, und nirgends auf Erden wäre eine Regierung so unsinnig, ihn zu bestrafen, weil er sich in einem derartigen Falle Gerechtigkeit verschaffte. Ich sage nicht, er solle sich schlagen — denn das ist eine Narrheit, ich sage, er ist sich Gerechtigkeit schuldig und soll sie sich allein zuerteilen. Wäre ich Fürst, es würde, dafür stehe ich gut, ohne so viele nutzlose Edikte gegen die Zweikämpfe, in meinen Staaten weder Backenstreiche noch Beschimpfungen geben, und zwar infolge eines sehr einfachen Mittels, mit welchem die Gerichtshöfe sich nicht zu befassen hätten. Wie dem auch sei, Emil kennt in einem solchen Falle die Genugthuung, die er sich schuldet, und das Beispiel, das er zu Gunsten der Sicherheit ehrbarer Leute zu geben hat. Auch der festeste Mann hat es nicht in seiner Hand, eine Beschimpfung unmöglich zu machen, aber es liegt in seiner Hand, es unmöglich zu machen, daß man sich einer ihm zugefügten Beleidigung lange rühmt. R. Amst. — „Der verstorbene König von Preußen," sagt R. in einem Briefe an den Abbé M. vom 14. März 1770, „hatte einen Major, mit dem er unzufrieden war, auf der Parade mit dem Stock geschlagen. Der Offizier ergreift eine Pistole, schießt sie ab vor die Füße des Pferdes, auf dem der König saß, und schießt sich mit einer andern vor den

ja nicht einmal unter Tieren. Nie hat er zwei Hunde gegen einander gehetzt; nie hat er einen Hund hinter einer Katze hergetrieben. Diese Friedfertigkeit ist eine Folge seiner Erziehung, welche in ihm keinen Dünkel und keine Einbildung genährt und dadurch ihn abgehalten hat, sein Vergnügen im Herrschen und in der Qual der anderen zu suchen. Es thut ihm weh, wenn er andere leiden sieht; das ist ein natürliches Gefühl. Was einen jungen Menschen gefühllos macht und ihn Freude an der Qual eines fühlenden Wesens finden läßt, das ist eine Anwandlung von Eitelkeit, in welcher er sich diesen nämlichen Leiden nicht unterworfen glaubt infolge seiner Weisheit oder seiner Überlegenheit. Wen man gegen eine derartige Geistesrichtung gesichert hat, der kann nicht in das Laster verfallen, das ihr entspringt. Emil liebt also den Frieden. Das Bild des Glückes ist ihm angenehm, und wenn er dazu beitragen kann, es hervorzurufen, so sieht er darin eine neue Veranlassung, es mitzugenießen. Ich habe nicht vorausgesetzt, daß er beim Anblick der Unglücklichen nur jenes unfruchtbare und herzlose Mitleid für sie empfände, welches sich begnügt, die Leiden zu beklagen, die es heilen kann. Sein werkthätiges Wohlthun giebt ihm bald eine Einsicht, die er mit einem härteren Herzen nicht oder weit später erworben hätte. Sieht er Zwietracht herrschen unter seinen Spielgenossen, so sucht er sie zu versöhnen; sieht er Betrübte, so erkundigt er sich nach dem Grunde ihres Kummers; sieht er zwei Menschen sich hassen, so will er die Ursache ihrer Feindschaft kennen lernen; sieht er einen Unterdrückten seufzen über die Bedrückungen des Mächtigen und Reichen, so forscht er nach, unter welchem Vorwand diese Bedrückungen sich verstecken, und bei seinem allgemeinen Interesse für die Unglücklichen sind die Mittel, ihren Leiden ein Ziel zu setzen, ihm nie gleichgiltig. Was haben wir also zu thun, um aus dieser Neigung Nutzen zu ziehen auf eine seinem Alter angemessene Weise? Wir müssen seine Teilnahme und seine Kenntnisse leiten und seinen Eifer ausnützen, sie zu vermehren.

147. Ich kann es nicht oft genug wiederholen: man gebe den jungen Leuten alle Unterweisungen vielmehr in Handlungen als in Reden; nichts sollen sie aus den Büchern lernen, was die Erfahrung ihnen lehren kann. Welch kopfloses Vorhaben, sie im Reden zu üben ohne einen Gegenstand, über den sie reden sollen, zu glauben, man könne sie auf den Schulbänken die Macht der Sprache der Leidenschaft und die ganze

---

Kopf.“ Darauf habe er (R.) angespielt im vierten Buche des Emil. Im ganzen habe er sagen wollen, daß man einen Menschen, der zu sterben wisse, nicht entehren könne. Im Briefe an d'Alembert (1758) sagt R., man schlage sich gegenwärtig weniger, weil man auf den Thaler hin von seiner Ehre wisse, was sie wert sei. Formey u. A. halten die Andeutung R.s im Texte für Spiegelfechterei. Man vergl. auch die in „Sophie und Emil oder die Einsamen“ 2. Brief, § 11 erzählte Geschichte. S. den ersten Anhang.

Kraft der Überredungskunst fühlen lassen, ohne daß sie das Bedürfnis haben, irgend jemanden zu überreden! Alle Vorschriften der Rhetorik sind reines Geschwätz für den, der ihre Anwendung zu seinem eigenen Vorteil nicht einsieht. Was liegt einem Schulknaben daran zu wissen, wie es Hannibal anfing, um seine Soldaten zum Übergang über die Alpen zu bestimmen? Sagtest du ihm statt dieser hochtönenden Anreden, wie er es anfangen muß, um seinen Schulvorstand zur Bewilligung eines Ferientages zu bewegen, sei versichert, er wäre viel aufmerksamer auf deine Regeln.

148. Wollte ich einem jungen Menschen, dessen Leidenschaften schon entwickelt wären, Rhetorik lehren, ich würde ihm fortwährend Gegenstände vorführen, die geeignet wären, seinen Leidenschaften zu schmeicheln, und ich würde mit ihm Untersuchungen darüber anstellen, welche Sprache er gegen andere führen müsse, um sie seinen Absichten geneigt zu machen. Aber mein Emil ist in keiner der Redekunst so vorteilhaften Lage. Fast nur auf das physisch Notwendige beschränkt, hat er weniger die anderen notwendig, als sie ihn, und da er nichts von ihnen für sich selbst zu erbitten hat, so berührt das, wovon er sie überzeugen will, ihn nicht nahe genug, um ihn in außergewöhnliche Erregung zu versetzen. Daraus folgt, daß er im allgemeinen eine einfache und kunstlose Sprache haben muß. Er spricht für gewöhnlich in den eigentlichen Ausdrücken und nur, um verstanden zu werden. Er spricht selten in Sentenzen, weil er nicht gelernt hat, seine Vorstellungen zu verallgemeinern; er hat wenig Bilder, weil er selten in Leidenschaft ist.

149. Darum ist er aber doch nicht ganz phlegmatisch und interesselos. Weder sein Alter, noch seine Sitten, noch seine Neigungen erlauben das. Im Feuer der Jugend geben die in seinem Blute zurückgehaltenen und vergeistigten Lebenskräfte seinem jungen Herzen eine Wärme, die in seinen Blicken strahlt, die man in seinen Reden fühlt, in seinen Handlungen sieht. Seine Sprache hat Nachdruck, ja bisweilen Heftigkeit angenommen.*) Die edle Gesinnung, die ihn belebt, giebt ihm Kraft und Schwung; durchdrungen von inniger Liebe zur Menschheit überträgt er mit seinen Reden die Regungen seiner Seele auf andere; sein edler Freimut hat etwas viel Reizenderes als die künstliche Beredtsamkeit der Menschen; ja, er ist vielmehr allein wahrhaft beredt, weil er sein Gefühl nur zu zeigen braucht, um es dem Hörer mitzuteilen.

150. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich, daß es, wenn man auf diese Weise das Wohlthun zur That macht und aus dem guten oder schlechten Erfolg Betrachtungen über die Ursachen desselben zieht, wenige nützliche Kenntnisse giebt, welche man nicht in dem Geiste eines jungen Menschen anbauen könnte, und daß er zu all dem

---

*) Vgl. II, § 273.

wirklichen Wissen, welches man in den Gymnasien erwerben kann, überdies eine noch wichtigere Kenntnis gewinnt, die nämlich, dieses Wissen für die Bedürfnisse des Lebens nutzbar zu machen. Es ist nicht möglich, daß er bei dem großen Interesse, das er an Seinesgleichen nimmt, nicht frühzeitig ihre Handlungen, Neigungen und Vergnügungen abzuwägen und zu schätzen und dem, was das Glück der Menschen fördern oder hindern kann, im allgemeinen nicht einen richtigeren Wert beizulegen lerne als diejenigen, welche an keinem Menschen Anteil nehmen und nie etwas für andere thun. Diejenigen, welche immer nur ihre eigenen Angelegenheiten betreiben, werden zu leidenschaftlich, um nüchtern über die Dinge zu urteilen. Indem sie alles auf sich allein beziehen und das Maß des Guten und Übeln nur nach ihrem eigenen Interesse bestimmen, füllen sie ihren Geist mit tausend lächerlichen Vorurteilen an und sehen in allem, was ihren Vorteil im geringsten bedroht, sofort einen allgemeinen Umsturz.

151. Erstrecken wir die Eigensucht auf die Wesen außer uns, so verwandeln wir sie in eine Tugend, und es giebt kein menschliches Herz, in welchem diese Tugend nicht wurzelte. Je weniger der Gegenstand unserer Teilnahme unmittelbar mit uns verbunden ist, desto weniger ist der täuschende Einfluß des eigenen Interesses zu befürchten; je mehr dieses Interesse verallgemeinert wird, desto mehr nähert es sich der Billigkeit, und die Liebe zum menschlichen Geschlechte ist nichts anderes in uns als die Liebe der Gerechtigkeit. Wollen wir also, daß Emil die Wahrheit liebe und sie erkenne, so müssen wir ihn in seinen Angelegenheiten fern von seinem eigenen Interesse halten. Je mehr seine Teilnahme dem Glücke anderer gewidmet ist, desto aufgeklärter und vernünftiger wird sie sein, und desto weniger wird er sich täuschen über Gut und Bös; dulden wir aber nie in ihm eine blinde Bevorzugung, die einzig auf das Ansehen der Person und auf ungerechte Voreingenommenheit gegründet ist. Und warum sollte er dem einen schaden, um dem andern dienlich zu sein? Ihm gilt es gleich, wem ein größeres Glück zuteil werde, wenn er nur zum größten Glücke aller beiträgt: das ist das erste Interesse des Weisen nach dem persönlichen; denn jeder ist ein Teil seiner Gattung, aber nicht der eines anderen Einzelwesens.

152. Um das Mitleid vor der Ausartung in Schwäche zu bewahren, muß man es also verallgemeinern und über das ganze Menschengeschlecht erstrecken. Dann giebt man sich ihm nur so weit hin, als es mit der Gerechtigkeit im Einklang steht, weil von allen Tugenden die Gerechtigkeit diejenige ist, welche am meisten zum allgemeinen Wohl der Menschen beiträgt. Aus Vernunft, aus Liebe zu uns müssen wir noch mehr mit unserer Gattung Mitleid haben als mit unserem Nächsten; das Mitleid mit den Schlechten ist eine sehr große Grausamkeit gegen die Menschen.

153. Im übrigen möge man bedenken, daß alle die Mittel, wodurch ich meinen Zögling aus seinem Kreise herausdränge, dennoch einen unmittelbaren Bezug auf seine Person haben, weil nicht bloß ein innerer Genuß daraus entspringt, sondern weil ich auch, indem ich ihn wohlthätig mache zu Gunsten anderer, an seiner eigenen Belehrung arbeite.

154. Ich habe zuerst die Mittel dazu aufgezeigt, jetzt zeige ich die Wirkung. Welch weiter Blick eröffnet sich nicht allmählich in seinem Geiste! Welch erhabene Gefühle ersticken nicht in seinem Herzen den Keim der kleinen Leidenschaften! Welche Klarheit des Urteils! Welche Richtigkeit des Denkens erwächst aus der Veredlung seiner Neigungen und aus der Erfahrung, welche die Ziele einer großen Seele in den engen Schranken der Möglichkeit zusammenfaßt und einen den anderen überlegenen Menschen, wenn er diese nicht zu seiner Höhe emporheben kann, zu ihnen sich herabneigen läßt! Die wahren Grundsätze der Gerechtigkeit, die wahren Muster der Schönheit, alle inneren Beziehungen der Wesen zu einander, alle Begriffe der Ordnung prägen sich seinem Verstande ein; er sieht die Stellung, die jedes Ding einnehmen soll, und die Ursache, die es daraus verdrängt; er sieht die Ursachen des Guten und was ihm im Wege steht. Ohne die menschlichen Leidenschaften erfahren zu haben, kennt er doch ihren Trug und ihre Macht.

155. Die Bedeutsamkeit der Sachen reißt mich fort, doch lasse ich mich dadurch nicht täuschen über das Urteil der Leser. Seit lange sehen sie mich im Lande der Träume; ich aber sehe sie seit lange im Land der Vorurteile. Wenn ich mich so weit von den alltäglichen Ansichten entferne, halte ich mir diese dennoch fortwährend gegenwärtig: ich prüfe und überdenke sie, nicht um ihnen zu folgen oder aus dem Wege zu gehen, sondern um sie auf der Wage der logischen Kritik*) abzuwägen. So oft diese mich zwingt, mich von jenen zu entfernen, halte ich es nach vielen Erfahrungen für ausgemacht, daß die Leute mir nicht nachfolgen werden; ich weiß es wohl, sie versteifen sich darauf, nur das als möglich sich vorzustellen, was sie sehen, und so werden sie den jungen Menschen, den ich darstelle, für ein eingebildetes, traumgeschaffenes Wesen halten, weil er von denen, mit welchen sie ihn vergleichen, sich unterscheidet, ohne zu bedenken, daß er sich eben von ihnen unterscheiden muß, ist er ja doch ganz anders aufgezogen, von ganz entgegengesetzten Gefühlen durchdrungen, ganz anders unterrichtet, als sie, sodaß es viel mehr überraschen müßte, wenn er ihnen gliche, als wenn er so ist, wie ich ihn annehme. Er ist nicht der Mensch des Menschen, er ist der Mensch der Natur.**) Allerdings muß er in ihren Augen höchst seltsam erscheinen.

---

*) Vgl. dagegen § 159 und Anm. 1 zu II, § 132.

**) Raumer (II, S. 258): „Mehr und mehr tritt das Pädagogische zurück. Der Naturmensch Emil verwandelt sich in einen revolutionären Misanthropen, es ist R. selbst unterm Namen Emil.“

156. Im Beginn dieses Werkes setzte ich nichts voraus, was nicht jedermann so gut wie ich bemerken konnte, weil es einen Punkt giebt, nämlich die Geburt des Menschen, von dem wir alle gleichermaßen ausgehen: je mehr wir aber vorschreiten, ich, um die Natur zu pflegen, ihr, um sie zu verderben, um so mehr entfernen wir uns von einander. Im sechsten Jahre unterschied sich mein Zögling wenig von den eurigen, die ihr zu entstellen noch keine Zeit gehabt hattet; jetzt haben sie gar keine Ähnlichkeit mehr mit einander: das Mannesalter aber, dem er sich nähert, muß ihn in einer durchaus verschiedenen Erscheinung zeigen, wenn ich nicht alle meine Mühe verloren habe. Die Menge des Erworbenen ist vielleicht auf beiden Seiten gleich; aber das Erworbene selbst gleicht sich durchaus nicht. Du wunderst dich, bei dem einen erhabene Gefühle zu finden, von denen die andern nicht die geringste Spur haben; erwäge aber auch, daß diese schon alle Philosophen und Theologen sind, bevor Emil nur weiß, was Philosophie ist, und bevor er nur von Gott hat reden hören.

157. Wenn man mir also sagte: Nichts von dem, was du da annimmst, findet sich in der Wirklichkeit; so sind die jungen Leute nicht beschaffen, sie haben diese oder jene Leidenschaft, sie thun dieses oder jenes: so ist das gerade, wie wenn jemand leugnete, daß je ein Birnbaum ein großer Baum gewesen, weil man in unseren Gärten nur Zwerge von Birnbäumen sieht.

158. Ich bitte diese schnellfertigen Richter zu bedenken, daß, was sie sagen, ich so gut weiß wie sie, daß ich vermutlich länger darüber nachgedacht habe und daß ich, da ich ja kein Interesse daran habe, sie zu hintergehen, auch berechtigt bin zu fordern, sie mögen sich mindestens die Zeit nehmen nachzusuchen, worin ich mich täusche. Mögen sie die menschliche Natur sorgsam prüfen, mögen sie die erste Entwicklung des Herzens in diesen oder jenen Verhältnissen verfolgen, um zu sehen, wie sehr durch den Einfluß der Erziehung*) ein Mensch vom anderen sich unterscheiden kann; dann mögen sie meine Erziehungsart mit den Wirkungen vergleichen, die ich ihr beimesse, und sagen, wo ich unrichtig geschlossen habe: dann werde ich nichts zu erwidern haben.

159. Was mich bestimmter macht in meinen Aufstellungen und was mich, wie ich annehme, dabei rechtfertigt, ist der Umstand, daß ich mich keiner Systemmacherei hingebe, sondern mich möglichst wenig auf logische Konstruktion**) verlasse und nur der Beobachtung folge. Ich baue nicht auf das, was ich mir eingebildet, sondern auf das, was ich gesehen habe. Freilich habe ich meine Erfahrungen nicht innerhalb der Stadtmauern oder nur auf eine einzige Klasse von Menschen eingeschränkt;

*) „Durch den Einfluß der Erziehung allein" ist die erste Lesart.
**) Vgl. § 155. Das französische Wort ist raisonnement.

sondern nachdem ich so viele Stände und Völker verglichen, als mir in einem der Beobachtung derselben gewidmeten Leben zur Wahrnehmung gekommen sind, habe ich, was einem Volke und einem Stande eigentümlich war und nicht dem andern, als künstlich entstanden ausgeschieden und als unbestreitbar menschlich nur das angesehen, was allen gemeinsam war, in welchem Alter, in welchem Stande und bei welcher Nation es sich auch vorfand.

160. Wenn du nun, dieser Methode folgend, von der Kindheit an einen jungen Menschen begleitest, der in keiner Beziehung absonderlich gebildet und möglichst wenig von dem Ansehen und der Meinung der Leute abhängig ist, wird er wohl meinem Zögling mehr gleichen oder dem eurigen? Diese Frage, meine ich, muß gelöst werden, um zu wissen, ob ich auf dem Irrwege bin.

161. Der Mensch kommt nicht leicht zum Denken; sobald er aber zu denken beginnt, hört er nie mehr auf. Wer einmal gedacht hat, denkt immer, und wenn der Verstand einmal im Nachdenken geübt ist, kann er nicht mehr in Ruhe bleiben. Man könnte also glauben, ich thue zu wenig oder zu viel, der menschliche Geist sei von Natur nicht so bereit, sich zu erschließen, und, nachdem ich ihm Fertigkeiten beigemessen, die er nicht besitze, halte ich ihn zu lange in einem Kreise von Vorstellungen befangen, den er müsse überschritten haben.

162. Man erwäge aber erstlich, daß, wenn man den Menschen der Natur bilden will, es sich nicht darum handelt, ihn deshalb zu einem Wilden zu machen und ihn in den Urwald zu verbannen; sondern daß es im Strudel der Gesellschaft, der ihn umgiebt, genügt, daß er sich nicht in denselben hineinreißen lasse weder durch Leidenschaften noch durch die Meinung der Menschen; daß er mit eigenen Augen sehe und mit eigenem Herzen fühle; daß keine Auktorität ihn leite außer der seiner eigenen Vernunft. In dieser Lage ist es einleuchtend, daß die Menge von Gegenständen, die an ihn herantreten, die häufig erwachenden Gefühle, die ihn beleben, und die mancherlei Mittel, die er zur Befriedigung seiner wirklichen Bedürfnisse anwendet, ihm viele Anschauungen geben müssen, die er nie gehabt oder viel langsamer sich erworben hätte. Der natürliche Fortschritt des Geistes ist beschleunigt, nicht umgestoßen. Der nämliche Mensch, der in den Wäldern stumpfsinnig bleiben muß, muß verständig und einsichtig werden in den Städten, wenn er hier nur einfacher Zuschauer ist. Nichts ist geeigneter, weise zu machen, als die Thorheiten, die man sieht, ohne sie zu teilen; ja, selbst wer sie teilt, schöpft noch Belehrung aus ihnen, wenn er sich nur nicht überthören läßt und nicht den Irrtum derjenigen, die sie begehen, dazunimmt.

163. Man bedenke ferner, daß wir, durch unsere Fähigkeiten auf das Sinnliche beschränkt, gegen die abstrakten Begriffe der Philosophie und rein geistige Vorstellungen uns durchaus verschließen. Um zu ihnen

zu gelangen, müssen wir uns entweder von unserem Leib, mit welchem wir so fest verknüpft sind, losmachen oder von Gegenstand zu Gegenstand allmählich und langsam fortschreiten oder endlich rasch und fast mit einem Satz die Kluft überspringen mit einem Riesenschritt, dem die Kindheit nicht gewachsen ist, und für den auch die Erwachsenen viele eigens für sie bestimmte Stufen brauchen. Die erste abstrakte Vorstellung ist die erste dieser Stufen; aber es wird mir schwer, die Art zu finden, wie sie aufzubauen ist.

164. Das unbegreifliche, allumfassende Wesen, welches die Welt in Bewegung setzt und das ganze System der Wesen bildet, können wir weder mit Augen sehen noch mit Händen greifen; es entzieht sich allen unseren Sinnen. Das Werk ist offenbar; aber der Werkmeister verbirgt sich. Es ist nichts Geringes, endlich zu erkennen, daß er ist, und wenn wir endlich dazu gelangt sind und uns fragen: Was für ein Wesen und wo ist er? so verwirrt und verirrt sich unser Geist und wir wissen nicht mehr, was wir denken sollen.*)

165. Locke will, man solle mit der Erforschung der Geister beginnen und dann zu dem der Körper übergehen.**) Diese Methode ist die des Aberglaubens,***) der Vorurteile und des Irrtums; das ist nicht der Weg der Vernunft, auch nicht der ordnungsmäßige Weg der Natur; das heißt vielmehr sich die Augen zustopfen, um sehen zu lernen. Man muß lange Zeit die Körper studiert haben, um sich einen wirklichen Begriff von den Geistern zu machen und auf den Gedanken zu kommen, daß sie existieren. Der entgegengesetzte Weg führt nur zum Materialismus.

166. Da unsere Sinne die ersten Werkzeuge unserer Erkenntnis sind, so haben wir nur von den körperlichen und sinnlichen Wesen eine unmittelbare Vorstellung. Das Wort „Geist" hat für einen Menschen, der nicht philosophiert hat, durchaus keinen Sinn. Für das Volk und die Kinder ist ein Geist nur ein Körper: stellen sie sich ja doch Geister vor, welche schreien, sprechen, schlagen und Lärm machen. Man wird nun wohl zugeben, daß Geister, welche Arme und Zungen haben, Körpern sehr ähnlich sind. Deshalb haben auch alle Völker der Welt, auch die Juden nicht ausgenommen, sich leibliche Götter erfunden. Wir selbst,

---

*) Die ganze Stelle klingt vielfach an § 252 an (im Glaubensbekenntnis des sav. Landpfarrers).

**) § 190 ff., wo er von der Physik spricht, die er als die Kenntnis „von den Ursachen, den Eigentümlichkeiten und der Wirksamkeit der Dinge" auffaßt. In der Physik nun soll mit der Betrachtung der Geister begonnen werden, zu der die biblische Geschichte den Leitfaden bilden müsse. „Ohne die Annahme von Geistern wird unsere Philosophie unvollkommen und mangelhaft sein in einem ihrer wichtigsten Teile, da wir so der Betrachtung der vorzüglichsten und mächtigsten Wesen, die Gott geschaffen, beraubt sein werden."

***) Erste Lesart: Dieser Schritt ist der d. A.

mit unseren Lehrbegriffen von Geist, Dreieinigkeit, Personen, sind größtenteils richtige Anthropomorphisten. Ich gebe zu, daß man uns lehrt, Gott sei überall; aber wir glauben auch, daß die Luft überall ist, wenigstens in unserer Atmosphäre, und das Wort „Geist“ bedeutet ursprünglich nichts anderes als „Atem“ und „Wind“.*) Wenn man einmal die Leute daran gewöhnt, Worte verständnislos zu gebrauchen, dann ist es leicht, sie alles sagen zu lassen, was man will.

167. Das Innewerden unserer Einwirkung auf die anderen Körper mußte uns anfänglich zu dem Glauben verleiten, daß ihre Einwirkung auf uns auf eine ähnliche Weise sich vollzöge. So hat der Mensch anfänglich alle Dinge, deren Einwirkung auf ihn er wahrnahm, belebt. Da er nun in der Unkenntnis von den Schranken ihrer Macht sich selbst weniger stark fühlte als die meisten dieser Wesen, so hat er die Macht jener für unbeschränkt gehalten und Götter aus ihnen gemacht, sobald er ihnen materielles Wesen zuschrieb. In den ersten Zeitaltern, wo alles sie in Schrecken setzte, haben die Menschen noch nichts Totes in der Natur gesehen. Die Vorstellung von der Materie hat sich ebenso langsam in ihnen ausgebildet wie die des Geistes, weil diese erste Vorstellung selbst eine Abstraktion ist. So haben sie die Welt mit sinnlichen Göttern erfüllt. Sterne, Winde, Berge, Flüsse, Bäume, Städte, ja selbst Häuser, alles hatte seine Seele, seinen Gott, sein Leben. Die Götzen Labans**), die Manitus der Wilden, die Fetische der Neger, alle Erzeugnisse der Natur und der Menschen sind die ersten Gottheiten der Sterblichen gewesen; der Polytheismus ist ihre erste Religion, der Götzendienst ihr erster Kultus gewesen. Einen einzigen Gott konnten sie erst dann erkennen, als sie mit der fortschreitenden Verallgemeinerung ihrer Vorstellungen dazu gelangten, auf eine erste Ursache zurückzugehen, das ganze System der Wesen unter einer einzigen Vorstellung zusammenzufassen und dem Worte „Substanz“***), das im Grunde die größte Abstraktion ist, einen Sinn zu geben. Jedes Kind, das an Gott glaubt, ist daher notwendig götzendienerisch oder wenigstens anthropomorphistisch†), und wenn die Einbildung Gott einmal gesehen hat, so ist es selten, daß der Verstand ihn begreift. Zu dieser Verirrung führt nun gerade die Anordnung Locke's.

---

*) Das lat. spiritus, franz. esprit, heißt „Hauch“, „Atem“; aber auch das deutsche „Geist“ wird auf entsprechende Weise erklärt durch Zusammenstellung mit „Gischt“, „Gas“ u. dgl.

**) 1. Mos. 31, 19. — Die Manitus sind Götzenbilder der Ureinwohner von Nordamerika.

***) „Substanz“ ist das einfach Seiende, dem kein anderes vorausgeht (unum sine ope alterius nach Spinoza). Nach den verschiedenen Systemen wandelt sich der Begriff.

†) Der Anthropomorphismus faßt göttliche (übersinnliche) Wesen unter menschlicher Gestalt auf mit Steigerung der Attribute.

168. Sind wir so einmal zum abstrakten Begriff der Substanz gelangt, so müßte man offenbar, um eine einzige Substanz zuzulassen, unvereinbare, sich gegenseitig ausschließende Eigenschaften in ihr annehmen, wie das Denken und die Ausdehnung, wovon die eine ihrem Wesen nach teilbar ist, die andere jede Teilung ausschließt. Man begreift übrigens, daß das Denken oder, wenn man will, das Gefühl eine uranfängliche, von der Substanz, der es angehört, untrennbare Eigenschaft ist, und daß es sich ebenso mit der Ausdehnung verhält inbezug auf ihre Substanz. Daraus schließt man, daß die Wesen, welche eine dieser Eigenschaften verlieren, die Substanz verlieren, der sie angehört, daß folglich der Tod nur eine Trennung von Substanzen ist, und daß die Wesen, in welchen diese beiden Eigenschaften vereinigt sind, aus den beiden Substanzen, denen jene beiden Eigenschaften angehören, zusammengesetzt sind.

169. Nun erwäge man, welcher Abstand noch übrig bleibt zwischen dem Begriffe der beiden Substanzen und dem der göttlichen Natur, zwischen der unbegreiflichen Vorstellung von der Einwirkung unserer Seele auf unseren Leib und der Vorstellung von der Einwirkung Gottes auf alle Wesen. Die Begriffe Schöpfung, Vernichtung, Allgegenwart, Ewigkeit, Allmacht, die Begriffe der göttlichen Attribute, all diese Vorstellungen, die zu fassen bei der Unklarheit und Dunkelheit derselben nur wenigen Menschen gelingt, die aber nichts Dunkles für das Volk haben, weil es davon überhaupt gar nichts begreift, wie sollen sie in all ihrer Gewalt, d. h. in all ihrer Dunkelheit jugendlichen Geistern entgegentreten, die noch mit den ersten Verrichtungen der Sinne beschäftigt sind und nur begreifen, was sie mit Händen fühlen können? Mögen auch die Abgründe des Unendlichen noch so weit um uns her geöffnet sein, ein Kind läßt sich dadurch nicht in Schrecken setzen; seine schwachen Augen können seine Tiefe nicht ergründen. Für die Kinder ist alles unendlich, keinem Dinge wissen sie Schranken zu setzen; nicht etwa, weil sie das Maß zu groß nehmen, sondern weil ihr Verständnis zu klein ist. Ich habe sogar bemerkt, daß sie das Unendliche mehr diesseits der ihnen bekannten Ausdehnungen ansetzen als jenseits. Sie schätzen einen unendlichen Raum vielmehr mit ihren Füßen als mit ihren Augen; für sie erstreckt er sich nicht weiter, als sie sehen können, aber weiter als sie gehen können. Wenn man mit ihnen von der Macht Gottes redet, so werden sie ihn für fast ebenso stark halten wie ihren Vater. In allem ist ihre Kenntnis der Maßstab der Möglichkeit für sie, und so nehmen sie alles, was man ihnen sagt, als geringer an als das, was sie wissen. Ein derartiges Urteil ist der Unwissenheit und Schwäche des Geistes natürlich. Ajax hätte gefürchtet, sich mit Achilles zu messen; aber er fordert Jupiter zum Kampfe heraus, weil er den Achilles kennt, Jupiter aber nicht. Ein schweizerischer Bauer, der sich für den reichsten Menschen hielt und dem

man sich bemühte begreiflich zu machen, was ein König sei, fragte mit stolzer Miene, ob der König wohl hundert Kühe auf den Bergen halten könnte.

170. Ich sehe voraus, wie viele meiner Leser sich daran stoßen werden, daß ich dieses ganze erste Alter mit meinem Zögling durchlebe, ohne ihm etwas von Religion zu sagen. In seinem fünfzehnten Jahre wußte er noch nicht, daß er eine Seele habe, vielleicht ist es auch in seinem achtzehnten noch nicht Zeit dazu; denn wenn er es früher lernt als notwendig, so läuft er Gefahr, es nie zu wissen.*)

171. Wenn ich das Bild widerwärtiger Borniertheit malen sollte, ich würde einen Schulfuchs malen, der Kindern den Katechismus lehrt; wollte ich ein Kind verrückt machen, so würde ich es zwingen, mir zu erklären, was es denn eigentlich meint, wenn es seinen Katechismus hersagt. Man wird mir entgegenhalten, da doch der größte Teil der Glaubenssätze des Christentums Geheimnisse seien, so müßte man, wenn man warten wollte, bis der menschliche Verstand fähig wäre, sie zu begreifen, nicht etwa warten, bis das Kind erwachsen, sondern bis der Mensch nicht mehr am Leben wäre. Darauf erwidere ich erstlich, daß es Geheimnisse giebt, die nicht bloß zu begreifen, sondern sogar zu glauben dem Menschen unmöglich ist, und daß ich keinen Gewinn dabei sehe, sie den Kindern zu lehren, außer daß man sie auf diese Weise frühzeitig lügen lehrt. Ich behaupte ferner: um die Mysterien zuzulassen, muß man wenigstens begreifen, daß sie unbegreiflich sind, und auch dazu sind die Kinder noch nicht fähig. Für das Alter, wo alles noch Geheimnis ist, giebt es keine eigentlichen Geheimnisse.

172. Man muß an Gott glauben, um selig zu werden. Die falsche Auffassung dieses Satzes ist der Grund der rachedürstenden Unduldsamkeit und die Ursache aller jener eitlen Lehren, welche der menschlichen Vernunft den Todesstoß geben, indem sie daran gewöhnen, sich mit Worten abzuspeisen. Die ewige Seligkeit zu verdienen, darf man ohne Zweifel keinen Augenblick verlieren; aber wenn es, um ihrer teilhaftig zu werden, genügt, gewisse Worte zu wiederholen, so sehe ich nicht ein, warum wir nicht den Himmel mit Staren und Elstern bevölkern so gut als mit Kindern.

173. Die Verpflichtung zum Glauben setzt die Möglichkeit des Glaubens voraus. Der Philosoph, welcher nicht glaubt, ist im Unrecht,

*) Vgl. Bekenntnisse I, 2: „Wenn ich gesagt habe, man solle den Kindern nicht von Religion reden, wenn man wolle, daß sie einst Religion hätten, und daß sie unfähig wären, Gott zu erkennen, selbst nach unserer Art, so habe ich diese Ansicht aus meinen Beobachtungen geschöpft, nicht aus meiner eigenen Erfahrung: ich wußte, daß diese für die Menschen, nicht beweiskräftig sei. Man finde einen sechsjährigen J. J. Rousseau und spreche mit dem siebenjährigen von Gott: ich stehe gut dafür, daß man keine Gefahr dabei läuft.“

weil er die Vernunft, die er ausgebildet hat, schlecht anwendet und weil er imstande ist, die Wahrheiten einzusehen, welche er verwirft. Aber was glaubt denn ein Kind, welches die christliche Religion bekennt? — es glaubt, was es begreift, und es begreift so wenig, was man ihm in den Mund legt, daß es auch das Gegenteil, wenn man es ihm sagt, gerade ebenso gerne annimmt. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen läuft auf eine geographische Frage hinaus. Sollen sie dafür belohnt werden, daß sie in Rom geboren sind und nicht in Mekka?*) Dem einen sagt man, Mahomet sei Gottes Prophet, und er sagt: Mahomet ist der Prophet Gottes; dem andern sagt man, Mahomet sei ein Betrüger, und er sagt: Mahomet ist ein Betrüger. Jeder von beiden würde behauptet haben, was der andere sagt, wenn sie ihre Stellen vertauscht hätten. Kann man nun, wo beide in so ganz ähnlicher Stimmung sich befinden,**) den einen ins Paradies, den andern in die Hölle schicken? Wenn ein Kind sagt, es glaube an Gott, so glaubt es nicht an Gott, sondern an Peter oder Jakob, die ihm sagen, es gebe etwas, was man Gott nenne; es glaubt nach Art des Euripides:

Zeus, wer du bist — denn nur dies Wort, sonst weiß ich nichts.***)

---

*) Vgl. Voltaire Zaïre I, 1: Am Ganges wäre ich Dienerin der falschen Götter gewesen, in Paris eine Christin, Muselmännin an diesem Orte [nämlich in Jerusalem].

**) Dieser und der vorige Satz hießen in der ersten Ausgabe so: „dem einen sagt man, er soll Mahomet verehren, und er sagt: ich verehre Mahomet; dem andern sagt man, er soll die Mutter Gottes verehren, und er sagt: ich verehre die Mutter Gottes. Jeder von beiden hätte gethan, was der andere gethan hat, wenn sie ihre Stelle vertauscht hätten. Kann man nun, wo beide sich in einer so ähnlichen Stimmung befinden . . . . ." — Des geschichtlichen Zusammenhanges wegen mag es gestattet sein, aus dem dritten Wolfenbüttler Fragment (1777 herausgegeben von Lessing, geschrieben aber viel früher) die folgenden Stellen anzuführen: „Erstlich haben die Kinder bis zehn Jahre schlechterdings keine Fähigkeit, eine Offenbarung entweder zu verstehen oder mit Grund davon zu urteilen" . . . . „Wenn die Kinder erwachsen, so wird ein jedes nach dem Willen seiner Eltern von Lehrmeistern oder auch von den Eltern selbst in den Anfangsgründen der Religion unterrichtet . . . daher denn auch die Erfahrung bestätigt, daß ein jedes Kind meint, die rechte Offenbarung und den rechten Verstand derselben erlernet zu haben; sie folgen den Eltern so getrost auf dem unbekannten Wege zur Seligkeit als auf einem wohlgetretenen Wege zu einem Lustschlosse." Man vergl. ferner Lessing's Nathan III, 7. — Die Revisoren meinen, R. habe durch seine Erörterungen in diesem Buche „den Namen eines Freidenkers, wodurch man sonst mit Wüstlingen und Ruchlosen in eine Klasse gesetzt ward, zu einem Ehrennamen umgeschaffen." Auch diese Stelle wie die oben bezeichnete (§ 265) nimmt einen Gedanken aus dem „Glaubensbekenntnis d. s. V." voraus.

***) Plutarch, Abhandlung über die Liebe, übers. von Amyot. So begann die Tragödie Menalippe [Melanippe] zuerst; aber das Geschrei des athenischen Volkes zwang Euripides, diesen Anfang zu ändern. — R. Amst. — Bei Amyot und R. lautet der Vers:

O Jupiter! car de toi rien sinon
Je ne connais seulement que le nom.

174. Wir halten dafür, daß kein Kind, das vor dem Alter der Vernunft gestorben ist, der ewigen Glückseligkeit beraubt sei; die Katholiken sind desselben Glaubens inbezug auf alle Kinder, welche die Taufe erhalten haben, wenn sie auch nie von Gott haben reden hören. Es giebt also Fälle, wo man selig werden kann, ohne an Gott zu glauben, und diese Fälle treten ein in der Kindheit und bei Geistesschwäche, wenn der menschliche Verstand unfähig ist, die zur Erkenntnis der Gottheit notwendigen Geistesverrichtungen vorzunehmen. Die ganze Verschiedenheit zwischen euch und mir besteht also darin, daß ihr behauptet, die Kinder hätten mit sieben Jahren diese Fähigkeit, während ich sie selbst im fünfzehnten Jahre ihnen noch nicht zugestehe. Ob ich nun recht oder unrecht habe, es handelt sich hier nicht um einen Glaubensartikel, sondern um eine einfache naturgeschichtliche Beobachtung.

175. Aus dem nämlichen Grunde ist es einleuchtend, daß mancher Mensch, der ohne den Glauben an Gott alt geworden ist, darum seiner Gegenwart im anderen Leben nicht beraubt sein wird, wenn seine Verblendung keine freiwillige gewesen ist; ich behaupte aber, daß dies nicht immer der Fall ist. Ihr gebt es zu für die Geistesgestörten, welche eine Krankheit der geistigen Kräfte beraubt, nicht aber ihrer Eigenschaft als Menschen, demgemäß auch nicht ihres Anrechts auf die Wohlthaten ihres Schöpfers. Warum sollte man es nun nicht für diejenigen zugeben, welche, von der Gesellschaft seit ihrer Kindheit abgeschieden, ein ganz und gar wildes Leben geführt und der Einsicht beraubt wären, die man nur im Umgang mit Menschen erwirbt?[1]) Denn es ist erwiesenermaßen unmöglich, daß ein derartiger Wilder in seinen Gedanken je zur Erkenntnis des wahren Gottes sollte gelangen können. Die Vernunft sagt uns, daß ein Mensch nur strafbar ist für die Fehler seines Willens und daß eine nicht zu beseitigende Unwissenheit ihm nicht zum Verbrechen angerechnet werden kann. Daraus folgt, daß jeder Mensch, der, wenn er die notwendige Einsicht hätte, glauben würde, vor der ewigen Gerechtigkeit angesehen wird, als glaube er in der That, und daß nur diejenigen Ungläubigen werden gestraft werden, deren Herz sich der Wahrheit verschließt.

176. Man hüte sich, denen die Wahrheit zu verkünden, die nicht imstande sind, sie zu verstehen; denn das hieße den Irrtum an ihre Stelle setzen. Besser wäre es, gar keine Vorstellung von der Gottheit zu haben als niedrige, phantastische, die sie entwürdigen und herabziehen:

Der Vers ist aus dem verloren gegangenen Stücke „Melanippe, die Weise“ und heißt (Nauck frag. trag. graec. 483): *Ζεὺς ὅστις ὁ Ζεύς, οὐ γὰρ οἶδα πλὴν λόγῳ*, wonach wir übersetzt haben.

[1]) Über den Naturzustand des menschlichen Geistes und die Langsamkeit seiner Fortschritte s. den ersten Teil des „Aufsatzes über die Ungleichheit“. — R. Amst. —

sie nicht zu erkennen ist ein geringeres Übel als sie beleidigen. Lieber möchte ich, sagt der gute Plutarch, die Leute glaubten, es gebe gar keinen Plutarch in der Welt, als daß sie behaupteten, Plutarch sei ungerecht, neidisch, eifersüchtig und so tyrannisch, daß er mehr verlange, als er zu erfüllen uns die Möglichkeit lasse.*)

177. Der große Nachteil der verzerrten Bilder der Gottheit, die man dem Geiste der Kinder einprägt, ist, daß sie ihr ganzes Leben in ihm haften bleiben und daß diese als Erwachsene keinen anderen Gott begreifen als den Gott der Kinder. In der Schweiz habe ich eine gute und fromme Hausmutter von diesem Grundsatze so durchdrungen gesehen, daß sie ihren Sohn im ersten Lebensalter nicht in der Religion unterrichten wollte, damit er nicht mit dieser rohen Unterweisung sich begnügen und eine bessere im Alter der Vernunft vernachlässigen möchte. Dieses Kind hörte immer nur mit Andacht und Ehrfurcht von Gott reden, und sobald es selbst davon reden wollte, hieß man es schweigen als über einen für es zu erhabenen und zu großartigen Gegenstand. Diese Zurückhaltung erregte seine Neugierde, und sein Selbstgefühl sehnte den Augenblick herbei, wo es dieses mit so vieler Beflissenheit vor ihm verborgene Geheimnis kennen lernen könnte. Je weniger man mit ihm von Gott sprach, je weniger man duldete, daß es selbst davon sprach, um so mehr beschäftigte es sich selbst damit: dieses Kind sah Gott überall, und ich möchte von dieser unbedachter Weise angenommenen geheimnisvollen Art nur befürchten, sie könnte die Einbildungskraft eines jungen Menschen zu sehr entzünden und seinen Kopf verwirren und am Ende einen Schwärmer aus ihm machen anstatt eines Gläubigen.

178. Für meinen Emil jedoch, der allem, was über seiner Fassungskraft liegt, seine Aufmerksamkeit beharrlich versagt und die Dinge, die er nicht versteht, mit der ausgesprochensten Gleichgiltigkeit anhört, wollen wir derartige Befürchtungen nicht hegen. Es giebt so viele Sachen, über die er gewöhnt ist zu sagen: hier bin ich nicht urteilsfähig —, daß eine mehr ihn nicht in Verlegenheit bringt, und wenn er sich einmal über diese bedeutenden Fragen den Kopf zerbricht, so geschieht es nicht darum,

---

*) Plutarch in der Abhandlung über den Aberglauben (περὶ δεισιδαιμονίας) Kap. 10 (p. 169 F. R.). Die voraufgehenden Worte lauten: „Man sagt: wer keine Götter annimmt, ist unheilig (ἀνόσιος). Hängt der nicht viel unheiligeren Ansichten an, der solche Gottheiten annimmt, wie sie die Abergläubischen annehmen?“ S. unten § 252. Die Stelle des Plutarch wird ausführlich behandelt in Bayle's Pensées diverses, écrites à un docteur de Sorbonne, à l'occasion de la comète qui parut au mois de Décembre 1680. Rotterdam 1683 p. 339 (§ CXV: „L'imperfection est aussi contraire pour le moins à la nature de Dieu que le non-être.“) Vgl. meinen Aufsatz „R.s Stellung in der Pädagogik und in der Geschichte der Pädagogik“ in Rein's päd. Studien. Neue Folge. Heft 1. (1880.)

weil man sie vor ihm aufgeworfen hat, sondern es geschieht dann, wenn der natürliche Fortschritt seiner Erkenntnis seine Gedanken nach dieser Seite hinwendet.

179. Wir haben gesehen, auf welchem Wege der gebildete menschliche Verstand diesen Geheimnissen nahe kommt, und ich will gerne zugeben, daß er selbst in der Gesellschaft*) natürlicher Weise erst in einem vorgerückten Alter dazu gelangt. Da es indessen gerade in der Gesellschaft unvermeidliche Ursachen giebt, welche die Entwickelung der Leidenschaften begünstigen, so würde man, wenn man dem entsprechend nicht auch die Entwickelung der Erkenntnis, die zur Zügelung jener Leidenschaften dienen soll, beschleunigen wollte, aus der Ordnung der Natur in der That heraustreten, und das Gleichgewicht wäre aufgehoben. Wenn man es nicht in der Hand hat, eine zu rasche Entwicklung zu mäßigen, so muß man diejenigen, welche ihr folgen sollen, mit der nämlichen Schnelligkeit vorwärts bringen, damit die Ordnung nicht verkehrt, damit, was mit einander voranschreiten muß, nicht getrennt werde und damit der Mensch, der in allen Augenblicken seines Lebens eine ungetrennte Einheit ist, nicht mit einer seiner Fähigkeiten auf diesem, mit den andern auf jenem Punkte stehe.

180. Doch erhebt sich hier eine große Schwierigkeit, die um so bedeutender ist, da sie weniger in den Sachen als in der Kleinmütigkeit derjenigen beruht, die es nicht wagen, sie zu beseitigen: stellen wir sie uns wenigstens einmal recht vor Augen. Ein Kind soll in der Religion seines Vaters aufgezogen werden: man beweist ihm fortwährend auf's beste**), daß diese Religion, wie sie auch sei, die einzig richtige ist, daß alle anderen nur Tollheit und Unvernunft sind. Die Kraft der Beweisgründe hängt hier lediglich von dem Lande ab, wo man sie vorträgt. Ein Türke, der das Christentum in Konstantinopel so lächerlich findet, möge nur nach Paris gehen, um zu sehen, wie man dort vom Mahomedanismus denkt***): in Sachen der Religion triumphiert ganz besonders die gemeine Meinung. Wir aber, die wir in allen Dingen ihr Joch abzuschütteln entschlossen sind, wir, die wir der Autorität nichts einräumen und unserem Emil nur das lehren wollen, was er auch aus sich selbst in jedem Lande lernen könnte, — in welcher Religion werden wir ihn erziehen? Welcher Sekte werden wir den Menschen der Natur übergeben? Die Antwort ist meines Erachtens sehr einfach: weder dieser noch jener; wir werden ihn aber instand setzen, diejenige zu wählen, zu welcher der beste Gebrauch seiner Vernunft ihn hinführen muß.

---

*) Vergl. § 175.
**) „und leichteste" war im Manuskript zugefügt.
***) Vgl. § 173.

181. Incedo per ignes
Suppositos cineri doloso.†)

Doch, was kümmert mich das! Eifer und gute Absicht haben bis jetzt die Stelle der Klugheit bei mir eingenommen. Ich hoffe, diese Bürgen werden mir ihre Unterstützung in der Not nicht versagen. Leser, fürchte von mir keine Bedenklichkeiten, die eines Freundes der Wahrheit unwürdig sind: ich werde meiner Farbe nie untreu werden; aber es ist mir doch gewiß erlaubt, gegen mein eigenes Urteil mißtrauisch zu sein. Anstatt dir meine eigene Ansicht vorzutragen, will ich dir mitteilen, was ein Mann dachte, der mehr wert war als ich. Für die Wahrheit der Thatsachen, die ich erzähle, stehe ich ein; sie sind dem Verfasser der Zeilen, die ich hier mitteile, wirklich begegnet: an dir ist es nun, zu sehen, ob man daraus für unsere gegenwärtige Untersuchung nützliche Erwägungen ziehen kann. Ich trage dir nicht etwa meine oder eines anderen Ansicht als maßgebend vor; ich gebe sie dir, daß du sie prüfen mögest.

182. „Es sind dreißig Jahre her, daß in einer Stadt Italiens ein junger heimatloser Mensch*) sich ins äußerste Elend versunken sah. Er war als Calvinist geboren; aber die Folgen eines unüberlegten Streiches trieben ihn in die Flucht, und so wechselte er in der Fremde, entblößt von Mitteln, seine Religion des Brotes wegen. Es gab in jener Stadt ein Hospitium für die Proselyten, in welches er aufgenommen wurde. Beim Unterricht über die konfessionellen Streitpunkte erweckte man Zweifel in ihm, die er zuvor nicht hatte, und man machte ihn mit dem Übel bekannt, das er vorher nicht kannte: er hörte von neuen Glaubenssätzen und sah noch befremdlichere Sitten**); und wie er sie sah, wäre er ihnen beinahe zum Opfer gefallen. Er wollte entfliehen, da schloß man ihn ein; er beklagte sich, da strafte man ihn für seine Klagen: so sah er denn, seinen Peinigern wehrlos preisgegeben, sich als Verbrecher behandelt, weil er dem Verbrechen nicht nachgeben wollte. Wer es weiß, wie sehr die erste Bekanntschaft mit der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit ein junges, unerfahrenes Herz empört, mag sich den Zustand des seinigen vorstellen. Thränen der Wut flossen von seinen Augen, die Entrüstung übermannte ihn. Den Himmel rief er an und die Menschen; jedermann vertraute er sich an, und niemand hörte auf ihn. Er sah nur feile Diener, die seinem ehrlosen Peiniger unterworfen waren, oder Menschen, die des gleichen Verbrechens schuldig

---

†) Horat. carm. II, 1, 9: „über Flammen wandelst du (incedis), die nur Asche dir trügerisch decket.“

*) Es ist kaum notwendig zu bemerken, daß R. von sich spricht. Auf geschickte Weise weiß er später in der Erzählung auf die erste Person überzugehen. (vergl. Anm. zu § 193). Das Urbild für den Geistlichen, der den verirrten jungen Menschen aufnimmt, ist Gâtier, der einstige Lehrer R.s im Seminar. Auch der Abbé de Gouvon hatte ihm vorgeschwebt. S. die Biogr.

**) Ausführliches darüber in den Bekenntnissen.

waren, sich über seinen Widerstand lustig machten und ihn antrieben, ihr Beispiel nachzuahmen. Er war verloren, wäre nicht ein ehrbarer Geistlicher gewesen, der irgend ein Geschäft im Hospitium zu besorgen hatte und den er insgeheim zu beraten die Mittel fand. Der Geistliche war arm und auf jedermann angewiesen; aber jener Unterdrückte war noch viel mehr auf ihn angewiesen, und er trug kein Bedenken, seine Entweichung zu begünstigen, auf die Gefahr, sich einen gefährlichen Feind zu verschaffen.

183. „So war der junge Mensch denn dem Laster entronnen, um wieder in die Not zu versinken, und er kämpfte erfolglos gegen sein Schicksal: da glaubte er einen Augenblick, es überwunden zu haben. Beim ersten Schein des Glückes waren seine Leiden und sein Beschützer vergessen. Bald mußte er für diese Undankbarkeit büßen; alle seine Hoffnungen wurden vereitelt: mochte auch seine Jugend ihn begünstigen, seine abenteuerlichen Ideen verdarben alles. Ohne hinreichende Befähigung und Geschicklichkeit, sich den Weg leicht zu machen, ohne die Gabe, sich zu mäßigen oder ein Bösewicht zu sein, trachtete er nach so vielen Dingen, daß er zu nichts gelangen konnte. So versank er denn in das frühere Elend: ohne Brot, ohne Zuflucht, dem Hungertode nah, erinnerte er sich wieder seines Wohlthäters.

184. „Er wendet sich zurück zu ihm, findet ihn auf und wird wieder gut aufgenommen; sein Anblick erinnert den Geistlichen an eine gute That, die er verrichtet; eine solche Erinnerung erfreut die Seele jederzeit. Der Mann war von Natur menschenfreundlich und mitleidig; er fühlte die Schmerzen anderer durch seine eigenen, und das Wohlleben hatte sein Herz nicht verhärtet; endlich hatten die Lehren der Weisheit und eine aufgeklärte Tugend seine ganze Natur noch befestigt. Er nimmt den jungen Mann auf, sucht ihm eine Unterkunft und empfiehlt ihn daselbst; er teilt seinen Lebensbedarf mit ihm, obwohl er kaum hinreicht für zwei. Noch mehr, er unterrichtet und tröstet ihn und lehrt ihm die schwierige Kunst, das Unglück geduldig zu ertragen. O ihr Menschen des Vorurteils, hättet ihr alles das erwartet von einem Priester und in Italien?

185. „Dieser ehrbare Geistliche war ein armer savoyischer Landpfarrer, den ein Jugendabenteuer bei seinem Bischof in Ungnade gestürzt hatte und der nun über die Berge gegangen war, um eine Versorgung zu suchen, die ihm in seiner Heimat unmöglich war. Er war weder ohne Geist noch ohne Bildung, und sein interessantes Äußere hatte ihm Gönner gefunden, die ihn bei einem Minister unterbrachten, dessen Sohn er erziehen sollte. Er zog die Armut der Abhängigkeit vor und wußte nicht, wie man sich bei hohen Personen benehmen muß. So blieb er nicht lange: als er aber wegging, verlor er die Achtung des Mannes nicht, und da er vernünftig lebte und sich bei jedermann beliebt machte,

schmeichelte er sich, die Gnade seines Bischofs wiedererlangen zu können und irgend eine kleine Pfründe im Gebirge zu bekommen, wo er den Rest seiner Tage zubringen könnte. Das war das letzte Ziel seines Ehrgeizes.

186. „Eine natürliche Neigung flößte ihm Teilnahme für den jungen Flüchtling ein, den er deshalb sorgfältig ausforschte. Er sah, daß sein schlimmes Schicksal bereits sein Herz gedrückt, daß Schande und Verachtung seinen Mut niedergeschlagen hatten und daß sein Stolz, der sich in vorwurfsvolle Bitterkeit verwandelt hatte, in der Ungerechtigkeit und Härte der Menschen ihm nur die Verderbnis ihrer Natur und das Wahngebilde der Tugend zeigte. Er hatte gesehen, daß die Religion nur dem Interesse zur Maske diente, heilige Gebräuche nur ein Schutzbrief der Heuchelei waren; er hatte gesehen, wie man in eitlen, spitzfindigen Streitereien Himmel und Hölle auf ein bloßes Spiel mit Worten setzte; er hatte die erhabene und reine Vorstellung Gottes verzerrt gesehen durch Hirngespinste menschlicher Phantasie, und da er zu dem Schlusse gelangte, daß man, um an Gott zu glauben, auf die von ihm empfangene Urteilskraft verzichten müsse, so faßte er einen gleichen Widerwillen gegen unsere lächerlichen Träumereien und gegen den Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen: ohne irgendeine Kenntnis vom Bestehenden und ohne sich eine Vorstellung zu machen über die Herkunft der Dinge, versenkte er sich in seine dumpfe Unwissenheit mit einer tiefen Verachtung gegen alle diejenigen, die mehr zu wissen glaubten als er.

187. „Das Vergessen aller Religion führt zum Vergessen der Menschenpflichten. In dem Herzen jenes Freigeistes war dieser Fortschritt schon mehr als zur Hälfte vollzogen. Dennoch war er kein übel geartetes Kind; aber die Ungläubigkeit und das Elend erstickten nach und nach seine Natur und brachten ihn rasch der Verkommenheit nahe, sie ließen ihm nichts mehr übrig als das Leben eines Bettlers und die Moral eines Gottesleugners.

188. „Indessen war das fast unvermeidliche Unglück noch nicht ganz geschehen. Der junge Mensch hatte Kenntnisse, und seine Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Er befand sich in dem glücklichen Alter, wo das wallende Blut die Seele zu durchwärmen beginnt, ohne sie unter die Raserei der Sinne zu beugen. Seine Seele hatte noch ihre ganze Spannkraft. Eine natürliche Scheu, ein furchtsamer Charakter hatten bei ihm die Wirkung der Blödigkeit und verlängerten für ihn jene Zeit, in welcher ihr euern Zögling mit so vieler Ängstlichkeit zurückhaltet. Das empörende Beispiel der gemeinen Schlechtigkeit und des reizlosen Lasters regte seine Einbildungskraft nicht auf, sondern schlug sie vielmehr nieder. Lange erhielt anstatt der Tugend der Ekel seine Unschuld; sie sollte erst süßeren Verlockungen zum Opfer fallen.

189. „Der Geistliche sah die Gefahr und die Mittel der Rettung. Die Schwierigkeiten schreckten ihn nicht ab; er fand Gefallen an seinem Werke und beschloß, es zu Ende zu führen und der Tugend das Opfer zurückzugeben, welches er der Schande entrissen hatte. Er holte weit aus zu seinem Plane; die Reinheit des Beweggrundes belebte seinen Mut und gab ihm Mittel ein, die seines Eifers würdig waren. Welches auch sein Erfolg sein mochte, er war sicher, seine Zeit nicht verloren zu haben; wenn man nur Gutes thun will, wird man immer vom Glücke begünstigt.

190. „Er suchte zuerst das Vertrauen des Proselyten zu gewinnen, indem er ihm seine Wohlthaten nicht verkaufte, nicht aufdringlich war, ihm keine Predigten hielt, sich immer verständlich machte und klein wurde, um ihm gleich zu sein.*) Es mußte, meine ich, ein recht rührendes Schauspiel sein, ein würdiger Mann, der sich zum Gespielen eines Straßenjungen macht, die Tugend, die den Ton der Ausgelassenheit annimmt, um desto sicherer über sie zu triumphieren. Wenn der unbesonnene Mensch ihm seine thörichten Geständnisse machte und sein Herz vor ihm öffnete, hörte der Priester ihm zu und ließ es ihm wohl werden; ohne das Schlechte zu billigen, nahm er doch an allen Anteil. Nie sollte eine unbedachte Zurechtweisung sein Geplauder unterbrechen und sein Herz einengen. Das Vergnügen, mit dem man ihm zuhörte, vermehrte seine Lust, alles zu sagen. So kam eine allgemeine Beichte zu stande, ohne daß er nur daran dachte, überhaupt etwas zu beichten.

191. „Nachdem der Priester seine Denkart und seinen Charakter sorgfältig studiert hatte, sah er deutlich, daß er, ohne unwissend zu sein für sein Alter, doch alles vergessen hatte, was zu wissen ihm von Wert gewesen wäre, und daß die Schande, in die sein Unglück ihn gestürzt, jede richtige Anschauung von Gut und Bös in ihm ausgetilgt hatte. Es giebt einen Grad von Stumpfheit, der jedes Leben der Seele erstickt; die innere Stimme ist dem nicht mehr vernehmbar, der nur an seine eigene Erhaltung denkt. Um den jungen Unglücklichen von diesem moralischen Tode, dem er so nahe war, zu erretten, begann er, das Selbstbewußtsein und die Achtung vor sich selbst in ihm zu wecken. Er zeigte ihm in der guten Anwendung seiner Fähigkeiten eine glücklichere Zukunft; er entzündete in seinem Herzen eine edle Begeisterung durch die Erzählung von schönen Thaten anderer; die Bewunderung derer, die sie gethan hatten, erregte in ihm das Verlangen, ähnliche zu begehen. Um ihn unvermerkt von seinem unthätigen uud unstäten Leben loszubringen, ließ er ihn Auszüge von auserlesenen Büchern machen; er that dergleichen, als brauche er diese Auszüge. und nährte so in ihm das

*) Lauter Grundsätze, die R. selbst im „Emil" entwickelt, „eine Wiederholung der Erziehung Emils," wie Formey bemerkt.

edle Gefühl der Dankbarkeit*). Durch diese Bücher unterrichtete er ihn auf mittelbare Weise; er brachte ihm wieder eine hinreichend gute Meinung von sich selbst bei, um sich nicht für alles Gute als unbrauchbar anzusehen und in den eigenen Augen fortwährend sich verächtlich zu machen.

192. „Eine unbedeutende Veranlassung wird einen Begriff geben von der Kunst, welche der wohlthätige Mensch anwandte, um das Herz seines Zöglings unvermerkt über die Gemeinheit emporzuheben, ohne den Anschein, ihn gerade belehren zu wollen. Der Geistliche hatte eine so anerkannte Rechtlichkeit und eine so sichere Beurteilung, daß mehrere Personen ihr Almosen lieber durch seine Hände wollten gehen lassen als durch die der reichen Pfarrherren in den Städten. Eines Tages, als man ihm Geld zur Verteilung unter die Armen gegeben, hatte der junge Mensch die Charakterlosigkeit, davon für sich zu verlangen. „Nein", sagte er, „wir sind Brüder, du gehörst mir, und ich darf dieses mir anvertraute Geld nicht für meinen Gebrauch nehmen". Darauf gab er ihm von seinem eigenen Geld, soviel er verlangt hatte. Lehren dieser Art sind selten verloren in dem Herzen junger Leute, welche nicht ganz und gar verdorben sind.

193. „Doch, ich werde überdrüssig, in der dritten Person zu reden; es ist auch eine sehr überflüssige Mühe, denn du merkst wohl, geschätzter Landsmann, daß ich selbst dieser unglückliche Flüchtling bin**): die Verirrungen meiner Jugend liegen mir ferne genug, um sie offen einzugestehen, und die Hand, die mich aus ihnen herauszog, verdient es wohl, daß ich auf Kosten einer vorübergehenden Scham ihren Wohlthaten einige Ehre erweise.

194. „Am meisten Eindruck machte es auf mich, im Privatleben meines würdigen Lehrers die Tugend ohne Heuchelei, die Menschenliebe ohne Schwäche, all seine Reden grad und einfach und ein mit seinen Worten immer übereinstimmendes Betragen zu finden. Ich sah, wie es ihm gar keine Sorge machte, [ob diejenigen, welche er unterstützte, zur Vesper kamen,***) ob sie oft beichteten, ob sie an den gebotenen Tagen fasteten und Abstinenz hielten; auch legte er ihnen keine anderen derartigen Bedingungen auf, ohne die man bei den Frommen keinen Beistand hoffen darf, müßte man auch Hungers sterben.

---

*) indem er ihm in sich das angenehme Bild eines Dankbaren vorstellte.

**) Durch diese geschickte Einleitung wird es R. möglich, von sich in der ersten Person zu reden, ohne daß die Fernstehenden und Übelwollenden seine Person als Gegenstand der Erzählung anzunehmen brauchen. Nur Formey macht hier die unzarte Bemerkung (p. 150): „Herr R. konnte nicht im Unklaren darüber sein, daß man alles, was sich in seinem Buche findet, auf seine Rechnung schreiben würde. Er mußte es also ohne Umschweife gestehen."

***) „Zu Vesper und Messe gehen" ist in Frankreich die volkstümliche Bezeichnung für die Erfüllung der kirchlichen Pflichten.

195. „Ermutigt durch diese Beobachtungen, hütete ich mich wohl, den erheuchelten Eifer der Neubekehrten vor ihm zur Schau zu stellen; ich verbarg ihm meine Art zu denken durchaus nicht, und ich konnte auch nicht wahrnehmen, daß er daran Anstoß nahm. Manchmal hätte ich mir sagen können: Er läßt mir meine Gleichgiltigkeit für das angenommene Bekenntnis hingehen mit Rücksicht auf die Gleichgiltigkeit für meine angeborene Religion, die er an mir wahrnimmt; er weiß, daß meine Ablehnung mit dem Parteigeist nichts mehr zu thun hat. Aber was sollte ich denken, wenn ich ihn manchmal Glaubenssätze, die denen der römischen Kirche entgegengesetzt sind, billigen hörte, für alle ihre Gebräuche aber nur eine mäßige Achtung bei ihm wahrnehmen konnte? Ich hätte ihn für einen verkleideten Protestanten gehalten, wenn ich ihn diesen Gebräuchen, aus denen er ziemlich wenig Wesens zu machen schien, weniger treu hätte anhängen sehen; da ich aber wußte, daß er sich seiner priesterlichen Obliegenheiten ohne Zeugen ebenso pünktlich entledigte wie vor den Augen der Welt, so wußte ich nicht mehr, was ich über diese Widersprüche denken sollte. Abgesehen von dem Fehler, der ihn einst ins Unglück gebracht und von dem er nicht ganz gebessert war, war sein Leben musterhaft, seine Sitten untadelig, seine Reden ehrbar und bedächtig. Da ich mit ihm in größter Vertrautheit lebte, lernte ich ihn jeden Tag höher achten, und da so viele Güte mein Herz gewonnen hatte, erwartete ich mit neugieriger Unruhe den Augenblick, der mir lehren sollte, auf welchem Grunde er die Gleichmäßigkeit eines so eigentümlichen Lebens aufgebaut hatte.

196. „Dieser Augenblick kam nicht so bald. Bevor er sich seinem Schüler offenbarte, bemühte er sich, die Saat der Vernunft und Güte, die er ausgestreut, in seiner Seele zum Keimen zu bringen. Am schwierigsten war in mir ein hochmütiger Menschenhaß auszurotten, eine gewisse Erbitterung gegen die Reichen und Glücklichen in der Welt, als wären sie es auf meine Kosten gewesen und ihr vermeintliches Glück ein Raub an dem meinigen.*) Die thörichte Eitelkeit der Jugend, welche gegen die Erniedrigung sich sträubt, gab mir nur allzuviel Neigung zu dieser reizbaren Laune, und das Selbstbewußtsein, welches mein Mentor in mir zu wecken bestrebt war und das mich zum Stolze führte, machte die Menschen noch geringer in meinen Augen und fügte in mir zum Hasse gegen sie nur noch die Verachtung hinzu.

197. „Ohne diesen Hochmut geradezu zu bekämpfen, sorgte er doch dafür, daß er nicht in Herzenshärte umschlug, und ohne mir die Achtung vor mir selbst zu nehmen, machte er sie doch weniger wegwerfend gegen meinen Nebenmenschen. Immer suchte er den eitlen Schein fernzuhalten und zeigte mir die wirklichen Übel, die er verdeckt, und so lehrte er mir, die Verirrungen der Mitmenschen zu be-

*) Vgl. § 46.

klagen, ihre Not mitzufühlen und sie mehr zu bedauern als zu beneiden. Voll tiefen Mitleids für die menschlichen Schwächen, weil er seine eigenen tief fühlte, sah er in den Menschen überall die Opfer ihrer eigenen Laster und der der anderen; er sah die Armen seufzen unter dem Druck der Reichen und die Reichen unter dem Druck der Vorurteile. Glaube mir nur, sagte er, unsere Selbsttäuschung deckt unsere Fehler nicht zu, nein, sie steigert sie, indem sie einer wertlosen Sache einen Wert beimißt und uns tausend vermeintliche Entbehrungen empfinden läßt, von denen wir ohne sie nichts wüßten. Der Friede der Seele besteht in der Verachtung alles dessen, was ihn stören kann; die Menschen, die am meisten auf das Leben halten, wissen es gerade am wenigsten zu genießen, und wer am begierigsten dem Glücke nachjagt, der ist immer der beklagenswerteste.

198. „O welch trauriges Bild, rief ich bitter aus: wenn man sich alles versagen muß, wozu sind wir dann auf die Welt gekommen? und wenn man das Glück selbst verachten muß, wer soll dann noch glücklich sein können? Ich, erwiderte eines Tages der Priester mit einem Ton, der mich überraschte. — Glücklich Sie, den das Glück so wenig begünstigt! Sie glücklich in Armut, Verbannung und Verfolgung! Und wie haben sie das möglich gemacht? — Mein Kind, antwortete er, ich will es dir gerne sagen.

199. „Nun ließ er mich verstehen, er wolle mir jetzt auch seine Bekenntnisse machen, nachdem er die meinigen gehört. In deinen Busen, sagte er, mich umarmend, will ich alle Gefühle meines Herzens ausgießen. Du wirst mich sehen wenigstens, wie ich mir selbst erscheine, wenn auch nicht, wie ich bin. Wenn du mein ganzes Glaubensbekenntnis empfangen hast und den Zustand meiner Seele vollkommen kennst, wirst du einsehen, warum ich mich für glücklich halte und, wenn du denkst wie ich, was du zu thun hast, um es auch zu sein. Aber diese Geständnisse sind nicht das Werk eines Augenblicks; ich brauche Zeit um dir meine Ansicht über das Loos des Menschen und den wahren Wert des Lebens vollständig auseinanderzusetzen: suchen wir einen passenden Ort und Augenblick, um uns dieser Unterhaltung in aller Ruhe hinzugeben.

200. „Ich zeigte ihm, wie sehr ich gespannt war, ihn zu hören. Die Zusammenkunft wurde gleich auf den Morgen des folgenden Tages angesetzt.*) Es war im Sommer; mit Tagesanbruch erhoben wir uns. Er führte mich zur Stadt hinaus auf einen hohen Hügel, unter welchem der Po dahinfloß, dessen Lauf durch die fruchtbaren Ufer, die er bespült, man sehen konnte. In der Ferne wurde die Landschaft gekrönt durch die

*) R. versäumt nicht, nach seiner Art durch eine glänzende Schilderung der Lehre mehr Weihe und Nachdruck zu geben.

ungeheure Kette der Alpen. Die Strahlen der aufgehenden Sonne bestrichen schon die Ebene, und Bäume, Hügel und Häuser in langen Schatten auf das Gefilde hinmalend, belebten sie mit tausendfältigem Lichtspiel das reizendste Gemälde, das vor ein menschliches Auge treten kann. Man hätte sagen mögen, die Natur habe vor unseren Augen ihre ganze Pracht entfaltet, um den Text zu unserer Unterhaltung zu liefern. Hier, nachdem er dieses Schauspiel einige Zeit stillschweigend betrachtet hatte, sprach der Mann des Friedens also zu mir."

Glaubensbekenntnis des savoyischen Landpfarrers.*)

201. Liebes Kind, erwarte von mir weder gelehrte Reden noch tiefe Gedanken. Ich bin kein großer Philosoph; es liegt mir auch wenig daran, einer zu sein. Aber ich sehe manchmal das Rechte und liebe immer die Wahrheit. Ich will dir auch nichts vorbeweisen, ich will nicht einmal den Versuch machen, dich zu überzeugen; ich will dir bloß

---

*) **Glaubensbekenntnis des savoyischen Landpfarrers.** § 201—305 Kritik des Materialismus. § 306—356 Kritik des Offenbarungsglaubens.

Die Litteratur der Bekenntnisse enthält den eigentlichen Ausdruck der geistigen Richtung des vorigen Jahrhunderts. Die Auflehnung gegen die Beschränkungen der individuellen Existenz und Überzeugung konnte sich nicht besser bezeugen als durch solche Offenbarungen der unbeschränktesten Subjektivität. Die Kritik der herkömmlichen Meinungen ist aber nur die eine Seite dieser Richtung. Die innere Erfahrung, welche dieser Kritik den Anstoß gegeben hat, macht selbst eine Art von angeborenem Rechte geltend; allen Satzungen gegenüber stützt sie sich auf die für alle Gebiete des Wissens und Wollens allein maßgebende menschliche Begabung. Ihre Kritik ist also nicht voraussetzungslos. Ihre Voraussetzungen sind eine gewisse Reihe angeborener geistiger Gesetze, die für jeden Menschen zwingend sind und selbst da, wo durch die Beschränktheit des menschlichen Geistes die Möglichkeit des Irrtums geboten ist, wenigstens die Schranken angeben, über die hinaus kein Wissen möglich, innerhalb deren aber sie unanfechtbares Recht beanspruchen dürfen.

Das Glaubensbekenntnis des savoyischen Landpfarrers ist aber in erster Linie R.s eigenes Bekenntnis. „Sie begreifen wohl," schrieb er am 23. Dezember 1770 an Moultou, „daß das Glaubensbekenntnis des s. L. das meinige ist. Ich wünsche es zu sehr, daß ein Gott sei, um es nicht zu glauben, und ich sterbe mit der festen Zuversicht, daß ich in seinem Schoße das Glück und den Frieden finden werde, dessen ich hinieden nicht habe genießen können." Als er den Emil durch die Umtriebe der Jesuiten vor der Veröffentlichung für sich verloren glaubte, wie er in einem Briefe an Moultou vom 12. Dezember 1761 schreibt, wollte er wenigstens diesen Teil sichern und übergab seinem treuen „Roustan" (Moultou) eine Kopie desselben. Er nennt „sein Buch" gegen diesen Freund „die nützlichste, beste und letzte seiner Schriften;" zu dieser Wertschätzung mußte er sich durch das „Glaubensbekenntnis" ganz besonders berechtigt halten: „aus den ersten beiden Bänden," schreibt er am 16. Februar 1762, „will ich wegnehmen lassen, was man nur will; aber ich werde nicht dulden, daß man an das Glaubensbekenntnis rühre: es soll bleiben, wie es ist, oder ganz unterdrückt werden." Durch die Einflechtung seiner eigenen Lebensschicksale ist aber die überzeugende Wärme der Darstellung noch erhöht worden. Für die Entwicklungsgeschichte R.s ist § 257 ein treffendes Motto. —

darlegen, was ich denke in der Einfalt meines Herzens. Frage dein eigenes Herz, während ich rede; das ist alles, was ich verlange. Täusche ich mich, so war doch mein Wille gut; das genügt, daß mein Irrtum mir nicht zum Verbrechen angerechnet werde: solltest du dich ebenfalls täuschen, so hätte es nicht viel auf sich. Ist meine Ansicht richtig, so haben wir ja beide die nämliche Vernunft und das gleiche Interesse, sie zu hören: warum solltest du nicht ebenso denken wie ich?

202. Ich bin als armer Bauernsohn geboren und war durch meinen

---

Wer die Stimmung begreift, in welcher R. das Glaubensbekenntnis geschrieben hat, wird auch die Stellen, in welchen er die Heiligkeit der Evangelien und die Göttlichkeit Christi bespricht (§ 347), weniger befremdlich finden. Beides liegt außerhalb der Schranken, welche um die menschliche Erkenntnis gezogen sind; wohl ist es möglich, daß die göttliche Liebe und Gerechtigkeit über diese Schranken zu uns herübergreife, nur maße kein Mensch sich an, sich selbst außerhalb dieser Schranken stellen und in die Rechte Gottes eingreifen zu wollen. Das aber thut der „Inspirierte" (§ 326). R. hatte sich bei der Abfassung der „Neuen Heloise" mit der Hoffnung geschmeichelt, „beide entgegengesetzte Parteien einander näher zu bringen durch gegenseitige Achtung; den Philosophen zu zeigen, daß man an Gott glauben könne ohne Heuchelei, und den Gläubigen, daß man ungläubig sein könne ohne ein schlechter Mensch zu sein." In dieser Hoffnung, zu der ihn der Emil berechtigen konnte, hat ihn das Schicksal dieses Buches für seine eigene Lebenszeit freilich bitter getäuscht — und diesmal fast ganz ohne seine Schuld.

Streckeisen-Moultou veröffentlicht in den Oeuvres et correspondance inédites de J.-J. Rousseau (Paris, M. Lévy, 1861) eine Fiction ou morceau allégorique sur la révélation R.s, deren Abfassungszeit er nicht ermittelt hat, die aber ein Vorläufer des „Glaubensbekenntnisses" zu sein scheint und alle formellen Vorzüge der besten R.schen Schriften aufweist. Der Inhalt derselben ist kurz folgender. — In einer Sommernacht überläßt der „erste Mensch, der es versuchte zu philosophieren", sich träumerischen Betrachtungen über die Rätsel der Schöpfung. Er kann den Gedanken nicht fassen, daß dieses ganze wunderbare Werk eine Wirkung zufälligen Zusammentreffens der Materie sei. Wäre auch die Bewegung, die alles das zusammengebracht hat, ein Attribut der Materie, so bedurfte es noch einer diese Bewegung richtenden Hand; ohne sie würden alle Teile der Materie in der nämlichen Richtung sich fortbewegt und daher sich nie getroffen haben. Da überkam ihn plötzlich eine ungeahnte Klarheit, der Lohn „seiner aufrichtigen Liebe zur Wahrheit und der Redlichkeit, mit der er, ohne sich mit seinen eitlen Forschungen zu brüsten, sich beschied, seine Mühe zu verlieren und lieber seine Unwissenheit einzugestehen als seine Irrtümer vor den Augen der Menschen unter dem schönen Namen der Philosophie als heilig hinzustellen." Er sah eine mächtige Hand über alles Bestehende ausgebreitet, und das Heiligtum der Natur war vor ihm erschlossen. In der Nacht hatte er nun eine wunderbare Traumerscheinung. Er sah sich in einem Tempel, in dessen Mitte ein Altar sich befand, auf welchem sieben mißgestalteten Statuen geopfert wurde, welche das Gewölbe des Tempels trugen. Auf dem Altar selbst stand eine achte Statue, welche an den den übrigen dargebrachten Opfern allen teilnahm. „Das Wunderbarste war, daß die Tempeldiener, welche die Häßlichkeit ihrer Idole deutlich sahen, ihnen nicht weniger dienten als das blinde Volk." Ein Mann, welcher die Binde der Gläubigen berührte, um ihren Augen Klarheit zu geben, wurde am Altar hingeschlachtet. Später kam ein ärmlich gekleideter Greis, welcher die Statue auf dem Altar enthüllte und sie den Blicken aller bloßstellte. „Auf ihrem Gesichte sah er Begeisterung und Wut abgebildet; unter

Stand für den Landbau bestimmt; aber man hielt es für schöner, wenn ich mein Brot als Priester verdiente und fand endlich Mittel, mich studieren zu lassen. Sicherlich dachten dabei weder meine Eltern noch ich daran, daß ich mir erwürbe, was gut, wahrhaftig und nützlich wäre, sondern nur, was man wissen müßte, um geweiht zu werden. Ich lernte und sagte, was man wollte, ich machte mich verbindlich, wozu man wollte, und wurde Priester. Aber ich merkte nur zu frühe, daß ich mehr versprochen, als ich halten konnte, da ich mich verpflichtete, nicht Mensch zu sein.

---

ihren Füßen zertrat sie die personifizierte Menschlichkeit, aber ihre Augen wandten sich innig zum Himmel empor. In der linken Hand hielt sie ein flammendes Herz, die Rechte schärfte einen Dolch.“ Man verurteilte ihn, das „grüne Wasser“, den Kelch der Weisen, zu trinken; vor seinem Tode unterhielt er sich ruhig mit seinen Schülern, und seine letzte Rede war eine Huldigung gegen die Statue auf dem Altar: wenn der Gottheit alle Arten ihr zu dienen gleich viel wert seien, müsse man den Gehorsam gegen die Gesetze zur ersten Pflicht machen. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: „Sehet hier den Sohn des Menschen; die Himmel erschweigen vor ihm, Erde, höre seine Stimme.“ Und ein Mann im Gewande eines Handwerkers stand auf dem Altar und stellte sich dahin, wo die Statue gestanden, die er mit leichter Hand herabstürzte. Er schilderte „die Liebe der Menschen und alle Tugenden mit so rührenden Zügen und so anziehenden Farben, daß außer den Dienern des Tempels, deren Stand sie zu Feinden der ganzen Menschheit machte, niemand ohne Rührung und ohne erhöhte Hingabe an die Pflicht und das Glück des Nächsten ihn anhörte.“ —

Obwohl die Figuren des Sokrates und Christi (vgl. unten § 347) unverkennbar sind in R.s Fiktion und auch über die Bedeutung der Idole, denen geopfert wird, besonders des auf dem Altare stehenden (des Fanatismus) kein Zweifel bestehen kann, hat diese Schrift doch ganz wunderbare Ausdeutungen erfahren, worüber Streckeisen-Moultou a. a. O. S. 169 zu vergleichen ist.

Es ist hier wohl auch am Platze, des Testamentes des Jean Meslier zu gedenken, welches in Voltaire's Werken zu finden ist. Jean Meslier war Pfarrer in einem Dorfe der Champagne, wo er 1733 starb. In seiner Hinterlassenschaft fand sich in drei Abschriften das eigentümliche Schriftstück, welches Voltaire kurz vor dem Erscheinen des Emil i. J. 1762 mit vielen Zusätzen und Anmerkungen von seiner Hand veröffentlichte. In demselben wird die Glaubwürdigkeit aller Offenbarung und die der Evangelien insbesondere aufs heftigste bestritten. Über ähnliche Schriften berichtet Voltaire in seinen Briefen an den Herzog von Braunschweig (1767), wo er den Pfarrer Meslier erwähnt.*)

Rousseau bemerkte übrigens in einem Briefe an den Pastor Montmollin in Genf (November 1762), wenn er (R.) immer in protestantischen Ländern gelebt hätte, so wäre das Glaubensbekenntnis nicht geschrieben worden oder es wäre doch der zweite Teil desselben ganz anders geworden.

Mit Formey's Anti-Emil (Anm. zu Em. I. § 3) erschien gleichzeitig im nämlichen Verlag (Berlin, Pauli, 1763) ein Examen de la confession de foi du v. s. u. s. w. von Bitaubé. Die Gegenschriften, die nun folgten, lassen sich nicht mehr zählen. Doch möge hier noch genannt werden: Justus Moeser,

---

*) Die Hauptgedanken des R.schen Glaubensbekenntnisses finden sich schon bei Locke. Man vgl. Lord King, Life of J. L. I., besonders S. 230 ff.

203. Man sagt, das Gewissen sei eine Schöpfung der Vorurteile; indessen weiß ich aus eigener Erfahrung, daß es allen menschlichen Gesetzen zum Trotz sich von der Ordnung der Natur nicht abbringen läßt. Mag man uns auch dies oder jenes verbieten, die Stimme des Gewissens macht uns immer nur schwache Vorwürfe über das, was die geordnete Natur uns erlaubt, und um so schwächere, wo sie etwas vorschreibt. Guter Jüngling, sie hat deinen Sinnen noch nichts gesagt; lebe lange in dem glücklichen Zustand, in welchem seine Stimme die

---

Schreiben an den Vicar von Savoyen, abzugeben bei Rousseau. Hamburg und Leipzig, 1765. Eine Zusammenstellung der bis zu seiner Zeit erwachsenen französischen Litteratur über das Glaubensbekenntnis giebt die R.-Ausgabe von Musset-Pathay. Der Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, welcher den Emil verdammte (s. die Biogr. der gegenwärtigen Ausg. des Emil I. S. CII.), beschäftigt sich mit den Ansichten des sav. Landpfarrers insbesondere. In seinem Antwortschreiben setzt R. seine Grundsätze noch einmal auseinander. Er kommt dann darauf zurück in den „Briefen vom Berge." Zu vergleichen sind ferner aus R.s Korrespondenz die Briefe an den Pastor Vernes in Genf vom 18. Februar 1758 an und ein an eine unbekannte Adresse gerichtetes Schreiben vom 15. Januar 1769. Endlich ist das Fragment eines Briefes R.s an einen eben zum curé ernannten Geistlichen aus dem Jahre 1751 zu erwähnen, welches Alb. Jansen, J.-J. Rousseau, Fragments inédits, Paris etc. 1882 S. 6 fgde. veröffentlicht hat. Nach allem dem kann man das Glaubensbekenntnis zu den frühesten Teilen des Emil rechnen. Formey, der im Anti-Emil R. durch sich selbst widerlegen will und der Ansicht ist, das Glaubensbekenntnis habe überhaupt den ganzen Emil veranlaßt, schrieb außer dem „christlichen Emil" auch ein „Glaubensbekenntnis des christlichen Landpfarrers," welches er mit einem Tableau abrégé du contrat social 1764 in Berlin veröffentlichte.

Man hat das Glaubensbekenntnis oft eine „Episode" des Emil genannt. Wenn man damit sagen will, daß es den Gang der erzieherischen Gedanken unterbreche, so mag der Ausdruck berechtigt sein, obwohl es an der betreffenden Stelle R.s Absicht ist, zu zeigen, wann und wie der junge Mensch ins Gebiet der abstrakten Spekulation hinübergeleitet werden könne. Soll aber damit gesagt sein, daß das Glaubensbekenntnis mit dem Emil überhaupt keinen inneren Zusammenhang habe, so verkennt man, daß der Emil viel weniger eine Anweisung zu vernünftiger Erziehung ist als ein Versuch, die Menschheit in ihre natürlichen Rechte wieder einzusetzen, und zwar in alle natürlichen Rechte, auch in die des Geistes. Diese aber bestehen zuerst in dem Rechte der freien eigenen Prüfung der Dinge, soweit sie irgend in den Gesichtskreis des Menschen fallen, und dann in der vollen Befriedigung der angeborenen Gefühlsbedürfnisse. R. glaubt an Gott, weil es ihm ein inneres Bedürfnis ist: das sagt er klar in der oben angezogenen Stelle eines Briefes vom 23. Dezember 1761, und danach formuliert er auch die Grundsätze seiner Erkenntnis in § 218. So würde in der That, wenn die Bekenntnisse des savoyischen Landpfarrers aus dem Emil entfernt würden, eine große Lücke in dem Gedankengange R.s fühlbar werden.

Trapp spricht sich im Revisionswerk folgendermaßen über das Glaubensbekenntnis aus: „Er ist einer der wichtigsten [Abschnitte] im ganzen Werke; er enthält Wahrheiten, die für manche Leute noch tief im Brunnen vergraben liegen; wer aber mit R. hinabzusteigen versteht, wird sie finden. Nie wurden sie reiner ans Licht gezogen; nirgends strahlen sie dem Auge des verständigen und aufrichtigen Forschers heller und siegender entgegen als hier. Wer sie noch verkennt,

Stimme der Unschuld ist. Bedenke, daß man noch mehr gegen sie verstößt, wenn man ihr vorauseilt, als wenn man sie bekämpft; zuerst muß man lernen zu widerstehen, um zu wissen, wo man ohne Verbrechen nachgeben kann.

204. Von Jugend auf habe ich die Ehe als die erste und heiligste Einrichtung der Natur geachtet. Da ich mir das Recht benommen, mich ihr zu unterwerfen, faßte ich den Entschluß, sie nicht zu entweihen; denn da ich trotz Schule und Studien immer ein ungestörtes, einfaches Leben geführt hatte, hatte ich meinem Geiste alle Frische der ersten Erkenntnis erhalten; die Lebensgrundsätze der Gesellschaft hatten sie nicht verdunkelt, und meine Armut hielt mich ferne von den Versuchungen, welche zu den Sophismen des Lasters führen.

205. Aber gerade dieser Entschluß stürzte mich ins Unglück; meine Achtung vor den ehelichen Rechten anderer machte meine Fehltritte zu offenkundig. Ich mußte das Ärgernis sühnen: man ergriff, verurteilte, verbannte mich, und ich wurde vielmehr das Opfer meiner Gewissenhaftigkeit als meiner Unenthaltsamkeit; die Vorwürfe, mit denen man meinen Fall begleitete, ließen mich bald durchschauen, daß man oft nur den Fehler voll zu machen braucht, um der Strafe zu entgehen.

206. Wenige Erfahrungen dieser Art führen einen denkenden Geist weit. Traurige Beobachtungen untergruben die Vorstellungen, die ich mir von Gerechtigkeit und Ehrbarkeit und allen menschlichen Pflichten gebildet hatte, und so verlor ich jeden Tag irgendeine meiner ehemaligen Anschauungen: diejenigen, welche mir noch blieben, reichten nicht aus, um ein selbständiges Ganze zu bilden, und so fühlte ich, wie die Schärfe der moralischen Grundsätze in meinem Geiste nach und nach verwischt wurde; endlich wußte ich für mein Denken gar keinen Halt mehr und gelangte auf den nämlichen Punkt, wo du dich befindest, mit dem Unterschied, daß meine Ungläubigkeit als das späte Ergebnis eines viel reiferen Alters sich unter größeren Schwierigkeiten gebildet und daher schwerer zu besiegen war.

207. Ich war in jener Stimmung der Ungewißheit und des Zweifels, welche Descartes für die Erforschung der Wahrheit verlangt.*) Dieser Zustand ist nicht geeignet anzudauern, er ist beunruhigend und

---

der hat kein Auge für sie; wer sie hier nicht lieb gewinnt, dessen Herz ist nicht mehr frei für sie und wird es auch wohl schwerlich werden."

*) In seinem Discours de la Méthode (Abhandlung über die Erkenntnis), wo er verlangt, daß zuerst an allem gezweifelt werde, um an Stelle der ohne Kritik angeeigneten Kenntnisse „später andere bessere zu setzen oder die nämlichen, wenn sie mit der Vernunft ausgeglichen sind (ajustées au niveau de la raison)." Auch Locke ließ in seinen philosophischen Meditationen sich zuerst von Descartes leiten; aber er folgte dessen idealistischen Spekulationen nicht. Im Weiteren — von § 220 an — ist Locke ganz R.s Führer.

quälend; nur das Interesse des Lasters oder die Trägheit der Seele läßt uns darin beharren. Mein Herz war nicht verdorben genug, um sich darin zu gefallen; nichts aber erhält die Gewohnheit nachzudenken mehr, als wenn man zufriedener mit sich ist als mit seinem Schicksal.

208. So dachte ich denn über das traurige Schicksal der Sterblichen nach, die auf den Wogen der menschlichen Meinungen ohne Steuer und Kompaß umhertreiben, ihren stürmischen Leidenschaften preisgegeben, ohne anderen Führer als einen unerfahrenen Piloten, der seinen Weg nicht erkennt und nicht weiß, woher er kommt noch wohin er fährt. Ich sagte zu mir: Ich liebe und suche die Wahrheit und kann sie nicht erkennen; man zeige sie mir, und ich bleibe ihr treu: warum muß sie sich einem eifrig suchenden Herzen entziehen, das geschaffen ist, sie zu verehren.

209. Obgleich ich größeres Ungemach erfahren, habe ich doch nie ein so beständig unbefriedigtes Leben geführt als in jenen Zeiten der Verwirrung und der Beängstigung, wo ich, unaufhörlich von einem Zweifel in den anderen versinkend, von meinen langen Nachforschungen nur Ungewißheit, Dunkelheit und Widersprüche über den Grund meines Daseins und die Richtschnur meiner Pflichten zurückbrachte.

210. Wie kann man aus System und in redlicher Absicht Skeptiker sein? Mir ist das unbegreiflich. Jene Philosophen existieren entweder nicht, oder sie sind die unglücklichsten der Menschen. Der Zweifel über die für unsere Erkenntnis wichtigsten Dinge ist für den menschlichen Geist ein zu gewaltsamer Zustand: er widersteht ihm nicht lange; selbst wider seinen Willen entscheidet er sich nach dieser oder nach jener Seite und will lieber irren als nichts glauben.*)

211. Meine Verlegenheit wurde noch dadurch gesteigert, daß ich in einer Kirche geboren bin, welche alles festgestellt und keinen Zweifel zuläßt, sodaß die Verwerfung eines einzigen Punktes die Verwerfung alles Übrigen nach sich zog und die Unmöglichkeit, so viele widersinnige Entscheidungen anzunehmen, mich auch denjenigen entfremdete, die das nicht waren. Mit dem Worte „Glaube alles“ machte man es mir unmöglich, *etwas* zu glauben, und ich wußte nicht mehr, woran ich mich halten konnte.

212. Ich befragte die Philosophen, durchblätterte ihre Bücher und prüfte ihre verschiedenen Meinungen; ich fand sie alle hochfahrend, absprechend und dogmatisch, selbst in ihrem vorgeblichen Skepticismus: alles wußten sie, nichts bewiesen sie, und machten sich doch alle über einander lustig; das schien mir auch der einzige gemeinsame Punkt zu

*) *Pyrrhon aus Elis* im 4. Jhdt. v. Chr. „löste zuerst“, wie von ihm sein Schüler *Timon* sagt, „den Bann des ganzen Truges der Überzeugung.“ (Diog. Laert. IX. c. 11, § 65). *Montaigne* (II. 29) nennt ihn „denjenigen, der aus der Unwissenheit eine so gefällige Wissenschaft gemacht.“

sein, in welchem sie alle recht hatten. Bei ihren Angriffen erheben sie ein Siegesgeschrei; in der Verteidigung sind sie matt. Wägt man ihre Gründe ab, so gelten sie alle nur dem Zerstören; zählt man ihre Stimmen, so ist jeder auf seine eigene beschränkt; sie verständigen sich nur, um zu disputieren; wollte ich auf sie hören, so konnte ich aus meiner Ungewißheit nicht herauskommen.

213. Ich begriff, daß die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes die erste Ursache dieser wunderbaren Verschiedenheit der Meinungen ist, der Eigendünkel aber die zweite. Das Maß dieser ungeheuern Maschine entzieht sich unserer Beurteilung, wir können ihre Beziehungen nicht berechnen; weder ihre ersten Gesetze kennen wir noch ihre Endursache: wir kennen uns selbst nicht; wir durchschauen weder unsere Natur noch den Grund der Thätigkeit in uns; kaum wissen wir, ob der Mensch ein einfaches oder zusammengesetztes Wesen ist; undurchdringliche Geheimnisse umgeben uns von allen Seiten; sie sind jenseits des Bereiches unserer Sinne; wir glauben Verstand zu haben, um sie zu durchdringen, und wir haben nur Einbildung. Jeder bahnt durch diese Welt der Träume sich einen Weg, den er für den rechten hält; keiner aber kann wissen, ob der seine zum Ziel führt. Und doch wollen wir alles durchschauen, alles erkennen. Das einzige, was wir nicht verstehen, ist, nicht zu wissen, was unserer Einsicht verschlossen ist. Lieber entscheiden wir uns nach dem Zufall und glauben, was nicht ist, als daß wir gestehen, daß keiner von uns das Seiende erschauen kann. Wir sind ein kleiner Teil eines großen Ganzen, dessen Grenzen wir nicht absehen und das der Urheber desselben unserem thörichten Wortgezänke preisgiebt, und doch sind wir eitel genug, entscheiden zu wollen, was dieses Ganze an sich ist und was wir in Beziehung zu ihm sind.

214. Wenn die Philosophen imstande wären, die Wahrheit zu entdecken, wer von ihnen würde sich für sie erwärmen? Jeder weiß recht wohl, daß sein System nicht besser begründet ist als die anderen; aber er hält es aufrecht, weil es das seine ist. Es giebt keinen einzigen, welcher, wenn er selbst einmal zur Erkenntnis des Wahren und Falschen käme, nicht die selbstgefundene Lüge der von einem andern entdeckten Wahrheit vorzöge. Wo ist der Philosoph, der nicht um seines Ruhmes willen gerne das menschliche Geschlecht betröge? Wo ist der, der im Grunde seines Herzens sich ein anderes Ziel vorsetzte als sich auszuzeichnen? Wenn er sich nur über den gemeinen Haufen emporhebt, wenn er nur den Glanz seiner Nebenbuhler verdunkelt, was verlangt er mehr? Die Hauptsache ist, anders zu denken als die anderen. Bei den Gläubigen ist er ein Gottesleugner, bei den Gottesleugnern wäre er ein Gläubiger.

215. Der erste Nutzen, den ich aus diesen Erwägungen zog, war der, daß ich meine Nachforschungen auf das beschränkte, was mich un=

mittelbar berührte, daß ich über alles Übrige bei einer gänzlichen Unkenntnis verharrte und nur in Dingen, die zu wissen für mich von Wert war, mich bis zum Zweifel beunruhigte.

216. Ich begriff ferner, daß die Philosophen mich von meinen nutzlosen Zweifeln so wenig befreiten, daß sie diejenigen, die mich quälten, sogar noch vermehren und keinen einzigen lösen würden. So nahm ich denn einen anderen Führer, und ich sagte zu mir: Ich will mich zu dem Lichte in meinem Innern kehren, es wird mich weniger irre führen als sie, oder mein Irrtum wird wenigstens mein eigener sein, und ich werde weniger tief sinken, wenn ich meinem eigenen Wahne folge, als wenn ich mich ihren Lügen hingebe.

217. Als ich hierauf die verschiedenen Anschauungen, von denen ich mich seit meiner Jugend nach und nach hatte leiten lassen, in meinem Geiste durchlief, sah ich, daß zwar keine einleuchtend genug war, um unmittelbar zur Überzeugung zu führen, daß sie aber doch verschiedene Grade der Wahrscheinlichkeit hatten und daß die innere Zustimmung sich ihnen in verschiedenem Grade zu- oder abneigte. Als ich nun nach dieser ersten Bemerkung, von keinem Vorurteil bethört, diese verschiedenen Vorstellungen mit einander verglich, fand ich, daß die erste und gewöhnlichste auch die einfachste und vernünftigste war und daß ihr, um allgemeine Zustimmung zu finden, nur das fehlte, daß sie nicht als letzte aufgestellt worden war. Denke dir, alle diese alten und neuen Philosophen hätten zuerst ihre wunderlichen Systeme von Kräften, Möglichkeiten, Verhängnis, Notwendigkeit, von Atomen, belebter Welt, belebter Materie und jeder Art von Materialismus erschöpft, und nun hätte nach ihnen allen der herrliche Clarke*) die Welt erleuchtet und endlich das Urwesen und den Ordner der Dinge verkündigt. Mit welcher allgemeinen Bewunderung, mit welch einmütigem Beifall wäre nicht dieses neue System aufgenommen worden, das so großartig, so tröstlich, so erhaben, so geeignet ist, die Seele zu erheben und der Tugend eine Stütze zu geben, und zugleich so überraschend, so lichtvoll, so einfach, und das, wie mir scheint, dem menschlichen Geiste weniger Unbegreiflichkeiten bietet, als er in jedem anderen System Widersinniges findet! Ich sagte zu mir: die unwiderlegbaren Einwürfe sind allen gemeinsam, weil der menschliche Geist zu beschränkt ist, sie zu widerlegen; sie zeugen also gegen keines ausschließlich: aber welcher Unterschied zwischen den direkten Beweisen! Muß dasjenige, welches alles erklärt, nicht den

---

*) Samuel Clarke (1675—1729), Theolog und Moralschriftsteller, gehörte der durch Newton und Locke bezeichneten Richtung an. In den von Robert Boyle veranstalteten Vorträgen (s. meine Einl. zu Locke's „Gedanken über Erziehung“ Anm. zu § 6) sprach er vom Standpunkte des Deismus über die Existenz und die Eigenschaften Gottes.

Vorzug erhalten, wenn es nicht mehr Schwierigkeiten enthält als die andern?

218. Da ich nun statt jeder Philosophie die Liebe zur Wahrheit in mir trage und statt jeder Methode eine leichte und einfache Regel, die mir die eitle Klügelei der Beweise erläßt, so beginne ich nach dieser Regel noch einmal die Prüfung der Kenntnisse, die für mich von Bedeutung sind,*) mit dem Vorsatze, alle diejenigen als einleuchtend anzunehmen, denen ich in der Aufrichtigkeit meines Herzens meine Zustimmung nicht versagen kann, als wahr alle diejenigen, welche mir eine notwendige Verbindung mit jenen ersten zu haben scheinen, und dann alle anderen in der Ungewißheit zu lassen, sie weder zu verwerfen noch anzunehmen und mich mit ihrer Aufhellung nicht abzuquälen, wenn sie zu keinem praktischen Nutzen führen.

219. Doch wer bin ich? welches Recht habe ich, über die Dinge zu urteilen? und wer bestimmt meine Urteile? Wenn sie durch die Eindrücke, die ich empfange, sich leiten und fortreißen lassen, so ermüde ich mich vergebens mit diesen Nachforschungen; sie werden nicht zustande kommen, oder sie werden sich von selbst vollziehen, ohne daß ich mich unterfange, sie zu leiten. Ich muß also zuerst meine Blicke auf mich selbst richten, um das Werkzeug kennen zu lernen, dessen ich mich bedienen will, und zu wissen, bis zu welchem Punkte ich mich auf den Gebrauch desselben verlassen kann.

220. Ich existiere und habe Sinne, durch welche ich Eindrücke empfange.**) Dies ist die erste Wahrheit, die mir entgegentritt und die ich annehmen muß. Habe ich ein eigenes Gefühl von meiner Existenz oder fühle ich sie nur durch meine Sinnesempfindungen? Dies ist mein erstes Bedenken, das ich für jetzt noch nicht zu beseitigen vermag. Denn wie kann ich bei den fortwährend entweder unmittelbar oder durch das Gedächtnis auf mich einwirkenden Sinnesempfindungen wissen, ob das Gefühl des Ich etwas außerhalb dieser nämlichen Sinnesempfindungen ist und von ihnen unabhängig sein kann?

221. Meine Sinnesempfindungen vollziehen sich in mir, denn sie geben mir das Gefühl meiner Existenz; aber ihre Ursache ist außer mir, da sie auf mich eindringen, wenn ich es auch nicht wollte, und es nicht in meiner Macht liegt, solche hervorzubringen oder zu vernichten. Ich begreife somit vollkommen, daß meine Sinnesempfindung in mir und ihre Ursache oder ihr Gegenstand außer mir nicht die nämliche Sache sind.

222. So existiere ich nicht bloß, sondern es existieren noch andere

---

*) Diese Beschränkung ist von Wichtigkeit für R.s Standpunkt. Man vgl. die einleitende Note zum „Glaubensbekenntnis."

**) S. § 207 und die Anmerkung dazu.

Wesen, nämlich die Gegenstände meiner Sinnesempfindungen; und wenn diese Gegenstände nur Vorstellungen wären, es ist immerhin wahr, daß diese Vorstellungen nicht das Ich sind.

223. Ich nenne nun alles, was ich außer mir wahrnehme und was auf meine Sinne einwirkt, Materie; und alle Teile der Materie, die ich zu unterschiedenen [individuellen] Wesen zusammengefaßt erkenne, nenne ich Körper. So bedeuten alle Streitereien der Idealisten und Materialisten für mich nichts: ihre Unterscheidungen inbezug auf Schein und Wirklichkeit der Körper sind Hirngespinste.

224. So bin ich denn der Existenz des Alls schon ebenso sicher als meiner eigenen. Ich denke hierauf nach über die Gegenstände meiner Sinnesempfindungen; und da ich in mir die Fähigkeit vorfinde, sie zu vergleichen, fühle ich mich ausgerüstet mit einer thätigen Kraft, die ich zuvor nicht in mir fühlte.

225. Wahrnehmen heißt fühlen; vergleichen heißt urteilen; urteilen und fühlen ist nicht dasselbe.*) Durch die Sinnesempfindung stellen sich mir die Gegenstände getrennt, vereinzelt dar, wie sie in der Natur sind; durch die Vergleichung bewege ich sie, ich versetze sie, so zu sagen, ich lege sie aufeinander, um über ihre Verschiedenheit oder Ähnlichkeit und im allgemeinen über alle ihre Beziehungen zu urteilen. Nach meiner Meinung ist es das unterscheidende Vermögen des thätigen oder intelligenten Wesens, daß es dem Worte „ist" einen Sinn zu geben vermag. Vergebens suche ich in dem bloß sinnlichen Wesen dieses Vermögen der Beurteilung, das die Dinge gegen einander hält und dann entscheidet; ich kann es in seiner Natur nicht finden. Dieses bloß leidende Wesen wird jeden Gegenstand gesondert fühlen, es wird selbst das Ganze als aus zwei Hälften gebildet erkennen; aber da es keinerlei Fähigkeit hat, sie aufeinander zu halten, wird es sie nie vergleichen und damit nicht beurteilen.**)

226. Zwei Gegenstände zugleich sehen heißt noch nicht ihre Beziehungen erkennen oder über ihre Unterschiede urteilen; mehrere Gegenstände getrennt von einander wahrnehmen heißt noch nicht sie zählen. Ich kann im nämlichen Augenblick die Vorstellung eines großen und eines kleinen Stockes haben, ohne sie zu vergleichen, ohne zu urteilen, daß der eine kleiner ist als der andere, wie ich zu gleicher Zeit meine ganze Hand sehen kann, ohne meine Finger zu zählen.[1]) Die vergleichenden Begriffe „größer", „kleiner" wie die Zahlbegriffe „eins",

---

*) Vgl. III, § 167.

**) Diese Einreihung des „Gefühls" unter die Verstandesoperation entspricht dem Geist der Lockeschen Erkenntnislehre nicht. Was R. hier ausführt, sind der Lockeschen komplexen Ideen.

[1]) Die Berichte des H. de la Condamine sprechen von einem Volke, das nur auf drei zählen konnte. Doch hatten die Menschen, die dieses Volk aus

„zwei" u. s. w. sind sicherlich keine Sinneswahrnehmungen, obwohl mein Geist sie nur aus Veranlassung meiner Sinneswahrnehmungen erzeugt.

227. Man sagt, das Sinnenwesen unterscheide die Sinnesempfindungen von einander durch den gegenseitigen Unterschied dieser nämlichen Sinneneindrücke: dies verlangt Erklärung. Wenn die Wahrnehmungen verschieden sind, unterscheidet sie das Sinnenwesen nach ihrer Verschiedenheit; wenn sie ähnlich sind, unterscheidet es sie, weil es die einen außerhalb der andern wahrnimmt. Wie würde es sonst in einer gleichzeitigen Sinnenwahrnehmung zwei gleiche Gegenstände unterscheiden? Es müßte notwendig diese beiden Gegenstände vermengen und für dasselbe ansehen, zumal in einem System, in welchem, wie man behauptet, die Vorstellungen des Raums selbst keine Ausdehnung haben?

228. Wenn die beiden zu vergleichenden Wahrnehmungen bemerkt sind, ist ihr Eindruck geschehen, jeder Gegenstand ist wahrgenommen, beide sind empfunden; aber ihre Beziehung ist darum nicht wahrgenommen. Wäre dieses Urteil bloß eine Sinnenempfindung und käme sie einzig von dem Gegenstand her, würden mich meine Urteile nie täuschen, da es nie unrichtig ist, daß ich das Empfundene empfinde.*)

229. Warum täusche ich mich denn nun über das Verhältnis der beiden Stöcke, besonders wenn sie nicht parallel sind? Warum sage ich z. B., der kleine Stock sei ein Drittel so lang als der große, während er nur ein Viertel so lang ist? Warum ist das Bild, das in der Wahrnehmung liegt, dem Muster, welches der Gegenstand ist, nicht entsprechend? Deshalb, weil ich thätig bin, wenn ich urteile, weil die Operation der Vergleichung fehlerhaft ist und weil mein Verstand, welcher die Verhältnisse beurteilt, der Wahrheit der Empfindungen, welche nur die Gegenstände selbst zeigen, seine Irrtümer beimischt.

230. Dazu halte noch eine andere Erwägung, die dich gewiß überraschen wird, wenn du darüber nachdenkst: wenn wir nämlich im Gebrauche unserer Sinne lediglich passiv wären, würde unter ihnen keinerlei Verbindung stattfinden; es wäre uns unmöglich zu erkennen, daß der Körper, den wir berühren, und der Gegenstand, welchen wir sehen, das nämliche Ding seien. Entweder würden wir von den Dingen außer uns nie eine Empfindung haben, oder es gäbe für uns fünferlei sinnenfällige Substanzen, deren Identität zu erkennen wir keine Mittel hätten.

---

machen, Hände und hatten oft ihre Finger wahrgenommen, ohne auf fünf zählen zu können. — R. Amst. — Charles-Marie Condamine (geb. 1701) nahm Teil an der zehnjährigen wissenschaftlichen Expedition in die Äquatorländer, welche die Akademie veranstaltet hatte, und reiste auch in Südamerika. Er ist auch als pädagogischer Schriftsteller aufgetreten.

*) Wie III § 171. Vgl. Anm. ** zu III § 169, woran auch im Folgenden mehrfache Anklänge sich finden.

231. Man gebe diesem Vermögen meines Geistes, welches meine Wahrnehmungen aneinander hält und vergleicht, diesen oder jenen Namen; man nenne es Aufmerksamkeit, Nachdenken, Überlegung oder irgendwie anders; immer bleibt es richtig, daß dasselbe in mir liegt und nicht in den Dingen, daß ich allein es in Wirksamkeit setze, obwohl nur bei Gelegenheit des Eindrucks, welchen die Gegenstände auf mich machen. Wenn es auch nicht in meiner Macht liegt, zu empfinden oder nicht zu empfinden, so steht es doch bei mir, was ich empfinde, mehr oder weniger zu prüfen.

232. Ich bin also kein einfach sinnliches und passives, sondern ein thätiges und denkendes Wesen; und, was auch die Philosophie darüber sage, ich mache Anspruch auf die Ehre zu denken. Ich weiß bloß, daß die Wahrheit in den Dingen liegt und nicht in meinem Geiste, der sie beurteilt, und daß ich um so sicherer bin, der Wahrheit nahe zu kommen, je weniger ich den Urteilen, die ich über die Dinge fälle, von meinem Eigenen beimische: so wird meine Regel, mich mehr auf die Empfindung zu verlassen als auf die Vernunft, durch die Vernunft selbst bestätigt.

233. Nachdem ich mich, so zu sagen, meiner selbst versichert habe, beginne ich aus mir herauszublicken, und ich betrachte mich mit einer Art von Schauer, hinausgeworfen und verloren in diesem ungeheuern Weltall, gleichsam versinkend in der Unermeßlichkeit der Wesen, ohne etwas davon zu wissen, was sie sind*) unter sich oder im Verhältnis zu mir. Ich erforsche und beobachte sie, und der erste Gegenstand, der sich der Vergleichung darbietet, bin ich selbst.

234. Alles, was ich wahrnehme, ist Materie, und ich leite alle wesentlichen Eigenschaften der Materie ab von den sinnenfälligen Beschaffenheiten, durch welche ich sie wahrnehme und die von ihnen unzertrennlich sind. Ich sehe die Materie bald in Bewegung, bald in Ruhe;[1]) daraus schließe ich, daß weder Ruhe noch Bewegung ihr wesentlich sind;

---

*) Lesart des Manuskr. (?): was sie an sich, sich oder unter sich . . .

[1]) Diese Ruhe ist, wenn man so will, nur eine relative; aber da wir in der Bewegung ein Mehr und ein Weniger beobachten, so erfassen wir mit vollkommener Klarheit einen der beiden Schlußpunkte, nämlich die Ruhe, und wir begreifen ihn so gut, daß wir geneigt sind, die nur relative Ruhe für eine absolute zu nehmen. Wenn nun aber die Materie als ruhende begriffen werden kann, so ist es unrichtig, daß die Bewegung zur Wesenheit der Materie gehöre. — R. Amst. — R. wendet sich damit gegen den Materialismus, der die Bewegung als Äußerung und Eigenschaft des Stoffes auffaßt. Vgl. § 243. Das système de la nature ist zwar erst nach dem Emil erschienen (i. J. 1770); doch spricht es die Anschauungen von R.s ehemaligen materialistischen Freunden, die er bei Holbach, dem wahrscheinlichen Verfasser jenes Buches, traf, am klarsten aus. Die hierher bezüglichen Stellen führen folgenden Gedankengang aus: das Universum zeigt eine ununterbrochene Reihe von Wirkungen und Ursachen; in ihr bewegen sich alle Wesen nach zwingenden Gesetzen. Bewegung und Thätigkeit sind der Grundsatz

aber die Bewegung als Thätigkeit ist die Wirkung einer Ursache, deren Nichtvorhandensein eben die Ruhe ist. Wenn also nichts auf die Materie einwirkt, bewegt sie sich nicht, und deshalb gerade, weil sie gegen Ruhe und Bewegung sich gleichgiltig verhält, ist die Ruhe ihr natürlicher Zustand.

235. Ich bemerke in den Körpern zweierlei Bewegung, die übertragene und die eigene oder willkürliche. Bei der ersten ist die bewegende Ursache dem bewegten Körper fremd, bei der zweiten ist sie in ihm selbst. Demgemäß schließe ich nicht, daß z. B. die Bewegung einer Uhr eine eigene sei; denn wenn nichts außerhalb der Feder auf sie einwirkte, würde sie kein Bestreben zeigen sich auszustrecken und die Kette nicht ziehen. Aus dem nämlichen Grunde gestehe ich auch den Flüssigkeiten die Eigenbewegung nicht zu, auch selbst dem Feuer nicht, welches die Flüssigkeit derselben bedingt.[1])

236. Du fragst mich, ob die Bewegungen der Tiere Eigenbewegungen sind; ich antworte, daß ich es nicht weiß, daß aber die Analogie für die Bejahung ist. Du fragst mich ferner, woher ich denn wisse, daß es eigene Bewegungen gebe; ich antworte: das weiß ich, weil ich es fühle. Ich will meinen Arm bewegen und bewege ihn, ohne daß diese Bewegung eine andere unmittelbare Ursache hätte als meinen Willen. Dieses Gefühl würde man mir vergebens wegdisputieren, es ist stärker als jeder Beweis; man könnte mir ebenso gut beweisen, daß ich nicht existiere.*)

237. Gäbe es keine Eigenbewegung in den Handlungen der Menschen und in nichts, was auf Erden geschieht, so wäre die Verlegenheit, die erste Ursache jeder Bewegung zu ersinnen, nur um so größer. Ich, meines Teils, fühle mich so sehr überzeugt, daß die Ruhe der natürliche Zustand der Materie ist und daß sie an sich keinerlei Ver-

---

der Natur; Ruhe ist unmöglich. Das Werden und Vergehen in der Natur ist Bewegung ihrer kleinsten Teile, sie erhält dadurch ihren Bestand. Dieses Naturgesetz heißt der gemeine Verstand Weltordnung und schreibt sie der Einwirkung eines über der Natur stehenden Wesens zu. Eine derartige Einwirkung ist unmöglich, weil diesem höheren Wesen die zum Eingriff in die sinnliche Natur nötige sinnliche Organisation fehlt. Der sich anscheinend selbst bewegende Wille des Menschen folgt nur der auch sein Wesen bestimmenden notwendigen Naturbewegung. — R. fand das Glaubensbekenntnis des Materialismus schon deutlich ausgesprochen in seines Freundes Diderot Schrift: „Auslegung der Natur" (1753). Wie sich der Materialismus aus der Naturanschauung Newton's entwickelt hat, zeigt sehr schön Hettner, Lit. Gesch. des 18. Jhdts. 2. Teil, 2. Buch, 2. Abschn.

[1]) Die Chemiker betrachten das phlogistische oder feurige Element als in den zusammengesetzten Dingen, in denen es enthalten, zerstreut, unbeweglich und schlummernd, bis äußere Ursachen es freimachen, vereinigen, in Bewegung setzen und in Feuer verwandeln. — R. Amst.

*) Das cogito, ergo sum des Descartes in etwas verwegener Übertragung.

mögen hat zu handeln, daß ich beim Anblick eines sich bewegenden Körpers augenblicklich urteile, daß es ein belebter Körper ist oder daß die Bewegung ihm mitgeteilt worden ist. Mein Verstand kann sich durchaus nicht beruhigen bei der Vorstellung einer sich von selbst bewegenden oder irgendwelche Thätigkeit hervorrufenden Materie, welche nicht organisiert wäre.

238. Dieses sichtbare Weltganze indessen ist Stoff, zerstreute und tote Materie,[1]) welche von der den Teilen eines belebten Körpers gemeinsamen Einheit und Organisation und dem Gefühle eines solchen nichts in ihrem ganzen Wesen hat, da es gewiß ist, daß wir als Teile uns durchaus nicht fühlen in dem Ganzen. Dieses nämliche Weltall ist in Bewegung, aber in seinen geregelten, gleichförmigen und gleichbleibenden Gesetzen unterworfenen Bewegungen ist nichts von jener Freiheit, welche in den willkürlichen Bewegungen des Menschen und der Tiere erscheint. Die Welt ist demnach nicht ein großes Tier, welches sich von selbst bewegte, es liegt in ihren Bewegungen irgendeine außer ihr stehende Ursache, welche ich nicht wahrnehme; aber die innere Überzeugung macht mir diese Ursache so fühlbar, daß ich die Sonne nicht kann dahinziehen sehen, ohne mir eine Kraft zu denken, welche sie treibt, oder daß ich, wenn die Erde sich umdreht, eine Hand zu fühlen glaube, welche sie dreht.

239. Was gewinne ich dabei, wenn ich allgemeine Gesetze annehmen muß, deren wesentliche Beziehungen zur Materie ich nicht einsehe? Da diese Gesetze also keine wirklichen Wesen, keine Substanzen sind, so haben sie irgendeinen anderen, mir unbekannten Grund. Erfahrung und Beobachtung haben uns die Gesetze der Bewegung gelehrt; diese Gesetze bestimmen die Wirkungen, ohne die Ursachen zu zeigen; zur Erklärung des Weltsystems und des Ganges des Weltalls genügen sie durchaus nicht. Descartes bildete mit Würfeln Himmel und Erde; aber nur mit Hilfe einer Rotationsbewegung vermochte er es, diesen Würfeln den ersten Stoß zu geben und seine Centrifugalkraft wirken zu lassen. Newton hat das Gesetz der Anziehung gefunden; aber die Anziehung würde bald das Weltall in eine unbewegliche Masse verwandeln: man mußte zu diesem Gesetze eine hinaustreibende Kraft hinzunehmen, um die Kreisbahnen der himmlischen Körper zustande zu bringen. Descartes möge uns sagen, welches physische Gesetz seine Wirbel in Bewegung gesetzt

---

[1]) Ich habe mir alle Mühe gegeben, eine lebende Molekule (Urteilchen) zu begreifen, ich bin aber zu keinem Ziel gelangt. Die Vorstellung einer empfindenden und der Empfindungswerkzeuge (Sinne) doch entbehrenden Materie scheint mir unverständlich und widersprechend. Um diese Vorstellung anzunehmen oder zu verwerfen, müßte man sie erst begreifen; ich gestehe aber, daß ich bis jetzt nicht so glücklich gewesen bin. — R. Amst.

hat; Newton aber zeige uns die Hand, welche die Planeten auf die Tangente ihrer Umlaufsbahn hinauswarf.

240. Die ersten Ursachen der Bewegung liegen durchaus nicht in der Materie; sie empfängt die Bewegung und pflanzt sie fort, aber sie erzeugt sie nicht. Je mehr ich Wirkung und Gegenwirkung der Naturkräfte beobachte, wie sie einander entgegenarbeiten, desto mehr finde ich, daß man von Wirkung zu Wirkung immer weiter zurückschreiten muß bis zu irgendeinem Willen als erster Ursache; denn wer eine unendliche Stufenfolge von Ursachen annimmt, nimmt überhaupt gar keine an. In einem Wort, jede Bewegung, die nicht durch eine andere hervorgebracht ist, kann nur von einem selbstbestimmenden, willkürlichen Akte herkommen; die unbelebten Körper wirken nur durch die Bewegung, eine wirkliche Thätigkeit ohne Willen giebt es nicht. Dies ist mein erster Grundsatz. Ich glaube also, daß ein Wille das Weltall bewegt und die Natur belebt. Dies ist mein erstes Dogma oder mein erster Glaubensartikel.

241. Wie erzeugt nun ein Wille eine physische und körperliche Thätigkeit? Ich weiß es nicht; aber ich spüre in mir, daß er eine solche hervorbringt. Ich will handeln, und ich handle; ich will meinen Leib bewegen, und er bewegt sich: daß aber ein unbelebter und ruhender Körper sich von selbst bewege oder Bewegung erzeuge, das ist unbegreifbar und ohne Beispiel. Der Wille ist mir bekannt durch seine Äußerungen, nicht durch sein Wesen. Ich kenne diesen Willen als bewegende Ursache; wer hingegen die hervorbringende Materie der Bewegung begreifen wollte, der müßte offenbar eine Wirkung ohne Ursache begreifen wollen und damit absolut gar nichts begreifen.

242. Ebenso wenig wie ich begreife, wie meine Sinnenwahrnehmungen auf meine Seele einwirken, kann ich begreifen, wie mein Wille meinen Körper bewegt. Ich weiß nicht einmal, warum das eine dieser Geheimnisse erklärlicher erschienen ist als das andere. Ich für meinen Teil, mag ich nun im Zustand der Thätigkeit sein oder nicht, ich finde das Mittel des Zusammenwirkens der beiden Substanzen durchaus unbegreiflich. Es ist wirklich seltsam, daß man gerade von dieser Unbegreiflichkeit ausgeht, um die beiden Substanzen zusammenzubringen, wie wenn Verrichtungen von so verschiedener Natur sich in einem einzigen Subjekt besser erklären ließen als in zweien.

243. Freilich ist der von mir aufgestellte Satz dunkel; aber er hat doch einen Sinn und bietet nichts der Vernunft oder Beobachtung Widersprechendes: kann man vom Materialismus dasselbe sagen? Ist es nicht klar, daß, wenn die Bewegung der Materie wesentlich wäre, sie von ihr unzertrennlich und immer im nämlichen Grade in ihr enthalten sein würde, immer dieselbe in jedem Teile der Materie, sodaß sie nicht mitteilbar wäre, sich weder vermehren noch vermindern könnte und daß sogar eine in Ruhe befindliche Materie nicht einmal denkbar wäre? Wenn man

mir sagt, die Bewegung sei ihr zwar nicht wesentlich, aber notwendig, so will man mich hinters Licht führen mit Worten, welche leichter zu widerlegen wären, wenn sie mehr Sinn hätten. Denn entweder hat die Materie die Bewegung aus sich, und dann ist sie ihr wesentlich; oder, wenn sie ihr von einer außerhalb befindlichen Ursache herkommt, ist sie ihr nur notwendig, sofern die bewegende Ursache auf sie einwirkt: so kommen wir auf die vorige Schwierigkeit zurück.

244. Die allgemeinen und abstrakten Ideen sind die Quelle der größten menschlichen Irrtümer; nie hat das Gerede der Metaphysik zur Entdeckung irgendeiner Wahrheit geführt, aber es hat die Philosophie mit Abgeschmacktheiten angefüllt, über die man errötet, sobald man sie ihrer hochklingenden Worte entkleidet. Sage mir doch, lieber Freund, ob man deinem Geiste irgendeine wirkliche Vorstellung erzeugt, wenn man dir von einer blinden Kraft spricht, die in der ganzen Natur verbreitet sei? Mit den unbestimmten Worten „Universalkraft", „notwendige Bewegung" glaubt man etwas zu sagen; aber es ist damit gar nichts gesagt.*) Der Begriff der Bewegung ist nichts anderes als der Begriff der Ortsveränderung: ohne eine gewisse Richtung giebt es gar keine Bewegung; denn ein für sich bestehendes Wesen kann sich doch nicht zugleich nach allen Seiten hin bewegen. In welcher Richtung bewegt sich nun die Materie notwendiger Weise? Hat die ganze Materie als Körper eine gemeinsame Bewegung, oder bewegt sich jedes Atom für sich? Nach der ersten Anschauung muß das ganze Universum eine feste unteilbare Materie bilden; nach der zweiten kann sie nur ein zerteiltes zusammenhängendes Fluidum bilden ohne die Möglichkeit, daß je zwei Atome sich vereinigen. In welcher Richtung soll jene gemeinsame Bewegung der ganzen Materie erfolgen? In gerader**) Linie, aufwärts oder abwärts, nach rechts oder nach links? Wenn jedes Urstoffteilchen seine besondere Richtung hat, welches sind dann die Ursachen aller dieser Richtungen und Abweichungen? Wenn jedes Atom oder Urstoffteilchen sich nur um seinen eigenen Mittelpunkt bewegte, so würde nie etwas von der Stelle rücken, und es gäbe alsdann keinerlei mitgeteilte Bewegung; es müßte aber auch diese Kreisbewegung in irgendeiner Weise bestimmt sein. Giebt man dagegen der Materie eine Bewegung in abstraktem Sinne***), so sagt man Worte, die nichts bedeuten; giebt man ihr eine bestimmte Bewegung, so nimmt man eben eine Ursache an, welche sie bestimmt. Je mehr ich besondere Kräfte annehme, desto mehr neue Ursachen habe ich zu erklären, ohne je ein gemeinsames Wirkendes zu finden, das ihre

*) Vgl. § 234 Anm.

**) „oder kreisförmiger". Zusatz der Gen. Ausg.

***) d. h. eine Bewegung, welcher eine bestimmte Richtung von vorn herein nicht innewohnt: „Indem sich die Urstoffteilchen, aus denen jeder Körper gebildet ist, gegenseitig anziehen, werden sie, die zuerst fühllos waren, mit Gefühl begabt, bilden Zusammensetzungen" u. s. w. (Syst. d. Nat.).

Richtung bestimmte. Ich kann mir in dem zufälligen Zusammenstoß der Elemente keine Ordnung denken, aber ich kann mir nicht einmal den Kampf derselben vorstellen; die allgemeine Verwirrung des Weltalls ist mir unbegreiflicher als die Harmonie desselben. Ich begreife, daß der Mechanismus der Welt dem menschlichen Verstande unerfaßbar sein kann; sobald aber ein Mensch sich unterfängt, ihn zu erklären, muß er Dinge sagen, welche die Menschen verstehen.

245. Wenn die bewegte Materie mir einen Willen zeigt, so zeigt die nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie eine Intelligenz: dies ist mein zweiter Glaubensartikel. Handeln, vergleichen, wählen sind Thätigkeiten eines handelnden und denkenden Wesens; dieses Wesen existiert also. Wo siehst du es denn existieren? wirst du sagen. Nicht allein in den wandelnden Himmeln, in dem leuchtenden Gestirn; nicht allein in mir, sondern auch in dem weidenden Lamm, in dem fliegenden Vogel, in dem fallenden Stein, in dem Blatt, das der Wind entführt.

246. Ich urteile über die Weltordnung, obwohl ihr Endzweck mir unbekannt ist, weil es mir zu diesem Behufe genügt, die Teile unter einander zu vergleichen, ihr Zusammenwirken und ihre Beziehungen zu erforschen und ihren Einklang zu bemerken. Ich weiß nicht, wozu das Weltall da ist, aber ich sehe darum doch, durch welche Einflüsse es bestimmt ist, ich bemerke dennoch die innige Beziehung, durch welche die es zusammensetzenden Wesen sich gegenseitig unterstützen. Ich bin wie ein Mensch, der zum ersten Male eine geöffnete Uhr sähe und das Werk nicht genug bewundern könnte, obwohl er den Gebrauch der Maschine nicht kännte und das Zifferblatt nicht gesehen hätte. Wozu das Ganze gut ist, würde er sagen, weiß ich nicht; aber ich sehe, daß jedes Stück für die andern gemacht ist; ich bewundere den Arbeiter in den einzelnen Teilen seines Werkes, und ich bin fest überzeugt, daß dieses ganze Räderwerk nur zu einem gemeinsamen Zwecke, den ich nicht imstande bin wahrzunehmen, in seinem Gange ineinandergreift.

247. Vergleichen wir die besonderen Zwecke, die Mittel und festbestimmten Beziehungen jeder Art und fragen wir dann unsere innere Überzeugung: welcher gesunde Verstand kann sich seinem Zeugnisse verschließen? welchem unbefangenen Auge kündigt die sichtbare Ordnung des Weltalls nicht eine oberste Intelligenz an? und wie viele Sophismen muß man nicht auf einander häufen, um die Harmonie der Wesen zu verkennen und die wunderbare Mitwirkung jedes Teils für die Erhaltung der anderen! Man rede, was man will, von Zusammentreffen und Zufällen: wozu will man mich zum Stillschweigen verurteilen, wenn man mich nicht zur Überzeugung führen kann? und wie will man mir mein unwillkürliches Gefühl nehmen, das euch auch ohne mein Zuthun Lügen straft? Wenn die organisierten Körper sich auf tausenderlei Weise zusammengefunden, bevor sie bleibende Formen angenommen haben, wenn

sich zuerst ein Magen gebildet hat ohne einen Mund, Füße ohne Köpfe, Hände ohne Arme, allerlei unvollkommene Organe, welche zu grund gegangen sind, da sie sich nicht erhalten konnten, warum treffen unsere Augen nie mehr auf einen dieser formlosen Versuche? warum hat sich schließlich die Natur Gesetze vorgeschrieben, denen sie zuerst nicht unterworfen war? Es kann mich nicht überraschen, wenn ein Ding sich ereignet, das möglich ist, und wenn die Schwierigkeit des Eintreffens ausgeglichen wird durch die Menge der Würfe; das gebe ich gerne zu. Wenn man mir jedoch sagen wollte, daß auf den Zufall hingeworfene Lettern die Äneide von A bis Z zustande gebracht haben, so möchte ich keinen einzigen Schritt thun, um der Lüge auf den Grund zu gehen.*) Du vergissest, sagt man mir, die Zahl der Würfe; aber wie viele Würfe muß ich denn annehmen, um das Eintreffen wahrscheinlich zu machen? Ich, für den es nur einen einzigen Wurf**) giebt, kann die Unendlichkeit gegen eins setzen, daß sein Ergebnis nicht die Wirkung eines Zufalls ist. Dazu kommt noch, daß Möglichkeiten und Zufälle immer nur Produkte von der nämlichen Natur wie die zusammentreffenden Elemente geben, daß Organisation und Leben niemals aus einem Wurf von Atomen hervorgehen werden und daß ein Chemiker seine Mischungen, wenn er sie in seinem Tiegel zusammenschmilzt, doch nicht zum Fühlen und Denken bringen wird.[1])

---

*) Cicero sagt mit Hinsicht auf die Atomiker im Altertum (de rerum nat. II, 37, 93): „Hier sollte es mich nicht wundern, wenn jemand sich einredete, gewisse feste und unteilbare Körper würden durch die Kraft der Schwere in Bewegung gesetzt und die so vollkommene und herrliche Welt durch das zufällige Zusammentreffen dieser Körper zustande gebracht. Wenn jemand das für möglich hält, so sehe ich nicht ein, warum er nicht auch glauben sollte, es können, wenn man unzählig viele Buchstabenformen des Alphabets aus Gold oder anderem Stoffe irgendwo zusammenwürfe und auf die Erde ausschüttete, die Annalen des Ennius zustande kommen, so daß man sie der Reihe nach lesen könnte; was meiner Ansicht nach der Zufall nicht einmal mit einem einzigen Verse erreichen könnte." Dieses Bild ist seitdem dem materialistischen Systeme oft entgegengehalten worden. Auch Locke (Ess. on H. Und. IV, 20, 15) führt es gelegentlich an. Rousseau schreibt in einem Briefe vom 15. Jan. 1769 mit Bezug auf Diderot's Pensées philosophiques ähnlich wie oben: „Wenn jemand Ihnen sagt, er habe gesehen, wie aus einer Menge von Typen, die man auf den Zufall hingeworfen, die Äneide in vollständiger Richtigkeit sich ergab, so werden Sie, gestehen Sie es mir, dieses Wunder nicht prüfen, sondern in aller Ruhe antworten: das ist nicht unmöglich; aber ich glaube es nicht." Ähnlich in einem Briefe an Bernes. Die „Alphabetomanie" war damals an der Tagesordnung. Die Anweisungen, mit Würfeln Melodieen zu komponieren u. dgl., stammen aus jener Zeit, wie aus Favart's Supplément de la Soirée des Boulevards etc. zu ersehen ist.

**) Natürlich den mit Voraussicht und Berechnung des Erfolges von einer höchsten Intelligenz ausgehenden.

[1]) Sollte man es, wenn man nicht den Beweis in Händen hätte, für möglich halten, daß der menschliche Unverstand sich so weit versteigen konnte? Amatus Lusitanus [portugiesischer Arzt jüdischer Herkunft, geb. 1511, dessen wirklicher

248. Ich habe Nieuwentit*) mit Staunen, ja fast mit Entrüstung gelesen. Wie konnte dieser Mann ein Buch schreiben wollen über die Wunder der Natur, die die Weisheit ihres Urhebers beweisen? Sein Buch könnte so umfangreich sein wie die Welt, und er würde seinen Gegenstand nicht erschöpft haben; und sobald man auf die Einzelheiten eingeht, bleibt das größte Wunder, die Harmonie und Übereinstimmung des Alls, unbeachtet. Schon die Erzeugung der lebenden und organischen Körper ist ein Abgrund für den menschlichen Verstand; die unübersteigliche Schranke, welche die Natur zwischen den verschiedenen Arten aufgerichtet hat, daß sie nicht in einander verfließen sollten, zeigt ihre Absichten mit voller Klarheit. Sie hat sich nicht begnügt, die Ordnung aufzustellen, sie hat auch bestimmte Maßregeln ergriffen, daß sie durch nichts gestört werde.

249. Es giebt im Weltall kein Wesen, das man nicht in irgendeiner Hinsicht als den gemeinsamen Mittelpunkt aller anderen betrachten könnte, um welchen sie alle so geordnet sind, daß alle sich gegenseitig als Zwecke und Mittel dienen. Der Verstand verwirrt und verliert sich in dieser Unendlichkeit von Beziehungen, von denen nicht eine in der großen Zahl sich verwischt oder verliert. Wie vieler abgeschmackten Hypothesen bedarf es, um diese ganze Harmonie vom blinden Mechanismus der durch Zufall bewegten Materie herzuleiten! Mögen diejenigen, welche die einheitliche Absicht leugnen, die sich in den Beziehungen aller Teile des ganzen All ausspricht, mögen sie ihren Widersinn mit Abstraktionen, Koordinationen, allgemeinen Grundsätzen und sinnbildlichen Ausdrücken verdecken: mögen sie es anfangen, wie sie wollen, mir ist es

Name Juan Rodrigo Amato war, Verfasser verschiedener lateinisch geschriebener medizinischer Werke, die mehrere Auflagen erlebt haben, ein Mann von großem Wissen, aber geringer Glaubwürdigkeit] versicherte, er habe in einem Glase verschlossen ein zollanges Männchen gesehen, welches Julius Camillus [ein kritikloser Vielwisser und Kabalist, 1479 im Gebiet von Friaul geb.] mittelst alchymistischer Kunst gemacht hätte. Paracelsus [Theophrastus Paracelsus, eigentlich Philipp Aureolus Bombast von Hohenheim, geb. 1493, gest. 1541 zu Salzburg, wandernder Arzt von großer Gelehrsamkeit, aber ebenso viel Schwärmerei, z. T. Begründer der modernen Medizin], de natura rerum, lehrt die Art, diese kleinen Menschen hervorzubringen, und behauptet, daß die Pygmäen, Faunen, Satyrn und Nymphen auf chemischem Wege erzeugt worden seien. Ich weiß in der That nicht mehr, was man noch thun muß, um die Möglichkeit dieser Angaben zu erhärten, als etwa zu behaupten, die organische Materie widerstehe der Feuersglut, und ihre Urteilchen könnten in einem Glühofen am Leben bleiben. — R. Amst. — Der Homunculus im Goetheschen Faust soll auf eine Erfindung eines Professors „Wagner“ aus Würzburg zurückgehen.

*) Gelehrter holländischer Mathematiker, ebenso berühmt als Philosoph, geboren 1654, gestorben 1718. Neben seinen mathematischen Schriften über Differentialrechnung u. a., worin er Leibnitz entgegentrat, veröffentlichte er 1714 ein Buch „Über den wahren Nutzen der Betrachtung der Welt für die Widerlegung der Atheisten und Ungläubigen.“

unmöglich, ein System so fest geordneter Wesen zu begreifen ohne eine Intelligenz, die es bestimmt. Es hängt gar nicht von mir ab, ob ich glauben will, die unthätige, tote Materie habe lebende und empfindende Wesen hervorgebracht, ein blindes Geschick habe intelligente Wesen hervorbringen, das nicht Denkende habe denkende Wesen erzeugen können.

250. Ich glaube also, daß die Welt durch einen mächtigen und weisen Willen regiert wird; ich sehe es oder vielmehr — ich fühle es, und das eben muß ich wissen*): ist nun aber diese nämliche Welt ewig oder geschaffen? Giebt es eine einzige Ursache der Dinge? oder giebt es zwei oder mehrere?**) und welches ist ihr Wesen? Davon weiß ich nichts, und wozu sollte ich es auch wissen? Wenn diese Kenntnisse einmal wertvoll für mich werden, werde ich mir Mühe geben, sie zu erwerben; bis dahin verzichte ich auf müßige Fragen, welche meinen Dünkel aufreizen können, für mein Leben aber nutzlos und für meine Vernunft zu hoch sind.

251. Denke immer daran, daß ich meine Ansicht nicht lehre, sondern darlege. Mag die Materie ewig oder geschaffen sein, mag in ihr ein Prinzip der Unthätigkeit sein oder nicht, es ist immerhin gewiß, daß das All eines ist und auf eine einzige Intelligenz hinweist; denn ich sehe nichts, was nicht in das nämliche System eingeordnet wäre und zum selben Endzweck beitrüge, der in der Erhaltung des Ganzen in seiner festgesetzten Ordnung besteht. Dieses Wesen nun, welches will und kann, dieses aus sich wirkende Wesen, dieses Wesen endlich, welches, was immer seine Beschaffenheit sein mag, das Weltall bewegt und alle Dinge ordnet, nenne ich Gott. Mit diesem Namen verbinde ich die Vorstellungen der Geistigkeit, der Macht und des Willens, die ich zusammengefaßt habe, und die der Güte, die davon eine notwendige Folge ist: aber darum erkenne ich das Wesen, dem ich sie zugeschrieben habe, nicht besser; es entzieht sich gleichermaßen meinen Sinnen und meinem Verstande; je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr verwirre ich mich; ich weiß ganz sicher, daß es existiert und daß es aus sich selbst existiert: ich weiß, daß meine Existenz der sein'gen untergeordnet ist und daß alle Dinge, welche ich kenne, durchaus im gleichen Falle sind. Ich nehme Gott überall wahr in seinen Werken; ich fühle ihn in mir, ich sehe ihn rings um mich; aber sobald ich ihn in sich selbst betrachten will, sobald ich erforschen will, wo er ist, was er ist, welches seine Substanz ist, entzieht er sich mir, und mein verwirrter Geist erfaßt nichts mehr.***)

*) Vgl. § 218, Anm.

**) Der Erzbischof von Paris fand (in seinem mandement ch. XIII S. Biogr. S. 103.) darin einen Widerspruch gegen die Annahme eines „mächtigen und weisen Willens." „Die Mehrheit der Götter," entgegnet er mit Tertullian, „ist eine Keinheit Gottes" (Deus si non unus est, non est).

***) Man erinnert sich an das, was Cicero (de nat. deorum I, 22) von Simonides erzählt. Vgl. auch § 282 und § 165 mit unserer Anmerkung.

252. Im tiefen Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit werde ich niemals Betrachtungen anstellen über das Wesen Gottes, wenn das Gefühl seiner Beziehungen zu mir mich nicht dazu zwingt. Diese Betrachtungen sind immer gewagt; ein vernünftiger Mensch soll sich nur mit Zittern und mit der Überzeugung, daß er nicht geschaffen ist, sie zu ergründen, ihnen hingeben; denn die größte Beschimpfung gegen die Gottheit ist es nicht, gar nicht an sie zu denken, sondern, schlecht über sie zu denken.*)

253. Nachdem ich diejenigen seiner Attribute entdeckt habe, durch welche ich seine Existenz begreife, komme ich zurück auf mich und erforsche, welchen Rang ich in der von der Gottheit regierten Welt einnehme, die sich meiner Prüfung nicht entzieht. Ich stehe unbestreitbar auf der ersten Stufe durch meine Gattung; denn vermöge meines Willens und vermöge der Werkzeuge, über die ich verfüge, um ihn auszuführen, habe ich mehr Kraft, auf alle mich umgebenden Körper einzuwirken oder mich, wie es mir beliebt, ihrer Einwirkung hinzugeben oder zu entziehen, als irgendeiner von ihnen hat, um gegen meinen Willen durch den rein physischen Anstoß auf mich einzuwirken; und vermöge meiner Intelligenz bin ich der Einzige, der das Ganze übersieht. Welches andere Wesen hienieden, den Menschen ausgenommen, kann alle anderen beobachten, messen, berechnen, ihre Bewegungen und Wirkungen voraussehen und, so zu sagen, mit dem Gefühl der eigenen Existenz das der gemeinsamen verbinden? Was ist denn so Lächerliches daran, zu denken, daß alles für mich gemacht sei, wenn ich der Einzige bin, der alles auf sich beziehen kann?

254. Es ist also wahr, daß der Mensch der König der Erde ist, die er bewohnt;**) denn nicht nur bändigt er alle Tiere, nicht nur verfügt er über die Elemente durch seine Erfindsamkeit; sondern er weiß allein auf der Erde über sie zu gebieten, und durch seine Betrachtung bemächtigt er sich selbst der Gestirne, denen er nicht nahe kommen kann. Man zeige mir ein anderes Geschöpf auf der Erde, welches das Feuer zu seinem Nutzen zu verwenden und die Sonne zu bewundern verstände. Wie! ich kann die Wesen und ihre Beziehungen erkennen; ich kann empfinden, was Ordnung, Schönheit und Tugend ist; ich kann das Weltall betrachten und mich zu der Hand emporheben, die es regiert; ich kann das Gute lieben und thun; und ich sollte mich den Tieren vergleichen! Niedrige Seele, deine traurige Philosophie macht dich ihnen ähnlich; oder nein, du willst dich vergebens erniedrigen: dein Geist zeugt gegen deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verleugnet deine Lehre, und der Mißbrauch deiner Fähigkeiten selbst beweist ihre Vortrefflichkeit dir zum Trotze.

---

*) Vgl. die aus Plutarch angeführte Stelle § 176, Anm.

**) Das Manuskript hatte: der König der Natur ist, wenigstens auf der Erde.

255. Ich, der ich kein System aufrecht zu erhalten habe, ich, ein einfacher und offener Mensch, den keinerlei Parteileidenschaft fortreißt, ein Mann, der nicht nach der Ehre trachtet, Haupt einer Sekte zu sein, sondern zufrieden ist mit der Stelle, auf die Gott ihn gesetzt hat, ich sehe nach ihm nichts Besseres als die menschliche Gattung; und wenn ich meine Stelle in der Ordnung der Wesen zu wählen hätte, was könnte ich mehr wünschen, als Mensch zu sein?

256. Diese Erwägung verursacht mir weniger Stolz als Rührung; denn ich habe meine Stellung nicht selbst gewählt, und sie war nicht der Lohn für Verdienste eines Wesens, das noch nicht existierte. Kann ich mich so ausgezeichnet sehen, ohne mir Glück zu wünschen zu einer so ehrenvollen Stellung und ohne die Hand zu segnen, die sie mir verliehen hat? Wenn ich so auf mich selbst zurückblicke, entsteht in meinem Herzen ein Gefühl der Dankbarkeit und des Preises für den Urheber meines Geschlechtes, und aus diesem meine erste Huldigung gegen die glückspendende Gottheit. Ich bete die höchste Macht an, und ihre Wohlthaten rühren mich. Ich brauche diese Gottesverehrung nicht zu lernen; sie wird mir von der Natur selbst eingegeben. Ist es nicht eine natürliche Folge der Selbstliebe, daß wir unseren Beschützer ehren und den lieben, der uns wohlgesinnt ist?

257. Aber wenn ich dann, um meine besondere Stelle innerhalb meiner Gattung zu erkennen, ihre verschiedenen Stufen*) betrachte und die Menschen, welche sie einnehmen, wie wird mir dann? Welcher Anblick! Wo ist die Ordnung, die ich beobachtet hatte? Das Bild der Natur zeigte nur Harmonie und Ebenmaß; das Bild des menschlichen Geschlechtes bietet nur Verwirrung und Unordnung! Unter den Elementen herrscht Einklang, unter den Menschen das Chaos! Die Tiere sind glücklich; ihr König allein ist elend! O Weisheit, wo sind deine Gesetze? O Vorsehung, regierst du so die Welt? Du segenspendendes Wesen, was ist aus deiner Macht geworden? Ich sehe das Übel auf der Erde.

258. Solltest du glauben, mein teurer Freund, daß aus so traurigen Erwägungen und aus diesen scheinbaren Widersprüchen in meinem Geiste sich die erhabenen Vorstellungen von der Seele bildeten, die sich bisher meinen Nachforschungen nicht ergeben hatten? Da ich über die Natur des Menschen nachdachte, glaubte ich darin zwei verschiedene Richtungen zu entdecken, eine, welche ihn hinaufhob zur Erforschung der ewigen Wahrheiten, zur Liebe der Gerechtigkeit und der sittlichen Schönheit, in die Regionen der geistigen Welt, deren Betrachtung die Wonne des Weisen ist, und eine andere, welche ihn zu sich hinabzog, ihn der Herrschaft der Sinne und den Leidenschaften unterwarf, die ihre Diener sind, und durch sie alles niederdrückte, was das Bewußtsein jener ersten

*) Lesart des Manuskripts: ihre Einrichtung und verschiedenen Stufen.

Richtung ihm eingab.*) Ich fühlte mich hingezogen und bestürmt durch diese beiden entgegengesetzten Bewegungen und sagte zu mir: nein, der Mensch ist nicht Eines; ich will und will nicht, ich fühle mich zugleich frei und als Sklave; ich sehe das Gute und liebe es und thue das Böse; ich bin thätig, wenn ich auf die Vernunft höre, willenlos, wenn meine Leidenschaften mich fortreißen; und, wenn ich unterliege, ist es die drückendste Qual zu fühlen, daß ich widerstehen konnte.

259. Junger Mann, höre mich mit Vertrauen; ich werde immer aufrichtig mit dir reden. Wenn das Gewissen eine Schöpfung des Vorurteils ist, so habe ich ohne Zweifel unrecht und es giebt kein bewiesenes Sittengesetz; aber wenn es eine natürliche Neigung des Menschen ist, sich allem vorzuziehen, und wenn dennoch das erste Gefühl der Gerechtigkeit dem menschlichen Herzen eingeboren ist, so mögen diejenigen, die den Menschen für ein einfaches Wesen erklären, ihre Einsprüche erheben und ich werde nur noch eine Substanz anerkennen.

260. Du wirst bemerken, daß ich unter dem Worte Substanz im allgemeinen das mit irgendwelcher ursprünglichen Beschaffenheit ausgerüstete Wesen verstehe, wobei von allen besonderen oder nebensächlichen Modifikationen abgesehen wird. Wenn nun alle uns bekannten ursprünglichen Eigenschaften in einem und demselben Wesen zusammentreffen können, so darf man nur eine Substanz annehmen; aber wenn einige davon sich gegenseitig ausschließen, so giebt es so viele verschiedene Substanzen, als man derartige Ausschließungen vornehmen kann. Denke darüber nach; ich selbst brauche, was auch Locke sagen mag,**) die Materie nur als ausgedehnt und teilbar zu erkennen, um versichert zu sein, daß sie nicht denken kann; und wenn ein Philosoph mir sagt, die Bäume empfinden und die Felsen denken,[1]) und mich durch seine spitzfindige Be-

*) Lesart des Manuskripts: ihm Edles und Großes eingab.

**) Nach Locke's Anschauungen ist, wie er sagt (Versuch über d. menschl. Verst. IV, 3, 6), es uns unmöglich zu entscheiden, „ob die Allmacht einigen dazu geeigneten körperlichen Systemen eine Fähigkeit gegeben habe, wahrzunehmen und zu denken, oder der so beschaffenen Materie eine unkörperliche denkende Substanz beigegeben und eingepflanzt habe.“ In dem mehrfach angezogenen Briefe vom 19. Jan. 1769 spricht R. sich über diesen Punkt ebenfalls aus.

[1]) Wie mir scheint, sagt die moderne Philosophie nicht etwa, daß die Felsen denken, sondern sie hat im Gegenteil entdeckt, daß die Menschen nicht denken. Sie erkennt in der Natur nur noch empfindende Wesen an, und der ganze Unterschied, den sie zwischen einem Menschen und einem Steine findet, ist der, daß der Mensch ein empfindendes Wesen mit Sinneswahrnehmung ist, der Stein ein empfindendes Wesen ohne solche. Aber wenn es wahr ist, daß jede Materie empfindet, wo soll ich den Einheitspunkt der Empfindung oder das individuelle Ich auffinden? In jedem Urstoffteilchen oder in zusammengesetzten Körpern? Soll ich diese Einheit gerade so im Flüssigen annehmen wie im Festen, im Zusammengesetzten wie in den Elementen? Man sagt, es gebe in der Natur nur Individuen (Sonderwesen): aber welches sind diese Sonderwesen? Ist dieser Stein ein

weisführung fangen will, so kann ich in ihm nur einen unredlichen Sophisten sehen, der lieber den Steinen Empfindung geben will als dem Menschen eine Seele.*)

261. Denken wir uns einen Tauben, der die Existenz der Töne leugnet, weil sie nie in sein Ohr gedrungen sind. Ich lege ihm ein Saiteninstrument vor und bringe durch ein anderes verborgenes Instrument den entsprechenden Ton auf ihm zum Erklingen: der Taube sieht die Saite zittern, und ich sage: das macht der Ton. Keineswegs, antwortet er; die Ursache des Erzitterns liegt in der Saite selbst; es ist eine allen Körpern gemeinsame Eigenschaft, so zu zittern. So zeige mir denn, erwidere ich, dieses Zittern an den andern Körpern oder wenigstens seine Ursache an dieser Saite. Das kann ich nicht, versetzt der Taube; aber warum soll ich, da ich nicht begreife, wie diese Saite zittert, es dir mittels deiner Töne erklären, von denen ich nicht die mindeste Vorstellung habe? Damit würde eine dunkle Thatsache durch eine noch dunklere Ursache erklärt. Gieb mir Empfindung für deine Töne, oder ich behaupte, daß sie nicht existieren.

262. Je mehr ich über das Denken und das Wesen des menschlichen Verstandes nachsinne, je mehr finde ich, daß die Folgerungen der Materialisten denen dieses Tauben gleichen. Sie sind in der That taub gegen die innere Stimme, die in schwer zu verkennenden Lauten ihnen zuruft: eine Maschine denkt nicht, weder Bewegung noch Gestalt können Nachdenken hervorrufen; etwas in dir sucht die Bande zu zerreißen, die

---

Sonderwesen oder eine Zusammenfassung von Sonderwesen? Ist er ein einzelnes empfindendes Wesen oder enthält er so viele empfindende Wesen als Sandkörner? Wenn jedes elementare Atom ein empfindendes Wesen ist, wie soll ich jene innige Gemeinschaft begreifen, vermöge deren sich das eine im anderen fühlt, sodaß ihre beiden Ich in eines zusammenfließen? Die Anziehung kann ein Naturgesetz sein, dessen Geheimnis uns verschlossen ist: aber wir begreifen doch wenigstens, daß die nach Maßgabe der Massen wirkende Anziehung mit der Ausdehnung und Teilbarkeit in keiner Beziehung unverträglich ist. Läßt sich das nämliche von der Empfindung begreifen? Die empfindenden Teile sind ausgedehnt, aber das empfindende Wesen ist unteilbar und eines; es läßt sich nicht zerlegen, es ist ein Ganzes oder gar nichts: das empfindende Wesen ist also kein Körper. Ich weiß nicht, wie unsere Materialisten es sich begreiflich machen, aber mir scheint es, daß dieselben Schwierigkeiten, welche sie zur Verwerfung des Gedankens geführt haben, sie auch dazu hätten bringen müssen, die Empfindung zu verwerfen, und ich sehe nicht ein, warum sie nach dem ersten Schritt, den sie gethan, nicht auch den zweiten thun sollten; was würde das ausmachen? und da sie denn doch versichert sind, daß sie nicht denken, wie mögen sie nur behaupten, daß sie empfinden? — R. Amst. — Es ist bezeichnend für das „Jahrhundert der Philosophie", daß der rechtgläubige Prediger Formey die Materialisten gegen diese Bemerkungen Rousseau's in Schutz nimmt. Vgl. Anm. zu § 307.

*) Ganz so in dem Briefe an Vernes vom 18. Febr. 1758. Daher muß man (s. nähere Anm. zum Glaubensbek. d. sav. V.) das Glaubensbekenntnis zu den ältesten Bestandteilen des Emil zählen.

es einengen: der Raum ist kein Maß für dich, das ganze Weltall ist nicht groß genug für dich; deine Gefühle und Wünsche, deine Unruhe und selbst dein Stolz haben einen anderen Grund als diesen engen Leib, in den du dich eingekerkert fühlst.

263. Kein materielles Wesen ist aus sich selbst thätig; ich bin es. Mag man mir das auch wegstreiten, ich fühle es, und dieses Gefühl, das zu mir spricht, ist mächtiger als die Vernunft, die es bekämpft. Ich habe einen Körper, auf den die anderen Körper einwirken, wie er auf sie einwirkt; diese wechselseitige Einwirkung unterliegt keinem Zweifel: aber mein Wille ist unabhängig von meinen Sinnen; ich lasse etwas geschehen oder widersetze mich, ich unterliege oder bin Sieger, und ich fühle es deutlich in mir, wenn ich thue, was ich thun wollte, oder wenn ich nur meinen Leidenschaften nachgebe. Die Kraft zu wollen, habe ich immer, aber nicht die Kraft auszuführen. Wenn ich mich den Versuchungen hingebe, handle ich einem von äußern Gegenständen herkommenden Anstoß gemäß. Wenn ich mir diese Schwäche vorwerfe, so höre ich nur auf meinen Willen; Sklave bin ich durch meine Laster, frei durch die Mahnung meines Gewissens; das Gefühl meiner Freiheit erlischt nur, wenn ich mich herunterwürdige und die Stimme des Innern schließlich nicht mehr aufkommen lasse gegen das Gesetz des Leibes.

264. Ich kenne den Willen nur daraus, daß ich den meinigen in mir fühle; auch vom Verstande habe ich keine bessere Kenntnis. Wenn man mich frägt, welches die Ursache sei, die meinen Willen bestimmt, so frage ich meinerseits nach der Ursache, die mein Urteil bestimmt: denn es ist einleuchtend, daß diese beiden Ursachen nur eine sind, und wenn man recht begreift, daß der Mensch in seinem Urteilen thätig ist, daß sein Verstand nur das Vermögen ist, zu vergleichen und zu urteilen, so wird man einsehen, daß seine Freiheit nur ein ähnliches Vermögen ist oder ein von jenem abgeleitetes; er wählt das Gute, wie er das Wahre beurteilt hat; wenn er falsch urteilt, so wählt er schlecht. Welches ist also die Ursache, welche seinen Willen bestimmt? Sein Urteil. Und welches ist die Ursache, welche sein Urteil bestimmt? Seine geistige Fähigkeit, sein Vermögen zu urteilen; die bestimmende Ursache ist in ihm selbst. Über das hinaus begreife ich nichts mehr.

265. Ohne Zweifel ist es nicht Sache meiner Freiheit, mein eigenes Wohl nicht zu wollen, es ist nicht Sache meiner Freiheit zu wollen, was schlecht für mich ist; sondern meine Freiheit besteht eben darin, daß ich nur wollen kann, was mir zuträglich ist und was ich als zuträglich erkenne, ohne daß etwas von außen her mich bestimme. Folgt etwa, daß ich nicht Herr über mich selbst sei, weil es mir nicht gegeben ist, ein anderer zu sein, als ich bin?

266. Der Grund jeder Handlung beruht auf dem Willen eines freien Wesens; darüber kann man nicht hinausgehen. Nicht das Wort

Freiheit, sondern das Wort Notwendigkeit ist bedeutungslos. Wer irgendeine Thatsache, irgendeine Wirkung annimmt, die nicht aus einem thätigen Princip herkäme, der muß in der That Wirkungen ohne Ursache annehmen und verfällt in den Zirkelbeweis. Entweder giebt es keinen ersten Anstoß, oder jeder erste Anstoß hat keine vorhergehende Ursache, und es giebt keinen wahren Willen, der nicht frei wäre. Der Mensch ist also frei in seinen Handlungen und als solcher von einer unmateriellen Substanz belebt; das ist mein dritter Glaubensartikel.*) Aus diesen dreien wirst du leicht alle übrigen ableiten, ohne daß ich sie fernerhin noch zähle.

267. Wenn der Mensch thätig und frei ist, handelt er aus sich selbst; alles, was er aus freier Bestimmung thut, gehört nicht in das geordnete System der Vorsehung und kann ihr nicht aufgerechnet werden. Sie will das Böse nicht, das der Mensch im Mißbrauch der von ihr ihm verliehenen Freiheit begeht; aber sie hindert ihn nicht daran, weil entweder dieses Böse von seiten eines so schwachen Wesens keines ist in ihren Augen oder weil sie es nicht verhindern könnte, ohne seine Freiheit einzuschränken und ein größeres Übel herbeizuführen, indem sie seine Natur herunterwürdigte. Sie hat ihn frei gemacht, damit er aus freier Wahl nicht das Böse, sondern das Gute thue. Sie hat ihn in stand gesetzt, diese Wahl zu treffen durch guten Gebrauch der Fähigkeiten, die sie ihm verliehen hat; aber sie hat seine Kräfte so beschränkt, daß der Mißbrauch der Freiheit, die sie ihm läßt, die allgemeine Ordnung nicht stören kann. Das Böse, das der Mensch begeht, fällt auf ihn zurück, ohne am Weltsystem etwas zu ändern, ohne zu verhindern, daß das Menschengeschlecht selbst sich erhalte, wenn es selbst nicht wollte. Wer dagegen murrt, daß Gott ihn nicht verhindert, das Böse zu thun, der lehnt sich dagegen auf, daß er ihm eine so hervorragende Begabung verliehen, daß er unseren Handlungen die sittliche Würde gab, die sie veredelt, und daß er ihm ein Anrecht auf die Tugend sicherte. Der höchste Genuß ist in der Zufriedenheit mit sich selbst; diese zu verdienen, sind wir auf die Erde gesetzt und mit Freiheit begabt, versucht durch die Leidenschaften und zurückgehalten durch das Gewissen. Was konnte die göttliche Macht selbst mehr zu unseren Gunsten thun? Konnte sie den Widerspruch in unser Wesen legen und dem, der nicht die Macht hatte, Böses zu thun, den Preis guter Handlungen geben? Wie! sollte der Mensch auf den Instinkt beschränkt und Tier werden, damit er verhindert würde, böse zu sein? Nein, Gott meiner Seele, ich werde dir niemals vorwerfen, daß du sie nach deinem Bilde geschaffen, auf daß ich frei, gut und glücklich sein könnte wie du!

268. Der Mißbrauch unserer Fähigkeiten macht uns unglücklich

---

*) S. § 240 und § 245.

und schlecht. Unser Gram, unsere Sorgen und unsere Not kommen aus uns selbst. Das sittliche Übel ist unbestreitbar unser Werk, und das physische Übel wäre nichts ohne unsere Laster, die es uns fühlbar gemacht haben. Läßt nicht die Natur zum Zwecke unserer Selbsterhaltung uns unsere Bedürfnisse fühlen? Ist nicht der körperliche Schmerz ein Zeichen, daß die Maschine nicht in Ordnung ist, und eine Warnung, für sie zu sorgen? Aber der Tod — — — Vergiften denn nicht die Bösen ihr Leben und das unsrige? Wer möchte denn immer leben? Der Tod ist die Erlösung von den Übeln, die ihr euch selbst bereitet; die Natur hat gewollt, daß ihr nicht immer leiden solltet. Wie wenigen Übeln ist der Mensch unterworfen, der in der ursprünglichen Einfachheit lebt! Er lebt fast ohne Krankheiten, sowie ohne Leidenschaften; er sieht den Tod nicht voraus und fühlt ihn nicht: fühlt er ihn, so ist er ihm erwünscht geworden durch sein Elend; von diesem Augenblick an ist er für ihn kein Übel mehr. Wenn wir uns damit begnügten, zu sein, was wir sind, würden wir unser Schicksal nicht zu beklagen haben; um aber ein eingebildetes Glück zu erjagen, bereiten wir uns tausend wirkliche Übel. Wer ein kleines Leiden nicht ertragen kann, muß auf große gefaßt sein. Wenn man seine Natur durch ein ungeregeltes Leben verdorben hat, will man sie durch Heilmittel wieder in Ordnung bringen; zu dem Übel, das man empfindet, fügt man noch das hinzu, das man fürchtet; die Voraussicht des Todes macht ihn fürchterlich und beschleunigt ihn; je mehr man ihm entfliehen will, desto mehr empfindet man ihn, und bei diesen Klagen gegen die Natur stirbt man vor Angst sein ganzes Leben hindurch an den Übeln, die man sich bereitet, indem man sich gegen die Natur versündigte.

269. O Mensch, suche den Urheber des Bösen nicht mehr; denn du bist es selbst. Kein anderes Übel giebt es als dasjenige, das du thust oder leidest, und das eine wie das andere kömmt von dir. Das allgemeine Übel kann nur in der Verletzung der Ordnung liegen; in dem Weltsystem sehe ich eine Ordnung, die sich nie verleugnet. Das besondere Uebel liegt nur in der Empfindung des leidenden Wesens; und diese Empfindung hat der Mensch nicht von der Natur empfangen, er hat sie sich selbst gegeben. Der Schmerz kann dem, der wenig nachdenkt und weder Erinnerung hat noch Voraussicht, wenig anhaben. Nimm unsere verhängnisvollen Fortschritte weg, nimm unsere Verirrungen weg und unsere Laster, nimm das Werk des Menschen weg, und alles ist gut.*)

270. Wo alles gut ist, ist nichts ungerecht. Die Gerechtigkeit ist unzertrennlich von der Güte. Nun aber ist die Güte die notwendige Wirkung einer uneingeschränkten Macht und der jedem selbstbewußten

*) Anklang an den Anfang des 1. Buches.

Wesen notwendig innewohnenden Selbstliebe. Wer alles kann, erweitert, so zu sagen, seine Existenz mit der der Wesen. Hervorbringen und Erhalten sind die fortwährende Bethätigung der Macht; auf das nicht Seiende wirkt sie nicht; Gott ist nicht der Gott der Toten; er könnte nicht zerstörerisch und übelwollend sein, ohne sich zu schaden. Wer alles kann, kann nur wollen, was gut ist.[1]) So muß denn das allerbeste Wesen, weil es das allermächtigste ist, auch das allergerechteste sein; sonst würde es sich selbst widersprechen, denn die Liebe der Ordnung, wenn sie Ordnung schafft, heißt Güte und, wenn sie die Ordnung erhält, Gerechtigkeit.

271. Man sagt, Gott sei den Wesen nichts schuldig; ich glaube, er ist ihnen schuldig, was er ihnen versprach, da er ihnen das Sein gab. Nun verspricht man doch ein Gut, wenn man die Vorstellung desselben erweckt und das Bedürfnis desselben fühlbar macht. Je mehr ich bei mir selber einkehre und mich befrage, je mehr lese ich in meiner Seele die Worte eingeschrieben: Sei gerecht, und du wirst glücklich sein. Dem ist aber doch nicht so, wenn ich den gegenwärtigen Zustand der Dinge betrachte; der Böse gedeiht, der Gerechte bleibt unterdrückt. Man bemerke nur, wie wir von Unwillen entbrennen, wenn diese Erwartung getäuscht wird! Das Gewissen erhebt sich und murrt gegen seinen Schöpfer; seufzend ruft es ihm zu: du hast mich getäuscht.

272. Ich habe dich getäuscht, Verwegener! und wer sagt es dir? Ist deine Seele ausgelöscht? Hast du aufgehört zu existieren? O Brutus, mein Sohn! beflecke nicht im Tode dein edles Leben; laß nicht deine Hoffnung und deinen Ruhm mit deinem Leibe auf den Feldern von Philippi! Warum sagst du: die Tugend ist nichts —, wo du eben den Preis der deinigen erhalten sollst? Du meinst, du werdest sterben: nein, leben wirst du, und dann werde ich alles halten, was ich dir versprochen habe. *)

---

[1]) Mit dem Namen „der Allgütige Allmächtige" (optimus maximus) für das höchste Wesen haben die Alten etwas sehr Richtiges gesagt: aber sie hätten genauer gesagt „der Allmächtige Allgütige"; da seine Güte von seiner Macht kommt, ist er gut, weil er groß ist. — R. Amst.

*) Plutarch (Leben des Brutus K. 40) erzählt, Brutus habe vor der Schlacht bei Philippi zu Cassius gesagt: „Ich hatte den Cato angeschuldigt, der sich selbst getötet, da es nicht recht und nicht männlich sei, dem Schicksal zu weichen und das Verhängte nicht mutig zu erwarten, sondern zu entlaufen. Nun aber bin ich in meinen Schicksalen ein anderer geworden; und da Gott das Gegenwärtige nicht recht lenkt, verlange ich nicht noch einmal andere Hoffnungen und Entwürfe zu erproben, sondern will weggehen und dem Schicksal seinen Lauf lassen." Er tötet sich auch nach der Schlacht, doch sagt er kurz vor seinem Tode (Plutarch K. 52), er sei glücklicher als die Sieger, die mit Gold und Waffen nicht erobern könnten, was er besitze, das Bewußtsein, den Ruhm der Tugend zu hinterlassen.

273. Nach den Klagen der ungeduldigen Menschheit sollte man glauben, Gott schulde ihr die Belohnung vor dem Verdienst, er sei verpflichtet, ihre Tugend voraus zu bezahlen. Ei, laßt uns erst gut sein; dann werden wir glücklich sein. Verlangen wir nicht den Preis vor dem Siege, den Lohn vor der Arbeit. Nicht in der Rennbahn, sagte Plutarch,*) werden die Sieger in unseren heiligen Spielen gekrönt, sondern wenn sie dieselbe durchlaufen haben.

274. Wenn die Seele immateriell ist, kann sie den Leib überleben, und wenn sie ihn überlebt, ist die Vorsehung gerechtfertigt. Hätte ich auch keinen anderen Beweis für die Unstofflichkeit der Seele als den Triumph des Schlechten und die Unterdrückung des Gerechten in dieser Welt, so würde dies allein mich schon hindern, daran zu zweifeln. Ein so auffälliger Mißton in der allgemeinen Harmonie würde mich veranlassen, seine Auflösung zu suchen. Ich würde zu mir sagen: mit dem Leben ist nicht alles für uns zu Ende, mit dem Tode tritt alles in die Ordnung zurück. Ich befände mich in der That in der Verlegenheit zu fragen, wo dann der Mensch sei, wenn alles, was er Sinnliches an sich hatte, zerstört ist. Diese Frage ist für mich keine Schwierigkeit mehr, sobald ich zwei Substanzen anerkannt habe. Es ist sehr einfach, daß während meines körperlichen Lebens, wo ich nur durch meine Sinne wahrnehme, alles, was ihnen nicht unterworfen ist, mir entgeht. Wenn die Einheit des Leibes und der Seele zerrissen ist, so begreife ich, daß der eine sich auflösen, die andere erhalten bleiben kann. Warum sollte die Zerstörung des einen die des anderen zur Folge haben? Im Gegenteil waren sie, bei ihrer so verschiedenen Natur, durch ihre Vereinigung in einem Zustand der Vergewaltigung; wenn diese Vereinigung aufhört, treten sie beide in ihren natürlichen Zustand zurück. Die thätige und lebende Substanz gewinnt alle Kraft wieder, welche sie anwandte, um die unthätige und tote Substanz zu bewegen. Ach! meine Laster zeigen es mir nur zu deutlich, der Mensch lebt nur halb während seines Lebens, und das Leben der Seele beginnt erst mit dem Tode des Leibes.

275. Aber welcher Art ist dieses Leben? und ist die Seele durch ihre Natur unsterblich? Ich weiß es nicht. Mein beschränkter Verstand begreift nichts Schrankenloses; alles, was man unendlich nennt, entzieht sich mir. Was kann ich leugnen oder behaupten? Welche Schlüsse kann ich ziehen über Dinge, die ich nicht begreifen kann? Ich glaube, daß die Seele den Leib lange genug überlebt für die Aufrechterhaltung der Ordnung: wer weiß, ob das lange genug ist für eine ewige Dauer? Immerhin erkenne ich, daß der Leib sich abnützt und zerstört wird durch die Ablösung der Teile; aber ich kann eine ähnliche Zerstörung des denkenden Wesens nicht begreifen, und da ich mir nicht denken kann,

*) In der Abhandlung: Man kann nicht glücklich leben nach Epicur § 59.

wie es sterben könne, so nehme ich an, daß es nicht stirbt. Da diese Annahme mir tröstlich ist und nichts Vernunftwidriges hat, warum sollte ich Bedenken tragen, mich ihr hinzugeben?

276. Ich fühle meine Seele, Gefühl und Gedanke geben mir Kenntnis von ihr; ich weiß, daß sie ist, ohn zu wissen, welches ihre Wesenheit ist; ich kann über Vorstellungen, die ch nicht habe, keine Erörterungen anstellen. Wohl aber weiß ich, daß die Einerleiheit [Indentität] des Ich sich nur durch das Gedächtnis erhält und daß ich, um in der That das nämliche Wesen zu sein, mich erinnrn muß, gewesen zu sein. Nun könnte ich nach meinem Tode mich nicht an das erinnern, was ich während meines Lebens gewesen, wenn ich mich nicht zugleich an das erinnere, was ich gefühlt und was demzufolge ich gethan habe; und ich zweifle nicht, daß diese Erinnerung eines Tages das Glück der Guten und die Qual der Bösen sein wird. Hienieden ertöten tausend glühende Leidenschaften das innere Gefühl und führen das Gewissen irre. Demütigungen und trübe Erfahrungen, welche die Übung der Tugenden nach sich zieht, lassen uns ihren vollen Reiz nicht fühlen. Aber wenn wir einmal, befreit von dem Trug des Körpers und der Sinne, der Anschauung des höchsten Wesens und der Betrachtung der ewigen Wahrheiten, deren Quelle es ist, teilhaftig sein werden, wenn die Schönheit der Weltordnung alle Kräfte unserer Seele erfassen wird und wir einzig uns damit beschäftigen werden, was wir gethan haben, zu vergleichen mit dem, was wir hätten thun sollen: dann wird die Stimme des Gewissens ihre Macht und Herrschaft wieder erlangen, dann wird die reine Lust, welche aus der Zufriedenheit mit sich selbst entsteht, und der bittere Vorwurf, sich erniedrigt zu haben, mit unauslöschlichen Gefühlen das Los bezeichnen, das ein jeder sich wird bereitet haben. Frage mich nicht, guter Freund, ob es noch andere Quellen des Glückes und der Pein giebt: ich weiß es nicht, und diejenigen, die ich mir denke, sind hinreichend, um mich für dieses Leben zu trösten und ein anderes erhoffen zu lassen. Ich sage nicht, daß die Guten werden belohnt werden; denn welches andere Gut kann ein bevorzugtes Wesen erwarten als seiner Natur gemäß zu existieren? Aber glücklich werden sie sein, das behaupte ich, weil ihr Schöpfer, der Schöpfer aller Gerechtigkeit, der ihnen Empfindung gab, sie ihnen nicht verliehen hat zum Leiden, und weil sie nie durch den Mißbrauch ihrer Freiheit ihre Bestimmung durch eigene Schuld geschändet haben: sie haben dennoch geduldet in diesem Leben und werden in einem anderen entschädigt werden. Dieses Gefühl ist weniger auf das Verdienst des Menschen als auf den Begriff der Güte gegründet, welche mir von der göttlichen Wesenheit unzertrennlich erscheint. Ich setze dabei nur voraus, daß die Gesetze der Weltordnung in Kraft und Gott sich selbst gleich bleibe.[1])

[1]) Nicht für uns, nicht für uns, o Herr, zu deines eigenen Namens Ehre, o Gott, laß uns auferstehen. Ps. 115. — R. Amst. — R. citiert den Vers nach

277. Frage mich auch nicht, ob die Strafen der Bösen ewig sein werden;*) ich weiß auch darüber nichts und besitze nicht die eitle Neugier, unnütze Fragen aufzuhellen. Was liegt mir daran, was aus den Bösen wird? Ihr Schicksal bekümmert mich wenig. Immerhin jedoch kann ich kaum glauben, daß sie zu endlosen Qualen verurteilt seien. Wenn die höchste Gerechtigkeit sich rächt, so rächt sie sich gleich in diesem Leben. Ihr Völker seid ihre Diener und euere Verirrungen. Sie bedient sich der Übel, die ihr euch bereitet, um die Verbrechen zu strafen, welche die Ursachen derselben sind. In eueren unersättlichen, von Neid, Geiz und Ehrsucht zernagten Herzen strafen die rächenden Leidenschaften mitten in eurem vermeintlichen Glücke euere Vergehungen. Wozu braucht man die Hölle im anderen Leben zu suchen? In diesem schon ist sie im Herzen der Bösen.

278. Wo unsere vergänglichen Bedürfnisse ein Ende erreichen, wo unsere unsinnigen Begierden aufhören, müssen auch unsere Leidenschaften und unsere Verbrechen aufhören. Welcher Verkehrtheit könnten sich reine Geister schuldig machen? Warum sollten sie böse sein, da sie keine Bedürfnisse kennen? Wenn sie, nicht mehr auf unsere groben Sinne angewiesen, ihr ganzes Glück in der Betrachtung der Wesen finden, können sie nur das Gute wollen: kann aber der auf ewig verdammt sein, der aufhört, böse zu sein? Zu diesem Glauben neige ich gerne hin, ohne mich jedoch um eine Entscheidung in diesem Punkte zu bemühen. O gnädiges, gütiges Wesen! welches auch deine Beschlüsse seien, ich verehre sie; wenn du die Bösen ewig strafst, so lege ich meiner schwachen Vernunft Schweigen auf vor deiner Gerechtigkeit. Aber wenn die Gewissensnot dieser Unglücklichen mit der Zeit erlöschen, wenn ihre Leiden endigen sollen und der nämliche Friede uns alle eines Tages in gleicher Weise erwartet, so lobe ich dich dafür. Ist der Böse nicht mein Bruder?**) Wie oft war ich versucht, ihm ähnlich zu sein! Soll er, befreit von seinem Elend, auch die Herzensschlechtigkeit verlieren, die mit ihm verbunden ist, soll er glücklich sein wie ich, so wird er nicht meine Eifersucht reizen, sondern sein Glück das meinige noch erhöhen.

279. Indem ich so Gott in seinen Werken betrachtete und durch diejenigen seiner Eigenschaften, deren Erkenntnis von Bedeutung für mich

---

der in Frankreich heute noch wohlbekannten gereimten Psalmübersetzung. Der erste Vers heißt dort: Non pas pour nous, non pas pour nous, Seigneur. So hat auch die Amst. Ausg.; spätere Ausg. drucken: Non pas par nous, n. p. pour n., S.

*) Zusatz der Gen. Ausg.; und ob es der Güte ihres Schöpfers entspricht, sie zu ewigen Leiden zu verurteilen: —

**) Darin kann man nach Formey (p. 83) einen Widerspruch gegen R.s Äußerung in § 277 finden („das Schicksal der Bösen kümmert mich wenig").

war,*) erforschte, bin ich dahin gelangt, die anfänglich unvollkommene und beschränkte Vorstellung, die ich mir von diesem unermeßlichen Wesen gebildet hatte, nach und nach zu erweitern und zu erhöhen. Aber wenn diese Vorstellung edler und größer geworden ist, so ist sie auch der menschlichen Vernunft weniger ebenmäßig. Wenn ich mich im Geiste dem ewigen Lichte nähere, blendet und verwirrt mich sein Glanz, und ich bin genötigt, alle irdischen Begriffe aufzugeben, die mir geholfen haben, mir eine Vorstellung von ihm zu bilden. Gott ist nicht mehr körperlich und sinnenfällig; die höchste Geistigkeit, welche die Welt regiert, ist nicht mehr die Welt selbst: ich erhebe und ermüde vergeblich meinen Geist, um sein unerfaßliches Wesen zu begreifen. Wenn ich bedenke, daß von ihm die lebende und thätige Substanz, welche die belebten Körper lenkt, Leben und Thätigkeit empfängt, wenn ich sagen höre, daß meine Seele geistig und Gott ein Geist ist, so fühle ich mich entrüstet über diese Herabwürdigung des göttlichen Wesens, als ob Gott und meine Seele derselben Natur wären, als ob Gott nicht das einzig unbeschränkte, das einzig wahrhaft thätige, empfindende, denkende und aus sich selbst wollende Wesen wäre, von dem wir Denken, Empfindung, Thätigkeit, Willen, Freiheit und Sein haben. Wir sind frei, weil er es will, und seine unerklärbare Substanz ist für unsere Seelen, was unsere Seelen für unseren Leib sind. Ob er Stoff, Körper, Geist und Welt geschaffen hat, weiß ich nicht. Der Begriff der Erschaffung verwirrt mich und übersteigt meine Fassungskraft; ich glaube so weit an sie, als ich sie begreifen kann: aber ich weiß, daß er das Weltall und alles, was da ist, gebildet, daß er alles gemacht, alles geordnet hat. Gott ist ohne Zweifel ewig; aber kann mein Verstand den Begriff der Ewigkeit fassen? Warum soll ich mich mit Worten ohne Gedanken abfinden? Ich begreife bloß, daß er vor den Dingen ist, daß er sein wird, solange sie bestehen werden, und daß er auch fernerhin noch sein würde, wenn alles eines Tages endigen sollte. Daß ein Wesen, welches ich nicht begreife, anderen Wesen das Dasein giebt, das ist bloß dunkel und unfaßbar; aber daß das Sein und das Nichts sich von selbst in einander verwandeln, das ist ein greifbarer Widerspruch, ein ausgemachter Widersinn.

280. Gott ist geistig; aber wie ist er es? Der Mensch ist geistig, wenn er logisch schließt, aber die höchste Geistigkeit hat dieses Bedürfnis nicht; für sie giebt es weder Voraussetzungen noch Folgen, ja nicht einmal ein nacktes Urteil; sie ist rein beschaulich [intuitiv] und sieht gleichmäßig alles Seiende und alles Mögliche; alle Wahrheiten sind für sie nur eine einzige Vorstellung, wie alle Orte ihr ein einziger Punkt, alle Zeiten ein einziger Augenblick sind. Die Macht des Menschen wirkt durch Mittel, die göttliche Macht wirkt aus sich selbst: Gott kann, weil er

*) Vgl. § 218.

will; sein Wille macht sein Können aus. Gott ist gut, das ist über allen Zweifel erhaben: aber die Güte des Menschen ist die Liebe zu Seinesgleichen, während die Güte Gottes die Liebe der Ordnung ist; denn durch die Ordnung erhält er das Seiende und verknüpft jeden Teil mit dem Ganzen. Ich halte es für erwiesen, daß Gott gerecht ist; es ist dies eine Folge seiner Güte: die Ungerechtigkeit der Menschen ist ihr Werk, nicht das seinige; die Störungen der sittlichen Ordnung, welche in den Augen der Philosophen ein Vorwurf gegen die Vorsehung sind, zeugen für sie in den meinigen. Aber die Gerechtigkeit der Menschen besteht darin, daß jedem gegeben werde, was ihm gehört, während es Sache der Gerechtigkeit Gottes ist, von jedem Rechenschaft über das zu verlangen, was er ihm gegeben hat.

281. Wenn ich nach und nach diese Attribute entdecke, wovon ich keine reine Vorstellung habe, so geschieht dies nur durch notwendige Folgerungen und durch den richtigen Gebrauch meiner Vernunft: aber ich behaupte sie, ohne sie zu begreifen, und damit ist im Grunde nichts behauptet. Mag ich mir auch sagen: Gott ist so, ich fühle es, ich beweise es mir —, so begreife ich damit immer noch nicht, wie Gott so sein kann.

282. Kurz, je mehr ich mich anstrenge, seine unbegrenzte Wesenheit zu betrachten, um so weniger begreife ich sie; aber sie ist, das genügt mir: je weniger ich sie begreife, um so mehr verehre ich sie. Ich demütige mich und sage zu ihm: Wesen der Wesen, ich bin, weil du bist; unablässiges Nachdenken über dich hebt mich zu meinem Ursprung empor. Der würdigste Gebrauch meiner Vernunft ist es, vor dir in mein Nichts zu versinken: die Wonne meines Geistes, der Reiz meiner Schwäche ist es, mich niedergedrückt zu fühlen durch deine Größe.

283. Nachdem ich so aus dem Eindruck der sinnlichen Gegenstände und aus dem inneren Gefühl, welches mich zum Urteil über die Ursachen nach meiner natürlichen Einsicht veranlaßt, die Grundwahrheiten abgeleitet habe, deren Erkenntnis von Bedeutung für mich war, so habe ich noch zu erforschen, welche Regeln ich daraus für mein Leben zu ziehen habe und welche Gesetze ich mir vorschreiben muß, um meine Bestimmung auf Erden zu erfüllen nach der Absicht dessen, der mich dahin gesetzt hat. Meiner Methode fortwährend getreu*), ziehe ich meine Regeln nicht aus den Grundsätzen einer hohen Philosophie, sondern ich finde sie im Grunde meines Herzens in unauslöschlichen Zügen von der Natur eingeschrieben. Ich brauche mich nur selbst zu befragen über das, was ich thun will: alles, was ich in meinem Gefühl als gut erkenne, ist gut, was ich als schlecht erkenne, schlecht: der beste Kasuist von allen ist das Gewissen; nur wenn man mit ihm feilscht, nimmt man zu den Klügeleien der

*) Vgl. § 218.

Gründe seine Zuflucht. Zuerst sorgt der Mensch immer für sich selbst: wie oft aber sagt uns dennoch die innere Stimme, daß wir schlecht handeln, wenn wir unser Wohl auf Kosten anderer suchen! Wir glauben dem Antrieb der Natur zu folgen und widerstehen ihr doch; wir hören, was sie unseren Sinnen sagt, aber wir verschließen uns gegen das, was sie unseren Herzen sagt: das handelnde Wesen gehorcht, das nicht handelnde befiehlt.*) Das Gewissen ist die Stimme der Seele, die Leidenschaften sind die Stimme des Leibes. Ist es zu verwundern, daß diese beiden Sprachen sich oft widersprechen? und auf welche muß man dann hören? Nur allzu oft täuscht uns die Vernunft; wir sind nur zu sehr berechtigt, sie zurückzuweisen: aber das Gewissen täuscht uns niemals, es ist der wahre Leiter des Menschen; es ist für die Seele, was der Instinkt für den Leib ist [1]): wer ihm folgt, gehorcht der Natur und fürchtet nicht, sich zu verirren. Dieser Punkt ist wichtig, fuhr mein Wohlthäter fort, da er sah, daß ich ihn unterbrechen wollte: gestatte, daß ich bei der Aufklärung desselben ein wenig länger verweile.

---

*) Der Geist gehorcht, die Materie will befehlen.

[1]) Die moderne Philosophie, welche nur annimmt, was sie erklärt, hütet sich wohl, das rätselhafte Vermögen des Instinkts anzunehmen, welcher ohne irgendeine erworbene Kenntnis die Tiere irgendeinem Zwecke entgegenzuführen scheint. Der Instinkt ist nach einem unserer weisesten Philosophen eine des Nachdenkens entbehrende, aber durch Nachdenken erworbene Gewohnheit; so wie er diesen Fortschritt erklärt, muß man schließen, daß die Kinder mehr nachdenken als die Erwachsenen, ein zu seltsames Paradoxon, als daß man sich die Mühe einer Prüfung desselben geben möchte. Ohne mich hier auf diese Erörterung einzulassen, frage ich nur, welchen Namen ich dem Eifer geben soll, womit mein Hund die Maulwürfe bekriegt, die er nicht frißt, der Geduld, mit der er sie oft stundenlang belauert, und der Geschicklichkeit, mit welcher er sie faßt, sie in dem Augenblick, wo sie heraufstoßen, aus dem Boden herausschleudert und sie dann tötet, um sie liegen zu lassen, ohne daß ihn je ein Mensch auf diese Jagd dressiert und ihm beigebracht hätte, daß es dort Maulwürfe gebe. Ich frage ferner, und dies ist noch bedeutsamer, warum dieser nämliche Hund, als ich ihn zum ersten Male zankte, sich mit dem Rücken auf die Erde warf, mit eingezogenen Pfoten und in einer bittenden Haltung, die am geeignetsten war, mich zu rühren, in der er jedoch keinenfalls geblieben wäre, wenn ich ihn, ohne mich rühren zu lassen, in dieser Verfassung geschlagen hätte. Wie! hatte mein Hund, der noch so jung, ja kaum erst auf die Welt gekommen war, sich schon moralische Vorstellungen angeeignet? Wußte er, was Milde und Edelmut sei? Welche erworbene Einsicht flößte ihm die Hoffnung ein, mich zu besänftigen, wenn er sich so meiner Willkür preisgab? Alle Hunde der Welt thun im gleichen Falle ungefähr das nämliche, das kann jedermann selbst bestätigen. Mögen nun die Philosophen, welche den Instinkt so höhnisch verwerfen, diese Thatsachen durch die bloße Wirksamkeit sinnlicher Empfindung und angeblich erworbener Kenntnisse erklären, mögen sie dieselbe auf eine jeden vernünftigen Menschen befriedigende Weise erklären; dann werde ich nichts zu entgegnen haben und nicht mehr vom Instinkt reden. — R. Amst. — „Einer unserer weisesten Philosophen“ ist Buffon (s. II § 22; Anm. 2). Er spricht von einem Hunde, der etwas will, aber, in Erinnerung an erhaltene Schläge, es nicht nimmt, sondern nur „viele Bewegungen macht, um den Gegenstand aus

284. Die ganze Sittlichkeit unserer Handlungen beruht auf unserem eigenen inneren Urteil. Wenn es wahr ist, daß das Gute gut ist, muß es ebenso sein im Grunde unseres Herzens wie in unseren Werken, und der erste Lohn der Gerechtigkeit besteht in dem Gefühle, daß man sie ausübe. Wenn die sittliche Güte unserer Natur gemäß ist, so kann der Mensch nur in soweit gesunden Sinnes und in richtiger Verfassung sein, als er gut ist. Ist er es nicht, ist vielmehr der Mensch von Natur böse, so ist ein Aufhören dieses Zustandes ein Verderb, und die Güte ist in ihm nur ein Verstoß gegen die Natur. Wäre er geschaffen, um Seinesgleichen zu schaden, wie der Wolf, seine Beute zu erwürgen, so wäre ein menschlich gesinnter Mensch ein ebenso widernatürliches Geschöpf wie ein mitleidiger Wolf, und nur die Tugend würde uns Gewissensbisse verursachen.

285. Kehren wir in unser Inneres zurück, mein junger Freund! Prüfen wir, abgesehen von jedem persönlichen Interesse, wohin sich unsere Neigungen richten. Welches Schauspiel sagt uns mehr zu, das der Qualen oder das des Glückes anderer? Welche Handlung ist uns am angenehmsten und läßt den befriedigendsten Eindruck in uns zurück, eine Handlung der Wohlthätigkeit oder eine Handlung der Bosheit? Für was erwärmst du dich bei euren Vorstellungen auf der Bühne? Bereiten die Verbrechen dir Vergnügen? widmest du deine Thränen den bestraften Verbrechern? Außer unserm Interesse, sagt man, ist uns alles gleichgiltig, und doch tröstet uns in unsern Leiden gerade im Gegenteil der Genuß der Freundschaft und der Menschenliebe: ja selbst in unseren Freuden wären wir zu einsam, zu beklagenswert, wenn wir niemanden hätten, der sie mit uns teilte. Wenn es in dem Herzen des Menschen keine Sittlichkeit giebt, woher hat er denn jene begeisterte Bewunderung für heldenmütige Handlungen, jene überschwängliche Liebe für große Seelen? Welche Beziehung hat denn diese Begeisterung der Tugend zu unserm Privatinteresse? Warum möchte man lieber Cato sein, der sich das Schwert ins Herz stößt, als Cäsar, der Triumphe feiert? Nimm aus unseren Herzen diese Liebe zum Schönen, und du nimmst dem Leben allen Reiz. Derjenige, in dessen kleinlicher Seele die gemeinen Leidenschaften jene beseligenden Gefühle erstickt haben, derjenige, der sich so sehr auf sich selbst beschränkt, daß er am Ende nur noch sich selbst liebt, kennt keine Begeisterung mehr; sein erstarrtes

---

der Hand seines Herrn zu erlangen", und er erklärt den ganzen Vorgang durch drei auf den „inneren Sinn" des Tieres wirkende Anstöße, wovon der erste und der zweite (im Nachdenken erworbene) sich gegenseitig aufheben, sodaß nur der dritte eine Bewegung im Hunde hervorbringt. Danach wirkt der Instinkt lediglich mechanisch. Diese auf Anschauungen des Cartesius beruhende Ausführung ist eingehend beleuchtet und zurückgewiesen von Condillac Traité des animaux (Oeuvr. tom. III p. 475 s.)

Herz bebt nicht mehr vor Freude, nie mehr netzt sanfte Rührung seine Augen, für ihn giebt es keinen Genuß mehr; der Unglückselige empfindet und lebt nicht mehr; er ist schon abgestorben.

286. Wie groß indessen auch die Zahl der Schlechten auf der Erde sei, es giebt wenige jener innerlich toten Seelen, welche für alles Gerechte und Gute unempfindlich geworden sind, wenn nicht ihr Interesse dabei betroffen ist. Die Ungerechtigkeit gefällt nur, soweit man Nutzen aus ihr zieht; in allem übrigen verlangt man, daß der Unschuldige beschützt werde. Sieht man auf der Straße oder einem Wege eine Handlung der Gewalt oder Ungerechtigkeit, so steigt sofort im Herzen eine Regung des Zornes und der Entrüstung auf und veranlaßt uns, die Verteidigung des Unterdrückten zu übernehmen; aber eine mächtigere Pflicht hält uns zurück, die Gesetze nehmen uns das Recht, die Unschuld zu beschützen. Wenn dagegen irgendeine Handlung der Milde und des Edelmuts sich vor uns vollzieht, welche Bewunderung, welche Liebe flößt sie uns ein! Wer sagt sich da nicht: das möchte ich auch gethan haben? Es hat für uns gewiß sehr wenig Bedeutung, ob vor zweitausend Jahren ein Mensch böse oder gerecht gewesen ist, und doch fühlen wir der alten Geschichte gegenüber den nämlichen Anteil, wie wenn das alles sich in unseren Tagen zugetragen hätte. Was kümmern die Schandthaten des Catilina mich? Fürchte ich etwa sein Opfer zu werden? Warum habe ich denn den nämlichen Abscheu vor ihm, wie wenn er mein Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen nicht bloß, weil sie uns schaden, sondern weil sie böse sind. Wir wollen nicht bloß glücklich sein, wir wollen auch das Glück der andern, und wenn dieses Glück das unsrige nicht beeinträchtigt, so steigert es dasselbe. Man bemitleidet endlich die Unglücklichen, wenn man es auch nicht wollte; der Anblick ihres Elendes bereitet uns Schmerzen. Selbst die verderbtesten Menschen verlieren diesen Trieb nicht ganz; ja er setzt sie oft mit sich selbst in Widerspruch. Der Dieb, der die Wanderer beraubt, bedeckt noch die Blöße der Armen, und der wildeste Mörder unterstützt einen Menschen, der in Ohnmacht fällt.

287. Man spricht von dem Schrei des Gewissens, der verborgene Verbrechen im Geheimen bestraft und oft sie ans Tageslicht zieht. Ach, wer von uns hätte diese beunruhigende Stimme nie gehört? Man spricht da aus Erfahrung; man möchte dieses überwältigende Gefühl, das uns so viele Qualen bereitet, ersticken. Gehorchen wir denn der Natur; wir werden es erkennen, mit welcher Sanftmut sie uns leitet und welche Wonne man fühlt, wenn man auf sie gehört hat und sich selbst ein gutes Zeugnis geben kann. Der Böse fürchtet und flieht sich selbst; um sich zu erheitern, sucht er aus sich herauszukommen; er wirft unruhige Blicke um sich her und sucht etwas, was ihn zerstreuen könne; ohne die Bitterkeit der Satire und den Hohn des Spottes wäre er immer

traurig; spöttisches Lachen ist seine einzige Lust. Die Heiterkeit des Gerechten dagegen wohnt in seinem Innern; in ihm lacht nicht Bosheit, sondern Freude: die Quelle seiner Fröhlichkeit ist in seinem Innern; allein ist er ebenso heiter wie mitten in der Gesellschaft; er schöpft sein Vergnügen nicht aus seiner Umgebung, er teilt es ihr mit.

288. Blicke auf alle Völker der Welt, durchfliege die ganze Geschichte. Bei so vielen unmenschlichen und verzerrten Formen der Gottesverehrung, bei dieser außerordentlichen Verschiedenheit von Sitten und Charakteren findest du überall dieselben Vorstellungen von Gerechtigkeit und Ehrbarkeit, überall die nämlichen sittlichen Grundsätze, überall dieselben Begriffe von Gut und Schlecht. Das Heidentum der Alten erzeugte verabscheuungswürdige Götter, welche man hienieden als Verbrecher bestraft hätte und welche als Bild des höchsten Glückes nur die Begehung von Schandthaten und die Befriedigung von Leidenschaften vor Augen stellten. Aber selbst mit der Waffe eines geheiligten Ansehens stieg das Laster vergebens aus den ewigen Wohnsitzen herab; der sittliche Instinkt stieß es hinaus aus den Herzen des Menschen. Wenn man Jupiters Ausschweifungen feierte, so bewunderte man die Enthaltsamkeit des Xenokrates;*) die keusche Lucretia verehrte die unkeusche Venus; der furchtlose Römer opferte dem Pavor;**) er rief den Gott an, welcher seinen Vater verstümmelte,***) und starb ohne zu murren von der Hand des eigenen Vaters: die größten Männer dienten den verabscheuungswürdigsten Göttern. Die heilige Stimme der Natur, stärker als die der Götter, verschaffte sich Achtung auf der Erde und schien in den Himmel das Verbrechen samt den Verbrechern zu verbannen.

289. Es wohnt also in unserem innersten Herzen ein angebornes Gesetz der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir trotz unseren eigenen Grundsätzen unsere und fremde Handlungen als gut oder schlecht beurteilen; diesem Gesetz nun gebe ich den Namen G e w i s s e n.

290. Aber bei diesem Worte wird das Geschrei der vermeintlichen Weisen sich von allen Seiten erheben: Ammenmärchen, Vorurteile der Erziehung! rufen sie alle zusammen. Es giebt nichts im menschlichen Verstand, außer was durch Erfahrung hineinkommt, und wir beurteilen alles nur nach erworbenen Vorstellungen. Sie gehen aber noch weiter; sie wagen diese ausgemachte und allgemeine Übereinstimmung aller Natio-

*) Des leidenschaftslosen und kaltsinnigen Gefährten des Plato (Diogen. Laërt. VI, 2, § 6), den auch eine Phrynis und Lais nicht hätten erwärmen können. Dagegen erlaubten ihm gegen alles Herkommen die Athener, Zeugnis vor Gericht abzulegen ohne Eid.

**) Dem Gotte des Schreckens (damit er sie nicht im Kampfe befalle). Liv. I, 27, 7.

***) G a e a, erzürnt darüber, daß U r a n u s die mit ihr erzeugten Kinder in den Tartarus schleuderte, gab dem jüngsten Sohne K r o n o s eine Sichel, womit er den Vater schändete.

nen zu verwerfen und suchen gegen das schlagende Zusammentreffen des Urteils der Menschen in der Finsternis irgendein dunkles, nur von ihnen allein gekanntes Beispiel; wie wenn alle Triebe der Natur durch die Verkommenheit eines Volkes vernichtet und, sobald es Monstra giebt, die Gattung nichts mehr wäre. Aber was nützt dem skeptischen Montaigne*) alle Mühe, die er sich giebt, um in einem Winkel der Welt eine den Begriffen der Gerechtigkeit entgegenstehende Gewohnheit aufzudecken? Was nützt es ihm, daß er den verdächtigsten Reisenden ein Ansehen beimißt, welches er den berühmtesten Schriftstellern versagt? Sollen einige unerwiesene und wunderliche Gebräuche, welche sich auf örtliche Ursachen gründen, die wir nicht kennen, den aus der Übereinstimmung aller Völker gezogenen allgemeinen Thatbeweis umstoßen, obwohl diese in allen übrigen Dingen sich widersprechen und nur in diesem Punkte einig sind? Du setzest doch sonst deine Ehre in Freimut und Wahrheit, o Montaigne: so sei denn aufrichtig und wahr, wenn ein Philosoph es sein kann, und sage mir, ob es irgendein Land auf der Erde giebt, wo es ein Verbrechen wäre, sein Wort zu halten, mild, wohlthätig und edelmütig zu sein, wo der ehrenhafte Mann verächtlich und der treulose geehrt ist.

291. Man sagt, jeder unterstütze das allgemeine Wohl zu seinem eigenen Vorteil. Woher kommt es aber denn, daß der Gerechte dazu gegen sein Interesse beiträgt? Wie kann man zu seinem Vorteil in den Tod gehen? Ohne Zweifel wirkt jeder nur für sein Wohl; aber, wenn es kein sittliches Wohl giebt, das man in Rechnung ziehen muß, so wird man nur die Handlungen der Bösen aus ihrem eigenen Interesse erklären. Man muß selbst annehmen, daß man keinen weiter gehenden Versuch wagen wird. Das wäre doch eine zu verabscheuungswürdige Philosophie, die sich durch tugendhafte Handlungen in Verlegenheit gesetzt sähe, die sich nur damit retten könnte, daß sie niedrige Absichten und Beweggründe außerhalb der Tugend für dieselben ersänne, die genötigt wäre, den Sokrates herunterzuziehen und den Regulus zu verleumden. Wenn derartige Lehren je unter uns Wurzel fassen könnten, die Stimme der Natur, wie die der Vernunft würden unaufhörlich sich gegen sie erheben

*) Montaigne Ess. I, 22: „Die Gesetze des Gewissens, welche wir aus der Natur entstehen lassen, entspringen der Gewohnheit: jeder hat eine innere Verehrung für die allgemein angenommenen, aus seinem Kreise aufgenommenen Meinungen und Sitten und kann sich von ihnen nicht losmachen ohne Selbstvorwürfe noch sich ihnen anschließen ohne Beifall." Das ganze Kapitel ist voll von Beispielen, welche beweisen sollen, daß auch das Widersinnigste durch die Gewohnheit zu Ansehen kommen kann. Daraus schließt M. z. B.: „Die Keuschheit ist gewiß eine schöne Tugend und von wohlbekanntem Nutzen; aber es ist ebenso schwer, sie auf Grund der Natur zu behaupten und durchzusetzen, wie es leicht ist, ihr durch Herkommen, Gesetz und Vorschriften Geltung zu verschaffen." Ferner spricht er von einem Volke, wo man befremdlicher Weise nur gegen Geld von den Richtern Recht erhalten könne u. s. w.

und würden keinem einzigen ihrer Anhänger die Entschuldigung lassen, ihnen aus redlicher Meinung anzuhängen.

292. Es ist nicht meine Absicht, mich hier in metaphysische Erörterungen einzulassen, welche meine und deine Fassungskraft übersteigen und im Grunde zu nichts führen. Ich habe dir schon gesagt, ich will mit dir nicht philosophieren, sondern dir nur helfen, dein eigenes Herz zu befragen. Wenn alle Philosophen der Welt beweisen würden, daß ich unrecht habe, so bin ich doch zufrieden, wenn du nur fühlst, daß ich recht habe.

293. Ich brauche dir dazu nur die Unterscheidung unserer erworbenen Vorstellungen von unseren natürlichen Gefühlen zu lehren; denn wir fühlen notwendiger Weise, bevor wir erkennen, und da wir nicht zu lernen brauchen, das für uns Gute zu wollen und das Schädliche zu fliehen, sondern diese Willensbestimmung von der Natur haben, so ist uns auch die Liebe des Guten und der Haß des Schlechten ebenso natürlich wie die Liebe zu uns selbst. Die Akte des Gewissens sind keine Urteile, sondern Gefühle; obwohl alle unsere Vorstellungen von außen kommen, so sind doch die Gefühle, die ein Werturteil über sie fällen, in uns selbst, und durch sie allein erkennen wir die Zukömmlichkeit und Unzukömmlichkeit zwischen uns und den Dingen, welche wir erstreben oder fliehen müssen.

294. Fühlen heißt für sich existieren; unsere Empfindsamkeit geht unbestreitbar unserer Erkenntnis voran, und wir haben vor den Vorstellungen Gefühle gehabt.*) Welches auch die Ursache unseres Daseins sei, sie hat jedenfalls für unsere Erhaltung gesorgt, indem sie uns Gefühle gab, die für unsere Natur passen, und man kann wohl nicht leugnen, daß wenigstens diese angeboren sind. Inbezug auf den einzelnen Menschen sind diese Gefühle die Liebe zu sich selbst, die Furcht vor dem Schmerze, die Angst vor dem Tode und das Streben nach Wohlbefinden. Wenn aber der Mensch, was nicht zu bezweifeln, von Natur gesellig oder wenigstens dazu geschaffen ist, es zu werden, so kann er es nur durch andere angeborene Gefühle sein, die sich auf seine Gattung beziehen; denn wenn man nur das physische Bedürfnis betrachtet, so muß es die Menschen zerstreuen anstatt sie einander zu nähern. Aus dem durch diese doppelte Beziehung auf sich selbst und zu den Mitmenschen gebildeten moralischen System entspringt nun die Regung des

---

*) In gewissen Beziehungen sind die Vorstellungen Gefühle und die Gefühle Vorstellungen. Beide Bezeichnungen kommen jeder Wahrnehmung zu, welche uns mit ihrem Gegenstand beschäftigt und mit uns selbst, die wir davon betroffen sind: nur die Reihenfolge dieses Eindrucks bestimmt die Bezeichnung, die ihm zukommt. Wenn wir in erster Linie mit dem Gegenstand befaßt sind und nur durch Reflexion an uns denken, so ist es eine Vorstellung; wenn dagegen der erhaltene Eindruck unsere erste Aufmerksamkeit erregt und wir nur durch Reflexion an den veranlassenden Gegenstand denken, so ist es ein Gefühl. — R. Gen.

Gewissens. Kenntnis des Guten ist noch nicht die Liebe zum Guten; denn der Mensch hat keine angeborne Kenntnis desselben: sobald aber seine Vernunft ihm diese Kenntnis giebt, so bewirkt sein Gewissen in ihm die Liebe zu demselben; das eben ist das angeborene Gefühl.

295. So halte ich es denn nicht für unmöglich, mein Freund, den unmittelbaren Grund des Gewissens ganz unabhängig selbst von der Vernunft als ein Ergebnis unserer Natur zu erklären; aber wenn das auch unmöglich wäre, so wäre es nicht einmal notwendig: denn da diejenigen, welche dieses vom ganzen Menschengeschlecht angenommene und anerkannte Princip leugnen, durchaus nicht beweisen, daß es nicht existiert, sondern sich damit begnügen, diese Behauptung aufzustellen, so stehen wir, wenn wir behaupten, daß es existiert, auf ebenso sicherem Grunde als sie und haben außerdem noch das Zeugnis unseres Innern und die Stimme des Gewissens, welches für sich selbst zeugt. Wenn das erste Aufleuchten der Urteilskraft uns blendet und anfangs die Gegenstände vor unseren Augen verwirrt, so laß uns warten, bis unsere schwachen Augen sich wieder öffnen und erstarken; bald werden wir die nämlichen Gegenstände im Lichte der Vernunft sehen, wie sie uns die Natur zuerst zeigte: oder vielmehr — seien wir einfacher und weniger eitel; beschränken wir uns auf die ersten Gefühle, die wir in uns selbst finden, weil das Studium, wenn es uns nicht auf Abwege gebracht hat, uns immer wieder zu ihnen zurückführt.

296. O Gewissen, du göttlicher Trieb, unsterbliche, himmlische Stimme; sicherer Führer eines unwissenden und beschränkten, aber denkenden und freien Wesens; unfehlbarer Richter über Gut und Böse, der den Menschen Gott ähnlich macht: du begründest den Vorzug seiner Natur und die Sittlichkeit seiner Handlungen; ohne dich fühle ich nichts in mir, was mich über das Tier erhöbe, als das traurige Vorrecht, von Irrtum in Irrtum zu versinken vermöge einer ungeregelten Erkenntnis und einer gesetzlosen Vernunft.*)

297. Dank dem Himmel sind wir jetzt befreit von all dem erschreckenden Rüstzeug der Philosophie; wir können Menschen sein, ohne Gelehrte zu sein; wir brauchen unser Leben nicht mehr mit dem Studium der Moral zu vergeuden und haben mit geringerem Aufwand einen sicheren Führer in dem ungeheueren Wirrsal der menschlichen Meinungen. Aber es ist nicht genug, daß dieser Führer vorhanden ist; man muß ihn zu erkennen wissen und ihm folgen. Wenn er zu allen Herzen spricht, warum giebt es denn so wenige, die auf ihn hören? Ei, er spricht eben die Sprache der Natur, die wir unter all diesen Umständen vergessen mußten. Das Gewissen ist schüchtern, es liebt die Zurück-

*) „Solche Stellen bezeugen, daß R. in der That eine besondere, eine einzige Stelle unter den Philosophen seiner Zeit einnimmt.“ Vinet p. 292.

gezogenheit und den Frieden; die Welt und ihr Geräusch erschrecken es: die Vorurteile, aus denen man es hat entstehen lassen, sind seine schlimmsten Feinde; es flieht oder schweigt vor ihnen; ihre lärmende Stimme erstickt die seinige und läßt es nicht zu Gehör kommen; der Fanatismus wagt es, seine Maske anzunehmen und diktiert das Verbrechen in seinem Namen. Es wendet sich endlich ab, nachdem es oft genug zur Seite geschoben worden; es spricht nicht mehr zu uns und antwortet uns nicht mehr; und nach so langer Zurücksetzung ist es ebenso schwer, es wieder zurückzurufen, als es schwer war, es zu verbannen.

298. Wie oft ließ ich mich ermüden in meinen Untersuchungen durch die Kälte, die ich in mir fühlte! Wie oft gossen Traurigkeit und Überdruß ihr Gift aus über meine ersten Nachforschungen und machten sie mir unerträglich! Mein ausgetrocknetes Herz hatte für die Liebe der Wahrheit nur einen matten und lauen Eifer. Ich sagte zu mir: warum mich quälen, Dinge zu suchen, die nicht existieren? Das Sittlichgute ist nur ein Hirngespinst; es giebt nichts Gutes als den Sinnengenuß. O wie schwer ist es, wenn man einmal den Geschmack für den geistigen Genuß verloren hat, ihn wiederzugewinnen! Wie viel schwerer noch, ihn zu gewinnen, wenn man ihn nie besessen hat! Gäbe es einen Menschen, der kläglich genug wäre, in seinem Leben nie etwas gethan zu haben, dessen Erinnerung ihn mit Selbstzufriedenheit erfüllte und ihm sein Leben wert machte, ein solcher Mensch wäre unfähig, sich selbst zu erkennen; er wäre nicht imstande zu fühlen, welche Güte seiner Natur zukomme und würde gezwungener Weise böse bleiben und auf ewig unglücklich sein. Aber glaubst du, daß es auf der ganzen Erde einen so verkommenen Menschen gebe, der sein Herz nie der Versuchung einer guten That hingegeben hätte? Diese Versuchung ist so natürlich und so verlockend, daß es unmöglich ist, ihr immer zu widerstehen; die Erinnerung an die Befriedigung, die sie einmal erzeugt hat, genügt, um sie immer wieder zurückzurufen. Leider befriedigt man sie anfangs nur mit Widerstreben; man hat tausend Gründe, sich dem Zuge seines Herzens zu widersetzen; die falsche Klugheit hält es gefangen in den Schranken des menschlichen Ich; man muß sich tausendmal Mut zusprechen, um sie zu durchbrechen. Das Gefallen am Gutesthun ist der Lohn der guten That; aber diesen Lohn erhält man nur, wenn man ihn verdient hat. Nichts ist liebenswerter als die Tugend; aber man muß sie genießen, um zu dieser Einsicht zu gelangen. Wenn man sie umfassen will, nimmt sie, ähnlich dem Proteus der Fabel, zuerst tausend abschreckende Gestalten an und zeigt sich endlich unter ihrer früheren nur denjenigen, die sie nicht haben loslassen wollen.

299. Immer und immer bestürmt durch mein natürliches Gefühl, welches für das allgemeine Interesse sprach, und durch meine Vernunft, welche alles auf mich bezog, würde ich mein ganzes Leben hindurch vor

der Wahl unschlüssig hin- und hergetrieben worden sein, das Böse gethan und das Gute geliebt haben, in fortwährendem Widerspruch mit mir selber, wenn nicht ein neues Licht mein Herz erleuchtet, wenn nicht die Wahrheit, die meinen Ansichten Festigkeit gab, meine Lebensführung wieder gesichert und mich in Übereinstimmung mit mir selbst gesetzt hätte. Mag man immerhin die Tugend auf die Vernunft allein gründen wollen, welche feste Grundlage kann man ihr denn geben? Die Tugend, sagt man, ist die Liebe der Ordnung. Aber kann und soll diese Liebe über die Liebe zu meinem eigenen Wohlbefinden in mir die Oberhand gewinnen? Man gebe mir doch eine helle und ausreichende Vernunft, welche die erstere vorziehen kann. Dieses angebliche Gesetz ist im Grund ein reines Spiel mit Worten; denn ebenso gut kann ich sagen, das Laster ist die Liebe der Ordnung in anderem Sinne. Überall, wo es Gefühl und Erkenntnis giebt, ist eine gewisse moralische Ordnung. Der Unterschied ist nur, daß der Gute sich mit Rücksicht auf das Ganze einordnet, der Böse dagegen das Ganze mit Rücksicht auf sich. Dieser macht sich zum Mittelpunkt aller Dinge; der andere bemißt seinen Radius*) und bleibt am äußeren Kreise. Dann ist er eingeordnet mit Rücksicht auf den gemeinsamen Mittelpunkt, welcher Gott ist, und mit Rücksicht auf alle konzentrischen Kreise, welche die Geschöpfe sind. Wenn es keine Gottheit giebt, so denkt nur der Schlechte vernünftig, der Gute ist dann ein sinnloses Geschöpf.

300. O mein Sohn, könntest du es einst fühlen, welche Last von dem Menschen genommen wird, wenn er die Eitelkeit menschlicher Meinungen erschöpft und die Bitterkeit der Leidenschaften gekostet hat und endlich so nahe bei sich den Weg der Weisheit findet, den Lohn für die Mühsale dieses Lebens und die Quelle des Glückes, an dem er verzweifelt hat! Alle durch das Naturgesetz gegebenen Pflichten, welche fast ausgelöscht waren in meinem Herzen durch die Ungerechtigkeit der Menschen, machen sich wieder geltend in mir beim Namen der ewigen Gerechtigkeit, welche mir dieselben auferlegt und sie durch mich erfüllt sieht. Ich fühle in mir nur die Wirkung und das Werkzeug des großen Wesens, welches das Gute will und ausführt und auch mein Wohl bewirken wird durch das Zusammenwirken meines Willens mit dem seinigen und den richtigen Gebrauch meiner Freiheit: ich füge mich in die Ordnung, die er aufrichtet, dessen gewiß, daß ich eines Tages die Früchte dieser Ordnung genießen und darin meine Glückseligkeit finden werde; denn welche süßere Wonne kann es geben, als sich eingeordnet zu fühlen in ein System, in welchem alles gut ist? Befällt mich Schmerz, so ertrage ich ihn mit Geduld, im Bewußtsein, daß er vergänglich ist und von einem Körper kommt, der nicht mir gehört. Wenn ich ohne

*) seine Beziehung zum Mittelpunkte.

Zeugen eine gute Handlung thue, so weiß ich, daß sie gesehen wird, und ich rechne meine Lebensführung in diesem Leben auf das künftige an. Leide ich eine Ungerechtigkeit, so sage ich mir: das gerechte Wesen, welches alles lenkt, wird mich dafür schon zu entschädigen wissen. Die Bedürfnisse meines Leibes und die Not meines Lebens machen mir den Gedanken an den Tod erträglicher. So viele Bande werden dann weniger zu zerreißen sein, wenn ich alles verlassen muß.

301. Warum ist meine Seele meinen Sinnen unterworfen und an diesen Körper gefesselt, der ihn knechtet und einengt? Ich weiß es nicht: habe ich denn die Ratschlüsse Gottes durchschaut? Doch kann ich ohne Verwegenheit bescheidene Vermutungen aufstellen. Ich sage mir: wäre der Geist des Menschen frei und rein geblieben, welches Verdienst hätte er, die Ordnung, die er aufgerichtet sähe und die zu stören er gar keine Veranlassung hätte, zu lieben und sich ihr zu fügen? Er wäre allerdings glücklich; aber seinem Glücke würde der höchste Grad fehlen, der Ruhm der Tugend und die eigene Anerkennung; er würde nur den Engeln gleichen, und ohne Zweifel ist der tugendhafte Mensch mehr als sie. Da nun die Seele durch ebenso mächtige als unbegreifliche Bande mit einem sterblichen Körper vereinigt ist, bestimmt sie die Sorge um seine Erhaltung, alles auf ihn zu beziehen, und giebt ihr eine der allgemeinen Ordnung entgegengesetzte Richtung, obwohl sie fähig ist, diese zu erkennen und zu lieben; dann wird der rechte Gebrauch ihrer Freiheit zu gleicher Zeit Verdienst und Belohnung, und sie verschafft sich ein unwandelbares Glück, indem sie ihre irdischen Leidenschaften bekämpft und sich in ihrem ursprünglichen Willen erhält.

302. Wenn nun selbst in dem Zustand der Erniedrigung, in welchem wir uns während dieses Lebens befinden, alle unsere ersten Neigungen berechtigt sind, unsere Laster aber nur aus uns selbst kommen, warum beklagen wir uns darüber, daß sie uns unterjochen? Warum werfen wir dem Urheber der Dinge die Übel vor, die wir verschulden, und die Feinde, welche wir selbst gegen uns bewaffnen? O, man mache doch den Menschen nicht zu schlecht; seine Güte wird ihm nie eine Strafe, sein Glück nie ein Vorwurf sein. Die Schuldigen, die da behaupten, zum Verbrechen genötigt zu sein, sind ebenso lügenhaft als böse: warum sehen sie denn nicht, daß die Schwäche, die sie anklagen, ihr eigenes Werk ist, daß ihre erste Verderbnis aus ihrem Willen kommt und daß nur, weil sie es eben so wollen, sie ihren Versuchungen nachgeben und diese unwiderstehlich machen? Sicherlich ist es nicht mehr in ihrer Macht, nicht böse und schwach zu sein; aber es stand bei ihnen, es nicht zu werden. O wie leicht würden wir Herren über uns und unsere Leidenschaften bleiben, selbst während dieses Lebens, wenn wir zur Zeit, wo unsere Gewohnheiten sich noch nicht gebildet hätten und unser Geist sich erst zu erschließen begänne, ihn mit den Gegenständen zu beschäftigen wüßten,

welche er kennen muß, um diejenigen zu schätzen, welche er nicht kennt; wenn wir uns aufrichtig aufklären möchten, nicht um zu glänzen in den Augen der anderen, sondern um gut und weise zu sein nach unserer Natur, um uns glücklich zu machen in der Ausübung unserer Pflichten! Dieses Studium erscheint uns langweilig und ermüdend, weil wir erst daran denken, wenn wir durch das Laster schon verdorben und unsern Leidenschaften schon preisgegeben sind. Wir bestimmen Urteil und Wertschätzung, bevor wir das Gute und das Böse kennen; und dann, indem wir alles auf dieses falsche Maß beziehen, geben wir keiner Sache ihren rechten Wert.

303. Es giebt ein Alter, wo unser Herz, noch frei, aber warm, unruhig, nach einem Glücke sich sehnend, das ihm noch unbekannt ist, demselben mit einer neugierigen Ungewißheit nachjagt und, durch die Sinne getäuscht, an seinem nichtigen Bilde hängen bleibt und es zu finden glaubt, wo es nicht ist. Dieser Wahn hat für mich nur zu lange gewährt. Ach, ich habe ihn zu spät erkannt und ihn nicht ganz zerstören können; er wird so lange dauern wie dieser sterbliche Leib, der seine Ursache ist. Nur wird er mich nicht mehr täuschen, wenn er mich auch berückt; ich weiß, was er ist; ich gehe ihm nach, aber ich verachte ihn; nicht den Gegenstand meines Glückes, nein, das Hindernis desselben sehe ich in ihm. Ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo ich, befreit von den Fesseln des Leibes, ich sein werde ohne Widerspruch und ohne Abbruch und nur meiner selbst bedürfen werde, um glücklich zu sein; bis dahin bin ich es auch schon in diesem Leben, da ich alle Übel für wenig achte, da ich jenes beinahe als meinem Wesen fremd ansehe und da das wahre Gute, das ich daraus ziehen kann, von mir selbst abhängig ist.

304. Um mich zum voraus zu diesem Zustand des Glückes, der Kraft und der Freiheit zu erheben, soweit es möglich ist, übe ich mich in den erhabenen Betrachtungen. Ich sinne nach über die Ordnung des Weltalls, nicht um sie durch nichtige Systeme zu erklären, sondern um sie unaufhörlich zu bewundern, um den weisen Urheber, der sich darin fühlbar macht, zu verehren. Ich verkehre mit ihm und erfülle alle meine Fähigkeiten mit seinem göttlichen Wesen; seine Wohlthaten rühren mich, und ich segne ihn für seine Gaben, aber ich bitte ihn um nichts: was sollte ich von ihm verlangen? daß er um meinetwillen den Lauf der Dinge änderte? daß er Wunder thue zu meinen Gunsten? Muß ich doch die durch seine Weisheit aufgerichtete und durch seine Vorsehung erhaltene Ordnung über alles lieben, wie sollte ich wollen, daß diese Ordnung für mich gestört würde? Nein, dieser frevelhafte Wunsch verdiente eher bestraft als erhört zu werden. Ich verlange von ihm auch nicht das Vermögen, recht zu handeln: warum fordern, was er mir gegeben hat? Hat er mir nicht das Gewissen gegeben, um das Gute zu lieben, die Vernunft, es zu erkennen, die Freiheit, es zu wählen? Wenn ich das Böse thue, habe

ich keine Entschuldigung; ich thue es, weil ich so will: wenn ich verlangte, er möge meinen Willen ändern, würde ich von ihm verlangen, was er von mir will; ich würde fordern, daß er meine Arbeit thue und daß ich den Lohn dafür empfange; wenn ich mit meiner Lage nicht zufrieden bin, so sage ich damit, daß ich nicht mehr Mensch sein, daß ich etwas anderes will als das Bestehende, nämlich die Unordnung und das Böse. Quelle der Gerechtigkeit und Wahrheit, gnädiger und gütiger Gott! in meinem Vertrauen auf dich ist der höchste Wunsch meines Herzens, daß dein Wille geschehe! Wenn ich den meinigen damit vereinige, so thue ich, was du thust, ich überlasse mich deiner Güte; schon zum voraus glaube ich teil zu nehmen an der höchsten Wonne, welche der Lohn dafür ist.

305. In dem gerechten Mißtrauen gegen mich selbst verlange ich von ihm oder erwarte vielmehr von seiner Gerechtigkeit nur das eine, daß er mich zurechtweise, wenn ich mich verirre und dieser Irrtum gefährlich für mich ist. Wenn ich es auch redlich meine, so halte ich mich doch nicht für unfehlbar: meine Ansichten, die ich für die richtigsten halte, sind vielleicht nichts als Lügen; denn welcher Mensch hängt nicht an seinen Ansichten? und wie viele Menschen stimmen in allem zusammen? Mag auch die Verblendung, die mich bethört, aus mir kommen, er allein kann mich davon heilen. Ich habe gethan, was ich konnte, um die Wahrheit zu erfassen; aber ihre Quelle ist zu hoch über mir: wenn meine Kräfte mir versagen, um weiter zu kommen, welche Schuld kann mich treffen? An ihr ist es, zu mir herabzukommen.

306. Der gute Priester hatte mit Erregung gesprochen; er war bewegt wie ich selbst. Ich glaubte den göttlichen Orpheus zu hören, wie er seine ersten Hymnen singt und den Menschen die Verehrung der Götter lehrt.*) Indessen stellten sich mir eine Menge von Einwendungen dar; ich machte aber keine, weil sie weniger gegründet als verwirrend und die Überzeugung auf seiner Seite war. Wie er so nach seinem Gewissen zu mir sprach, schien das meinige mir seine Worte zu bestätigen.

307. Die Ansichten, die Sie mir eben dargelegt haben, sagte ich zu ihm, scheinen mir ungewöhnlicher in dem, was Sie nach ihrem Geständnis nicht wissen, als in dem, was Sie zu glauben behaupten. Ich sehe darin im allgemeinen den Theismus oder die natürliche Religion, welche die Christen gerne zusammenwerfen möchten mit dem Atheismus oder der Irreligion, welche dieser Lehre gerade entgegengesetzt ist.**) In-

*) Dies ist der Gegenstand des dem 3. Band der Amst. Ausgabe beigegebenen Kupfers.

**) Formey p. 166; „Nicht die Christen werfen diese beiden Lehren zusammen, sondern die vorgeblichen Theisten, welche gegen die Grundsätze der natürlichen Religion die heftigsten Angriffe richten und damit zeigen, daß sie im Grunde nur verkleidete Atheisten sind."

dessen habe ich bei dem gegenwärtigen Zustand meines Glaubens mehr hinauf- als herabzusteigen, um zu Ihren Ansichten zu gelangen; aber ich finde es schwierig, gerade auf Ihrem Standpunkte stehen zu bleiben, wenn man nicht ebenso weise ist wie Sie. Um wenigstens ebenso aufrichtig zu sein, will ich mit mir zu Rate gehen. Dabei soll mich nach ihrem Beispiel das innere Gefühl leiten, und Sie haben mir selbst gelehrt, daß nach dem langen Schweigen, das ihm auferlegt worden, es nicht die Sache eines Augenblicks ist, es wieder zurückzurufen. Ich trage Ihre Reden in meinem Herzen mit mir fort, ich muß darüber nachsinnen. Wenn ich nach reiflicher Überlegung ebenso von ihnen überzeugt bleibe wie Sie, so sollen Sie mein letzter Apostel sein und ich werde Ihr Proselyt sein bis zu meinem Tode. Fahren Sie aber fort, mich zu belehren; Sie haben mir nur die Hälfte von dem gesagt, was ich zu wissen brauche. Sprechen Sie von der Offenbarung, den heiligen Schriften und jenen dunkeln Glaubenssätzen, über welche mich seit meiner Kindheit der Zweifel hin- und hertreibt, ohne daß ich sie begreifen oder glauben kann, ohne daß ich sie anzunehmen oder zu verwerfen imstande bin.

308. Ja, mein Sohn, sagte er, mich umarmend, ich will dir vollständig darlegen, was ich denke; ich will dir mein Herz nicht bloß halb öffnen: aber es bedurfte von deiner Seite eines Verlangens, um mich zu rückhaltloser Äußerung dir gegenüber zu ermächtigen. Ich habe dir bis jetzt nur gesagt, was dir nach meinem Urteil nützen konnte und wovon ich ganz und gar überzeugt war. Die Erörterung, die mir noch übrig bleibt, ist ganz anderer Natur; ich sehe hier nur Verwickelung, Geheimnis und Dunkelheit und trete nur mit Ungewißheit und Mißtrauen an die Sache heran. Nur mit Angst entscheide ich mich und sage dir lieber meine Zweifel als meine Meinung. Wären deine Ansichten gesicherter, so würde ich Bedenken tragen, dir die meinigen auseinander zu setzen; aber in deiner gegenwärtigen Lage ist es für dich von Vorteil, zu denken wie ich.*) Übrigens sollst du dich bei meinen Worten nur durch das Gewicht der Vernunft bestimmen lassen: ich weiß nicht, ob ich im Irrtum bin. Bei Erörterungen ist es schwer, nicht manchmal den Ton der Behauptung anzuschlagen; merke dir aber, daß hier alle meine Behauptungen nur Gründe des Zweifels sind. Suche die Wahrheit selbst; ich verspreche dir nur Aufrichtigkeit.

309. Du siehst in meiner Auseinandersetzung nur natürliche Religion:**) sehr seltsam, daß man eine andere braucht! Woraus soll

*) Damit könnte der gute Landpfarrer sich jetzt, wie mir scheint, zu seinen Lesern wenden. — R. Amst. Formey meint, es wäre eine ehrenvolle und für die Kirche ersprießliche Arbeit, wenn eine „ganze Gesellschaft von Geistlichen" gegen R. eine Apologie des Christentums schriebe. Er selbst beschränkt sich darauf, die Stellen hervorzuheben, wo R. „der Wahrheit die Ehre giebt."

**) In einem Briefe an Petit-Pierre (Motiers 1763) sagt R.: „das wahre Christentum ist nichts als die besser erklärte natürliche Religion" u. s. w.

ich dieses Bedürfnis erkennen? Wie kann ich schuldig befunden werden, wenn ich Gott diene nach der Einsicht, die er meinem Verstande giebt, und nach den Gefühlen, die er meinem Herzen einflößt? Welche Reinheit der Moral, welchen Glaubenssatz zum Nutzen des Menschen und zur Ehre seines Schöpfers kann ich aus einer positiven Lehre ziehen, die ich nicht auch ohne sie aus dem richtigen Gebrauch meiner geistigen Kräfte ziehen könnte? Zeige mir, was man zu den Pflichten des Naturgesetzes hinzufügen kann zum Ruhme Gottes, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft und zu meinem eigenen Vorteil und welche Tugend du von einer neuen Gottesverehrung erwartest, die nicht auch eine Folge der meinigen wäre. Die erhabensten Vorstellungen Gottes kommen aus der Vernunft allein. Sieh das Schauspiel der Natur und höre die innere Stimme. Hat Gott nicht unseren Augen, unserem Gewissen, unserem Urteil alles gesagt? Was können uns die Menschen mehr sagen? Ihre Enthüllungen erniedrigen Gott nur, indem sie ihm die menschlichen Leidenschaften geben. Nein, die besonderen Glaubenssätze hellen die Begriffe von dem unendlichen Wesen nicht auf, sie verwirren sie; sie veredeln sie nicht, sondern ziehen sie herunter; zu den unbegreiflichen Geheimnissen, welche es umhüllen, fügen sie noch sinnlose Widersprüche, sie machen den Menschen eingebildet, unduldsam und gefühllos; anstatt den Frieden auf der Erde aufzurichten, bringen sie Schwert und Feuer. Wenn ich frage, wozu das alles gut ist, weiß ich nicht zu antworten. Ich sehe darin nur die Verbrechen der Menschen und das Elend seines Geschlechtes.

310. Man sagt, man habe einer Offenbarung bedurft, um dem Menschen zu lehren, wie Gott verehrt sein wolle; zum Beweise führt man die große Verschiedenheit der abenteuerlichen Kulte an, welche sie eingerichtet haben, und sieht nicht ein, wie gerade diese Verschiedenheit aus den launenhaften Erfindungen der Offenbarungen entspringt. Seit die Menschen darauf verfallen sind, Gott sprechen zu lassen, hat ihn jeder nach seinem Kopfe sprechen und ihn sagen lassen, was er gewollt hat. Hätte man nur auf das gehört, was Gott dem menschlichen Herzen sagt, so hätte es immer nur eine Religion gegeben auf Erden.

311. Man bedurfte eine einheitliche Gottesverehrung; ich will es zugeben: aber war denn das ein so wichtiger Punkt, daß man das ganze Rüstzeug der göttlichen Macht brauchte, um ihn festzustellen? Verwechseln wir doch die äußere Form der Religion nicht mit der Religion selbst. Der Gottesdienst, den Gott verlangt, ist der des Herzens, und wenn dieser aufrichtig ist, ist er immer der gleiche. Man muß von einer recht wahnwitzigen Eitelkeit besessen sein, um zu glauben, Gott bekümmere sich so sehr um die Form eines Priesterkleides, um die Aufeinanderfolge der Worte, welche der Priester spricht, um die Handbewegungen, die er am Altare macht, und um alle seine Kniebeugungen. O mein Freund, bleibe auf deiner höchsten Höhe, du bist der Erde immer nahe genug. Gott will

im Geiste und in der Wahrheit angebetet sein; dies ist die Pflicht aller Religionen, aller Länder, aller Menschen. Wenn die äußere Gottesverehrung der guten Ordnung wegen eine gleichmäßige sein soll, so ist das lediglich eine Polizeisache; einer Offenbarung bedarf es dazu durchaus nicht.

312. Ich fing nicht an mit allen diesen Betrachtungen. Die Vorurteile der Erziehung und jener gefährliche Dünkel, der immer den Menschen über seinen Kreis hinausheben will, verleiteten mich, und da ich meine schwachen Begriffe nicht zu dem höchsten Wesen emporheben konnte, bemühte ich mich, es zu mir herunterzuziehen. Ich brachte die unendlich weit entfernten Beziehungspunkte, die er zwischen seiner Natur und der meinigen gesetzt hat, einander näher. Ich wollte unmittelbarere Verbindungen, genauere Unterweisungen, und nicht zufrieden, Gott dem Menschen ähnlich zu machen, wollte ich auch, um selbst unter meinen Mitmenschen ein Vorrecht zu genießen, eine übernatürliche Einsicht; ich wollte meine ganz eigene Gottesverehrung; Gott hätte mir sagen sollen, was er andern nicht gesagt oder was andere nicht verstanden hätten wie ich.

313. Da ich den Punkt, auf den ich gelangt war, als den gemeinsamen Ausgangspunkt aller Gläubigen bei ihrem Suchen nach einer reineren Gottesverehrung ansah, fand ich in den Glaubenssätzen der natürlichen Religion nur die Elemente jeder Religion. Ich betrachtete diese Mannigfaltigkeit der Sekten, die auf der Erde bestehen und sich gegenseitig der Lüge und des Irrtums anklagen, und fragte: Welches ist nun die richtige? Jeder antwortete mir: die meinige[1]); jeder sagte: ich allein und meine Glaubensgenossen haben die rechte Ansicht; alle andern sind im Irrtum. — Und wie weißt du, daß deine Sekte

---

[1]) „Alle," sagt ein guter und vernünftiger Priester, „behaupten, sie hätten und glaubten sie (und so schwatzen sie alle) nicht als von den Menschen noch irgendeinem andern Geschöpf, sondern von Gott herkommend.

Um aber die Wahrheit zu sagen ohne Schönthun und Bemänteln, ist dem nicht so; sie kommen, was man auch sage, von menschlichen Händen und Zuthun; das bezeugt erstlich die Art, wie die Religionen in der Welt angenommen worden sind und noch tagtäglich von den einzelnen Menschen angenommen werden: Herkunft, Land und Ort bestimmen die Religion; man nimmt die an, welche der Ort, wo man geboren und erzogen wird, bekennt: wir sind beschnitten, getauft, Juden, Mahommedaner, Christen, bevor wir wissen, daß wir Menschen sind; die Religion wird nicht durch uns gewählt und ausgelesen; es bezeugt dies ferner die mit der Religion so schlecht stimmende Sitte und Lebensart; es bezeugt dies der Umstand, daß man aus menschlicher geringfügiger Veranlassung den Satzungen seiner Religion zuwiderhandelt." Charron, über die Weisheit B. II, Kap. 5, S. 257. Ausg. von Bordeaux 1601.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das offene Glaubensbekenntnis des tugendhaften Theologen von Condom dem des savoyischen Landpfarrers ziemlich gleich gesehen hätte. — R. Amst.

Charron lebte 1541—1603 und predigte, nachdem er zuerst Advokat gewesen, den Scepticismus von den Kanzeln. Er war „ordentlicher Prediger" der Königin

die richtige ist? — Weil Gott es gesagt hat. — Und wer sagt dir, daß Gott es gesagt hat? Mein Pfarrer, und der weiß es wohl. Mein Pfarrer sagt mir, ich solle so glauben, und ich glaube so; er versichert mich, daß alle, welche anders sagen als er, lügen, und darum höre ich nicht auf sie.

314. Wie, dachte ich, die Wahrheit ist also nicht eine, und was bei mir wahr ist, kann bei euch falsch sein? Wenn der, welcher auf dem rechten Wege wandelt, gerade so verfährt wie der Irrende, welches Verdienst oder welches Unrecht hat denn der eine vor dem andern? Ihre Wahl ist nur vom Zufall bestimmt worden; eine Unbilligkeit ist es, ihnen das anzurechnen: man würde damit belohnen oder bestrafen, daß einer in diesem oder einem andern Lande geboren worden. Wer Gott ein derartiges Urteil zuzuschreiben wagt, lästert seine Gerechtigkeit.

315. Entweder sind alle Religionen recht und Gott angenehm, oder, wenn er den Menschen eine bestimmte vorschreibt und sie bestraft, wenn sie sie nicht erkennen, so hat er ihr bestimmte und deutliche Zeichen beigegeben, wodurch sie als die einzig wahre unterschieden und erkannt werden kann. Diese Zeichen sind für alle Zeiten und Orte, gleichermaßen kenntlich für alle Menschen, groß und klein, gelehrt und unwissend, für Europäer, Indier, Afrikaner und Wilde. Wenn es eine Religion auf Erden gäbe, außer der nur ewige Verdammung wäre, und wenn an irgendeinem Orte der Welt nur ein einziger redlicher Mensch von ihrer Wahrheit nicht durchdrungen wäre, so wäre der Gott dieser Religion der ungerechteste und grausamste der Tyrannen.

316. Suchen wir also aufrichtig die Wahrheit, so laßt uns dem Rechte der Geburt und dem Ansehen der Väter und der Geistlichen nichts zugestehen, sondern alles, was sie uns seit unserer Kindheit gelehrt, vor den Richterstuhl des Gewissens und der Vernunft rufen. Mögen sie immerhin schreien: unterwirf deine Vernunft; mit gleichem Rechte könnte das einer, der mich hintergehen will, sagen; ich brauche Gründe, um meine Vernunft zu unterwerfen.

317. Die ganze Theologie, welche ich mir aus mir selbst aneignen kann durch die Betrachtung des Weltalls und den rechten Gebrauch meiner Geisteskräfte, beschränkt sich auf das, was ich dir schon auseinandergesetzt habe. Um mehr zu wissen, muß man zu außerordentlichen Mitteln greifen. Diese können nicht in dem Ansehen der Menschen bestehen; denn da kein Mensch anders geschaffen ist als ich, kann ich alles, was ein

---

Marguerite. Als mehrere Orden, in die er treten wollte, ihn seines vorgerückteren Alters wegen nicht aufnahmen, kehrte er nach Bordeaux zurück, wo er in enge Beziehungen zu Montaigne trat. Petitain macht darauf aufmerksam, daß Montaigne ganz ähnlich sage (II. B., 12. K.): „Wir sind Christen gerade so, wie wir Perigordier oder Deutsche sind.“ Wir verweisen noch auf unsere Anm. zu § 173 und auf § 343 d. B.

Mensch auf natürlichem Wege erkennen kann, auch erkennen, und ein andrer Mensch kann sich ebenso gut täuschen wie ich: wenn ich glaube, was er sagt, so geschieht es nicht, weil er es sagt, sondern weil er es beweist. Das Zeugnis der Menschen ist also im Grunde nur das meiner Vernunft selbst und thut zu den natürlichen Mitteln, welche mir Gott zur Erkenntnis der Wahrheit gegeben, nichts hinzu.

318. Was hast du mir also zu sagen, du Apostel der Wahrheit, worüber ich nicht Richter bliebe? — Gott selbst hat gesprochen; höre seine Offenbarung. — Das ist freilich etwas anders. Gott hat gesprochen! fürwahr ein großes Wort. Und zu wem hat er gesprochen? — Zu den Menschen. — Warum habe ich denn nichts gehört? — Er hat andere Menschen beauftragt, dir sein Wort zu bringen. — Gut: also Menschen sollen mir sagen, was Gott gesagt hat. Lieber hätte ich Gott selbst gehört; für ihn wäre es ebenso einfach gewesen, und ich wäre vor Täuschung sicher gewesen. — Er schützt dich davor, indem er die Sendung seiner Boten bezeugt. — Wie das? — Durch Wunder. — Und wo sind diese? — In den Büchern. — Und wer hat diese Bücher gemacht? — Menschen. — Und wer hat diese Wunder gesehen? — Menschen, welche sie bezeugen. — Wie! immer menschliche Zeugnisse! immer Menschen, welche mir berichten, was andere Menschen berichtet haben! Wie viele Menschen zwischen Gott und mir! Sehen wir indessen zu, prüfen, vergleichen, bestätigen wir. Ach, würde ich Gott weniger freudigen Herzens gedient haben, wenn er mir alle diese Arbeit hätte erlassen wollen?

319. Bedenke, mein Freund, in welch schauerliche Erörterung ich mich verwickelt habe, welche ungeheuere Gelehrsamkeit ich brauche, um ins höchste Altertum hinaufzusteigen, um die Prophezeihungen, Offenbarungen und Thatsachen, alle Denkmäler des Glaubens, welche in allen Ländern der Welt zum Vorschein gekommen sind, zu prüfen, zu wägen, einander gegenüberzustellen und ihnen Ort, Zeit, Urheber und Veranlassung zuzuweisen; welch genaue Kritik mir notwendig ist, um die authentischen Beweisstücke von den unterschobenen zu unterscheiden, um die Einwürfe mit den Antworten, die Übersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, die Unparteilichkeit der Zeugen, ihren gesunden Sinn und ihre Einsicht zu beurteilen, um zu wissen, ob man nichts unterdrückt, nichts hinzugethan, nichts versetzt, geändert, gefälscht hat, um die Widersprüche aufzuheben, die noch bleiben, um zu beurteilen, welches Gewicht das Stillschweigen in den gegen sie angeführten Thatsachen haben muß, ob diese Anführungen ihnen bekannt gewesen, ob sie ihnen wichtig genug vorgekommen, um sich zu einer Antwort herbeizulassen, ob die Bücher verbreitet genug waren, daß die unsrigen ihnen zukommen konnten, und ob wir redlich genug waren, die ihrigen unter uns zu verbreiten und ihre stärksten Einwürfe darin unverändert stehen zu lassen, wie sie sie geschrieben hatten!

320. Wenn alle diese Denkmäler als unanfechtbar erkannt sind, muß zu den Beweisen für die Mission der Urheber geschritten werden; man muß die Gesetze der Wahrscheinlichkeiten, die voraussichtlichen Möglichkeiten gut kennen, um zu beurteilen, welche Voraussagung sich ohne Wunder nicht erfüllen konnte; man muß den Geist der orientalischen Sprachen kennen, um zu unterscheiden, was in diesen Sprachen Voraussagung und was nur Redefigur ist; man muß wissen, welche Ereignisse in der Ordnung der Natur liegen und welche nicht, um zu sagen, bis zu welchem Punkte ein geschickter Mensch die Augen der Einfältigen blenden und selbst die Aufgeklärten in Erstaunen setzen kann; man muß erforschen, welcher Art das Wunder sein und welche Bestätigung es haben muß, nicht bloß um geglaubt zu werden, sondern auch um den Zweifler strafbar erscheinen zu lassen; man muß die Beweise der wahren und der falschen Wunder vergleichen und sichere Regeln für die Unterscheidung derselben finden; man muß endlich angeben, warum Gott zur Bestätigung seines Wortes Mittel wählt, welche selbst der Bestätigung so sehr bedürfen, als triebe er Spott mit der Leichtgläubigkeit der Menschen und vermiede absichtlich die wahren Mittel der Überzeugung.

321. Nehmen wir an, die göttliche Majestät wolle sich so weit herablassen, einen Menschen zum Werkzeug ihres heiligen Willens zu machen: ist es vernünftig, ist es gerecht, zu verlangen, daß die ganze Menschheit der Stimme dieses Mittlers gehorche, ohne daß er als solcher kenntlich gemacht sei? Verträgt es sich mit der Billigkeit, diesem Menschen als ganzen Beglaubigungsbrief nur ein paar Zeichen mitzugeben, die vor wenigen unbedeutenden Personen gemacht sind und wovon die ganze übrige Menschheit nur vom Hörensagen jemals etwas erfahren wird? Überall auf der Erde wäre jede Sekte die richtige, wenn man alle Wunder, welche das Volk und die Einfältigen gesehen haben wollen, für wahr hielte; es gäbe mehr Wunder als natürliche Ereignisse, und von allen das größte wäre es, wenn es da, wo es verfolgte Schwärmer giebt, keine Wunder gäbe. Die unwandelbare Ordnung der Natur zeigt die weise Hand, welche sie lenkt, am besten; gäbe es viele Ausnahmen, so wüßte ich nicht mehr, was ich darüber denken sollte; ich für meinen Teil glaube aber zu sehr an Gott, um an so viele seiner so unwürdige Wunder zu glauben.

322. Ein Mensch möge auftreten und sagen:*) Sterbliche, ich verkünde euch den Willen des Allerhöchsten; erkennet in meiner Stimme denjenigen, welcher mich schickt; ich befehle der Sonne, ihren Lauf zu ändern, den Sternen, sich in eine andere Reihe zu stellen, den Bergen,

*) „Wer sollte nicht glauben, daß derjenige, der sich so ausdrückt, nur Wunder verlange, um Christ zu sein.“ Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris (XVI). R. selbst bekennt sich in seiner Antwort laut als Christ, freilich nicht als Schüler der Priester, aber als Anhänger Jesu Christi.

sich zu ebnen, den Wogen, sich zu erheben, der Erde, ihr Angesicht zu wechseln; wer wird an solchen Wundern nicht sofort den Herrn der Natur erkennen? Den Betrügern gehorcht sie nicht; ihre Wunder geschehen an den Straßenecken, in den Wüsten, in den Häusern, und da haben sie einen leichten Handel mit einem kleinen Haufen von Zuschauern, die schon aufgelegt sind, alles zu glauben. Wer wagt mir zu sagen, wie viele Augenzeugen nötig sind, um ein Wunder glaubwürdig zu machen? Wenn eure Wunder, die doch gemacht sind, eure Lehre zu bekräftigen, selbst des Beweises bedürfen, wozu dienen sie denn? Bei solchen Umständen brauchte man ja gar keine.

323. Es bleibt endlich die wichtigste Probe bei der verkündigten Lehre; denn da diejenigen, welche behaupten, daß Gott auf Erden Wunder wirke, sagen, der Teufel ahme sie manchmal nach, so sind wir mit den best bezeugten Wundern nicht viel weiter als früher, und da die Magier des Pharao selbst in Moses Gegenwart die nämlichen Zeichen zu thun wagten, welche er im ausdrücklichen Auftrage Gottes that, warum hätten sie nicht in seiner Abwesenheit mit gleichem Recht die nämliche Glaubwürdigkeit beansprucht? Nachdem man die Lehre durch das Wunder bestätigt, muß man das Wunder durch die Lehre [1]) bekräftigen, um ja nicht das Werk des Teufels für das Werk Gottes zu nehmen. Was sagt ihr zu diesem Wechselbeweis?

324. Wenn diese Lehre von Gott kommt, muß sie das heilige Gepräge der Göttlichkeit an sich tragen; sie muß nicht allein die wirren Begriffe, die sich unser Verstand auf dem Wege philosophischer Erforschung bildet, aufhellen, sie muß uns auch eine Gottesverehrung, eine Moral und Grundsätze geben, welche zu den Attributen, durch welche

---

[1]) Dies geschieht ausdrücklich an tausend Orten der Schrift, u. a. im Deuteronomium Kap. 13, wo gesagt wird, daß, wenn ein Prophet fremde Götter predigt und seine Worte durch Wunder bekräftigt und seine Prophezeihungen eintreffen, man darauf durchaus keine Rücksicht nehmen, sondern den Propheten dem Tode überantworten soll. Wenn nun die Heiden die Apostel töteten, welche ihnen einen fremden Gott verkündigten und ihre Sendung durch Weissagungen und Wunder bestätigten, so sehe ich keinen wirklichen Vorwurf, den man ihnen machen konnte und den sie nicht sofort auf uns zurückschleudern könnten. Was nun thun in einem solchen Fall? Nur eines: zur vernünftigen Prüfung zurückkehren und die Wunder beiseite lassen. Hätte man sich nur gar nicht auf sie berufen. Das ist die einfachste Vernunft, die man nur mit Düfteleien von wenigstens sehr spitzfindiger Art verdunkelt. Spitzfindigkeiten im Christentum! Jesus Christus hat also unrecht gehabt, das Himmelreich den Einfältigen zu verheißen? er hat also unrecht gehabt, die schönste seiner Reden damit zu beginnen, daß er die Armen im Geiste selig pries, wenn es so vielen Geistes bedarf, um seine Lehre zu verstehen und zu lernen, an ihn zu glauben? Wenn du mir beweisest, daß ich mich unterwerfen muß, so wird alles recht sein: aber um mir das zu beweisen, mußt du mir verständlich werden; bemiß deine Beweise nach der Fassungskraft eines Armen im Geiste, oder ich erkenne in dir den wahren Jünger deines Herrn nicht mehr an, und es ist nicht seine Lehre, die du mir verkündigst. — R. Amst.

allein wir das Dasein Gottes erkennen, stimmen. Lehrte sie uns also bloß abgeschmackte und vernunftwidrige Dinge, flößte sie uns nur Abneigung gegen Unseresgleichen und Schrecken vor uns selbst ein, stellte sie uns bloß einen eisernden, zorn- und rachsüchtigen, parteiischen und die Menschen hassenden Gott vor, einen Gott des Krieges und der Kämpfe, immer bereit zu zerstören und zu zermalmen, immer von Qualen und Strafen redend, sich rühmend, selbst die Unschuldigen zu strafen, so würde mein Herz sich nicht hingezogen fühlen zu diesem fürchterlichen Gott, ich würde mich sehr hüten, die natürliche Religion zu verlassen, um diese anzunehmen; denn man müßte ja offenbar eine Wahl treffen. Euer Gott ist nicht der meine, würde ich zu seinen Anhängern sagen. Wer sich gleich nur ein einziges Volk auswählt und die ganze übrige Menschheit in den Bann thut, der ist nicht der gemeinsame Vater der Menschen; wer die größte Zahl seiner Geschöpfe zur ewigen Strafe verurteilt, ist nicht der gnädige und gütige Gott, den meine Vernunft mir gezeigt hat.

325. Inbetreff der Dogmen sagt sie mir, daß sie klar, verständlich, durch ihre innere Wahrheit einleuchtend sein müssen. Wenn die natürliche Religion unzureichend ist, so ist sie es durch die Dunkelheit, in welcher sie die großen Wahrheiten läßt, welche sie uns lehrt: es ist Sache der Offenbarung, uns diese Wahrheiten in einer für den menschlichen Verstand faßlichen Weise zu lehren, sie ihm nahe zu legen und begreiflich zu machen, damit er sie glauben könne. Der Glaube wird gesichert und befestigt durch das Verständnis, und die beste aller Religionen ist unfehlbar die verständlichste: wer den Gottesdienst, den er mir predigt, mit Geheimnissen und Widersprüchen überhäuft, lehrt mir dadurch gerade, mißtrauisch gegen ihn zu sein. Der Gott, den ich verehre, ist nicht ein Gott der Finsternis; er hat mir den Verstand nicht gegeben, um mir den Gebrauch desselben zu verbieten: wer mir befiehlt, meine Vernunft zu unterwerfen, beleidigt ihren Schöpfer. Der Diener der Wahrheit knechtet meine Vernunft nicht, er hellt sie auf.

326. Wir haben jede menschliche Auktorität beiseite geschoben; ich weiß aber nicht, wie ohne sie ein Mensch einen andern überzeugen kann, wenn er ihm eine vernunftwidrige Lehre vorträgt. Stellen wir für einen Augenblick diese beiden Menschen einander gegenüber und sehen wir, was sie sich sagen können in der den beiden Parteien gewöhnlichen Sprache.*)

327. Der Inspirierte.

„Die Vernunft lehrt dir, daß das Ganze größer ist als ein Teil; ich aber lehre dir im Namen Gottes, daß der Teil größer ist als das Ganze.

*) So die Amst. Ausg.; die Gen. liest: „gewöhnlichen rücksichtslosen Sprache.“

Der Denker.*)

„Wer bist du denn, um mir zu sagen, daß Gott sich widerspreche? und wem soll ich denn eher glauben, ihm, der mir durch die Vernunft die ewigen Wahrheiten lehrt, oder dir, der mir in seinem Namen einen Widersinn predigt?

Der Inspirierte.

„Mir; denn mein Auftrag ist ein bestimmterer; ich werde dir unwiderleglich beweisen, daß er selbst mich schickt.

Der Denker.

„Wie! du willst mir beweisen, daß Gott dich schickt, um gegen ihn zu zeugen? Und welcher Art sollen deine Beweise sein, um mich zu überzeugen, daß es gewisser ist, daß Gott durch deinen Mund zu mir spricht als durch den Verstand, den er mir gegeben hat?

Der Inspirierte.

„Der Verstand, den er dir gegeben! Armseliger, eitler Mensch! als wärest du der erste Gottesverächter, der sich durch die Sünde in seiner verderbten Vernunft verirrte!

Der Denker.

„Mann Gottes, auch du bist wohl nicht der erste Schelm, der seine Anmaßung als Beweis seiner Berufung ausgiebt.

Der Inspirierte.

„Wie! die Philosophen greifen auch zu Beschimpfungen!

Der Denker.

„Manchmal, wenn die Heiligen ihnen das Beispiel geben.

Der Inspirierte.

„O, ich habe ein Recht dazu, denn ich spreche im Namen Gottes.

Der Denker.

„Es wäre gut, du zeigtest deine Vollmachten, bevor du von deinen Vorrechten Gebrauch machtest.

Der Inspirierte.

„Meine Vollmachten sind unumstößlich. Erde und Himmel werden für mich zeugen. Folge nur meiner Beweisführung, ich bitte dich.

Der Denker.

„Deiner Beweisführung! Wo denkst du hin! Wenn du mir lehrst, daß meine Vernunft mich täusche, weisest du damit nicht alles zurück, was sie mir zu deinen Gunsten sagen kann? Wer die Vernunft nicht anerkennt, muß ohne dieselbe überzeugen. Denn angenommen, du hättest mich durch deine Beweise überführt, wie soll ich wissen, ob nicht meine durch die Sünde verderbte Vernunft schuld ist, wenn ich deinen Worten zustimme? Welchen Grund oder Beweis könntest du übrigens anführen,

---

*) le raisonneur. Es ist der dem vorigen Jahrhundert genugsam bekannte „vernünftige Verehrer Gottes“ gemeint.

der überzeugender wäre als der Satz, den er umstoßen soll? Es ist gerade ebenso glaublich, daß ein guter Schluß erlogen sei, als daß der Teil größer sei als das Ganze.

Der Inspirierte.

„Welcher Unterschied! Meine Beweise sind unwiderleglich; sie sind übernatürlicher Art.

Der Denker.

„Übernatürlich! Was bedeutet dieses Wort? Ich verstehe es nicht.

Der Inspirierte.

„Änderungen in der Ordnung der Natur, Weissagungen, Wunder, Zeichen jeder Art.

Der Denker.

„Wunder! Zeichen! Von allem dem habe ich nie etwas gesehen.

Der Inspirierte.

„Andere haben es für dich gesehen. Ganze Scharen von Zeugen — — das Zeugnis der Völker — —

Der Denker.

„Ist das Zeugnis der Völker übernatürlicher Art?

Der Inspirierte.

„Nein! aber wenn es einstimmig ist, ist es unbestreitbar.

Der Denker.

„Nichts ist unbestreitbarer als die Regeln der Vernunft; einen Widersinn kann man durch das Zeugnis der Menschen nicht glaubwürdig machen. Ich wiederhole, zeige mir übernatürliche Beweise; denn die Bestätigung durch das menschliche Geschlecht ist keine.

Der Inspirierte.

„O verhärtetes Herz! die Gnade spricht nicht zu dir.

Der Denker.

„Das ist nicht meine Schuld; denn nach dir muß man schon die Gnade empfangen haben, um sie zu erbitten. Sprich du also einmal statt ihrer zu mir.

Der Inspirierte.

„O, das thue ich ja; aber du hörst nicht auf mich: doch was sagst du zu den Weissagungen?

Der Denker.

„Ich sage zunächst, daß ich ebenso wenig Weissagungen gehört als Wunder gesehen habe. Ich sage ferner, daß keine Weissagung Beweiskraft für mich haben kann.

Der Inspirierte.

„Du Knecht des Teufels! warum haben Weissagungen für dich keine Beweiskraft?

Der Denker.

„Weil es dazu dreier Dinge bedürfte, deren Zusammentreffen unmöglich ist; ich müßte nämlich bei der Weissagung zugegen gewesen sein, desgleichen beim Eintreffen derselben, und es müßte mir bewiesen sein, daß das Ereignis nicht nur zufällig mit der Weissagung zusammentreffen konnte; denn da die Bestimmtheit einer auf Geratewohl gemachten Voraussagung das Eintreffen derselben nicht unmöglich macht, so beweist dieses Eintreffen, wenn selbst die Prophezeiung bestimmter, klarer und verständlicher wäre als ein Satz der Geometrie, für den Weissagenden streng genommen gar nichts.

328. „Du siehst daraus, auf was deine vorgeblichen übernatürlichen Beweise, deine Wunder und Prophezeiungen zurückgehen. Ich soll alles das auf das Wort anderer Leute hin glauben und die Auktorität Gottes, der zu meiner Vernunft spricht, menschlichem Ansehen unterordnen. Wenn die ewigen Wahrheiten, welche mein Verstand begreift, irgendwie beeinträchtigt werden könnten, so gäbe es für mich keinerlei Gewißheit mehr; nicht bloß hätte ich keine Versicherung dafür, daß du im Namen Gottes zu mir sprichst, nein, ich wäre nicht einmal mehr sicher, daß Gott existiert."

329. Das sind viele Schwierigkeiten, mein Sohn; aber es sind noch nicht alle. Unter so vielen verschiedenen Religionen, die sich gegenseitig verfolgen und ausschließen, ist nur eine die richtige, wenn es eine solche überhaupt giebt. Um sie zu erkennen, muß man nicht bloß eine erforschen, sondern alle; und um was es sich auch handeln mag, man darf nicht verurteilen, ohne gehört zu haben;[1]) man muß die Einwürfe mit den Beweisen vergleichen: man muß wissen, was jeder den anderen entgegenhält und was er ihnen antwortet. Je mehr eine Ansicht uns bewiesen scheint, um so mehr müssen wir uns fragen, worauf so viele Menschen sich stützen, um sie nicht für bewiesen zu erachten. Man müßte sehr harmlosen Sinnes sein, um zu glauben, es genüge, die Lehrer der eigenen Partei zu fragen, um sich über die Gründe der Gegenpartei zu belehren. Wo sind die Theologen, denen eine redliche Meinung Herzenssache ist? Wo sind die Leute, welche, um die Gründe ihrer Gegner zurückzuweisen, sie nicht zuerst abschwächen? Jeder glänzt in seiner Partei;

[1]) Plutarch berichtet [Widersprüche der stoischen Philosophen, § 6], daß die Stoiker unter anderen wunderlichen Paradoxen behaupten, es sei bei einem widersprechenden Urteil unnötig, beide Teile zu hören; denn, sagten sie, entweder hat der erste seine Behauptung erwiesen oder er hat sie nicht erwiesen. Hat er sie erwiesen, so ist die Sache fertig und die entgegenstehende Partei muß verurteilt werden; hat er sie nicht erwiesen, so hat er unrecht und muß abgewiesen werden. Mir dünkt es, als gleiche die Methode derjenigen, welche eine ausschließliche Offenbarung annehmen, sehr derjenigen dieser Stoiker. Sobald jeder behauptet, allein recht zu haben, so muß man, um unter so vielen Parteien zu wählen, alle anhören, oder man ist ungerecht. — R. Amst.

mancher dagegen, der unter den Seinigen sich viel auf seine Beweise zu gut thut, würde mit diesen nämlichen Beweisen unter Anhängern der Gegenpartei eine sehr einfältige Figur spielen. Will man aber aus den Büchern Belehrung schöpfen, welche Gelehrsamkeit muß man sich erwerben! wie viele Sprachen lernen! wie viele Bibliotheken durchstöbern! wie ungeheuer vieles lesen! Wer wird mich in meiner Wahl leiten? Schwerlich wird man in einem Lande die besten Bücher der Gegenpartei finden, geschweige denn die aller Parteien: fände man sie, so wären sie bald widerlegt. Der Abwesende hat immer unrecht, und schlechte Gründe, mit Zuversicht ausgesprochen, verwischen leicht die guten, die man mit Geringschätzung vorträgt. Übrigens ist häufig nichts trügerischer und stellt nichts die Ansichten der Schreibenden weniger treu dar als die Bücher. Als du über den katholischen Glauben urteilen wolltest nach dem Buche von Bossuet,*) hast du dich sehr enttäuscht gefunden, nachdem du unter uns gelebt hattest. Du hast gesehen, daß die Lehre, mit welcher man den Protestanten antwortet, durchaus nicht die ist, welche man dem Volke vorträgt, und daß das Buch von Bossuet der gepredigten Lehre kaum ähnlich ist. Um über eine Religion recht zu urteilen, darf man sie nicht aus den Büchern ihrer Anhänger studieren, man muß sie bei ihnen selbst kennen lernen; das ist ein großer Unterschied. Jeder hat seine Überlieferungen, seine Auffassung, seine Gewohnheiten und Vorurteile, welche den Geist seines Glaubens ausmachen und die man zu diesem Glauben hinzunehmen muß, um ihn zu beurteilen.

330. Wie viele große Völker drucken gar keine Bücher und lesen die unsrigen nicht! Wie sollen sie über unsere Ansichten urteilen? wie sollen wir die ihrigen beurteilen? Wir verspotten sie, sie verachten uns,**) und wenn unsere Reisenden sie lächerlich machen, so brauchen diese nur unter uns zu reisen, um es uns zurückzugeben. In welchem Lande giebt es nicht vernünftige, aufrichtige, ehrliche und wahrheitsliebende Menschen, welche die Wahrheit nur erkennen wollen, um sie zu bekennen? Und doch sieht sie jeder in seiner Religionsform und findet die der anderen Nationen abgeschmackt; so müssen also diese fremden Religionsformen nicht so abenteuerlich sein, als sie uns scheinen, oder die Vernunft, die wir in der unsrigen finden, beweist nichts.

331. Wir haben drei Hauptreligionen in Europa. Die erste nimmt

---

*) „Darstellung der Lehre der katholischen Kirche" (Exposition de la doctrine de l'Eglise catholique) 1671. Bossuet beschäftigte sich viel mit Bekehrung von Protestanten, welche dem geistvollen Mann auch oft gelang. Das genannte Buch wurde indessen erst veröffentlicht, als die Protestanten behaupteten, B. stelle in seiner Schrift die katholische Kirche anders dar, als sie sich in Wirklichkeit zeige. Später trat Leibnitz mit B.' in Korrespondenz wegen Vereinigung der christlichen Konfessionen.

**) Die Gen. Ausg. liest: sie verspotten uns; sie kennen unsere Gründe nicht, wir kennen die ihrigen nicht, und wenn u. s. w.

eine einzige Offenbarung an, die andere zwei, die dritte drei. Jede verabscheut und verflucht die andere und bezichtigt sie der Verblendung, der Verstocktheit, des Eigensinnes und der Lüge. Welcher unparteiische Mensch wird zwischen ihnen richten wollen, wenn er nicht zuvor sorgfältig ihre Beweise abgewogen und ihre Gründe gehört hat? Diejenige, welche nur eine Offenbarung annimmt, ist die älteste, und sie erscheint als die sicherste; die, welche drei Offenbarungen annimmt, ist die neueste und erscheint als die folgerichtigste; diejenige, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann wohl die beste sein, aber sie hat jedenfalls alle Vorurteile gegen sich; ihre Inkonsequenz springt in die Augen.

332. Bei den drei Offenbarungen sind die heiligen Bücher in Sprachen geschrieben, welche den Völkern, die ihnen anhängen, unbekannt sind. Die Juden verstehen das Hebräische nicht mehr, die Christen weder das Hebräische noch das Griechische; die Türken und Perser verstehen das Arabische nicht, und die modernen Araber selbst sprechen nicht mehr die Sprache Mahomets. Eine recht einfache Art, die Menschen zu belehren, wenn man immer in einer Sprache mit ihnen spricht, welche sie nicht verstehen! Man übersetzt diese Bücher, wird man sagen. Eine schöne Antwort! Wer giebt mir die Sicherheit, daß diese Bücher treu übersetzt sind, ja daß es überhaupt nur möglich ist, sie treu zu übersetzen? und wenn Gott überhaupt einmal zu den Menschen sprechen will, warum soll er dazu eines Dolmetschers bedürfen?

333. Ich werde es nie begreifen, daß das, was jeder Mensch verpflichtet ist zu wissen, in Bücher eingeschlossen sei und daß derjenige, dem diese Bücher und die Leute, welche dieselben verstehen, nicht zugänglich sind, für eine unverschuldete Unwissenheit bestraft werden soll. Immer Bücher! Welcher Wahnsinn! Weil Europa voll von Büchern ist, halten sie die Europäer für unentbehrlich, ohne zu bedenken, daß man auf drei Vierteln der Erde nie Bücher gesehen hat. Sind nicht alle Bücher von Menschen geschrieben? Wie sollte also der Mensch ihrer bedürfen, um seine Pflichten zu erkennen? und welche Mittel hatte er, sie zu erkennen, bevor diese Bücher verfaßt waren? Entweder wird er seine Pflichten aus sich selbst lernen, oder er braucht sie nicht zu wissen.

334. Unsere Katholiken machen ein großes Wesen aus der Auktorität der Kirche; aber was gewinnen sie damit, wenn sie einen ebenso großen Apparat von Beweisen brauchen, um diese Auktorität zu begründen, als die anderen Sekten, um ihre Lehre unmittelbar festzustellen? Die Kirche entscheidet, daß die Kirche das Recht hat, zu entscheiden. Ist das nicht eine gut bewiesene Auktorität! Gehst du aber darüber hinaus, so kannst du all diese Erörterungen von vorne wieder anfangen.

335. Kennt man wohl viele Christen, welche sich die Mühe gegeben hätten, sorgfältig zu prüfen, was das Judentum gegen sie vorbringt? Wenn dieser oder jener etwas davon gesehen, so war es in den

Büchern der Christen. Eine treffliche Art, sich über die Gründe der Gegner zu unterrichten! Aber wie sollte das auch geschehen? Wenn einer es wagte, unter uns Bücher zu veröffentlichen, in welchen offen das Judentum begünstigt wäre,*) so würden wir den Verfasser, den Verleger und den Verkäufer bestrafen.[1]) Wenn man immer recht haben will, so ist dies eine bequeme und sichere Maßregel. Wie angenehm ist es nicht, Leute zu widerlegen, die gar nicht zu sprechen wagen!

336. Diejenigen von uns, denen es möglich ist, mit Juden zu verkehren, kommen kaum weiter. Die Unglücklichen fühlen, daß sie in unserer Gewalt stehen; die Bedrückung, welche man gegen sie ausübt, macht sie ängstlich; sie wissen, wie wenig die christliche Liebe sich aus Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit macht: was könnten sie denn zu sagen wagen, wenn sie nicht wollen, daß wir laut über Gotteslästerung schreien? Die Habsucht stachelt uns auf, und sie sind zu reich, um nicht unrecht zu haben. Die Gelehrtesten und Aufgeklärtesten sind immer die Vorsichtigsten. Da magst du irgendeinen erbärmlichen Kerl bekehren und ihn bezahlen, daß er seine Sekte verleumdet; du magst mit ein paar armseligen Trödlern anbinden, die nachgeben, um dir zu schmeicheln; du trägst den Sieg davon über ihre Unwissenheit oder Feigheit, aber ihre Lehrer lachen im Stillen über deine Albernheit. Glaubst du indessen, daß man an Orten, wo sie sich in Sicherheit wüßten, auch so leichten Handel mit ihnen hätte? In der Sorbonne beziehen sich die Vorhersagungen eines Messias selbstverständlich auf Jesus Christus. Bei den Rabbinen in Amsterdam haben sie ebenso selbstverständlich nicht die mindeste Beziehung mit ihm. Erst dann werde ich glauben, die Gründe der Juden richtig verstanden zu haben, wenn sie einen freien Staat, Schulen und Universitäten haben, wo sie ohne Gefahr reden und disputieren können. Dann erst werden wir erfahren können, was sie zu sagen haben.

337. Zu Konstantinopel sagen die Türken ihre Gründe, aber wir wagen es nicht, die unsrigen zu sagen; da ist denn das Kriechen auf unserer Seite. Wenn die Türken für Mahomet, an den wir nicht glauben,

---

*) Der Satz hieß im Manuskript: „in welchen behauptet oder der Beweis versucht würde, daß Jesus Christus nicht der Messias sei."

[1]) Aus tausend Fällen geben wir einen, der keines Kommentars bedarf. Als im 16. Jahrhundert die katholischen Theologen alle Bücher der Juden ohne Ausnahme zum Feuer verdammt hatten, zog sich der berühmte und gelehrte Reuchlin, den man über diese Angelegenheit beraten hatte, fürchterliche Verfolgungen zu, die ihn beinahe zugrunde gerichtet hätten, bloß weil er der Meinung gewesen, man könnte diejenigen Bücher erhalten, welche dem Christentum nichts anhatten und Stoffe behandelten, die für die Religion gleichgültig waren. — R. Amst. — Campe meint, man würde solche Schriftsteller jedenfalls zu Tode ärgern, und erinnert an das, was Lessing nach Veröffentlichung der Wolfenbüttler Fragmente widerfuhr.

die nämliche Ehrfurcht von uns verlangen, welche wir für Jesus Christus von den Juden fordern, welche auch nicht an ihn glauben, haben da die Türken unrecht? und haben wir recht? Nach welchem billigen Grundsatz werden wir diese Frage lösen?

338. Zwei Drittel der Menschheit sind weder Juden noch Mahometaner noch Christen, und wie viele Millionen haben nie von Moses, Christus oder Mahomet gehört! Man bestreitet es und behauptet, unsere Missionäre kämen überall hin. Das ist bald gesagt. Gehen sie aber auch bis in das noch unbekannte Innere von Afrika, wohin bis jetzt kein Europäer vorgedrungen ist? Gehen sie in die innere Tartarei, um zu Pferd den wandernden Horden nachzuziehen, denen sich nie ein Fremder naht und die nicht bloß vom Papste nie etwas gehört haben, sondern sogar kaum den großen Lama kennen? Gehen sie in die ungeheuern Länderstrecken Amerikas, wo ganze Nationen nicht einmal wissen, daß Völker einer andern Welt den Fuß in die ihrige gesetzt haben? Gehen sie nach Japan, von wo ihre Umtriebe sie für immer vertrieben und wo ihre Vorgänger bei dem gegenwärtig heranwachsenden Geschlecht nur als abgefeimte Intriganten bekannt sind, die mit heuchlerischem Eifer dahergekommen sind, um sich unter der Hand der Herrschaft zu bemächtigen? Gehen sie auch in die Harems der asiatischen Fürsten, um Tausenden armer Sklaven das Evangelium zu verkünden? Was haben die Frauen in jenem Teile der Welt verbrochen, daß nie ein Missionär ihnen den Glauben predigen kann? Sollen sie alle in die Hölle kommen dafür, daß man sie eingekerkert hält?

339. Wenn es wahr wäre, daß das Evangelium auf der ganzen Erde verkündigt worden, was wäre damit gewonnen? Gewiß ist am Tage vor der Ankunft eines Missionärs in einem Lande irgendjemand gestorben, der ihn nicht hören konnte. Nun sage mir, was sollen wir nun mit diesem Einen machen? Gäbe es in der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen, dem Jesus Christus nie wäre gepredigt worden, so wäre der Einwurf ebenso stark um dieses Einzigen wie um eines Viertels der ganzen Menschheit willen.

340. Was haben die Diener des Evangeliums den entfernten Völkern, als sie zu ihnen gesprochen, gesagt, was man vernünftiger Weise auf ihr Wort annehmen konnte, ohne daß es der genauesten Bestätigung bedürfte? Du predigst mir einen Gott, der vor zweitausend Jahren am anderen Ende der Welt in irgendeiner kleinen Stadt geboren worden und gestorben ist; du sagst mir, daß alle diejenigen, welche nicht an dieses Geheimnis glauben, verdammt werden sollen. Das sind doch recht seltsame Dinge, um sie so schnell auf das bloße Ansehen eines mir unbekannten Menschen hin zu glauben! Warum ließ dein Gott die Ereignisse, zu deren Kenntnis er mich verpflichten wollte, so fern von mir geschehen? Ist es ein Verbrechen, nicht zu wissen, was bei den

Antipoden vor sich geht? Kann ich erraten, daß es auf der anderen Erdhälfte ein hebräisches Volk und eine Stadt Jerusalem gegeben hat? Ebenso gut könnte man von mir verlangen, zu wissen, was auf dem Monde vorgeht. Du willst es mir lehren, sagst du; aber warum hast du es meinem Vater nicht lehren wollen? oder warum verdammst du den guten alten Mann, weil er nie etwas davon gehört hat? Soll er ewig für deine Faulheit bestraft werden, der gute, wohlthätige Mann, der nur die Wahrheit suchte? Sei aufrichtig und setze dich an meine Stelle: sieh zu, ob ich auf dein Zeugnis allein die unglaublichen Dinge, die du mir vorträgst, glauben und so viele Ungerechtigkeiten mit der Gerechtigkeit des Gottes, den du mir verkündigst, vereinbaren soll. Lasse mich doch jenes*) ferne Land sehen, wo so viele in diesem Lande unerhörte Wunder geschehen sind, daß ich erfahre, warum die Einwohner jenes Jerusalem Gott wie einen Wegelagerer behandelt haben. Sie haben ihn nicht als Gott erkannt, sagst du. Was soll dann ich thun, der ich nur durch dich von ihm gehört habe? Du sagst, sie seien gestraft, zerstreut, unterdrückt und geknechtet worden; keiner komme mehr in jene nämliche Stadt. Sicherlich haben sie alles das verdient; aber was sagen die heutigen Einwohner von dem Gottesmorde ihrer Vorgänger? Sie leugnen ihn, auch sie erkennen Gott nicht als Gott. . . . Da konnte man doch die Kinder jener andern in Ruhe lassen.

341. Wie! in dieser nämlichen Stadt, wo Gott gestorben ist, haben ihn weder die ehemaligen noch die jetzigen Einwohner erkannt? und du willst, ich soll ihn erkennen, der ich zweitausend Jahre später und zweitausend Meilen von dort entfernt geboren bin! Siehst du nicht, daß, bevor ich diesem Buche, das du heilig nennst und von dem ich nichts verstehe, Glauben schenken kann, ich von andern als dir wissen muß, wann und von wem es verfaßt worden, wie es sich erhalten, wie du dazu gekommen und was diejenigen im Lande, die es verwerfen, obwohl sie alles, was du mir vorträgst, so gut wissen wie du, als ihre Gründe angeben? Du siehst wohl, daß ich notwendig nach Europa, nach Asien, nach Palästina gehen muß, um alles selbst zu prüfen: ich müßte ein Narr sein, wenn ich dich vor dem anhören wollte. —

342. Diese Rede erscheint mir nicht bloß vernünftig, sondern ich behaupte, daß in einem derartigen Falle jeder verständige Mensch so reden und den Missionär abfertigen muß, der vor der Bestätigung seiner Beweise so schnell zu seiner Unterweisung und Taufe schreiten will. Ich behaupte nun, daß es keine Offenbarung giebt, gegen welche nicht die nämlichen**) Einwürfe ebenso viel oder mehr Gewicht hätten als gegen

*) Hier findet sich in der Handschrift die von R. selbst getilgte und durch die Textstelle ersetzte Variante: „jenes wunderbare Land sehen, wo die Jungfrauen gebären und die Götter geboren werden, essen, leiden und sterben, daß ich erfahre...."

**) „Die nämlichen oder andere gleichwertige Einwürfe ..." — Gen. Ausg.

das Christentum. Daraus folgt, daß, wenn es nur eine echte Religion giebt und jeder Mensch bei Strafe der Verdammung ihr anzuhängen verpflichtet ist, man sie alle sein ganzes Leben hindurch studieren, sie ergründen und vergleichen und die Länder durchziehen muß, in welchen sie bestehen: niemand ist von der ersten menschlichen Pflicht entbunden, niemand hat das Recht, sich auf das Urteil anderer zu verlassen. Der Handwerker, der nur von seiner Arbeit lebt, der Landmann, der nicht lesen kann, das zarte und ängstliche Mädchen, der Kranke, der kaum sein Bett verlassen kann, sie alle ohne Ausnahme müssen studieren, nachdenken, disputieren, reisen und die Welt durchziehen: kein Volk wird mehr seßhaft und ständig sein; die ganze Erde wird nur noch mit Pilgern bedeckt sein, welche mit großen Kosten und langdauernden Anstrengungen die verschiedenen Religionsformen, die sich auf ihr finden, selbst prüfen, vergleichen und erforschen. Weg dann mit Gewerben und Künsten, menschlichen Wissenschaften und jeder bürgerlichen Beschäftigung: es kann dann nur noch ein Studium geben auf Erden, das der Religion; kaum wird der, welcher sich der dauerhaftesten Gesundheit erfreut, seine Zeit am besten angewendet, seine Vernunft am zweckmäßigsten gebraucht und am längsten gelebt hat, im Alter endlich wissen, woran er sich zu halten habe, und es wird viel sein, wenn er vor seinem Tode noch lernt, in welcher Religionsform er hätte leben sollen.

343. Willst du diesen Weg etwas bequemer machen und dem Ansehen der Menschen den mindesten Einfluß einräumen, so giebst du ihm im Augenblick alles hin, und wenn der Sohn eines Christen wohl daran thut, ohne gründliche und parteilose Prüfung der Religion seines Vaters zu folgen, warum wäre es vom Sohne eines Türken übel gehandelt, wenn er ebenso der seines Vaters folgte?*) Ich fordere die Unduldsamen der ganzen Welt auf, darauf eine Antwort zu geben, welche einen vernünftigen Menschen befriedigen kann.

344. In die Enge getrieben durch diese Gründe wollen die einen lieber Gott ungerecht sein lassen und die Unschuldigen für die Sünde ihrer Väter strafen, als auf ihren unmenschlichen Glaubenssatz verzichten. Die anderen ziehen sich damit aus der Verlegenheit, daß sie irgendeinem Menschen, welcher in einer unüberwindlichen Unwissenheit moralisch gut gelebt hätte, auf verbindliche Weise einen Engel zur Unterweisung schicken. Eine treffliche Erfindung! Nicht zufrieden, uns ihren Kunstgriffen zu unterwerfen, wollen sie auch Gott in die Notwendigkeit versetzen, sich ihrer zu bedienen.

*) Hier folgte noch in der Handschrift: „Wie viele Menschen sind zu Rom recht gute Katholiken, welche aus demselben Grunde gute Muselmänner wären, wären sie in Mekka geboren! und wie viele Menschen wiederum sind sehr gute Türken in Asien, welche unter uns sehr gute Christen wären." Vgl. § 313 und Anmerk.

345. Siehe, mein Sohn, zu welchen Ungereimtheiten Dünkel und Unduldsamkeit führen, wenn jeder nur in seinen eigenen Ansichten schwelgen will und vor dem ganzen übrigen Teil der Menschheit allein recht zu haben glaubt. Ich nehme diesen Gott des Friedens, den ich verehre und dir verkündige, zum Zeugen, daß alle meine Nachforschungen redlich gemeint waren; aber ich sah, daß sie erfolglos waren und immer sein würden und daß ich mich auf einen unendlichen Ocean verlor, und so kehrte ich denn um und habe meinen Glauben auf meine ersten Begriffe eingeschränkt. Ich habe nie geglaubt, daß Gott bei der Strafe der Hölle mir befehlen würde, so gelehrt zu sein. Daher habe ich alle Bücher zugemacht. Ein einziges giebt es, das offen vor aller Augen liegt, das Buch der Natur. In diesem großen und erhabenen Buche lerne ich ihrem göttlichen Urheber dienen und ihn verehren. Niemand, der es ungelesen läßt, kann Entschuldigung finden; denn es spricht zu allen Menschen eine jedem Verstande zugängliche Sprache. Wäre ich auf einer verlassenen Insel geboren und hätte außer mir keinen einzigen Menschen gesehen, hätte ich nie erfahren, was sich vor Alters in einem Winkel der Welt zugetragen: ich würde, wenn ich meine Vernunft übe und ausbilde und die von Gott mir verliehenen unmittelbaren Geisteskräfte gut anwende, aus mir selbst lernen, ihn zu erkennen und zu lieben, seine Werke zu lieben, das Gute zu wollen, das er will, und alle meine Pflichten hienieden zu erfüllen, um ihm zu gefallen. Was kann alle Gelehrsamkeit der Menschen mir mehr lehren?

346. Was nun die Offenbarung angeht, so würde ich vielleicht, wenn ich ein schärferer Denker und besser unterrichtet wäre, ihre Wahrheit und ihren Nutzen für diejenigen einsehen, welche das Glück gehabt haben, sie zu erkennen; aber wenn ich zu ihren Gunsten Beweise sehe, die ich nicht bestreiten kann, so sehe ich auch gegen sie Einwürfe, die ich nicht beseitigen kann. Es giebt so viele triftige Gründe für und wider, daß ich, in der Unmöglichkeit, mich zu entscheiden, sie weder annehme noch verwerfe; ich verwerfe bloß die Verpflichtung, sie zu erkennen, weil diese vorgebliche Verpflichtung mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar ist und weil Gott die Hindernisse des Heils dadurch so wenig aufhöbe, daß er sie im Gegenteil vermehrt und für den größten Teil des Menschengeschlechtes unüberwindlich gemacht hätte. Diesen Punkt ausgenommen, verharre ich in dieser Sache in ehrfurchtsvollem Zweifel. Ich bilde mir nicht ein, unfehlbar zu sein: andere konnten entschieden haben, was mir unentschieden scheint; ich denke für mich und nicht für sie; ich tadle sie nicht, ahme sie aber auch nicht nach: ihr Urteil kann besser sein als das meinige; aber meine Schuld ist es nicht, wenn es nicht mit dem meinigen übereinstimmt.

347. Ich gestehe dir auch, daß die Erhabenheit der heiligen Schriften mich in Erstaunen setzt; die Heiligkeit des Evangeliums spricht zu

meinem Herzen.*) Siehe die Bücher der Philosophen mit all ihrem Gepränge; wie klein sind sie neben diesem! Kann ein zugleich so erhabenes und so einfaches Buch das Werk der Menschen sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, ein bloßer Mensch sein? Ist das der Ton eines Schwärmers oder eines ehrgeizigen Sektenführers? Welche Sanftmut, welche Reinheit in seinen Sitten! welch rührende Anmut in seinen Lehren! welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen! welch tiefe Weisheit in seinen Reden! welche Geistesgegenwart, welche Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten! welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo der Weise, der ohne Schwäche und ohne Prahlerei zu handeln, zu dulden und zu sterben weiß? Wenn Plato[1]) das Bild des Gerechten entwirft, bedeckt mit jedem Vorwurf des Verbrechens, würdig jedes Preises der Tugend, so malt er Jesus Christus Zug für Zug: die Ähnlichkeit ist so schlagend, daß alle Kirchenväter sie bemerkt haben und daß es unmöglich ist, das Bild zu verkennen. Welche Vorurteile, welche Verblendung**) bedurfte es, um es zu wagen, den Sohn der Sophroniske mit dem Sohn der Maria zu vergleichen? Welcher Abstand ist zwischen beiden? Sokrates, der ohne Schmerz und ohne Schande starb, spielte seine Rolle leicht bis zu Ende; hätte dieser leichte Tod sein Leben nicht verherrlicht, so würde man im Zweifel sein, ob nicht Sokrates mit all seinem Geist ein Sophist gewesen sei. Er fand die Moral, sagt man; aber andere hatten sie vor ihm ins Leben über-

*) Die Stelle hieß zuerst: „Ich gestehe dir auch, daß die Heiligkeit des Evangeliums ein Grund ist, der zu meinem Herzen spricht und auf den irgendeine gute Erwiderung zu finden ich selbst bedauern würde." Der Erzbischof von Paris und Formey, welche diese ganze Stelle als Argument gegen R. citieren, letzterer im größten Umfang, geben natürlich nach dem oben gegebenen Text, der vom Erzbischof mit großer Leichtfertigkeit abgeschrieben ist. R. beklagt sich darüber in seiner Erwiderung auf den Hirtenbrief.

[1]) De Rep. Dial. I. — R. Amst. — Dies Citat scheint auf einer Irrung zu beruhen. Es können R. kaum andere Worte Plato's vorgeschwebt haben als die folgenden aus dem 2. Buch K. 4 (pag. 361 DE Steph.), wo das Bild des Gerechten dem des Ungerechten entgegengestellt wird: „ohne ein Unrecht zu thun soll er mit dem größten Schein der Ungerechtigkeit behaftet sein, damit die Gerechtigkeit an ihm erfunden werde dadurch, daß er durch den üblen Schein und dessen Folgen sich nicht beirren läßt: sondern unentwegt soll er bis zum Tode gehen, ungerecht erscheinend sein Leben hindurch, da er doch gerecht ist, damit, wenn sie beide auf den äußersten Punkt der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gekommen sind, sie beurteilt werden, wer nun der glücklichere von ihnen sei;" eine Stelle, die so sehr an die Verteidigungsrede des Sokrates in Plato's Apol. Socr. Kap. XXVIII erinnert, daß der Gerechte niemand anders sein kann als eben Sokrates. — Vgl. oben S. 85 (in der einleitenden Bemerkung zum Glaubensbekenntnis). Petitain citiert als die Kirchenväter, die auf Plato's Stelle aufmerksam gemacht haben, den Justinus (1. Apolog. 5) und Clemens von Alexandrien (strom. 4). R. kommt in einem Briefe v. J. 1769 in anderer Weise auf die Sache zurück.

**) R. hatte hier zuerst noch zugesetzt: „und welche unredliche Absicht."

gesetzt: er sagte nur, was sie gethan hatten, und setzte ihr Beispiel in Lehren um. Aristides war gerecht gewesen, bevor Sokrates gesagt hatte, was Gerechtigkeit sei; Leonidas war für sein Vaterland gestorben, bevor es Sokrates zur Pflicht gemacht, das Vaterland zu lieben; Sparta war enthaltsam, bevor Sokrates die Enthaltsamkeit gelobt hatte; bevor er den Begriff der Tugend festgestellt hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Männern. Aber wo hatte Jesus in seiner Umgebung diese hohe und reine Sittlichkeit geschöpft, wofür er allein Lehre und Beispiel gegeben hat?[1]) Mitten aus dem wütendsten Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmütigsten Tugenden ehrte das gemeinste aller Völker. Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophiert, ist der angenehmste, den man wünschen kann; der Tod Jesu, der unter Qualen, beschimpft, verspottet, verflucht von einem ganzen Volke, seinen Geist aushaucht, ist der schrecklichste, den man fürchten kann. Sokrates, der den Giftbecher nimmt, segnet den, der ihm weinend denselben darreicht; Jesus betet mitten in schrecklichen Qualen für seine wütenden Henker. Ja, wenn Sokrates' Leben und Tod den Weisen zeigen, so zeigt Leben und Tod Jesu einen Gott. Soll man annehmen, die Geschichte des Evangeliums sei zum Vergnügen erfunden worden? Mein Freund, so erfindet man nicht; auch sind die Lebensumstände des Sokrates, an denen niemand zweifelt, weniger gut bezeugt als die Jesu Christi. Damit verschiebt man im Grunde nur die Schwierigkeit, ohne sie zu beseitigen; es wäre viel unbegreiflicher, daß mehrere Menschen*) dieses Buch im Einverständnisse gedichtet, als daß einer allein den Stoff dazu geliefert hätte. Niemals hätten jüdische Schriftsteller diesen Ton oder diese Moral gefunden; das Evangelium hat so große, so schlagende, so ganz und gar unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder noch mehr Staunen erregen müßte als der Held derselben. Bei allem dem ist dieses nämliche Evangelium voll unglaublicher, der Vernunft widerstreitender Dinge, die jeder vernünftige Mensch unmöglich begreifen oder annehmen kann. Was nun thun inmitten aller dieser Widersprüche? Immer zurückhaltend und vorsichtig sein, mein Sohn; in der Stille achten, was man weder verwerfen noch begreifen kann, und sich demütigen vor dem großen Wesen, welches allein die Wahrheit weiß.

348. Bei diesem unfreiwilligen Skeptizismus bin ich stehen geblieben; doch ist er mir keineswegs drückend, weil er sich nicht auf die fürs Leben wesentlichen Punkte erstreckt und weil ich hinsichtlich der Grund-

---

[1]) Man sehe in der Bergpredigt die Vergleichung, die er zwischen der Moral des Moses und der seinigen anstellt. Matth. 5, 21 ff. — R. Amst.

*) Zuerst „vier Menschen" und dazu die Note: „Ich will ihrer nicht mehr zählen, weil ihre vier Bücher die einzigen Lebensbeschreibungen Christi sind, welche aus der großen Zahl solcher übrig geblieben sind."

säte aller meiner Pflichten entschieden bin. Ich diene Gott in der Einfalt meines Herzens; ich suche nur zu wissen, was mir für die Einrichtung meines Lebens von Wichtigkeit ist. Um die Glaubenssätze, welche weder auf die Handlungen noch auf die Sittlichkeit von Einfluß sind, die aber dennoch so viele Leute beängstigen, mache ich mir durchaus keine Sorgen. Ich betrachte alle Einzelreligionen als ebenso viele heilsame Einrichtungen, welche in jedem Lande eine gleichmäßige Form der Gottesverehrung durch einen öffentlichen Gottesdienst vorschreiben und alle ihren Grund haben können in dem Klima, der Religionsform, dem Volksgeist oder in irgendeiner anderen örtlichen Ursache, welche, je nach Ort und Zeit, der einen den Vorzug vor der andern giebt. Ich halte sie alle für gut, wenn man Gott damit in entsprechender Weise dient; der wesentliche Gottesdienst ist der des Herzens. Gott verwirft diese Huldigung, wenn sie aufrichtig ist, nicht, unter welcher Form sie ihm auch dargebracht werde. Da ich in der Religion, die ich bekenne, zum Dienste der Kirche berufen bin, erfülle ich mit aller möglichen Genauigkeit die mir vorgeschriebenen Obliegenheiten, und mein Gewissen würde mir einen Vorwurf machen, wenn ich mich darin in irgendeinem Punkte versäumen würde. Du weißt, daß ich nach langer Amtsentsetzung auf die Fürsprache des Herrn Mellarède hin die Erlaubnis erhielt, meine Dienstverrichtungen wieder aufzunehmen, um mir zu meinem Lebensunterhalt behilflich zu sein. Ehemals las ich die Messe mit der Gedankenlosigkeit, mit der man auf die Länge die wichtigsten Dinge behandelt, wenn man sie zu oft thut. Seit der Änderung meiner Grundsätze feiere ich sie mit mehr Andacht: ich lasse die Majestät des höchsten Wesens, seine Gegenwart und die Unzugänglichkeit des menschlichen Verstandes, der so wenig begreift, was sich auf seinen Schöpfer bezieht, ganz auf mich einwirken. In dem Gedanken, daß ich ihm unter einer vorgeschriebenen Form die Bitten des Volkes darbringe, befolge ich alle Gebräuche mit Sorgfalt; ich lese die Texte mit Aufmerksamkeit: ich mache es mir zur Pflicht, weder das geringste Wort noch die geringste Ceremonie zu übergehen; wenn ich mich dem Augenblicke der Konsekration nähere, so sammle ich mich, um sie mit all den Gesinnungen vorzunehmen, welche die Kirche und die Größe des Sakraments erfordert; ich bemühe mich, meine Vernunft abzutöten vor der höchsten Geistigkeit; ich sage mir: wer bist du, um die Allmacht zu ermessen? Mit Ehrfurcht spreche ich die sakramentalen Worte und ich schenke ihrer Wirkung allen Glauben, dessen ich fähig bin. Wie es auch mit diesem unbegreiflichen Geheimnis sich verhalte, ich fürchte nicht, daß ich am Tage des Gerichts bestraft werde, weil ich es in meinem Herzen entweiht hätte.

349. Geehrt durch den heiligen Dienst, wenn auch auf dessen niedrigster Stufe, werde ich nie etwas thun oder sagen, was mich unwürdig machen könnte, die erhabenen Pflichten desselben zu erfüllen. Ich werde

immer den Menschen die Tugend predigen, sie immer zum Rechtthun ermahnen, und, solange ich kann, werde ich ihnen mit dem Beispiel vorangehen. Es wird nicht meine Sache sein, die Religion ihnen angenehm zu machen; es wird nicht meine Sache sein, ihren Glauben zu befestigen in den wahrhaft wertvollen Glaubenssätzen, welche jeder Mensch verpflichtet ist anzunehmen: aber Gott möge verhüten, daß ich ihnen je die unmenschliche Satzung der Unduldsamkeit predige oder je sie dazu bringe, ihren Nächsten zu verabscheuen, zu andern Menschen zu sagen: Ihr werdet verdammt sein. [1]) Befände ich mich in einer angeseheneren Stellung, so könnte diese Zurückhaltung mir Schwierigkeiten bereiten; aber ich bin zu unbedeutend, um viel zu fürchten, und kann kaum tiefer herunterkommen, als geschehen ist. Was auch komme, ich werde nicht gegen die göttliche Gerechtigkeit lästern und nicht lügen gegen den heiligen Geist.

350. Ich habe lange nach der Ehre gestrebt, Pfarrer zu sein; ich strebe jetzt noch danach, ohne jedoch ferner darauf zu hoffen. Mein lieber Freund, mir dünkt nichts schöner als Pfarrer zu sein. Ein guter Pfarrer ist ein Diener der Güte, wie ein guter Beamter ein Diener der Gerechtigkeit ist. Ein Pfarrer braucht nie übel zu thun; kann er nicht immer aus sich selbst Gutes thun, so ist er immer an seiner Stelle, wenn er es von anderen erbittet, und oft erlangt er es, wenn er sich Achtung zu erwerben weiß. O, wenn ich je irgendeine arme Pfarrgemeinde von guten Menschen in unseren Bergen zu versehen hätte, ich wäre glücklich; denn ich glaube, ich würde meine Pfarrkinder glücklich machen. Ich würde sie nicht reich machen, aber ich würde ihre Armut teilen; ich würde von ihr den Schimpf und die Verachtung nehmen, die unerträglicher sind als die Dürftigkeit. Ich würde ihnen Liebe zur Eintracht und Brüderlichkeit*) einflößen, welche oft das Elend verscheuchen, immer aber es erträglich machen. Wenn sie sähen, daß ich in nichts besser daran wäre als sie und doch zufrieden lebte, so würden sie lernen, sich über ihr Los zu trösten und zufrieden zu leben wie ich.

---

[1]) Die Pflicht, die Religion seines Landes zu befolgen und zu lieben, erstreckt sich nicht bis auf die der Sittlichkeit entgegenstehenden Sätze wie den der Unduldsamkeit. Gerade dieser schreckliche Satz waffnet die Menschen gegen einander und macht sie alle zu Feinden des Menschengeschlechts. Die Unterscheidung zwischen der bürgerlichen und der theologischen Duldung ist kindisch und nichtssagend. Sie sind beide unzertrennlich, man kann die eine nicht annehmen ohne die andere. Selbst Engel würden nicht im Frieden leben mit Menschen, welche sie als Feinde Gottes ansehen würden. — R. Amst. — Die Gen. Ausg. setzt hinzu: „und zu sprechen: Außerhalb der Kirche kein Heil." Die beiden angeführten Aussprüche sind das Anathema sit und Extra ecclesiam nulla salus. Im contrat social findet man die weitere Ausführung des hier angedeuteten Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, wie es der R.schen Anschauung angemessen war.

*) égalité. Cramer übersetzt „Gerechtigkeit", was gegen die Bedeutung des Wortes und den Sinn der Stelle ist.

In meinen Unterweisungen würde ich mich weniger an den Geist der Kirche als an den des Evangeliums halten, wo der Glaube einfach und die Moral erhaben ist, wo man wenig religiöse Übungen sieht, aber viele Werke der christlichen Liebe. Bevor ich ihnen lehrte, was sie thun müssen, würde ich mich immer bemühen, es selbst zu üben, damit sie sähen, daß ich ihnen nur sagte, was meine Überzeugung wäre. Wenn ich Protestanten in meiner Nachbarschaft oder in meiner Gemeinde hätte, würde ich sie in allem, wes mit der christlichen Liebe zusammenhängt, nicht unterscheiden von meinen eigentlichen Pfarrkindern, ich würde sie alle gleichermaßen antreiben, sich gegenseitig zu lieben, sich als Brüder anzusehen, alle Religionen zu achten und in der eigenen in Frieden zu leben. Die Aufforderung, die angeborene Religion zu verlassen, kommt mir vor wie eine Aufforderung, Böses zu thun, und damit wie eine eigene böse Handlung. In der Erwartung größerer Einsicht laß uns an der öffentlichen Ordnung fest halten, in allen Ländern die Gesetze achten und den von ihnen vorgeschriebenen Gottesdienst nicht stören: wir wollen die Bürger nicht zum Ungehorsam veranlassen; denn wir haben keinerlei Versicherung, ob es für sie ein Vorteil ist, ihre Ansichten gegen andere zu vertauschen, wissen aber ganz bestimmt, daß es ein Unrecht ist, den Gesetzen nicht zu gehorchen.

351. Junger Freund, du hast aus meinem Munde mein Glaubensbekenntnis gehört, so wie Gott es in meinem Herzen liest: du bist der erste, vor dem ich es abgelegt habe; du bist vielleicht der einzige, der es je hören wird. Solange noch ein annehmbarer Glaube unter den Menschen besteht, soll man die friedlichen Seelen nicht verwirren, noch den Glauben der Einfältigen durch Schwierigkeiten, die sie nicht überwinden können und die sie beunruhigen, ohne sie aufzuklären, in Bedrängnis versetzen. Wenn aber einmal alles erschüttert ist, muß man den Stamm auf Kosten der Äste erhalten. Ein aufgeregtes, unsicheres, fast ausgelöschtes Gewissen, das sich in einem Zustand befindet wie das deinige, bedarf der Befestigung und Erweckung; um es aber wieder aufzurichten auf der Grundlage der ewigen Wahrheiten, muß man die schwankenden Pfeiler vollends wegreißen, an welchen es sich noch zu halten vermeint.

352. Du bist in dem entscheidenden Alter, wo der Geist sich der Gewißheit erschließt, wo das Herz seine Gestalt und sein Gepräge erhält, wo man sich fürs ganze Leben entschließt im Guten oder im Bösen. Später ist der Stoff verhärtet und neue Eindrücke haften nicht mehr. Junger Mann, empfange in deiner noch eindrucksfähigen Seele das Siegel der Wahrheit. Wäre ich in mir selbst sicherer, so würde ich dir gegenüber einen dogmatischen und entscheidenden Ton angenommen haben; aber ich bin ein Mensch, unwissend und dem Irrtum unterworfen: was konnte

ich thun? Ich habe dir mein Herz rückhaltslos enthüllt; was ich für ausgemacht halte, habe ich dir auch so vorgetragen; meine Zweifel habe ich dir als Zweifel, meine Ansichten als Ansichten gegeben; für den Zweifel wie für den Glauben habe ich dir meine Gründe dargelegt. Jetzt ist es an dir, zu urteilen: du hast dir Zeit genommen;*) diese Vorsicht war vernünftig und giebt mir eine gute Meinung von dir. Setze zuerst dein Gewissen in die Lage, aufgeklärt sein zu wollen. Sei aufrichtig mit dir selbst. Eigne dir von meinen Ansichten das, was dich überzeugt hat, an und verwirf das Übrige. Du bist noch nicht so gesunken durch das Laster, daß du eine schlechte Wahl befürchten müßtest. Ich würde dir den Vorschlag machen, uns darüber zu besprechen; aber sobald man in Erörterungen eintritt, erhitzt man sich; Eitelkeit und Eigensinn mischen sich ein, die redliche Meinung hält nicht mehr Stand. Mein Freund, laß dich nie in Erörterungen ein; denn damit klärt man weder sich noch die anderen auf. Ich selbst habe mich erst nach langjährigem Nachdenken entschieden; jetzt bleibe ich dabei: mein Gewissen ist ruhig, mein Herz zufrieden. Wollte ich eine neue Prüfung meiner Ansichten beginnen, ich könnte es mit keiner reineren Liebe zur Wahrheit thun; aber mein Verstand, der schon nicht mehr so lebhaft ist, wäre weniger imstande, sie zu erkennen. Ich werde bleiben, wie ich bin, damit nicht die Neigung zur Betrachtung unvermerkt eine erschlaffende Leidenschaft in mir werde und mich in der Ausübung meiner Pflichten lau mache und daß ich nicht in meinen ersten Pyrrhonismus zurückfalle ohne die Kraft, mich wieder herauszuziehen.**) Mehr als die Hälfte meines Lebens ist vorüber; ich habe nur noch so viel Zeit, um den Rest desselben nutzbar zu machen und meine Verirrungen auszulöschen durch meine Tugenden. Täusche ich mich, so geschieht es gegen meinen Willen. Wer das Innere meines Herzens sieht, weiß wohl, daß ich mich nicht gerne verblenden lasse. Bei der Unmöglichkeit, mich davor durch meine eigene Einsicht zu bewahren, bleibt mir als einziges Mittel dazu ein gutes Leben; wenn aber Gott sogar aus den Steinen dem Abraham Kinder erwecken kann, so hat jeder Mensch das Recht, Aufklärung zu erhoffen, wenn er sich ihrer würdig macht.

353. Wenn meine Erwägungen dich veranlassen, zu denken wie ich, wenn meine Ansichten die deinigen sind und wenn wir das nämliche Glaubensbekenntnis haben, so gebe ich dir diesen Rat. Setze dein Leben nicht mehr den Verführungen des Elends und der Verzweiflung aus, friste es nicht mehr ehrlos mit der Gnade der Fremden und höre auf, das verächtliche Brot des Almosens zu essen. Kehre in dein Vaterland

---

*) § 307.
**) S. unsere Anm. zu § 210.

zurück, nimm die Religion deiner Väter wieder an, folge ihr in der Aufrichtigkeit deines Herzens und verlasse sie nicht wieder: sie ist sehr einfach und rein; ich halte sie unter allen Religionen der Erde für diejenige, deren Moral die reinste ist und die die Vernunft am meisten befriedigt. Wegen der Kosten deiner Reise beunruhige dich nicht; dafür wird gesorgt werden. Fürchte auch nicht die falsche Scham einer demütigenden Rückkehr; man muß sich schämen, einen Fehler zu begehen, aber nicht, ihn wieder gut zu machen. Du bist noch in dem Alter, wo man alles verzeiht, aber nicht mehr ungestraft sündigt. Wenn du dein Gewissen hören willst, werden tausend nichtige Hindernisse vor seiner Stimme verschwinden. Du wirst es fühlen, daß bei der Ungewißheit, in welcher wir uns befinden, es eine unverzeihliche Anmaßung ist, eine andere Religion als die seiner Heimat zu bekennen, und eine Charakterlosigkeit, diejenige, die man bekennt, nicht aufrichtig zu üben. Wenn man dann sich verirrt, beraubt man sich einer großen Entschuldigung vor dem Richterstuhl des höchsten Richters. Wird er nicht einen Irrtum, in dem man aufgezogen worden, eher verzeihen als denjenigen, den man selbst zu wählen sich vermessen hat?

354. Mein Sohn, erhalte deine Seele immer in dem Wunsche, daß ein Gott sei, und du wirst nie an ihm zweifeln. Überdies bedenke, welcher Richtung du dich auch anschließen mögest, daß die wirklichen Pflichten der Religion unabhängig sind von den Einrichtungen der Menschen; daß ein gerechtes Herz der wahre Tempel der Gottheit ist; daß es in jedem Lande und in jeder Sekte der Inbegriff des Gesetzes ist, Gott zu lieben über alles und den Nächsten wie sich selbst; daß es keine Religion giebt, welche von den Pflichten der Sittlichkeit entbindet; daß es außer diesen keine wesentlichen Pflichten giebt; daß der innere Gottesdienst die erste dieser Pflichten ist und daß ohne Glauben keine wahre Tugend besteht.

355. Fliehe diejenigen, welche unter dem Vorwand, die Natur zu erklären, trostlose Lehren in die Herzen der Menschen säen und deren scheinbarer Skeptizismus hundertmal zuversichtlicher und dogmatischer ist als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem hochmütigen Vorwand, daß sie allein aufgeklärt, wahr und aufrichtig seien, unterwerfen sie uns herrisch ihren einschneidenden Entscheidungen und vermessen sich, als die wahren Principien der Natur uns unverständliche Systeme zu geben, die sie in ihrer Einbildung aufgebaut haben. Im übrigen zerstören, zertreten und stürzen sie um, was immer den Menschen heilig ist, und nehmen den Betrübten den letzten Trost im Elend, den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften; sie reißen aus den Herzen den Gewissensvorwurf des Verbrechens und die Hoffnung der Tugend und rühmen sich noch, die Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu sein. Niemals, sagen sie, ist die Wahrheit den Menschen schädlich; ich glaube

das auch, aber für mich ist dies eben ein gewichtiger Beweis, daß, was sie lehren, nicht die Wahrheit ist. [1])

356. Guter junger Mensch, sei aufrichtig und wahr ohne Eigendünkel; verstehe es, unwissend zu sein: so wirst du weder dich noch die anderen täuschen. Wenn du deine Fähigkeiten je so ausgebildet hast, daß du imstande bist, zu den Menschen zu reden, so thue es immer im Einklang mit deinem Gewissen, ohne dir Gedanken darüber zu machen, ob sie dir Beifall klatschen werden. Der Mißbrauch des Wissens erzeugt den Unglauben. Jeder Gelehrte verschmäht die Ansichten des Volkes; jeder will seine eigene für sich haben. Die dünkelhafte Philosophie führt

---

[1]) Die beiden Parteien greifen sich gegenseitig mit so vielen Trugschlüssen an, daß es ein unübersehbares und gewagtes Unternehmen wäre, sie alle widerlegen zu wollen; es ist schon viel gethan, wenn man einige anmerkt, wie sie sich gerade darbieten. Einer derselben, mit dem die Philosophenpartei am vertrautesten ist, ist es, wenn sie ein angenommenes Volk von guten Philosophen einem solchen von schlechten Christen entgegensetzt, wie wenn ein Volk von wahren Philosophen eine leichtere Schöpfung wäre, als ein Volk von wahren Christen. Ich weiß nicht, ob der Einzelne aus dem einen von diesen beiden Teilen leichter zu finden ist als aus dem andern; aber ich weiß recht gut, daß, sobald man einmal von Völkern redet, man solche annehmen muß, welche die Philosophie ohne Religion mißbrauchen, wie die unsrigen die Religion ohne Philosophie mißbrauchen; das aber scheint mir den Stand der Frage sehr zu ändern.

Bayle hat sehr gut bewiesen, daß der Fanatismus verderblicher ist als der Atheismus [s. Anm. zu § 176], das ist auch unbestreitbar; aber das hat er nicht gesagt, obwohl es nicht weniger wahr ist, daß der Fanatismus, wenn auch rachsüchtig und grausam, dennoch eine große und starke Leidenschaft ist, welche das Herz des Menschen erhebt, den Tod verachten lehrt und eine wunderbare Schwungkraft verleiht, die man nur besser zu leiten braucht, um aus ihr die erhabensten Tugenden zu ziehen, während die Irreligion und insgemein der räsonierende und philosophierende Geist an das Leben fesselt, die Seele verweichlicht und herunterzieht, alle Leidenschaften in der Niedrigkeit des eigenen Interesses und in der Verworfenheit des menschlichen Ich vereinigt und so ganz unvermerkt die wahren Grundpfeiler jeder Gesellschaft untergräbt; denn was die Einzelinteressen Gemeinsames haben, ist so wenig, daß es das Gegenteil nie aufwiegen kann.

Wenn der Atheismus kein Menschenblut vergießen läßt, so geschieht es weniger aus Liebe zum Frieden als aus Gleichgültigkeit gegen das Gute: wie die Dinge in der Welt zugehen, bekümmert den vermeinten Weisen wenig, wenn er nur in seinen vier Pfählen Ruhe behält. Seine Grundsätze bringen den Menschen den Tod nicht, aber sie verhindern die Geburt derselben, indem sie die Sitten, die zu ihrer Vermehrung beitragen, zerstören, sie ihrer Gattung entfremden und alle Seelenregungen in einen geheimen Egoismus auflösen, der für die Vermehrung des Geschlechtes ebenso verhängnisvoll ist wie für die Tugend. Die philosophische Indifferenz gleicht der Ruhe des Staates unter dem Despotismus; es ist die Ruhe des Todes, die noch zerstörender wirkt als der Krieg.

So ist der Fanatismus zwar in seinen unmittelbaren Wirkungen verderblicher als der heutzutage sogenannte philosophische Geist; aber er ist es weit weniger in seinen Folgen. Übrigens ist es leicht, in den Büchern mit schönen Grundsätzen zu prunken: es ist die Frage, ob sie mit der Lehre gut zusammenhängen und notwendig daraus hervorgehen; und das hat sich bis jetzt noch nicht klar herausgestellt. Man müßte auch erfahren, ob die Philosophie, wenn sie ganz un-

zur Starkgeistigkeit, wie die blinde Gläubigkeit zur Schwärmerei führt. Halte dich fern von diesen Übertreibungen; bleibe immer fest auf dem Pfade der Wahrheit oder dessen, was dir in der Einfalt deines Herzens als solche erscheint, und laß dich nie davon abbringen, weder durch Eitelkeit noch durch Schwäche. Wage es, Gott zu bekennen vor den Philosophen; wage es, Menschenliebe zu predigen vor den Unduldsamen. Du stehst dabei vielleicht allein auf deiner Seite; aber du wirst in dir ein Zeugnis tragen, das dich vom Zeugnis der Menschen entbinden wird. Mögen sie dich lieben oder hassen, deine Schriften lesen oder verachten, was thut es? Sage, was wahr ist, thue, was gut ist; von Wert für den Menschen ist nur, daß er seine Pflichten erfülle auf Erden; wer

---

gehindert wäre und zur Herrschaft gelangte, der Ruhmsucht, dem Eigennutz und Ehrgeiz und den kleinen Leidenschaften der Menschen auch gebieten könnte und ob sie auch jene so süße Menschenliebe üben würde, welche sie uns mit der Feder anrühmt.

Vermöge ihrer Grundsätze kann die Philosophie nichts Gutes thun, was die Religion nicht noch besser verrichtete; die Religion aber thut viel Gutes, was die Philosophie nicht zu thun vermag.

Im Leben ist das eine andere Sache; aber auch hier muß man näher zusehen. Kein Mensch folgt seiner Religion, wenn er überhaupt eine hat, in allen Punkten; das ist sicher: die meisten haben kaum eine und folgen der, die sie haben, gar nicht; auch das ist ausgemacht: etliche haben aber nun doch eine und befolgen sie wenigstens teilweise; es ist auch unbestreitbar, daß religiöse Beweggründe sie oft verhindern, Böses zu thun, und sie zu Tugenden und lobenswerten Handlungen veranlassen, welche ohne diese Beweggründe nicht da wären.

Wenn ein Mönch ein anvertrautes Gut ableugnet, was folgt daraus anders, als daß ein Narr es ihm anvertraut hatte? Hätte Pascal es gethan, so wäre es ein Beweis, daß Pascal ein Scheinheiliger sei, nichts weiter. Aber ein Mönch! ... Haben denn diejenigen Leute gerade Religion, die ein Gewerbe aus ihr machen? Alle Verbrechen, welche unter der Geistlichkeit vorkommen wie anderwärts, beweisen durchaus nicht, daß die Religion unnütz sei, sondern nur, daß sehr wenige Leute Religion haben.

Unsere modernen Regierungen verdanken unbestreitbar dem Christentum die Befestigung ihres Ansehens und das Seltenerwerden der Revolutionen; es hat sie selbst menschlicher gemacht: das beweisen die Thatsachen, wenn man jene mit den alten Staaten vergleicht. Die bessere Erkenntnis der Religion hat durch die Verdrängung des Fanatismus den christlichen Sitten mehr Milde gegeben. Diese Umwandlung ist nicht etwa das Werk der Wissenschaften; denn überall, wo sie geblüht haben, ist die Menschenliebe darum nicht heiliger gehalten worden: die Grausamkeiten der Athener, der Ägyptier, der römischen Kaiser und der Chinesen bestätigen es. Wie viele Werke der Barmherzigkeit sind das Werk des Evangeliums! Wie oft bewirkt die Beichte bei den Katholiken, daß fremdes Gut zurückgegeben und angerichteter Schaden wieder gut gemacht werde! Wie viele Versöhnungen und Almosen veranlaßt bei uns das Herannahen der Abendmahlszeit! Wie sehr verminderte das Jubeljahr bei den Hebräern die Habgier ungerechter Herren! Wie viele Not verhinderte es nicht! Die gesetzliche Brüderlichkeit vereinigte das ganze Volk: man sah keinen Bettler mehr bei ihnen; auch bei den Türken sieht man keine, weil die frommen Stiftungen bei ihnen zahllos sind. Aus religiösem Princip sind sie selbst gegen die Feinde ihres Glaubens gastfreundlich.

aber für sich selbst arbeiten will, muß sich selbst vergessen. Mein Sohn, die Eigensucht täuscht uns; die Hoffnung des Gerechten allein lügt nie.*)

---

357. Ich habe diese Aufzeichnungen mitgeteilt, nicht als eine Richtschnur für die Ansichten, denen man inbezug auf die Religion zu folgen habe, sondern als ein Muster, wie man mit seinem Zögling Erörterungen anstellen könne, um von dem Wege, den ich vorzuzeichnen ge-

---

„Die Mahometaner sagen," nach Chardin, „daß nach der Prüfung, welche der allgemeinen Auferstehung folgt, alle Leiber über eine Brücke gehen müssen, welche Poul-Serrho genannt wird und über dem ewigen Feuer erbaut ist, eine Brücke, die man, wie sie sagen, die dritte und letzte Prüfung und das wahre jüngste Gericht nennen kann, weil hier die Scheidung der Guten und der Bösen vollzogen wird" ... u. s. w.

„Die Perser," fährt Chardin fort, „halten außerordentlich viel auf diese Brücke; und wenn irgendjemand ein Unrecht leidet, wofür er auf keine Weise und zu keiner Zeit Recht bekommen kann, so tröstet er sich schließlich mit den Worten: „Nun wohl! bei dem lebendigen Gotte, du wirst es am letzten Tage mir doppelt ersetzen; du wirst nicht über den Poul-Serrho kommen, ohne mir zuvor Genugthuung gegeben zu haben: ich werde mich an den Saum deines Kleides anklammern und mich vor deine Füße werfen." Ich habe viele hervorragende Leute aus allen Berufsarten gesehen, welche aus Angst, man möchte beim Übergang über diese gefürchtete Brücke ihnen auf diese Weise ein Halt zurufen, diejenigen, die sich über sie beklagten, anflehten, ihnen zu verzeihen; das ist mir selbst hundertmal begegnet. Leute von Stand, die mich aus Zudringlichkeit zu Schritten veranlaßt hatten, die ich lieber anders gethan hätte, kamen nach Verfluß einiger Zeit, wenn sie dachten, mein Ärger sei vorüber, zu mir und sagten: „Ich bitte dich, halal becon antchisra d. h. mache, daß diese Geschichte recht oder gerecht für mich sei." Einige haben mir selbst Geschenke gemacht und Gefälligkeiten erwiesen, damit ich ihnen verziehe und dabei erklärte, daß es mir von Herzen komme: der Grund davon ist nichts anders als dieser Glaube, daß man nicht über die Höllenbrücke komme, wenn man nicht denen, die man bedrückt habe, den letzten Heller zurückgegeben habe." Band VII. 12°. S. 50.

Soll man nun annehmen, daß der Gedanke an diese Brücke, welche so viele Ungerechtigkeiten wieder gut macht, nicht auch einmal solche verhüte? Nähme man den Persern diesen Gedanken und überzeugte man sie, daß es weder einen Poul-Serrho noch etwas der Art gebe, wo die Unterdrückten an ihren Peinigern nach dem Tode gerächt werden, ist es nicht einleuchtend, daß sie sich dadurch sehr erleichtert und von der Sorge, jene Unglücklichen zu besänftigen, befreit fühlen müßten? [Es ist also falsch, daß diese Lehre nicht schädlich wäre; sie wäre folglich keine Wahrheit. Zusatz der Gen. Ausg., der auf die letzten Worte des § 355 zurückweist].

Philosoph, deine Sittengesetze sind sehr schön; aber zeige mir doch einmal die Bewährung derselben. Laß einen Augenblick deine Ausflüchte und sage mir kurz, was du an die Stelle des Poul-Serrho setzest. — R. Amst.

Über Chardin vgl. Anm. ** zu II, § 195. Zum Schlusse des § 356 setzen wir hier noch eine Stelle aus einem Briefe, welchen R. am 7. Juni unmittelbar vor seiner Flucht aus Paris an Moulton schrieb: „Ich habe Gott verherrlicht und zum Wohle der Menschen geredet. Um einer so großen Sache willen würden weder du, mein Freund, noch ich uns je weigern zu leiden."

*) Die Gen. Ausg. setzt hinzu: „Amen".

sucht habe, nicht abzukommen. Solange man menschlichem Ansehen und den Vourteilen des Landes, in welchem man geboren ist, keinen Einfluß zugesteht, kann uns die bloße vernünftige Einsicht in der natürlichen Unterweisung nicht weiter führen als die natürliche Religion; und dabei bleibe ich auch mit meinem Emil stehen. Soll er eine andere haben, so habe ich keinen Anspruch mehr, dabei sein Führer zu sein; es ist dann an ihm, sie zu wählen.

358. Wir arbeiten im Einklang mit der Natur; während sie den physischen Menschen bildet, suchen wir den sittlichen zu bilden; aber unsere Fortschritte sind nicht die nämlichen. Der Leib ist schon kräftig und stark, wenn die Seele noch haltlos und schwach ist, und trotz aller menschlichen Kunst entwickelt sich die leibliche Anlage immer vor der Vernunft. Bis jetzt haben wir alle unsere Sorge darauf gerichtet, die eine zurückzuhalten und die andere anzutreiben, damit der Mensch so viel wie nur möglich, immer einer bleibe. Während wir seine natürliche Seite entwickelten, haben wir die aufkeimende Sinnlichkeit hintangehalten; wir haben sie geregelt, indem wir die Vernunft gepflegt haben. Die geistige Welt hat den Eindruck der sinnlichen gemäßigt. Indem wir bis zu den letzten Gründen der Dinge emporstiegen, haben wir ihn der Herrschaft der Sinne entzogen; es war eine einfache Sache, von der Erforschung der Natur sich zur Frage nach dem Urheber derselben emporzuheben.

359. Wenn wir einmal so weit gekommen sind, welch neuen Einfluß haben wir uns da verschafft auf unseren Zögling! wie viele neue Mittel haben wir, zu seinem Herzen zu sprechen! Jetzt erst findet er seinen wahren Vorteil darin, gut zu sein, das Gute zu thun fern von den Augen der Menschen, und, ohne durch die Gesetze dazu gezwungen zu sein, gerecht zu sein zwischen Gott und sich,*) seine Pflicht zu erfüllen selbst auf Kosten seines Lebens und die Tugend in seinem Herzen zu tragen, nicht nur aus Liebe zur Ordnung, der ja doch jeder die Liebe zu sich immer voranstellt, sondern aus Liebe zum Urheber seines Wesens, die mit dieser Liebe zu sich selbst zusammenfließt, um endlich das beständige Glück zu genießen, welches die Ruhe eines guten Gewissens und die Betrachtung jenes höchsten Wesens im anderen Leben ihm verheißen, wenn er dieses Leben gut angewendet hat. Darüber hinaus sehe ich nur Ungerechtigkeit, Heuchelei und Lüge unter den Menschen: der Eigennutz, der im Widerstreit über alle anderen Dinge den Sieg davonträgt, lehrt einem jeden von ihnen, das Laster mit der Maske der Tugend zu schmücken. Alle anderen Menschen sollen meinen Vorteil bewirken auf Kosten des ihrigen; alles soll sich um mich allein drehen; das ganze menschliche Geschlecht soll, wenn es sein muß, sterben in Not und Elend, um mir einen Augenblick des Leidens oder der Entbehrung zu ersparen:

*) Bezieht sich auf §§ 271—273.

so spricht in seinem Innern jeder Ungläubige, wenn er seine Überlegungen anstellt. Ja, ich werde es behaupten, solange ich lebe: wer in seinem Herzen gesagt hat, es ist kein Gott — und etwas anderes spricht,*) ist nur ein Lügner oder ein Unzurechnungsfähiger.

360. Lieber Leser, ich fühle es wohl, mag ich es anfangen, wie ich will, wir werden meinen Emil nie unter dem nämlichen Bilde sehen; du denkst ihn dir eueren jungen Leuten immer ähnlich, immer unbesonnen, frech, unstät, von Lust zu Lust, von einer Unterhaltung zur andern flatternd, ohne sich dauernd mit etwas beschäftigen zu können. Du lachst, wenn ich aus einem feurigen, lebhaften, thatenlustigen und stürmischen jungen Menschen im brausendsten Lebensalter eine beschauliche, philosophische Natur, einen wahren Theologen mache. Du sagst: dieser Träumer läuft immer seinem Hirngespinnste nach; will er uns einen Zögling nach seiner Art zeigen, so bildet er ihn nicht bloß, er erschafft ihn und formt ihn aus seinem Kopfe, und während er immer der Natur zu folgen glaubt, entfernt er sich von ihr bei jedem Schritt. Wenn ich meinen Zögling mit den eurigen vergleiche, so finde ich kaum, worin sie sich gleichen könnten; so verschieden sind sie aufgezogen, daß es fast ein Wunder ist, wenn sie sich in etwas gleich sehen. Wie er seine Kindheit in der ganzen Freiheit zugebracht hat, die jene sich im Jünglingsalter herausnehmen, so zieht er sich selbst als Jüngling die Regel, der man jene als Kinder unterworfen hat; diese Regel wird ihnen zur Geißel, sie entsetzen sich vor ihr und sehen darin nur die lange Tyrannei ihrer Lehrer; sie glauben nur dadurch aus der Kindheit herauszutreten, daß sie jede Art von Joch von sich schütteln;[1]) dann entschädigen sie sich für den langen Zwang, in welchem man sie gehalten hat, wie ein Gefangener, seiner Fesseln entledigt, seine Glieder ausreckt, biegt und hin- und herbewegt. Emil**) dagegen sieht es als eine Ehre an, Mann zu werden und dem Joche seiner sich entwickelnden Vernunft sich zu unterwerfen; sein schon ausgebildeter Leib braucht jene Bewegsamkeit nicht mehr und wird von selbst ruhig, während sein zur Hälfte entwickelter Geist seinerseits einen Aufschwung zu nehmen sucht. So ist das Alter der Vernunft für die einen nur die Zeit der Ungebundenheit; für den andern ist es die Zeit des klaren Denkens.

361. Willst du nun wissen, ob sie oder er der Ordnung der Natur

---

*) Als eben auseinandergesetzt worden ist.

[1]) Niemand sieht die Kindheit mit verächtlicheren Blicken an als diejenigen, welche sie eben verlassen, wie in keinem Lande die Stände mit größerer Ängstlichkeit festgehalten werden als in denjenigen, wo die Verschiedenheit nicht groß ist und jeder immer fürchtet mit den niederer Gestellten verwechselt zu werden. — R. Amst.

**) Die Amst. Ausg. macht aus dem Reste dieses Absatzes von dem Wort „Emil“ an einen neuen Paragraphen; das scheint nur auf einem Druckversehen zu beruhen.

mehr entsprechen, so betrachte die Abweichungen davon bei denjenigen, welche sich mehr oder weniger von ihr entfernen, beobachte die jungen Leute auf dem Lande und siehe, ob sie so ausgelassen sind wie die eurigen. „Während ihrer Kindheit," sagt Herr Le Beau, „sieht man die Wilden immer thätig, immer mit verschiedenen Spielen beschäftigt, welche ihren Körper in Bewegung erhalten; kaum aber haben sie das Jünglingsalter erreicht, so werden sie ruhig und träumerisch; nur noch von ernsten oder Glücksspielen wollen sie etwas wissen." [1]) Emil, der in der vollen Freiheit der Landkinder und Wilden erzogen worden ist, muß wie sie mit dem Heranwachsen sich verändern und ruhiger werden. Der ganze Unterschied besteht darin, daß er nicht bloß, um zu spielen und sich zu ernähren, thätig ist, sondern bei seinen Arbeiten und seinen Spielen gelernt hat zu denken. Ist er nun auf diesem Wege bis zu diesem Ziele gelangt, so fühlt er sich von selbst auf den Pfad hingezogen, auf den ich ihn jetzt leite: die Gegenstände, die ich seiner Betrachtung vorführe, reizen seine Neugier, weil sie an sich schön und für ihn ganz neu sind und er imstande ist, sie zu begreifen. Wie sollten dagegen eure jungen Leute, welche eure faden Unterweisungen, eure langen Moralreden und eure ewigen Katechismen langweilen und erdrücken, der Anspannung des Geistes, den man ihnen verödet, den lästigen Vorschriften, womit man sie fortwährend niedergedrückt, und den Betrachtungen über den Urheber ihres Wesens, aus dem man ihnen einen Feind ihrer Freuden gemacht hat, sich nicht entziehen? Für alles das haben sie nur Abneigung und Ekel*) gefaßt; der Zwang hat sie davon abgeschreckt: wie sollten sie sich dem fürderhin widmen, wenn sie einmal selbst über sich verfügen können? Nur Neues kann ihnen noch gefallen; was man ihnen als Kindern gesagt hat, können sie jetzt nicht mehr brauchen. Das ist mit meinem Zögling gerade so: wenn er erwachsen ist, spreche ich zu ihm wie zu einem Erwachsenen und sage ihm nur noch Neues; aber gerade weil diese Dinge den andern langweilig sind, muß er sie nach seinem Geschmacke finden.

362. So lasse ich ihn denn doppelt Zeit gewinnen, indem ich den Fortschritt der Natur zum Nutzen seiner Vernunft verzögere; aber habe ich das in der That gethan? Nein, ich habe nur die Einbildungskraft gehindert, ihn zu beschleunigen; ich habe die verfrühten Unterweisungen, die der junge Mensch von anderer Seite erhält, durch anderartige Unterweisung aufgewogen. Wenn ich, während der Strudel unserer Lebenseinrichtungen ihn fortzieht, ihn durch eine andere Lebensrichtung nach der

---

[1]) Begegnisse des Herrn C. le Beau, Advokaten beim Parlament, Bd. II, S. 70. — R. Amst.

*) Gen. Ausg.: „Abneigung, Ekel und Langeweile."

entgegengesetzten Seite ziehe, so nehme ich ihn damit nicht von seiner Stelle weg, sondern halte ihn darin fest.

363. Der wahre Moment der Natur kommt endlich heran, und er muß kommen. Da der Mensch sterben muß, so muß er sich auch erneuen, damit die Gattung bleibe und die Ordnung der Natur erhalten werde. Wenn du aus den oben besprochenen Zeichen den entscheidenden Augenblick ahnst,*) so verlasse im Augenblick ihm gegenüber deinen alten Ton. Er ist noch dein Schüler, aber nicht mehr dein Zögling. Er ist dein Freund, er ist Mann; behandle ihn fortab als solchen.

364. Wie! soll ich auf mein Ansehen verzichten, wo es mir am notwendigsten ist? Soll ich den Herangewachsenen in dem Augenblick sich selbst überlassen, wo er sich selbst am wenigsten zu leiten weiß und sich den größten Abirrungen überläßt? Soll ich meinen Rechten entsagen, wo es für ihn vom größten Werte ist, daß ich sie gebrauche? — Deine Rechte! Wer sagt, du sollest ihnen entsagen? Jetzt beginnen sie erst für ihn. Bis dahin erlangtest du alles nur durch Gewalt oder List von ihm; das Ansehen, das Gesetz der Pflicht war ihm unbekannt; du mußtest ihn zwingen oder ihn täuschen, um dir Gehorsam zu verschaffen. Siehe dagegen, mit wie vielen neuen Ketten du sein Herz umwunden hast. Vernunft, Freundschaft, Dankbarkeit, tausend Gefühlsregungen sprechen in einer Sprache zu ihm, die er nicht mißverstehen kann. Das Laster hat ihn gegen ihre Stimme noch nicht taub gemacht. Er ist erst den Leidenschaften der Natur zugänglich. Die erste von allen, die Selbstliebe,**) giebt ihn dir gefangen, ebenso ferner der tägliche Umgang. Entreißt ihn dir die Übereilung eines Augenblicks, so führt ihn die Reue gleich wieder zu dir zurück; das Gefühl, das ihn an dich bindet, ist das einzig dauernde; alle anderen vergehen und verwischen sich gegenseitig. Laß ihn nicht verderben, so wird er immer lenksam bleiben; widerspenstig wird er erst, wenn er schon verdorben ist.

365. Ich gebe allerdings zu, daß, wenn du seinen aufkeimenden Begierden geradezu entgegentrittst und die neuen Bedürfnisse, die sich ihm fühlbar machen, ungeschickter Weise als Verbrechen behandeln willst, er nicht mehr lange auf dich hören wird; aber sobald du meinen Weg verlässest, stehe ich für nichts mehr ein. Erinnere dich immer, daß du der Diener der Natur bist; dann kannst du nie ihr Feind werden.

366. Doch, wie ist zu helfen? Man glaubt hier nur die Wahl zu haben zwischen der Begünstigung und der Bekämpfung seiner Neigungen, zwischen dem Tyrannen und dem gefälligen Helfer; und doch hat beides so gefährliche Folgen, daß man nur zu viel Grund hat, in der Wahl zu schwanken.

---

*) § 5 d. Buches.

**) S. § 14, und Anm. ** dazu.

367. Als erstes Mittel, die Schwierigkeit zu beseitigen, stellt sich eine schleunige Verheiratung dar; unbestreitbar ist dies die sicherste und natürlichste Auskunft. Ich zweifle indessen, ob es die beste und die ersprießlichste sei; ich werde später meine Gründe angeben: unterdessen gebe ich zu, daß man die jungen Leute im heiratsfähigen Alter verheiraten soll; aber dieses Alter kommt für sie vor der Zeit heran; wir haben es zu früh herbeigeführt; man muß es bis zur Reife hinauszögern.

368. Brauchte man bloß die Neigungen zu beobachten und den Anzeichen zu folgen, so wäre es leicht geschehen; aber es bestehen so viele Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und den Gesetzen unserer Gesellschaft, daß man fortwährend ausbiegen und Ausflüchte suchen muß, um sie zu versöhnen; es bedarf vieler Kunst, um zu verhüten, daß der Mensch in der Gesellschaft ganz und gar ein erkünsteltes Wesen sei.

369. Nach den oben dargelegten Gründen bin ich der Meinung, daß man mit den angegebenen Mitteln und anderen ähnlichen die Harmlosigkeit der Begierden und die Unverdorbenheit der Sinne wenigstens bis zum zwanzigsten Jahre hinausschieben kann: das ist so wahr, daß bei den Germanen ein junger Mann, der vor diesem Alter seine Keuschheit verlor, entehrt blieb; und die Schriftsteller schreiben mit Recht der Enthaltsamkeit dieser Völker in der Jugend die Kraft ihrer Leibesbeschaffenheit und die große Zahl ihrer Kinder zu.*)

370. Man kann diese Frist selbst noch bedeutend verlängern; und vor wenigen Jahrhunderten noch war in Frankreich nichts gewöhnlicher. Unter anderen bekannten Beispielen beteuerte Montaigne's Vater, ein ebenso gewissenhafter und wahrheitsliebender als starker und gesund gebauter Mann, als er im dreiunddreißigsten Jahre sich verheiratet, sei er noch keusch gewesen, nachdem er lange in den italienischen Kriegen Dienste gethan; und man kann in den Schriften des Sohnes sehen, welche Kraft und Heiterkeit der Vater bei mehr als sechzig Jahren sich bewahrte.**) Die gegenteilige Meinung beruht ganz sicher mehr auf unseren Sitten und Vorurteilen als auf der Kenntnis unseres Geschlechtes im allgemeinen.

371. Ich kann also das Beispiel unserer Jugend beiseite lassen; wer nicht ebenso erzogen worden ist, für den beweist es nichts. In der Erwägung, daß die Natur in dieser Beziehung keinen bestimmten Zeit-

---

*) Caesar, gall. Krieg VI, 21 (vgl. Tacitus, Germania c. 20).

**) Montaigne Essais II, 2. Montaigne selbst verheiratete sich ebenfalls im 33sten Lebensjahr, meint aber, das 35ste wäre nach Aristoteles die richtige Zeit. Aristoteles (Polit. VII, 16) spricht indessen vom 37sten. Von seinem eigenen Verhalten vor seiner Verheiratung kann Montaigne nicht das Nämliche sagen, was er zum Lobe seines Vaters berichtet hat.

punkt kennt, den man nicht früher herbeiführen oder hinausschieben könnte, glaube ich, ohne gegen das Naturgesetz zu verstoßen, annehmen zu dürfen, Emil sei durch meine Sorgfalt bis zu dieser Zeit in seiner ursprünglichen Unschuld verblieben, und ich sehe diese glückliche Zeit ihrem Ende nahe gerückt. Umgeben von immer wachsenden Gefahren, wird er trotz aller Vorkehrungen meinen Händen entschlüpfen. Bei der ersten Gelegenheit (und sie wird sich bald genug zeigen) wird er dem blinden Triebe seiner Sinne folgen; tausend gegen eins ist zu wetten, daß er unterliegen wird. Ich habe zu viel über die Sitten der Menschen nachgedacht, um den unwiderstehlichen Einfluß dieses ersten Augenblickes auf sein ganzes übriges Leben nicht einzusehen. Wenn ich mich anstelle, als sehe ich nichts, so macht er sich meine Schwäche zu Nutzen; er glaubt, mich zu hintergehen, aber er verachtet mich und ich bin an seinem Falle mitschuldig. Suche ich ihn zur Umkehr zu bewegen, so ist es zu spät, er hört nicht mehr auf mich; ich werde ihm lästig, verhaßt, unausstehlich; er wird sich je eher je lieber von mir losmachen. Es bleibt mir also nur ein vernünftiger Ausweg; ich muß ihn vor sich selbst verantwortlich machen für seine Handlungen, ihn vor den Überraschungen des Irrtums bewahren und ihm die Gefahren, die ihn umgeben, offen zeigen. Bis jetzt habe ich ihn durch seine Unwissenheit zurückgehalten; jetzt muß ich ihn durch seine Einsicht im Zaume halten.

372. Diese neue Art der Unterweisung ist von Bedeutung, und es ist am Platze, weiter zurückzugreifen. Es ist jetzt Zeit, daß ich ihm, so zu sagen, Rechenschaft ablege, die Verwendung seiner Zeit und der meinigen zeige, ihm erkläre, was er ist und was ich bin, was ich gethan und was er gethan hat und was wir einander schuldig sind; ich muß ihm alle seine sittlichen Beziehungen erklären, alle Verpflichtungen, die er eingegangen, alle, die man ihm gegenüber auf sich genommen hat; ich muß ihm zeigen, wie weit er in der Entwickelung seiner Fähigkeiten gekommen und wie weit er noch kommen muß, welche Schwierigkeiten er dabei antreffen und durch welche Mittel er sie überwinden wird, in was ich ihm noch helfen und in was er allein künftighin sich selber helfen kann; endlich habe ich ihn auf den entscheidenden Punkt hinzuweisen, auf dem er sich befindet, auf die neuen Gefahren, die ihn umgeben, und auf alle die triftigen Gründe, die ihn veranlassen müssen, sorgfältig über sich zu wachen, bevor er seinen hervorbrechenden Begierden Gehör schenkt.

373. Bedenke, daß, um einen Erwachsenen zu leiten, man in allem das Gegenteil von dem thun muß, was man gethan hat, um ein Kind zu leiten. Stehe nicht an, ihn über die gefährlichen Geheimnisse aufzuklären, die du ihm bisher mit so großer Sorgfalt verborgen hast. Da er sie endlich doch einmal wissen muß, soll er sie auch von keinem anderen erfahren, auch nicht durch sich selbst kennen lernen, sondern nur durch

dich; da er künftighin genötigt ist, zu kämpfen, muß er, um vor einer Überraschung sicher zu sein, seinen Feind kennen lernen.

374. Die jungen Leute, die man über diese Dinge aufgeklärt findet, ohne daß man weiß, wie sie es geworden sind, sind nie ungestraft zu dieser Kenntnis gelangt. Da diese gewissenlose Aufklärung nicht an einem ehrbaren Gegenstand erworben sein kann, so befleckt sie zum mindesten die Einbildungskraft derer, die sie empfangen haben, und macht sie geneigt für die Laster derjenigen, die sie ihnen mitteilen. Das ist aber nicht alles: Dienstboten nehmen auf diese Weise den Sinn eines Kindes für sich ein, gewinnen ihr Vertrauen und stellen ihnen ihren Erzieher als einen langweiligen und mürrischen Menschen dar, und einer der beliebtesten Gegenstände ihrer geheimen Unterhaltungen sind Schmähreden auf ihn. Wenn der Zögling dahin gelangt ist, mag der Lehrer sich zurückziehen; er kann nichts Gutes mehr stiften.

375. Aber warum wählt sich das Kind seine besonderen Vertrauten? Immer wegen der Tyrannei seiner Erzieher. Warum sollte es sich vor ihnen verbergen, wenn es nicht dazu gezwungen wäre? Warum sollte es sich über sie beklagen, wenn es keinen Grund dazu hätte? Sie sind doch von Natur seine ersten Vertrauten; an der Wärme, mit der es ihnen seine Gedanken mitteilt, sieht man, daß es sie nur halb gedacht zu haben glaubt, solange es sie ihnen nicht mitgeteilt hat. Rechne darauf: wenn das Kind von deiner Seite weder Strafpredigt noch Verweis fürchtet, wird es dir immer alles sagen, und man wird ihm nichts zu sagen wagen, was es vor dir verschweigen müßte, wenn man sicher weiß, daß es dir nichts geheim halten wird.

376. Ich rechne darum um so zuversichtlicher auf meine Methode, weil ich, wenn ich ihre Wirkungen so genau als möglich verfolge, keine einzige Lage im Leben meines Zöglings sehe, die mir nicht irgendein angenehmes Bild von ihm zurückließe. Selbst in dem Augenblick, wo die Leidenschaft seiner Natur ihn fortreißt und wo er, gegen die Hand, die ihn zurückhält, sich auflehnend, sich sträubt und mir zu entschlüpfen beginnt, finde ich in seiner Bewegtheit und Aufregung seine erste Einfalt wieder; sein Herz, ebenso rein wie sein Leib, kennt die Verstellung so wenig als das Laster; Vorwurf und verächtliche Behandlung haben ihn nicht feig gemacht; nie hat ihm gemeine Furcht gelehrt, sich zu verstellen: er hat alle Unumwundenheit der Unschuld; er ist natürlich ohne Bedenklichkeit; er weiß noch nicht, wozu man jemanden hintergehen sollte. Keine Bewegung geht in seiner Seele vor, ohne daß sein Mund oder seine Augen sie verrieten, und oft sind die Gefühle, die er empfindet, mir früher bekannt als ihm.

377. Solange er mir sein Inneres noch so frei aufdeckt und mir mit Vergnügen sagt, was in ihm vorgeht, habe ich nichts zu befürchten, die Gefahr ist noch fern; aber wenn er schüchterner und zurückhaltender

wird, wenn ich in seinen Reden die erste Verlegenheit der Scham bemerke, entwickelt sich schon der Instinkt,*) und es ist kein Augenblick mehr zu verlieren; wenn ich ihn nicht schleunigst selbst aufkläre, wird er bald wider meinen Willen aufgeklärt sein.

378. Mehr als ein Leser, selbst wenn er sich meine Gedanken aneignet, wird meinen, es handle sich nur um eine auf gut Glück angeknüpfte Unterredung mit dem jungen Manne, und damit sei die Sache abgemacht. O, auf diese Weise lenkt man das menschliche Herz nicht! die Worte haben keinen Wert, wenn man nicht den Augenblick dazu vorbereitet hat. Bevor man säet, muß man das Land umgraben: die Saat der Tugend geht schwer auf; es bedarf vieler Vorkehrungen, damit sie Wurzel fasse. Einer der Umstände, die die Predigten am nutzlosesten machen, ist es, daß man sie gleichermaßen an jedermann richtet, ohne Unterscheidung und Auswahl. Wie kann man annehmen, daß die nämliche Predigt für so viele so verschieden gestimmte, an Geist, Laune, Alter, Geschlecht, Stand und Ansichten so verschiedene Zuhörer passe? Es sind vielleicht keine zwei, für die passend sein könnte, was man für alle sagt, und alle unsere Seelenstimmungen bleiben sich so wenig gleich, daß es vielleicht nicht zwei Augenblicke im Leben jedes Menschen giebt, wo die nämliche Rede den nämlichen Eindruck auf ihn machen könnte. Urteile selbst, ob es die geeignetste Zeit ist, die ernsten Lehren der Weisheit zu vernehmen, wenn die entzündete Sinnlichkeit den Verstand beherrscht und den Willen überwältigt. Sprich also jungen Leuten nie von Vernunft, selbst wenn sie im Alter der Vernunft sind, wenn du sie nicht vorher befähigt hast, Vernunft zu verstehen. Die meisten nutzlosen Reden sind es viel mehr aus Schuld der Lehrer als der Schüler. Der Pedant und der Erzieher sagen beinahe das nämliche: nur sagt es der erstere bei jeder Veranlassung, der letztere nur, wenn er seiner Wirkung gewiß ist.**)

379. Wie ein Nachtwandler im Schlafe umherirrt und am Rande von Abgründen einhergeht, in welche er hinabstürzte, wenn er plötzlich aufgeweckt würde, so entgeht mein Emil im Schlafe der Unwissenheit Gefahren, die er gar nicht wahrnimmt; wenn ich ihn unversehens aufwecke, ist er verloren. Suchen wir ihn also zuerst vom Abgrund wegzubringen; dann werden wir ihn aufwecken, um ihm denselben aus größerer Entfernung zu zeigen.

380. Lektüre, Einsamkeit, Müßiggang, weichliche und sitzende Lebensweise und der Umgang mit Frauen und jungen Mädchen, das sind die gefährlichen Pfade für sein Alter, welche ihn fortwährend am Abgrund hinführen. Ich lenke nun durch andere sinnliche Gegenstände seine Sinne

*) Hier setzt die Gen. Ausg. hinzu: „schon gesellt sich der Begriff des Unrechten dazu."

**) Vgl. Locke § 66, 1 ff.

ab; ich gebe seinem Denken und Trachten eine andere Richtung und bringe es dadurch von derjenigen, die sie schon zu ergreifen begonnen, ab; ich übe seinen Körper in anstrengenden Arbeiten und halte so die Thätigkeit seiner Einbildungskraft, die ihn fortreißt, zurück. Wenn die Arme viel arbeiten, ruht die Einbildungskraft aus; wenn der Körper sehr ermüdet ist, erhitzt sich das Herz nicht. Die wirksamste und leichteste Vorsichtsmaßregel ist es, ihn der Gefahr des Ortes zu entreißen. Ich führe ihn zunächst aus den Städten hinaus, fern von den Gegenständen, die ihn verlocken könnten. Doch das ist noch nicht genug; in welcher Einöde, in welchem menschenleeren Zufluchtsort wird er den Bildern, die ihn verfolgen, entfliehen? Die Entfernung der gefährlichen Gegenstände ist nichts, wenn ich nicht auch die Erinnerung an sie entferne; wenn es mir nicht gelingt, ihn von allem loszumachen, wenn ich ihn nicht sich selbst entziehe, so könnte ich ihn ebenso gut lassen, wo er war.

381. Emil versteht ein Handwerk, aber dieses Handwerk hilft uns hier nichts; er liebt und versteht den Ackerbau, aber der Ackerbau genügt uns nicht: die Beschäftigungen, die er kennt, werden ihm zur Fertigkeit; wenn er sich ihnen hingiebt, ist es, als thäte er nichts; er denkt an etwas ganz anderes; Kopf und Arme arbeiten jedes für sich. Er braucht eine neue Beschäftigung, die ihn durch ihre Neuheit anzieht, ihn in Atem hält, ihm gefüllt, ihn fesselt und in Bewegung setzt; eine Beschäftigung, die ihm zur Leidenschaft wird und bei der er mit seinem ganzen Wesen ist. Die einzige nun, welche mir alle diese Bedingungen zu vereinigen scheint, ist die Jagd. Wenn je die Jagd ein unschuldiges Vergnügen, wenn sie passend für den Menschen ist, so müssen wir jetzt von ihr Gebrauch machen.*) Emil hat alles, um darin etwas zu leisten; er ist kräftig, gewandt, ausdauernd, unermüdlich. Er wird unfehlbar Geschmack für diese Beschäftigung gewinnen; er wird das ganze Feuer seines Alters an sie wenden; er wird dabei wenigstens für einige Zeit die gefährlichen Neigungen verlieren, welche aus der Weichlichkeit entstehen. Die Jagd härtet das Herz ebenso gut ab wie den Leib; sie gewöhnt an Blut und Gefühllosigkeit. Man hat Diana als eine Feindin der Liebe dargestellt; die Allegorie ist ganz richtig: verliebtes Schmachten entsteht nur in süßer Ruhe; heftige Körperbewegung erstickt die zärtlichen Gefühle. Im Walde und in den Gefilden sind der Liebende und der Jäger so verschieden gestimmt, daß die nämlichen Gegenstände ganz verschiedene Bilder in ihnen hervorrufen.**) Schattige Waldeskühle und

*) Formey S. 181: „Pflüger, Tischler, Jäger. Vortreffliche Anwendung der besten Lebensjahre!" Von der Jagd ist später wieder die Rede § 495 ff.

**) Die Behauptung ist vielleicht nicht zu kühn, daß Goethe's Gedicht „Verschiedene Empfindungen an einem Platze," in welchem ein Mädchen, ein Jüngling, ein Schmachtender und ein Jäger auftreten, von der obigen Stelle angeregt worden sei.

Laubhallen, die süßen Zufluchtsorte des Liebenden, sind für jenen nur Wildweiden, Dickicht und Wildlager; wo der eine nur Schalmeien, Nachtigallen und Vogelgezwitscher hört, denkt sich der andere Hörnerklang und Hundegebell; der eine träumt nur von Dryaden und Nymphen, der andere von Treibern, Meute und Pferden. Gehe einmal auf dem Lande mit diesen beiden Arten von Menschen spazieren; du wirst an der Verschiedenheit ihrer Reden bald erkennen, daß die Erde für sie nicht den gleichen Anblick gewährt und daß die Richtung ihrer Gedanken ebenso verschieden ist wie die Wahl ihrer Vergnügungen.

382. Ich begreife wohl, wie diese Neigungen zusammentreffen können und wie man schließlich Zeit für alles findet. Aber die Leidenschaften der Jugend lassen sich nicht so zerteilen: gieb ihr die einzige Beschäftigung, die sie lieb gewinnt, und alles Übrige ist bald vergessen. Die Verschiedenheit der Begierden kommt von der Verschiedenheit der Kenntnisse, und die ersten Vergnügungen, die man kennen lernt, sind lange die einzigen, denen man nachgeht. Ich will nun nicht, daß Emil seine ganze Jugend damit zubringe, Tiere zu erlegen, ich möchte diese wilde Leidenschaft nicht einmal in allem billigen; es genügt mir, wenn ich sie dazu brauchen kann, eine gefährlichere Leidenschaft aufzuhalten, daß er mich ruhig anhöre, wenn ich von ihr spreche, und mir die Zeit lasse, sie zu schildern, ohne ihn aufzuregen.

383. Es giebt Zeiten im menschlichen Leben, die geeignet sind, nie wieder in Vergessenheit zu geraten. Eine solche ist für Emil diejenige, wo er die besprochene Belehrung empfängt; sie muß für sein ganzes übriges Leben bestimmend sein. Bemühen wir uns also, sie so in sein Gedächtnis einzuprägen, daß sie demselben nie mehr entschwindet. Eine der Verirrungen unserer Zeit ist es, die Vernunft allzu unverhüllt zu gebrauchen, wie wenn die Menschen bloß Geist wären. Indem man die Sprache der Zeichen vernachlässigte, welche zur Einbildungskraft reden, hat man die wirksamste Sprache verloren. Der Eindruck des Wortes ist immer schwach; zum Herzen spricht man weit besser durch die Augen als durch die Ohren. Da wir alles mit der Vernunft ausmachen wollen, haben wir aus unseren Vorschriften Worte gemacht; für die Handlungen haben wir nichts übrig gelassen. Die Vernunft für sich allein ist nicht thätig; sie hält uns manchmal zurück, selten regt sie an, und nie hat sie etwas Großes hervorgebracht. Immer vernünfteln ist die Sucht der kleinen Geister. Die starken Seelen haben eine ganz andere Sprache; mit dieser überzeugt man und regt zum Handeln an.

384.*) Ich mache die Beobachtung, daß in den letzten Jahrhunderten die Menschen nur noch durch Gewalt und Interesse auf einander

*) Abschweifung über rhetorische Kunst §§ 384—388. Der Zweck dieser Abschweifung ist aus § 390 ersichtlich.

Einfluß haben, während die Alten vielmehr durch Überredung und durch die Stimmungen des Gefühls wirkten, weil sie die Sprache der Zeichen nicht vernachlässigten. Alle Übereinkünfte wurden mit Feierlichkeit geschlossen, um sie unverletzlicher zu machen: bevor die Gewalt sich festgesetzt hatte, waren die Götter die Richter des menschlichen Geschlechtes; vor ihnen schlossen die Einzelnen ihre Verträge und Verbindungen und gelobten ihre Versprechungen; das Antlitz der Erde war das Buch, in welchem die Urkunden darüber aufbewahrt wurden. Felsen, Bäume, Steinhaufen, welche durch diese Akte geweiht und den ungebildeten Menschen ehrwürdig wurden, waren die Blätter in diesem jederzeit vor aller Augen aufgeschlagenen Buche. Der Brunnen des Eides, der Brunnen des Lebenden und Sehenden, die alte Eiche von Mambre, der Hügel des Zeugen, das waren die rohen, aber erhabenen Denkmäler für die Heiligkeit der Verträge;*) niemand hätte es gewagt, mit frevler Hand an diese Denkmale zu rühren, und die Treue der Menschen war besser gesichert durch die Bürgschaft dieser stummen Zeugen als heute durch alle vergebliche Strenge der Gesetze.

385. Bei der Lenkung der Staaten machte das erhabene Gepränge der königlichen Macht Eindruck auf die Völker. Zeichen der Würde, ein Thron, ein Szepter, ein Purpurgewand, eine Krone, ein Diadem waren für sie geheiligte Sachen. Diese Zeichen machten ihnen den Mann, den sie damit geschmückt sahen, verehrungswürdig; ohne Soldaten, ohne Drohungen gehorchte man ihm, sobald er nur sprach. Heutzutage sucht man diese Zeichen abzuschaffen;[1]) aber was entsteht aus solcher Gering-

---

*) Anspielungen auf das alttestamentliche Beër-Schäba (Brunnen des Schwörens), Beër-Lachaj-Roi (Brunnen des Lebens des Schauens) u. s. w. in der Genesis. Schwören bei Quellen kommt im alten Testamente mehrfach vor; doch lassen nicht alle von Rousseau angeführte Namen die von ihm gegebene Deutung zu.

[1]) Die römische Geistlichkeit hat sie ganz geschickt beibehalten und nach ihrem Beispiele einige Republiken, unter anderen die von Venedig. Die venetianische Regierung genießt auch jetzt noch trotz des Verfalls des Staates unter dem Gepränge ihrer ehemaligen Majestät die ganze Zuneigung und Verehrung des Volkes; nach dem Papste mit seiner Tiara giebt es vielleicht keinen König, keinen Mächtigen, keinen Mann auf der Welt, der so geachtet wäre wie der Doge von Venedig, der ohne Macht und Ansehen, aber durch eine feierliche Erscheinung geheiligt und unter dem herzoglichen Hute mit einer Weiberhaube geschmückt ist. Die Feierlichkeit des Bucentaurus, worüber die Narren so viel lachen, würde die Bevölkerung von Venedig ihren letzten Blutstropfen vergießen lassen für die Aufrechterhaltung ihrer tyrannischen Regierung. — R. Amst. — Von der erwähnten Feierlichkeit erzählt Jac. Spon in seinem Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant etc. Lyon 1878, tome I, p. 76 ff.: (Der Bucentaur) „ist eine Art Galeere mit zwei Verdecken, ringsum mit Schnitzerei von vergoldetem Holz versehen. Man hält dafür, sie habe 500 000 livres gekostet, und der Teppich, den man über das oberste Verdeck breitet wie die Decken auf dem Bocke der Karossen unserer Fürsten, ist von karminrotem Sammt, mit breiten Goldbändern und Fransen

schätzung? Daß die königliche Majestät aus allen Herzen ausgelöscht wird, daß die Könige nur mit Hilfe von Soldaten sich Gehorsam verschaffen können und daß die Achtung der Unterthanen nur in Furcht vor der Strafe besteht. Die Könige haben nicht mehr die Unbequemlichkeit, ihr Diadem zu tragen, die Großen brauchen nicht mehr die Zeichen ihrer Würde zu führen; aber man muß immer hunderttausend Arme bereit haben, um ihre Befehle zur Ausführung zu bringen. Mag das ihnen vielleicht auch schön erscheinen, so ist doch leicht einzusehen, daß dieser Tausch ihnen auf die Länge nicht zum Vorteil ausschlagen kann.

386. Was die Alten mit der Beredsamkeit erreicht haben, ist wunderbar: aber diese Beredsamkeit bestand nicht bloß in schönen und gut gesetzten Reden; auch war ihre Wirkung niemals größer, als wenn der Redner am wenigsten sprach. Was man am lebhaftesten äußerte, drückte man nicht durch Worte, sondern durch Zeichen aus; man sagte es nicht, man zeigte es. Der Gegenstand, den man vor Augen stellt, setzt die Einbildungskraft in Bewegung, erregt die Neugierde und erhält den Geist in der Erwartung dessen, was man sagen will, und oft hat dieser Gegenstand allein alles gesagt. Wenn Thrasybul und Tarquinius Mohnköpfe abschlagen, wenn Alexander sein Siegel auf den Mund seines Günstlings drückt, wenn Diogenes vor Zeno einherschreitet, redeten sie da nicht besser, als wenn sie lange Reden gehalten hätten? Welcher Umschweif von Worten hätte die nämlichen Gedanken besser ausgedrückt? Darius, der mit seinem Heere in Scythien stand, empfängt vom Könige der Scythen einen Vogel, einen Frosch, eine Maus und fünf Pfeile. Der Gesandte überreicht sein Geschenk und geht ohne ein

---

vom selben Stoffe ringsum. Man sieht nur den Teil der Ruder, welcher das Wasser berührt, ohne die Ruderer wahrzunehmen, und überhaupt ist die ganze Konstruktion dieser prächtigen Galeere bewundernswert. Man hält sie das ganze Jahr im Arsenal verdeckt und holt sie von dort erst zwei Tage vor dem Himmelfahrtsfeste heraus, wenn der Fürst [Doge] mit dem Senat und den Gesandten sich dem Meere vermählt und durch diese glänzende Ceremonie der ganzen Welt bezeugt, daß die Republik die Herrin des Meerbusens ist, wie sie einst Herrin des ganzen morgenländischen Handels war. Zwei Galeeren und eine Galeasse folgten dieses Jahr [1675] dem Bucentaur mit einer Menge von Kähnen und Nachen, welche in Venedig die Wagen vorstellen. Es waren bis 4 oder 5000, was eine sehr schöne Wirkung hervorbrachte. Dieser ganze Zug fährt über den Lido hinaus und, wenn er ungefähr eine Meile weit ins hohe Meer hinausgerudert ist, vermählt sich der Doge mit dem Golf von Venedig oder dem adriatischen Meer, indem er einen goldenen Ring hineinwirft und die lateinischen Worte spricht: Sponsamus te, mare nostrum, in signum veri et perpetui dominii." (Wir verloben uns mit dir, unserem Meere, zum Zeichen wahrer und fortwährender Herrschaft). Petitain macht darauf aufmerksam, daß, als Venedig österreichisch wurde (1797) und jene Ceremonie wegfiel, kein Venetianer einen Blutstropfen verloren habe. Formey bemerkt, Heinrich IV. in seinem Wamms sei seinen Unterthanen werter gewesen als ein mit allen Zeichen königlicher Würde über und über geschmückter Monarch.

Wort wieder von dannen. Heutzutage hätte man den Mann für verrückt gehalten. Aber diese schreckenerregende Ansprache wurde verstanden,*) und Darius hatte nichts Eiligeres zu thun als in sein Land zurückzueilen, so gut er konnte. Setze einen Brief an Stelle jener Zeichen: je bedrohlicher er lautet, um so weniger wird er Schrecken einflößen; es wäre nur eine Großprahlerei gewesen, über die Darius bloß gelacht hätte.

387. Wie viele Aufmerksamkeit schenkten die Römer der Sprache der Zeichen! Kleider, nach Altern und Ständen verschieden, Togen, Kriegsmäntel, verbrämte Gewänder, Bullen**), Gewänder mit breitem Rande, die curulischen Stühle, Liktoren, Stabbündel, Beile, Kränze von Gold, von Gras, von Blättern, kleine und große Triumphe: alles bei ihnen war Gepränge, Schaustellung, Feierlichkeit, und alles machte Eindruck auf die Herzen der Bürger. Der Staat legte Wert darauf, daß das Volk sich gerade an dem Orte versammelte und nicht an einem andern, daß es das Kapitol sah oder nicht sah; daß es dem Senate zugewendet oder abgewendet war; daß es für eine Beratung gerade einen bestimmten Tag aussuchte. Die Angeklagten legten andere Kleider an, ebenso die Amtsbewerber; die Krieger prahlten nicht mit ihren Thaten, sie zeigten ihre Wunden. Beim Tode Cäsar's würde einer von unseren Rednern, um das Volk aufzuregen, wohl alle Gemeinplätze der Schule erschöpft haben, um eine ergreifende Schilderung seiner Wunden, seines Blutes und seines Leichnams zu geben: Antonius, der doch ein beredter Mann war, that nichts von allem dem, er ließ den Leichnam herbeitragen. Welche Rhetorik!

388. Doch führt mich diese Abschweifung unvermerkt weit von meiner Aufgabe ab; so machen es indessen auch viele andere, auch sind meine Abschweifungen zu zahlreich, um, wenn sie lang wären, geduldet zu werden: ich kehre also zur Sache zurück.

389. Laß in deinen Reden zur Jugend nie die trockene Vernunft sprechen. Umkleide sie mit einem Leib, wenn du der Jugend faßbar werden willst. Laß die Sprache des Verstandes durch das Herz eindringen, damit sie verstanden werde. Kalte Vernunftbeweise, ich wiederhole es, können unsere Ansichten bestimmen, aber nie unsere Handlungen; sie bewegen uns zu glauben, aber nicht zu handeln: man beweist, was

---

*) Damit behauptet R. zu viel. Darius sah diese Gaben als Zeichen der Unterwerfung (von Luft, Wasser, Erde und Leuten) an; aber der weise Gobryas (Herodot IV, § 132) lehrte ihm, die Geschenke wollten sagen: „Wenn ihr nicht wie Vögel in die Luft fliegt oder als Mäuse euch in die Erde verkriecht oder als Frösche ins Wasser springt, so werdet ihr nicht nach Hause zurückkehren, sondern diese Pfeile werden euch töten.“

**) Bullen (goldene Kapseln) als Glückszeichen hängten sich auch die Triumphatoren an.

man denken soll, aber nicht, was man thun soll. Ist dies für alle Menschen richtig, so ist es noch richtiger für die Jugend, die in den Sinnen noch befangen ist und deren Gedanken nur so weit gehen, als sie sich die Sache vorstellen können.

390. Ich werde mich also auch nach den oben besprochenen Vorbereitungen wohl hüten, ohne weiteres in Emils Zimmer zu gehen und ihm in plumper Weise eine lange Rede zu halten über den Punkt, über den ich ihn aufklären will. Ich werde zuerst seine Einbildung erregen; ich wähle Zeit, Ort und Umstände möglichst günstig für den beabsichtigten Eindruck aus: ich rufe, so zu sagen, die ganze Natur als Zeugen unserer Unterredung herbei; das ewige Wesen, dessen Werk sie ist, soll die Wahrheit meiner Worte bestätigen; ich nehme es zum Richter zwischen Emil und mir; ich bezeichne den Ort, an dem wir uns befinden, die Felsen, Wälder und Gebirge, die uns umgeben, als Denkmale seiner und meiner Gelöbnisse; ich lege in meine Augen, meine Stimme und meine Geberden die Begeisterung und Wärme, die ich ihm einflößen will.*) Dann spreche ich zu ihm, und er wird auf mich hören; ich werde weich, und er wird bewegt werden. Ich lasse mich von der Heiligkeit meiner Pflichten durchdringen und mache ihm dadurch die seinigen achtungswürdiger; ich belebe die Kraft der Gründe mit Bildern und Redewendungen; ich werde mich nicht lang in kalten Lebensregeln verbreiten, sondern in überströmendem Gefühl mich ergießen; meine Darlegung wird in ernsten Lehren sich ergehen, aber mein Herz wird nie genug gesagt haben. Wenn ich ihm dann alles zeige, was ich für ihn gethan habe, werde ich es darstellen, als habe ich es für mich gethan: in meiner Zärtlichkeit wird er den Grund aller meiner Fürsorge erblicken. Welche Überraschung und Erregung werde ich in ihm hervorrufen, wenn ich plötzlich meine Sprache ändere: ich werde sein Herz nicht einengen und etwa nur von seinem Interesse mit ihm reden, nein, nur von dem meinigen werde ich künftighin reden und ihn um so mehr rühren; ich werde sein junges Herz mit allen Gefühlen der Freundschaft, des Edelsinns und der Dankbarkeit entflammen, die ich schon angefacht habe und die so leicht zu nähren sind. Ich werde ihn an meinen Busen drücken, indem ich Thränen der Rührung über ihn vergieße; ich werde zu ihm sagen: du bist mein Glück, du bist mein Kind, mein Werk; von deinem Glücke erwarte ich das meinige: wenn du meine Hoffnungen täuschest, so raubst du mir zwanzig Jahre meines Lebens und machst mich unglücklich für meine alten Tage. Auf solche Worte muß ein junger Mensch hören, und so prägt man die Erinnerung an das Gesagte in sein innerstes Herz ein.

391. Bis hieher war es mein Bemühen, Beispiele zu geben, wie

*) Beispiele dieses Verfahrens finden sich im Emil zahlreich. Vgl. II, § 17, IV, §§ 200, 478.

ein Erzieher seinen Schüler in schwierigen Fällen belehren muß. Das Nämliche habe ich in diesem Falle versucht; aber nach vielen Versuchen verzichte ich darauf, in der Überzeugung, daß die französische Sprache zu geziert ist, um je in einem Buche die Harmlosigkeit des ersten Unterrichts über gewisse Punkte zu ertragen.

392. Man sagt, die französische Sprache sei die keuscheste; ich für meinen Teil halte sie für die unreinste; denn mir scheint es, daß die Keuschheit einer Sprache nicht darin besteht, daß sie unanständige Wendungen sorgfältig umgeht, sondern darin, daß sie sie gar nicht besitzt. In der That muß man, um sie zu vermeiden, doch an dieselben denken; es giebt aber keine Sprache, in der es schwieriger wäre, in jeder Beziehung rein zu sprechen, als die französische. Der Leser, der immer geschickter ist im Auffinden eines schlüpfrigen Sinnes als der Schriftsteller in der Vermeidung eines solchen, ärgert und entsetzt sich über alles. Wie sollten Worte, welche durch unreine Ohren gehen, nichts von ihrem Schmutze mit sich nehmen? Dagegen hat ein gutgesittetes Volk eigentliche Ausdrücke für alles, und diese Ausdrücke sind immer anständig, weil sie immer in anständiger Weise gebraucht werden. Es ist unmöglich, sich eine sittsamere Sprache zu denken als die der Bibel, gerade deshalb, weil darin alles mit Natürlichkeit gesagt ist. Um die nämlichen Dinge anstößig zu machen, braucht man sie nur ins Französische zu übersetzen. Was ich meinem Emil zu sagen habe, wird in seinen Ohren nichts Unehrbares und Unkeusches haben; wer es aber auch so beim Lesen finden will, muß ein ebenso reines Herz haben wie er.

393. Ich möchte sogar meinen, daß Erwägungen über die wahre Reinheit der Rede und das falsche Anstandsgefühl des Lasters in den moralischen Unterhaltungen, zu denen diese Betrachtung uns führt, eine ganz zweckmäßige Stelle einnehmen könnten; denn, wenn er die Sprache der Ehrbarkeit lernt, muß er auch die des Anstandes lernen, und er muß allerdings wissen, warum beide so verschieden sind. Sei das nun, wie es wolle, wenn man, anstatt vor der Zeit der Jugend die Ohren vollzustopfen mit nutzlosen Vorschriften, worüber sie in einem Alter, wo sie am Platze wären, sich lustig macht, abwartet, den Augenblick sich auszusprechen vorbereitet und ihr dann die Gesetze der Natur in ihrer vollen Wahrheit darlegt; wenn man ihr diese nämlichen Gesetze bestätigt zeigt durch die leiblichen und geistigen Übel, welche die Übertretung derselben für die Schuldigen zur Folge hat; wenn man bei der Besprechung des unbegreiflichen Geheimnisses der Zeugung mit dem Gedanken an den Reiz, welchen der Urheber der Natur in diesen Akt gelegt hat, den Gedanken an die ausschließliche Hingabe verbindet, die seine Wonne ausmacht, ferner den Gedanken an die Pflichten der Treue und Schamhaftigkeit, welche ihn umgeben und seinen Reiz verdoppeln, während sie ihren Zweck erfüllen; wenn man ihr die Ehe darstellt nicht bloß als

die süßeste Gemeinschaft, sondern als den unverletzlichsten und heiligsten aller Verträge und ihr mit Nachdruck alle Gründe angiebt, welche ein so heiliges Band allen Menschen ehrwürdig machen und denjenigen, der ihre Reinheit zu beflecken wagt, mit Haß und Fluch bedecken; wenn man ihr ein treues und wahres Bild von den Gräueln der Ausschweifung, ihrer tierischen Abstumpfung und dem unmerklichen Gleiten giebt, das von der ersten Verirrung zu allen anderen führt und den, der sich ihnen ergiebt, endlich in den Abgrund stürzt; wenn man, sage ich, ihr einleuchtend zeigt, wie von der Keuschheit des Sinnes Gesundheit, Kraft, Mut, Tugend, die Liebe selbst und alle wahren Güter des Menschen abhängen; dann, behaupte ich, wird man ihr diese selbe Keuschheit wünschenswert und schätzbar machen und ihren Geist gelehrig finden für die Mittel, sie zu erhalten: denn solange man sie erhält, schätzt man sie; nur wenn man sie verloren, verachtet man sie.

394. Es ist durchaus nicht wahr, daß die Neigung zum Schlechten unbezwingbar und daß man nicht imstande sei, sie zu besiegen, wenn man sich noch nicht gewöhnt hat, ihr zu unterliegen. Aurelius Victor*) erzählt, daß mehrere Menschen aus wahnsinniger Liebe zu Cleopatra freiwillig eine Nacht von ihr um den Preis ihres Lebens erkauften, und dem Rausche der Leidenschaft ist dieses Opfer nicht unmöglich. Denken wir uns indessen, daß der wahnsinnigste Mensch, der seine Sinne am wenigsten beherrscht, die Zurüstungen zu seinem Tode sehe mit dem Bewußtsein, daß er durch sie eine Viertelstunde darauf in Qualen verenden werde: dieser Mensch würde nicht bloß von diesem Augenblicke an über die Versuchungen Herr werden, es würde ihn selbst wenig Anstrengung kosten, ihnen zu widerstehen; das schreckliche Bild, das sie begleiten würde, würde sie bald von ihm verscheuchen, und oft genug zurückgewiesen, würden sie endlich auch nicht wiederkommen. Die Lauheit unseres Willens macht unsere ganze Schwäche aus, man ist immer stark genug zu thun, wozu man einen starken Willen hat: volenti nihil difficile.**) O, wenn wir das Laster ebenso verabscheuten, wie wir das Leben lieben, würden wir uns eines angenehmen Lasters ebenso leicht enthalten, wie eines tödlichen Giftes in einem leckeren Gericht.

395. Warum sieht man nicht ein, daß, wenn alle Lehren, welche man einem jungen Menschen über diesen Punkt giebt, erfolglos sind, sie es nur aus dem Grunde sind, weil sie für sein Alter keinen Sinn haben und weil es für jedes Alter wichtig ist, daß die Vernunft in Formen gekleidet werde, welche sie liebenswert machen? Sprich ernst zu ihm, wenn es notwendig ist; was du ihm aber sagst, muß immer einen Reiz haben, der ihn zwingt, auf dich zu hören. Bekämpfe seine Begierden

*) de viris illustr. 86.

**) Dem Wollenden ist nichts schwierig.

nicht in gefühlloser Weise; ersticke seine Phantasie nicht, sondern leite sie, daß sie keine Mißgeburten erzeuge. Sprich zu ihm von der Liebe, von Frauen und Vergnügungen; laß ihn in deinen Reden einen Reiz finden, der seinem jungen Herzen schmeichle; wende alles daran, sein Vertrauter zu werden: nur als solcher wirst du wahrhaft sein Leiter sein; dann brauchst du nicht mehr zu besorgen, deine Worte möchten ihn langweilen; er wird dich mehr reden lassen, als du nur willst.

396. Wenn es nach diesen Grundsätzen mir möglich geworden ist, alle notwendigen Vorkehrungen zu treffen und so zu meinem Emil zu reden, wie es die Lage erfordert, in welche der Fortschritt der Jahre ihn gebracht hat, so zweifle ich nicht, daß er von selbst zu dem Punkte gelange, zu dem ich ihn führen will, daß er sich mit Herzenslust unter meine Führung stelle und, betroffen von den Gefahren, von denen er sich umringt sieht, zu mir sage: O mein Freund, mein Beschützer, mein Leiter! umkleide dich wieder mit dem Ansehen, das du in dem Augenblicke niederlegen willst, wo es für mich am meisten von Wert ist, daß du es behaltest; bis jetzt hattest du es nur durch meine Schwäche; fürderhin sollst du es durch meinen Willen haben, und es wird mir darum um so heiliger sein. Verteidige mich gegen alle Feinde, die mir nachstellen, besonders gegen diejenigen, die ich in mir trage und die mich verraten; wache über dein Werk, damit es deiner würdig bleibe. Ich will deinen Geboten gehorchen, jetzt und immer, das ist mein standhafter Wille; wenn ich dir je ungehorsam sein werde, so geschieht es gegen meinen Willen: mache mich frei, indem du mich gegen meine Leidenschaften beschützest, die mir Gewalt anthun; verhüte, daß ich ihr Sklave sei, und zwinge mich, mein eigener Herr zu sein, indem ich nicht meinen Sinnen, sondern meiner Vernunft gehorche. —

397. Wenn du deinen Zögling so weit gebracht hast (und es ist deine Schuld, wenn er nicht so weit kommt), so hüte dich, ihn allzu bald beim Worte zu nehmen, damit er, wenn je deine Herrschaft ihm zu drückend erscheint, sich nicht berechtigt glaube, sich ihr zu entziehen und dich zu beschuldigen, du habest ihn überlistet. Jetzt ist Zurückhaltung und Würde am Platz, und dieser Ton wird um so mehr Eindruck auf ihn machen, als er ihn zum ersten Male an dir wahrnimmt.

398. Du sagst also zu ihm: Junger Mann, du gehst leichtsinnig schwere Verbindlichkeiten ein; man müßte sie kennen, um berechtigt zu sein, sie auf sich zu nehmen: du weißt nicht, mit welcher Wut die Sinnlichkeit deinesgleichen in den Abgrund des Lasters stürzt unter dem Anreiz des Vergnügens. Du hast kein verworfenes Herz, das weiß ich wohl; du wirst dein Wort nie brechen, aber wie oft wirst du bereuen, es gegeben zu haben! Wie oft wirst du einen Mann, der dich liebt, verfluchen, wenn er, um dich dem Übel, das dir droht, zu entziehen, sich genötigt sieht, dir das Herz zu zerreißen! Gerade wie Ulysses, be-

wegt von dem Gesange der Sirenen, seinen Führern zurief, sie möchten ihn losbinden, so wirst du, verführt von den Lockungen der Lust, die Bande, die dich beengen, zerreißen wollen; du wirst mich mit deinen Klagen bestürmen und mir meine Tyrannei vorwerfen, wenn ich aufs zärtlichste um dich besorgt sein werde; obwohl ich nur an dein Glück denke, werde ich mir doch deinen Haß zuziehen. O mein Emil, ich werde den Schmerz, dir verhaßt zu sein, nie ertragen; selbst dein Glück ist um diesen Preis zu teuer. Guter junger Mann, siehst du nicht, daß, wenn du dich zum Gehorsam gegen mich verpflichtest, du mich zwingst, dich zu leiten, mich zu vergessen, und mich dir zu widmen, weder auf deine Klagen noch auf dein Murren zu hören und deine Begierden wie die meinigen fortwährend zu bekämpfen? Du legst mir ein Joch auf, härter als das deinige. Bevor wir beide es auf uns nehmen, laß uns unsere Kräfte prüfen; laß dir und mir Zeit zum Nachdenken und wisse, daß, wer am langsamsten verspricht, immer am treusten sein Wort hält. —

399. Wisse auch du selbst, daß du die Ausführung um so leichter machst, je schwerer du es mit der Verpflichtung nimmst. Der junge Mensch soll nur wissen, daß er viel verspricht, du aber noch mehr. Wenn die Stunde gekommen ist und er, so zu sagen, den Vertrag unterzeichnet hat, dann ändere deinen Ton und übe deine Herrschaft mit ebenso viel Sanftmut, als du Strenge in Aussicht gestellt hast. Du sagst zu ihm: Junger Freund, dir fehlt die Erfahrung; aber ich habe dafür gesorgt, daß die Vernunft dir nicht mangle. Du bist imstande, überall die Beweggründe meines Betragens zu erkennen; du brauchst dazu nur abzuwarten, bis du kaltblütig genug bist. Gehorche mir nur immer und dann erst frage nach dem Grunde meines Befehls; ich werde bereit sein, dir Rechenschaft zu geben, sobald du imstande bist, mich zu verstehen, und ich werde nie Bedenken tragen, dich zum Richter zwischen dir und mir zu machen. Du versprichst, lenksam zu sein, und ich verspreche, diese Lenksamkeit nur dazu zu benützen, dich zum glücklichsten der Menschen zu machen. Bürge meines Versprechens ist das Schicksal, das dir bisher zu teil geworden ist. Finde einen Menschen deines Alters, der ein so angenehmes Leben gelebt wie du, und ich verspreche dir nichts mehr. —

400. Nachdem ich meine Auktorität festgestellt habe, wird es meine erste Sorge sein, die Notwendigkeit, davon Gebrauch zu machen, zu beseitigen. Ich werde alles aufwenden, um mich in seinem Vertrauen immer mehr festzusetzen, mich mehr und mehr zum Vertrauten seines Herzens zu machen und seine Vergnügungen zu bestimmen. Weit entfernt, die Neigungen seines Alters zu bekämpfen, werde ich sie in Rechnung ziehen, um Herr über sie zu sein; ich werde auf seine Ansichten eingehen, um sie zu leiten; ich werde kein entferntes Glück auf Kosten

des gegenwärtigen für ihn suchen. Er soll nicht ein Mal glücklich sein, sondern immer, wenn das möglich ist.*)

401. Diejenigen, welche die Jugend weise leiten wollen, um sie vor den Versuchungen der Sinne zu bewahren, flößen ihr Abscheu vor der Liebe ein und möchten ihr gerne aus dem Gedanken an sie in diesem Alter ein Verbrechen machen, wie wenn die Liebe für die Greise da wäre. Alle diese trügerischen Lehren, die das Herz Lügen straft, überzeugen nicht. Der junge Mann läßt sich durch einen viel sichereren Instinkt leiten und lacht im Geheimen über die trübseligen Grundsätze, die er zum Schein annimmt, um den Augenblick abzuwarten, wo er sie hinfällig machen kann. Alles das ist gegen die Natur. Ich werde auf einem entgegengesetzten Wege sicherer zum selben Ziele gelangen. Ich trage kein Bedenken, jenes süße Gefühl, das er herbeisehnt, in ihm zu wecken; ich schildere es ihm als das höchste Glück des Lebens, weil es das in der That ist, und wenn ich es ihm schildere, soll er sich ihm auch hingeben. Wenn ich ihn fühlen lasse, welche Wonne die Vereinigung der Herzen zum Reiz der Sinne hinzufügt, flöße ich ihm Widerwillen gegen die ausgelassene Sinnenlust ein und gebe ihm mit dem Liebesbedürfnis auch Vernünftigkeit.

402. Wie beschränkt muß man doch sein, um in den entstehenden Begierden eines jungen Mannes nur ein Hindernis für die Vernünftigkeit zu sehen! Ich sehe darin im Gegenteil das wahre Mittel, ihn gerade für die Lehren derselben empfänglich zu machen. Auf die Leidenschaften wirkt man nur durch die Leidenschaften ein; durch ihre Herrschaft muß man die Tyrannei derselben bekämpfen, und immer muß man aus der Natur selbst die zur Regelung derselben geeigneten Mittel gewinnen.

403. Emil ist nicht dazu geschaffen, immer für sich allein zu leben; als Glied der Gesellschaft muß er die Pflichten gegen dieselbe erfüllen. Da er mit den Menschen leben soll, muß er sie kennen. Den Menschen im allgemeinen kennt er: er soll nun noch die einzelnen kennen lernen. Er weiß, was man in der Welt thut; er soll nun auch noch sehen, wie man darin lebt. Es ist Zeit, ihm die Außenseite dieser großen Schaubühne zu zeigen, deren verstecktes Spiel er schon durchaus kennt. Er wird dabei nicht mehr das stumpfe Anstaunen eines jungen unerfahrenen Menschen zeigen, sondern das Urteil eines geraden und scharfen Verstandes. Seine Leidenschaften können ihn allerdings irreführen: wann thun sie das etwa nicht? Aber er wird sich wenigstens nicht durch fremde Leidenschaften verblenden lassen. Sieht er sie, so betrachtet er sie mit dem Auge eines vernünftigen Mannes, ohne sich durch ihr Beispiel hinreißen oder durch ihre Vorurteile verführen zu lassen.

404. Wie ein Alter vorzüglich dazu geeignet ist, die Wissenschaften

*) Das erinnert an II, § 18 und § 26.

zu erlernen, so ist ein anderes dazu angethan, den Umgang mit der Welt recht zu erfassen. Wer diesen zu frühe lernt, richtet sich danach sein ganzes Leben ohne Wahl und ohne Nachdenken und, wenn auch mit Selbstbefriedigung, doch ohne das rechte Bewußtsein dessen, was er thut. Wer ihn dagegen lernt und die Gründe dafür einsieht, giebt sich ihm mit besserem Urteil und folglich mit mehr Richtigkeit und Anmut hin. Man gebe mir ein zwölfjähriges Kind ohne irgendwelche Kenntnisse; in seinem fünfzehnten Jahre muß ich es dir so verständig wiedergeben wie dasjenige, welches seit seiner frühesten Jugend unterrichtet worden ist, mit dem Unterschied, daß das Wissen des letzteren nur in seinem Gedächtnisse liegt, das des meinigen aber in seinem Urteil. Desgleichen führe man einen jungen Menschen von zwanzig Jahren in die Welt ein; bei guter Leitung wird er in einem Jahre liebenswürdiger und aus eigener Einsicht höflicher sein als der, den man seit seiner Kindheit darin aufgezogen hat: denn der erstere wird imstande sein, die Gründe für alle sein Alter, seinen Stand und sein Geschlecht betreffenden Vorkommnisse, welche die Form des Umgangs bestimmen, zu erkennen, die Grundsätze daraus abzuleiten und sie auf die nicht vorausgesehenen Fälle zu übertragen, während der andere, der anstatt jeder Regel nur die durch Übung erlangte Fertigkeit besitzt, in Verlegenheit ist, sobald man sich auf anderen Boden mit ihm begiebt.

405. Die jungen Mädchen in Frankreich werden bis zu ihrer Verheiratung alle in Klöstern erzogen. Bemerkt man wohl, daß es ihnen Mühe kostet, die für sie so neuen Gewohnheiten anzunehmen, und wird man wohl die Frauen in Paris beschuldigen, sie hätten ein linkisches, verlegenes Wesen und wüßten sich in der Gesellschaft nicht zu benehmen, weil man sie nicht von Kindheit an in dieselbe versetzt habe? Dieses Vorurteil kommt von den Weltleuten selbst her, welche nichts Wichtigeres kennen als diese erbärmliche Wissenschaft und sich nun thörichterweise einbilden, man könne sich nicht früh genug daran machen, sie zu erwerben.

406. Allerdings soll man auch nicht zu lange warten. Wer seine ganze Jugend fern von der großen Welt zugebracht hat, wird sein ganzes übriges Leben in ihr ein verlegenes, gezwungenes Wesen zeigen, seine Zeit immer zur Unzeit wahrnehmen, in seinen Manieren schwerfällig und ungeschickt sein und sich davon auch durch die Gewohnheit nicht losmachen, sondern durch seine Bemühungen, sie abzulegen, nur noch lächerlicher werden. Jede Art der Belehrung hat ihre eigene Zeit, die man kennen muß, und ihre Gefahren, die zu vermeiden sind. Besonders aber vereinigen sie sich in unserem Falle; aber auch hier setze ich ihnen meinen Zögling nicht aus ohne Vorkehrungen, die ihn dagegen schützen sollen.*)

---

*) Auch Locke hält viel auf Weltbildung; aber sein Grund ist ein anderer: um vernünftig handeln zu können, muß man gegen den Trug der gesellschaftlichen

407. Wenn meine Methode mit einem und demselben Zielpunkt alle Absichten erfüllt und, indem sie einen Mißstand beseitigt, zugleich einen anderen verhütet, dann urteile ich, daß sie gut ist und daß ich auf dem rechten Wege bin. Das glaube ich in dem Mittel zu erkennen, welches sie mir jetzt an die Hand giebt. Will ich streng und kalt mit meinem Schüler sein, so verliere ich sein Vertrauen und bald wird er sich vor mir verbergen. Will ich gefällig und nachgiebig sein oder die Augen zudrücken, was nützt ihm dann meine Obhut? Ich gebe ihm nur recht in seinen Verirrungen und erleichtere sein Gewissen auf Kosten des meinigen. Führe ich ihn in die Welt ein mit der einzigen Absicht, ihn zu belehren, so wird er mehr lernen, als mir lieb ist. Halte ich ihn bis ans Ende entfernt davon, was hat er dann von mir gelernt? Alles vielleicht, nur nicht die für den Menschen und Bürger, der mit Seinesgleichen leben will, notwendigste Kunst.*) Ziele ich mit diesen Bemühungen auf einen zu fern abliegenden Nutzen, so wird für ihn so gut als gar keiner herauskommen; denn er schätzt nur das Gegenwärtige: begnüge ich mich, ihm Vergnügungen zu verschaffen, welche Wohlthat erweise ich ihm dann? Er wird weichlich und lernt nichts dabei.

408. Nichts von alledem! Mein Mittel sorgt für alles. Dein Herz, sage ich zu dem jungen Manne, braucht eine Gefährtin; wir wollen eine für dich passende aussuchen; vielleicht finden wir sie nicht leicht: wahre Auszeichnung ist immer selten; aber wir wollen uns nicht übereilen noch uns zurückschrecken lassen. Ohne Zweifel giebt es eine, und wir werden sie am Ende finden oder wenigstens eine, die ihr am nächsten kommt. — Mit einer für ihn so angenehmen Aussicht führe ich ihn in die Welt ein; was soll ich mehr sagen? Siehst du nicht, daß ich alles gethan habe?

409. Wenn ich ihm die Geliebte, die ich für ihn bestimmt habe, schildere, so mag man sich denken, ob ich Gehör bei ihm zu erhalten, ob ich ihm die Eigenschaften, die er lieben soll, angenehm und schätzenswert zu machen und ob ich alle seine Empfindungen auf das, was er suchen oder meiden soll, zu richten verstehen werde. Ich müßte der ungeschickteste Mensch sein, wenn ich ihm nicht zum voraus Leidenschaft einflöße, ohne daß er weiß, für wen. Es verschlägt nichts, daß die Person, die ich ihm schildere, eine eingebildete ist; es genügt, wenn sie

---

Sitte und die Lockungen des reizenden Lasters durch Erkenntnis der wirklichen und inneren Verhältnisse geschützt sein. S. § 94.

*) Der Widerspruch dieser Stelle mit R.s oberstem Grundsatz, nur den Menschen zu bilden (s. Buch I, § 13 und § 29), kann niemandem entgehen. Er zieht sich übrigens durch das ganze Werk hindurch und ist auch dadurch nicht entschuldigt, daß an mehreren Stellen betont wird, nicht ein Wilder solle Emil werden, sondern ein (möglichst) natürlicher Mensch in der Gesellschaft. Man vergleiche übrigens noch § 421 und § 424.

ihm nur Widerwillen eingiebt gegen diejenige, die ihn reizen könnte; es genügt, wenn er überall auf Vergleichungen geführt wird, die seinem Traumbild den Vorzug vor den wirklichen Gestalten geben, auf die er treffen wird; und was ist denn die wirkliche Liebe selbst als Wahn, Lüge und Täuschung?*) Man liebt das Bild, das man sich macht, mehr als die Person, auf die man es bezieht. Sähe man, was man liebt, gerade so, wie es ist, so gäbe es keine Liebe mehr auf Erden. Wenn man nicht mehr liebt, so bleibt die Person, die man liebte, dieselbe wie zuvor; aber man sieht sie nicht mehr als die nämliche an. Der Schleier des Truges sinkt und die Liebe verfliegt. Gebe ich nun selbst das erträumte Bild, so hängen die Vergleichungen von mir ab, und ich verhüte leicht die Bethörung durch wirkliche Personen.

410. Darum soll man aber einen jungen Mann nicht täuschen, indem man ihm ein Muster von Vollkommenheit vormalt, das nicht existieren kann; doch werde ich die Fehler seiner Geliebten so wählen, daß sie für ihn passen und ihm gefallen und dazu dienen, die seinigen zu bessern. Man soll ihn ebenso wenig belügen durch die falsche Angabe, daß der Gegenstand, den man ihm schildert, existiere; aber wenn ihm das Bild behagt, wird er ihm bald ein Original wünschen. Vom Wunsch zur Annahme ist es ein leichter Sprung; es handelt sich da nur um einige geschickte Beschreibungen, welche durch augenfälligere Züge dem eingebildeten Gegenstand einen größeren Schein von Wirklichkeit geben. Ich würde ihm sogar einen Namen geben und lächelnd zu ihm sagen: Wir wollen deine zukünftige Geliebte Sophie nennen; Sophie ist ein Name von guter Vorbedeutung:**) wenn diejenige, die du wählen wirst, ihn nicht trägt, wird sie wenigstens würdig sein, ihn zu tragen; wir können ihr das im voraus zur Ehre rechnen. — Wenn man nach all diesen Einzelheiten, ohne***) ja oder nein zu sagen, sich mit Ausflüchten aus der Sache zieht, wird seine Vermutung sich in Gewißheit verwandeln; er wird glauben, man mache ihm ein Geheimnis aus der ihm bestimmten Lebensgefährtin und er werde sie schon zu sehen bekommen, wenn es Zeit sei. Ist es einmal so weit und hat man die Züge, die man ihm zeigen muß, gut gewählt, so ist alles Übrige leicht: man kann ihn fast

*) Ganz ähnlich V, § 119.

**) Sophie heißt Weisheit, ist also wohl ein Name von guter Vorbedeutung; für R. lag eine günstigere wohl noch darin, daß es der Name der angebeteten Gräfin d'Houdetot war. — Das Kind des Herzogs Ludwig Eugen von Württemberg, der von Lausanne aus einem Briefwechsel mit R. über Erziehungsfragen unterhielt (1763), hieß auch Sophie. Vielleicht ist R. durch Montaigne auf seinen Gedanken gekommen, welch letzterer (Ess. I, 25) dem Zöglinge auch ein Liebesideal (eine Heldin des Ariost) vorstellt, auf welches er, „wenn er sich zu fühlen beginnt," seine Neigung übertragen könne.

***) Zusatz des Manuskr.: auf seine Fragen.

ohne Gefahr in die Welt hinausgehen lassen; man schütze ihn nur vor seinen Sinnen, sein Herz ist in Sicherheit.

411. Ob er nun der erdichteten Gestalt, welcher ich seine Zuneigung gewonnen habe, Leben gebe oder nicht, wenn sie nur gut erfunden ist, so wird sie ihn dennoch zu allem, was ihr gleicht, hinziehen, und von allem, was ihr nicht gleicht, zurückstoßen, gerade als ob es eine wirkliche Person wäre. Welcher Vorteil, um sein Herz vor den Gefahren zu beschützen, denen seine Person ausgesetzt sein muß, um seine Sinne durch seine Phantasie in Schranken zu halten und ihn vor allem jenen Ausbildnerinnen zu entreißen, welche ihre Mühe so teuer bezahlen lassen und einen jungen Menschen zur Höflichkeit ziehen, indem sie ihm alle Ehrbarkeit rauben! Sophie ist so sittsam! Wie wird er das herausfordernde Wesen jener aufnehmen? Sophie ist so einfach! Wie soll ihm das Wesen jener gefallen? Von seinen Vorstellungen bis zu diesen Wahrnehmungen ist ein so weiter Weg, daß die letzteren ihm nie gefährlich werden können.

412. Alle diejenigen, welche von der Leitung der Kinder reden, befolgen die nämlichen Vorurteile und Grundsätze, weil sie schlecht beobachten und noch viel mangelhafter überlegen. Die jugendlichen Verirrungen entstehen weder aus dem Temperament noch aus den Sinnen, sondern aus der Denkungsart der Gesellschaft. Handelte es sich hier um die Knaben, die in den Kollegien [Gymnasien], und von den Mädchen, welche in den Klöstern erzogen werden, so würde ich zeigen, daß dies selbst in Hinsicht auf sie richtig sei; denn der erste Unterricht, den sie beiderseits erhalten, der einzige, der Früchte bringt, ist die Unterweisung im Laster; aber nicht die Natur verdirbt sie, sondern das Beispiel: doch überlassen wir die Pensionäre der Kollegien und Klöster ihren schlechten Sitten; gegen sie wird es nie ein Mittel geben. Ich spreche nur von der häuslichen Erziehung. Man nehme einen jungen Mann, der im Hause seines Vaters in der Provinz vernünftig erzogen worden, und prüfe ihn im Augenblick, wo er in Paris ankommt oder in die Welt eintritt; man wird bei ihm vernünftige Gedanken über ehrbare Dinge und einen Willen finden, der selbst ebenso gesund ist wie seine Vernunft. Man wird finden, daß er das Laster verabscheut und vor Ausschweifungen Grauen empfindet. Schon beim bloßen Namen einer sittenlosen Person wirst du in seinen Augen sehen, wie sich die Unschuld in ihm entsetzt.*) Ich behaupte, daß kein einziger sich entschließen könnte, allein in die traurigen Behausungen jener Unglücklichen einzutreten, wenn er selbst wüßte, was dort vorgeht, und ein Bedürfnis empfände.

413. Betrachte diesen nämlichen jungen Mann ein halbes Jahr später, und du wirst ihn nicht wieder erkennen. Freie Äußerungen, weltmännische Ansichten, ein ungeniertes Wesen könnten ihn als einen

*) Nach gewissen Stellen in den Bekenntnissen zu schließen, denkt R. dabei an sich selbst.

ganz anderen Menschen erscheinen lassen; nur seine Späße über die frühere Einfalt, seine Scham, wenn man ihn daran erinnert, zeigen, daß er noch derselbe ist und daß er darüber errötet. Wie sehr hat er sich gebildet in kurzer Zeit! Woher kommt eine so große und so plötzliche Umwandlung? Von der Entwickelung seines Temperaments? Würde sich sein Temperament im väterlichen Hause nicht gerade so entwickelt haben? und doch würde er gewiß weder diesen Ton noch diese Ansichten angenommen haben. Aus der ersten Sinnenlust? Ganz im Gegenteil. Wenn man sich dieser hingiebt, ist man ängstlich und unruhig, man flieht das Tageslicht und das Geräusch. Die erste Wollust liebt immer das Geheimnis; die Scham würzt und verbirgt sie: die erste Geliebte macht nicht frech, sondern schüchtern. Ganz versunken in einen für ihn so neuen Zustand, sammelt sich der junge Mensch, um ihn zu genießen, und fürchtet immer, ihn zu verlieren. Ist er lärmenden Charakters, so ist er weder wohllüstig noch zärtlich; sobald er sich rühmt, ist er ohne Genuß geblieben.

414. Eine andere Art zu denken hat allein diese Verschiedenheit hervorgebracht. Sein Herz ist noch dasselbe, aber seine Ansichten haben sich geändert. Sein Gefühl, das sich langsamer verändert, wird sich schließlich unter dem Einflusse jener ebenfalls verwandeln, und dann erst wird er wahrhaft verdorben sein. Kaum ist er in die Welt eingetreten, so erhält er eine der ersten ganz entgegengesetzte Erziehung, die ihn lehrt, geringzuschätzen, was er geachtet, und zu achten, was er verschmäht hatte: man stellt ihm die Lehren seiner Eltern und Lehrer als schulmeisterliches Geschwätz und die Pflichten, die sie ihm gepredigt, als eine kindische Moral dar, die ein erwachsener Mensch von sich weisen müsse. Er hält sich durch seine Ehre verpflichtet, sein Betragen zu ändern; er wird unternehmend ohne eigentliches Ziel, ein Geck aus falscher Scham. Er verspottet die guten Sitten, bevor er an den schlechten Gefallen gefunden, und thut sich viel auf Ausschweifungen zu gut, ohne zu wissen, wie man sie anfängt. Ich werde das Geständnis eines jungen Offiziers bei den schweizerischen Garden nie vergessen, den die lärmenden Belustigungen seiner Kameraden sehr langweilten, ohne daß er es wagte, sich ihnen zu entziehen, um nicht von ihnen ausgelacht zu werden: „Ich übe mich darin," sagte er, „wie man das Tabakrauchen lernt, trotz meiner Abneigung: der Geschmack daran wird mit der Gewohnheit kommen; man muß nicht immer Kind bleiben."

415. So muß man denn einen jungen Menschen, der in die Welt eintritt, weniger vor der Sinnlichkeit als vor der Eitelkeit bewahren; er giebt den Neigungen anderer mehr nach als den seinigen, und der Dünkel macht mehr Wollüstlinge als die Liebe. *)

---

*) Dies ist eine der wenigen Stellen aus dem pädagogischen Inhalte des 4. Buches, die Raumer noch berücksichtigt.

416. Nach dieser Erörterung frage ich, ob irgend auf der ganzen Welt ein junger Mensch besser bewaffnet ist als mein Zögling gegen alles, was seine Sitten, Ansichten und Grundsätze anfechten kann? ob irgendeiner mehr imstande ist, dem Strom zu widerstehen. Denn gegen welche Verführung wäre er nicht geschützt? Wenn seine Begierden ihn zu den Frauen hinziehen, so findet er bei ihnen nicht, was er sucht, und sein nach andern Zielen gerichtetes Herz hält ihn zurück. Erregen und drängen ihn seine Sinne, wo soll er Befriedigung finden? Der Abscheu vor dem Ehebruch und der Ausschweifung hält ihn ebenso von den öffentlichen Dirnen wie von den verheirateten Frauen fern, und die Verirrungen der Jugend beginnen immer mit einer dieser beiden Menschenklassen. Ein heiratsfähiges Mädchen kann gefallsüchtig sein; aber sie wird nicht alle Scham abwerfen und nicht so weit gehen, einem jungen Manne, der sie heiraten kann, wenn er sie für anständig hält, sich an den Hals zu werfen; überdies wird jemand bei ihr sein, der sie überwacht. Ebenso wird Emil sich nicht ganz selbst überlassen sein; beide werden wenigstens die Angst und die Scham als unzertrennliche Wächter ihrer ersten Neigungen haben; sie werden nicht mit einem Male bis zu den letzten Vertraulichkeiten schreiten und auch nicht Zeit genug haben, allmählich ohne Hindernisse dazu zu gelangen. Um sich anders zu benehmen, muß er schon von seinen Genossen Anleitung bekommen und gelernt haben, über ihre Zurückhaltung sich lustig zu machen und zudringlich zu werden wie sie. Aber welcher Mensch ist weniger zur Nachahmung geneigt als Emil? Welcher Mensch läßt sich weniger durch den Modeton bestimmen als einer, der keine Vorurteile hat und den der anderen sich nicht zu fügen gelernt hat? Ich habe zwanzig Jahre daran gearbeitet, ihn gegen die Spötter zu wappnen: sie werden ihn nicht gleich in einem Tage zu ihrem Spielballe machen; denn das Lächerliche ist in seinen Augen nur die Vernunft der Thoren, und nichts macht unempfindlicher gegen Spöttereien als die Erhabenheit über das gemeine Urteil. Anstatt Witzeleien braucht er Vernunft, und, solange er so gestimmt ist, fürchte ich nicht, daß junge Narren ihn mir entreißen; ich habe das Gewissen und die Wahrheit auf meiner Seite. Wenn das Vorurteil mitsprechen soll, so ist eine zwanzigjährige Anhänglichkeit doch auch etwas: man wird ihm nie einreden, daß ich ihn mit nutzlosen Reden gelangweilt habe, und in einem geraden und gefühlvollen Herzen wird die Stimme eines treuen Freundes das Geschrei von zwanzig Verführern leicht zum Schweigen bringen. Da es sich in diesem Falle nur darum handelt, ihm zu zeigen, daß sie ihn täuschen, indem sie dergleichen thun, als behandelten sie ihn als Mann, während sie ihn in Wirklichkeit als Kind behandeln, so werde ich mich bemühen, immer einfach, aber ernst und klar in meinen Auseinandersetzungen zu sein, damit er fühle, daß ich ihn als Mann behandle. Ich werde zu ihm sagen: „Du siehst,

daß nur dein Interesse, das auch das meinige ist, mich so reden läßt; ein anderes kenne ich nicht: aber warum wollen denn diese jungen Leute dich überreden? Verführen wollen sie dich: sie lieben dich nicht und nehmen keinerlei Interesse an dir; ihre einzige Triebfeder ist der geheime Ärger zu sehen, daß du besser bist als sie; sie wollen dich auf ihren niedrigen Standpunkt herunterdrücken und werfen dir nur deshalb vor, daß du dich leiten lassest, damit sie selbst dich in die Hände bekommen. Kannst du glauben, daß du bei dem Wechsel gewinnen wirst? Ist ihre Weisheit denn so viel mehr wert und ihre Eintagsfreundschaft stärker als die meinige? Um ihrem Gespött einiges Gewicht zu geben, müßten sie ihr Ansehen gewichtiger machen können; welches ist aber ihre Erfahrung, um ihre Grundsätze über die unsrigen zu stellen? Sie haben nur die Unbesonnenheiten anderer nachgeahmt, wie sie jetzt die ihrigen nachgeahmt sehen möchten. Um sich über die vermeintlichen Vorurteile ihrer Väter wegzusetzen, unterwerfen sie sich denjenigen ihrer Genossen; ich sehe nicht, was sie dabei gewinnen, aber ich sehe zwei große Vorteile, die sie ganz gewiß dabei verlieren: einmal die väterliche Liebe, die sie immer zärtlich und aufrichtig beraten hat, dann die Erfahrung, die zum Urteil über Bekanntes befähigt; denn die Väter sind Kinder gewesen, aber nicht umgekehrt."

417. „Aber hältst du sie bei ihren verkehrten Grundsätzen wenigstens für aufrichtig? Nicht einmal dies ist der Fall, lieber Emil: sie täuschen sich, um dich zu täuschen; sie sind mit sich selbst nicht einig. Immer straft ihr Herz sie Lügen, und oft widerspricht ihnen ihr Mund. Mancher von ihnen zieht alles Ehrbare ins Lächerliche und wäre doch untröstlich, wenn seine Frau die nämlichen Ansichten hätte. Mancher dehnt diese Gleichgültigkeit inbezug auf die Sitten selbst auf die der Frau aus, die er noch nicht hat, oder, um das Maß der Schande voll zu machen, auf die seiner wirklichen Gattin; gehe indessen weiter, sprich von seiner Mutter und sieh, ob er sich gerne für ein Kind des Ehebruchs, einen Sohn eines sittenlosen Weibes ansehen lassen will, für einen Menschen, der widerrechtlich den Namen einer Familie trägt, um den natürlichen Erben das Erbe wegzustehlen, kurz, ob er sich ohne Widerrede als Bastard behandeln lassen will. Wem von ihnen wird es lieb sein, daß man seiner Tochter die Schande zurückgebe, die er auf die Tochter eines anderen häuft? Keiner von ihnen würde sich scheuen, dein Leben anzutasten, wenn du ihm gegenüber alle Grundsätze in Anwendung brächtest, die er dir einzuflößen bemüht ist. Auf diese Weise zeigen sie am Ende ihre Inkonsequenz, und man sieht, daß keiner von ihnen glaubt, was er sagt. Das sind Gründe, lieber Emil; prüfe nun die ihrigen, wenn sie welche haben, und vergleiche. Wollte ich Hohn und Spott gegen sie gebrauchen, so würdest du sehen, wie sie der Lächerlichkeit vielleicht ebenso und noch mehr anheimfallen würden als ich. Aber ich

scheue mich vor einer ernstlichen Prüfung nicht. Der Triumph der Spötter ist von kurzer Dauer; die Wahrheit bleibt, ihr sinnloses Lachen verhallt."

418. Du kannst dir nicht denken, wie Emil in seinem zwanzigsten Jahre sich noch lenken lasse. Wie verschieden doch unsere Ansichten sind! Ich begreife nicht, wie er sich mit zehn Jahren leiten ließ; denn welchen Anhalt hatte ich ihm gegenüber in jenem Alter? Um einen solchen zu gewinnen, bedurfte es der Arbeit von fünfzehn Jahren. Damals erzog ich ihn nicht, sondern bereitete ihn nur für die Erziehung vor; er ist jetzt genug erzogen, um lenksam zu sein, er erkennt die Stimme der Freundschaft und weiß der Vernunft zu gehorchen. Allerdings lasse ich ihm den Schein der Unabhängigkeit; aber zu keiner Zeit war er mehr unter meiner Herrschaft: denn er ist es, weil er es auch sein will. Solange ich mich nicht zum Herren seines Willens machen konnte, blieb ich Herr über seine Person; ich verließ ihn nicht auf Schritt und Tritt. Jetzt überlasse ich ihn manchmal sich selbst, weil ich ihn immer leite. Wenn ich ihn verlasse, umarme ich ihn und sage ihm mit zuversichtlichem Tone: Emil, ich vertraue dich meinem Freunde an, ich übergebe dich seinem redlichen Herzen; er wird mir gutstehen für dich.

419. Richtige Zuneigung, die nie zuvor eine Störung erlitten hat, wird ebenso wenig in einem Augenblick ausgetilgt als Grundsätze, die unmittelbar aus der ersten vernünftigen Erkenntnis abgeleitet sind. Wenn irgendeine Änderung während meiner Abwesenheit sich vollzieht, so wird sie nie von langer Dauer sein, er wird sich nie so sehr vor mir verbergen können, daß ich die Gefahr nicht vor dem Übel merkte und nicht zur Zeit helfen könnte. Wie man nicht auf einmal schlecht wird, so lernt man nicht auf einmal heucheln; und wenn je ein Mensch ungeschickt ist in dieser Kunst, so ist es Emil, der keine einzige Gelegenheit im Leben gehabt hat, sie anzuwenden.

420. Durch diese und viele andere Maßregeln hatte ich ihn so sehr gesichert gegen fremde Einwirkung und gegen die Grundsätze der Menge, daß ich ihn lieber mitten in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen möchte als allein in seinem Zimmer oder in einem Park, der ganzen Unruhe seines Alters preisgegeben. Man mag es anfangen, wie man will, von allen Feinden, die einen jungen Menschen bedrohen können, ist er selbst der gefährlichste, den man nicht beseitigen kann: dieser Feind ist aber nur durch unsere Schuld gefährlich; denn, wie ich schon tausendmal gesagt habe, nur durch die Einbildung wird die Sinnlichkeit erregt. Ihr Bedürfnis ist eigentlich gar kein physisches; es ist nicht wahr, daß es ein wirkliches Bedürfnis ist. Wenn nie ein schlüpfriger Gegenstand unsere Augen getroffen, wenn nie ein unehrbarer Gedanke in unserem Geiste erwacht wäre, so würde sich dieses vermeintliche Bedürfnis uns vielleicht nicht fühlbar gemacht haben und wir wären keusch geblieben, ohne Versuchungen, ohne Kampf und ohne Verdienst. Man weiß nicht,

welche geheimen Gährungen gewisse Lagen und Anblicke im Blute der Jugend hervorrufen, ohne daß sie selbst die Ursache dieses ersten Dranges zu erfassen vermag, der nicht leicht zu beruhigen ist und immer wiederkommt. Je mehr ich wenigstens über diesen wichtigen Entwickelungspunkt und seine näheren oder entfernteren Ursachen nachdenke, desto einleuchtender wird es mir, daß ein in einer Einöde, ohne Bücher, ohne Unterricht und ohne Frau aufgewachsener Einsiedler, so alt er auch werden möchte, keusch sterben würde.

421. Aber es handelt sich hier nicht von einem Wilden dieser Art. Wenn man einen Menschen unter Seinesgleichen und für die Gesellschaft erzieht, ist es unmöglich, ja es ist nicht einmal rätlich, ihn immer in dieser heilsamen Unwissenheit zu lassen; auch ist es für die Weisheit am bedenklichsten, nur halb weise zu sein. Die Erinnerung an die Gegenstände unserer Wahrnehmung und die Vorstellungen, die wir uns angeeignet haben, verfolgen uns in die Einsamkeit, beleben sie ohne unseren Willen mit Bildern, die noch verführerischer sind als die Gegenstände selbst, und machen die Einsamkeit für denjenigen, der sie dahin mit sich nimmt, ebenso verhängnisvoll, als sie für denjenigen ersprießlich ist, der sich darin immer einsam zu erhalten weiß.

422. Wache also sorgfältig über den jungen Mann: vor allem übrigen kann er sich selbst wahren; deine Aufgabe ist es, ihn vor sich selbst zu behüten. Lasse ihn Tag und Nacht nie allein; schlafe wenigstens in seinem Zimmer: erst wenn der Schlaf ihn übermannt, soll er zu Bette gehen und gleich nach dem Aufwachen aufstehen.*) Traue dem Instinkt nicht, sobald du dich nicht mehr auf ihn beschränkst: er ist richtig, solange er allein wirkt; er ist bedenklich, sobald er sich mit den Einrichtungen der Menschen vermischt: man muß ihn nicht ersticken, sondern ihn leiten, und das ist vielleicht schwieriger, als ihn ganz auszutilgen. Es wäre sehr gefährlich, wenn er deinem Zögling lehrte, seine Sinne zu bethören und Gelegenheiten zu ihrer Befriedigung zu erfinden: kennt er einmal diesen gefährlichen Ersatz, so ist er verloren. Von Stund an wird sein Leib und sein Geist entnervt werden; bis zum Grabe wird er die traurigen Folgen dieser schlimmen Gewohnheit an sich tragen, der verhängnisvollsten, der je ein junger Mensch zum Opfer fallen kann. Es wäre ohne Zweifel besser — — —.**) Wenn die Wallungen eines hitzigen Temperaments unbesiegbar werden, teurer Emil, dann beklage ich dich; aber ich werde keinen Augenblick schwanken, ich werde durchaus nicht dulden, daß der Zweck der Natur vereitelt werde. Wenn denn ein Joch dich knechten soll, so übergebe ich dich lieber demjenigen, von dem ich dich

*) Die Worte „erst ... aufstehen“ sind in der Amst. Ausg. weggeblieben.

**) Die Ergänzung dieser Stelle und die Ausführung der in diesem § mehr angedeuteten Punkte glauben wir den Lesern des Emil überlassen zu müssen. R. hatte in all diesen Dingen traurige Erfahrungen gemacht.

wieder befreien kann: mag kommen, was da wolle, ich werde dich leichter den Weibern entreißen als dir selber.

423. Bis zum zwanzigsten Jahre wächst der Leib und braucht seinen ganzen Stoff; die Enthaltsamkeit ist dann in der Ordnung der Natur gelegen, und nur auf Kosten von Leib und Leben verstößt man gegen sie. Vom zwanzigsten Jahre an ist die Enthaltsamkeit eine sittliche Pflicht: sie ist von Bedeutung, um sich selbst zu beherrschen und seine Begierden bemeistern zu lernen; aber die moralischen Pflichten haben ihre Einschränkungen, ihre Ausnahmen und Regeln. Wenn die menschliche Schwäche eine Wahl unvermeidlich macht, so wähle man von zwei Übeln das geringere; wie auch die Sache liege, besser ist es, einen Fehltritt zu begehen, als sich ein Laster anzueignen.

424. Denke daran, daß ich hier nicht mehr von meinem Zögling rede, sondern von dem deinigen. Seine Leidenschaften, die du hast gähren lassen, unterjochen ihn: räume ihnen also offen das Feld und bestreite ihm seinen Sieg nicht. Wenn du ihm diesen in seinem wahren Lichte zeigst, wird er weniger Stolz als Scham empfinden, und du verschaffst dir das Recht, ihn, während er in der Irre wandelt, zu leiten und ihn wenigstens vor den Abgründen zu bewahren. Der Schüler soll ja nichts thun, ohne daß es der Lehrer wisse und wolle, nicht einmal etwas Schlechtes, und es ist hundertmal besser, daß ein Erzieher einen Fehler gutheiße und sich täusche, als wenn er durch seinen Zögling getäuscht würde und der Fehler geschähe, ohne daß er davon wüßte. Wer über irgendetwas die Augen glaubt zudrücken zu müssen, sieht sich bald genötigt, gegen alles blind zu sein: der erste Mißbrauch, den man duldet, zieht einen andern nach sich, und die Reihe schließt erst mit dem Umsturz jeglicher Ordnung und mit der Verachtung jedes Gesetzes.

425. Ein anderer Irrtum, den ich schon bekämpft habe, der aber aus den beschränkten Köpfen nicht herauszubringen ist, ist der, daß man immer die Würde des Lehrers behaupten und in den Augen des Schülers für einen vollendeten Menschen gelten will. Diese Methode ist ganz verkehrt. Wie kann man verkennen, daß man auf diese Weise sein Ansehen, statt es zu befestigen, zerstört, daß man, um sich Gehör zu verschaffen, sich an die Stelle derjenigen setzen muß, an die man sich wendet, und daß man Mensch sein muß, um zum menschlichen Herzen zu reden! Alle diese vollkommenen Menschen rühren nicht und überzeugen nicht; man sagt immer, es werde ihnen nicht schwer, Leidenschaften zu bekämpfen, die sie nicht fühlen. Zeige deinem Zögling deine Schwächen, wenn du ihn von den seinigen heilen willst; er soll in dir die nämlichen Kämpfe bemerken, die er zu bestehen hat; an deinem Beispiel soll er sich besiegen lernen und nicht sagen, wie es sonst geschieht: diese alten Leute sind ärgerlich, daß sie nicht mehr jung sind, und wollen die Jungen als Greise behandeln, und da ihre Begierden alle erloschen sind, wollen sie uns aus den unsrigen ein Verbrechen machen.

426. Montaigne erzählt,*) er hätte eines Tages den Herrn de Langey gefragt, wie oft er während seiner Unterhandlungen in Deutschland sich im Dienste des Königs berauscht habe. Ich möchte gerne den Erzieher eines gewissen jungen Mannes fragen, wie oft er im Dienste seines Zöglings in ein verrufenes Haus gegangen sei. Wie oft? nein! Wenn nicht beim ersten Male einem Wollüstling das Verlangen vergeht, es wieder zu besuchen, wenn er nicht Reue und Scham mit sich nach Hause bringt, wenn er nicht an deinem Busen Ströme von Thränen vergießt, so verlasse ihn augenblicklich; er ist nur ein Unmensch oder du ein Narr; niemals wirst du ihm mehr zu etwas nütze sein. Aber lassen wir diese äußersten, ebenso traurigen als gefährlichen Rettungsmittel, die mit unserer Erziehung nichts zu thun haben.

427. Wie viele Vorsichtsmaßregeln müssen nicht bei einem jungen gutgearteten Manne ergriffen werden, bevor man ihn den schändlichen Sitten unserer Zeit preisgiebt! Diese Maßregeln sind mühsam, aber unerläßlich: die Nachlässigkeit in diesem Punkte verdirbt die ganze Jugend; durch die Verirrungen der Jugend entarten die Menschen und werden eben das, was sie heutzutage sind. Selbst in ihren Lastern sind sie feil und feige, denn sie haben nur kleine Seelen, weil ihre abgenutzten Leiber frühzeitig verdorben worden sind; kaum bleibt ihnen Leben genug, um sich zu bewegen. Ihre klügelnden Gedanken bezeichnen einen haltlosen Geist; sie kennen kein großes und edles Gefühl; sie haben weder Einfalt noch Kraft. Heruntergekommen in jeder Beziehung und niedrig schlecht, kennen sie nur Eitelkeit, Bosheit und Falschheit; sie haben nicht einmal Mut genug, hervorragende Verbrecher zu sein. Das sind die verächtlichen Männer, welche der Taumel der Jugend erzeugt: fände sich ein einziger darunter, der mäßig und nüchtern zu sein und mitten unter ihnen sein Herz, sein Blut und seine Sitten von der Ansteckung des Beispiels freizuhalten wüßte, in dreißig Jahren würde er all diese Larven zermalmen und mit geringerer Mühe Herr über sie werden, als er brauchte, um Herr über sich selbst zu bleiben.

428. Hätte Glück oder Herkunft Emil nur einigermaßen begünstigt, er wäre dieser Mensch, wenn er es sein wollte; aber er würde jene zu sehr verachten, um sie sich unterwerfen zu wollen. Sehen wir ihn jetzt mitten unter ihnen in die Welt eintreten, nicht um eine Rolle darin zu spielen, sondern um sie kennen zu lernen und in ihr eine seiner würdige Gefährtin zu finden.

429. In welchem Rang er auch geboren sei und in welche Gesellschaft er sich zuerst einführe, sein Auftreten wird einfach sein und ohne Glanz; Gott verhüte, daß er so unglücklich sei, dort zu glänzen: die Eigenschaften, welche auf den ersten Blick auffallen, sind ihm nicht eigen,

*) Essais I, 25.

er hat sie nicht und will sie nicht haben. Er mißt dem Urteil der Menschen zu wenig Wert bei, um ihre Vorurteile zu würdigen, und macht sich nichts daraus, daß man ihn achte, bevor man ihn kennt. Seine Art sich zu zeigen, ist weder bescheiden noch selbstgefällig, sondern natürlich und wahr; er kennt weder verlegenes Wesen noch Verstellung; mitten in der Gesellschaft ist er der nämliche, wie wenn er allein und ohne Zeugen ist. Wird er darum gegen irgendjemand unhöflich, wegwerfend und unaufmerksam sein? Gerade das Gegenteil: wenn er für sich allein die andern Menschen nicht für nichts achtet, warum sollte er es thun, wenn er unter ihnen lebt? Er bevorzugt sie nicht vor sich selbst in seinem Auftreten, weil er sie in seinem Herzen nicht bevorzugt; aber er zeigt ihnen auch keine Gleichgültigkeit, die er nicht im entferntesten hat: wenn er die Formeln der Höflichkeit nicht kennt, so hat er die Teilnahme der Menschlichkeit. Er will niemanden leiden sehen; er wird keinem andern seinen Platz aus Schönthuerei abtreten, sondern gern und aus Güte, wenn er ihn vergessen sieht und der Meinung ist, diese Vernachlässigung könnte ihn kränken; denn es wird meinen jungen Mann weniger schwer ankommen, freiwillig stehen zu bleiben, als einen andern gezwungen stehen zu sehen.

430. Obwohl Emil die Menschen im allgemeinen nicht achtet, zeigt er ihnen doch keine Geringschätzung, weil er sie beklagt und Mitleid mit ihnen fühlt. Kann er ihnen auch den Geschmack für die wirklichen Güter nicht geben, so läßt er ihnen doch ihre eingebildeten Güter, mit denen sie sich begnügen, um sie nicht, wenn er sie ihnen ohne weiteres wegnähme, noch unglücklicher als vorher zu machen. Er liebt also weder Zank noch Widerspruch; er ist auch kein Wohlredner oder Schmeichler, sondern er sagt seine Meinung, ohne die irgendjemandes zu bekämpfen, weil er die Freiheit über alles liebt und die Freimütigkeit eines ihrer schönsten Rechte ist.

431. Er spricht wenig, weil ihm nichts daran gelegen ist, daß man sich mit ihm beschäftige; aus demselben Grunde sagt er nur das Zweckdienliche: was würde ihn sonst veranlassen zu reden? Emil ist zu unterrichtet, um je schwatzhaft zu sein. Das viele Plaudern kommt notwendig von der Sucht, für geistreich zu gelten, und davon werde ich nachher reden, oder von dem Werte, den man auf Kleinigkeiten legt, und der thörichten Meinung, andere müßten ebenso viel Wesens daraus machen wie wir. Wer genug weiß, um jedem Ding seinen wahren Wert zu geben, spricht niemals zu viel; denn er weiß auch die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkt, und den Anteil zu schätzen, den man an seinen Reden nehmen kann. Im allgemeinen sprechen die Menschen viel, welche wenig wissen, und umgekehrt: es liegt nahe, daß ein unwissender Mensch alles für wichtig hält, was er sagt, und daß er es jedermann sagt. Ein unterrichteter Mensch dagegen schließt seinen Vorrat nicht leicht auf;

er hätte zu viel zu sagen und sieht noch mehr, was nach ihm zu sagen wäre: so schweigt er denn.

432. Emil verstößt nicht gegen die Art, wie sich die andern benehmen, nein, er richtet sich ganz gerne nach ihr, nicht um im Umgange erfahren zu erscheinen, noch um das Wesen eines höflichen Menschen zur Schau zu tragen, sondern im Gegenteil, um nicht aufzufallen, um jeder Auszeichnung aus dem Wege zu gehen; es ist ihm nie wohler, als wenn niemand acht auf ihn hat.

433. Obwohl er beim Eintritt in die Welt ihre Art und Weise nicht im geringsten kennt, ist er darum durchaus nicht schüchtern und furchtsam; wenn er sich beiseite hält, so geschieht es nicht aus Verlegenheit; nein, um recht zu sehen, darf er selbst nicht gesehen werden: denn es kümmert ihn kaum, was man von ihm denke, und vor dem Lächerlichwerden hat er nicht die mindeste Angst. Ruhig und kaltblütig, wie er immer war, läßt er sich deshalb nicht durch falsche Scham verwirren. Ob man auf ihn sieht oder nicht, er verrichtet alles, was er thut, aufs beste; da er ferner, um die anderen gut zu beobachten, nie aus sich heraustritt, so erfaßt er die Gewohnheiten derselben*) mit einer Leichtigkeit, die bei den Knechten des gemeinen Vorurteils unmöglich ist. Man kann sagen, daß er den Umgang mit den Menschen gerade deshalb früher erfaßt, weil er so wenig Wesens daraus macht.

434. Man täusche sich indessen nicht über sein Auftreten und vergleiche ihn nicht mit euren feinen jungen Herrchen. Er ist entschieden, aber nicht anmaßend; seine Art ist frei, aber nicht wegwerfend: freches Wesen ist nur den Knechten eigen, die Unabhängigkeit kennt keine Ziererei. Ich habe nie gesehen, daß ein innerlich stolzer Mann Stolz in seiner Erscheinung gezeigt hätte: diese Ziererei ist den feilen und eitlen Seelen viel mehr eigen, die nur dadurch Eindruck machen können. Ich lese in einem Buche,**) wie eines Tages ein Fremder sich in dem Tanzsaal des berühmten Marcel einfand und dieser ihn fragte, aus welchem Lande er wäre. „Ich bin ein Engländer," antwortete der Fremde. „Sie ein Engländer!" versetzte der Tanzmeister, „Sie sollten aus jener Insel sein, wo die Bürger an der Staatsverwaltung Anteil haben und einen Teil der obersten Gewalt ausmachen?[1]) Nein, diese gebückte Haltung, dieser schüchterne Blick, dieser unsichere Gang zeigen mir nur den titeltragenden Knecht eines Reichsfürsten."

---

*) Die Gen. Ausg. liest: „Das Benehmen derselben."

**) Helvetius de l'esprit II, 1. Vgl. II, § 240 und die Anmerkungen dazu.

[1]) Als ob es Bürger gebe, die nicht Mitglieder der Stadtverwaltung wären und als solche nicht Teil an der obersten Gewalt hätten! Aber indem die Franzosen es angemessen erachteten den achtenswerten Namen Bürger, der ehemals den Mitgliedern der altfranzösischen Stadtburgen zukam, für sich zu

435. Ich weiß nicht, ob dieses Urteil eine große Einsicht in das wirkliche Verhältnis des Charakters eines Menschen zu seinem Äußeren zeigt. Ich, der ich nicht die Ehre habe, Tanzmeister zu sein, würde gerade das Gegenteil gedacht haben. Ich hätte gesagt: „Dieser Engländer ist kein Höfling; ich habe nie gehört, daß die Höflinge eine gebückte Haltung und einen unsicheren Gang haben; ein bei einem Tanzlehrer schüchterner Mensch wäre vielleicht im Hause der Gemeinen ganz etwas anderes." Dieser Herr Marcel muß in der That seine Landsleute für lauter Römer halten.

436. Wer liebt, will wiedergeliebt werden; Emil liebt die Menschen, also will er ihnen gefallen. Um so mehr noch will er bei den Frauen Gefallen finden. Sein Alter, seine Sitten und Absichten, alles trägt dazu bei, dieses Verlangen in ihm zu erwecken. Ich sage: seine Sitten, denn sie thun viel dazu; die gesitteten Männer sind die eigentlichen Verehrer der Frauen. Sie führen nicht jene gewöhnlichen, eigentümlich spöttisch-galanten Reden; aber sie haben eine wahrere, zärtlichere und aus dem Herzen kommende Hingebung. Ich würde unter hunderttausend Wüstlingen in der Nähe einer jungen Frau einen gesitteten Mann, der sich zu beherrschen weiß, herauskennen. Man urteile danach, wie sich Emil benehmen muß bei seinem noch unverdorbenen Temperament und so vielen Veranlassungen, diesem zu widerstehen! In ihrer Nähe wird er freilich wohl manchmal schüchtern und verlegen sein; aber diese Verlegenheit wird ihnen sicherlich nicht mißfallen, und selbst die eingezogensten werden es nur zu oft verstehen, sich daran zu weiden und sie noch zu vermehren. Übrigens wird seine Hingebung sich je nach der Lebensstellung derselben merklich verschieden äußern. Er wird zurückhaltender und achtungsvoller gegenüber den Frauen, lebhafter und zärtlicher bei heiratsfähigen Mädchen sein. Er ist sich des Ziels seines

---

gebrauchen, haben sie den Begriff desselben so sehr entstellt, daß man gar nichts mehr darunter verstehen kann. Ein Mensch, der mir kürzlich viel dummes Zeug gegen die Neue Heloise geschrieben, hat seine Unterschrift mit dem Titel „Bürger von Paimboeuf" geziert und damit einen vortrefflichen Witz auf mich zu machen geglaubt. — R. Amst. — Citoyen (Bürger) bezeichnet den im Genusse aller stadtbürgerlichen Rechte Befindlichen; cité ist die freie d. i. sich selbst regierende Stadt und zugleich der Inbegriff aller aus dieser Eigenschaft für die Vollbürtigen hervorgehenden Rechte. Die letzten Worte der Anm. beziehen sich darauf, daß R. sich Bürger von Genf nannte, womit er als der von keinem Fürsten abhängige, zur Teilnahme an der Regierung eines freien Staates berufene freie Mann angesehen sein wollte. S. die Anm. auf S. 1 des 1. Bds. Ein Gleiches konnte der „Bürger von Paimboeuf" nicht verlangen. Campe bemerkt z. d. St.: „Noch im vergangenen Jahre und zwar in den ersten Tagen der französischen Revolution hörte und las man in Paris häufig den Namen citoyen de Paris statt bourgeois de Paris: und ein Journalist (der Verfasser der révolutions de Paris) mußte daher dem Pariser Publikum diese Rousseauische Stelle vorlegen, um ihm den Unterschied zwischen citoyen und bourgeois bekannt zu machen."

Strebens*) bewußt, und denjenigen, die ihn daran erinnern, wird er die meiste Aufmerksamkeit bezeigen.

437. Niemand wird genauer sein in allen Dingen, die auf die Ordnung der Natur und selbst auf die gut geordnete Gesellschaft gegründet sind; doch wird er die ersten immer vor den letzteren bevorzugen und z. B. einen Privatmann, der älter ist als er, mehr achten als einen Beamten seines Alters. Da er nun für gewöhnlich einer der jüngsten in der Gesellschaft sein wird, in welcher er sich befindet, wird er auch einer der bescheidensten sein, nicht aus Eitelkeit, demütig erscheinen zu wollen, sondern aus einem natürlichen und auf die Vernunft gegründeten Gefühl. Er wird nicht die vorlaute Lebensklugheit eines jungen Gecken haben, der zur Unterhaltung der Gesellschaft lauter spricht als die vernünftigen Leute und den Alten das Wort abschneidet; er wird von seiner Seite jener Antwort, die ein alter Edelmann Ludwig XV. erteilte, keine Berechtigung geben, als dieser ihn fragte, ob er seinem Jahrhundert oder dem gegenwärtigen den Vorzug gebe: „Majestät, ich habe meine Jugend in Ehrfurcht vor den alten Leuten zugebracht, jetzt muß ich meine alten Tage in Ehrfurcht vor den Kindern verleben."

438. Wenn sein Herz auch zärtlich und empfindsam ist, so gilt ihm doch die Tagesmeinung nicht als Maßstab in der Schätzung der Dinge, und so wird er, wenn er den andern auch gefallen will, sich doch wenig aus ihrer Wertschätzung machen. Daraus folgt, daß er mehr herzlich als höflich sein, nie ein geziertes, dünkelhaftes Wesen zeigen und daß ihn eine Liebkosung mehr rühren wird als tausend Lobsprüche. Aus den nämlichen Gründen wird er weder in seinem Auftreten noch in seiner Haltung nachlässig sein; er kann sogar in seinem Anzug etwas gesucht erscheinen, nicht um als Mann von Geschmack zu gelten, sondern um sein Aussehen angenehmer zu machen; er wird nie zum goldenen Rahmen**) seine Zuflucht nehmen, und nie wird der Aushängeschild des Reichtums seine Kleidung verunzieren.

439. Man sieht, daß alles das von meiner Seite keinen großen Aufwand von Vorschriften verlangt, sondern nur eine einfache Wirkung seiner ersten Erziehung ist. Man macht uns aus dem Umgange mit den Menschen ein großes Geheimnis; wie wenn man in dem Alter, wo man in die Welt eintritt, ihn nicht von Natur lernte, und wie wenn man die ersten Gesetze desselben nicht eben aus einem redlichen Herzen schöpfen müßte! Die wahre Höflichkeit besteht darin, den Menschen Wohlwollen zu erzeigen: sie offenbart sich mühelos, wo sie vorhanden ist;

---

*) § 408.

**) Die Stelle ist an und für sich verständlich; doch erinnern wir an II, § 256, wo erzählt wird, wie der „goldene Rahmen" für Emil sprichwörtlich wurde.

nur für diejenigen, die sie nicht besitzen, muß man den Schein derselben in Regeln fassen.

440. „Die unglücklichste Wirkung der gebräuchlichen Höflichkeit ist es, daß sie die Kunst lehrt, die Tugenden, welche sie nachahmt, zu entbehren. Legt man uns in der Erziehung Menschlichkeit und Wohlthun ins Herz, so werden wir Höflichkeit besitzen, oder wir werden ihrer nicht mehr bedürfen."

441. „Wenn wir nicht diejenige Höflichkeit besitzen, welche sich durch gefällige Formen ankündigt, so werden wir diejenige besitzen, die den rechtschaffenen Mann und den Bürger kennzeichnet; wir werden nicht zur Falschheit greifen müssen."

442. „Um zu gefallen, braucht man nicht erkünstelt zu sein, sondern nur gut; um der Schwäche der Menschen zu schmeicheln, braucht man nicht falsch zu sein, sondern nur nachsichtig."

443. „Die Leute, mit denen man auf solche Weise verkehrt, werden dadurch nicht eingebildet noch verdorben; nur dankbar werden sie sein und dadurch besser werden."[1])

444. Mir scheint es, wenn irgendeine Erziehung die Art von Höflichkeit erzeugen muß, welche Herr Duclos hier verlangt, so ist es diejenige, deren Plan ich bis jetzt entworfen habe.

445. Ich gebe indessen zu, daß bei so abweichenden Grundsätzen Emil durchaus nicht sein wird wie alle anderen Leute, und Gott möge ihn davor bewahren! Aber, wo er anders ist als die Leute, wird er weder mürrisch noch lächerlich sein; man wird den Unterschied merken, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen. Emil wird, wenn man so will, ein liebenswürdiger Fremdling sein. Man wird ihm zum vornherein seine Eigentümlichkeit verzeihen und sagen: er wird sich schon bilden. In der Folge wird man sich an seine Art vollkommen gewöhnt haben, und wenn man sieht, daß er sich nicht ändert, so wird man ihm noch einmal verzeihen und sagen: er ist einmal so.

446. Er wird nicht gefeiert werden wie ein liebenswürdiger Mann: aber man wird ihn lieben ohne zu wissen, warum; niemand wird seinen Verstand rühmen, aber man wird ihn unter Leuten von Geist gern zum Richter nehmen; sein Verstand wird klar sein und in gewissen Schranken sich bewegen, er wird einen geraden Sinn und ein gesundes Urteil haben. Er wird nicht den neuen Gedanken nachlaufen und daher nicht den Geist-

---

[1]) „Betrachtungen über die Sitten unserer Zeit" von H. Duclos S. 65. — R. Amst. — Charles Pineau Duclos war R.s Freund. Er achtete ihn sehr hoch und korrespondierte mit ihm auch noch von Motiers aus. In den Memoiren der Madame d'Epinay erscheint D. freilich als ein frivoler Intrigant. D. war Voltaire's Nachfolger als Staatshistoriograph; sein Geschichtswerk über Ludwig XI. fällt in frühere Zeit. Nach § 113 zu schließen, muß R. ihm keinen großen Wert beigemessen haben.

reichen spielen wollen. Ich habe ihn zur Einsicht gebracht, daß alle heilsamen und den Menschen wahrhaft nützlichen Gedanken die zuerst entdeckten gewesen sind, daß diese zu allen Zeiten die einzigen wirklichen Bande der Gesellschaft ausmachen und daß den das gewöhnliche Maß übersteigenden Geistern das einzige Verdienst bleibt, sich durch gefährliche und dem Menschengeschlechte verhängnisvolle Gedanken auszuzeichnen. Diese Art, Bewunderung zu erregen, berührt ihn kaum: er weiß, wo er das Glück seines Lebens finden muß und womit er zum Glücke anderer beitragen kann. Der Kreis seiner Kenntnisse erstreckt sich nicht über das Nutzbringende hinaus. Sein Weg ist eng, aber deutlich vorgezeichnet; da er keine Versuchung fühlt, ihn zu verlassen, verschwindet er in der Masse der mit ihm Wandelnden, er will sich nicht verirren, aber auch nicht glänzen. Emil ist ein Mensch von gesundem Sinn und will nichts anderes sein: möchte man ihn auch mit dieser Bezeichnung höhnen wollen, er wird sich immer für geehrt halten.

447. Obwohl der Wunsch zu gefallen ihn nicht ganz und gar gleichgültig läßt gegen die Meinung der Menschen, so wird er von ihr doch nur das auffassen, was sich unmittelbar auf seine Person bezieht, ohne sich um willkürliche Beurteilungen zu bekümmern, welche nur die Mode oder die Vorurteile zum Gesetz haben. Er wird seinen Stolz darein setzen, alles gut zu machen, was er thut, und es selbst besser machen zu wollen als ein anderer. Im Wettlauf will er der behendeste, im Ringen der stärkste, in der Arbeit der geschickteste, in den Spielen, welche Geschicklichkeit verlangen, der gewandteste sein: aber er wird nicht viel nach den Vorteilen fragen, welche nicht an und für sich einleuchtend sind und der Bestätigung durch das Urteil anderer bedürfen, z. B. daß er mehr Verstand besitze, besser spreche, gelehrter sei als ein anderer u. dgl.; noch weniger aber nach denjenigen, die nicht von der Person abhängen, z. B. daß er von besserer Herkunft sei, als reicher angesehen werde, daß man ihm mehr Kredit und Ansehen zuschreibe, daß er durch einen größeren Aufwand bemerklich werde.

448. Er liebt die Menschen, weil sie Seinesgleichen sind, und wird daher diejenigen besonders lieben, die ihm am meisten gleichen, weil er fühlt, daß er selbst gut ist; da er nun diese Ähnlichkeiten nach der Übereinstimmung der Richtung in moralischen Dingen beurteilt, so wird es ihm große Befriedigung gewähren, in allem, was zu einem guten Charakter gehört, Anerkennung zu finden. Er wird sich nicht gerade sagen: Ich freue mich, weil man mich anerkennt —, sondern: Ich freue mich, weil man anerkennt, was ich Gutes gethan habe; ich freue mich darüber, daß die Leute, welche mich ehren, sich selbst Ehre machen: solange sie so richtig urteilen werden, wird es angenehm sein, ihre Achtung zu erwerben.

449. Da er die Menschen nach ihren Sitten in der Gesellschaft studiert, wie er sie zuvor nach ihren Leidenschaften in der Geschichte studiert hatte, wird er oft Gelegenheit haben, darüber nachzudenken, was dem menschlichen Herzen wohl oder wehe thut. So philosophiert er denn über die Grundsätze des Geschmackes,*) ein Studium, das ihm während dieser Zeit zukommt.

450. Je weiter man die Definitionen des Geschmacks herholt, um so mehr verirrt man sich; der Geschmack ist nichts Anderes als die Fähigkeit über das, was der Mehrzahl gefällt oder mißfällt, zu urteilen. Über das hinaus läßt sich über den Geschmack nichts mehr feststellen. Daraus folgt nun nicht, daß es mehr Menschen von Geschmack gebe als andere; denn obwohl die Mehrzahl über jeden Gegenstand vernünftig urteilt, so giebt es doch wenige Menschen, die über alle so urteilen wie sie; und obwohl dies Zusammentreffen der verbreitetsten Geschmacksurteile den guten Geschmack ausmacht, giebt es doch wenige Menschen von Geschmack, ebenso wie es wenige schöne Leute giebt, obgleich die Vereinigung der am häufigsten vorkommenden Gesichtszüge die Schönheit ausmacht.

451. Man bemerke, daß es sich hier nicht um das handelt, was man liebt, weil es uns nützlich ist, noch von dem, was man haßt, weil es uns schadet. Der Geschmack bethätigt sich nur an gleichgültigen Dingen oder höchstens an solchen, die uns des Vergnügens wegen interessieren, nicht aber an denjenigen, welche mit unseren Bedürfnissen zusammenhängen; um über diese zu urteilen, ist der Geschmack nicht notwendig, das Bedürfnis allein genügt. Das macht eben die reinen Geschmacksurteile so schwierig und, wie mir scheint, so willkürlich; denn außer dem Instinkt, der ihn bestimmt, sieht man keinen Grund für seine Entscheidungen. Ferner muß man die Gesetze desselben in sittlichen Dingen und in natürlichen unterscheiden. In den letzteren scheinen die Grundsätze des Geschmacks durchaus unerklärlich**); doch ist es von Bedeutung, daß bei allem, was mit der Nachahmung zu thun hat,[1]) das Moralische herein-

---

*) D. i. die Grundsätze der ästhetischen Wertschätzung.

**) Zusatz des Manuskripts: „denn wer z. B. sagt mir, warum dieser oder jener Gesang geschmackvoll ist und ein anderer nicht? Wer giebt uns Grundsätze über die Zusammenstellung der Farben? Wer sagt uns, warum das Eirund an einem Rasenbeet besser gefällt als die Rundung und warum letztere an dem Becken eines Springbrunnens besser gefällt?" — R. mochte fühlen, daß sich dafür Erklärungen, wenn auch vielleicht nicht die richtigen, leicht würden finden lassen.

[1]) Dies ist bewiesen in einem „Aufsatz über das Wesen der Melodie" [die Gen. Ausg. setzt dafür den dieser Schrift später gegebenen Titel „Über den Ursprung der Sprachen" ein], den man in meinen sämtlichen Schriften findet. — R. Amst. — S. unsere Anm. zu I, § 147 und II, § 273. R. meint Kap. XV seines Aufsatzes. Wenn dort gesagt ist, nur der Geschmack habe von allen Empfindungen nichts Moralisches (Geistiges) an sich, so ist damit der Sinn des Geschmacks, nicht der ästhetische Geschmack gemeint. —

spielt: so erklärt man Schönheiten, die natürlicher Art zu sein scheinen, in der That es aber nicht sind. Ich will noch hinzufügen, daß der Geschmack sich nach örtlichen Beziehungen richtet, welche ihn in tausenderlei Dingen von den Himmelsstrichen, den Sitten, der Regierungsform und bestimmten Einrichtungen abhängig machen, manchmal auch nach anderen, die mit dem Alter, dem Geschlecht und dem Charakter zusammenhängen, und daß man in dieser Beziehung über den Geschmack nicht disputieren soll.

452. Der Geschmack ist allen Menschen natürlich; aber sie besitzen ihn nicht alle in gleichem Maße, er entwickelt sich nicht bei allen im gleichen Grade, und bei allen ist er Veränderungen aus verschiedenen Ursachen ausgesetzt. Das mögliche Maß des Geschmackes hängt von der Empfindsamkeit ab, die man besitzt, seine Ausbildung und Richtung von der Gesellschaft, in welcher man gelebt hat. Zunächst muß man in zahlreicher Gesellschaft leben, um viele Vergleichungen anzustellen; zweitens muß diese Gesellschaft die Erheiterung und den Müßiggang pflegen: denn in geschäftlichen Gesellschaften ist nicht das Vergnügen, sondern das Interesse bestimmend; drittens müssen es Gesellschaften sein, in welchen die Ungleichheit nicht zu groß, die Herrschaft der Tagesmeinung dagegen mäßig ist und wo mehr die Lust als die Eitelkeit herrscht: denn im entgegengesetzten Falle erstickt die Mode den Geschmack, und man sucht dann nicht das Gefällige, sondern das Auffallende.

453. In diesem letzteren Falle ist es nicht mehr wahr, daß der gute Geschmack der Geschmack der Mehrheit sei. Und warum? Weil der Gesichtspunkt ein anderer ist. Die Menge hat dann nicht mehr ihr eigenes Urteil, sondern sie urteilt nur nach denen, die sie für aufgeklärter hält; sie billigt nicht, was gut ist, sondern was jene gebilligt haben. Zu allen Zeiten wirke man dahin, daß jeder Mensch seine eigene Ansicht habe; was dann am annehmlichsten an sich ist, wird immer den Beifall der Mehrheit für sich haben.

454. Die Menschen machen in ihren Arbeiten alles nur durch Nachahmung schön. Alle wirklichen Muster des Geschmackes finden sich in der Natur. Je mehr wir uns von unserem Meister*) entfernen, je entstellter sind unsere Gemälde. Dann nehmen wir unsere Muster an dem, was wir lieben, und das selbsterdachte Schöne, das der Laune und der Auktorität unterworfen ist, ist eben nur noch das, was denen, die uns leiten, gefällt.

455. Diejenigen, die uns leiten, sind die Künstler, die Großen und die Reichen, und was sie hinwiederum leitet, ist ihr Interesse oder ihre Eitelkeit: um die Wette suchen sie neue Mittel der Verschwendung, diese, um ihre Reichtümer zur Schau zu stellen, jene, um daraus Gewinn

*) So nennt R. die Natur auch an anderen Stellen.

zu ziehen. Auf diese Weise entfaltet der große Luxus seine Herrschaft und macht nur das schätzbar, was schwierig und kostbar ist: dann ist das vermeintliche Schöne, weit entfernt, die Natur nachzuahmen, nur schön durch den Kampf mit ihr. So sind Luxus und schlechter Geschmack unzertrennlich. Überall, wo der Geschmack verschwenderisch ist, ist er falsch.

456. Im Umgang der beiden Geschlechter besonders nimmt der gute oder schlechte Geschmack seine Richtung an; seine Pflege ist eine notwendige Folge des Zwecks dieser Gesellschaft. Wenn aber die Leichtigkeit des Genusses das Verlangen zu gefallen abschwächt, muß der Geschmack entarten, und das ist meines Bedünkens ein fernerer, sehr fühlbarer Grund, warum der gute Geschmack mit den guten Sitten zusammenhängt.

457. Den Geschmack der Frauen muß man in natürlichen Dingen und solchen, die vom Urteil der Sinne abhängen, zurate ziehen, den der Männer in geistigen Dingen und solchen, die mehr vom Verstande abhängen. Wenn die Frauen sind, was sie sein sollen, so werden sie sich auf die in ihrem Bereich liegenden Dinge beschränken und immer richtig urteilen; aber seitdem sie sich zu Schiedsrichterinnen in der Litteratur aufgeworfen und begonnen haben, Bücher zu beurteilen und um jeden Preis solche zu schreiben, verstehen sie sich auf nichts mehr. Schriftsteller, welche gelehrte Frauen über ihre Werke befragen, sind immer sicher, schlecht beraten zu werden; die feinen Herren, die sie über ihren Anzug befragen, sind immer lächerlich gekleidet. Ich werde bald Gelegenheit haben, von den wahren Anlagen dieses Geschlechtes zu reden, von der Art, dieselben auszubilden, und von den Dingen, über welche alsdann ihre Entscheidungen gehört werden müssen.*)

458. Das sind die elementaren Betrachtungen, die ich als Grundsätze aufstelle, wenn ich mit Emil über eine Sache rede, die ihm in seiner augenblicklichen Lage und bei dem Ziele, welches er verfolgt, nichts weniger als gleichgültig ist. Und wem sollte sie gleichgültig sein? Die Kenntnis dessen, was den Menschen angenehm oder unangenehm ist, ist nicht bloß demjenigen, der ihrer bedarf, notwendig, sondern auch demjenigen, der ihnen nützlich sein will; es ist selbst wichtig, ihnen zu gefallen, um ihnen zu dienen; auch die Kunst zu schreiben ist nichts weniger als ein müßiges Studium, wenn man sie dazu anwendet, der Wahrheit Gehör zu verschaffen.

459. Wenn ich zum Zwecke der Geschmacksbildung meines Zöglings zu wählen hätte zwischen Ländern, wo die Pflege des Geschmacks noch im Entstehen begriffen ist, und andern, wo sie schon ausgeartet wäre, so würde ich der rückschreitenden Ordnung folgen; ich würde seine

---

*) Im 5. Buche. Vgl. besonders V § 184.

Wanderung mit diesen letzteren beginnen und mit den ersteren beschließen.*) Der Grund dieser Wahl ist der, daß der Geschmack durch eine übertriebene Verfeinerung verdorben wird, welche für Sachen empfindlich macht, die der große Haufe gar nicht wahrnimmt: diese Verfeinerung führt zur Disputiersucht; denn je feiner man die Gegenstände faßt, desto mehr vervielfältigen sie sich: diese Verfeinerung macht das Gefühl emfindlicher und mannigfaltiger. Es bilden sich dann ebenso viele Geschmäcke aus, als es Köpfe giebt. Bei den Erörterungen über das zu Bevorzugende gewinnt die Philosophie und das Wissen, und so lernt man denken. Feine Beobachtungen können wohl nur durch Leute von sehr weitem Gesichtskreis gemacht werden, da jene erst nach allen anderen auffallen und weil Leute, die an zahlreiche Gesellschaften wenig gewöhnt sind, ihre Aufmerksamkeit in der Gesellschaft an den großen Zügen erschöpfen. Es giebt gegenwärtig vielleicht keinen Ort in der gebildeten Welt, wo der allgemeine Geschmack schlechter wäre als zu Paris. Dennoch erhält der gute Geschmack in dieser Hauptstadt seine Pflege, und es erscheinen wenige geschätzte Bücher in Europa, deren Verfasser sich nicht in Paris gebildet hätten. Wer glaubt, es genüge, die Bücher zu lesen, welche dort geschrieben werden, ist im Irrtum: man lernt viel mehr im Gespräch mit den Schriftstellern als aus ihren Büchern, und die Schriftsteller selbst sind es nicht, bei denen man am meisten lernt. Der Geist der Gesellschaft entwickelt einen denkenden Kopf und erweitert den Gesichtskreis, soweit es ihm möglich ist. Wenn du einen Funken von Geist hast, so gehe auf ein Jahr nach Paris: bald wirst du alles sein, was du sein kannst, oder du wirst nie etwas werden.**)

460. Man kann auch an Orten, wo der schlechte Geschmack herrscht, denken lernen; aber man soll nicht denken wie diejenigen, welche diesen schlechten Geschmack haben, und das ist schwer zu vermeiden, wenn man zu lange bei ihnen bleibt. Man muß mit ihrer Hilfe das Werkzeug des Urteils vervollkommnen, es aber nicht gebrauchen wie sie. Ich werde mich hüten, Emils Urteil so zu verfeinern, daß es am Ende eine ganz andere Gestalt annimmt, und wenn sein Gefühl fein genug ist, um den verschiedenen Geschmack der Leute zu bemerken und zu vergleichen, dann werde ich den seinigen auf einfachere Gegenstände zurücklenken.

461. Um ihm einen reinen und gesunden Geschmack zu bewahren, werde ich mit meinen Maßregeln noch weiter ausholen. In der Unruhe eines zerstreuten Lebens werde ich nützliche Unterhaltungen mit ihm zu veranlassen wissen, und indem ich sie immer auf Gegenstände lenke, die

---

*) Hier fängt die Amst. Ausg. einen neuen Paragraphen an; es ist dies aber offenbar nur ein Druckversehen.

**) Campe citiert Mercier (tableau de Paris), wo dem mit Salzen erfüllten Boden und Luftkreis von Paris die Wirkung zugeschrieben wird, lebhaft, witzig, heiter und unbesonnen zu machen.

ihm angenehm sind, werde ich Sorge tragen, sie ihm ebenso angenehm als belehrend zu machen. Das ist die rechte Zeit für das Lesen angenehmer Bücher. Jetzt kann man ihm zeigen, wie man eine Rede analysiert, und ihn für alle Schönheiten der Beredsamkeit und der Sprache empfänglich machen. Das Studium der Sprachen ihrer selbst willen hat wenig Wert, ihr Gebrauch ist nicht so wichtig, als man glaubt; aber das Studium der Sprachen führt zu dem der allgemeinen Grammatik. Man muß lateinisch lernen, um das Französische zu verstehen: man muß beide studieren und vergleichen, um die Gesetze der Redekunst zu verstehen.

462. Es giebt überdies eine gewisse Einfachheit des Geschmackes, die zum Herzen spricht und sich nur in den Schriften der Alten findet. Er wird sie in der Beredsamkeit, in der Poesie, in jeder Art von Schriftwerken wie in der Geschichte gehaltreich und nüchtern im Urteil finden. Unsere Schriftsteller dagegen sagen wenig und sprechen viel. Wenn sie uns fortwährend ihr Urteil als Gesetz geben, tragen sie nicht zur Bildung des unsrigen bei. Die Verschiedenheit des Geschmackes beider macht sich in allen Denkmälern und selbst auf den Gräbern bemerklich. Unsere Grabdenkmäler sind überfüllt mit Lobsprüchen; auf denen der Alten fand man Thatsachen verzeichnet.

463. Sta viator; heroem calcas.*)

Hätte ich diese Inschrift auf einem alten Grabmal gefunden, ich hätte sofort erraten, daß sie modern sei; denn bei uns ist nichts so gewöhnlich als Helden, während sie bei den Alten selten waren. Anstatt zu sagen, daß ein Mensch ein Held gewesen sei, hätten sie gesagt, was er gethan, um einer zu sein. Man vergleiche mit der Grabschrift dieses Helden die des weibischen Sardanapal:

> Ich habe Tarsus und Anchiale in einem Tage gebaut, und nun bin ich tot.**)

464. Welche von beiden sagt nach deiner Ansicht mehr? Unser Lapidarstil mit seinem Schwulst ist nur gut dazu, Zwerge aufzublähen. Die Alten zeigten Menschen, wie sie sind, und man sah, daß es Menschen waren. Wenn Xenophon das Andenken einiger beim Rückzug der zehntausend durch Verrat gefallenen Krieger ehren will, so sagt er:

---

*) „Stehe, Wanderer; dein Fuß weilt auf einem Helden" — nach Voltaire (siècle de Louis XIV, chap. 3.) auf dem Grabe des in der Schlacht bei Nördlingen gefallenen Generals François de Mercy. (Petitain.)

**) Arrian (Anab. II' 5) und Strabo geben die Inschrift so: „Sardanapal, Sohn des Anakyndaraxes, baute Anchialos (Anchiale) und Tarsus in einem Tage. Du aber, o Fremdling, iß und trink und scherze, denn alles andere Menschliche ist nicht das Handumkehren wert." Diodor (II, 23) giebt eine längere Inschrift in Versen, die den nämlichen Gedanken ausdrückt.

Sie starben, tadellos als Soldaten und als Freunde.*) — Das ist alles; aber man bedenke, was bei dieser so kurzen und so einfachen Grabschrift das Herz des Schriftstellers erfüllt haben mußte. Wehe dem, der dies nicht herrlich findet!

465. Bei den Thermopylen las man auf einem Marmor diese Worte eingegraben:

> Wanderer, sage Sparta, daß wir hier tot liegen, getreu seinen Gesetzen.**)

Man sieht wohl, daß die Akademie der Inschriften***) diese nicht verfaßt hat.

466. Ich müßte mich täuschen, wenn mein Zögling, der auf Worte so wenig Wert legt,! nicht sogleich auf diese Unterschiede seine Aufmerksamkeit richtet und sich nicht dadurch in der Wahl seiner Lektüre bestimmen läßt. Hingerissen durch des Demosthenes männliche Beredsamkeit, wird er sagen: das ist ein Redner —; aber wenn er Cicero liest, wird er sagen: das ist ein Advokat.

467. Im allgemeinen wird Emil mehr Geschmack an den Büchern der Alten finden als an den unsrigen, schon deshalb, weil die Alten als die ersten der Natur näher stehen und ihr Genius ihnen eigentümlicher zugehört. Was auch la Motte†) und der Abbé Terrasson††) darüber gesagt haben konnten, es giebt keinen wahren Fortschritt der Vernunft in der menschlichen Gattung, weil alles, was auf der einen Seite gewonnen wird, auf der andern wieder verloren geht, weil alle Geister immer von demselben Punkt ausgehen und weil die Zeit, die man braucht, um zu wissen, was andere gedacht haben, für die Ausbildung des eigenen Denkens verloren geht, sodaß man mehr angeeignete Kenntnisse und weniger geistige Kraft besitzt. Unser Geist ist wie unsere Arme gewohnt,

---

*) Xenoph. Anab. II, 6, 30: „Es starben auch noch Arkas und Sokrates der Achaier. Niemand aber spottete über diese [wie über den Menon, von dem zuvor die Rede war und der jenem verräterischen Anschlag sich zu entziehen wußte], als wären sie schimpflich im Kriege gewesen, und niemand tadelte sie als Freunde."

**) Herodot VII, 228.

***) „Die Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften" ist eine der fünf Abteilungen des „Instituts".

†) In dem Streite über den Vorzug der alten oder der neuen Litteratur standen La Motte und Fontenelle auf Seiten der Gegner des Altertums.

††) Jean Terrasson, geb. zu Lyon 1670, gest. zu Paris 1750, aus einer in der litterarischen Welt sehr bekannten Familie, stellte u. a. Tasso über Virgil und Homer. Er vertrat wie die zuvor Genannten die Ansicht, daß die Gegenwart dem Altertum gegenüber im Zustande geistiger Vervollkommnung sich befinde. R. hätte sich in dieser Sache auch mit Perrault abfinden müssen, welcher den Verfechtern des Altertums gegenüber auf die unerschöpfliche Kraft der nie alternden Natur hingewiesen hatte (in seinem Gedichte „das Zeitalter Ludwigs des Großen").

alles mit Werkzeugen zu machen und nichts durch sich selbst. Fontenelle sagte, dieser ganze Streit über die Alten und die Modernen lasse sich auf die Frage zurückführen, ob die Bäume ehemals größer gewesen seien als jetzt. Wenn der Ackerbau sich geändert hätte, so wäre diese Frage gar nicht ungerechtfertigt.

468. Nachdem ich ihn so zu den Quellen der reinen Litteratur zurückgeführt habe, zeige ich ihm auch das Abwasser, welches daraus in die Behälter unserer modernen Kompilatoren geflossen ist, die Journale, Übersetzungen und Encyklopädien: er wirft auf alles das einen Blick und läßt es liegen, um nie mehr darauf zurückzukommen. Zu seinem Ergötzen lasse ich ihn auch das Geschwätz der Akademieen hören; ich mache ihm begreiflich, daß jedes einzelne Mitglied allein immer mehr wert ist als in der ganzen Versammlung: danach wird er von selbst den Schluß auf die Nützlichkeit aller dieser schönen Einrichtungen ziehen.

469. Ich führe ihn zu den Schauspielen, nicht um die Sitten, sondern um den Geschmack zu studieren; denn da zeigt er sich den Menschen, die nachzudenken wissen, ganz besonders.*) Lebensregeln und Moral mußt du nicht beachten, sage ich zu ihm; denn das muß man irgendwo anders lernen. Das Theater ist nicht für die Wahrheit gemacht; es will den Menschen schmeicheln und sie ergötzen; in keiner Schule lernt man so gut die Kunst, ihnen zu gefallen und das menschliche Herz anzuregen. Das Studium des Theaters führt zu dem der Poesie; ihr Ziel ist genau dasselbe. Mit welchem Vergnügen wird er die Sprachen der Dichter, das Griechische, das Lateinische, das Italienische studieren, wenn er nur einen Funken von Geschmack für die Dichtkunst hat! Dieses Studium wird für ihn eine zwanglose Unterhaltung und darum nur um so gedeihlicher sein; es wird eine Wonne für ihn sein in einem Alter, wo das Herz sich mit so vielem Entzücken jeder Art von Schönheit, die es anzuregen geeignet ist, hingiebt. Stelle dir auf der einen Seite meinen Emil vor und auf der anderen einen jungen Menschen aus eueren Kollegien (Gymnasien), wie sie das vierte Buch der Äneide, Tibull oder das Gastmahl des Platon lesen: welcher Unterschied! Wie sehr ist das Herz des einen bewegt von Dingen, die auf den anderen gar keinen Eindruck machen! Guter junger Mensch! halte ein, unterbrich deine Lektüre, ich sehe, du bist zu erregt: die Sprache der Liebe mag dir wohl gefallen, aber sie soll dir den Kopf nicht verwirren; sei ein gefühlvoller Mensch, aber doch ein vernünftiger. Bist du nur das eine von beiden, so bist du nichts. Übrigens liegt mir wenig daran, ob er in den alten Sprachen, der schönen Litteratur und Poesie viele Fortschritte mache. Er wird nichts an seinem Werte

*) S. § 47 und die Anm. dazu.

verlieren, wenn er auch von allem dem nichts weiß, und von allem diesem Tand handelt es sich in seiner Erziehung nicht.

470. Mein Hauptzweck, wenn ich ihn das Schöne in jeder Gestalt empfinden und lieben lehre, ist, seine Neigung und seinen Geschmack darauf hinzulenken, zu verhüten, daß seine natürliche Richtung verdorben werde und er eines Tages in seinem Reichtum die Mittel seines Glücks suche, die er viel näher finden muß. Ich habe anderswo*) gesagt, der Geschmack sei nur die Kunst, auf kleine Dinge sich zu verstehen, und das ist sehr richtig; da aber die Annehmlichkeit des Lebens gerade von einem Gewebe von Kleinigkeiten abhängt, so ist ein derartiges Streben nichts weniger als gleichgültig; denn dadurch lernen wir es mit den Gütern erfüllen, die in unsere Hand gelegt sind, und zwar in dem eigentlichsten Wert, den sie für uns haben können. Ich meine hier nicht die sittlichen Güter, welche von der richtigen Beschaffenheit unseres Innern abhängen, sondern nur, was zur Sinnlichkeit und zum wirklichen Genusse gehört, abgesehen von den Vorurteilen der Tagesmeinung.**)

471. Man erlaube mir, um meinen Gedanken besser zu entwickeln, für einen Augenblick meinen Emil zu verlassen, dessen reines und gesundes Herz niemanden mehr zur Richtschnur dienen kann, und in mir selbst ein anschaulicheres und den Sitten des Lesers naheliegenderes Beispiel zu suchen.

472. Es giebt Lebenslagen, welche die Natur zu verändern und die Menschen, die sich in denselben befinden, im Guten oder Schlimmen umzubilden scheinen. Ein Hasenfuß wird tapfer, wenn er in das Navarraregiment***) eintritt. Aber nicht bloß im Soldatenstand erwirbt man Corpsgeist; auch machen sich dessen Wirkungen nicht immer im Guten fühlbar. Ich habe hundertmal mit Schrecken bei mir gedacht: wenn ich das Unglück hätte, irgendein Amt, das ich im Sinne habe, in einem gewissen Lande†) zu bekleiden, so würde ich morgen fast unvermeidlich ein Tyrann, ein Blutsauger, ein Volksbedrücker, ein Unglück für den Fürsten und ein geborener Feind der ganzen Menschheit, aller Billigkeit und jeglicher Tugend sein.

473. Ebenso würde ich, wenn ich reich wäre, alles gethan haben, was man thun muß, um es zu werden; ich wäre also schamlos und niederträchtig, empfindlich und aufmerksam für mich allein, unbarmherzig und hart gegen alle Welt, ein höhnischer Betrachter des Elends des ge-

---

*) In seinem Briefe an D'Alembert über die Schauspiele.

**) Dieser Gedanke giebt Veranlassung zu einer Digression über ästhetischen und moralischen Geschmack (§ 472 bis § 500), die für die Beurteilung R.s von Wert ist.

***) Die Regimenter waren nach ihren Werbebezirken benannt. Die Navarresen gelten heute noch als treffliche und unerschrockene Soldaten.

†) Vielleicht Generalsteuerpächter in Frankreich, was Helvetius war.

meinen Hausens; denn ich würde den Notleidenden keinen anderen Namen geben, um nicht daran zu erinnern, daß ich selbst einmal dazu gehörte. Endlich würde ich aus meinem Vermögen das Werkzeug meiner Lust machen und auf sie allein meine Gedanken richten, und bis auf diesen Punkt wäre ich wie alle anderen auch.

474. Darin würde ich mich aber wohl sehr von ihnen unterscheiden,*) daß ich eher sinnlich und wollüstig wäre als eingebildet und eitel und mich mehr dem Luxus der Weichlichkeit als dem der Großthuerei hingeben würde. Ich würde mich sogar in gewisser Beziehung schämen, meinen Reichtum zu sehr zur Schau zu stellen, und immer den Neidischen, den mein Aufwand niederdrückte, vor mir zu sehen glauben, wie er seinen Nachbarn ins Ohr flüsterte: Seht doch den Schelm, wie sehr er sich fürchtet, man möchte den Schelm in ihm erkennen.

475. Aus der unendlichen Fülle von Gütern, welche die Erde bedecken, würde ich aussuchen, was mir am angenehmsten wäre und was ich mir am besten zu eigen machen könnte: darum wäre es auch der Gebrauch, den ich von meinem Reichtum machte, daß ich mir Muße und Freiheit damit erkaufte, dazu noch Gesundheit, wenn sie käuflich wäre; da sie sich indessen nur durch Mäßigkeit erwerben läßt und ohne Gesundheit es kein wahres Vergnügen im Leben giebt, so wäre ich enthaltsam aus Sinnlichkeit.

476. Ich würde der Natur immer so nahe als möglich bleiben, um den Sinnen zu schmeicheln, die ich von ihr empfangen habe, in der Gewißheit, daß ich in meinen Genüssen um so weniger Enttäuschung zu erfahren hätte, je mehr sie vom Ihrigen dazu gethan hätte. Wenn ich Gegenstände zur Nachahmung auswählte, würde ich immer sie zum Muster nehmen; in meinen Neigungen würde ich ihr den Vorzug geben; in meinem Geschmack würde ich sie immer zu Rate ziehen; von den Speisen würde ich immer diejenigen auswählen, die ihre beste Zubereitung von ihr empfangen haben und durch möglichst wenig Hände gehen, bis sie auf unseren Tisch kommen. Betrügerischen Verfälschungen würde ich zuvorkommen und dem Vergnügen selbst entgegengehen. Meine unfeine und grobe Eßlust würde einen Gasthofbesitzer nicht reich machen; er würde mir nicht um Goldeswert Gift für Fisch**) verkaufen; meine Tafel wäre nicht bedeckt mit Gerichten aus aufgeputztem Unflat und fremdländischem Aas; ich würde meine eigene Mühe daran wenden, meine Sinnlichkeit zu befriedigen, denn dann ist die Mühe selbst ein Vergnügen und vermehrt den erwarteten Genuß. Wollte ich ein Gericht aus weit

*) R. giebt hier einen Beitrag zu seinen Bekenntnissen. S. dort I, 1, wo von seiner Sinnlichkeit im materiellen Genusse, I, 3, wo von seiner Liebessensibilität und seinem stürmisch erregten Wesen die Rede ist.

**) Wortspiel: du poison pour du poisson.

abgelegenen Ländern kosten, so würde ich es lieber wie Apicius*) dort aufsuchen als es kommen lassen; denn die ausgesuchtesten Gerichte ermangeln immer einer Würze, die man nicht mitnehmen und die kein Koch ihnen geben kann, die Luft des Landes, das sie hervorgebracht hat.

477. Aus dem nämlichen Grunde würde ich es nicht machen wie diejenigen, welche sich nur da wohl befinden, wo sie nicht sind, und die Jahreszeiten in Widerstreit gegen sich selbst und gegen die Lage der Gegend setzen, im Winter den Sommer und im Sommer den Winter suchen, in Italien Kühle und im Norden Wärme haben wollen, ohne zu bedenken, daß, während sie der Strenge der Jahreszeiten aus dem Wege zu gehen meinen, sie dieselbe gerade da finden, wo man es nicht versteht, sich dagegen zu wahren. Ich würde ganz ruhig da bleiben oder gerade das Gegenteil thun: ich möchte gerade von einer Jahreszeit alles, was sie Angenehmes hat, und aus einer Gegend alles, was ihr eigentümlich ist, genießen. Ich hätte dann eine Mannigfaltigkeit von Vergnügungen und Gewohnheiten, die sich nicht gleichen und der Natur nie widerstreiten würden; den Sommer würde ich in Neapel zubringen, den Winter in Petersburg, bald einen sanften Zephyr einatmend, hingestreckt in den kühlen Grotten von Tarent, bald atemlos und ermattet von den Vergnügungen eines Tanzfestes in einem erleuchteten Eispalast.

478. In meinem Tafelgerät und in der Ausstattung meiner Wohnung möchte ich durch sehr einfachen Schmuck die verschiedenen Jahreszeiten nachahmen und jeder alle ihre Annehmlichkeiten abgewinnen, ohne der nachkommenden vorzugreifen. Eine solche Störung der natürlichen Ordnung ist mehr mühsam als geschmackvoll; man zwingt ihr damit unfreiwillige Erzeugnisse ab, die sie widerwillig und ohne Segen hergiebt und die ohne rechte Art und ohne rechten Geschmack weder den Leib ernähren, noch dem Gaumen angenehm sein können. Nichts Geschmackloseres giebt es als die Frühfrüchte; mit großen Kosten bringt es so ein reicher Mann in Paris mit seinen Öfen und Treibhäusern dahin, das ganze Jahr auf seinem Tische nur schlechte Gemüse und schlechtes Obst zu haben. Hätte ich Kirschen, wenn es friert, und aromatische Melonen mitten im Winter, mit welchem Genusse würde ich sie kosten, wenn mein Gaum das Bedürfnis, befeuchtet und erfrischt zu werden, nicht fühlt? Wären schwere Kastanien in der Hitze der Hundstage mir sehr angenehm? Würde ich sie, wenn sie eben aus dem Ofen kommen, der Johannisbeere und Erdbeere und erfrischenden Früchten vorziehen, die ich auf der Erde ohne zu viele Mühe auflesen kann? Wer sein Kamin im Januar mit erzwungenem Grün, mit blassen und geruchlosen Blumen bedeckt, schmückt nicht den Winter, sondern er schändet den Frühling;

*) Einer der unter diesem Namen bekannten drei Männer reiste nach des Athenaeus Bericht nach Afrika, weil man ihm von einer vorzüglichen Art von Seekrebsen erzählt, die sich dort fänden.

er beraubt sich damit des Vergnügens, im Walde das erste Veilchen zu suchen, die erste Knospe auszuspähen und mit Entzücken auszurufen: Menschen, ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch!

479. Um gut bedient zu sein, würde ich wenige Diener haben: das ist schon gesagt worden; aber es ist gut, es nochmals zu sagen. Ein Bürgersmann genießt mehr wirkliche Bedienung von seinem einzigen Diener als ein Herzog von sechs Herren, die ihn umgeben. Wie oft habe ich gedacht: wenn ich bei Tisch mein Glas neben mir habe, so trinke ich, wenn es mir eben gefällt, während, wenn ich an einer reich besetzten Tafel sitze, zwanzig Stimmen „Wein" rufen müssen, bevor ich meinen Durst stillen kann. Alles, was man durch andere thut, wird schlecht verrichtet, wie man es auch einrichte. Ich würde nicht zu den Kaufleuten schicken, sondern selbst hingehen. Ich würde hingehen, daß meine Leute nicht vor mir mit ihm sich verabredeten, um sicherer zu wählen und billiger einzukaufen; ferner, um eine angenehme Bewegung zu machen und zu sehen, was draußen vorgeht: das erfrischt und es belehrt manchmal; endlich würde ich es thun, um zu gehen, und das ist immer auch etwas: ein zu unbewegliches Leben führt Langeweile herbei; wer viel geht, hat wenig Langeweile. Der Thürhüter und die Bedienten sind schlechte Dollmetscher; ich möchte nicht immer diese Leute zwischen mir und der übrigen Welt haben und nicht immer in einem lärmenden Wagen unter die Leute gehen, als fürchtete ich, angesprochen zu werden. Ein Mann, der seine eigenen Beine braucht, hat seine Pferde immer zur Hand; sind sie müde oder krank, so weiß er es vor allen anderen; er braucht nicht zu besorgen, er möchte unter diesem Vorwande das Haus hüten müssen, wenn sein Kutscher sich einen guten Tag machen will; auf der Fahrt werden ihn nicht tausenderlei Hindernisse vor Ungeduld zur Verzweiflung bringen und in einem Augenblicke, wo er fliegen möchte, auf der Stelle festbannen. Wenn endlich niemand uns so gut bedient wie wir uns selbst, so soll man, wäre man auch mächtiger als Alexander und reicher als Krösus, von den andern nur die Dienste annehmen, die man sich nicht selbst leisten kann.

480. Ich möchte keinen Palast als Wohnung; denn in diesem Palaste würde ich nur *ein* Zimmer bewohnen: jedes gemeinschaftliche Zimmer gehört niemanden, und jedes Zimmer meiner Leute wäre mir ebenso fremd wie das meines Nachbars. Die gewiß sehr sinnlichen Morgenländer sind alle einfach in Wohnung und Hausgeräten. Sie betrachten ihr Leben wie eine Reise und ihre Wohnung wie eine Herberge. Dieser Grund verfängt freilich wenig bei uns Reichen, die wir uns einrichten, als lebten wir immer; aber ich hätte einen anderen, der die nämliche Wirkung hervorrufen würde. Mir schiene es, wenn ich mich mit so vielen Umständen an *einem* Orte einrichte, so verbanne ich mich aus allen anderen und kerkere mich, so zu sagen, in meinem Palaste ein.

Die Welt ist doch ein schöner Palast; gehört nicht alles dem Reichen, wenn er genießen will? Ubi bene, ibi patria, das ist sein Spruch; seine Laren sind die Orte, wo das Geld alles vermag; seine Heimat ist überall, wo sein Geldschrank durchkommen kann, wie Philipp jeden festen Platz für gewonnen ansah, wo ein mit Silber beladenes Maultier hineinkommen könnte.[1]) Warum also Mauern und Thore um sich ziehen, als wollte man nie mehr hinausgehen? Wenn eine Seuche, ein Krieg oder ein Aufstand mich aus einem Orte verjagt, gehe ich an einen anderen und finde da mein Absteigequartier schon vor mir angekommen. Warum soll ich mir die Mühe nehmen, mir selbst eines herzustellen, da man in der ganzen Welt für mich baut? Da das Leben doch so sehr drängt, warum soll ich mir Genüsse für eine ferne Zukunft vorbereiten, die ich gleich heute finden kann? Man kann sich kein angenehmes Los verschaffen, wenn man unaufhörlich mit sich selbst im Widerspruch lebt. So warf Empedokles den Agrigentinern vor, daß sie Vergnügungen aufhäuften, als hätten sie nur einen Tag zu leben, und bauten, als sollten sie nie sterben.*)

481. Was nützt mir aber auch eine so weitläufige Wohnung, da ich so wenig habe, sie zu bevölkern, und noch weniger, sie anzufüllen? Meine Hausgeräte wären einfach wie mein Geschmack; weder Bilder- noch Büchersammlung würde ich haben, besonders wenn ich Bücher gern hätte und mich auf Gemälde verstünde. Ich wüßte dann, daß solche Sammlungen nie vollständig sind und daß die Unvollständigkeit mehr Ärger verursacht, als wenn man gar nichts hat. In diesem Falle macht der Überfluß unglücklich; das hat jeder Sammler erfahren. Wenn man sich auf diese Sachen versteht, muß man nicht sammeln: wer sich seiner Sammlung selbst zu bedienen weiß, hat keine, um sie andern zu zeigen.

482. Das Spiel ist keine Unterhaltung eines Reichen, sondern ein Notbehelf für unbeschäftigte Leute; mir würden meine Vergnügen zu viel Geschäfte verursachen, um mir viel Zeit für einen so schlechten Gebrauch übrig zu lassen. Ich als einsamer, armer Mann spiele höchstens einmal Schach, und das ist schon zu viel. Wäre ich reich, so würde ich noch weniger spielen und nur um einen sehr kleinen Einsatz, um keinen Mißvergnügten zu sehen und selbst keiner zu sein. Das Interesse am Spiel, das bei Wohlhabenden keinen Beweggrund bildet, kann nur in einem schlecht gearteten Geist zur Sucht umschlagen. Der Gewinn, den ein reicher Mann beim Spiel machen kann, ist ihm immer weniger fühlbar als der Verlust; da aber die Einrichtung der bescheidenen Spiele, welche den Vorteil auf die Länge aufzehrt, es mit sich bringt, daß dieselben

---

[1]) Als zu Athen ein prächtig gekleideter Fremder gefragt wurde, woher er sei, antwortete er: Ich bin ein Reicher. Das dünkt mir sehr gut geantwortet. — R. Note des Manuskripts.

*) Aus Montaigne Essais II, 1.

mehr auf den Verlust als auf den Gewinn hinausgehen, so kann man bei richtiger Überlegung sich nicht sehr für eine Unterhaltung einnehmen lassen, wo man jegliche Wahrscheinlichkeit gegen sich hat. Wer mit der Bevorzugung des Schicksals seiner Eitelkeit schmeicheln will, kann eine solche bei viel verlockenderen Anlässen suchen; auch zeigt sich eine derartige Bevorzugung bei einem geringeren Spiel nicht weniger als bei dem höchsten. Die Neigung zum Spiel, ein Erzeugnis der Habsucht und der Langeweile, faßt nur in einem leeren Kopf oder Herzen Wurzel; ich glaube, ich hätte genug Gefühl und Kenntnisse, um ein derartiges Ersatzmittel entbehren zu können. Man sieht bei den Denkern selten ein großes Gefallen am Spiel, das die Gewohnheit zu denken stört oder auf unfruchtbare Kombinationen führt; es ist auch eine und vielleicht die einzige Wohlthat, welche die Neigungen für die Wissenschaften erzeugt hat, daß sie diese schmutzige Leidenschaft ein wenig dämpft: man wird sich lieber anstrengen, den Nutzen des Spiels zu beweisen, als sich ihm hingeben.*) Ich meinesteils würde unter den Spielern dagegen kämpfen und mehr Vergnügen daran finden, beim Anblick ihrer Verluste über sie zu spotten, als ihnen ihr Geld abzugewinnen

483. Ich wäre der nämliche in meinem Privatleben wie in meinem Verkehr mit der Welt. Ich hätte den Wunsch, daß mein Geld überall Wohlsein verschaffte und nie eine Ungleichheit fühlen ließe. Der Flitterstaat ist in tausenderlei Beziehungen lästig. Um alle mögliche Freiheit unter den Menschen mir zu sichern, möchte ich so gekleidet sein, daß ich in allen Gesellschaftsklassen an meiner Stelle zu sein schiene und daß ich in keiner auffiele, daß ich, ohne Verstellung oder Änderung in meiner Erscheinung, ein Mann des Volkes wäre in einer Kneipe und ein feiner Gesellschafter im Palais Royal. Dadurch wäre ich freier in meiner Bewegung und könnte mir immer die Vergnügungen aller Stände sichern. Wie man sagt, giebt es Frauen, die vor gestickten Ärmeln ihre Thüren schließen und nur Leute in Spitzen empfangen; ich würde also meinen Tag anderswo zubringen: wären indessen jene Frauen jung und hübsch, so könnte ich manchmal Spitzen anlegen, um höchstens die Nacht bei ihnen zuzubringen.

484. Gegenseitige Zuneigung, Gleichartigkeit des Geschmacks und Übereinstimmung der Charaktere wären das einzige Band meiner Gesellschaft; ich würde mich ihr als Mensch hingeben, nicht als Reicher; ich würde nie dulden, daß ihr Reiz durch das Interesse vergiftet würde. Wenn meine Wohlhabenheit mir einige Menschenliebe gelassen hätte, würde ich meine Dienste und Wohlthaten auf einen großen Kreis ausdehnen; doch möchte ich eine Gesellschaft um mich haben, nicht einen Hof, Freunde, keine Günstlinge; ich wäre nicht der Gönner meiner Gäste, sondern ihr

---

*) Es existierte damals eine „Abhandlung über das Spiel“ von Babeyrac, welche Formey citiert, und dieser selbst verteidigt das Spiel.

Wirt. Unabhängigkeit und Gleichheit würden meinen Verbindungen den reinen Charakter des Wohlwollens lassen und wo Pflicht und Interesse nichts zu sagen hätten, würden Vergnügen und Freundschaft allein den Ton angeben.

485. Weder ein Freund noch eine Geliebte läßt sich erkaufen. Es ist leicht, um Geld Frauen zu haben; aber gerade auf diese Weise wird man nie der Geliebte. Liebe kann man nicht verkaufen; ja, das Geld tötet sie unfehlbar. Wer bezahlt, und wäre er auch der liebenswürdigste Mensch, kann nicht lange geliebt werden, schon deshalb, weil er bezahlt. Bald wird er für einen anderen bezahlen, oder vielmehr, dieser andere wird mit seinem Gelde bezahlt werden, und gerade in dieser durch das Interesse und die Ausschweifung ohne Liebe, Ehre und wahre Lust gebildeten Doppelverbindung bleibt das habgierige, untreue und verächtliche Weib, das von dem elenden Menschen, der das Geld empfängt, behandelt wird, wie sie den Dummkopf behandelt, der es giebt, beiden gegenüber aller Verpflichtung ledig. Es wäre ein angenehmes Ding, freigebig zu sein gegen diejenigen, die man liebt, wenn das nicht einen Handel begründete. Ich kenne nur ein Mittel, diese Neigung seiner Geliebten gegenüber zu befriedigen, ohne die Liebe zu vergiften, nämlich, ihr alles zu geben und sich dann von ihr ernähren zu lassen. Es bleibt nur die Frage, wo es ein Weib gebe, dem gegenüber dieses Verfahren nicht maßlos wäre.

486. Derjenige, welcher sagte: Ich besitze die Laïs, nicht sie mich*) — sagte etwas sehr Geistloses. Der Besitz, der nicht gegenseitig ist, hat keinen Wert; damit besitzt man höchstens das Geschlecht, aber nicht die Person. Warum nun, wo das Geistige in der Liebe fehlt, vom übrigen ein so großes Wesen machen? Nichts ist ja leichter zu haben. Ein Maultiertreiber ist darin dem Glücke näher als ein Millionär.

487. Könnte man nur den Inkonsequenzen des Lasters weit genug nachgehen, wie sehr würde man es enttäuscht finden, wenn es auch erlangt, was es erstrebt hat! Wozu diese barbarische Sucht, die Unschuld zu verderben, sich ein Opfer zu suchen in einem jungen Wesen, das man hätte beschützen sollen und das man mit diesem ersten Schritt unvermeidlich in einen Abgrund von Elend hinabzieht, aus dem nur der Tod es wieder herausziehen wird? Das ist Rohheit, Eitelkeit, Beschränktheit, Verirrung und nichts weiter. Selbst die Lust ist darin keine natürliche, sondern eine Schöpfung der Einbildung und zwar der gemeinsten, da sie Mißachtung seiner selbst voraussetzt. Wer sich bewußt ist, der niedrigste der Menschen zu sein, scheut doch die Vergleichung mit jedem

---

*) Ἔχω Λαΐδα, ἀλλ' οὐκ ἔχομαι. Diogen. Laert. II, 75. Laïs war eine berühmte Buhlerin, mit der Aristippus von Cyrene Umgang hatte. Freunden, die ihm deshalb Vorwürfe machten, antwortete er, wie angegeben.

anderen und will den Vorzug vor ihm haben, um weniger verhaßt zu sein. Man sehe nur, ob diejenigen, denen so sehr nach diesem eingebildeten Leckerbissen gelüstet, jemals junge, liebenswürdige Menschen sind, die es verdienten, zu gefallen, und denen man verzeihen könnte, wenn sie wählerisch wären. Nein, wer Schönheit, Vorzüge und Gefühl besitzt, fürchtet die Erfahrungen der Geliebten nicht. In gerechter Zuversicht sagt er: Du kennst die Vergnügungen; mein Herz verspricht dir gleichwohl eine Lust, die du noch nicht gekannt hast.

488. Aber ein alter, durch Schwelgerei entkräfteter Satyr ohne irgendetwas Einnehmendes, ohne Schonung und Rücksicht, ohne irgendeine Art von Achtbarkeit, unfähig und unwürdig, einem Weibe, welche etwas von persönlicher Liebenswürdigkeit weiß, zu gefallen, glaubt einem jungen unschuldigen Wesen gegenüber alles das zu ersetzen, indem er der bessern Einsicht durch Schnelligkeit zuvorkommt und jenes in die erste sinnliche Aufregung versetzt. Seine letzte Hoffnung setzt er darauf, durch die Neuheit zu gefallen; das ist unbestreitbar der geheime Beweggrund für seine Laune: aber er täuscht sich; der Abscheu, den er erregt, ist nicht weniger natürlich als die Begierden, die er erregen möchte: er täuscht sich auch in seiner thörichten Erwartung; diese nämliche Natur trachtet danach, ihre Rechte wieder an sich zu reißen; ein käufliches Mädchen hat sich schon hingegeben, und da sie sich einem Manne ihrer Wahl hingegeben, so hat sie die Vergleichung, die jener fürchtet, schon gemacht. Er erkauft sich also eine eingebildete Lust und wird darum nicht weniger verabscheut.

589. Bei aller Möglichkeit des Wechsels für einen Reichen werde ich wenigstens in einem Punkte nicht wechseln. Wenn mir auch weder Sitten noch Tugend mehr bleiben, so habe ich doch wenigstens noch einigen Geschmack Verstand und Zartsinn, und das wird mich davor bewahren, mein Vermögen närrischer Weise mit der Jagd nach Hirngespinsten zu vergeuden, Geld und Leben zu erschöpfen, um mich von Kindern verraten und auslachen zu lassen. Wäre ich jung, so würde ich die Freuden der Jugend suchen, und da ich sie in all ihrer Wollust haben möchte, würde ich sie nicht als reicher Mann suchen. Bliebe ich, was ich bin, so wäre die Sache anders; ich würde mich vernünftiger Weise auf die Freuden meines Alters beschränken; ich würde nur denjenigen Neigungen nachgeben, von welchen ich Genuß hätte, und würde diejenigen unterdrücken, die mir nur Qual bereiten könnten. Ich würde meinen grauen Bart nicht den spöttischen Witzen junger Mädchen aussetzen; ich könnte es nicht mit ansehen, wenn meine widrigen Liebkosungen ihnen Ekel bereiteten, wenn ich ihnen auf meine Kosten Stoff zu den lächerlichsten Erzählungen gäbe und sie mir denken müßte, wie sie die ekelhafte Lust des alten Affen ausmalten und dafür, daß sie erduldet, sich auf diese Weise schadlos hielten. Wenn schlecht bekämpfte Gewohnheiten meine früheren Neigungen in Bedürfnisse umgewandelt hätten, würde ich dieselben vielleicht be-

friedigen, aber mich dessen schämen und vor mir selbst erröten. Ich würde die Leidenschaft vom Bedürfnis trennen und mich, so gut es ginge, einrichten, es aber dabei bewenden lassen: ich würde mir aus meiner Schwäche kein Geschäft mehr machen und möchte vor allem nur einen einzigen Zeugen derselben haben. Das menschliche Leben hat andere Vergnügungen, wenn diese ihm versagen; wer denen, die uns fliehen, thörichter Weise nachläuft, verliert auch diejenigen, die uns noch übrig geblieben sind. Man wechsle also seine Neigungen mit den Jahren und vertausche die Alter eben so wenig als die Jahreszeiten: der Mensch muß zu allen Zeiten er selbst sein und nicht gegen die Natur ankämpfen; diese nutzlosen Bestrebungen verbrauchen das Leben und verhindern uns, es zu gebrauchen.

490. Das Volk langweilt sich kaum, weil es ein thätiges Leben führt; sind seine Vergnügungen nicht mannigfaltig, so sind sie selten; viele Arbeitstage lassen ihm die Wonne einiger Festtage so recht empfinden. Die Abwechselung von langer Arbeit und kurzer Muße dient ihm als Würze für die Vergnügungen seines Standes. Die große Geißel der Reichen ist die Langeweile: mitten unter so vielen mit großen Kosten beschafften Lustbarkeiten, mitten unter so vielen Leuten, die sich befleißigen, ihnen gefällig zu sein, verzehrt und tötet sie die Langeweile; sie bringen ihr Leben damit zu, sie zu fliehen und sich von ihr einholen zu lassen; ihre unerträgliche Last drückt sie nieder; die Frauen zumal, die sich nicht zu beschäftigen und nicht zu unterhalten wissen, lassen sich von ihr unter dem Namen von Nervenleiden*) aufzehren; sie verwandelt sich bei ihnen zu einem fürchterlichen Übel, das ihnen manchmal den Verstand und endlich das Leben raubt. Ich für meinen Teil kenne kein schrecklicheres Los als das eines hübschen Weibes in Paris nach dem des liebenswürdigen Anbeters, der sich an sie heftet und, wie sie ein müßiges Weib geworden, seinem Stande doppelt ins Gesicht schlägt, während die Eitelkeit, Eroberungen gemacht zu haben, ihm die Öde der traurigsten Tage, welche je eine menschliche Kreatur zugebracht, erträglich machen muß.

491. Anstand, Moden und Gewohnheiten, welche vom Luxus und dem feinen Ton herkommen, bannen das ganze Leben in die widrigste Einförmigkeit. Das Vergnügen, das man vor andrer Augen genießen will, ist für jedermann verloren; man genießt es weder für die Leute noch für sich.[1]) Das Gelächter, vor dem sich das gemeine Vorurteil so

---

*) Damals vapeurs (Dünste) genannt. Man führte im 17. und 18. Jahrhundert (vgl. das Gedicht von Claudius: Der Winter ist ein rechter Mann u. s. w.) darauf alle möglichen Nervenaffektionen und hysterische Erkrankungen zurück. R. im 6. Buch der Bekenntn.: „Die V. sind die Krankheiten der Glücklichen: sie waren auch die meinige."

[1]) Zwei Damen aus der guten Gesellschaft wollen sich dafür angesehen wissen, als genössen sie viel Unterhaltung, und verpflichten sich, nie vor fünf Uhr morgens zu Bette zu gehen. Im strengsten Winter bringen ihre Leute die Nacht im Freien

sehr fürchtet, ist immer bei der Hand, um sie zu knechten und zu strafen. Man wird immer nur durch ganz bestimmte Formen lächerlich: wer in seine Lage und seine Vergnügungen Abwechselung zu bringen weiß, verwischt heute den Eindruck von gestern; er existiert gar nicht in der Erinnerung der Menschen, aber er genießt: denn er ist ganz er selbst zu jeder Stunde und in jeder Lage. Meine einzig gleichbleibende Form wäre diese: in jeder Lage würde ich mich um keine andere bekümmern und jeden Tag für sich nehmen, unabhängig von gestern und morgen. Wie ich ein Volksmann sein würde unter dem Volke, wäre ich Landmann auf dem Lande, und wenn ich vom Ackerbau reden würde, sollte mich kein Bauer auslachen. Ich würde mir keine Stadt auf dem Lande bauen, noch mitten in der Provinz die Tuilerien vor meine Wohnung setzen. Am Abhang eines angenehmen, recht schattigen Hügels würde ich ein kleines ländliches Haus besitzen, ein weißes Haus mit grünen Läden, und obwohl ein Strohdach zu jeder Jahreszeit das beste ist, so würde ich doch zum Prunk nicht den traurigen Schiefer, sondern Ziegel vorziehen, weil sie reinlicher und freundlicher aussehen als Stroh, weil man in meiner Heimat die Häuser nie anders deckt und mich das ein wenig an die glückliche Zeit meiner Jugend erinnern würde. Am Hause müßte ein Geflügelhof sein und statt des Pferdestalles ein Stall mit Kühen der Milchspeisen wegen, die ich sehr liebe. Ferner wäre da ein Gemüsegarten und als Park ein hübscher Baumgarten, dem ähnlich, von dem ich nachher sprechen werde. Das Obst, das ich den Spaziergängern freigäbe, würde weder gezählt noch von meinem Gärtner eingesammelt, und ich würde nicht herrliche Spaliere, die man kaum anzurühren wagte, in geiziger Pracht den Leuten vor Augen stellen. Diese kleine Verschwendung wäre nun wenig kostspielig, weil ich mein Heim in einer entfernten Provinz ausgesucht hätte, wo man wenig Geld und viel Früchte sieht, wo Überfluß und Armut herrschen.

492. Da würde ich eine mehr gewählte als zahlreiche Gesellschaft von Freunden versammeln, die das Vergnügen liebten und kännten, und von Frauen, die es über sich brächten, vom Lehnstuhl aufzustehen und sich ländlichen Spielen hinzugeben und dann und wann an Stelle der Spitzenspule und der Karten die Angelschnur, die Leimrute, den Rechen der Mäherinnen und das Körbchen der Winzer in die Hand zu nehmen. Da wäre jeder Stadtton vergessen, und, ländlich auf dem Lande geworden, würden wir eine Menge verschiedener Ergötzlichkeiten vor uns sehen, die uns jeden Abend nur die Verlegenheit der Wahl für den anderen Tag

---

zu um sie zu erwarten und wissen sich kaum vor dem Erfrieren zu schützen. Eines Abends oder, besser gesagt, eines Morgens tritt jemand in das Zimmer, wo diese beiden so sehr vergnügten Damen die Stunden verfließen ließen ohne sie zu zählen: da waren sie denn vollständig allein, jede in einem Lehnsessel schlafend. — R. Amst.

bereiten würden. Körperliche Bewegung und Arbeitsamkeit würden unseren Magen und unseren Geschmack erfrischen. Alle unsere Mahle wären Feste, in denen mehr die Fülle als die ausgesuchten Speisen ergötzten. Heiterkeit, ländliche Arbeiten und lustige Spiele sind die ersten Köche der Welt; feine Ragouts sind für Leute, die von Sonnenaufgang an in Thätigkeit sind, etwas sehr Lächerliches. Die Aufwartung würde ebenso wenig geregelt als elegant sein; der Eßsaal wäre überall, im Garten, in einem Kahn, unter einem Baum, manchmal fernab an einer sprudelnden Quelle, auf schwellendem, frischem Grase, unter Erlen- und Haselbüschen: ein langer Zug fröhlicher Gäste würde singend das Notwendige für den Schmaus herbeitragen, der Rasen diente als Tisch und als Stuhl, das Ufer der Quelle wäre der Anrichtetisch, und die Nachkost hinge von den Bäumen herunter. Die Gerichte würden ohne Ordnung aufgetragen, der Appetit würde alle Umstände überflüssig machen; jeder würde sich selbst unverhohlen bevorzugen und es in der Ordnung finden, daß jeder andere es auch so machte: aus dieser herzlichen und gemäßigten Vertraulichkeit würde ohne Grobheit, Falschheit und Zwang ein scherzhaftes Gezänke entstehen, hundertmal reizender als die Höflichkeit und geeigneter, die Herzen zu verbinden. Kein lästiger Lakai würde unsere Gespräche belauschen, unser Benehmen im Geheimen kritisieren, unsere Bissen mit gierigen Augen zählen, sich ein Vergnügen daraus machen, uns aufs Trinken warten zu lassen, und über ein zu langes Mahl murren. Wir würden unsere Diener sein, um die Herren zu sein; jeder würde durch alle bedient werden; die Stunden würden ungezählt verfließen; die Mahlzeit wäre eine Ruhezeit und würde so lange dauern als die Tageshitze. Wenn irgendein Landmann, die Werkzeuge auf der Schulter, an uns vorbei zur Arbeit zurückginge, so würde ich ihn durch einige passende Reden und einige Schlücke guten Weins erfreuen, die ihn seine Not heiterer ertragen ließen, und ich selbst hätte auch das Vergnügen, mich innerlich gerührt zu fühlen und im Stillen zu mir zu sagen: Noch bin ich ein Mensch.

493. Wenn irgendein ländliches Fest die Bewohner des Ortes versammelte, so wäre ich unter den ersten mit meiner Schar; wenn einige Heiraten, vom Himmel gesegneter als die in der Stadt, in meiner Nachbarschaft geschlossen würden, so wüßte man, daß ich die Freude liebe, und lüde mich ein. Ich würde den guten Leuten einige Geschenke, so einfach wie sie selbst, bringen, die das Fest erhöhten, und ich würde dafür einige Gaben von unschätzbarem Werte dort antreffen, Wohlthaten, die Meinesgleichen so wenig kennen, Ungezwungenheit und wahres Vergnügen. Ich würde fröhlich am Ende ihrer langen Tafel speisen, den Rundreim eines alten ländlichen Liedes mitsingen und in ihrer Scheune mit freudigerem Herzen tanzen als auf einem Ball der großen Oper.

494. Bis dahin ist alles wunderschön, wird man sagen; aber wie ist es mit der Jagd? Heißt das auf dem Lande leben, wenn man nicht jagt? Freilich; ich wollte nur eine Maierei, da bin ich im Unrecht. Ich nehme an, ich sei reich, da muß ich meine besonderen Vergnügungen und zwar verheerende Vergnügen haben; das ist ein ganz anderer Fall. Ich muß Länder, Wälder, Forsthüter, Flurzehnten, Herrenrechte, vor allem aber Weihrauch und Weihwasser haben.

495. Ganz recht; aber dieses Land wird Nachbarn haben, die auf ihre Rechte eifersüchtig sind und die anderer an sich reißen möchten; unsere Flurwächter werden sich zanken, vielleicht auch die Herren: so entstehen zum mindesten Zank, Hader, Haß und Prozesse; das ist schon nicht sehr angenehm. Meine Pächter werden nicht gerne meine Hasen in ihren Feldern und meine Eber in ihren Bohnen sich herumtreiben sehen; wagt er auch den Feind nicht zu töten, der seine Arbeit vernichtet, so wird ihn doch jeder gern von seinem Felde wegtreiben: wenn sie den Tag über ihr Land bebaut haben, werden sie dieselben die Nacht hindurch bewachen müssen; dazu brauchen sie Hunde, Trommeln, Hörner und Schellen, und mit all dem Lärm werden sie meinen Schlaf stören; ich werde wider Willen an das Elend der armen Leute denken und mir Vorwürfe darüber nicht ersparen können. Hätte ich die Ehre, Fürst zu sein, würde mich das alles kaum berühren; aber als frischer Emporkömmling und Reicher werde ich ein noch ein wenig bürgerliches Herz haben.*)

496. Das ist nicht alles; die Menge des Wildbrets wird die Jäger anlocken; ich werde bald Wilddiebe zu bestrafen haben; ich brauche Gefängnisse, Kerkermeister, Schützen und Galeeren: das scheint mir alles sehr hart zu sein. Die Weiber der Unglücklichen werden meine Thür belagern und mich mit ihrem Gejammer belästigen; man muß sie entweder wegjagen oder mißhandeln. Die armen Leute, die nicht gewildert haben, deren Ernte aber meinem Wild zur Beute gefallen ist, werden ihrerseits Klage erheben: die einen werden gestraft werden, weil sie das Wild erlegt, die andern zugrunde gerichtet, weil sie es geschont haben; fürwahr eine traurige Wahl! Von allen Seiten tritt mir nur Elend entgegen, ich höre nichts als Seufzen: das muß, meine ich, die Lust, Hau-

*) Mit diesen Auslassungen über die Jagd wollte R., abgesehen von den bekannten allgemeinen Mißständen, dem Grafen Charolois einen Hieb versetzen. R. erzählt in den Confessions II, 11, wie er oft von der Ermitage in Montmorency aus Zeuge der Bedrückungen gewesen, welche die Jagdliebe dieses Herren den armen Bauern verursacht habe. — Ähnliche Schilderungen finden sich auch in Diderot's Erzählungen. Crousaz sagt in seinem 1722 erschienenen Erziehungsbuch (II, 465): „Die Jagd ist eine Quelle der Streitigkeiten unter den Edelleuten und der Ungerechtigkeit bei den größten Herren, welche ihre Unterthanen zugrunde richten, um ihr Wild zu erhalten.“ — Vgl. auch oben IV, § 381, wo Emil dennoch jagen soll.

fen von Rebhühnern und Hasen fast vor seinen Füßen zu erlegen, sehr verderben.

497. Willst du von dem Vergnügen das Unangenehme fernhalten, so halte jede Ausschließlichkeit fern: je mehr man im Genusse die Gemeinsamkeit mit allen andern Menschen wahrt, desto reiner wird immer der Genuß sein. Ich werde also von all dem Gesagten nichts thun, sondern, ohne meine Neigungen zu ändern, werde ich denen, die ich bei mir voraussetze, mit geringerem Aufwande mich hingeben. Meinen Landaufenthalt werde ich da aufschlagen, wo die Jagd für jedermann frei ist und wo ich ihre Lust ohne Belästigung genießen kann. Das Wild wird seltener sein; aber man braucht dann mehr Geschick, es aufzusuchen, und man hat mehr Vergnügen, es zu finden. Ich erinnere mich des Herzklopfens, das mein Vater beim ersten Rebhühnerflug verspürte, und der ungeheuren Freude, mit der er einen Hasen erjagte, dem er den ganzen Tag nachgegangen war. Ja, ich behaupte, daß er, allein mit seinem Hunde, mit Gewehr, Waidtasche und Pulverhorn und seiner kleinen Beute beladen, abgemüdet und von Dornen zerrissen, abends zufriedener mit seinem Tagewerke zurückkam als jene modischen Jäger, welche auf einem guten Pferde zwanzig geladene Gewehre hinter sich hertragen lassen und sie eben nur wechseln und ohne Kunst, ohne Ehre und beinahe ohne körperliche Anstrengung das Wild ringsum niederschießen. Das Vergnügen ist also nicht geringer, nur ist die Unannehmlichkeit beseitigt, wenn man weder sein Weideland zu hüten, noch Wilddiebe zu bestrafen, noch arme Leute zu peinigen hat. Das ist doch Veranlassung genug, es lieber so zu machen. Wie man es auch anfange, wenn man die Menschen fortwährend quält, muß man schließlich selbst dafür büßen, und die fortwährenden Verwünschungen des Volkes machen früh oder spät das Wildbret bitter.

498. Noch einmal, die ausschließenden Vergnügungen sind der Tod des Vergnügens. Die wahre Lust ist die, die man mit dem Volke teilt; was man da für sich allein haben will, genießt man nicht. Wenn die Mauern, die ich um meinen Park ziehe, ihn mir zu einer traurigen Klause machen, so habe ich mir nur mit großen Kosten das Vergnügen des Spazierganges entzogen; so bin ich denn genötigt, es mir in größerer Entfernung zu verschaffen. Der Fluch des Eigentums verpestet alles, was er berührt. Ein Reicher will überall der Herr sein und befindet sich doch nur wohl, wo er es nicht ist; er ist genötigt, sich immer selbst zu fliehen. Ich dagegen werde in dieser Beziehung als reicher Mann gerade das thun, was ich in meiner Armut gethan habe. Jetzt macht mich das Gut der Anderen reicher, als ich es je vom eigenen sein kann, und ich bemächtige mich alles dessen, was mir in meiner Umgebung zusagt: es giebt keinen ausgesprocheneren Eroberer als ich; ich greife selbst in das Recht der Fürsten ein; ich eigne mir ohne Unterschied alles offene Gelände

an, das mir gefällt; ich gebe ihm Namen; ich mache das eine zu meinem Park, das andere zu meiner Terrasse, und damit bin ich der Herr desselben; von dem Augenblick an ergehe ich mich ungestraft darin; um den Besitz zu behaupten, gehe ich oft wieder dahin; den Boden nütze ich durch meine Gänge ab, wie ich nur will, und ich werde mir nie einreden lassen, daß der formelle Besitzer des Grundes, den ich mir aneigne, mehr Nutzen aus dem Gelde zieht, welches er ihm einbringt, als ich aus seinem Grundstück ziehe. Will man mir durch Gräben und Hecken lästig fallen, so kümmert mich das wenig: ich nehme meinen Park auf meine Schultern und trage ihn anderswohin; an Unterkünften dafür fehlt es in der Gegend nicht, und ich kann meine Nachbarn lange ausplündern, bevor ich mein Daheim verliere.*)

499. Das ist ein kleiner Versuch über den wahren Geschmack in der Wahl einer angenehmen Muße; in diesem Sinne genießt man: alles andere ist nur Wahn, Einbildung und thörichte Eitelkeit. Wer sich von diesen Regeln entfernt, möchte noch so reich sein, er wird für sein Geld nur Aas zu verzehren bekommen und den Wert des Lebens nie kennen lernen.

500. Man wird mir ohne Zweifel entgegenhalten, derartige Vergnügungen stünden allen Menschen zu Gebot und man brauche nicht reich zu sein, um sie zu kosten. Darauf wollte ich gerade kommen. Man hat Vergnügen, wenn man es haben will; die Einbildung allein macht alles schwierig und scheucht das Glück vor uns weg; es ist hundertmal leichter, glücklich zu sein, als es zu scheinen. Für den Mann von Geschmack, für den wirklich Genußfähigen ist der Reichtum nichts; es genügt ihm, frei und sein eigener Herr zu sein. Wer Gesundheit genießt und des Notwendigen nicht entbehrt, ist reich genug, wenn er die eingebildeten Güter aus seinem Herzen reißt: das ist die aurea mediocritas**) des Horaz. Ihr Leute mit den Geldsäcken, suchet also eine andere Verwendung für eueren Reichtum; denn zum Vergnügen ist er nicht zu brauchen. Emil wird das nicht besser wissen als ich; aber mit seinem reineren und gesünderen Herzen wird er es noch tiefer empfinden, und alle seine Beobachtungen in der Gesellschaft werden es ihm nur bestätigen.***)

---

*) Vgl. III, § 138.

**) „Der goldene Mittelweg." Horat. carm. II, 10, 5.

***) Zusatz des Manuskripts: „Diese Art, den Geschmack zu bilden, wiegt die der Bücher wohl auf. Horaz und Chaulieu werden ihm nicht mehr lehren. Es bleibt nur, wie gesagt, die Frage, ob das nichtssagende und fruchtlose Vorschriften sind oder ob sie ihm angemessen sind." Chaulieu (1639—1720) ist wie Horaz der Dichter des vernünftigen Lebensgenusses. R. übersieht aber, daß er in dieser Beziehung fast das Nämliche lehrt, was er selbst oben ausgeführt hat. Man vergleiche das Gedicht La Retraite (besonders Str. 7 und Str. 15). Von R. unterscheidet ihn die unzerstörbare Heiterkeit, die er unter schweren körperlichen Leiden, als ein blinder Greis, nie verloren hat.

501. Während wir so die Zeit hinbringen, suchen wir immer nach Sophie und finden sie nicht. Es war auch gut, daß sie sich nicht so rasch gefunden hat; wir haben sie auch an Orten gesucht, wo sie ganz gewiß nicht zu finden war.[1])

502. Endlich drängt der Augenblick; es ist Zeit, sie alles Ernstes zu suchen, damit er sich nicht selbst eine solche schaffe, die er für Sophie nähme, und seinen Irrtum zu spät einsehe. Lebe denn wohl, Paris, berühmte, geräuschvolle Stadt voll Rauch und Schmutz, wo die Frauen nicht mehr an die Ehre, die Männer nicht mehr an die Tugend glauben. Lebe wohl, Paris: wir suchen Liebe, Glück und Unschuld; so können wir nie fern genug von dir sein.*)

---

[1]) Mulierem fortem quis inveniet? Procul, et de ultimis finibus pretium ejus. Sprichw. XXXI, 10. — R. Amst. („Wer wird ein tüchtiges Weib finden? Ihr Wert ist wie Dinge, die fern von den äußersten Enden kommen.") Das Citat könnte Fénelon (Mädchenerz., XIII, § 4) entlehnt sein; der Spruch ist aber auch Motto der Leichenrede Fléchier's auf die Herzogin von Montausier, die Tochter der Marquise von Rambouillet.

*) Man ist seit Raumer gewöhnt, den Emil hier als abgeschlossen zu betrachten und das fünfte Buch als einen wenig zur Sache gehörigen Anhang über weibliche Erziehung ganz zu übergeben, obwohl der mit „Sophie" überschriebene Teil dieses Buches nur eine Art Episode ist. Mit § 172 nimmt Rousseau den Faden wieder auf und spricht von Emil weit mehr als von Sophie, ja die letzten Partien des 5. Buches wie die Abschweifung „über das Reisen" haben mit Sophie gar nichts zu thun. Auch Vinet weiß nach seiner langen Analyse der vier ersten Bücher vom fünften nichts, und doch widmete R. der Abfassung des fünften Buches das größte Interesse. Vgl. unsere Vorrede S. XII. Der Zusammenhang des fünften Buches mit den vorhergehenden wird einleuchtend, wenn man erwägt, daß R. nicht von dem einzelnen Menschen spricht, sondern von der Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes. Fängt seine Erziehung gerade deshalb bei der Geburt an, so will sie auch bis zu dem Punkte führen, wo das Fortleben der Generation gesichert ist. Überdies ist die von § 311 beginnende Erörterung für den ganzen Emil so wichtig als irgendeine Stelle in den vier ersten Büchern. — Formey erinnert zu den Schlußworten des 4. Buches an eine Stelle aus Boileau's 1. Satire: „Mit Zorn in Aug und Herzen stürmt er fort Und spricht mit Wut sein hartes Abschiedswort."

Fünftes Buch.

1. So wären wir denn beim letzten Akte der Jugend angelangt; aber noch stehen wir nicht an der Lösung der Entwicklung.

2. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Emil ist Mann geworden; wir haben ihm eine Gefährtin versprochen und müssen sie ihm geben. Diese Gefährtin ist Sophie.*) Wo ist sie zu Hause? Wo finden wir sie? Zuerst müssen wir sie kennen. Wissen wir erst, wer sie ist, so werden wir leichter auf den Ort kommen, wo sie wohnt; aber wenn wir sie auch gefunden haben, so ist unsere Aufgabe noch nicht zu Ende. „Da unser junger Edelmann", sagt Locke**), „auf dem Punkte ist, sich zu verheiraten, so ist es Zeit, ihn bei seiner Auserwählten zu lassen." Damit schließt er sein Werk. Da ich nicht die Ehre habe, einen Edelmann zu erziehen, so werde ich mich wohl hüten, Locke in diesem Punkte nachzuahmen.

---

*) S. IV, § 410 und die erste Anm. dazu.

**) § 216. Der noch folgende § 217 ist ein Nachwort. Raumer, „mit Locke einverstanden", bricht hier seine Besprechung R.8 ebenfalls ab. Wir verweisen unsererseits auf die Schlußbemerkung zum 4. Buche.

Sophie

oder

Das Weib.*)

3. Sophie soll Weib sein, wie Emil Mann ist, d. h. sie soll alles haben, was der Natur ihrer Gattung und ihres Geschlechtes zukommt, um ihren Platz in der physischen und moralischen Weltordnung auszufüllen. Beginnen wir also die Gleichheiten und Verschiedenheiten ihres Geschlechtes und des unsrigen zu untersuchen.

4. In allem, was nicht zum Geschlechte gehört, ist das Weib, was der Mann ist: sie hat die nämlichen Organe, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Fähigkeiten; die Maschine ist auf die gleiche Art gebaut, ihre Teile sind dieselben, ihre Wirkung ist die gleiche, die Gestalt ist ähnlich; in welcher Hinsicht man sie auch betrachte, sie unterscheiden sich nur durch ein Mehr oder Weniger.

---

*) **Fünftes Buch.** Mannesalter. — Emil ist Mann, er braucht eine Gefährtin. — **Sophie** § 3—171. Die Frau soll dem Manne gefallen und ihm unterwürfig sein. Natürliche Scham. Abweisende Haltung des weiblichen Teils. Moralische Folgen des Verhältnisses. Das Weib muß nicht bloß ehrbar sein, sondern auch so scheinen. Pflege der angenehmen Form; weibliche Beschäftigungen auf das Schöne gerichtet. Verhütung leidenschaftlicher Neigungen, welche der Hörigkeit der Frau widersprechen. Pflege der angenehmen Fertigkeiten. Religiöse Unterweisung in doktrinärer Form, aufs Moralische gerichtet. Beobachtungsgabe der Frauen. Ihre äußere Erscheinung (§ 125 ff). Wahl des Gatten: Notwendigkeit gleicher Lebenslage für glückliche Ehen. — **Emil** verläßt Paris, um eine Gattin zu suchen (§ 188). Das Fußreisen. Emil in Sophiens Haus. Erwachende Neigung, Ansiedelung in der nahe gelegenen Stadt. Der 20jährige Emil (§ 223). Die Liebenden: Liebe und Eifersucht. Der kranke Landmann: Teilnahme der Liebenden. Die Liebesprobe. **Das Reisen.** Emil erwirbt sich Menschen- und Staatskenntnisse und kehrt als freier, zum Wohlthun geneigter Mensch zurück, um mit Sophie ein „goldenes Alter" heraufzubeschwören. Emils und Sophiens Vereinigung und eheliches Glück. — Wenn man mit einigem Rechte vermuten darf, daß auf die Form des Emil Fénelon's Télémaque eingewirkt habe, so erinnert besonders die Art, wie Emil Sophie findet, an die Abenteuer, welche der Sohn des Odysseus mit seinem Mentor besteht. Vgl. Anm. zu § 239.

5. In allem, was mit dem Geschlechte zusammenhängt, haben Weib und Mann überall Berührungspunkte und überall Verschiedenheiten; die Schwierigkeit der Vergleichung entspringt aus der Schwierigkeit, in der Beschaffenheit beider zu bestimmen, was zum Geschlechte gehört und was nicht. Mittels der vergleichenden Anatomie und selbst beim bloßen Anblick findet man allgemeine Verschiedenheiten, welche mit dem Geschlecht nicht im Zusammenhang zu stehen scheinen; dies ist dennoch der Fall, aber wir sind nicht imstande, die Verbindungen wahrzunehmen; wir wissen nicht, wie weit sich diese Verbindungen erstrecken können: das einzige, was wir sicher wissen, ist, daß alles, was die Geschlechter gemeinschaftlich haben, der Gattung angehört und alles, was sie verschieden haben, dem Geschlechte; unter diesem doppelten Gesichtspunkte treffen wir bei ihnen so viele Beziehungen und Gegensätze, daß es vielleicht eines der Wunder der Natur ist, wie sie zwei Wesen, denen sie eine so verschiedene Konstitution gegeben hat, so ähnlich machen konnte.

6. Diese Berührungspunkte und Verschiedenheiten müssen auf die geistige Beschaffenheit Einfluß haben; diese Folge liegt auf der Hand, sie stimmt mit der Erfahrung überein und zeigt die Fruchtlosigkeit des Streites über den Vorzug oder die Gleichberechtigung der Geschlechter: wie wenn ein jedes, indem es seiner eigentümlichen Bestimmung entsprechend nach dem von der Natur ihm gestellten Ziele strebt, damit nicht vollkommener wäre, als wenn es dem andern mehr gliche! In dem, was sie gemeinschaftlich haben, sind sie sich gleich; wo sie voneinander abweichen, sind sie nicht vergleichbar: ein vollkommenes Weib und ein vollkommener Mann dürfen sich im Geist ebensowenig gleichen wie von Antlitz; die Vollkommenheit kennt kein Mehr oder Weniger.

7. In der Vereinigung der Geschlechter trägt jedes zu dem gemeinsamen Zwecke bei, aber nicht auf die nämliche Weise. Aus dieser Verschiedenheit entspringt die erste bestimmbare Unterscheidung zwischen den inneren Beziehungen beider zu einander. Das eine soll thätig und stark, das andere leidend und schwach sein: das eine muß notwendigerweise wollen und können, das andere thut genug, wenn es schwachen Widerstand leistet.

8. Steht dieser Grundsatz fest, so folgt, daß es die besondere Bestimmung des Weibes ist, dem Manne zu gefallen: wenn auch der Mann ihm seinerseits gefallen soll, so ist das nicht so unbedingt notwendig; seine Auszeichnung besteht in seiner Kraft, er gefällt schon darum, weil er stark ist. Das ist nicht das Gesetz der Liebe, ich gebe es zu; aber es ist das Gesetz der Natur, das selbst der Liebe vorausging.

9. Wenn das Weib bestimmt ist, zu gefallen und unterthan zu sein, so muß sie sich dem Manne angenehm machen und ihn nicht herausfordern: ihre Macht ruht in ihren Reizen; durch sie muß sie ihn zwingen, seine Kraft zu finden und zu gebrauchen. Die sicherste Kunst, diese Kraft

in Thätigkeit zu setzen, besteht darin, daß sie notwendig gemacht werde durch den Widerstand. Dann verbindet sich der Stolz mit der Begierde, und der eine Teil triumphiert über den Sieg, den der andere ihn erkämpfen läßt. Daher der Angriff und die Verteidigung, die Kühnheit des einen Geschlechtes und die Schüchternheit des anderen, endlich die Zurückhaltung und Scham, mit der die Natur den schwächeren Teil ausgerüstet hat, um den stärkeren zu unterwerfen.

10. Wer möchte annehmen, daß sie beiden Teilen das gleiche Entgegenkommen vorschriebe und daß derjenige Teil, in dem die Begierde sich zuerst regt, sie auch zuerst aussprechen sollte? Welche wunderliche Verkehrtheit des Urteils! Da das Unternehmen für beide Geschlechter so verschiedene Folgen hat, ist es natürlich, daß sie sich ihm mit derselben Kühnheit hingeben? Wie kann man verkennen, daß wenn bei einer so großen Ungleichheit im gemeinschaftlichen Beginnen nicht die Zurückhaltung dem einen eine Mäßigung auferlegte, die dem anderen die Natur auferlegt, der Untergang beider die baldige Folge wäre und daß das Menschengeschlecht zugrunde ginge durch die Mittel, die zu seiner Erhaltung bestimmt waren? Bei der Leichtigkeit, mit welcher die Frauen die Sinne der Männer erregen und in ihrem tiefsten Herzen eine fast abgestorbene Glut neu zu entfachen verstehen, brauchte es nur irgendein unglückliches Land zu geben, wo die Philosophie eine solche Gewohnheit eingeführt hätte, besonders in heißen Gegenden, wo mehr Weiber geboren werden als Männer, und diese würden von jenen geknechtet und zuletzt ihre Opfer sein; sie wären alle dem Tode verfallen, ohne je etwas dagegen thun zu können.

11. Wenn die Weibchen der Tiere nicht dieselbe Scham haben, was folgt daraus? Haben sie wie die Frauen die unbegrenzten Begierden, denen diese Scham als Zügel dient? Bei ihnen kommt die Begierde nur mit dem Bedürfnis; ist dieses befriedigt, so schweigt die Begierde; sie stoßen das Männchen nicht mehr aus Verstellung,[1] sondern im vollen Ernste zurück: sie machen es nicht so wie die Tochter des Augustus, sondern umgekehrt; wenn das Schiff seine Ladung hat, nehmen sie keine Passagiere mehr auf. Selbst wenn sie frei sind, sind die Augenblicke der Geneigtheit bei ihnen kurz und bald vorüber; der Naturtrieb drängt sie und hält sie auch wieder zurück: welchen Ersatz für diesen negativen Trieb findet man bei den Frauen, wenn man ihnen die Scham nimmt? Wer warten wollte, bis sie sich um die Männer nicht mehr bekümmern, müßte warten, bis sie zu gar nichts mehr gut wären.

---

[1]) Ich habe schon bemerkt, daß die Zurückweisungen aus Ziererei und Neckerei fast allen weiblichen Geschöpfen eigen sind, selbst unter den Tieren und wenn sie auch ganz und gar geneigt sind, sich zu ergeben; man muß ihr Treiben nie beobachtet haben, um das zu leugnen. — R. Amst.

12. Das höchste Wesen wollte das menschliche Geschlecht in allem auszeichnen:*) wenn es dem Menschen unbeschränkte Neigungen giebt, giebt es ihm zur gleichen Zeit ein Gesetz, um sie zu regeln, damit er frei sei und selbst über sich herrsche; wenn es ihn ungemäßigten Leidenschaften übergiebt, stellt es ihnen die Vernunft an die Seite, um sie zu zügeln; wenn es das Weib unbegrenzten Begierden überläßt, so fügt es ihnen die Scham hinzu, um sie in Schranken zu halten. Dazu verbindet es mit dem vernünftigen Gebrauch seiner Fähigkeiten noch eine sofortige Belohnung, nämlich das Wohlgefallen an der Ehrbarkeit, wenn man sie zur Richtschnur seiner Handlungen macht. Das alles wiegt meiner Meinung nach den Instinkt der Tiere wohl auf.

13. Mag nun das menschliche Weibchen die Begierden des männlichen Teils mitempfinden oder nicht, mag es ihnen entsprechen wollen oder nicht, es stößt diesen immer zurück und wehrt sich, aber nicht immer mit dem nämlichen Nachdruck und folglich nicht immer mit dem gleichen Erfolg: damit der Angreifende den Sieg davon trage, muß der angegriffene Teil es gestatten oder befehlen; denn wie viele geschickte Mittel besitzt er, um den Angreifer zur Gewalt zu nötigen! Die freieste und süßeste aller Handlungen läßt keine wirkliche Überwältigung zu: Natur und Vernunft stellen sich dem entgegen, die Natur, indem sie dem schwächeren Teil so viel Kraft verliehen hat, als nötig ist, um zu widerstehen, wenn er dazu entschlossen ist, die Vernunft, insofern eine wirkliche Vergewaltigung nicht bloß die allerroheste Handlung ist, sondern die ihrem Zwecke am meisten zuwiderlaufende, sei es, weil der Mann so seiner Lebensgefährtin den Krieg erklärt und sie ermächtigt, ihre Person und Freiheit selbst auf Kosten des Lebens des Angreifers zu verteidigen, sei es, weil die Frau allein beurteilen kann, in welchem Zustand sie sich befindet, und die Kinder gar keine Väter hätten, wenn jeder Mann die Rechte derselben sich anmaßen könnte.

14. Eine dritte Folge der Anlage der Geschlechter ist es demnach, daß der stärkere Teil zum Schein Herr ist, in Wirklichkeit aber von dem schwächeren abhängt, und zwar nicht vermöge einer wertlosen ritterlichen Gewohnheit oder des eingebildeten Edelmuts des Beschützers, sondern durch ein unveränderliches Gesetz der Natur, welche dem Weibe mehr Leichtigkeit giebt, die Begierden des Mannes zu erregen, als dem Mann, sie zu befriedigen, und dadurch diesen, ob er wolle oder nicht, von dem Belieben des anderen Teils abhängig macht und ihn zwingt, auch seinerseits gefallen zu wollen, um jenen zu vermögen, daß er zugebe, daß er der stärkere sei. Das seligste Gefühl des Mannes bei seinem Siege ist es dann, daß er zweifeln kann, ob die Schwäche der Gewalt gewichen oder ob der Wille sich ergiebt, und es ist eine gewöhnliche List des

---

*) Vgl. IV, § 267 im Glaubensbekenntnis d. sav. V.

Weibes, diesen Zweifel immer zwischen sich und jenem bestehen zu lassen. Der Sinn der Weiber entspricht darin vollkommen ihrer Natur: sie schämen sich ihrer Schwäche nicht, sondern rühmen sich ihrer vielmehr; ihre zarten Muskeln sind widerstandslos; sie thun dergleichen, als könnten sie nicht die leichtesten Lasten tragen; sie würden sich schämen, stark zu sein: und warum? Nicht bloß, um zart zu erscheinen, sondern aus einer geschickter angelegten Vorsicht; sie sichern sich lange voraus Entschuldigungen und das Recht, nach Bedürfnis schwach zu sein.

15. Der Fortschritt der Aufklärung infolge unserer Laster hat in dieser Beziehung die frühere Auffassung bei uns sehr geändert; man spricht kaum noch von Vergewaltigungen, seit sie so wenig notwendig sind und seit die Männer nicht mehr daran glauben,[1]) während sie hingegen etwas sehr Gewöhnliches sind im hohen Altertum bei den Griechen und Juden, weil eben diese Anschauung in der Einfalt der Natur begründet ist und nur durch die Erfahrung in der Liederlichkeit ausgetilgt werden konnte. Wenn man heutzutage weniger Fälle der Vergewaltigung anführt, so geschieht es gewiß nicht deswegen, weil die Männer enthaltsamer, sondern weil sie weniger leichtgläubig sind und weil manche Klage, die ehemals einfache Völker überzeugt hätte, heute nur das Gelächter der Spötter hervorruft; man kommt weiter, wenn man schweigt. Im Deuteronomium*) giebt es ein Gesetz, wonach eine geschändete Jungfrau mit dem Verführer gestraft wurde, wenn das Verbrechen in der Stadt verübt worden war; war es auf dem Feld oder an abgelegenen Orten begangen, wurde der Mann allein bestraft: „denn," sagt das Gesetz, „die Jungfrau hat geschrieen und ist nicht gehöret worden." Diese wohlmeinende Ausdeutung lehrte den Jungfrauen, sich an besuchten Orten nicht überraschen zu lassen.

16. Die Wirkung dieser Verschiedenheit der Anschauung auf die Sitten ist augenfällig. Die moderne Galanterie hat hierin ihren Ursprung. Die Männer fanden, daß ihre Lust mehr von der Geneigtheit des schönen Geschlechtes anhänge, als sie geglaubt hatten, und haben sich diese Geneigtheit durch Gefälligkeiten dienstbar gemacht, wofür sie von jenen reichlich entschädigt wurden.

17. So führt uns das Physische unvermerkt zum Geistigen, und es entstehen aus der rohen Vereinigung der beiden Geschlechter nach und nach die süßesten Gesetze der Liebe. Nicht deshalb, weil die Männer es so gewollt haben, üben die Frauen ihre Herrschaft aus, sondern weil

---

[1]) Es kann wohl ein derartiges Mißverhältnis des Alters und der Kraft vorkommen, daß man von einer wirklichen Vergewaltigung sprechen kann; hier handle ich aber von dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander nach der Ordnung der Natur und nehme für beide die gemeinsame Beziehung an, welche jenes Verhältnis begründet. — R. Amst.

*) Kap. 22 V. 23—27. Der letzte Vers ist im Texte citiert.

es die Natur so will; sie besaßen sie, bevor sie dieselbe zu haben schienen: der nämliche Herkules, der die fünfzig Töchter des Thespius*) zu überwältigen glaubte, sah sich dennoch gezwungen, bei Omphale zu spinnen, und der starke Samson war nicht so stark als Delila. Diese Herrschaft gehört den Weibern und kann ihnen nicht genommen werden, selbst wenn sie dieselbe mißbrauchen; könnten sie sie je verlieren, es wäre schon lange geschehen.

18. Inbezug auf die Wirkungen des Geschlechtes besteht keine Gleichheit zwischen beiden. Der Mann ist nur Mann in gewissen Augenblicken, das Weib ist Weib sein ganzes Leben oder wenigstens seine ganze Jugend hindurch; alles erinnert sie fortwährend an ihr Geschlecht, und um die Verrichtungen desselben recht zu erfüllen, bedarf sie einer dazu passenden Leibesbeschaffenheit. Sie bedarf der Schonung während ihrer Schwangerschaft, der Ruhe während des Wochenbettes, eines weichlichen und ruhigen Lebens, um die Kinder zu stillen; sie braucht Geduld und Sanftmut, um sie zu erziehen, einen Eifer und eine Hingabe, die sich durch nichts zurückschrecken lassen; sie bildet das Band zwischen ihnen und dem Vater, sie allein verschafft ihnen seine Liebe und giebt ihm das Vertrauen, sie die seinigen zu nennen. Wie viel Zärtlichkeit und Sorgfalt braucht sie nicht, um die Einigkeit in der ganzen Familie aufrecht zu erhalten! Und endlich muß das alles nicht eine Sache der Tugend, sondern der natürlichen Neigung sein; ohne das wäre die menschliche Gattung bald erloschen.

19. Die Strenge der Pflichten beider Geschlechter gegen einander ist nicht die nämliche und kann es nicht sein. Wenn das Weib in dieser Beziehung sich über die ungerechte Ungleichheit beklagt, welche der Mann hier walten läßt, so hat es unrecht; diese Ungleichheit ist durchaus keine menschliche Einrichtung, oder sie ist wenigstens kein Werk des Vorurteils, sondern der Vernunft: demjenigen von beiden Teilen, welchem die Natur die Kinder als Pfand zugewiesen hat, liegt auch die Verantwortung dafür dem anderen gegenüber ob. Ohne Zweifel ist es niemanden erlaubt, sein Wort zu brechen, und jeder Ehemann, welcher seine Gattin des einzigen Lohnes für die strengen Pflichten ihres Geschlechtes beraubt, ist ein ungerechter, roher Mensch; das untreue Weib geht aber weiter; es löst die Familie auf und zerreißt alle Bande der Natur; wenn sie dem Manne Kinder giebt, die nicht ihm gehören, verrät sie beide und fügt zur Untreue den Betrug. Man kann sich kaum eine Unordnung und ein Verbrechen denken, das nicht mit diesem zusammenhinge. Wenn es eine schreckliche Lage im Leben giebt, ist es die eines unglücklichen Vaters, der, ohne Vertrauen auf seine Frau, sich den süßesten Regungen seines Herzens nicht hinzugeben wagt, der, wenn er sein Kind

*) Diodor, bibl. hist. IV, 29 erzählt die Geschichte ausführlich.

umarmt, im Zweifel ist, ob er nicht das Kind eines anderen liebkose, das Pfand seiner Schande, den Räuber des Gutes seiner eigenen Kinder. Was ist in diesem Falle die Familie anderes als eine Gesellschaft von geheimen Feinden, welche ein schuldbeladenes Weib gegen einander aufhetzt, während sie verlangt, daß sie sich gegenseitig Liebe heucheln sollen.

20. Es ist also nicht bloß erforderlich, daß die Frau treu sei; ihr Mann, ihre Angehörigen und die ganze Welt muß sie auch dafür ansehen; sie soll bescheiden, aufmerksam und zurückhaltend sein und in den Augen der Leute wie in ihrem eigenen Gewissen das Zeugnis ihrer Tugend lesen: wenn man verlangt, daß der Vater seine Kinder liebe, so muß auch verlangt werden, daß er ihre Mutter achten könne. Dies sind die Gründe, welche auch den Schein zu einer Pflicht für die Frauen und Ehre und Ansehen ihnen ebenso unerläßlich machen wie die Keuschheit. Aus diesen Grundsätzen entspringt nebst der inneren Verschiedenheit der Geschlechter eine neue Forderung der Pflicht und Schicklichkeit, welche den Frauen ganz besonders die ängstlichste Aufmerksamkeit auf ihr Betragen, ihr Gebahren und ihre Haltung auferlegt. Wer nur so im allgemeinen behauptet, daß die beiden Geschlechter sich gleich und ihre Pflichten die nämlichen seien, verliert sich in nutzlose Deklamationen und behauptet nichts, solange man auf die obigen Auseinandersetzungen nichts erwidern kann.

21. Ist das nicht eine treffliche Art zu räsonnieren, wenn man als Antwort auf so fest begründete allgemeine Gesetze Ausnahmen anführt? Die Frauen, sagt man, sind nicht immer gesegneten Leibes. Allerdings nicht, aber es ist ihre Bestimmung, es zu sein. Wie! weil es auf der Welt etwa hundert große Städte giebt, wo die Frauen zügellos leben und wenig Kinder haben, behauptet ihr, die Frauen seien dazu bestimmt, wenige zu haben? Und was würde aus eueren Städten werden, wenn das ferner liegende Land, wo die Frauen einfacher und keuscher leben, die Unfruchtbarkeit der Weltdamen nicht wieder gut machte? In wie vielen Gegenden gelten die Frauen, die nur vier oder fünf Kinder gehabt haben, für nicht recht fruchtbar?[1]) Und was will das schließlich heißen, wenn diese oder jene Frau wenig Kinder hat? Ist es darum weniger die

---

[1]) Ohne das würde das Geschlecht notwendig aussterben: daß es sich erhalte, dazu bedarf es, wenn alles gegen einander gehalten wird, daß jede Frau ungefähr vier Kinder gebäre; denn von den Kindern stirbt beinahe die Hälfte, bevor sie selbst welche haben können, und es müssen doch zwei übrig bleiben, um Vater und Mutter vorzustellen. Man sehe, ob die Städte diese Bevölkerung erzeugen können. — R. Amst. — Ballexserd, Abhandlung über die leibliche Erziehung der Kinder (1762. Vgl. Anm.**) zu Emil I, § 55) S. 51: „Nach den Mortalitätstafeln, welche Herr Sympson i. J. 1742 veröffentlicht hat, stirbt in London innerhalb drei Jahren mehr als die Hälfte [der Kinder in den ersten Lebensjahren].“ Vgl. auch Emil I, § 56.

Bestimmung der Frau, Mutter zu sein? und müssen Natur und Sitten nicht durch allgemeine Gesetze für diesen Stand sorgen?

22. Wären auch die Zwischenzeiten zwischen den Schwangerschaften so lang, wie man annimmt, kann eine Frau ohne Bedenken und Gefahr ihre Lebensart so plötzlich ändern und vertauschen? Soll sie heute Amme und morgen Kriegerin sein? Soll sie Stimmung und Neigungen wechseln wie ein Chamäleon die Farben? Soll sie mit einem Male aus dem Schatten der vier Wände und der häuslichen Thätigkeit hinaus in Wind und Wetter, zu den Mühen, Strapazen und Gefahren des Krieges? Soll sie bald furchtsam [1]) sein, bald beherzt, bald zart und bald derb? Wenn die in Paris auferzogenen jungen Männer nur schwer den Kriegsdienst ertragen, werden dann Frauen, welche nie der Sonnenhitze getrotzt und kaum einen Marsch machen können, ihm nach einer fünfzigjährigen Verweichlichung gewachsen sein? Werden sie dieses rauhe Handwerk ergreifen in dem Alter, wo die Männer es verlassen?

23. Es giebt Länder, wo die Frauen fast ohne Beschwerden niederkommen und ihre Kinder fast ohne Mühe auferziehen; ich gestehe es: aber in diesen nämlichen Ländern gehen die Männer zu jeder Zeit halb nackt, strecken die wilden Tiere nieder, tragen einen Kahn wie einen Tornister, jagen sieben- bis achthundert Stunden weit, schlafen im Freien auf der bloßen Erde, ertragen unglaubliche Anstrengungen und bleiben tagelang ohne Essen. Wenn die Weiber kräftig werden, werden es die Männer um so mehr; wenn die Männer weichlich werden, werden die Weiber noch weichlicher: wenn auf beiden Seiten der Wechsel gleich ist, bleibt der Unterschied der nämliche.

24. Plato weist in seiner Republik den Weibern die nämlichen Leibesübungen zu wie den Männern; das ist nicht zu verwundern. Nachdem er in seiner Staatseinrichtung die Scheidung in Familien aufgehoben hatte, wußte er nicht mehr, was er mit den Weibern anfangen sollte, und sah sich genötigt, sie zu Männern zu machen. Dieser bewundernswerte Geist hatte alles berechnet und vorgesehen: er begegnete einem Einwurf, an den vielleicht niemand gedacht hätte; den aber, den man ihm gemacht hat, hat er schlecht beantwortet. Ich spreche nicht von jener angeblichen Gemeinsamkeit der Frauen, einem Vorwurf, der eben durch seine häufige Wiederkehr beweist, daß diejenigen, die ihn dem Plato machen, diesen niemals gelesen haben;*) ich spreche von jenem Verwischen der bürgerlichen Unterschiede, womit er überall die beiden Geschlechter zu den nämlichen Beschäftigungen und Arbeiten zusammennimmt und unfehl-

---

[1]) Die Furchtsamkeit der Frauen ist ebenfalls ein Naturtrieb der doppelten Gefahr gegenüber, die ihnen während ihrer Schwangerschaft droht. — R. Amst.

*) Denn Plato sagt (republ. V, 8 p. 458 E): „Ohne Regel mit einander zu leben oder etwas anderes der Art zu thun, ist weder gebührlich in dem Staate der Glücklichen, noch werden die Herrschenden es zulassen."

bar die unerträglichsten Mißbräuche hervorrufen muß; ich spreche von jener Verkehrung der süßesten Gefühle der Natur, die er einem künstlich gemachten Gefühl, das nur durch jene bestehen kann, zum Opfer bringt: als ob man um eine durch das Herkommen festgesetzte Verbindung zu schließen, nicht den Ausgang von der Natur nehmen müßte, wie wenn die Liebe zum Nächsten nicht der Grund derjenigen sein müßte, die man dem Staate schuldig ist, wie wenn nicht durch die kleine Heimat, welche die Familie bildet, das Herz sich an die große Heimat anschlösse, als ob nicht gerade der gute Sohn, der gute Gatte und der gute Vater den guten Bürger ausmachten.

25. Sobald einmal bewiesen ist, daß Mann und Frau in Charakter und körperlicher Anlage weder gleichgeartet sind noch sein dürfen, so folgt, daß sie nicht dieselbe Erziehung haben dürfen. Wenn sie dem Fingerzeig der Natur folgen, so müssen sie zusammenwirken, aber nicht in gleicher Thätigkeit; das Ziel ihrer Arbeit ist das nämliche, die Arbeit selbst aber nicht, infolge dessen auch nicht die Neigungen, welche diese bestimmen. Nachdem wir uns bemüht haben, den natürlichen Mann zu bilden, wollen wir nun, um unser Werk nicht unvollendet zu lassen, untersuchen, wie die Frau gebildet werden soll, die diesem Manne angemessen ist.

26. Willst du immer recht geleitet sein, so folge immer dem Winke der Natur. Alles, was das Geschlecht kennzeichnet, muß als von der Natur eingerichtet geachtet werden. Man sagt immer, die Frauen haben diesen und jenen Fehler, den wir nicht haben. Euer Dünkel täuscht euch; bei euch wären das Fehler, bei ihnen sind es auszeichnende Eigenschaften; hätten sie diese nicht, so ginge alles nicht so gut. Laß diese vermeintlichen Fehler nicht ausarten, aber hüte dich ja, sie auszurotten.

27. Die Frauen erheben ihrerseits immer darüber Klage, daß wir sie zur Eitelkeit und Gefallsucht erziehen, daß wir sie fortwährend mit kindischem Zeug unterhalten, um leichter die Herren zu bleiben; sie machen uns für die Fehler verantwortlich, die wir ihnen vorwerfen. Wie verkehrt! Und seit wann bekümmern sich denn die Männer um die Erziehung der Töchter? Wer verhindert die Mütter, sie zu erziehen, wie es ihnen gut dünkt? Sie haben keine Colléges (Gymnasien): wie schlimm! Wollte doch der Himmel, daß es auch für die Knaben keine gäbe: sie würden dann viel vernünftiger und anständiger erzogen werden! Zwingt man eure Töchter, ihre Zeit mit Lappalien zu verlieren? Läßt man sie gegen ihren Willen die Hälfte ihres Lebens nach euerem Beispiel am Putztische zubringen? Hindert man euch, sie nach euerem Gutdünken zu erziehen und erziehen zu lassen? Ist es unsere Schuld, daß sie uns gefallen, wenn sie schön sind, daß ihre Ziereriein uns verführen, daß die Kunststücke, die sie von euch lernen, uns verlocken, daß wir sie gerne geschmackvoll gekleidet sehen und daß wir sie in aller Muße die Waffen

schleifen lassen, mit denen sie uns besiegen? Versucht es doch einmal, sie zu erziehen wie die Männer; die Männer werden nicht das mindeste dagegen haben. Je mehr jene ihnen ähnlich werden wollen, desto weniger werden sie eine Herrschaft über sie ausüben; und dann werden die Männer wahrhaft die Herren sein.

28. Alle den beiden Geschlechtern gemeinsamen Fähigkeiten sind ihnen nicht gleichmäßig zugeteilt; aber alles in allem genommen, wiegen sie sich gegenseitig auf; das Weib vermag mehr als Weib, weniger aber in seiner rein menschlichen Eigenschaft; überall, wo es seine Rechte geltend macht, ist es im Vorteil; wo es sich die unsrigen anmaßen will, bleibt es hinter uns zurück. Auf die allgemeine Wahrheit kann man nur mit Ausnahmen antworten, wie es die galanten Verfechter des schönen Geschlechtes beständig zu thun pflegen.

29. Wenn man in den Frauen die allgemeinen menschlichen Eigenschaften ausbilden will und die ihnen eigentlich zukommenden vernachlässigt, handelt man demnach ersichtlich gegen ihren Vorteil; die schlauen Weiber sehen das zu klar ein, um sich darüber zu täuschen: wenn sie den Versuch machen, unsere Vorteile sich anzumaßen, geben sie die ihrigen nicht auf; aber, da sie nicht beide zusammen gut festhalten können, weil sie eben unvereinbar sind, begegnet es ihnen, daß sie ihr eigenes Ziel nicht erreichen, ohne doch dem unsrigen näher zu kommen, und die Hälfte ihres Wertes verlieren. Höre meinen Rat, einsichtige Mutter, und mache aus deiner Tochter nicht etwa einen biedern Menschen, als wolltest du die Natur meistern, sondern ein rechtes Weib und sei versichert, daß sie darum für sich und uns nur schätzbarer sein wird.

30. Folgt daraus, daß sie in gänzlicher Unwissenheit erzogen und nur auf die Geschäfte der Haushaltung beschränkt werden soll? Soll der Mann aus seiner Gefährtin seine Magd machen? soll er sich in ihrer Nähe des größten Reizes der Gesellschaft berauben? Soll er, um sie sich dienstbarer zu machen, sie von jeder Empfindung, jeder Kenntnis abschließen? Soll er eine wahre Maschine aus ihr machen? Nein, gewiß nicht; so hat es die Natur nicht gewollt, die den Frauen ein angenehmes und so feines geistiges Wesen giebt: im Gegenteil, sie will, daß sie denken, urteilen, lieben und lernen, daß sie ihren Geist pflegen wie ihr Äußeres; das sind die Waffen, die sie ihnen giebt als Ersatz für die fehlende Kraft und um die unsrige zu leiten. Sie sollen viele Dinge lernen, doch nur solche, die zu wissen ihnen zukommt.

31. Ob ich die besondere Bestimmung des Geschlechtes betrachte oder seine Richtung beobachte und seine Pflichten überschaue, alles weist mich gleichmäßig auf die ihm angemessene Form der Erziehung. Weib und Mann sind für einander gemacht, aber ihre gegenseitige Abhängigkeit ist nicht gleich: die Männer hängen von den Weibern ab durch ihre Begierden, die Weiber von den Männern durch ihre Begierden

und ihre Bedürfnisse; wir könnten eher ohne sie bestehen als sie ohne uns. Damit sie haben, was sie brauchen, und ihren Stand wirklich ausfüllen, müssen wir es ihnen geben, wir müssen es ihnen geben wollen und sie dessen für würdig halten; sie hängen ab von unseren Gefühlen, von dem Werte, den wir ihren Vorzügen zumessen, und von der Schätzung, die wir ihren Reizen und ihren Tugenden zuerkennen. Schon durch das Gesetz der Natur sind die Frauen, sowohl um ihrer Kinder als ihrer selbst willen, ganz und gar von den Urteilen des Mannes abhängig: es genügt nicht, daß sie achtenswert seien, sie müssen wirklich geachtet werden; sie müssen nicht bloß schön sein, sie müssen gefallen; sie müssen nicht allein sittsam sein, sondern auch als sittsam anerkannt werden; ihre Ehre ruht nicht allein auf ihrem Lebenswandel, sondern auf ihrem Rufe; es ist auch nicht möglich, daß ein Weib, welches sich ohne weiteres als ehrlos ansehen läßt, jemals ehrbar sei. Wenn der Mann recht handelt, hängt er nur von sich selbst ab und kann der öffentlichen Meinung trotzen; wenn aber das Weib recht handelt, hat es nur die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt: was man von einer Frau denkt, ist für sie nicht weniger wichtig, als was sie in Wirklichkeit ist. Daraus folgt, daß ihre Erziehung in dieser Beziehung einen der unsrigen entgegengesetzten Weg verfolgen muß: das Tagesurteil ist das Grab der Tugend bei den Männern, ihr Thron bei den Frauen.

32. Von der guten Natur der Mütter hängt zunächst die der Kinder ab; von der Sorgfalt der Frauen hängt die erste Erziehung der Männer ab, ebenso ferner ihre Sitten und Leidenschaften, ihre Neigungen und Vergnügungen, ja selbst ihr Glück. So muß die ganze Erziehung auf die Männer bezug nehmen. Ihnen zu gefallen und nützlich zu sein, sich von ihnen lieben und ehren zu lassen, sie als Kinder zu erziehen, als Männer zu pflegen, sie zu beraten und zu trösten, ihnen das Leben angenehm und süß zu machen: das sind die Pflichten der Frauen zu jeder Zeit, das müssen sie von Kindheit an lernen. Wenn man nicht auf diesen Grundsatz zurückgeht, entfernt man sich vom Ziel, und alle Vorschriften, die man ihnen giebt, werden weder zu ihrem Glücke noch zu dem unsrigen dienen.*)

33. Aber wenn auch jede Frau den Männern gefallen will und gefallen wollen muß, so ist es doch ein großer Unterschied, ob sie dem Mann von Verdienst, dem wahrhaft liebenswerten Manne gefallen will oder jenen zierlichen Gecken, die ihr Geschlecht schänden und dasjenige, das sie nachahmen. Weder Natur noch Vernunft kann den Frauen Liebe einflößen für das an den Männern, was ihnen selbst gleicht, und jene sollen sich nicht dadurch liebenswürdig machen wollen, daß sie die Art der Männer annehmen.

---

*) Ähnliche Gedanken sind in der Anm. 1 zu § 3 des 1. Buches ausgesprochen.

34. Sobald sie also das bescheidene und gesetzte Wesen ihres Geschlechts verlassen und das Gebahren jener leeren Menschen annehmen, folgen sie nicht etwa ihrer Bestimmung, sondern verzichten darauf; sie entziehen sich selbst die Rechte, die sie zu erringen meinen: wären wir anders, sagen sie, so gefielen wir den Männern nicht; das ist aber eine erlogene Behauptung. Man muß selbst Narr sein, um die Narren zu lieben; das Verlangen, diese Menschen anzulocken, zeigt den Geschmack des Weibes, das sich ihm hingiebt. Gäbe es keine leichtfertigen Männer, sie würden sich beeilen, solche zu machen; die Leichtfertigkeiten der Männer sind auch vielmehr das Werk der Weiber als umgekehrt. Ein Weib, das die wahren Männer liebt und ihnen gefallen will, weiß Mittel zu finden, die ihrem Zwecke entsprechen. Die Weiber sind ihrer Natur nach gefallsüchtig; aber ihre Gefallsucht wechselt ihre Art und ihren Gegenstand je nach ihren Zwecken: richten wir denn diese Zwecke nach den Zwecken der Natur, dann werden die Weiber die für sie passende Erziehung erhalten.

35. Die kleinen Mädchen lieben den Schmuck beinahe von Geburt an; nicht zufrieden, hübsch zu sein, wollen sie auch, daß man sie hübsch finde; an ihrem ganzen Gebahren sieht man, daß diese Sorge sie schon beschäftigt, und kaum sind sie imstande zu verstehen, was man ihnen sagt, so leitet man sie dadurch, daß man ihnen sagt, was man von ihnen denken werde. Legt man recht ungeschickter Weise den kleinen Knaben diesen nämlichen Beweggrund nahe, so wird er über sie bei weitem nicht dieselbe Macht ausüben. Wenn sie nur frei sind und sich erlustigen können, so kümmern sie sich ungeheuer wenig darum, was man von ihnen wohl denken werde. Nur nach langer Zeit und vieler Mühe unterwirft man sie diesem nämlichen Gesetze.

36. Woher nun auch bei den Mädchen diese erste Lehre komme, sie ist immerhin sehr gut. Da der Leib, so zu sagen, vor der Seele entsteht, muß die Pflege des Leibes den Anfang machen: diese Ordnung ist beiden Geschlechtern gemeinsam; aber das Ziel dieser Ausbildung ist ein verschiedenes; bei dem einen ist es die Entwicklung der Kraft, bei dem andern die der Anmut: nicht als ob diese Eigenschaften bei jedem Geschlechte ausschließlich vorhanden wären, nur ist ihre Ordnung eine entgegengesetzte; die Weiber brauchen genug Kraft, um alles mit Anmut zu thun; die Männer brauchen genug Gewandtheit, um alles mit Leichtigkeit zu thun.

37. Mit der ausgearteten Weichlichkeit der Weiber beginnt auch die der Männer. Die Weiber sollen nicht kräftig sein wie sie, sondern für sie, damit die Männer, welche von ihnen geboren werden, es auch seien. In dieser Beziehung sind die Klöster, wo die Zöglinge eine derbe Kost, aber viel Bewegung und körperliche Übung haben und im Freien und in Gärten spielen, dem elterlichen Hause vorzuziehen, wo

ein Mädchen, zärtlich aufgezogen, immer verhätschelt oder ausgezankt, immer unter den Augen der Mutter in einem gut verschlossenen Zimmer, nicht aufzustehen, zu gehen, zu sprechen, zu atmen wagt und keinen Augenblick der Freiheit hat, um zu spielen, zu springen, zu laufen und zu schreien und dem ihrem Alter natürlichen Mutwillen sich zu überlassen. Immer entweder eine verderbliche Nachsicht oder eine übel verstandene Strenge; nirgends ein vernünftiges Verfahren. So richtet man Leib und Seele der Jugend zugrunde.

38. Die spartanischen Mädchen übten sich wie die Knaben in kriegerischen Spielen, nicht um in den Krieg zu ziehen, sondern um eines Tages Kinder zu gebären, welche die Beschwerden desselben zu ertragen fähig wären. Ich billige das nun nicht: um dem Staate Soldaten zu geben, ist es nicht notwendig, daß die Mütter die Flinte getragen und das preußische Exercitium durchgemacht haben; aber ich finde, daß im allgemeinen die griechische Erziehung in dieser Richtung sehr verständig war. Die jungen Mädchen erschienen oft öffentlich, nicht unter die Knaben gemischt, sondern zusammen für sich. Es gab fast kein Fest, kein Opfer, keine Feierlichkeit, wo man nicht Scharen von Töchtern der ersten Bürger sah, bekränzt mit Blumen, Gesänge singend und Reigen bildend, mit Körben, Gefäßen und Opfergaben, für die entarteten Sinne der Griechen ein reizendes Schauspiel, das die üble Wirkung ihrer unanständigen Gymnastik wohl aufwog.*) Welchen Eindruck dieser Gebrauch nun auch auf das Herz der Männer machte, immerhin war er vorzüglich geeignet, dem weiblichen Geschlecht in der Jugend durch angenehme, mäßige und zuträgliche Übungen den Leib zu kräftigen und den Geschmack zu schärfen und zu bilden durch das fortwährende Bedürfnis zu gefallen ohne Gefährdung der Sitten.

39. Sobald diese Mädchen verheiratet waren, sah man sie nicht mehr öffentlich; auf das Haus eingeschränkt, widmeten sie alle ihre Sorgfalt nur noch der Haushaltung und der Familie. Dies ist die Lebensart, welche Natur und Vernunft dem weiblichen Geschlechte vorschreiben; von diesen Müttern kamen denn auch die gesundesten, kräftigsten, bestgebauten Männer der Welt, und trotz des schlechten Rufes einiger Inseln**) steht es doch fest, daß von allen Völkern der Welt, selbst die Römer nicht ausgenommen, keines angegeben wird, wo die Frauen zugleich eingezogener und liebenswürdiger gewesen und gute Sitten besser mit der Schönheit vereint hätten als im alten Griechenland.

---

*) Dieses Urteil ist ungerecht selbst für die Zeiten, in welchen die Gymnastik in der That ausartete. R. mag wohl an jene eigentümlichen Liebesverhältnisse zwischen Männern und Jünglingen gedacht haben, welche sich oft in der Palästra anknüpften; aber er würde ihnen damit eine nicht ohne weiteres zu billigende Deutung gegeben haben.

**) Z. B. Lesbos. Der Name Lesbierin bezeichnete ein sittenloses Weib.

40. Man weiß, daß die Bequemlichkeit der Kleidung, welche den Körper nirgends beengte, viel beitrug, ihm bei beiden Geschlechtern jene schönen Verhältnisse zu bewahren, welche man an ihren Statuen wahrnimmt und welche heute noch der Kunst zum Vorbild dienen, seit die entstellte Natur ihr unter uns keine mehr darbietet. Von allen jenen mittelalterlichen Fesseln, von jener Menge von Bändern, die unsere Glieder nach allen Richtungen einschnüren, hatten sie kein einziges. Ihre Frauen kannten den Gebrauch jener Schnürleiber nicht, womit die unsrigen den Wuchs eher verunstalten als hervorheben. Ich kann nicht annehmen, daß dieser Mißbrauch, der in England zu einer kaum denkbaren Höhe gestiegen ist, nicht am Ende das ganze Geschlecht zerrütten sollte; ich behaupte auch, daß die Anmut, die man damit bezwecken will, einen schlechten Geschmack verrät. Eine wie eine Wespe in zwei Teile geteilte weibliche Gestalt ist gar kein angenehmer Anblick; das beleidigt das Auge und ruft peinliche Vorstellungen hervor. Die Zierlichkeit des Wuchses hat wie alles Übrige ihre Verhältnisse und ihr Maß, über welche hinaus sie ganz sicher zum Fehler wird; dieser Fehler wäre am nackten Leib auch für das Auge auffallend: warum sollte er unter der Kleidung eine Schönheit sein?*)

41. Ich will nicht näher auf die Gründe eingehen, warum die Frauen so hartnäckig darauf bestehen, sich so zu panzern: eine eingefallene Brust, ein aufgedunsener Bauch u. dgl. sind allerdings bei einer zwanzigjährigen Person sehr häßlich; bei einer dreißigjährigen nimmt man keinen Anstoß mehr daran, und da wir, ob es uns recht sei oder nicht, immer das sein müssen, was die Natur aus uns machen will und das Auge des Menschen sich darin nie täuscht, so sind diese Fehler in jedem Alter weniger mißfällig als die thörichte Ziererei eines vierzigjährigen jungen Mädchens.

42. Alles, was die Natur beengt und beschränkt, zeigt schlechten Geschmack; das ist ebenso richtig inbezug auf den Putz des Leibes wie von dem Schmuck des Geistes: Leben, Gesundheit, Vernunft und Wohlsein müssen allem voranstehen; Anmut ist nicht denkbar beim Unbehagen, Zartheit ist nicht gleichbedeutend mit Kränklichkeit; und man braucht nicht ungesund zu sein, um zu gefallen. Man erregt Mitleid, wenn man leidet; aber Lust und Begierde suchen die Frische der Gesundheit.

43. Die Kinder beider Geschlechter haben viele gemeinschaftliche Erlustigungen, und das ist recht; haben sie nicht auch als Erwachsene solche? Sie haben auch ihre besonderen Liebhabereien. Die Knaben

---

*) Die durch R. mitveranlaßte Reform der Moden kam bald auf anderen Extremen an. Ein leichter, unsolider Putz, bald das affektiert einfache Kleid der Kammerfrau, bald wahre Theaterkostüme und unverhältnismäßig hoher Kopfputz folgten der zu R.s Zeit gewohnten Mode. Vgl. Henry Martin, hist. de France, Bd. XVI. S. 51.

suchen Bewegung und Lärm, Trommeln, Kreisel, kleine Fuhrwerke: die Mädchen haben lieber Dinge, die fürs Auge sind und zum Schmucke dienen, Spiegel, Flittersachen, Putzwerk und besonders Puppen; die Puppe ist die eigentliche Unterhaltung für dieses Geschlecht; ihr Geschmack ist darin ganz augenfällig nach ihrem Berufe gebildet. Das Äußerliche in der Kunst zu gefallen besteht im Putz; mehr können die Kinder von dieser Kunst nicht pflegen.

44. Man sehe nur ein kleines Mädchen, wie es den ganzen Tag bei seiner Puppe zubringt, fortwährend ihren Anzug ändert, sie hundertmal an- und auskleidet, immer wieder neue Zusammenstellungen von passendem oder unpassendem Putze sucht, wie es eben kommt: die Finger ermangeln noch der Geschicklichkeit, der Geschmack ist noch nicht gebildet, aber schon zeigt sich die Neigung: bei dieser ewigen Beschäftigung verfließt die Zeit, ohne daß es daran denkt; die Stunden verfliegen, es weiß es nicht, es vergißt selbst die Mahlzeiten; es verlangt mehr nach Putz als nach Nahrung. Aber, entgegnet man, es putzt nicht sich, sondern seine Puppe. — Freilich sieht es nicht auf sich, sondern auf seine Puppe, für sich kann es nichts thun, es ist noch nicht ausgewachsen, es hat weder Geschick noch Kraft, es ist noch nichts; es lebt ganz in seiner Puppe und legt in sie seine ganze Gefallsucht: es wird aber dabei es nicht immer bewundern lassen; es erwartet den Augenblick, wo es selbst seine Puppe ist.

45. Hier zeigt sich also eine sehr ausgesprochene erste Neigung: man braucht ihr nur nachzugehen und sie zu leiten. Es ist gewiß, das die Kleine von Herzen gerne es verstehen möchte, ihre Puppe zu putzen, ihr Ärmelschleifen, ein Halstuch, Falten und Spitzen zu machen; aber man weist sie in allem dem so unbarmherzig auf das Belieben anderer an, daß es ihr viel bequemer wäre, wenn sie alles ihrem eigenen Fleiß verdanken müßte. So ergiebt sich der Sinn der ersten Unterweisungen, die man ihr erteilt: sie bestehen nicht in Aufgaben, die man ihr stellt, sondern in Gefälligkeiten, die man ihr erweist. In der That lernen auch fast alle jungen Mädchen nur mit Widerstreben lesen und schreiben; aber die Nadel führen lernen sie immer gerne. Sie bilden sich gleich ein, erwachsen zu sein, und denken mit Vergnügen daran, daß diese Geschicklichkeit dazu dienen wird, sich zu putzen.

46. Ist dieser erste Pfad gefunden, so ist er leicht zu verfolgen: Nähen, Stricken, Spitzen machen, das kommt von selbst; das Teppichsticken ist nicht mehr so nach ihrem Geschmack. Die Zimmergeräte liegen ihnen so fern; sie haben nichts mit der Person zu thun, sie hängen mit anderen Vorstellungen zusammen. Die Teppichstickerei ist eine Unterhaltung für die Frauen; junge Mädchen werden nie ein großes Vergnügen daran finden.

47. Diese ungezwungenen Fortschritte lassen sich leicht bis zum Zeichnen ausdehnen, denn diese Kunst liegt der Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden, sehr nahe; aber ich meine, man sollte sie nicht zum Landschaftszeichnen anhalten und noch weniger zum Figurenzeichnen. Blätter, Früchte, Blumen, Gewandungen und was immer dazu dienen kann, den Bekleidungsstücken geschmackvolle Linien zu geben und sich selbst ein Stickmuster zu machen, wenn man keines nach seinem Geschmacke findet, das genügt. Überhaupt, wenn die Männer darauf ausgehen, ihre Studien auf praktische Kenntnisse zu beschränken, so ist das für die Frauen noch wichtiger, da das Leben derselben, wenn auch weniger beschäftigt, sich ihren Obliegenheiten doch hingebender widmet oder widmen soll und von mannigfaltigen Thätigkeiten häufiger unterbrochen wird, sodaß es ihnen nicht gestattet, sich nach eigener Wahl irgendeiner Geschicklichkeit zu widmen zum Nachteil ihrer Obliegenheiten.

48. Was auch die Spötter darüber sagen, der Verstand ist beiden Geschlechtern gleichermaßen eigen. Die Mädchen sind im allgemeinen gelehriger als die Knaben, und man bedarf ihnen gegenüber selbst einer größeren Auktorität, wie ich gleich nachher sagen werde; aber daraus folgt nicht, daß man irgendetwas von ihnen verlangen dürfte, wovon sie den Nutzen nicht einsehen können: es ist die Kunst der Mütter, ihnen bei allem, was sie vorschreiben, den Nutzen begreiflich zu machen, und das ist um so leichter, als das Verständnis bei den Mädchen früher entwickelt ist als bei den Knaben. Diese Regel schließt von ihrem Geschlechte, wie vom unsrigen, nicht allein alle müßigen Beschäftigungen aus, welche keinen rechten Zweck haben und auch diejenigen, die sich damit abgegeben, den anderen nicht angenehmer machen, sondern auch alle diejenigen Beschäftigungen, deren Nutzen dem Alter nicht angemessen ist und auch für ein vorgerücktes Alter von dem Kinde nicht vorausgesehen werden kann. Wenn ich es nicht billige, daß man einen Knaben zum Lesenlernen zwinge,*) so will ich es um so weniger bei den Mädchen, solange man ihnen nicht vollständig begreiflich macht, wozu das Lesen gut ist; auch folgt man bei der Art, mit der man ihnen gewöhnlich den Nutzen desselben auseinandersetzt, vielmehr den eigenen Anschauungen als den ihrigen. Und wo liegt denn eigentlich die Notwendigkeit, daß ein Mädchen so frühe soll lesen und schreiben können? Wird sie so bald einem Haushalte vorzustehen haben? Es giebt nur wenige Mädcheu, die von dieser bedenklichen Kenntnis mehr Gebrauch als Mißbrauch machen, und alle sind ein wenig zu neugierig, um es nicht ohne Zwang zu lernen, wenn sie Muße und Gelegenheit dazu haben. Vielleicht müßten sie vor allem rechnen lernen; denn nichts bietet zu jeder Zeit einen greifbareren Nutzen, verlangt eine längere Übung und giebt zu

*) II, § 149.

Fehlern mehr Veranlassung als das Rechnen. Wenn die Kleine beim Vesperbrot ihre Kirschen nur durch ein Rechenexempel bekommen könnte, so stehe ich dafür, daß sie bald würde rechnen können.

49. Ich kenne ein junges Mädchen, welches früher schreiben lernte als lesen und zuerst mit der Nadel schrieb, bevor es die Feder gebrauchte. Von allen Buchstabenformen wollte sie zuerst nur das O machen. Sie schrieb unablässig große und kleine O's, O's von jeder Gestalt, ein O in einem andern und immer von unten nach oben gezogen. Unglückseliger Weise sah sie sich, als sie gerade mit dieser nützlichen Übung beschäftigt war, im Spiegel, und da sie fand, daß diese gezwungene Haltung ihr nicht gut stand, warf sie als eine zweite Minerva*) die Feder weg und wollte keine O's mehr machen. Ihr Bruder schrieb ebenso ungern wie sie; aber ihm war der Zwang unangenehm, nicht das Aussehen, das er ihm gab. Man verfiel nun auf ein anderes Mittel, sie wieder zum Schreiben zu bringen: das kleine Mädchen war empfindlich und eitel, sie wollte nicht haben, daß ihr Leinenzeug auch von ihren Schwestern gebraucht würde; nun unterließ man, es fernerhin zu bezeichnen; sie mußte selbst lernen, es zu bezeichnen: das Weitere versteht sich von selbst.

50. Man weise den jungen Mädchen immer nur Beschäftigungen zu, welche sich rechtfertigen lassen; doch gebe man ihnen immer welche. Trägheit und Unfügsamkeit sind für sie die gefährlichsten Fehler, die man am schwersten ablegen kann, wenn man sie einmal angenommen hat. Die Mädchen müssen umsichtig und thätig sein; noch mehr, sie müssen frühzeitig sich an Zwang gewöhnen. Dieses Unglück, wenn es überhaupt eines ist, ist von ihrem Geschlecht unzertrennlich; wenn sie sich je davon losmachen, so werden sie nur um so Härteres erdulden müssen. Sie werden ihr ganzes Leben hindurch dem unablässigsten und strengsten Zwange unterworfen sein, dem des Anstandes: man muß sie von Anfang an daran gewöhnen, damit er ihnen nie schwer falle; sie sollen alle ihre Launen bändigen, um sie dem Willen anderer zu unterwerfen. Wollten sie immer arbeiten, so müßte man sie manchmal zwingen, nichts zu thun. Zerfahrenheit, Leichtfertigkeit, Unbeständigkeit sind die Fehler, welche leicht entstehen, wenn ihre ersten Neigungen ausarten und immer befriedigt werden. Um diesem Mißbrauch zuvorzukommen, muß man ihnen vor allem lehren, sich zu bezwingen. Bei unseren unsinnigen Einrichtungen ist das Leben der ehrbaren Frau ein fortwährender Kampf gegen sich selbst; es ist gerecht, daß dieses Geschlecht die Übel teile, die es uns verursacht hat.

51. Man verhüte, daß den Mädchen ihre Beschäftigungen langweilig und ihre Erholungen zur Leidenschaft werden, wie es immer ge-

*) Welche aus solchen Gründen die Flöte wegwarf.

schieht bei der hergebrachten Erziehung, wo man nach Fénelon's Worten alle Langeweile auf die eine und alle Lust auf die andere Seite verlegt.*) Der erste dieser beiden Mißstände wird, wenn man den vorstehenden Regeln folgt, nur dann eintreten, wenn die Personen, in deren Umgebung sie sind, ihnen nicht behagen. Ein kleines Mädchen, das seine Mutter oder die Kindsfrau gern hat, wird den ganzen Tag ohne Langeweile neben ihnen arbeiten; schon das Plaudern wird ihm Entschädigung für allen Zwang sein. Aber wenn seine Erzieherin ihm unerträglich ist, wird ihm alles, was es vor ihren Augen zu thun hat, ebenso widerwärtig sein. Es ist kaum zu erwarten, daß die Mädchen, denen es bei ihrer Mutter nicht wohler ist als bei irgendjemand auf der Welt, je gut ausschlagen werden; aber um ihre wahre Gesinnung zu beurteilen, muß man sie studieren und sich auf ihre Worte verlassen; denn sie wissen zu schmeicheln und zu heucheln und verstehen es bald, sich zu verstellen. Man darf ihnen auch nicht befehlen, ihre Mutter zu lieben; die Zuneigung entsteht nicht aus der Pflicht, und der Zwang dient hier zu gar nichts. Anhänglichkeit, Anteil und Gewohnheit allein macht die Mutter der Tochter liebenswert, wenn jene nichts thut, um sich ihren Haß zuzuziehen.**) Selbst die Einschränkung, in der die Tochter gehalten wird, schwächt, wenn sie vernünftig gehandhabt wird, diese Anhänglichkeit nicht, nein, sie wird sie selbst verstärken, weil die Abhängigkeit ein den Weibern natürlicher Zustand ist und die Mädchen infolge dessen fühlen, daß sie zum Gehorsam geboren sind.

52. Gerade weil sie wenig Freiheit haben oder haben dürfen, gebrauchen sie die, welche man ihnen läßt, bis zum Übermaß. Übertrieben in allem, geben sie sich ihren Spielen mit noch größerem Eifer hin als die Knaben; dies ist der zweite Mißstand, von dem ich zu reden habe. Dieser Eifer muß gemäßigt werden; denn er ist die Veranlassung mehrerer den Frauen eigenen Fehler, wie u. a. der Laune und der unsinnigen Vorliebe, womit die Frauen sich heute für irgendeinen Gegenstand begeistern, den sie morgen gar nicht mehr ansehen. Die Unbeständigkeit der Neigungen ist für sie ebenso bedenklich wie das Übermaß darin, und beide entspringen aus derselben Quelle. Man lasse ihnen ihre Heiterkeit, ihr Lachen, ihr lärmendes Wesen und ihre ausgelassenen Spiele: aber man verhüte, daß sie sich an dem einen ersättigen,

---

*) François de Salignac de la Mothe Fénelon (1615—1715, von 1689 an Erzieher des Herzogs von Burgund, Enkels Ludwigs XIV. schreibt in seinem 1687 veröffentlichen Buche „über die Erziehung der Mädchen“ V, § 29: „Ich mache hier auf einen großen Fehler in der landläufigen Erziehungsart aufmerksam, der darin besteht, daß man alle Lust auf die eine und alle Last auf die andere Seite legt, alle Last auf die Studien und alle Lust in die Zerstreuungen. Was bleibt da einem Kinde übrig als mit Ungeduld der Regel sich zu fügen und mit leidenschaftlichem Eifer dem Spiel zuzueilen!“

**) Ebenso IV, § 13 ff.

um zum andern zu eilen; man dulde nicht, daß sie in einem einzigen Augenblicke ihres Lebens keinen Zügel mehr fühlen. Man gewöhne sie daran, daß sie mitten in ihren Spielen sich unterbrechen und ohne Murren zu andern Thätigkeiten abrufen lassen. Die bloße Gewohnheit genügt auch hier, weil sie nur die Natur unterstützt.

53. Aus dieser gewohnheitsmäßigen Einschränkung entspringt eine Fügsamkeit, welche die Frauen ihr ganzes Leben hindurch notwendig haben, da sie immer entweder einem Manne oder dem Urteil der Männer unterworfen sind und es ihnen nicht gestattet ist, über dieses Urteil sich zu erheben. Die erste und wesentlichste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmut: geboren zum Gehorsam gegen ein so unvollkommenes, oft so lasterhaftes und immer so fehlervolles Wesen wie der Mann, muß sie frühzeitig selbst Ungerechtigkeit zu leiden und die Verkehrtheiten eines Gemahls zu ertragen lernen, ohne sich zu beklagen: nicht für ihn, sondern für sich selbst muß sie sanftmütig sein; Verstimmung und Eigensinn verschlimmern immer nur ihre Lage sowie das Betragen der Männer; diese sehen wohl ein, daß sie sich durch solche Waffen nicht dürfen besiegen lassen. Der Himmel gab ihnen nicht ihr einschmeichelndes und versöhnendes Wesen, damit sie streitsüchtig würden; er machte sie nicht schwach, damit sie herrisch wären;*) er gab ihnen eine so sanfte Stimme nicht, damit sie Scheltworte ausstießen; er gab ihnen ihre so zarten Züge nicht, damit sie dieselben durch Zornesausbrüche entstellten. Wenn sie zänkisch werden, vergessen sie sich: sie haben oft recht, sich zu beklagen, nie aber zu zanken. Jeder soll die Art seines Geschlechts bewahren; ein zu sanfter Ehemann kann seine Frau maßlos machen; aber wenn ein Mann nicht gerade ein Untier ist, so beschwichtigt ihn die Sanftmut der Frau wieder und triumphiert früh oder spät über ihn.

54. Die Mädchen sollen immer unterwürfig sein, die Mütter aber nicht immer unerbittlich. Um ein junges Mädchen fügsam zu machen, braucht man es nicht unglücklich zu machen; um bescheiden zu werden, braucht es nicht stumpf zu sein. Im Gegenteil, ich würde gar nichts dagegen haben, wenn man ihm manchmal einige Geschicklichkeit gestattete, nicht um beim Ungehorsam sich der Strafe zu entwinden, sondern um sich vom Gehorsam entbinden zu lassen. Es handelt sich nicht darum, seine Abhängigkeit ihm drückend, sondern nur, sie ihm fühlbar zu machen. Die List ist eine dem weiblichen Geschlechte natürliche Anlage, und in der Überzeugung, daß alle natürlichen Neigungen gut und richtig an und für sich sind, bin ich dafür, daß man diese pflege wie die andern: man muß nur den Mißbrauch derselben verhüten.**)

---

*) Freilich wird Sophie später ziemlich „herrisch" (impérieuse) ihrem Bräutigam gegenüber geschildert (vgl. § 238).

**) Dagegen Madame de Genlis (Adèle et Théodore I, p. 13), die aber auf R.s Anschauung und Begründung nicht eingeht. „Sollte auch", sagt

55. Ich berufe mich für die Richtigkeit dieser Bemerkung auf jeden unbefangenen Beobachter. Ich will nicht, daß man daraufhin die Frauen selbst prüfe; es ist möglich, daß unsere beengenden Einrichtungen sie nötigen, ihren Verstand zu schärfen. Man muß die Mädchen beobachten, die kleinen Mädchen, die, so zu sagen, eben erst zur Welt gekommen sind; man vergleiche sie mit den Knaben desselben Alters, und wenn diese jenen gegenüber nicht schwerfällig, ungeschickt und dumm erscheinen, so werde ich unbestreitbar unrecht haben. Man erlaube mir ein einziges Beispiel, das die ganze kindliche Unbefangenheit widerspiegelt.

56. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß den Kindern verboten wird, bei Tisch etwas zu verlangen; denn man glaubt bei ihrer Erziehung seinen Zweck nicht besser zu erreichen, als wenn man sie mit unnützen Vorschriften überlädt, als ob ein Stück von diesem oder jenem nicht bald bewilligt oder abgeschlagen wäre,[1]) ohne daß man immer ein armes Kind an seiner durch die Hoffnung genährten Begehrlichkeit fast vergehen läßt. Jedermann kennt den schlauen Einfall eines von dem nämlichen Verbot betroffenen Knaben, welcher bei Tisch vergessen worden war und nun darauf verfiel, Salz u. s. w. zu verlangen. Ich rede nicht davon, daß man ihn wohl chikanieren konnte, da er direkt nur Salz, indirekt aber Fleisch verlangt hatte; die Vernachlässigung war so hart, daß ich nicht glauben kann, daß man ihn bestraft hätte, wenn er das Gesetz offen übertreten und ohne Umschweife gesagt hätte, er sei hungrig. Man höre aber, wie es in meiner Gegenwart ein kleines Mädchen von sechs Jahren in einem viel schwierigeren Falle anfing; denn, abgesehen davon, daß es ihm streng verboten war, direkt oder indirekt etwas zu verlangen, wäre der Ungehorsam nicht verzeihlich gewesen, da es von allen Gerichten gegessen hatte mit Ausnahme eines einzigen, von dem man ihm vergessen hatte, zu geben, und nach dem es ein großes Gelüste empfand.

57. Um nun durchzusetzen, daß man das Vergessen wieder gut machte, ohne daß man es des Ungehorsams beschuldigen konnte, ging es mit ausgestrecktem Finger alle Gerichte durch und sagte ganz laut, während es auf die einzelnen Schüsseln hinwies: „Von dem habe ich gegessen, von jenem habe ich gegessen;“ aber es bemühte sich so auffällig, diejenige, von welcher es nicht gegessen hatte, mit Schweigen zu übergehen, daß jemand, der es bemerkte, fragte: „Hast du aber auch von dem gegessen?“ — „O nein!“ antwortete sanft die kleine Leckerin und schlug die Augen nieder. Ich füge nichts weiter hinzu; man ver-

---

sie, „in einem Falle die List nützlich sein, so ist sie doch in hundert anderen schädlich! Sicherheit giebt nur die beständige Übung der Tugend.“

[1]) Ein Kind wird zudringlich, wenn es seinen Vorteil dabei sieht; aber es wird die nämliche Sache nie zweimal verlangen, wenn die erste Antwort immer unwiderruflich ist. — R. Amst.

gleiche selbst: dieser Einfall ist eine Mädchenlist, jener die List eines Knaben.

58. Was ist, ist gut; ein allgemeines Gesetz ist nie schlecht. Diese dem weiblichen Geschlechte verliehene besondere Geschicklichkeit ist eine sehr billige Entschädigung für die ihm in geringerem Grade verliehene Kraft; ohne das wäre die Frau nicht die Gefährtin des Mannes, sondern seine Sklavin: durch diese überlegene Begabung hält sie sich dem Manne ebenbürtig und leitet ihn, indem sie ihm gehorcht. Die Frau hat alles gegen sich, unsere Fehler, ihre Ängstlichkeit und ihre Schwäche; für sich hat sie nur ihre List und ihre Schönheit. Ist es nicht gerecht, daß sie beide pflege? Aber die Schönheit steht ihr nicht unbedingt zu; tausend Zufälle können sie vernichten, sie schwindet mit den Jahren und die Gewohnheit hebt ihre Wirkung auf. Im Verstand allein liegt die wahre Kraft des weiblichen Geschlechtes, nicht in jenem einfältigen Witz, dem man in der Gesellschaft so hohen Wert beimißt und der zum Glücke des Lebens gar nichts beiträgt, sondern im Verständnis*) ihrer Lage, in der Kunst, unsere Lage sich zu Nutzen zu machen und unsere Vorteile für sich selbst auszubeuten. Man weiß gar nicht, wie sehr diese Gewandtheit der Frauen uns selbst zum Vorteil gereicht wie vielen Reiz sie der Gesellschaft der beiden Geschlechter verleiht, wie sehr sie dazu dient, die Ausgelassenheit der Kinder zurückzudrängen, wie sehr sie rohe Ehemänner in Schranken und das Haus in Ordnung zu halten imstande ist, wo sonst die Zwietracht Verwirrung anstiften würde. Verschlagene und boshafte Weiber mißbrauchen sie allerdings; aber was mißbraucht das Laster nicht? Zerstören wir die Werkzeuge des Glückes nicht, weil die Bösen sich ihrer manchmal zum Schaden bedienen.

59. Durch den Putz kann man glänzen; aber man gefällt nur durch die eigene Erscheinung; unsere Kleidung stellt nicht unsere Person dar: sie entstellt oft, wenn sie zu gesucht ist, und diejenige Kleidung, welche die Person am auffälligsten macht, wird oft gerade am wenigsten bemerkt. In dieser Hinsicht ist die Erziehung der jungen Mädchen ganz verkehrt. Man verspricht ihnen Putzsachen als Belohnung und flößt ihnen eine Liebe für gesuchten Schmuck ein; „wie schön sie ist!“ ruft man ihnen zu, wenn sie recht ausgeputzt sind, und man müßte ihnen ja ganz im Gegenteil die Ansicht beibringen, daß so viel Staat nur da ist, um Mängel zu verbergen, und daß es der wahre Triumph der Schönheit ist, durch sich selbst zu glänzen. Die Modesucht ist ein Zeichen schlechten Geschmackes, weil die Gesichter mit der Mode nicht wechseln und die Körpergestalt dieselbe bleibt, sodaß, was ihr einmal ansteht, ihr immer anstehen muß.

---

*) Verstand — Witz — Verständnis ist franz. immer esprit. Die Stelle wird durch dieses Wort eigentlich unübersetzbar.

60. Sähe ich das junge Mädchen in seinem Putze daherstolzieren, so würde ich mich beunruhigt stellen über ihren so vermummten Leib und das mögliche Urteil der Leute darüber und würde sagen: All dieser Putz schmückt sie zu sehr, es ist schade; sollte sie wohl in einem einfacheren Anzug wieder erscheinen können? Ist sie schön genug, um dies oder jenes entbehren zu können? — Vielleicht wird sie dann zuerst bitten, man möge ihr den Putz wegnehmen und dann urteilen: darauf könnte man ihr dann Beifall spenden, wenn Veranlassung dazu vorhanden ist. Ich würde sie gerade dann erst recht loben, wenn sie am einfachsten gekleidet wäre. Wenn sie den Putz nur als eine ergänzende Zuthat zu der natürlichen Anmut und als ein stillschweigendes Geständnis ansieht, daß sie, um zu gefallen, eine besondere Hilfe braucht, so wird ihr Anzug sie nicht stolz, sondern eher demütig machen, und wenn sie einmal mehr geputzt erscheint als gewöhnlich und sagen hört: Wie schön sie ist! — wird sie vor Verdruß erröten.

61. Übrigens giebt es Gestalten, welche des Putzes bedürfen; doch giebt es keine, die einen kostspieligen Staat verlangen. Verschwenderischer Putz ist eine Sache der Standeseitelkeit, nicht der persönlichen; er kömmt nur vom Vorurteil. Die wahre Gefallsucht ist manchmal geziert, nie aber dünkelhaft; Juno schmückte sich prächtiger als Venus. „Du kannst sie nicht schön machen", sagte Apelles*) zu einem schlechten Maler, welcher die Helena mit Schmuck sehr überladen darstellte, „deshalb machst du sie reich." Ich habe auch die Beobachtung gemacht, daß der prächtigste Putz meistens häßliche Frauen ankündigte; eine ungeschicktere Eitelkeit läßt sich kaum finden. Man gebe einem jungen Mädchen, das Geschmack hat und die Mode verachtet, Bänder, Gaze, Mousseline und Blumen: ohne Diamanten, Quasten und Spitzen[1]) wird sie sich einen Anzug zusammenstellen, der sie hundertmal reizender macht, als all der glänzende Tand der Duchap.

62. Was gut ist, ist immer gut, und da man in seiner äußeren Erscheinung sich immer so angenehm als möglich zeigen muß, so wählen Frauen, welche sich auf den Anzug verstehen, sich nur gute Sachen und bleiben dann dabei; sie wechseln damit nicht alle Tage und sind deshalb weniger damit beschäftigt als diejenigen, die sich für nichts auf die Dauer entschließen können. Wer recht für den Anzug sorgt, braucht wenig Toilette; die jungen Mädchen haben selten umständliche Toiletten: Arbeit

---

*) Clemens Alex. Paedagogus II, 12. (Petitain). Cl. von Alexandrien lebte um 200 v. Chr.

[1]) Frauen von so weißer Hautfarbe, daß sie die Spitzen entbehren können, würden die anderen sehr ärgern, wenn sie keine trügen. Fast immer werden die Moden von häßlichen Personen aufgebracht, und die anderen sind dann einfältig genug, sich nach jenen zu richten. — R. Amst. — Der Name der berühmten Modehändlerin wird sonst (richtiger) Duchapt geschrieben.

und Unterricht füllen ihren Tag aus; dennoch sind sie, die Schminke ausgenommen,*) im allgemeinen ebenso sorgfältig angezogen wie die Damen und oft mit mehr Geschmack. Der Mißbrauch der Toilette hat einen anderen Grund, als man gewöhnlich annimmt; er kommt vielmehr von der Langeweile als von der Eitelkeit her. Eine Frau, welche sechs Stunden am Toilettentisch zubringt, weiß recht wohl, daß sie nachher nicht besser gekleidet ist als eine, die nur eine halbe Stunde dazu gebraucht hat; aber man hat doch wieder so viel von der tötenden Länge der Zeit hinter sich gebracht, und es ist besser, sich mit sich selbst zu unterhalten als mit allem zu langweilen. Was würde man ohne Toilette mit dem Leben anfangen von Mittags 12 bis 9 Uhr? Man versammelt Frauen um sich und ergötzt sich daran, sie ungeduldig zu machen; das ist schon etwas: man vermeidet die vertrauliche Unterredung mit dem Ehegemahl, den man nur um diese Zeit sieht; das ist schon viel mehr, und dann kommen die Verkäuferinnen, die Krämer, die Verehrer, die angehenden Schriftsteller, die Verse, die Spottlieder**), die Broschüren: das würde man alles ohne Toilette nicht so gut zusammenbringen. Der einzige wirkliche Vorteil, der damit zusammenhängt, ist der Vorwand, sich ein wenig besser zur Schau stellen zu können, als wenn man angekleidet ist; aber dieser Vorteil ist vielleicht nicht so groß, als man denkt, und die toilettierenden Frauen gewinnen nicht so viel, als sie sich wohl einbilden. Man gebe den Weibern unbedenklich eine weibliche Erziehung: man flöße ihnen Liebe für die Angelegenheiten ihres Geschlechtes ein, sie mögen eingezogen leben und ihr Auge auf die Haushaltung zu richten und sich in ihrem Hause zu beschäftigen wissen; dann wird die lange Toilette von selbst in Wegfall kommen, und sie werden nur um so geschmackvoller gekleidet sein.

63. Die erste Beobachtung, welche die jungen Mädchen machen, wenn sie heranwachsen, ist, daß all dieser äußerliche Zierat nicht hinreicht, wenn sie ihren Schmuck nicht an sich selbst tragen. Man kann sich die Schönheit nicht selbst geben, und die Künste der Gefallsucht erwirbt man sich nicht so bald; aber man kann schon seinen Geberden eine angenehme Art, seiner Stimme einen einschmeichelnden Ton zu geben suchen, man kann darauf achten, seine Haltung zu studieren, einen leichten Gang und anmutige Stellungen anzunehmen und sich überall aufs vorteilhafteste zu zeigen. Die Stimme wird voller, fester und klangvoller; die Arme werden freier, der Gang bestimmter; man bemerkt, daß es

*) Die Schminke war zu R.s Zeit (bis in die Revolution hinein) selbst bei jungen Mädchen etwas Selbstverständliches. Damen, welche sich ihrer nicht mehr bedienten, zeigten damit, daß sie auf die Huldigungen der Männer fortab verzichteten und zu den alten Frauen gerechnet sein wollten.

**) Die chansons, welche damals jede Tagesneuigkeit und jeden Skandal in die vornehmen Häuser trugen.

eine Kunst giebt, sich bemerklich zu machen, wie man auch gekleidet sei. Jetzt handelt es sich nicht mehr um Nadel und Handarbeit; neue Geschicklichkeiten stellen sich ein und machen schon ihren Nutzen fühlbar.

64. Ich weiß, daß die strengen Erzieher verlangen, man solle den jungen Mädchen weder Gesang noch Tanz noch irgendeine der schönen Künste lehren lassen.*) Das kommt mir eigentümlich vor: wem soll man sie denn eigentlich lehren? etwa den Knaben? Wem steht denn der Besitz dieser Talente vorzugsweise zu, den Männern oder den Frauen? Sie werden mir entgegnen, niemanden. Unheilige Lieder zu singen, ist ein Verbrechen; der Tanz ist eine Erfindung des Satans: ein junges Mädchen soll keine andere Unterhaltung kennen als ihre Arbeit und das Gebet. Seltsame Unterhaltungen für ein Kind von zehn Jahren! Ich, für meinen Teil, fürchte sehr, jene jungen Heiligen, die man zwingt, ihre Kindheit mit Beten zuzubringen, möchten ihre Jugend an ganz andere Dinge wenden und als verheiratete Frauen die Zeit, die sie als Mädchen glauben verloren zu haben, wieder hereinbringen, so gut sie nur können.**) Ich meine, man müsse ebenso viel Rücksicht auf das nehmen, was dem Alter zukömmt, als auf das, was dem Geschlechte ziemt; ich meine, ein junges Mädchen müsse nicht leben wie seine Großmutter, es solle lebhaft, munter und lustig sein, tanzen und singen, soviel es nur will, und alle unschuldigen Freuden seines Alters kosten: die Zeit wird nur zu früh kommen, wo man gesetzt sein und eine ernstere Haltung annehmen muß.

65. Aber ist denn wirklich eine Nötigung zu diesem Wechsel vorhanden? Ist sie nicht auch vielleicht eine Frucht unserer Vorurteile? Man legt den ehrbaren Frauen nur traurige Pflichten auf und hat damit aus der Ehe alles verbannt, was sie den Männern angenehm machen konnte. Ist es zu verwundern, wenn die Totenstille, die sie in ihrem Hause herrschen sehen, sie daraus vertreibt, oder wenn sie sich wenig versucht fühlen, in einen so gar nicht verlockenden Stand einzutreten? Dadurch daß das Christentum alle Pflichten übertreibt, hat es sie unerfüllbar und hinfällig gemacht; dadurch daß es den Frauen Gesang, Tanz und alle weltlichen Vergnügungen untersagt, macht sie dieselben

---

*) Fénelon verweist im 12. Kap. seiner Schrift auf Plato, der die weichliche asiatische Musik verdammt habe. „Um so mehr müssen die Christen, welche das Vergnügen nie seiner selbst willen suchen sollen, derlei gefährliche Unterhaltungen verabscheuen.“ Auch hinsichtlich der Musik schärft er Vorsicht ein, ohne jedoch beide geradezu zu verwerfen. R. bezieht sich auch nicht auf Fénelon, sondern meint die zu seiner Zeit nicht gerade häufigen pädagogischen Rigoristen.

**) Mit fünfzehn Jahren kamen damals die Mädchen aus den Klöstern. Hierauf folgte unmittelbar der Eintritt in die Welt, Bälle und Liebschaften. Man suchte dann die Töchter bald zu verheiraten. Dann kamen die Kleiderschulden und galante Intriguen. Das bezeugen zahllose Berichte in Romanen, Memoiren u. dgl. und auch Mad. de Genlis (Ad. et Théod. I, S. 16.)

übellaunig, zänkisch und unerträglich im Hause. Es giebt keine Religion, in welcher die Ehe so strengen Pflichten unterworfen ist, und keine, in welcher ein so heiliges Gelöbnis so mißachtet würde. Man hat so viel gethan, um den Frauen die Liebenswürdigkeit unmöglich zu machen, daß man die Ehemänner gleichgültig gemacht hat. Das sollte nicht so sein. — Freilich ja: aber ich sage, es mußte so sein, weil eben die Christen am Ende doch Menschen sind. Ich, für meinen Teil, halte dafür, daß eine junge Engländerin, um ihrem zukünftigen Gemahl zu gefallen, die angenehmen Talente mit ebenso vielem Eifer pflegen sollte, wie eine junge Albanesin sie für den Harem zu Ispahan pflegt. Die Männer, wirft man mir ein, machen sich aus all diesen Talenten gar nicht so viel. Freilich wohl, wenn man sie nicht dazu gebraucht, ihnen zu gefallen, sondern wenn sie nur als Köder dienen müssen für die Schamlosigkeit junger Männer, welche den Ehemann entehren. Aber glaubst du wohl, daß eine liebenswürdige und eingezogene Frau, welche derartige Talente besäße und sie zur Erheiterung ihres Gatten anwendete, nicht zum Glück seines Lebens beitragen und ihn, wenn er mit müdem Kopfe aus seiner Arbeitsstube kommt, nicht verhindern würde, seine Erholung außerhalb des Hauses zu suchen? Hat man denn nie glückliche Familien gesehen, wo solche Eintracht herrscht und jedes Glied etwas zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen weiß? Man sage mir, ob das Vertrauen und die Gemütlichkeit, die sich dort einstellen, und die Harmlosigkeit und Annehmlichkeit der Vergnügungen, die man dort genießt, die öffentlichen Vergnügungen mit all ihrem Geräusch nicht vollständig aufwiegen.

66. Man hat die angenehmen Fertigkeiten zu sehr zur Kunst gestempelt. Man hat sie zu sehr systematisiert; man hat überall Grundsätze und Regeln aufgestellt und aus einer Sache, die für die Mädchen nur Unterhaltung, Spiel und Scherz sein sollte, etwas für sie sehr Langweiliges gemacht. Ich kann mir nichts Lächerlicheres denken, als wenn ein alter Tanzmeister oder Singlehrer mit verdrießlicher Miene vor die Mädchen tritt, welche nur zum Lachen aufgelegt sind, und, um ihnen seine leichtfertige Kunst beizubringen, einen steiferen und schulmäßigeren Ton annimmt, als wenn es sich um ihren Katechismus handelte. Muß z. B. das Singen sich durchaus an die geschriebene Musik halten? Kann man die Stimme nicht biegsam und richtig machen, geschmackvollen Vortrag und selbst das Begleiten lehren ohne die Kenntnis einer einzigen Note? Paßt die nämliche Art von Gesang für alle Stimmen? Eignet sich die nämliche Methode für jedes Verständnis? Ich werde mir nie einreden lassen, daß dieselben Stellungen, Schritte, Bewegungen, Geberden und Tänze einer kleinen lebhaften und aufgeweckten Brünette ebenso gut anstehen wie einer großen Blondine mit schmachtenden Augen. Wenn ich deshalb sehe, wie ein Lehrer beiden genau den

nämlichen Unterricht erteilt, so sage ich: Dieser Mann verfolgt seinen ausgetretenen Pfad, aber er versteht nichts von seiner Kunst.

67. Man fragt, ob die Mädchen Lehrer oder Lehrerinnen haben sollen. Ich weiß es nicht; ich möchte, daß sie weder diese noch jene brauchten, sondern aus eigenem Antrieb lernten, wofür sie so viele natürliche Neigung haben, und daß man in unseren Städten nicht so viele geckenhafte Komödianten herumziehen sähe. Ich kann kaum glauben, daß der Verkehr mit diesen Leuten den jungen Mädchen nicht viel schädlicher sein sollte, als ihr Unterricht ihnen nützlich ist, und daß ihr Geschwätz, ihr Ton nnd ihr Wesen ihren Schülerinnen nicht die erste Neigung für die jenen selbst so wichtigen Leichtfertigkeiten beibringen sollte, die sie dann später nach dem Beispiele jener bald zu ihrer einzigen Beschäftigung machen werden.

68. In den Künsten, die nur die Erheiterung zum Zwecke haben, kann jedermann den jungen Mädchen als Lehrer dienen: der Vater, die Mutter, der Bruder, die Schwester, die Freundinnen und Erzieherinnen, ihr Spiegel und vor allem ihr eigener Geschmack. Man muß ihnen Unterricht nicht anbieten, sie sollen selbst danach verlangen: aus einer Belohnung muß man keine Aufgabe machen, und gerade in derlei Studien ist der Wunsch, etwas zu leisten, schon der erste Erfolg. Wenn man übrigens durchaus einen systematischen Unterricht haben will, so mag ich über das Geschlecht des Lehrers nicht entscheiden. Ich weiß nicht, ob ein Tanzmeister eine junge Schülerin an der zarten und weißen Hand fassen, sie das Kleid aufschürzen, die Augen in die Höhe richten, die Arme frei bewegen und einen klopfenden Busen soll vorbeugen lassen; aber das weiß ich, daß ich um nichts in der Welt ein solcher Lehrer sein möchte.

69. Durch Thätigkeit und Fertigkeit entwickelt sich der Geschmack; durch diesen erschließt sich der Sinn allmählich der Anschauung des Schönen nach jeder Richtung und endlich auch den moralischen Begriffen, die damit in Beziehung stehen.*) Dies ist vielleicht einer der Gründe, warum das Gefühl für Schicklichkeit und Ehrbarkeit bei den Mädchen sich früher einstellt als bei den Knaben; denn wer etwa glauben wollte, daß dieser früh entwickelte Sinn den Gouvernanten zu verdanken sei, würde eine sehr mangelhafte Kenntnis von der Art ihres Unterrichts und von der Entwicklung des menschlichen Verstandes verraten. Die Fertigkeit im Reden nimmt in der Kunst zu gefallen die erste Stelle ein; durch sie allein kann man zu den Reizen, an welche die Gewohnheit unsere Sinne gewöhnt hat, neue hinzufügen. Der Geist belebt nicht bloß den Leib, er erneut ihn auch in gewisser Beziehung; durch den Wechsel der Gefühle und Vorstellungen belebt und verändert er auch den Gesichtsausdruck,

*) Vgl. IV § 451 und Anm. 1 dazu.

und durch die Worte, die er uns eingiebt, bleibt die Aufmerksamkeit immer in Spannung und hält das nämliche Interesse bei demselben Gegenstand fest. Aus all diesen Gründen, glaube ich, eignen sich die jungen Mädchen so schnell ein reizendes Geplauder an; sie legen in ihre Worte, bevor sie dieselben nur verstehen, einen gewissen Ton, und die Männer haben bald ihre Freude daran, sie anzuhören, bevor die Mädchen sie nur verstehen können; die Männer aber erspähen den ersten Augenblick dieses Verständnisses, um auch den des Gefühls auf diesem Wege zu erhaschen.*)

70. Die Weiber haben eine geschmeidige Zunge; sie sprechen früher, leichter und angenehmer als die Männer; man beschuldigt sie auch, mehr zu sprechen: das muß so sein, und ich möchte diesen Tadel gerne in ein Lob verwandeln; Mund und Augen haben bei ihnen die nämliche Rührigkeit, und zwar aus dem gleichen Grunde. Der Mann sagt, was er weiß, die Frau, was gefällt; jener braucht Kenntnisse zum Sprechen, diese Geschmack; jener muß vorzüglich das Nützliche im Auge haben, diese das Angenehme. Ihre Worte brauchen keine andere gemeinsame Form als die der Wahrheit.

71. Deshalb muß man bei ihnen nicht wie bei den Knaben das Plaudern zurückdrängen durch die barsche Frage: Wozu soll das? — sondern durch eine andere, auf die man nicht so leicht antworten kann: Welchen Eindruck wird das machen? In diesem frühen Alter, wo ihnen die Unterscheidung des Guten und Bösen noch abgeht und daher niemand von ihnen beurteilt werden kann, müssen sie sich zum Gesetze machen, den Leuten, mit denen sie reden, nur Angenehmes zu sagen; die Ausübung dieses Grundsatzes wird aber dadurch noch erschwert, daß er dem ersten Grundsatz, niemals zu lügen, immer untergeordnet bleiben muß.

72. Es zeigen sich noch viele andere Schwierigkeiten, aber sie betreffen ein vorgerückteres Alter. Für den Augenblick wird von den jungen Mädchen, wenn sie wahr sein wollen, nur verlangt, daß sie es ohne Unhöflichkeit seien, und da ihnen die Unhöflichkeit von Natur widersteht, so ist es für die Erziehung eine leichte Aufgabe, sie zu vermeiden. Im allgemeinen bemerke ich im gesellschaftlichen Leben, daß die Höflichkeit der Männer mehr dienstbeflissen, die der Frauen mehr einschmeichelnd ist. Dieser Unterschied ist ein natürlicher, kein gemachter. Der Mann will offenbar behilflich, die Frau angenehm sein. Daraus folgt, daß die Höflichkeit der Frauen, wie es auch mit ihrem Charakter beschaffen sei, weniger falsch ist als die der Männer; sie giebt nur ihrem ersten In-

*) Lesart des Mskr.: „sie (die Männer) erspähen, so zu sagen, den Augenblick der Unterscheidungsfähigkeit bei diesen kleinen Geschöpfen, um zu wissen, wann sie sie lieben können: denn man will doch unter allen Umständen dem, was uns gefällt, auch gefallen; sobald man sieht, daß dies nicht geschehen kann, hält das Gefallen nicht mehr lange an."

stinkt einen größeren Spielraum; wenn aber ein Mann sich den Anschein giebt, als stelle er meinen Vorteil dem seinigen voran, so weiß ich ganz sicher, daß das eine Lüge ist, und wenn er sich auch noch so sehr bemüht, sie zu bemänteln. Den Frauen ist es demnach ein Leichtes, höflich zu sein, und den Mädchen infolge dessen ebenso leicht, es zu werden. Der erste Unterricht kommt von der Natur; die Kunst geht ihr nur nach und bestimmt unserer Lebensart gemäß, wie sie sich zeigen soll. Was nun ihre Höflichkeit unter einander betrifft, so ist das eine ganz andere Sache. Sie benehmen sich dabei so gezwungen, und ihre Aufmerksamkeiten sind so kalt, daß, wenn sie sich gegenseitig lästig werden, sie kein Hehl daraus machen und bei der Lüge doch aufrichtig erscheinen, weil es ihnen kaum darum zu thun ist, sie zu verbergen. Indessen schließen junge Mädchen manchmal in allem Ernste aufrichtigere Freundschaften mit einander. In ihrem Alter ersetzt die Heiterkeit eine gute Gemütsart; und sind sie mit sich selbst zufrieden, so sind sie es mit jedermann. Es ist auch eine bekannte Thatsache, daß sie sich in Gegenwart von Männern herzlicher küssen und ungezwungener liebkosen, weil sie sich etwas darauf zu gut thun, ihre Begehrlichkeit durch den Anblick einer Gunst, nach der sie dieselben lüstern zu machen wissen, ungestraft zu reizen.

73. Wenn man den Knaben keine vorlauten Fragen erlauben darf, so muß man solche den Mädchen um so mehr untersagen, bei denen die Befriedigung oder eine verkehrte Ablenkung der Neugier ganz andere Folgen hat in Anbetracht ihres Scharfsinns, Geheimnisse, die man ihnen verbirgt, zu ahnen, und ihrer Geschicklichkeit, sie zu entdecken. Wenn ich aber ihre Fragen auch nicht dulden würde, so möchte ich doch, daß man sie selbst häufig fragte, daß man sie absichtlich zum Plaudern veranlaßte und sie reizte, um sie in der Leichtigkeit des Ausdrucks zu üben, sie schlagfertig im Antworten zu machen und ihnen Verstand und Sprache zu lösen, solange man es noch thun kann ohne Gefahr. Derartige Unterhaltungen, die aber immer aufs Heitere gewendet, geschickt eingeführt und gut geleitet sein müßten, würden für dieses Alter ein reizender Zeitvertreib sein und könnten in die unschuldigen Herzen der jungen Mädchen die ersten und vielleicht die nützlichsten sittlichen Lehren legen, die sie in ihrem ganzen Leben erhalten werden, indem sie ihnen unter dem Reiz des Vergnügens und der Eitelkeit zeigten, welchen Eigenschaften die Männer wirkliche Achtung zollen und worin die Ehre und das Glück einer achtbaren Frau besteht.

74. Man begreift leicht, daß, wenn die männlichen Kinder nicht imstande sind, sich einen wahren Begriff von Religion zu machen, dieser nämliche Begriff um so mehr die Fassungskraft der Mädchen übersteigen muß. Gerade deshalb möchte ich zu den letzteren früher davon reden; denn wenn man warten müßte, bis sie imstande wären, diese tiefen Fragen methodisch zu erörtern, so würde man Gefahr laufen, niemals

davon mit ihnen zu reden. Die Vernunft der Frauen ist eine praktische: mit ihr finden sie sehr geschickt die Mittel, um zu einem bekannten Ziel zu gelangen; aber sie genügt nicht, dieses Ziel selbst zu entdecken. Die gesellschaftliche Beziehung der Geschlechter ist wunderbar. Aus ihr entspringt eine moralische Person, deren Auge die Frau, deren Arm der Mann ist, aber mit einer solchen gegenseitigen Abhängigkeit, daß die Frau vom Manne lernen muß, was sie sehen soll, und der Mann von der Frau, was er thun soll. Könnte die Frau ebenso leicht wie der Mann zu den letzten Gründen emporsteigen und hätte der Mann ebenso wie sie den Sinn fürs Einzelne, so wären sie immer unabhängig von einander, sie würden in ewiger Zwietracht leben, und ihre Gesellschaft könnte nicht bestehen. Nun aber zielt bei der Eintracht, welche unter ihnen herrscht, alles auf den gemeinsamen Zweck ab; man kann nicht sagen, wer von dem Seinigen mehr dazu giebt; jeder Teil folgt dem Antrieb des andern; jeder gehorcht, und beide sind die Gebieter.

75. Gerade deshalb, weil das Leben der Frau der öffentlichen Meinung unterworfen ist, muß ihr Glaube sich der Auktorität fügen. Jedes Mädchen muß die Religion seiner Mutter haben, jede Frau die ihres Mannes. Wäre diese Religion auch falsch, so löscht die Unterwürfigkeit, welche die Mutter und die Tochter der Ordnung der Natur dienstbar macht, bei Gott die Sünde des Irrtums aus. Können sie selbst nicht entscheiden, so müssen sie die Entscheidung der Eltern und des Gatten wie die der Kirche hinnehmen.*)

76. Da sie die Richtschnur ihres Glaubens nicht aus sich selbst finden können, so können sie denselben nicht durch augenscheinliche Beweise und durch die Vernunft einschränken, sondern sie befinden sich bei den vielen äußeren Anstößen, von denen sie sich forttreiben lassen, immer diesseits oder jenseits der Wahrheit. Immer zur Übertreibung geneigt, sind sie entweder freigeistig oder frömmelnd; nie sieht man bei ihnen Vernünftigkeit mit der Frömmigkeit vereinigt. Die Quelle dieses Übelstandes ist nicht allein in dem ausschweifenden Charakter ihres Geschlechtes zu suchen, sondern auch in der regellosen Auktorität des unsrigen: die Zuchtlosigkeit der Sitten macht sie verächtlich, der Schreck der Reue macht sie tyrannisch, und so thut man immer zu viel oder zu wenig.

77. Da die Auktorität die Religion der Frauen bestimmen muß, so handelt es sich nicht so sehr darum, ihnen die Gründe des Glaubens auseinanderzusetzen, als ihnen klar vorzulegen, was man glaubt: denn in

---

*) Dann, meint Formey, könnte man ebenso gut behaupten, die Weiber hätten keine Seelen, wie dies die Muhamedaner lehren. Das wurde auch bald ein allgemeiner Vorwurf, den man R. in allem Ernst machte. Als er sich in Motiers-Travers befand, redeten die Frauen der ganzen Gegend mit Entrüstung davon, R. habe gesagt, die Frauen hätten keine Seelen. (Briefe vom April 1765.)

dem Glauben an unklare Begriffe liegt die erste Quelle des Fanatismus, und der Glaube, den man für widersinnige Dinge fordert, führt zur Narrheit oder zum Unglauben. Ich weiß nicht, ob unsere Katechismen mehr den Unglauben oder den Fanatismus befördern; aber daß sie notwendig zu einem von beiden führen, das weiß ich genau.

78. Um den Mädchen Religion zu lehren, mache man sie zunächst nicht zu einem Gegenstand der Traurigkeit und des Zwanges*) und niemals zu einer Aufgabe oder Pflicht; man lasse sie folglich nie etwas auswendig lernen, was sich auf sie bezieht, selbst die Gebete nicht. Man begnüge sich, regelmäßig vor ihnen seine eigenen Gebete zu verrichten, ohne sie jedoch zu zwingen mitzubeten. Auch mache man sie kurz nach der Vorschrift Christi. Man verrichte sie immer mit der geziemenden Sammlung und Ehrfurcht; wenn man vom höchsten Wesen verlangt, daß es auf unsere Worte merke, so bedenke man, daß man dafür auch selbst auf das, was man ihm sagen will, merke.

79. Daß die Mädchen ihre Religion so früh kennen lernen, hat weniger Wert, als daß sie sie gut wissen und besonders, daß sie sie lieben. Wenn du sie ihnen lästig machst, wenn du Gott immer so schilderst, als wäre er böse auf sie, wenn du ihnen in seinem Namen tausenderlei unangenehme Pflichten auferlegst, die sie dich selbst nie erfüllen sehen, warum sollten sie denn nicht denken, den Katechismus zu lernen und zu beten, seien die Pflichten der kleinen Mädchen, und warum sollten sie sich nicht sehnen, erwachsen zu sein, um wie du dieses Joch von sich abzuschütteln? Beispiele, Beispiele! ohne sie richtet man bei den Kindern nie etwas aus.

80. Wenn man ihnen Glaubensartikel erklärt, so geschehe es in unmittelbarem Vortrag, nicht in Fragen und Antworten. Sie sollen immer nur antworten, was sie denken, nie, was man ihnen vorgeschrieben hat. Alle Antworten des Katechismus sind widersinnig; denn so lehrt ja der Schüler den Lehrer: im Munde der Kinder sind sie sogar Lügen, da jene erklären, was sie nicht verstehen, und beteuern, was sie außer stand sind zu glauben. Man zeige mir unter den einsichtsvollsten Männern diejenigen, welche nicht lügen, wenn sie ihren Katechismus hersagen.

81. Die erste Frage in unserem Katechismus ist: „Wer hat dich geschaffen und auf die Welt gesetzt?“ Nun glaubt das kleine Mädchen, das sei seine Mutter; aber es antwortet doch ohne Zögern: „Gott.“ Das Einzige, was es dabei begreift, ist, daß es auf eine Frage, die es nicht recht versteht, eine Antwort giebt, die es gar nicht versteht.

*) Das siebente Kapitel von Fénelon's „Mädchenerziehung“ bietet bei aller Verschiedenheit der Standpunkte doch einige Anklänge an diese Auseinandersetzungen R.s.

82. Möchte doch ein Mann, der die Entwicklung des kindlichen Verstandes genau kennt, einen Katechismus für die Kinder verfassen.*) Es wäre vielleicht das nützlichste Buch, das je geschrieben worden, und meines Bedünkens würde es seinem Urheber nicht am wenigsten Ehre einbringen. Sicher ist, daß, wenn dies Buch gut wäre, es den unsrigen kaum ähnlich sehen würde.

83. Ein solcher Katechismus wird nur dann gut sein, wenn das Kind auf die bloßen Fragen hin die Antworten aus sich selbst giebt, ohne sie zu lernen; mit dem Vorbehalt, daß es manchmal in der Lage sein kann, auch von sich aus zu fragen. Um mich verständlich zu machen, brauchte es eine Art Muster; aber ich fühle wohl, was mir dazu fehlt, es zu entwerfen. Ich werde es aber wenigstens versuchen, einen oberflächlichen Begriff davon zu geben.

84. Ich stelle mir also vor, daß dieser Katechismus, um zur ersten Frage des unsrigen zu gelangen, ungefähr so anfangen müßte.

Die Erzieherin.

Erinnerst du dich noch der Zeit, da deine Mutter ein Mädchen war?

Das Mädchen.

Nein.

Die Erzieherin.

Warum nicht? du hast doch sonst ein so gutes Gedächtnis.

Das Mädchen.

Ich war eben damals noch nicht auf der Welt.

Die Erzieherin.

Du hast also nicht immer gelebt?

Das Mädchen.

Nein.

Die Erzieherin.

Wirst du wohl immer leben?

Das Mädchen.

Ja.

Die Erzieherin.

Bist du jung oder alt?

Das Mädchen.

Ich bin jung.

Die Erzieherin.

Ist deine Großmutter jung oder alt?

---

*) R.s Bedenken waren zu seiner Zeit nicht neu. Schon Fénelon spricht von einem „historischen Katechismus“, der auch im ganzen vorigen Jahrhundert allgemein in Frankreich gebraucht wurde.

Das Mädchen.

Sie ist alt.

Die Erzieherin.

Ist sie einmal jung gewesen?

Das Mädchen.

Ja.

Die Erzieherin.

Warum ist sie es nicht mehr?

Das Mädchen.

Weil sie gealtert hat.

Die Erzieherin.

Wirst du auch altern wie sie?

Das Mädchen.

Ich weiß nicht.[1])

Die Erzieherin.

Wo sind deine vorjährigen Kleider?

Das Mädchen.

Man hat sie zertrennt.

Die Erzieherin.

Warum denn?

Das Mädchen.

Weil sie mir zu klein waren.

Die Erzieherin.

Und warum waren sie dir zu klein?

Das Mädchen.

Weil ich gewachsen bin.

Die Erzieherin.

Wirst du immer noch wachsen?

Das Mädchen.

O freilich.

Die Erzieherin.

Und was wird aus den großen Mädchen?

Das Mädchen.

Sie werden Frauen.

Die Erzieherin.

Und die Frauen?

Das Mädchen.

Sie werden Mütter.

---

[1]) Wenn an all den Stellen, wo ich gesetzt habe „Ich weiß es nicht", das Mädchen anders antwortet, so muß man der Antwort nicht trauen und mit allem Fleiß eine Auseinandersetzung mit ihm einleiten. — R. Amst.

Die Erzieherin.

Und die Mütter?

Das Mädchen.

Die werden alt.

Die Erzieherin.

Du wirst also alt?

Das Mädchen.

Ja, wenn ich Mutter sein werde.

Die Erzieherin.

Und was wird aus den alten Leuten?

Das Mädchen.

Ich weiß nicht.

Die Erzieherin.

Was ist denn aus deinem Großpapa geworden?

Das Mädchen.

Er ist gestorben.[1])

Die Erzieherin.

Warum ist er denn gestorben?

Das Mädchen.

Weil er alt war.

Die Erzieherin.

Was wird also aus den alten Leuten?

Das Mädchen.

Sie sterben.

Die Erzieherin.

Wenn du aber einmal alt wirst . . .?

Das Mädchen (sie unterbrechend).

O, ich will nicht sterben.

Die Erzieherin.

Liebes Kind, niemand will sterben, und doch stirbt jedermann.

Das Mädchen.

Wie? wird Mama auch sterben?

---

[1]) Das Mädchen wird so sagen, weil es so gehört hat; aber man muß feststellen, ob es irgendeinen richtigen Begriff vom Tode hat: denn dieser Gedanke ist nicht so einfach und für die Kinder nicht so verständlich, wie man glaubt. In dem kleinen Gedichte „Abel" findet man ein Beispiel, wie man sie darauf bringen kann. Dieses reizende Werk atmet eine köstliche Einfalt, die man sich nicht genug zu eigen machen kann, wenn man sich mit den Kindern unterhalten will. — R. Amst. — Es ist Salomon Geßner's Gedicht „der Tod Abels" (1758) gemeint, wovon i. J. 1760 eine prosaische Uebersetzung von M. Huber in Paris erschien. Im 2. Gesang erzählt Adam, wie Eva, nachdem sie aus dem Paradies gestoßen waren, zum ersten Male gefallene Früchte und welke Blüten gesehen, neben denen jüngere frisch heranwuchsen. So, meint sie, werden einst sie selbst hinwelken, um ihren Kindern Platz zu machen.

Die Erzieherin.

Wie alle Menschen. Die Frauen werden auch alt wie die Männer, und das Alter führt zum Tode.

Das Mädchen.

Wie muß man es anfangen, um recht spät alt zu werden?

Die Erzieherin.

Man muß recht leben, solange man jung ist.

Das Mädchen.

Ich will auch immer recht brav sein.

Die Erzieherin.

Um so besser für dich. Aber glaubst du denn, du könntest immer leben?

Das Mädchen.

Wenn ich einmal recht alt, recht alt bin ....

Die Erzieherin.

Nun?

Das Mädchen.

Nun, wenn man so alt ist, sagen Sie, muß man eben sterben.

Die Erzieherin.

Du wirst also doch einmal sterben?

Das Mädchen.

Ach ja!

Die Erzieherin.

Wer lebte denn vor dir?

Das Mädchen.

Mein Vater und meine Mutter.

Die Erzieherin.

Und vor diesen?

Das Mädchen.

Ihre Eltern.

Die Erzieherin.

Und wer wird nach dir leben?

Das Mädchen.

Meine Kinder.

Die Erzieherin.

Und wer nach diesen?

Das Mädchen.

Ihre Kinder.

u. s. w.

85. Auf diesem Wege findet man durch allmähliche Induktion beim Menschengeschlechte einen Anfang und ein Ende wie bei allen Sachen,

d. h. einen Vater und eine Mutter, welche keine Eltern gehabt, und Kinder, die nicht wieder welche haben.[1]) Nur nach einer langen Reihe ähnlicher Fragen ist die erste Frage des Katechismus genügend vorbereitet. Dann erst kann man sie stellen, und das Kind kann sie verstehen. Aber welch ungeheuerer Sprung von da zur zweiten Antwort, welche, so zu sagen, die Definition des göttlichen Wesens ist! Wann wird dieser Sprung ausgefüllt sein? Gott ist ein Geist! Was ist denn ein Geist? Soll ich den Geist eines Kindes in diese nebelhafte Metaphysik verwickeln, aus der sich die Erwachsenen nur so schwer herausfinden? Es ist keine Sache für junge Mädchen, solche Fragen zu lösen, höchstens, sie zu stellen. Ich werde dann einfach antworten: du fragst mich, was Gott ist; das ist nicht leicht zu sagen. Gott kann man weder hören, noch sehen, noch fühlen; man kennt ihn nur aus seinen Werken. Um zu finden, was er ist, mußt du erst wissen, was er gemacht hat.

86. Wenn unseren Glaubenssätzen allen dieselbe Wahrheit innewohnt, so sind sie darum nicht alle gleich wichtig. Für die Ehre Gottes ist es sehr gleichgültig, ob sie uns in allem bekannt sei; wohl aber ist es für die menschliche Gesellschaft und jedes ihrer Glieder wichtig, daß jeder Mensch die Pflichten, welche ihm das Gesetz Gottes auferlegt gegen seinen Nächsten und gegen sich selbst, kenne und erfülle. Das müssen wir einander unaufhörlich lehren, und darüber ihre Kinder zu belehren, ist eine besondere Pflicht der Eltern. Ob eine Jungfrau die Mutter ihres Schöpfers sei,*) ob sie Gott geboren oder nur einen Menschen, mit dem sich Gott vereinigt hat, ob die Substanz des Vaters und des Sohnes dieselbe sei oder nur eine ähnliche; ob der heilige Geist von einem dieser beiden ausgehe, die selbst das nämliche sind, oder von beiden zugleich, das sind scheinbar wesentliche Fragen, deren Lösung jedoch, meiner Ansicht nach, für das Menschengeschlecht ebenso unwichtig ist, als es ist, zu wissen, an welchem Tag nach dem Monde man Ostern feiern soll, ob man den Rosenkranz beten, fasten, sich Abbruch thun, in der Kirche lateinisch oder französisch sprechen, die Wände mit Bildern schmücken, die Messe lesen oder hören und keine eigene Frau haben soll. Jeder möge darüber denken, wie es ihm gefällt; ich sehe nicht ein, inwiefern dies die andern angehen kann: was mich anbetrifft, so kümmert mich das gar nicht. Was mich aber kümmert und alle meine Mitmenschen, das ist, daß jeder wisse, daß es einen Lenker der menschlichen Geschicke giebt, dessen Kinder wir alle sind, der uns allen befiehlt, gerecht zu sein, einander zu lieben, wohlthätig und barmherzig zu sein und gegen jedermann unsere Verpflichtungen zu erfüllen, selbst gegen

[1]) Der Verstand läßt nicht zu, daß der Begriff der Ewigkeit auf die menschliche Geschlechtsfolge angewendet werde. Eine wirklich vollzogene Zahlenfolge ist mit diesem Gedanken immer unvereinbar. — R. Amst.

*) Vgl. Anm. zu IV, § 340.

seine und unsere Feinde; daß das scheinbare Glück dieses Lebens nichts ist; daß es nach ihm ein anderes giebt, in welchem das höchste Wesen der Belohner der Guten und der Richter der Bösen sein wird. Diese und die ähnlichen Glaubenssätze der Jugend zu lehren und alle Bürger davon zu überzeugen, das ist eine Sache von Wichtigkeit. Wer sie bekämpft, verdient unbedingt Strafe; denn er verwirrt die Ordnung und ist der Feind der Gesellschaft. Wer sie verläßt und uns seiner Eigenmeinung unterwerfen will, kommt auf dem entgegengesetzten Wege auf den nämlichen Punkt. Um eine Ordnung nach seinem Sinne aufzurichten, stört er den Frieden; in seinem vermessenen Dünkel macht er sich zum Dollmetscher der Gottheit, in ihrem Namen verlangt er die Huldigungen und die Ehrerbietung der Menschen; er macht sich, soweit er es vermag, zum Gott an dessen Stelle. man müßte ihn als einen Gottesräuber bestrafen, wenn man ihn nicht seiner Unduldsamkeit wegen strafte.

87. Laß also alle jene geheimnisvollen Glaubenssätze, welche für uns nur begriffslose Worte sind, laß alle jene wunderlichen Lehren, deren fruchtloses Studium ihren Anhängern als Tugend gilt und sie doch vielmehr wahnsinnig als gut zu machen geeignet ist. Halte deine Kinder immer in dem engen Kreise der Glaubenssätze, die mit der Moral zusammenhängen. Überzeuge sie lebhaft davon, daß für uns nur das wissenswert sein kann, was uns lehrt, gut zu handeln. Mache aus deinen Töchtern keine Theologinnen und Grüblerinnen;*) lehre ihnen von den himmlischen Dingen nur, was der menschlichen Weisheit dient: gewöhne sie, sich immer unter Gottes Augen zu fühlen, ihn zum Zeugen ihrer Handlungen, ihrer Gedanken, ihrer Tugend und ihrer Freuden zu haben; das Gute zu thun ohne Prahlerei, weil er es liebt; das Übel zu dulden ohne Murren, weil er sie dafür entschädigen wird; endlich alle Tage ihres Lebens das zu sein, was sie gerne werden gewesen sein, wenn sie vor ihm erscheinen müssen. Das ist die wahre Religion, die einzige, die keinen Mißbrauch, keine Unheiligkeit und keine Schwärmerei zuläßt. Mag man erhabenere Religionen predigen, so viele man will; ich erkenne keine andere an als diese.

88. Im übrigen ist es nützlich zu bemerken, daß bis zu dem Alter, wo die Vernunft sich aufklärt und das erwachende Gefühl die Stimme des Gewissens weckt, für die Mädchen das gut oder schlecht ist, was ihre Umgebung als solches erklärt hat. Was man ihnen befiehlt, ist gut; was man ihnen verbietet, ist schlecht: mehr sollen sie nicht wissen; daraus sieht man, von wie großer Wichtigkeit, für sie noch mehr als für die Knaben, die Wahl der Personen ist, welche mit ihnen

---

*) R. sagt raisonneuses. Auch Napoleon gebrauchte diesen unübersetzbaren Ausdruck, als er seine Bedenken über die Bestrebungen äußerte, die weibliche Bildung auf eine höhere Stufe zu heben.

in Berührung kommen und ein gewisses Ansehen über sie haben sollen. Endlich kommt der Augenblick, wo sie die Sachen aus sich selbst beurteilen, und dann ist es Zeit, den Plan ihrer Erziehung zu ändern.

89. Ich habe vielleicht schon jetzt zu viel gesagt. Welche Einschränkung für die Frauen, wenn wir ihnen nur das öffentliche Vorurteil zum Gesetze geben? Erniedrigen wir doch nicht so sehr das Geschlecht, das uns regiert und uns ehrt, wenn wir es nicht herabgewürdigt haben. Es giebt für das ganze Menschengeschlecht eine Regel, welche dem gemeinen Vorurteil vorangeht. Der unabänderlichen Leitung dieser Regel müssen alle anderen sich fügen: sie urteilt selbst über das Vorurteil, und nur insoweit die Wertschätzung der Menschen mit ihr zusammenstimmt, darf diese selbst maßgebend für uns sein.

90. Diese Regel ist das innere Gefühl. Ich will nicht wiederholen, was darüber schon gesagt worden ist;*) es genügt mir, zu bemerken, daß, wenn diese beiden Regeln bei der Erziehung der Frauen nicht zusammenwirken, dieselbe immer mangelhaft sein muß. Das Gefühl wird ihnen ohne die allgemeine Meinung jenen Zartsinn nicht geben, welcher die guten Sitten mit weltlicher Ehre ziert;**) die allgemeine Meinung aber ohne das Gefühl wird immer nur falsche und unehrbare Weiber aus ihnen machen, welche den Schein an Stelle der Tugend setzen.

91. Daher ist es von Wichtigkeit für sie, eine Fähigkeit auszubilden, welche zwischen diesen beiden Führern als Schiedsrichter dienen kann, das Gewissen vor Abwegen bewahrt und die Irrtümer des Vorurteils wieder gut macht. Diese Fähigkeit ist die Vernunft; doch wie viele Fragen erheben sich bei diesem Worte! Sind die Frauen eines gründlichen Denkens überhaupt fähig? Ist die Pflege desselben von Wert für sie? Werden sie es mit Erfolg ausbilden? Ist diese Pflege förderlich für die Verrichtungen, welche ihnen obliegen? Ist sie vereinbar mit der Einfachheit, die sich ziemt für sie?

92. Die verschiedenen Arten, diese Fragen zu betrachten und zu lösen, bringen es mit sich, daß die Sache nach beiden Seiten hin übertrieben wird, indem die einen die Frau darauf beschränken, in ihrem Haushalt mit den Mägden zu nähen und zu stricken, und aus ihr nur die erste Dienerin des Hausherrn machen, während die anderen sich nicht damit begnügen, sie in ihren Rechten zu sichern, sondern sie auch noch veranlassen, die unsrigen sich anzumaßen; denn wenn man ihnen in den ihrem Geschlechte zustehenden Eigenschaften den Vorrang vor uns läßt, in allem anderen aber sie uns gleich macht, was will das anders heißen als die Oberherrlichkeit, welche die Natur dem Manne giebt, auf sie übertragen?

---

*) S. IV, § 218.
**) Ähnlicher Gedanke V, § 283.

93. Die Vernunft, welche den Mann zur Erkenntnis seiner Pflichten führt, ist nichts sehr Verwickeltes; die Vernunft, welche die Frau zur Erkenntnis der ihrigen bringt, ist noch einfacher. Der Gehorsam und die Treue, die sie ihrem Gatten schuldet, die Zärtlichkeit und Sorgfalt, welche sie ihren Kindern schuldig ist, sind so natürliche und auf der Hand liegende Folgen ihrer Lage, daß sie dem inneren Gefühl, das sie leitet, ohne Unredlichkeit ihre Zustimmung nicht versagen und in der noch nicht verderbten natürlichen Neigung ihre Pflicht nicht mißkennen kann.

94. Ich würde es nicht geradezu tadeln, wenn man eine Frau bloß auf die Arbeiten ihres Geschlechts beschränkte und inbezug auf alles Übrige in gänzlicher Unwissenheit ließe; aber dann müßten die öffentlichen Sitten sehr einfach und gesund oder ihr Leben sehr zurückgezogen sein. In großen Städten und unter sittenlosen Männern wäre eine solche Frau leicht zu verführen; oft würde ihre Tugend nur von den Gelegenheiten abhängen: in diesem philosophischen Jahrhundert braucht sie eine bewährte Tugend. Sie muß zum voraus wissen, was man ihr sagen kann und was sie davon zu halten hat.

95. Da sie übrigens dem Urteil der Männer unterworfen ist, muß sie ihre Achtung verdienen; sie muß besonders die Achtung ihres Gemahls erwerben; sie muß ihm nicht bloß ihre Person liebenswert machen, auch ihr Betragen muß seine Billigung verdienen; sie muß vor der Welt die Wahl, die er getroffen hat, rechtfertigen und die Ehre, welche man der Frau erweist, auch auf den Mann überfließen lassen. Wie soll sie sich nun in all diesen Dingen verhalten, wenn sie unsere Einrichtungen nicht kennt, wenn sie nichts weiß von unseren Gebräuchen und Anstandsregeln, wenn sie weder die Quelle der menschlichen Urteile noch die sie bestimmenden Leidenschaften kennt? Gerade weil sie zugleich von ihrem eigenen Gewissen und der Meinung der Anderen abhängt, muß sie lernen, diese beiden Regeln zu vergleichen und zu versöhnen, und die erstere nur dann vorzuziehen, wenn sie sich in Widerspruch befinden. Sie wird zum Richter über ihre Richter; sie entscheidet, wann sie sich ihnen unterwerfen und wann sie sie zurückweisen soll. Bevor sie ihre Vorurteile verwirft oder annimmt, wägt sie dieselben ab; sie lernt ihnen auf den Grund zu gehen, ihnen zuvorzukommen und sie sich günstig zu machen; sie ist auf der Hut, daß sie sich nie einen Tadel zuziehe, wenn ihre Pflicht ihr erlaubt, ihn zu vermeiden. Nichts von allem dem kann recht geschehen, ohne daß ihr Verstand und ihre Vernunft ausgebildet wird.

96. Ich komme immer auf die Grundregel zurück; sie giebt mir die Lösung aller meiner Schwierigkeiten an die Hand. Ich erforsche das Bestehende und suche nach seinem Grunde, und ich finde, daß das Bestehende gut ist. Ich besuche ein Haus, wo man offene Gesellschaft hält; Herr und Frau empfangen mit einander die Gäste. Beide haben

die nämliche Erziehung und sind von gleicher Höflichkeit, beide haben Geist und Geschmack und sind von dem gleichen Bestreben durchdrungen, ihre Gesellschaft gut aufzunehmen und jeden mit ihnen zufrieden weggehen zu sehen. Der Mann unterläßt nichts, um auf alles aufmerksam zu sein: er geht und kommt, sieht überall nach und macht sich tausend Geschäfte; er vergeht in Aufmerksamkeit. Die Frau bleibt an ihrem Platze; ein kleiner Kreis versammelt sich um sie und scheint den Rest der Gesellschaft ihren Augen zu entziehen, und doch geschieht nichts, was sie nicht bebemerkte; niemand verläßt das Haus, ohne daß sie mit ihm gesprochen hätte; sie hat nichts vergessen, wenn es für die ganze Gesellschaft interessant sein konnte; sie hat keinem etwas gesagt, was ihm nicht angenehm gewesen wäre, und ohne irgendwelche Störung ist der Geringste in der Gesellschaft von ihr ebenso beachtet worden wie der erste. Man hat aufgetragen, die Leute setzen sich zu Tische: der Mann weiß, wie die Leute zusammenpassen, und setzt sie danach; die Frau weiß davon nichts, aber sie macht keinen Fehlgriff. Sie hat schon in den Augen und in der Haltung der Gäste gelesen, wie alles sich zusammenschickt, und jeder findet sich so gesetzt, wie es ihm recht ist. Ich erwähne gar nicht, daß bei der Bedienung niemand vergessen worden ist. Der Herr vom Hause ist überall herumgegangen und kann wohl niemanden vergessen haben. Aber die Frau errät, was man gern hat, und bietet es an; während sie mit ihrem Nachbar spricht, ist ihr Auge am anderen Ende der Tafel; sie entdeckt den, der nicht ißt, weil er keinen Hunger hat, und den, der nicht wagt, sich etwas zu nehmen oder etwas zu verlangen, weil er ungeschickt oder blöde ist. Wenn man vom Tische aufsteht, glaubt jeder, sie habe nur an ihn gedacht; jedermann meint, sie habe keine Zeit gehabt, einen einzigen Bissen zu genießen: in der That aber hat sie mehr gegessen als irgendjemand.

97. Wenn alles fort ist, spricht man von dem, was man erlebt hat. Der Mann berichtet, was man ihm gesagt, was diejenigen, mit welchen er sich unterhalten hat, gesagt und gethan haben. Wenn die Frau in diesen Dingen nicht gerade immer am genauesten ist, so hat sie dagegen vernommen, was ganz leise am anderen Ende des Saales gesprochen worden ist; sie weiß, was der und jener gedacht, was dieses Wort oder jene Geberde zu bedeuten hatte; kaum hat irgendjemand eine ausdrucksvollere Bewegung gemacht, die sie nicht auf der Stelle und fast immer dem Sachverhalt entsprechend zu deuten wüßte.

98. Der nämliche Geist, welcher eine Frau zu einer trefflichen Vertreterin ihres Hauses in der Gesellschaft macht, giebt einer gefallsüchtigen Dirne eine so große Gewandtheit, mehrere Anbeter zu unterhalten. Die Kunst der Koketterie verlangt eine noch feinere Unterscheidungsgabe als die der Höflichkeit: denn wenn eine höfliche Frau höflich ist gegen jedermann, so hat sie immer genug gethan; die Kokette

würde dagegen durch eine so ungeschickte Gleichstellung bald ihre Herrschaft verscherzen. Gerade wenn sie gegen alle ihre Verehrer zuvorkommend sein wollte, würde sie alle zurückstoßen. In der Gesellschaft gefällt die Art, mit der alle behandelt werden, dennoch jedem einzelnen; wenn man nur gut behandelt wird, so sieht man nicht so genau auf die Bevorzugungen: bei der Liebe aber ist eine nicht ausschließliche Gunst eine Beleidigung. Ein gefühlvoller Mann würde sich hundertmal lieber schlecht behandeln als mit allen anderen sich schmeicheln lassen, und das Schlimmste, was ihm begegnen kann, ist zu sehen, daß man seinetwegen keinen Unterschied macht. Eine Frau also, welche mehrere Liebhaber an sich fesseln will, muß jedem von ihnen die Meinung beibringen, daß er bevorzugt sei, und sie muß ihn davon vor den Augen aller übrigen überzeugen, denen sie vor den Augen des erstern den nämlichen Glauben beibringt.

99. Willst du eine recht verlegene Figur sehen, so stelle einen Mann zwischen zwei Frauen, mit denen beiden er geheime Verbindungen hat; dann beobachte, welche einfältige Rolle er spielen wird. Bringe auf dieselbe Weise eine Frau zwischen zwei Männer (und der Fall wird sicherlich sich nicht seltener finden), und du wirst staunen über die Geschicklichkeit, mit der sie alle beide an der Nase herumführt und den einen vor dem anderen lächerlich macht. Bezeigte nun diese Frau beiden das nämliche Vertrauen und benähme sie sich beiden gegenüber gleich zutraulich, wie sollten sie sich einen Augenblick von ihr zum besten haben lassen? Würde sie ihnen durch eine gleiche Behandlung nicht zeigen, daß sie die gleichen Rechte auf sie haben? Aber sie fängt es viel besser an! Sie behandelt sie durchaus nicht auf die nämliche Art, sondern sie sucht irgendeinen Unterschied zwischen ihnen zu machen; das fängt sie so geschickt an, daß derjenige, dem sie schön thut, glaubt, es geschehe aus Zärtlichkeit, der aber, den sie schlecht behandelt, sie thue es aus Ärger. So ist jeder zufrieden mit seinem Teil, indem er sie nur mit sich beschäftigt sieht, während sie sich in der That nur mit sich selbst beschäftigt.

100. Bei dem allgemeinen Bestreben zu gefallen giebt die Koketterie gleiche Mittel an die Hand: die Launen würden nur zurückstoßen, wenn man nicht klug mit ihnen umginge; durch eine wohlberechnete Anwendung derselben schmiedet sie die stärksten Ketten für ihre Sklaven.

> Usa ogn' arte la donna, onde sia colto
> Nella sua rete alcun novello amante;
> Nè con tutti, nè sempre un stesso volto
> Serba; mà cangia à tempo atto e sembiante.*)

*) Tasso, Befreit. Jerusalem, IV, 87:

> Das Weib kennt viele Künste, daß sich ihr
> Im Liebesnetz ein neuer Freund verstricke;
> Doch bleibt sie nie dieselbe für und für,
> Sie wechselt je Geberde, Gang und Blicke.

101. Auf was beruht diese ganze Kunst außer auf scharfen und fortgesetzten Beobachtungen, welche ihr in jedem Augenblick zeigen, was im Herzen der Männer vorgeht, und sie instand setzen, jeder geheimen Regung gegenüber, die sie bemerkt, die nötige Kraft anzuwenden, um sie aufzuhalten oder zu beschleunigen? Kann man nun diese Kunst erlernen? Nein: sie wird mit den Frauen geboren; sie besitzen sie alle, und die Männer verfügen nie über sie im nämlichen Grade. Es zeigt sich hier eines der bezeichnenden Merkmale des weiblichen Geschlechts. Geistesgegenwart, Scharfsinn, feine Beobachtung sind die Wissenschaft der Frauen; die Geschicklichkeit, Nutzen daraus zu ziehen, ist ihre Begabung.

102. So liegt die Sache,*) und man hat gesehen, warum sie so sein muß. Man sagt, die Weiber seien falsch. Sie werden es. Geschicklichkeit ist ihre eigenste Gabe, nicht Falschheit; wenn sie dem Zuge ihres Geschlechtes wirklich folgen, sind sie, selbst wenn sie lügen, nicht falsch. Warum fragst du ihren Mund, wo nicht er sprechen soll? Frage ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihr Atemholen, ihr schüchternes Wesen, ihren kraftlosen Widerstand: das ist die Sprache, die die Natur ihnen gegeben hat, um dir zu antworten. Der Mund sagt immer nein und muß es sagen; aber der Ton, mit dem er es sagt, ist nicht immer der nämliche, und dieser Ton kann nicht lügen. Hat nicht das Weib die nämlichen Bedürfnisse wie der Mann, wenn auch nicht mit demselben Recht, sie auszusprechen? Sein Los wäre ein zu hartes, wenn es selbst bei seinen berechtigten Begierden keine Sprache hätte, die für jene, die sie nicht zu führen wagt, Ersatz böte. Soll ihre Schamhaftigkeit sie unglücklich machen? Braucht sie nicht ein Mittel, ihre Neigungen mitzuteilen, ohne sie zu entdecken? Welche Schlauheit bedarf sie nicht, um sich rauben zu lassen, was sie sich zu verlieren sehnt! Wie notwendig muß sie lernen, das Herz des Mannes zu rühren, ohne daß sie an ihn zu denken scheint! Welch reizendes Wechselgespräch ist nicht der Apfel der Galatea **) und ihre ungeschickte Flucht! Was braucht sie noch mehr? Soll sie denn zu dem Hirten, der ihr in das Weidengesträuch nachfolgt, sagen, daß sie nur in der Absicht ihn anzulocken dorthin entflieht? Sie würde ja eigentlich lügen; denn auf diese Art würde sie ihn nicht anlocken. Je zurückhaltender ein Weib ist, desto mehr Kunst braucht sie, selbst mit ihrem Gatten. Ja, ich behaupte: wenn man die Koketterie

---

*) Vgl. den Anfang von § 96, woran jetzt wieder angeknüpft wird.

**) Vgl. ecl. 3, 64 ff.

Mālo me Galatea petit, lasciva puella,
Et fugit ad salices et se cupit ante videri.

Doch mit dem Apfel mich lockt Galatea, die neckische Dirne,
Fliehend zum Weidengebüsch, nur möchte sie erst noch gesehn sein.

in ihren Schranken hält, macht man sie sittsam und wahr; man macht ein Gebot der Ehrbarkeit aus ihr.

103. Die Tugend ist nur eine, sagte sehr treffend einer meiner Gegner; man zerteilt sie nicht, um einen Teil anzunehmen, den anderen zu verwerfen. Wenn man sie liebt, liebt man sie in ihrer unverletzten Ganzheit; den Gefühlen, die man nicht haben soll, verschließt man das Herz, wenn man kann, unter allen Umständen aber seinen Mund. Die sittliche Wahrheit stellt nicht dar, was ist, sondern was recht ist; was unrecht ist, sollte nicht sein und muß nicht bekannt werden, besonders wenn das Bekenntnis ihm eine Wirkung verleiht, die es ohne das nicht gehabt hätte. Wenn ich mich versucht fühlte zu stehlen und dadurch, daß ich es ausspräche, einen anderen in Versuchung führte, mein Mitschuldiger zu sein, wäre ich nicht dadurch der Versuchung unterlegen, daß ich sie ihm mitgeteilt hätte? Warum sagt man, daß die Scham die Weiber falsch mache? Sind diejenigen, welche die Scham verlieren, im übrigen wahrhafter als die andern? Ganz und gar nicht; sie sind tausendmal falscher. Zu diesem Grade der Schlechtigkeit gelangt man nur durch lauter Laster, die man alle beibehält und die immer mittels Ränke und Lügen ihre Herrschaft behaupten.[1]) Im Gegenteil, diejenigen Weiber, welche noch Scham haben und sich mit ihren Fehlern nicht brüsten, diejenigen, welche ihre Wünsche selbst denen zu verbergen wissen, welche sie ihnen eingeflößt haben, und denen man das Geständnis derselben nur mit der größten Mühe entreißt, die sind im übrigen die wahrhaftesten, die aufrichtigsten, die beständigsten, wo sie sich irgendwie verbindlich gemacht haben, und auf ihre Treue kann man sich insgemein am meisten verlassen.

104. Ich wüßte nur Fräulein de Lenclos*), die man als bekannte Ausnahme von diesen Bemerkungen nennen könnte. Fräulein Lenclos galt

---

[1]) Ich weiß, daß die Weiber, die hinsichtlich eines gewissen Punktes offen ihren Standpunkt eingenommen haben, sich auf diese Freiheit etwas zu gut thun, und beteuern, daß es, abgesehen davon, keine achtenswerte Eigenschaft gebe, die sie nicht besitzen; aber ich weiß ebenso gut, daß sie das nur den Einfaltspinseln weis machen. Was bleibt ihnen denn, sie zurückzuhalten, wenn der stärkste Zügel ihres Geschlechtes ihnen genommen ist? und welche Ehre soll noch Wert für sie haben, wenn sie auf ihre eigenste Ehre verzichtet haben? Wenn sie einmal ihren Leidenschaften die Zügel lassen, so haben sie kein Interesse mehr, ihnen zu widerstehen: Nec femina, amissa pudicitia, alia abnuerit. Niemals hat ein Schriftsteller das menschliche Herz in den beiden Geschlechtern besser gekannt als der, welcher diese Worte gesagt hat. — R. Amst. — Der Schriftsteller ist Tacitus (annal. IV, 3); die Worte gelten dort der Livia, der Gemahlin des Drusus, welche Sejanus in seine Netze gelockt hatte. Frau von Genlis berichtet mit Bezugnahme auf die obige Textstelle, daß die Frauen ihrer Zeit sich nicht im mindesten scheuten zu gestehen, daß sie in Liebesverhältnisse verwickelt seien. (Adèle et Théod. III, S. 12.)

*) Ninon de Lenclos, geb. 1615, „die Aspasia ihrer Zeit“.

aber auch für ein Wunder. Bei der Geringschätzung der ihrem Geschlechte eigenen Tugenden hatte sie, wie man sagt, die des unsrigen sich bewahrt: man rühmt ihren Freimut, ihren Geradsinn, ihre Zuverlässigkeit im Verkehr, ihre Treue in der Freundschaft; um das Gemälde ihres Ruhmes zu vollenden, sagt man schließlich, sie habe sich zum Manne gemacht. Meinetwegen. Bei all ihrem hohen Ansehen hätte ich doch diesen Mann ebenso wenig zu meinem Freunde als zu meiner Geliebten haben mögen.

105. Alles das ist von unserem Gegenstand nicht so weit entfernt, als es scheint. Ich sehe wohl, wohin die Grundsätze der heutigen Philosophie zielen, wenn sie die Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechtes und seine angebliche Falschheit lächerlich machen; ich sehe auch, daß der sicherste Erfolg dieser Philosophie der sein wird, daß den Frauen unserer Zeit der Rest von Ehre, der ihnen geblieben ist, auch noch verloren geht.

106. Nach diesen Erwägungen, meine ich, kann man im allgemeinen ermessen, welche Art von Ausbildung dem Geiste der Frauen geziemt und worauf man von ihrer Jugend an ihre Gedanken richten muß.

107. Die Pflichten ihres Geschlechtes sind, wie ich schon gesagt habe, leichter zu erkennen als zu erfüllen. Zuerst müssen sie dieselben einmal lieb gewinnen durch die Betrachtung ihres Nutzens; auf diese Art allein kann man sie ihnen leicht machen. Jeder Stand und jedes Alter hat seine Pflichten. Man erkennt die seinigen bald, wenn man sie nur liebt. Halte deinen Stand als Frau in Ehren und du wirst immer eine rechte Frau sein, an welche Stelle der Himmel dich auch stellt. Das Wesentliche ist, daß wir sind, wozu die Natur uns gemacht hat; wir sind immer nur allzusehr, wie die Menschen uns haben wollen.

108. Die Erforschung abstrakter und spekulativer Grundwahrheiten, wissenschaftlicher Lehrsätze, alles dessen überhaupt, was auf die Verallgemeinerung der Begriffe zielt, gehört nicht in das Fach der Frauen; ihre Bestrebungen müssen sich alle auf das praktische Leben richten; ihnen steht die Anwendung der Grundsätze zu, welche die Männer gefunden haben; ihnen steht es zu, die Beobachtungen zu machen, welche den Mann zur Aufstellung der Grundsätze führen. Alle Gedanken der Frauen, insoweit sie nicht unmittelbar mit ihren Pflichten zusammenhängen, müssen sich darauf beziehen, die Männer zu erforschen, oder sich mit den angenehmen Kenntnissen befassen, welche nur den Geschmack betreffen; denn geniale Leistungen übersteigen ihre Fähigkeiten; sie besitzen auch nicht genug Genauigkeit und Aufmerksamkeit, um in den exakten Wissenschaften etwas zu leisten, und was die physischen Kenntnisse anlangt, so steht es dem thätigeren und regsameren Teil von beiden, demjenigen, der am meisten beobachtet, am meisten Kraft hat und sie vorzugsweise übt, zu, über die Beziehungen der sinnlichen Wesen und die Gesetze der Natur zu urteilen. Die Frau, die schwach ist und keine Beobachtungen außer

hrem Kreise macht, schätzt und beurteilt die Triebfedern, die sie in Bewegung setzen kann, um ihrer Schwäche aufzuhelfen, und diese Triebfedern sind eben die Leidenschaften der Männer. Ihr Mechanismus ist wirksamer als der unsrige; alle ihre Hebel bringen das menschliche Herz in Bewegung. Sie muß es verstehen, uns eine Neigung für alles das einzuflößen, was ihr Geschlecht nicht aus sich thun kann, was ihr aber notwendig oder angenehm ist; deshalb muß sie den Geist des Mannes von Grund aus kennen lernen, nicht den männlichen Geist im Allgemeinen und Abstrakten, sondern den Geist der Männer, welche sie umgeben und denen sie unterworfen ist nach dem Gesetze oder nach der Ansicht der Leute. Sie muß ihre Gesinnung aus ihren Reden, Handlungen, Blicken und Geberden durchschauen lernen. Durch ihre Reden, Handlungen, Blicke und Geberden muß sie ihnen die Gesinnung einzuflößen verstehen, die sie haben will, ohne daß sie nur daran zu denken scheint. Die Männer werden besser philosophieren über das menschliche Herz; aber sie wird besser im Herzen der Menschen lesen als sie. Sache der Frauen ist es, so zu sagen, die erfahrungsmäßige Moral zu finden; unsere Sache, sie in ein System zu bringen. Die Frau hat mehr Geist, der Mann mehr Genie; die Frau beobachtet, der Mann verknüpft die Gedanken: aus diesem Zusammenwirken entspringt die hellste Einsicht und das vollständigste Wissen, welches der menschliche Verstand aus sich selbst erwerben kann, mit einem Worte die sicherste Kenntnis von sich und den Mitmenschen, deren unser Geschlecht überhaupt fähig ist, und auf diese Weise kann die Kunst unablässig an der Vervollkommnung des von der Natur gegebenen Werkzeugs arbeiten.

109. Die Welt ist das Buch der Frauen; wenn sie schlecht darin lesen, ist es ihre Schuld, oder es verblendet sie irgendwelche Leidenschaft. Indessen ist die wahrhafte Familienmutter so wenig eine Weltdame, daß sie sogar in ihrem Hause kaum weniger abgeschlossen ist als eine Nonne im Kloster. Man müßte es also mit den Mädchen, die man verheiratet, machen wie mit denen, welche man ins Kloster schickt; man müßte ihnen die Vergnügungen, die sie hinter sich lassen, zeigen, bevor man sie darauf verzichten ließe, damit nicht das falsche Bild dieser ihnen unbekannten Vergnügungen eines Tages ihre Herzen verwirrte und das Glück ihrer Zurückgezogenheit störte. In Frankreich leben die Mädchen in den Klöstern, die Frauen stürzen sich in die große Welt. Bei den Alten war gerade das Gegenteil der Fall: die Mädchen hatten, wie schon gesagt,*) viele Spiele und öffentliche Feste; die Frauen lebten in der Zurückgezogenheit. Dieser Gebrauch war vernünftiger und erhielt die Sitten reiner. Eine gewisse Gefallsucht ist den heiratsfähigen Mädchen gestattet; sich vergnügen ist ihre wichtigste Angelegenheit. Die Frauen haben

---

*) § 38.

andere Sorgen zu Hause und brauchen keine Männer mehr zu suchen; aber sie würden sich, wenn man die Dinge so umgestaltete, schlecht stellen, und leider geben sie den Ton an. Mütter, macht eure Töchter wenigstens zu eueren Vertrauten. Gebet ihnen einen geraden Sinn und ein ehrbares Herz; dann verberget ihnen nichts, was ein keusches Auge sehen darf. Ball, Lustbarkeiten, Spiele und selbst das Theater: alle Dinge, die, mit unrechten Augen gesehen, eine unerfahrene Jugend reizen, können dem gesunden Blicke ohne Gefahr vorgeführt werden. Je mehr sie diese lärmenden Lustbarkeiten sehen, desto früher werden sie den Geschmack dafür verlieren.

110. Ich höre das Geschrei, das man gegen mich erhebt. Welches Mädchen widersteht diesem gefährlichen Beispiel? Kaum haben sie einen Blick in die Welt gethan, so wird ihnen allen der Kopf verdreht; keine einzige will sich mehr davon trennen. Das mag sein: aber habt ihr auch, bevor ihr ihnen dieses trügerische Schauspiel vorführt, sie recht vorbereitet, um es ohne Aufregung ansehen zu können? Habt ihr ihnen die Bilder, welche es vorführt, wohl angekündigt? Habt ihr sie ihnen geschildert, wie sie sind? Habt ihr sie gegen die Berückungen der Eitelkeit gehörig gewaffnet? Habt ihr in ihre jungen Herzen den Geschmack für die wahren Vergnügungen gelegt, welche man in jenem Getümmel nicht findet? Welche Vorsichtsmaßregeln habt ihr ergriffen, um sie vor dem falschen Geschmacke, der sie irreführt, zu bewahren? Nichts habt ihr der Herrschaft der allgemeinen Vorurteile in ihrem Geiste entgegengestellt, ja, ihr habt sie in ihnen großgezogen. Ihr habt ihnen zum voraus eine Vorliebe für alle die leichtfertigen Vergnügungen, welche sie dort finden, eingepflanzt. Ihr gebt dieser Vorliebe noch weitere Nahrung, wenn sie sich ihnen schon hingeben. Wenn die Mädchen in die Welt eintreten, haben sie nur ihre Mutter als Führerin, und diese ist oft närrischer als sie selbst und kann ihnen die Dinge nicht anders zeigen, als sie sie selbst sieht. Ihr Beispiel ist stärker als die Vernunft selbst und rechtfertigt sie vor ihren eigenen Augen, und die Auktorität der Mutter ist für ein Mädchen eine unverwerfliche Entschuldigung. Wenn ich verlange, daß eine Mutter ihre Tochter in die Welt einführe, so setze ich voraus, daß sie ihr dieselbe so vor Augen stelle, wie sie in der That ist.

111. Das Übel fängt noch früher an. Die Klöster sind wahre Schulen der Koketterie, nicht von jener ehrbaren Gefallsucht, von der ich gesprochen, sondern von jener, welche bei den Frauen alle Verkehrtheiten hervorruft und die tollsten Zieraffen macht. Wenn sie aus dem Kloster kommen, um mit einem Schlage in geräuschvolle Gesellschaften einzutreten, fühlen sich junge Frauen gleich an ihrem Platze. Sie sind erzogen, um darin zu leben; soll man sich darüber wundern, daß sie sich darin wohl fühlen? Bei dem, was ich nun sagen will, fühle ich wohl

das Bedenken, ich möchte ein Vorurteil für eine wirkliche Beobachtung nehmen; aber es scheint mir, daß man in protestantischen Ländern im allgemeinen mehr Familienanhänglichkeit, würdigere Gattinnen und zärtlichere Mütter findet als in den katholischen Ländern: wenn dies der Fall ist, kann man nicht zweifeln, daß dieser Unterschied zum teil von der Klostererziehung herkömmt.

112. Um das ruhige, häusliche Leben lieb zu gewinnen, muß man es kennen; man muß seinen Reiz von Kindheit an empfunden haben. Nur im väterlichen Hause lernt man den eigenen Herd schätzen, und keine Frau, die nicht von ihrer Mutter erzogen worden ist, wird Freude an der Erziehung ihrer eigenen Kinder haben. Leider giebt es in den großen Städten keine Familienerziehung mehr. Die Gesellschaft ist dort so unbegrenzt und gemischt, daß es keine Zufluchtsstätte mehr giebt für ein zurückgezogenes Leben und daß man in seinen eigenen Mauern wie auf der Straße lebt. So sehr lebt man mit jedermann, daß man keine Familie mehr hat und kaum seine Angehörigen mehr kennt; man besucht sie wie Fremde, und die Einfalt der häuslichen Sitten verschwindet mit der süßen Vertraulichkeit, die den Reiz derselben ausmachte. So saugt man schon mit der Muttermilch die Neigung für die Vergnügungen der Welt und für die Grundsätze, die man darin herrschen sieht, ein.

113. Man macht den Mädchen eine scheinbare Zurückhaltung zur Pflicht, um die Thoren zu finden, die sie auf ihr Äußeres hin heiraten. Aber man sehe diese jungen Mädchen nur einen Augenblick genauer an: unter einer erzwungenen Miene verbirgt sich mit Mühe die Begehrlichkeit, welche sie verzehrt, und man liest schon in ihren Augen das glühende Verlangen, es ihren Müttern nachzuthun. Aber sie verlangen nicht etwa einen Mann, sondern die Freiheit des ehelichen Standes. Wozu braucht man einen Mann bei so vielen Mitteln ihn entbehren zu können? Aber man braucht einen Mann, um diese Mittel zu verdecken.[1]) Sittsamkeit ist auf ihrem Antlitz, Zügellosigkeit im Grunde ihres Herzens; diese erheuchelte Sittsamkeit ist selbst ein Zeichen davon. Sie heucheln sie nur, um sich ihrer um so rascher entledigen zu können. Ihr Frauen von Paris und London, verzeihet mir, ich bitte euch. Kein Ort schließt die Wunder aus; aber ich wenigstens kenne keines: wenn eine einzige von euch einen wahrhaft ehrbaren Sinn hat, so verstehe ich nichts von unseren Einrichtungen.

114. Alle diese verschiedenen Erziehungsarten bringen den jungen Mädchen gleichermaßen den Hang für die Vergnügungen der großen

---

[1]) Der Weg des Mannes in seiner Jugend war eines von den vier Dingen, welche der Weise nicht begreifen konnte; das fünfte war die Schamlosigkeit der Ehebrecherin, quae comedit, et tergens os suum dicit: non sum operata malum [welche genossen hat und dann den Mund wischt und sagt: ich habe kein Übel gethan]. Sprichw. XXX, 20. — R. Amst.

Welt und die bald daraus entstehenden Leidenschaften bei. In den großen Städten beginnt die Verderbnis mit dem Leben, in den kleinen beginnt sie mit der Vernunft. Junge Mädchen aus der Provinz, denen man gelehrt hat, die Einfachheit ihrer Sitten zu verachten, beeilen sich, nach Paris zu kommen, um an der Verderbnis der unsrigen teilzunehmen; die Laster unter dem schönen Namen der Talente sind der einzige Zweck ihrer Reise, und wenn sie dort angekommen, so schämen sie sich, so wenig von der vornehmen Wissenschaft*) der einheimischen Frauen an sich zu haben, und verdienen sich bald das Recht, auch als Damen aus der Hauptstadt angesehen zu werden. Wo glaubt ihr, daß die Quelle des Übels liege? Da, wo man es plant? oder da, wo man es verübt?

115. So meine ich denn, eine vernünftige Mutter sollte ihre Tochter nicht aus der Provinz nach Paris bringen, um ihr diese für andere so gefährlichen Bilder zu zeigen; aber ich behaupte, wenn es so geschähe, so ist entweder die Tochter schlecht erzogen oder jene Bilder sind wenig gefährlich für sie. Wenn man Geschmack, Sinn und Liebe für das Anständige hat, findet man sie nicht so anziehend, wie sie für jene sind, welche sich dadurch berücken lassen. Man zeigt in Paris mit den Fingern auf jene kopflosen jungen Mädchen, welche nichts Eiligeres zu thun haben, als den herrschenden Ton anzunehmen und sechs Monate lang sich modisch zu kleiden, um sich ihr ganzes übriges Leben hindurch auslachen zu lassen; wer aber bemerkt diejenigen, welche, durch all dies Getriebe abgeschreckt, in die Provinz zurückkehren und ihr Schicksal segnen, nachdem sie es mit dem von den anderen beneideten verglichen haben? Wie viele junge Frauen habe ich gesehen, welche ein zuvorkommender Gatte nach Paris gebracht, in deren Macht es lag, sich dort niederzulassen, die aber selbst ihre Gatten umgestimmt haben und freudiger, als sie gekommen, wieder nach Hause gingen, indem sie am Tage vor ihrer Abreise mit Rührung ausriefen: O, laß uns in unsere Hütte zurückkehren, man lebt dort glücklicher als hier in den Palästen!**) — Man weiß es nicht, wie viele wackere Leute noch übrig geblieben sind, die ihr Knie nicht vor dem Götzen gebeugt haben und seinen wahnsinnigen Kult verachten. Nur die Thörinnen machen von sich reden; die vernünftigen Frauen erregen kein Aufsehen.

116. Wenn nun trotz der allgemeinen Verderbnis, trotz der alles beherrschenden Vorurteile und trotz der schlechten Erziehung der Mädchen einige von ihnen doch noch ein gesundes Urteil bewahren, was darf man da erwarten, wo dieses Urteil durch geeigneten Unterricht genährt worden oder, um es besser zu sagen, wo man es nicht durch verkehrten Unter-

*) Wissenschaft (science) ist vielleicht ein Fehler der Amst. Ausg.; die andern haben „Zügellosigkeit" (licence).

**) Die Einflüsse, welche der Aufenthalt in der Hauptstadt auf junge Frauen ausübt, sind in „Emil und Sophie" (s. Anhang 1) weiter ausgemalt.

nicht verdorben hat? denn alles beruht ja doch auf der Erhaltung oder Wiederherstellung der natürlichen Gefühle. Dazu braucht man die jungen Mädchen nicht mit eueren endlosen Predigten zu langweilen, noch ihnen eure trockenen Sittlichkeitsregeln aufzutischen. Die Sittenregeln sind für beide Geschlechter der Tod jeder guten Erziehung. Ein unerquicklicher Unterricht dient nur dazu, diejenigen, die ihn erteilen, und alles, was sie sagen, verhaßt zu machen. Wenn man zu jungen Mädchen spricht, handelt es sich nicht darum, ihnen Angst vor ihren Pflichten einzuflößen, noch das Joch, das die Natur ihnen auferlegt hat, drückender zu machen. Bei der Erklärung dieser Pflichten sei man bündig und faßlich; man lasse den Glauben nicht aufkommen, als sei man widerwärtig, wenn man sie erfüllt; weg mit allem verdrießlichen, düstern Wesen! Was zum Herzen gehen soll, muß auch vom Herzen kommen; ihr Moralkatechismus soll ebenso kurz und verständlich sein wie ihr religiöser, aber er darf nicht so ernst sein. Man zeige ihnen in den nämlichen Pflichten die Quelle ihrer Lust und die Grundlage ihrer Rechte. Ist es denn etwas so Drückendes, zu lieben, um geliebt zu werden; sich liebenswert zu machen, um glücklich zu sein; sich achtenswert zu machen, damit man Willfährigkeit finde; sich zu ehren, damit man selbst geehrt werde? Wie schön sind diese Rechte! wie achtenswert! wie teuer sind sie dem Herzen des Mannes, wenn die Frau sie zur Geltung zu bringen weiß! Man braucht nicht die Jahre und das Alter zu erwarten, um sie zu genießen. Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden; kaum entfaltet sie ihre Reize, so herrscht sie schon durch die Sanftmut ihres Charakters und gebietet durch ihre Bescheidenheit. Welcher gefühllose und rohe Mensch beugt nicht seinen Stolz und nimmt nicht ein zuvorkommenderes Wesen an gegenüber einem liebenswürdigen und vernünftigen sechszehnjährigen Mädchen, welches wenig spricht, aber auf andere hört, das Anstand in seinem Benehmen und Ehrbarkeit in seinen Reden zeigt, das um seiner Schönheit willen sein Geschlecht und seine Jugend nicht vergißt und das gerade durch seine Schüchternheit für sich einnimmt und die Achtung, welche es gegen jedermann beobachtet, sich selbst gewinnt?

117. Das sind bloß äußerliche Zeugnisse, aber sie sind nicht geringfügig; sie sind nicht bloß auf den sinnlichen Reiz gegründet; sie kommen von jenem inneren Gefühl, das uns allen sagt, daß die Frauen die natürlichen Beurteilerinnen männlichen Wertes sind. Wer will von den Frauen verachtet werden? Niemand auf der ganzen Welt; selbst der nicht, der sie nicht mehr lieben will. Ja, glaubst du, mir selbst, der ich ihnen so harte Wahrheiten sage, sei ihr Urteil gleichgiltig? Nein; ihre Stimme ist mir wertvoller als die eurige, ihr Leser, die ihr oft noch weibischer*)

*) d. i. noch mehr auf die Tagesmeinung und das Vorurteil gebt, während nicht der Mann, wohl aber das Weib sich nach der öffentlichen Meinung zu richten hat. Vgl. § 31.

seid als sie. Wenn ich ihre Sitten verachte, so will ich doch ihrer Gerechtigkeit wieder Ehre angedeihen lassen. Was liegt mir an ihrem Hasse, wenn ich ihnen nur Achtung für mich abzwinge?

118. Wie viel Großes würde man mit diesem Hebel bewirken können, wenn man ihn nur in Bewegung zu setzen verstünde! Wehe einer Zeit, in welcher die Frauen ihren Einfluß verlieren und wo ihr Urteil den Männern nichts mehr gilt! Das ist die niedrigste Stufe der Verkommenheit. Alle gesitteten Völker haben die Frauen geachtet. Man sehe Sparta, man sehe die Germanen, man sehe Rom, den Sitz des Ruhmes und der Tugend, wenn sie je einen solchen gehabt haben auf Erden. Dort ehrten die Frauen die Thaten der großen Heerführer, dort beweinten sie öffentlich die Väter des Vaterlandes, dort waren ihre Gebete und ihre Trauer geheiligt als das feierlichste Urteil des Staates. Alle großen Umwälzungen kamen dort von den Frauen; durch eine Frau errang Rom die Freiheit, durch eine Frau erlangten die Plebejer das Konsulat, durch eine Frau endigte die Tyrannei der Decemvirn, durch die Frauen wurde das bedrängte Rom aus den Händen eines Geächteten gerettet. Ihr Franzosen mit euren ritterlichen Sitten, was würdet ihr gesagt haben, wenn ihr jenen, für euere spöttischen Augen so lächerlichen Aufzug gesehen hättet? Ihr hättet ihn mit euerem Hohngelächter begleitet. Wie sehen wir doch den nämlichen Gegenstand mit so ganz verschiedenen Augen an! und doch haben wir vielleicht alle recht. Man bilde diesen nämlichen Zug aus schönen Französinnen, und ich wüßte nichts Anstößigeres; man stelle ihn aber aus Römerinnen zusammen, und jeder würde die Augen der Volsker und das Herz des Coriolanus haben.*)

119. Ich gehe noch weiter, indem ich behaupte, daß die Tugend ebenso der Liebe zum Vorteil gereicht wie den anderen Rechten der Natur und daß das Ansehen einer Geliebten durch sie nicht weniger erhöht wird als das der Frauen und Mütter. Ohne Begeisterung giebt es keine wahre Liebe; Begeisterung ist aber nicht denkbar ohne ein wirkliches oder erdachtes Vollkommenes, das indessen immerhin in der Vorstellung vorhanden sein muß. Wofür sollten sich nun Liebende begeistern, für welche eine solche Vollkommenheit nichts mehr ist und die in der geliebten Person nur den Gegenstand der sinnlichen Lust sehen? Nein, auf diese Weise entzündet sich die Seele nicht, auf diesem Wege gelangt sie nicht zu jener erhabenen Begeisterung, welche das Entzücken der Lieben-

*) Es ist wohl überflüssig, die in dieser Stelle enthaltenen Anspielungen auf Lucretia, Veturia, Virginia und Fulvia näher zu belegen; wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß R.s Beispiele keine historische Kritik ertragen können. — Campe bemerkt übrigens, die „jetzigen freien Franzosen" (1791) würden sich wohl anders benehmen; er habe gesehen, „mit welcher Achtung und Rührung sie zu Paris i. J. 1789 die weiblichen Prozessionen begleiteten, die der heiligen Genovefa einen Blumenkranz als ein Dankopfer für die glücklich vollendete Revolution brachten."

den und den Reiz ihrer Leidenschaft ausmacht. In der Liebe, ich gestehe es zu, ist alles nur Einbildung; wirklich aber ist das Gefühl, das sie uns eingiebt für das wahrhaft Schöne, das wir durch sie lieben lernen. Dieses Schöne existiert nicht in dem geliebten Gegenstand; es ist das Erzeugnis unserer Einbildungen. Aber was liegt daran? Opfert man darum weniger alle seine Empfindungen diesem geträumten Bilde auf?*) Läßt man deshalb die Tugenden, die man dem verehrten Gegenstande leiht, weniger in sein eigenes Herz dringen? Macht man sich deshalb weniger von der Niedrigkeit menschlicher Selbstsucht frei? Wo ist der wahrhaft Liebende, der nicht bereit wäre, sein Leben der Geliebten aufzuopfern? und wo fände die sinnliche und gemeine Leidenschaft Raum in einem Menschen, der sterben will? Wir machen uns lustig über die fahrenden Ritter: sie kannten eben die Liebe, und wir kennen nur noch die Ausschweifung. Als jene romantischen Anschauungen lächerlich zu werden begannen, war dieser Umschlag weniger das Werk der Vernunft als das der schlechten Sitten.

120. In keinem Zeitalter, welches es auch sei, ändern sich die natürlichen Beziehungen; was als schicklich oder unschicklich daraus hervorgeht, bleibt sich immer gleich; die Vorurteile ändern unter dem Namen der Vernunft nur die äußere Erscheinung desselben. Immer wird es groß und schön sein, über sich zu herrschen, wäre es auch nur um eines eitlen Wahnbildes wegen, und die wahren Beweggründe der Ehre werden immer zu dem Herzen jeder einsichtsvollen Frau sprechen, welche in ihrer Lage das Glück des Lebens zu suchen weiß. Die Keuschheit muß für ein schönes Weib, das einen gewissen Adel der Seele besitzt, eine köstliche Tugend sein. Während sie die ganze Welt zu ihren Füßen sieht, triumphiert sie über alles und über sich selbst: sie errichtet sich in ihrem eigenen Herzen einen Thron, vor dem alles seine Huldigungen niederlegt; die zärtlichen und eifersüchtigen, aber immer achtungsvollen Gefühle beider Geschlechter, die allgemeine Achtung und ihre eigene, entschädigen sie allezeit mit dem Zoll der Ehre für einige Augenblicke des Kampfes. Die Entbehrungen sind vorübergehend, ihr Lohn aber bleibend; welcher Genuß liegt für eine edle Seele in dem Stolze der mit Schönheit gepaarten Tugend! Gieb einer Romanheldin Leben, und sie wird eine ausgesuchtere Lust genießen als eine Laïs und eine Kleopatra, und wenn ihre Schönheit wird verschwunden sein, so wird ihr Ruhm und ihre Lust noch dauern; sie allein wird die Vergangenheit zu genießen imstande sein.**)

---

*) Im 4. Buche war es R.s Absicht, dieses Bild in seinem Jüngling entstehen zu lassen, bevor er einem weiblichen Wesen seine Neigung zuwenden könnte. S. IV, § 409.

**) Zusatz des Manuskripts: Wenn der Weg, den ich vorzeichne, angenehm ist, um so besser; er ist dann um so sicherer und der Ordnung der Natur entsprechend, und auf einem andern Weg wird man nie zum Ziele gelangen.

121. Je größer und schwerer die Pflichten sind, um so augenscheinlicher und triftiger müssen die Gründe sein, auf welchen man sie aufbaut. Es giebt eine gewisse gottesfürchtige Art zu reden, womit man in den wichtigsten Dingen die Ohren der jungen Mädchen anfüllt, ohne sie zu überzeugen. Aus dieser ihrer Denkart zu wenig angemessenen Sprache und aus dem geringen Wert, den ihr Geist ihr im Geheimen beilegt, entspringt die Leichtigkeit, womit sie sich ihren Neigungen überlassen, da ihnen Gründe des Widerstandes, die aus den Dingen selbst gezogen wären, nicht zu Gebot stehen. Ein bescheiden und fromm erzogenes Mädchen hat ohne Zweifel starke Waffen gegen die Versuchung; aber ein Mädchen, dem man nur das Herz oder vielmehr nur die Ohren mit mystischem Gerede füllt, wird unfehlbar die Beute des ersten Verführers, der ihr mit Geschicklichkeit naht. Niemals wird ein junges, schönes Mädchen seinen Leib verachten; niemals wird es sich über die großen Sünden ernstlich betrüben, zu denen seine Schönheit Veranlassung giebt; niemals wird es aufrichtig und vor Gott darüber weinen, daß es ein Gegenstand der Begehrlichkeit ist; niemals wird es bei sich glauben können, daß das süßeste Gefühl des Herzens eine Erfindung des Satans sei. Gieb ihm andere Gründe aus ihm selbst und für es selbst; denn jene werden bei ihm nicht Wurzel fassen. Noch schlimmer ist es, wenn man, wie es wohl insgemein geschieht, auch noch den Widerspruch in seine Vorstellungen bringt und, nachdem man es erniedrigt hat, indem man seinen Leib und seine Reize geschmäht als einen Fleck der Sünde, ihm nachher vor demselben Leibe, den man ihm so verächtlich gemacht hat, Achtung beibringen will, da er der Tempel Jesu Christi sei. Die zu erhabenen und die zu niedrigen Vorstellungen sind gleich unzureichend und können sich nicht mit einander verbinden: es bedarf eines Grundes, der dem Geschlecht und Alter angemessen ist. Die Erwägung der Pflicht hat nur insofern Kraft, als man Beweggründe damit verbindet, welche uns zur Erfüllung derselben antreiben:

Quae quia non liceat, non facit, illa facit.*)

Man sollte kaum glauben, daß gerade Ovid ein so strenges Urteil fällt.

122. Willst du also jungen Mädchen Liebe für die Sittsamkeit einflößen, so sage ihnen nicht immer: Seid sittsam —, sondern gieb ihnen ein großes Interesse, es zu sein; laß ihnen den ganzen Wert der Sittsamkeit fühlen, und du wirst ihnen auch Liebe dafür erwecken. Es genügt nicht, dieses Interesse nur für eine ferne Zukunft zu fassen; man zeige es ihnen für die nächste Gegenwart, in den Beziehungen ihres Alters, in dem Charakter ihrer Verehrer. Zeige ihnen den Mann von Ehre und Verdienst; lehre sie ihn erkennen und lieben, und zwar für

*) Ovid. amor. III, 4 (citiert von Montaigne II, 16):
Hält das Verbot sie allein, hält sie bald nichts mehr zurück.

sich selbst; beweise ihnen, daß dieser Mann allein sie glücklich machen kann, ob sie nun seine Freundinnen oder seine Frauen oder seine Geliebten seien. Führe die Tugend durch die Vernunft herbei: lasse sie fühlen, daß die Herrschaft ihres Geschlechtes und alle seine Vorrechte nicht allein von dem eigenen guten Betragen und den eigenen Sitten abhängen, sondern auch von denen der Männer; daß sie auf gemeine und niedrige Seelen wenig Eindruck machen werden und daß man einer Geliebten in keinem andern Sinne huldigt, als man der Tugend huldigt.*) Sei versichert, daß du dann, wenn du ihnen die Sitten unserer Zeit schilderst, ihnen einen wirklichen Ekel vor ihnen einflößen wirst; wenn du ihnen unsere modischen Leute zeigst, müssen sie sie verachten; du wirst ihnen nur Abneigung gegen die Grundsätze derselben, Widerwillen gegen ihre Ansichten und Verachtung ihrer eitlen Galanterien einflößen; du wirst ihnen einen edleren Ehrgeiz einpflanzen, den nämlich, über große und starke Seelen zu herrschen, den Ehrgeiz der Spartanerinnen, welche über Männer befehlen wollten. Ein keckes, schamloses und ränkesüchtiges Weib, welches seine Verehrer nur durch Gefallsucht an sich zieht und nur durch ihre Gunstbeweise an sich fesselt, herrscht über sie wie über Knechte in den niedrigen und gemeinen Dingen; in wichtigen und ernsten hat sie keinen Einfluß auf sie. Aber ein Weib, das zugleich ehrbar, liebenswürdig und sittsam ist, ein Weib, das die Seinigen zwingt, sie zu achten, ein Weib voll Zurückhaltung und Bescheidenheit, ein Weib, das, mit einem Worte, die Liebe durch die Achtung aufrecht erhält, schickt sie mit einem Winke ans Ende der Welt, zu Kampf, Ruhm und Tod, wohin es ihr gefällt;[1]) eine solche Herrschaft ist schön, wie mir dünkt, und der Mühe wert, sie zu erkaufen.

---

*) Vgl. § 119.

[1]) Brantôme sagt, daß zur Zeit Franz' I. eine junge Dame, welche einen schwatzhaften Liebhaber hatte, ihm ein gänzliches und unverbrüchliches Stillschweigen auferlegte, welches er zwei ganze Jahre hindurch so treu beobachtete, daß man glaubte, er sei durch eine Krankheit stumm geworden. Eines Tages, in großer Gesellschaft, rühmte sich seine Geliebte, welche in jenen Zeiten, wo man noch verschwiegen liebte, als solche nicht bekannt war, sie wolle ihn auf der Stelle heilen, und sie that es mit dem einzigen Wort: Sprich. Liegt in einer solchen Liebe nicht etwas Großes und Heroisches? Was hätte die Philosophie des Pythagoras mit all ihrem großartigen Wesen mehr leisten können? Welche Frau könnte heute nur für einen einzigen Tag auf ein ähnliches Stillschweigen zählen, müßte sie es auch um allen Preis, den sie darauf legen könnte, erkaufen? — R. Amst. — Im Manuskript stand ursprünglich statt des letzten Satzes: „Sollte man nicht meinen, eine Gottheit gebe einem Sterblichen mit einem Worte das Werkzeug der Sprache? Man wird mir nie einreden, Schönheit ohne Tugend habe je ein solches Wunder bewirkt. Alle Schönheiten von Paris würden bei all ihren Künsten sehr in Verlegenheit sein, heutzutage ein ähnliches Wunder hervorzubringen." Damit war der Anekdote freilich zu viel Ehre angethan. (Brantôme lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jhrdts.) Mm. de Genlis spielt in Adèle et Théodore (III, S. 31) auf diese Geschichte an: „Die Frau, die zu ihrem Geliebten sagte:

123. In diesem Sinne nun ist Sophie erzogen worden, mit mehr Sorgfalt als Mühe, mehr, indem man ihrer Neigung folgte, als sie einschränkte. Sprechen wir nun von ihrer Person nach dem Bilde, das ich für Emil entworfen habe, und nach dem, das er sich selbst von der Gattin entwirft, die ihn glücklich machen kann.

124. Ich kann es nicht genug wiederholen, daß ich alle Wunder beiseite lasse. Emil ist keines, Sophie ebenso wenig. Emil ist ein Mann, Sophie ein Weib; das ist ihre ganze Auszeichnung. Bei der Verwirrung der Geschlechter, die bei uns herrscht, ist es fast ein Wunder, wenn jemand dem seinigen angehört.*)

125. Sophie hat eine glückliche Anlage und eine gute Gemütsart; ihr Herz ist sehr empfindsam, und diese außerordentliche Empfindsamkeit verleiht ihrer Phantasie manchmal eine schwer zu mäßigende Regsamkeit. Ihr Verstand ist weniger richtig als durchdringend; ihre Sinnesart ist angenehm und doch ungleich; ihr Gesicht gewöhnlich, aber gefällig, ein Antlitz, das eine Seele verspricht und nicht lügt: man kann ihr mit Gleichgültigkeit begegnen, aber nicht ohne Erregung von ihr gehen. Andere haben gute Eigenschaften, welche ihr fehlen; andere haben die ihrigen in höherem Maße; aber bei keiner finden sich die Eigenschaften besser vereinigt, um einen glücklichen Charakter auszumachen. Selbst aus ihren Mängeln weiß sie Vorteil zu ziehen, und wenn sie vollkommener wäre, würde sie viel weniger gefallen.

126. Sophie ist nicht schön; aber in ihrer Gegenwart vergessen die Männer schöne Frauen und die schönen Frauen sind mit sich selbst unzufrieden. Beim ersten Anblick ist sie kaum schön; aber je länger man sie sieht, desto schöner wird sie; sie gewinnt, wo so viele andere verlieren, und was sie gewinnt, verliert sie nicht wieder. Man kann schönere Augen haben, einen schöneren Mund, eine bedeutendere Erscheinung, nie aber einen besseren Wuchs, eine schönere Hautfarbe, eine weißere Hand, einen niedlicheren Fuß, einen sanfteren Blick, einen ansprechenderen Ausdruck. Sie blendet nicht, aber sie nimmt für sich ein; sie bezaubert, aber man weiß nicht warum.

127. Sophie liebt den Schmuck und versteht sich darauf; ihre Mutter hat kein anderes Zimmermädchen als sie; sie hat viel Geschmack, sich vorteilhaft zu kleiden; doch haßt sie prächtige Kleider; an ihrem Anzug sieht man immer Einfachheit mit Feinheit verbunden; sie liebt das Glänzende nicht, doch sollen ihre Kleider gut sitzen. Sie weiß nicht, welche Farben nach der Mode sind; doch kennt sie diejenigen, die ihr

---

Sei zwei Jahre hindurch schweigsam — und Gehorsam fand, konnte sich in der That schmeicheln, Leidenschaft eingeflößt zu haben und nicht nur eine vorübergehende Laune."

*) Von Interesse ist eine Vergleichung der nachfolgenden Schilderung Sophiens mit dem Bilde Juliens in der „Neuen Heloise" (V. Buch).

vorteilhaft sind, aufs beste. Kein junges Mädchen kann in einem weniger gesuchten Anzug erscheinen, und doch kann kaum ein Anzug gewählter sein als der ihrige: kein Stück ist da auf den Zufall gewählt, und doch sieht man an keinem etwas Berechnetes. Ihr Schmuck ist scheinbar sehr bescheiden, in der That aber sehr verführerisch; sie entfaltet ihre Reize nicht, sie verdeckt sie; dabei aber weiß sie es doch so anzufangen, daß die Einbildung sie erraten muß. Wer sie sieht, sagt: das ist ein sittsames eingezogenes Mädchen; solange man aber in ihrer Nähe ist, wandern Augen und Herz über ihre ganze Erscheinung hin, ohne sich von ihr losmachen zu können; man möchte sagen, dieser ganze so einfache Anzug sei nur angelegt, um Stück für Stück von der Phantasie weggenommen zu werden.

128. Sophie hat natürliche Anlagen, sie weiß es und hat sie nicht vernachlässigt; da es ihr aber nicht gegeben war, viele Kunst auf ihre Ausbildung zu verwenden, so hat sie sich begnügt, ihre hübsche Stimme im richtigen und geschmackvollen Gesange und ihre kleinen Füße in leichtem, ungezwungenem und anmutigem Gange zu üben, auch Verbeugungen in jeglicher Stellung leicht und geschickt zu machen. Sie hat übrigens keinen anderen Gesanglehrer gehabt als ihren Vater, keine andere Tanzlehrerin als ihre Mutter; ein Organist aus der Nachbarschaft hat ihr auf dem Klavier einigen Unterricht im Begleiten gegeben, und sie hat sich nachher selbst darin weitergebildet. Zuerst war es nur ihr Bestreben, ihre Hand auf den schwarzen Tasten mit Vorteil zu zeigen; später fand sie, daß der scharfe und trockene Ton des Klaviers den Ton ihrer Stimme angenehmer machte; nach und nach wurde sie empfänglich für die Harmonie; als sie heranwuchs, begann sie endlich den Reiz des Ausdrucks zu fühlen, die Musik ihrer selbst willen zu lieben. Doch ist es mehr Geschmack als Talent bei ihr; eine Melodie nach den Noten zu lesen versteht sie nicht.

129. Was Sophie am besten versteht und was man sie aufs sorgfältigste hat lernen lassen, das sind die weiblichen Arbeiten, selbst diejenigen, an welche man kaum denkt, wie das Zuschneiden und Verfertigen ihrer Kleider. Es giebt keine Nadelarbeit, die sie nicht verstünde und mit Vergnügen ausübte; jeder anderen aber zieht sie das Spitzenklöppeln vor, weil es keine andere giebt, welche eine anziehendere Haltung verliehe und bei welcher die Finger sich anmutiger und leichter bewegten. Auch mit allen Einzelheiten der Haushaltung hat sie sich befaßt. Sie versteht sich auf Küche und Vorratskammer; sie weiß, was die Sachen kosten und kennt ihre Eigenschaften; sie weiß vortrefflich die Rechnung zu führen und dient ihrer Mutter als Hausmeister. Da sie dazu bestimmt ist, eines Tages selbst Hausmutter zu sein, so lernt sie im väterlichen Hause ihr eigenes zu führen; sie kann die Dienste des Gesindes versehen und thut es immer sehr gerne. Was man nicht selbst auszu-

führen versteht, kann man nie richtig anordnen: aus diesem Grunde hält ihre Mutter sie zu solchen Beschäftigungen an; Sophie selbst denkt nicht so weit. Ihre erste Pflicht ist die Kindespflicht; für jetzt ist dies auch die einzige, die sie zu erfüllen trachtet. Ihr alleiniges Ziel ist, ihrer Mutter zu dienen und sie in einem Teile ihrer Obliegenheiten zu erleichtern. Dennoch muß man gestehen, daß sie nicht alle mit dem gleichen Vergnügen erfüllt. So hält sie zwar etwas auf feine Bissen, liebt aber die Küche dennoch nicht; es widert sie an, sich genauer mit derselben zu befassen; sie findet nie genug Reinlichkeit darin. In dieser Beziehung ist sie außerordentlich empfindlich; diese bis zum Übermaß getriebene Empfindlichkeit ist bei ihr zur Untugend geworden: sie ließe lieber das ganze Essen ins Feuer fallen, als daß sie ihre Handkrause beschmutzte. Aus dem nämlichen Grunde hat sie auch nie mit der Überwachung des Gartens zu thun haben wollen. Die Erde erscheint ihr unreinlich; wenn sie Dünger sieht, glaubt sie schon seinen Geruch zu empfinden.

130. Diesen Fehler verdankt sie dem Unterricht ihrer Mutter. Nach ihr ist unter den weiblichen Pflichten eine der ersten die Reinlichkeit; sie ist eine dem Geschlechte eigene, unerläßliche, durch die Natur auferlegte Pflicht; es giebt auf der Welt nichts Abstoßenderes als ein unreinliches Weib, und wenn der Mann sich an ihm ekelt, hat er nie unrecht. Diese Pflicht hat sie ihrer Tochter von ihrer Kindheit an so oft gepredigt, sie hat so viel Reinlichkeit an ihrer Person, ihrer Wäsche, für ihr Zimmer, ihre Arbeit und ihren Anzug gefordert, daß die Aufmerksamkeit nach all diesen Richtungen ihr zur Gewohnheit geworden ist, einen ziemlich großen Teil ihrer Zeit in Anspruch nimmt und auch im übrigen immer sich Geltung verschafft, sodaß die richtige Besorgung ihrer Geschäfte erst in zweiter Reihe kommt, die reinliche immer in erster.

131. Indessen ist das alles nicht in eitle Ziererei oder Weichlichkeit ausgeartet; die Überfeinerung des Luxus hat damit nichts zu thun. In ihr Zimmer ist immer nur einfaches Wasser gekommen; sie kennt keinen anderen Wohlgeruch als den der Blumen, und ihr Gatte wird nie einen süßeren Duft empfinden als ihren Atem. Endlich läßt die Aufmerksamkeit, welche sie ihrem Äußeren schenkt, sie nicht vergessen, daß sie ihr Leben und ihre Zeit edleren Beschäftigungen schuldig ist: jene übertriebene Reinlichkeit des Leibes, welche die Seele befleckt, kennt sie nicht oder will sie nicht kennen; Sophie ist viel mehr als reinlich, sie ist rein.

132. Ich habe gesagt, Sophie halte etwas auf leckere Bissen.*) Das kam bei ihr von Natur; aber durch Gewohnheit ist sie enthaltsam geworden. und jetzt ist sie es aus Tugend. Bei den Mädchen ist es

---

*) § 129. Vergl. Neue Heloise V, 2.

nicht wie bei den Knaben, die man bis zu einem gewissen Punkt durch die Eßlust leiten kann.*) Diese Neigung ist beim weiblichen Geschlechte nicht ohne Folgen; es ist zu bedenklich, sie ihm zu lassen. Wenn die kleine Sophie in ihrer Kindheit allein in das Zimmer ihrer Mutter kam, kehrte sie nicht immer mit leeren Händen zurück; ihre Gewissenhaftigkeit inbezug auf Näschereien und Süßigkeiten war nicht über jede Probe erhaben. Die Mutter überraschte sie, tadelte und strafte sie und ließ sie fasten. Endlich wußte sie ihr begreiflich zu machen, daß die Süßigkeiten die Zähne verderben und daß zu vieles Essen den Wuchs unfein mache. Auf diese Weise besserte sich Sophie; wie sie größer wurde, hat sie andere Neigungen angenommen, welche sie von dieser niedrigen Sinnlichkeit abgebracht haben. Bei den Weibern wie bei den Männern ist die Lust am Essen, sobald das Herz warm wird, kein herrschendes Laster mehr. Sophie hat die ihrem Geschlecht eigene Vorliebe bewahrt:**) sie liebt Milch und süße Speisen, Gebackenes und Zwischengerichte, das Fleisch dagegen nicht sehr; Wein und starke Getränke hat sie nie versucht. Überdies ißt sie von allem sehr mäßig; ihr Geschlecht arbeitet weniger schwer als das unsrige und braucht daher weniger Ersatz. An allem liebt sie, was gut ist, und weiß es zu genießen; aber sie weiß sich auch mit dem, was nicht gut ist, zu bescheiden, ohne daß die Entbehrung sie schwer ankäme.

133. Sophiens Geistesart ist einnehmend, aber nicht glänzend, gediegen ohne tief zu sein; man spricht nicht von ihrem Geist, weil man nie mehr noch weniger an ihr findet als an sich selbst. Sie zeigt immer denjenigen Geist, der den Leuten, mit denen sie spricht, angenehm ist, wenn er auch nicht sehr hoch gebildet ist nach den Anschauungen, welche wir von der Ausbildung des weiblichen Geistes haben; denn er hat sich nicht an der Lektüre gebildet, sondern bloß im Gespräche mit den Eltern, durch ihr eigenes Nachdenken und die Beobachtungen, welche sie in dem beschränkten Kreise, in dem sie gelebt, gemacht hat. Sophie besitzt eine natürliche Munterkeit; in ihrer Kindheit war sie selbst ausgelassen; nach und nach aber bemühte sich ihre Mutter, ihr unbedachtes Wesen zu zügeln, damit nicht ein plötzlicher Umschlag den Augenblick anzeigen müßte, der einen solchen notwendig gemacht. So ist sie denn bescheiden und zurückhaltend geworden, selbst vor der Zeit, und jetzt, wo diese Zeit gekommen ist, ist es ihr leichter, den angenommenen Ton beizubehalten, als es ihr sein würde, ihn anzunehmen, ohne den Grund dieser Veränderung anzugeben; es ist ergötzlich zu sehen, wie sie sich manchmal nach der alten Gewohnheit, von der ihr noch etwas übrig geblieben, Ausbrüchen kindlicher Lebhaftigkeit hingiebt, dann wieder plötzlich in

*) Wovon früher die Rede war. Wir erinnern an II, § 246 ff.
**) Vgl. I, § 116 und Anm. 1 dazu.

sich zurückkehrt, schweigt, die Augen zu Boden schlägt und errötet: die Mittelzeit zwischen den beiden Altern muß eben von beiden noch etwas an sich haben.

134. Sophie ist zu gefühlvoll, um eine immer gleich bleibende Stimmung zu bewahren, aber sie ist zu sanft, als daß diese Empfindsamkeit den andern sehr lästig fallen könnte; sie thut sich nur selbst wehe damit. Sagt man nur ein einziges Wort, das sie verletzen kann, so beschwert sie sich nicht, aber ihr Herz überquillt; sie sucht sich wegzustehlen, um zu weinen. Wenn ihr Vater oder ihre Mutter sie mitten in ihren Thränen zurückruft und nur ein einziges Wort zu ihr sagt, so kommt sie im Augenblick und spielt und lacht, trocknet sich geschickt die Thränen und sucht ihr Schluchzen zu unterdrücken.

135. Doch hat sie auch manchmal ihre wunderlichen Einfälle. Wenn sie sich ihrer Laune zu sehr hingiebt, artet diese in Widerspenstigkeit aus, und dann kann sie sich vergessen. Läßt man ihr aber nur die Zeit, sich zu besinnen, so macht die Art, wie sie ihr Unrecht wieder gut macht, fast eine Tugend daraus. Straft man sie, so ist sie fügsam und unterwürfig, und man sieht, daß ihre Scham nicht sowohl eine Folge der Strafe als ihres Fehlers ist. Sagt man gar nichts, so verfehlt sie doch nie, ihren Fehler wieder gut zu machen, aber so ungezwungen und gutwillig, daß man ihr nicht böse bleiben kann. Sie würde vor dem niedrigsten Dienstboten den Boden küssen, ohne daß diese Demütigung sie im mindesten beschwerte; sobald man ihr aber verziehen hat, zeigen ihre Freude und ihre Liebkosungen, welche Last von ihrem guten Herzen genommen ist. Mit einem Wort, sie leidet geduldig das Unrecht der Andern und macht das eigene von Herzen wieder gut. Das ist die liebenswürdige Anlage ihres Geschlechts, bevor wir sie verdorben haben. Das Weib ist geschaffen, dem Manne nachzugeben und selbst seine Ungerechtigkeit zu ertragen; Knaben kann man nie dahin bringen. Das innere Gefühl erhebt und empört sich bei ihnen gegen die Ungerechtigkeit; die Natur hat sie nicht geschaffen, Unrecht zu dulden:

gravem
Pelidae stomachum cedere nescii.*)

136. Sophie hat Religion, aber eine vernünftige und einfache, wenig Dogmen nnd religiöse Übungen; ja, sie kennt überhaupt keine wesentliche Religionsübung außer der Moral und weiht ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes durch Wohlthun. Bei aller Unterweisung, welche ihre Eltern ihr über diesen Punkt gegeben, haben sie sie an eine ehrerbietige Unterwürfigkeit gewöhnt, indem sie ihr immer sagten: „Meine

---

*) Horat. od. I, 6, 5 ff.: (Nicht singe ich, Horatius,)
den Groll
Des Peliden, der nie fügsam zu sein gelernt.

Tochter, derartige Kenntnisse sind keine Sache deines Alters; dein Gatte wird dich darüber belehren, wenn es einmal Zeit ist." Im übrigen haben sie ihr die Frömmigkeit, anstatt ihr lange Reden darüber zu halten, durch ihr Beispiel gepredigt, und dieses Beispiel hat sich in ihr Herz geprägt.

137. Sophie liebt die Tugend; diese Liebe ist bei ihr zur herrschenden Leidenschaft geworden. Sie liebt sie, weil es nichts so Schönes giebt als die Tugend; sie liebt sie, weil die Tugend den Ruhm des Weibes ausmacht und weil eine tugendhafte Frau ihr fast den Engeln gleich scheint; sie liebt sie als den einzigen Weg zum wahren Glücke und weil sie in dem Leben eines unehrbaren Weibes nur Elend, Verlassenheit, Unglück, Vorwurf*) und Schande sieht; sie liebt sie endlich, weil sie ihrem verehrungswürdigen Vater und ihrer zärtlichen und würdigen Mutter teuer ist: es ist ihnen nicht genug, durch ihre eigene Tugend glücklich zu sein, auch Sophiens Tugend soll dazu beitragen, und ihr höchstes Glück ist die Hoffnung, ihre Eltern glücklich zu machen. Alle diese Gefühle flößen ihr eine Begeisterung ein, welche ihre Seele erhebt und alle ihre kleinlichen Neigungen einer so edlen Leidenschaft unterwürfig erhält. Sophie wird keusch und liebevoll**) sein bis zu ihrem letzten Seufzer; sie hat es in ihrem tiefsten Herzen geschworen, und sie hat es in einer Zeit geschworen, wo sie schon das volle Bewußtsein hatte, was es kostet, einen solchen Schwur zu halten; sie hat es geschworen in einer Zeit, wo sie sich von ihrem Gelöbnis hätte lossagen müssen, wenn es bestimmt gewesen wäre, daß ihre Sinne über sie herrschen sollten.

138. Sophie hat nicht das Glück, eine liebenswürdige Französin zu sein, kalt von Gemüt und gefallsüchtig aus Eitelkeit, vielmehr darauf ausgehend zu glänzen als zu gefallen, die Zerstreuung suchend und nicht das Vergnügen. Das Bedürfnis zu lieben allein verzehrt sie; dieses Bedürfnis macht sie nachdenklich und verwirrt ihr Herz bei Lustbarkeiten: ihre ehemalige Heiterkeit ist dahin; ausgelassene Spiele sagen ihr nicht mehr zu; sie fürchtet die Öde der Einsamkeit nicht, nein, sie sucht sie auf; sie sucht denjenigen, der sie ihr angenehm machen soll: die gleichgültigen Menschen belästigen sie; sie will keinen Hof um sich, sondern einen Geliebten; sie will lieber einem einzigen ehrbaren Manne gefallen und ihm für immer gefallen als den Beifall der Tageslaune zu ihren Gunsten anrufen, welcher einen Tag dauert und sich am anderen in Hohn verwandelt.

139. Das Urteil der Frauen bildet sich früher aus als das der Männer; da sie fast seit ihrer Kindheit sich selbst zu wehren und ein

*) Das Wort „Vorwurf" fehlt in der Amst. Ausg.

**) Das ist die Lesart der Amst. Ausg. (humaine, ein Wort, das die im Texte gegebene Bedeutung haben kann); die anderen Ausg. lesen honnête „ehrbar", was dem Zusammenhange mehr entspricht.

schwer zu hütendes Pfand zu wahren haben, so muß das Gute und Böse ihnen notwendig früher bekannt werden. Sophie ist in allem früh entwickelt, wie es in ihrer Anlage liegt; deshalb ist auch ihr Urteil früher ausgebildet als bei anderen Mädchen ihres Alters. Es liegt darin nichts sehr Ungewöhnliches; die Reife ist nicht zu jeder Zeit und in jedem Lande die nämliche.*)

140. Sophie ist von den Pflichten ihres Geschlechtes und des unsrigen unterrichtet. Sie kennt die Fehler der Männer und die Laster der Weiber: sie kennt auch die auszeichnenden Eigenschaften und die entgegengesetzten Tugenden, die ihr alle tief ins Herz geprägt sind. Von einer ehrbaren Frau kann man keinen höheren Begriff haben als denjenigen, den sie sich gebildet hat, und dieses Bild erschreckt sie nicht; doch denkt sie mit mehr Gefallen an den ehrbaren, tüchtigen Mann; sie fühlt, daß sie für diesen Mann geschaffen ist, daß sie seiner würdig und daß sie ihm das Glück zurückgeben kann, das sie von ihm empfängt; sie weiß wohl, daß sie ihn erkennen wird: es handelt sich darum, ihn zu finden.**)

141. Die Frauen sind die natürlichen Beurteilerinnen männlicher Tüchtigkeit, wie die Männer natürliche Richter weiblicher Vorzüge sind: dies ist ein wechselseitiges Recht, dessen sich auch beide Teile wohl bewußt sind. Sophie kennt dieses Recht und übt es aus, aber mit der Zurückhaltung, welche ihrer Jugend, ihrer Unerfahrenheit und ihrer Lebenslage zukömmt; sie urteilt nur über die Dinge, welche in ihren Bereich gehören, und sie will dabei nur irgendeine nützliche Lebensregel bestätigen. Von den Abwesenden spricht sie nur mit der größten Vorsicht, besonders wenn es Frauen sind. Wenn diese, so meint sie, über ihr eigenes Geschlecht reden, werden sie schmähsüchtig und spöttisch; wenn sie sich darauf beschränken, über das unsrige zu urteilen, ist ihr Urteil nur ein billiges. Sophie beschränkt sich also hierauf. Wenn sie über Frauen spricht, so geschieht es nur, um das Gute zu sagen, was sie von ihnen weiß: diese Ehre glaubt sie ihrem Geschlecht schuldig zu sein, und wenn sie über gewisse Frauen nichts Gutes zu sagen weiß, so schweigt sie überhaupt, und das sagt ja auch genug.

142. Sophie hat wenig Erfahrung im Umgang; doch ist sie verbindlich und aufmerksam und thut alles mit einer gewissen Anmut. Eine glückliche Anlage thut mehr bei ihr als viele Kunst. Sie besitzt eine gewisse, ihr eigene Höflichkeit, welche mit Formeln nichts zu thun hat, den Moden nicht unterworfen ist, mit ihnen nicht wechselt und nichts gewohnheitsmäßig thut, sondern aus einem wahren Bedürfnis zu gefallen hervorgeht und wirklich auch gefällt. Sie weiß nichts von den land-

*) Damit vergleiche man übrigens R.s Anmerkung zu IV § 20 und die Textstelle selbst.

**) Dieser Paragraph entspricht dem § 410 des IV. Buches.

läufigen Komplimenten und erfindet auch keine gewählteren; sie sagt nicht, sie fühle sich sehr verbunden, man erweise ihr eine große Ehre, man möge sich doch nicht bemühen u. dgl., und es fällt ihr noch weniger ein, Phrasen zu drechseln. Auf eine Aufmerksamkeit oder eine herkömmliche Höflichkeit antwortet sie mit einer Verneigung oder mit einem einfachen „Ich danke“; aber wenn sie das sagt, so ist es so gut als manches andere Wort. Einem wahren Dienst gegenüber läßt sie ihr Herz reden, und dieses findet dann keine bloße Höflichkeitsphrase. Sie hat sich durch die französische Mode nie zu einem fratzenhaften Benehmen nötigen lassen; so hat sie nie, wenn sie von einem Zimmer ins andere ging, ihre Hand auf den Arm eines sechzigjährigen Mannes gelehnt, den sie lieber selbst gestützt hätte. Wenn ein parfümierter Salonritter ihr diesen zudringlichen Dienst anbietet, so läßt sie den dienstfertigen Arm auf der Treppe, hüpft in zwei Sätzen in ihr Zimmer*) und sagt, sie sei gut zu Fuße. So hat sie auch in der That nie hohe Absätze tragen wollen, obgleich sie nicht groß ist; ihre Füße sind niedlich genug, sie zu entbehren.

143. Nicht bloß Frauen gegenüber verhält sie sich still und achtungsvoll, sondern auch vor verheirateten oder im Alter ihr weit vorangehenden Männern: nur aus Gehorsam wird sie je ihren Platz über ihnen einnehmen und, sobald sie kann, wieder unter ihnen einen Platz aussuchen; denn sie weiß, daß die Rechte des Alters vor denen des Geschlechtes gehen, da sie die Annahme der Weisheit für sich haben, die vor allem geehrt werden muß.

144. Anders ist es bei jungen Leuten ihres Alters; da braucht sie einen anderen Ton, um sich geltend zu machen, und weiß ihn anzunehmen, ohne das bescheidene Wesen, das ihr ziemt, aufzugeben. Sind sie selbst bescheiden und zurückhaltend, so wird sie gerne die liebenswürdige Vertraulichkeit der Jugend gegen sie beibehalten; ihre unschuldsvollen Unterhaltungen werden scherzend, aber anständig sein: werden sie ernsthaft, so verlangt sie, daß man etwas daraus lernen könne; arten sie in Albernheiten aus, so wird sie sofort Einhalt gebieten: denn sie verachtet vor allem das nichtssagende Gerede der Galanterie als sehr beleidigend für ihr Geschlecht. Sie weiß wohl, daß der Mann, den sie sucht, dieses Gerede nicht an sich hat, und nie duldet sie gerne von einem anderen, was dem Manne nicht ansteht, dessen Bild sie tief in ihr Herz gedrückt hat. Die hohe Meinung, welche sie von den Rechten ihres Geschlechtes hat, der Stolz der Seele, den ihr die Reinheit ihres Sinnes giebt, jene Kraft der Tugend, welche sie in sich fühlt und die sie vor ihren eigenen Augen achtenswert macht, flößen ihr Unwillen ein gegen das süßliche Geschwätz, womit man sie zu unterhalten meint. Sie nimmt es nicht mit scheinbarer Entrüstung auf, sondern mit spöttischem Beifall,

*) Die Gen. Ausgabe liest „ins Zimmer“.

der beschämt, oder mit einem kalten Wesen, auf das man nicht gefaßt ist. Mag nun ein schöner Pomadeheld*) ihr seine Artigkeiten auskramen, ihr witzig schöne Dinge sagen über ihren Witz, ihre Schönheit und Anmut, über das hohe Glück, ihr zu gefallen, so kann es ihr einfallen, ihn zu unterbrechen mit den höflichen Worten: „Ich fürchte sehr, ich müßte das besser wissen als Sie; wenn Sie nichts Wichtigeres zu sagen haben, so glaube ich, wir können unsere Unterhaltung damit beschließen." Dazu eine tiefe Verbeugung machen und dann zwanzig Schritte weit von ihm weglaufen, ist für sie das Werk eines Augenblicks. Man frage unsere süßen Herrchen, ob es leicht ist, vor einem so störrischen Kopf ein langes Geplauder anzustellen.

145. Indessen will sie doch sehr gerne gelobt werden, nur muß es aufrichtig geschehen, und sie muß annehmen können, man denke auch ebenso gut von ihr, wie man spricht. Um zu zeigen, daß man ihre Vorzüge fühlt, muß man selbst erst solche aufweisen. Eine Huldigung, welche auf Achtung gegründet ist, kann ihrem stolzen Herzen wohl thun; aber alle galanten Spiegelfechtereien werden immer von ihr zurückgewiesen: Sophie ist nicht dazu angethan, die kleinen Künste eines fahrenden Ritters auszubiden.

146. Bei einer so großen Reife des Urteils wird Sophie, welche in jeder Hinsicht wie ein zwanzigjähriges Mädchen entwickelt ist, in ihrem fünfzehnten Jahre von ihren Eltern durchaus nicht als Kind behandelt werden.**) Kaum bemerken sie an ihr die erste Unruhe der Jugend, so werden sie, bevor sie weiter um sich greifen kann, schleunigst Vorsorge treffen und zärtlich und vernünftig mit ihr reden. Solche Reden sind ihrem Alter und Charakter angemessen. Ist dieser Charakter derart, wie ich ihn mir denke, so möchte ihr Vater wohl ungefähr so zu ihr reden:

147. „Sophie, du bist nun ein erwachsenes Mädchen; aber du bist es nicht geworden, um es immer zu bleiben. Wir wollen, daß du glücklich seiest, und wir wollen das für uns selbst, weil unser Glück von dem deinigen abhängt. Das Glück eines ehrbaren Mädchens besteht darin, daß es das Glück eines ehrbaren Mannes ausmache: wir müssen also daran denken, dich zu verheiraten, und wir müssen frühzeitig daran denken, weil von der Heirat das Glück des Lebens abhängt und weil man nie zuviel Zeit hat, an das zu denken.

---

*) Phébus, die Figur des schönredenden, von Schönheit strahlenden Musenführers in den mythologisierenden Singspielen der Rokokozeit. Cramer: „ein schönthuendes Schwulstventchen." Bei A. Gryphius wird einmal in einer Briefüberschrift (Horribilicribrifax 2. Aufz.) eine angebetete Dame „die beredsamste Phoebussin dieser Welt" genannt. Phébus im heutigen Französisch heißt „Schwulst."

**) Mit fünfzehn Jahren gelten die Mädchen als erwachsen und gesellschaftsfähig. S. Anm. ** zu § 64. In einem französischen Volkslied heißt es: „Eine Nachtigall fürwahr Hört' ich in dem Busche schlagen: „Hat ein Mädchen fünfzehn Jahr", Sang sie, „soll's die Haube tragen." (Scheffler, die franz. Volksdichtung und Sage. Leipzig 1883. S. 51.)

148. „Nichts ist schwerer als die Wahl eines rechten Gatten, schwerer vielleicht nur die einer rechten Frau. Du, Sophie, sollst dieses seltene Weib sein, du sollst die Zierde unseres Lebens und das Glück unseres Alters sein; wie groß aber auch deine Vorzüge sein mögen, es giebt auf Erden Männer genug, welche noch größere besitzen als du. Jeder von ihnen müßte es sich zur Ehre rechnen, dich zu erhalten; doch würden viele noch eine größere Ehre für dich sein. Es handelt sich nun darum, aus dieser Zahl einen herauszufinden, der für dich paßt, ihn kennen zu lernen und auch ihm bekannt zu werden.

149. „Das größte Glück in der Ehe hängt vom Zusammentreffen so vieler Umstände ab, daß es thöricht wäre, auf alle zu zählen. Zunächst muß man sich der wichtigsten versichern: finden sich die andern hinzu, so nimmt man sie an; fehlen sie, so verzichtet man darauf. Vollkommenes Glück wohnt nicht auf Erden; aber das größte Unglück, das man jedoch immer vermeiden kann, ist es, unglücklich aus eigener Schuld zu sein.

150. „Die Umstände, die da zusammenstimmen müssen, können nun natürlicher Art sein oder auf den Lebenseinrichtungen beruhen; etliche beruhen auch nur auf dem landläufigen Vorurteil. Über die beiden letzteren Fälle urteilen die Eltern; über die erstgenannten entscheiden die Kinder allein. Bei den durch die elterliche Auktorität geschlossenen Ehen läßt man sich einzig durch die Übereinstimmung in den Lebensverhältnissen und die Rücksicht auf die allgemeine Meinung leiten; man verheiratet da nicht die Menschen, sondern ihre Lebensstellung und ihren Besitz: das kann sich aber alles ändern; nur die Menschen bleiben immer und tragen sich immer mit sich, wie auch das Schicksal sich füge; eine Ehe kann nur durch die persönlichen Beziehungen glücklich oder unglücklich sein.

151. „Deine Mutter war aus angesehener Familie, ich selbst war reich: das waren die einzigen Erwägungen, die unsere Eltern bestimmten, uns zu verbinden. Ich habe meinen Besitz verloren, deine Mutter ihren Namen; was nützt es ihr heute, als Fräulein geboren zu sein, da sie doch von ihrer Familie vergessen ist? In unserem Mißgeschick hat der Bund unserer Herzen uns über alles getröstet; unsere Neigungen stimmten überein in der Wahl dieses einsamen Wohnortes; hier leben wir glücklich in der Armut und sind uns selbst alles: Sophie ist unser gemeinsamer Schatz; wir segnen den Himmel, daß er uns diesen gegeben und alles Übrige uns genommen hat. Siehe, mein Kind, wohin die Vorsehung uns geführt hat! Die Rücksichten, die uns zusammengeführt, sind weggefallen; wir sind glücklich nur durch diejenigen, die man gar nicht in Rechnung gezogen hat.

152. „Die Gatten müssen sich selbst zusammenfinden. Die wechselseitige Neigung muß ihr erstes Band sein, ihre Augen und Herzen ihre ersten Führer; denn da es ihre erste Pflicht ist, sich zu lieben, wenn sie

einmal vereinigt sind, und da Lieben und Nichtlieben nicht von uns selbst abhängt, so führt diese Pflicht notwendig eine andere mit sich, nämlich die, sich zuerst zu lieben, bevor man sich vereinigt hat. Das ist das Recht der Natur, das niemand umstoßen kann: diejenigen, welche es durch so viele bürgerliche Gesetze eingeschränkt haben, haben mehr die scheinbare Ordnung als das Glück der Ehe und die Sitten der Bürger im Auge gehabt. Du siehst, liebe Sophie, daß wir dir keine schwere Moral predigen. Sie will nur dich selbst zur Herrin deines Geschickes machen und die Wahl deines Gatten von uns auf dich selbst übertragen.

153. „Nachdem wir dir die Gründe dargelegt, warum wir dir gänzliche Freiheit lassen, ist es billig, auch von deinen Gründen mit dir zu reden, damit du sie verständig anwendest. Liebe Tochter, du bist gut und vernünftig, du hast einen geraden und frommen Sinn, du besitzest die Fähigkeiten, die eine ehrbare Frau haben soll, und verstehst es, dich angenehm zu machen; aber du bist arm: du hast die schätzbarsten Güter und du entbehrst diejengen, welche man am meisten schätzt. Trachte also nur nach dem, was du erreichen kannst, und richte deine Bestrebungen nicht nach deinem Urteil oder dem unsrigen, sondern nach dem Urteil der Menschen. Handelte es sich nur darum, Vorzüge gegen Vorzüge auszugleichen, so wüßte ich nicht, wo ich deinen Hoffnungen ein Ziel setzen müßte; richte sie aber nicht höher, als deine Lebenslage ist, und vergiß nicht, daß diese dich auf die unterste Stufe stellt. Obgleich ein deiner würdiger Mann diese Ungleichheit nicht als ein Hindernis ansieht, so mußt du in diesem Falle doch thun, was er nicht thun wird: Sophie soll es machen wie ihre Mutter, sie soll nur in eine Familie eintreten, die sich eine Ehre aus ihr macht. Du hast unseren Wohlstand nicht gesehen, du kamst in der Zeit unserer Armut zur Welt; du machst sie uns süß und teilst sie ohne Beschwer. Höre auf mich, Sophie, und suche keine Güter, die der Himmel zu unserem Segen von uns genommen hat; wir haben das Glück erst gekostet, da wir den Reichtum verloren hatten.

154. „Du bist zu liebenswürdig, um niemanden zu gefallen, und deine Verhältnisse sind nicht so schlecht, daß du einem rechten Mann zur Last fallen müßtest. Du wirst gesucht werden, selbst vielleicht von Leuten, die deiner nicht wert sind. Zeigten sie sich dir so, wie sie sind, so würdest du sie nach ihrem Werte schätzen; all ihr aufgeblasenes Wesen würde nicht lange Eindruck auf dich machen: aber wenn du auch ein gesundes Urteil hast und wahren Wert zu erkennen weißt, es fehlt dir doch an Erfahrung und du weißt nicht, bis zu welchem Grad die Menschen sich verstellen können. Ein gewandter Schurke kann deine Neigungen ausforschen, um dich zu verführen, und dir gegenüber Tugenden heucheln, die er nicht besitzt. Er würde dich überlisten, liebe Sophie, bevor du es gewahr würdest, und du würdest deinen Irrtum nur er-

kennen, um ihn zu beweinen. Die gefährlichste aller Klippen, die einzige, welche die Vernunft nicht vermeiden kann, ist die der Sinne: wenn du je das Unglück hast, auf sie zu geraten, wirst du nur noch Wahn und Trugbilder erblicken; deine Augen werden irre sehen, dein Urteil wird verwirrt, dein Wille verkehrt werden, und du wirst selbst deinen Irrtum lieben; und wärest du sogar imstande, ihn zu erkennen, so würdest du dich nicht von ihm losmachen wollen. Meine Tochter, ich überlasse dich Sophiens vernünftiger Einsicht, nicht der Neigung ihres Herzens.*) Solange dein Blut kalt ist, bleibe du dein eigener Richter; aber sobald du liebst, übergieb dich der Obhut deiner Mutter.

155. „Ich schlage dir eine Vereinbarung vor, welche dir ein Zeichen unserer Achtung sein und die natürliche Ordnung unter uns wiederherstellen soll. Die Eltern suchen ihrer Tochter einen Gatten aus und befragen sie nur der Form nach; das ist der herkömmliche Gebrauch. Wir unter einander werden gerade das Gegenteil thun: du wählst, und wir werden zu Rate gezogen werden. Gebrauche dein Recht, meine Sophie; gebrauche es frei und vernünftig. Du selbst sollst den Gatten wählen, der für dich paßt, nicht wir; aber unsere Sache ist es, zu beurteilen, ob du dich nicht täuschest in bezug auf das Zusammenstimmen der Verhältnisse und ob du nicht, ohne es zu wissen, etwas anderes thust, als in deiner Absicht liegt. Herkunft, Besitz, Stand und die Meinung der Leute geben uns keinen Ausschlag. Wähle einen rechten Mann, dessen Person dir gefällt und dessen Charakter dir zusagt; mag er im übrigen sein, wie er will, wir werden ihn zum Schwiegersohne annehmen. Wenn er Arme hat und gute Sitten und seine Familie liebt, wird sein Vermögen immer groß genug sein. Seine Stellung wird immer hoch genug sein, wenn er ihr durch seine Tugend Ehre macht. Würde auch die ganze Welt uns tadeln, was thut das? wir trachten nicht nach dem Beifall der Welt, dein Glück genügt uns."

156. Lieber Leser, ich weiß nicht, welche Wirkung eine solche Rede auf die nach euerer Art erzogenen Mädchen machen würde. Bei Sophie allerdings möchte es sich treffen, daß sie mit Worten nicht darauf zu antworten vermöchte. Scham und Rührung würden es ihr schwer machen, sich auszudrücken; aber ich bin ganz sicher, daß sie ihr ganzes Leben hindurch ihrem Herzen eingeprägt bleiben wird und daß, wenn man auf irgendeinen menschlichen Entschluß zählen kann, es auf den Vorsatz geschehen könnte, den diese Worte in ihr erwecken werden, den Vorsatz nämlich, der Achtung ihrer Eltern würdig zu sein.

157. Setzen wir aber den schlimmeren Fall und geben wir ihr eine feurige Gemütsart, die ihr ein langes Warten beschwerlich machen wird. Ich behaupte, daß ihr Urteil, ihre Kenntnisse, ihr Geschmack, ihr

---

*) Ähnlich sagt der Erzieher zu Emil IV § 418.

Zartsinn und vor allem die Anschauungen, in denen sie von Kindheit an aufgezogen worden ist, dem Ungestüm ihrer Sinne ein Gewicht entgegenstellen werden, hinreichend, um sie zu überwinden oder wenigstens ihnen lange zu widerstehen. Lieber würde sie als ein Opfer ihrer Verhältnisse sterben als ihre Eltern zu betrüben, einen Mann ohne Wert zu heiraten und sich dem Unglück einer Mißheirat auszusetzen. Gerade die Freiheit, die sie empfangen, giebt ihrer Seele nur einen neuen Schwung und macht sie schwieriger in der Wahl ihres Herrn. Bei dem Naturell einer Italienerin und der Empfindsamkeit einer Engländerin hat sie, um ihr Herz und ihre Sinne in Schranken zu halten, den Stolz einer Spanierin, welche, selbst wenn sie einen Geliebten sucht, nicht leicht denjenigen findet, den sie ihrer würdig erachtet.

158. Es ist nicht jedermanns Sache, zu fühlen, welchen Schwung der Sinn für das Ehrbare der Seele geben und welche Kraft man in sich finden kann, wenn man aufrichtig tugendhaft sein will. Es giebt Leute, denen alles Große wie ein Hirngespinst vorkommt und welche in ihrem niedrigen und gemeinen Sinn niemals einsehen werden, was selbst das Zerrbild der Tugend über die menschlichen Leidenschaften vermag. Zu diesen Leuten muß man nur in Beispielen reden: um so schlimmer für sie, wenn sie diese zu leugnen sich vorsetzen. Wenn ich ihnen sagte, daß Sophie durchaus kein erdichtetes Wesen und daß nur ihr Name von mir erfunden sei, daß ihre Erziehung, ihre Sitten, ihr Charakter und selbst ihre Erscheinung wirklich existiert haben und daß heute noch ihre Andenken einer ganzen achtbaren Familie Thränen kostet, so würden sie ohne Zweifel nichts davon glauben; doch was habe ich im Grunde davon zu befürchten, wenn ich ohne Umschweife die Geschichte eines Mädchens erzähle, welches Sophie so sehr gleicht, daß diese Geschichte die ihrige sein könnte, ohne daß es jemanden zu überraschen brauchte? Mag man sie für wirklich halten oder nicht, es liegt wenig daran: ich habe dann, wenn man will, Märchen erzählt; aber ich habe immerhin meine Methode dargelegt, und ich werde immerhin meinem Ziele näher kommen.

159. Das junge Mädchen mit der Gemütsart, welche ich Sophie eben beigelegt habe, hat übrigens alle die betreffenden Eigenschaften, welche ihr diesen Namen verdienen konnten, und ich lasse ihr denselben auch. Nach der eben erzählten Unterredung glaubten ihre Eltern, es würden sich in dem Dorfe, das sie bewohnten, die Gelegenheiten zu einer Verheiratung nicht finden, und sie schickten sie daher für einen Winter in die Stadt zu einer Tante, welche man insgeheim von dem Zweck dieser Reise in Kenntnis setzte. Denn die stolze Sophie trug im Grunde ihres Herzens den edlen Stolz, den Sieg über sich selbst zu erringen, und wäre ihr Bedürfnis nach einem Gatten auch noch so groß gewesen, sie wäre lieber als Mädchen gestorben, als daß sie sich entschlossen hätte, einen Gatten selbst zu suchen.

160. Um den Absichten der Eltern zu entsprechen, führte ihre Tante sie in die Familien, in die Gesellschaften und zu den Festen und ließ ihr die Welt oder vielmehr sie der Welt sehen; denn Sophie kümmerte sich wenig um all das Getriebe. Man bemerkte indessen, daß sie den jungen Leuten von angenehmer Erscheinung, welche anständig und bescheiden auftraten, nicht aus dem Wege ging. Sie hatte selbst bei ihrer Zurückhaltung eine gewisse Kunst, sie anzuziehen, welche der Koketterie ziemlich gleich sah; aber nachdem sie sich zwei oder drei Male mit ihnen unterhalten hatte, fühlte sie sich von ihnen zurückgestoßen. An Stelle jener vornehmen Art, welche die Huldigungen anzunehmen scheint,*) ließ sie bald eine demütigere Haltung und eine abstoßendere Höflichkeit treten. Immer aufmerksam auf sich selbst, ließ sie ihnen keine Gelegenheit mehr, ihr den geringsten Dienst zu erweisen: sie zeigte es ihnen deutlich genug, daß sie nicht ihre Auserkorene sein wolle.

161. Empfindsame Herzen haben nie Gefallen gefunden an den geräuschvollen Vergnügungen, dem eitlen und unfruchtbaren Glück gefühlsarmer Menschen, die da glauben, das Leben betäuben heiße es genießen. Sophie, welche nicht fand, was sie suchte, und die Hoffnung aufgegeben, es auf diesem Wege zu finden, wurde der Stadt überdrüssig. Sie liebte ihre Eltern zärtlich, fand aber keinen Ersatz für sie, und nichts war imstande, ihr Andenken in ihr auszuwischen; sie kehrte wieder zu ihnen zurück, lange vor der für die Rückkehr bestimmten Zeit.

162. Kaum hatte sie ihre Beschäftigungen im elterlichen Hause wieder aufgenommen, so sah man, daß sie, ohne ihr Betragen geändert zu haben, doch ihre Stimmung gewechselt hatte. Sie war zu Zeiten zerstreut und ungeduldig; sie war traurig und träumerisch; sie verbarg sich um zu weinen. Man glaubte anfänglich, sie liebe und schäme sich dessen: man sprach mit ihr darüber; aber sie verwahrte sich dagegen. Sie beteuerte, niemanden gesehen zu haben, der ihr Herz hätte rühren können, und Sophie log nicht.

163. Indessen nahm ihre Angegriffenheit immer mehr zu und ihre Gesundheit begann zu leiden. Ihre Mutter, durch diesen Wechsel beunruhigt, entschloß sich endlich, die Ursache auszuforschen. Sie nahm sie zu sich unter vier Augen und setzte nun jene einschmeichelnde Sprache, jene unwiderstehlichen Liebkosungen, die nur mütterliche Zärtlichkeit zu finden weiß, ihr gegenüber ins Werk: „Liebe Tochter, du, die ich unter meinem Herzen getragen und immer in meinem Herzen hege, gieße die Geheimnisse des deinigen in den Busen deiner Mutter. Welche Geheimnisse sind es denn, die deine Mutter nicht wissen darf? Wer grämt sich denn um deinen Gram? Wer teilt deine Schmerzen? Wer will sie dir abnehmen,

---

*) Im Manuskript war noch hinzugefügt: „und die erste weibliche Gunst ist“. —

wer anders als dein Vater und ich? O, mein liebes Kind, soll ich an deinem Schmerze sterben, ohne ihn zu kennen?"

164. Das Mädchen verbarg seinen Kummer vor der Mutter nicht, nein, sie wünschte nichts sehnlicher als sie zur Trösterin und Vertrauten zu haben. Aber die Scham verschloß ihr den Mund, und ihre Sittsamkeit fand keine Sprache, einen Zustand zu beschreiben, der ihrer so wenig würdig war wie die Aufregung, die trotz ihrer Anstrengung ihre Sinne verwirrte. Ihre Mutter aber, der ihre Scham alles verraten hatte, entrang ihr endlich das demütigende Geständnis. Doch drückte sie sie durchaus nicht nieder durch ungerechte Vorwürfe, sie tröstete sie, beklagte sie und weinte über sie; sie war zu verständig, um aus einem Leiden, das nur durch ihre Tugend so bitter wurde, ihr ein Verbrechen zu machen. Aber warum ohne Not ein Übel ertragen, wofür es ein so leichtes und erlaubtes Mittel gab? Warum benutzte sie die Freiheit nicht, die man ihr gegeben? Warum nahm sie keinen Gatten an? Warum wählte sie nicht selbst sich einen? Wußte sie nicht, daß ihr Los von ihr allein abhing und daß ihre Wahl, wie sie auch ausfallen möchte, würde bestätigt werden, da sie doch immer nur eine ehrbare Wahl treffen konnte? Man hatte sie in die Stadt geschickt, aber sie hatte nicht bleiben wollen; mehrere Gelegenheiten hatten sich geboten, aber sie hatte alle ausgeschlagen. Worauf wartete sie denn? Was wollte sie noch? Welch unerklärlicher Widerspruch!

165. Die Antwort war einfach. Handelte es sich nur um eine Stütze für die Jugend, so war die Wahl bald getroffen; aber ein Herr für das ganze Leben ist nicht so leicht zu wählen, und da man diese beiden Wahlen nicht trennen kann, so muß man wohl warten und oft seine Jugend verlieren, bevor man den Mann findet, mit dem man seine Tage zubringen mag. In diesem Falle befand sich Sophie: sie verlangte nach einem liebenden Manne; dieser aber sollte ein Ehegatte sein, und das Herz, das ihrem Herzen Bedürfnis war, war nicht weniger schwer zu finden. Alle diese so hübschen jungen Leute hatten keine andere Beziehung zu ihr als die Gleichheit des Alters, jede andere fehlte immer; ihr oberflächlicher Sinn, ihre Eitelkeit, ihr Geschwätz, ihre ungeordneten Sitten, ihre gehaltlose Nachäfferei flößten ihr Widerwillen vor ihnen ein. Sie suchte einen Mann und fand nur Affen; sie suchte eine Seele und fand keine.

166. „Wie unglücklich bin ich," sagte sie zu ihrer Mutter. „Ich brauche Liebe und sehe nichts, was mir gefallen könnte. Mein Herz stößt alle zurück, welche meine Sinne an sich ziehen. Ich sehe keinen einzigen, der mir keinen Wunsch erweckte, keinen, der ihn nicht zurückdrängte; Neigung ohne Achtung kann nicht bestehen. O, das sind keine Männer wie der, den deine Sophie braucht! sein bezauberndes Bild ist meiner Seele zu tief eingeprägt. Sie kann nur ihn lieben, nur ihn glücklich machen, glücklich nur mit ihm sein. Lieber will sie sich ver-

zehren und unaufhörlich kämpfen, lieber unglücklich, aber frei sterben als in der Verzweiflung bei einem Manne, den sie nicht liebte und den sie selbst unglücklich machte; lieber nicht mehr leben als nur leben, um zu leiden.*)

167. Ihre Mutter war betroffen von diesem eigentümlichen Wesen, und sie fand es zu sonderbar, um nicht ein Geheimnis dahinter zu vermuten. Sophie war weder affektiert noch albern.**) Wie konnte sie sich darin gefallen, so übertrieben wählerisch zu sein, sie, der man von Kindheit an nichts so angelegentlich gelehrt hatte, als sich in die Menschen zu schicken, mit denen sie leben sollte, und aus der Not eine Tugend zu machen? Das Bild des liebenswerten Mannes, von dem sie so bezaubert war und welches so oft in ihren Unterhaltungen wiederkehrte, brachte ihre Mutter auf die Vermutung, daß diese Laune irgendeinen anderen Grund habe, den sie noch nicht kannte, und daß Sophie nicht alles gesagt habe. Die Unglückliche, unter dem Drucke ihres geheimen Grames, suchte nur ihr Herz zu erleichtern. Ihre Mutter drängt sie; sie zögert: endlich giebt sie nach, verläßt das Zimmer ohne ein Wort zu sagen und kommt einen Augenblick darauf mit einem Buche in der Hand wieder zurück: „Beklage deine unglückliche Tochter; ihr Schmerz ist hoffnungslos, ihre Thränen werden nicht versiegen. Du willst den Grund wissen: nun, hier ist er“ — damit wirft sie das Buch auf den Tisch. Die Mutter nimmt es und öffnet es: es waren „Telemachs Erlebnisse.“ Zuerst ist ihr das Rätsel unfaßlich, durch eine Reihe von Fragen und dunkeln Antworten entdeckt sie endlich zu ihrer leicht begreiflichen Überraschung, daß ihre Tochter die Nebenbuhlerin der Eucharis ist.***)

168. Sophie liebte Telemach, und sie liebte ihn mit unheilbarer Leidenschaft. Sobald ihre Eltern Kenntnis von ihrer Schwärmerei erhalten hatten, lachten sie darüber und glaubten durch vernünftige Vorstellungen sie davon abbringen zu können. Sie täuschten sich; die Ver-

---

*) Fénelon, Mädchenerziehung II, 6 giebt hierzu eine treffende Erklärung: „Ein armes Mädchen, noch voll von dem Gefühl und den Wundern, welche bei seiner Lektüre sein Entzücken gewesen waren, kann sich nicht darein finden, daß es in der Gesellschaft keine wirklichen Personen finden kann, welche jenen Helden gleichen.“ Aber Fénelon findet das nicht so in der Ordnung wie Rousseau.

**) Sophie n'était ni précieuse ni ridicule. Anspielung auf die von Molière gerichteten Gesetzgeberinnen des litterarischen und sprachlichen Geschmackes, die précieuses ridicules. Eine entsprechende Übersetzung ist im Deutschen ebenso unmöglich, wie es glücklicherweise die Sache selbst in Deutschland war und ist. R. hat wohl an Fénelon Mädchenerz. I, 1 gedacht: „Die Mädchen, sagt man, sollen nicht gelehrt sein; die Neugier macht sie eitel und affektiert: wenn sie nur eines Tages ihren Haushalt zu führen und dem Ehegatten zu gehorchen wissen ohne viele Worte“ u. s. w.

***) Eucharis ist eine Nymphe der Calypso im 7. Buche des Telemach. Sie will die Liebe desselben gewinnen und sucht deshalb ihn von Mentor abzuziehen.

nunft war nicht ganz auf ihrer Seite: Sophie hatte ihre eigene Vernunft und wußte sie geltend zu machen. Wie oft brachte sie ihre Eltern zum Schweigen, indem sie ihre eigenen Gründe gegen sie gebrauchte und ihnen zeigte, daß sie das ganze Übel selbst angerichtet und daß sie ihre Tochter nicht für einen Mann ihrer Zeit gebildet hätten; sie müßte notwendig die Denkart ihres Gatten annehmen oder ihm die ihrige beibringen: das erstere hätten sie ihr unmöglich gemacht durch die Art, wie sie sie erzogen hätten, das zweite aber wäre gerade, was sie beabsichtigte. „Gebet mir," sagte sie, „einen Mann, der von meinen Grundsätzen durchdrungen oder den ich zu denselben bewegen kann, und ich werde ihn heiraten: bis dahin zankt nicht mit mir, sondern beklagt mich. Ich bin unglücklich, aber nicht närrisch. Hängt denn das Herz vom Willen ab? Hat mein Vater es nicht selbst gesagt? Ist es meine Schuld, wenn ich liebe, was nicht existiert? Ich bin keine Träumerin; ich will keinen Prinzen, ich suche nicht Telemach, ich weiß, daß er nur eine Dichtung ist: ich suche einen Mann, der ihm gleiche, und warum sollte dieser Mann nicht existieren, da ich existiere, die ein dem seinigen so ähnliches Herz in sich fühlt? Nein, laßt uns die Menschheit nicht so sehr beschimpfen; denken wir nicht, daß ein liebenswerter und tugendhafter Mann nur ein Wahnbild sei. Er existiert, er lebt, er sucht mich vielleicht; er sucht eine Seele, die ihn zu lieben verstehe. Aber wer ist er? Wo ist er? Ich weiß es nicht: es ist keiner der Männer, die ich gesehen habe; wahrscheinlich auch keiner von denjenigen, die ich sehen werde. O Mutter, warum hast du mir die Tugend allzu liebenswert gemacht? Wenn ich nur sie lieben kann, so ist der Fehler mehr an dir als an mir."

169. Soll ich diese traurige Erzählung bis zur Katastrophe fortführen? Soll ich die langen Kämpfe, die ihr vorausgingen, berichten? Soll ich die Ungeduld einer Mutter beschreiben, welche ihre anfänglichen Liebkosungen in Strenge verwandelt? Soll ich den Zorn eines Vaters schildern, welcher seine früheren Versprechungen vergißt und das tugendhafteste Mädchen als eine Närrin behandelt? Soll ich endlich die Unglückliche selbst schildern, welche ihrem Wahnbilde noch treuer anhängt, seit sie seinetwegen Verfolgungen zu erdulden hat, welche langsamen Schrittes dem Tode entgegengeht und in dem Augenblicke, wo man sie zum Altare zu schleppen glaubt, ins Grab hinuntersinkt? Nein, weg mit diesen traurigen Bildern. Ich brauche nicht so weit zu gehen, um an einem, wie mir dünkt, hinreichend schlagenden Beispiel zu zeigen, daß trotz den aus den Sitten unserer Zeit entspringenden Vorurteilen die Begeisterung für das Sittliche und Schöne den Weibern ebenso wenig fremd ist wie den Männern und daß unter der Leitung der Natur bei ihnen alles ebenso gut zu erreichen ist wie bei uns.

170. Man unterbricht mich hier und fragt, ob denn die Natur es verlangt, daß wir so viele Mühsale über uns nehmen, um mäßige

Begierden zu unterdrücken. Ich antworte „nein;“ aber ich behaupte auch, daß nicht die Natur uns so viele unmäßige Begierden eingiebt. Nun ist aber alles, was nicht von ihr ist, gegen sie; ich habe das schon tausendmal bewiesen.

171. Geben wir unserem Emil seine Sophie; richten wir dieses liebenswürdige Mädchen wieder auf, um ihm eine weniger lebhafte Einbildung und ein glücklicheres Los zu geben. Ich wollte ein gewöhnliches Weib darstellen; aber in meinem Bestreben, ihr eine erhabene Seele zu geben, habe ich ihre Vernunft verwirrt: ich bin selbst auf Abwege geraten.*) Kehren wir um. Sophie hat nur eine gute Gemütsanlage in einer gewöhnlichen Seele; alles, was sie vor den anderen Weibern voraus hat, ist die Wirkung ihrer Erziehung.

---

172. Ich habe mir in diesem Buche vorgenommen, alles zu sagen, was möglicherweise geschehen konnte, und jedem die Wahl zu lassen, was ich etwa Brauchbares gesagt haben könnte, für sich zu nehmen, wenn es für ihn paßte. Von Anfang an war es meine Absicht, die Gefährtin Emils von frühe auf zu bilden und beide für und mit einander zu erziehen. Als ich aber darüber nachdachte, fand ich, daß alle diese zu frühzeitigen Vorkehrungen unzweckmäßig und daß es widersinnig sei, zwei Kinder für einander zu bestimmen, bevor man erkennen konnte, ob diese Vereinigung den Absichten der Natur entspreche und ob sich die für eine solche Verbindung passenden Beziehungen**) zwischen ihnen finden würden. Man muß das, was dem Zustand der Wildheit natürlich ist, nicht verwechseln mit dem, was dem bürgerlichen Zustand natürlich ist.***) Im ersteren schicken sich alle Weiber zu allen Männern, weil beide erst nur die anfängliche und gemeinsame Art haben; im zweiten ist jeder Zug durch die gesellschaftlichen Einrichtungen entwickelt, jeder Geist hat seine eigene bestimmte Form erhalten, nicht durch die Erziehung allein, sondern von dem gut oder übel geleiteten Zusammentreffen des Natürlichen und der Erziehung, und so kann man sie nur noch auf diese Weise zu einander bringen, daß man sie einander gegenüberstellt, um zu sehen, ob sie in jeder Beziehung für einander passen, oder wenigstens diejenige Wahl vorzuziehen, welche die meisten gegenseitigen Beziehungspunkte gewährt.

---

*) Formey, der diese Partie ziemlich wohlwollend bespricht, hat für R.s „Verirrung“ kein Verständnis.

**) § 149 ff.

***) Diese Stelle wie IV § 162 ist für die Auffassung des Erziehungsideals bei R. von erster Bedeutung. Nur die Betrachtung dieser Stellen giebt die richtige Meinung der bekannten, aber oft einseitig interpretierten §§ 26 ff. des 1. Buches.

173. Der Übelstand beruht darin, daß während der Entwickelung der Charaktere der gesellige Zustand die Stände scheidet, und daß, da diese beiden Bestimmungen einander durchaus nicht decken, man die Charaktere umsomehr vermengt, je mehr man die Lebensbedingungen trennt. Daher die Mißheiraten und alle Unordnungen, die daraus entspringen; eine unabweisbare Folgerung ergiebt, daß, je mehr man sich von der Gleichheit entfernt, umsomehr die natürlichen Anschauungen sich ändern; je größer der Abstand zwischen den Großen und den Niedrigen wird, umsomehr lockert sich das eheliche Band; je mehr es Reiche und Arme giebt, umsoweniger giebt es Väter und Ehemänner. Weder Herr noch Knecht haben noch eine Familie; jeder sieht nur auf seinen Stand.

174. Will man den Mißbräuchen zuvorkommen und glückliche Ehen stiften, so ersticke man die Vorurteile, vergesse die menschlichen Einrichtungen und berate die Natur. Man vereinige nicht Leute, die nur in einer bestimmten Lebenslage zu einander passen und, wenn diese sich einmal ändert, nicht mehr zu einander passen werden; man vereinige diejenigen, welche für einander passen werden, in welcher Lage sie sich auch befinden, welches Land sie bewohnen und in welche Stellung sie auch geraten mögen. Ich sage nicht, daß die durch das Herkommen geschaffenen Beziehungen in der Ehe gleichgültig seien; aber ich behaupte, daß dieser Einfluß durch das Gewicht der natürlichen Beziehungen so sehr überwogen wird, daß dieses allein über das Lebenslos entscheidet und daß es Übereinstimmungen in Neigung, Gemütsart, Ansichten und Charakteren giebt, welche einen vernünftigen Vater, und wäre er Fürst oder Monarch, veranlassen müßten, seinem Sohne ohne Bedenken das Mädchen zu geben, das in allen diesen Beziehungen zu ihm passen würde, und stammte es auch aus einer unehrbaren Familie, wäre es selbst die Tochter des Henkers. Ja, ich behaupte, wenn alles denkbare Unglück auf zwei recht vereinte Gatten hereinbräche, sie werden dennoch in ihren gemeinsamen Thränen ein wahreres Glück genießen, als alles Erdenglück ihnen geben könnte, wenn es vergiftet wäre durch den Zwiespalt ihrer Herzen.

175. Anstatt also meinem Emil gleich in seiner Kindheit eine Gattin zu bestimmen, habe ich gewartet, bis ich eine für ihn passende kennen lernen würde. Nicht ich treffe diese Bestimmung, sondern die Natur; meine Aufgabe ist es, die Wahl zu erkennen, die sie getroffen hat: ich sage *meine* Aufgabe, nicht die seines Vaters; denn, indem er mir seinen Sohn anvertraut, räumt er mir seinen Platz ein, er setzt mein Recht an die Stelle des seinigen; *ich* bin der wahre Vater Emils, *ich* habe ihn zum Menschen gemacht. Ich würde es abgelehnt haben, ihn zu erziehen, wäre es nicht in meine Befugnisse gestellt worden, ihn zu verheiraten nach seiner Wahl d. h. nach der meinigen. Nur die Wonne, einen Glücklichen zu machen, kann für die Mühe entschädigen, einen Menschen so weit zu bringen, daß er glücklich werden kann.

176. Man glaube aber auch nicht, daß ich mit der Wahl von Emils Gattin so lange gewartet, bis ich ihn selbst auf den Weg gebracht hätte, sie zu suchen. Diese angeblichen Nachforschungen sind nur ein Vorwand, um ihn die Weiber kennen zu lehren, damit er den Wert derjenigen fühle, die für ihn paßt. Sophie ist schon lange gefunden: vielleicht hat Emil sie schon gesehen; aber er wird sie erst entdecken, wenn es Zeit ist.

177. Wenn auch eine gleiche Lebenslage für die Ehe nicht notwendig ist, so giebt sie doch in Verbindung mit den übrigen Übereinstimmungspunkten diesen einen größeren Wert; sie läßt sich mit keinem von ihnen in Vergleich setzen, aber sie giebt den Ausschlag, wenn alles Übrige gleich ist.

178. Ein Mann, wenn er nicht etwa Monarch ist, kann nicht in allen Ständen eine Frau suchen; Vorurteile, die er selbst vielleicht nicht hat, findet er an den anderen, und manches Mädchen würde sich wohl für ihn schicken, ohne daß er es darum auch erhalten könnte. Es giebt also Regeln der Klugheit, welche einem einsichtigen Vater in seinem Nachforschen Schranken ziehen müssen. Er muß seinen Schutzbefohlenen nicht über seinem Stande unterbringen wollen; denn das hängt nicht von ihm ab. Könnte er es auch, so müßte er es dennoch nicht thun wollen; denn was soll der Stand einem jungen Menschen, dem meinigen wenigstens? Und dennoch setzt er sich, wenn er höher hinaufsteigt, tausend wirklichen Übeln aus, die er sein ganzes Leben hindurch empfinden wird. Ich meine sogar, er solle nicht Güter verschiedener Art wie vornehme Abkunft und Geld gegen einander ausgleichen wollen, weil jedes von beiden dem anderen weniger Wert hinzugiebt, als es von ihm Einbuße erleidet, weil man überdies sich nie über die gemeinsame Schätzung vereinigt und weil endlich der Vorzug, den jeder Teil dem, was er eingebracht hat, beilegt, Zwietracht zwischen den beiden Familien und oft zwischen den beiden Gatten stiftet.

179. Es begründet ferner einen großen Unterschied für die Ordnung in der Ehe, ob der Mann eine Verbindung über oder unter seinem Stande eingehe. Der erste Fall widerspricht geradezu der Vernunft; der zweite ist ihr angemessener: da die Familie mit der Gesellschaft nur durch ihr Oberhaupt zusammenhängt, so bestimmt der Stand dieses letzteren den der ganzen Familie. Wenn er in einer niedrigeren Gesellschaftsstufe sich verbindet, so steigt er nicht etwa herab, sondern er hebt seine Gattin herauf; wenn er dagegen eine Frau über seinem Stande nimmt, so erniedrigt er sie, ohne selbst höher zu steigen: so stellt sich also im ersteren Fall ein Vorteil ohne Schaden, im zweiten ein Schaden ohne Vorteil heraus. Überdies ist es in der Ordnung der Natur, daß das Weib dem Manne gehorche. Wenn er sie also in einem niedrigeren Stande wählt, so stimmen die natürliche und die gesellschaftliche Ordnung

zusammen, und alles geht gut. Das Gegenteil tritt ein, wenn der Mann sich über seinem Stande verbindet und sich vor die Wahl stellt, gegen sein Recht oder seine Dankbarkeit zu handeln und undankbar zu sein oder mißachtet zu werden. Dann trachtet die Frau nach der Herrschaft und macht sich zur Gebieterin ihres Oberhauptes; der Herr aber wird Sklave und fühlt sich als das lächerlichste und elendeste aller Geschöpfe. In dieser Lage befinden sich jene unglücklichen Günstlinge, welche die Könige Asiens durch Verbindungen mit sich ehren und quälen und die, wie man sagt, wenn sie bei ihren Frauen schlafen wollen, nur am Fußende in das Bett zu steigen wagen.*)

180. Ich erwarte, daß viele Leser sich daran erinnern werden, daß ich der Frau eine natürliche Befähigung gebe, den Mann zu leiten, und mich hier eines Widerspruchs zeihen werden: sie täuschen sich dennoch. Es ist ein großer Unterschied, ob man sich das Recht zu befehlen anmaßt oder ob man denjenigen leitet, der befiehlt. Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmut, der List und Gefälligkeit; ihre Befehle sind Liebkosungen, ihre Drohungen sind Thränen. Sie soll im Hause regieren wie der Minister im Staate, indem sie sich befehlen läßt, was sie thun will. In dieser Beziehung steht es fest, daß die besten Haushaltungen diejenigen sind, wo die Frau das meiste Ansehen genießt. Aber wenn sie die Stimme des Oberhauptes verkennt, wenn sie seine Rechte sich anmaßen und selbst befehlen will, so entspringt aus einer solchen Mißordnung nur Elend, Ärgernis und Schande.

181. So bleibt denn die Wahl unter Frauen seines oder eines niedrigeren Standes, und ich glaube, daß man auch hinsichtlich dieser letzteren noch einige Einschränkungen machen muß; denn es ist schwer, in der Hefe des Volkes eine Gattin zu finden, welche das Glück eines ehrbaren Mannes zu begründen fähig wäre: nicht als ob man lasterhafter wäre in den letzten Ständen als in den ersten, sondern weil man in jenen wenig Begriff vom Schönen und Ehrbaren hat und weil infolge der Ungerechtigkeit der anderen Stände dieser selbst in seinen eigenen Lastern nur eine Sache der Gerechtigkeit erblickt.

182. Von Natur denkt der Mensch eigentlich kaum. Das Denken ist eine Kunst, welche er lernt, wie alle anderen und selbst noch mit mehr Mühe. Ich kenne für beide Geschlechter nur zwei wirklich unterschiedene Klassen, die der Denkenden und die der nicht Denkenden, und dieser Unterschied kommt fast allein von der Erziehung her. Ein Mensch aus der ersten dieser zwei Klassen soll sich nicht in der anderen eine Gefährtin suchen; denn der größte gesellschaftliche Reiz fehlt seiner Gesell-

---

*) Vgl. Congreve's Double Dealer (1694) III, 5: „Denn in dieser Nacht schleicht er an dem Fußende ins Bett wie ein geprellter Pascha, der eine Verwandte des Großherrn geheiratet hat."

schaft, wenn er, obwohl er eine Frau hat, genötigt ist, allein zu denken. Die Leute, welche ihr ganzes Leben einzig auf die Arbeit verwenden, um zu leben, haben keinen anderen Gedanken als den an ihre Arbeit oder ihren Vorteil, und ihr ganzer Geist scheint in ihren Armen zu liegen. Diese Unwissenheit schadet weder der Rechtschaffenheit noch der Sittlichkeit; oft dient sie ihnen sogar: oft findet man sich mit seinen Pflichten ab, indem man lang darüber nachdenkt, und setzt an stelle der Sachen leere Worte. Das Gewissen ist der aufgeklärteste der Philosophen: man braucht Cicero's Buch über die Pflichten nicht zu kennen, um ein rechter Mann zu sein, und die allerehrbarste Frau weiß vielleicht am wenigsten, was Ehrbarkeit ist. Aber es ist nichts desto weniger wahr, daß Bildung des Geistes allein den Verkehr angenehm macht, und es ist ein trauriges Ding für einen Familienvater, der sich in seinem Hause gefällt, wenn er genötigt ist, in seiner eigenen Familie sich in sich selbst zu verschließen und mit niemanden sich aussprechen zu können.

183. Wie soll überdies eine Frau, welche gar nicht gewöhnt ist nachzudenken, ihre Kinder erziehen? Wie wird sie unterscheiden, was sich für sie paßt? Wie wird sie sie geneigt machen für die Tugenden, welche sie nicht kennt, für Vorzüge, von denen sie keinen Begriff hat? Sie wird ihnen nur zu schmeicheln oder zu drohen wissen, sie nur unverschämt oder furchtsam machen; sie wird gezierte Affen oder tollköpfige Rangen aus ihnen machen, nie aber feinsinnige oder liebenswürdige Kinder.

184. Für einen Mann, der Erziehung hat, ziemt es sich also nicht, eine Frau zu nehmen, die keine hat, folglich auch nicht aus einem Stande, in dem man keine haben kann. Aber ich möchte noch hundertmal lieber ein einfaches, bäurisch erzogenes Mädchen als eine Gelehrte, einen Schöngeist, der in meinem Hause einen litterarischen Richterstuhl aufschlüge und sich als Präsidentin darauf setzte. Eine schöngeistige Frau ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, ja der ganzen Welt. Von der erhabenen Höhe ihres schönen Geistes herab mißachtet sie alle ihre weiblichen Pflichten und macht sich immer erst zum Manne auf Art des Fräuleins de Lenclos.*) Außer dem Hause ist sie immer lächerlich und einer gerechten Kritik ausgesetzt; denn das ist man immer, sobald man aus dem Stande heraustritt und für den Stand, den man ergreifen will, nicht gemacht ist. Alle diese hochgeistigen Frauen machen immer nur Eindruck auf die Narren. Man kennt ja den Künstler oder den Freund wohl, der die Feder oder den Pinsel führt, wenn sie arbeiten. Man kennt den verschwiegenen Gelehrten, der ihnen im Geheimen ihre Orakel eingiebt. Diese ganze Spiegelfechterei ist einer ehrbaren Frau unwürdig. Hätte sie wirkliche Fähigkeiten, so würde sie dieselben durch ihren Ehrgeiz herunterdrücken. Ihre

*) § 104.

Ehre ist es nicht, gekannt zu sein; ihr Stolz liegt in der Achtung ihres Gatten; das Glück ihrer Familie ist ihre Freude. Ich berufe mich auf meine Leser selbst und ihre Aufrichtigkeit. Was giebt euch eine bessere Meinung von einer Frau, wenn ihr in das Gemach derselben eintretet, was flößt euch mehr Achtung ihr gegenüber ein: wenn ihr sie beschäftigt findet mit den Arbeiten ihres Geschlechtes, mit den Sorgen ihrer Haushaltung, mitten unter den Kleidern ihrer Kinder? oder wenn ihr sie an ihrer Toilette trefft, Verse schreibend, umgeben von Broschüren aller Art und kleinen Briefchen in allen Farben? Jedes gelehrte Mädchen wird Mädchen bleiben ihr ganzes Leben hindurch, wenn es einmal auf Erden nur noch vernünftige Männer giebt:

Quaeris cur nolim te ducere, Galla? diserta es.*)

185. Nach diesen Erwägungen betrachten wir ihre äußere Erscheinung; sie fällt zuerst in die Augen und sollte zuletzt in Betracht gezogen werden, doch soll man sie auch nicht für nichts halten. Große Schönheit sollte man nach meiner Ansicht bei der Verheiratung vielmehr fliehen als aufsuchen. Die Schönheit nützt sich bald ab im Gebrauche; nach sechs Wochen gilt sie nichts mehr für den Besitzer, ihre Gefahren aber dauern so lange als sie selbst. Wenn eine schöne Frau kein Engel ist, so ist ihr Gatte der unglückseligste Mann, und wäre er auch ein Engel, wie könnte sie verhüten, daß er nicht fortwährend von Feinden umgeben sei? Wäre die größte Häßlichkeit nicht abstoßend, ich würde sie der höchsten Schönheit vorziehen: denn nach kurzer Zeit sind beide für den Gatten gleichgültig, die Schönheit wird aber dann unbequem, die Häßlichkeit ein Vorteil; doch die Häßlichkeit, welche Ekel hervorruft, ist das größte Unglück; diese Empfindung verwischt sich nicht etwa, sondern nimmt unaufhörlich zu und verwandelt sich in Haß. Eine solche Ehe ist eine Hölle; besser der Tod als eine solche Verbindung.

186. Man trachte in allem nach dem Mittelweg, ohne selbst die Schönheit auszunehmen. Eine angenehme und gefällige Erscheinung, welche nicht Liebe, sondern Wohlwollen einflößt, ist immer vorzuziehen; sie ist für den Gatten unbedenklich, und der Vorteil davon kommt beiden Teilen zu statten. Die Anmut nutzt sich nicht ab wie die Schönheit; sie hat Lebenskraft, sie erneut sich immer, und nach dreißigjähriger Ehe gefällt eine ehrbare, anmutige Frau ihrem Gatten wie am ersten Tage.

187. Diese Betrachtungen haben mich in der Wahl Sophiens bestimmt. In der Schule der Natur aufgezogen wie Emil, ist sie für ihn mehr geschaffen als irgendein anderes Mädchen; sie wird das Weib des Mannes sein.**) Sie steht ihm gleich an Geburt und persönlichen

*) Martial. XI. 20:
„Galla, warum deine Hand ich verschmähe? Du redest zu witzig.

**) Vgl. § 124.

Vorzügen; an Glücksgütern steht sie unter ihm. Sie bezaubert nicht beim ersten Anblick; aber sie gefällt jeden Tag mehr. Ihr größter Reiz macht sich nur nach und nach fühlbar; er entfaltet sich nur im vertrauteren Umgang, und ihr Gemahl wird ihn mehr empfinden als irgendjemand; ihre Bildung ist nicht glänzend, aber auch nicht vernachlässigt; sie hat Geschmack ohne Düftelei, Talente ohne Kunst, Urteil ohne Kenntnisse. Ihr Geist ist nicht gelehrt, aber er ist für das Lernen gebildet; er ist ein wohlbebautes Land, welches nur das Samenkorn erwartet, um Früchte zu bringen. Sie hat nie andere Bücher gelesen, als den Barrême*) und den Telemach, der ihr durch Zufall in die Hände gefallen ist; aber sollte ein Mädchen, das fähig ist, für Telemach zu erglühen, ein gefühlloses Herz und einen unempfänglichen Geist haben? Wie liebenswert ist ihre Unwissenheit! Glücklich, wer ihr Lehrer sein darf! Sie wird nicht der Lehrmeister ihres Gatten sein, sondern seine Schülerin; nicht ihrem Geschmack will sie ihn unterwerfen, nein, sie will den seinigen annehmen. Sie wird ihm mehr wert sein, als wenn sie gelehrt wäre; er wird das Vergnügen haben, ihr alles zu lehren. Endlich ist es Zeit, daß sie sich sehen; suchen wir, sie einander näher zu bringen.

188. Traurig und in Gedanken versunken verlassen wir Paris.**) Dieser geschwätzige Ort übt keine Anziehung auf uns aus. Emil wirft einen verächtlichen Blick auf die große Stadt zurück und sagt verdrießlich: Wie viele Tage haben wir mit fruchtlosem Suchen verloren! O, hier weilt die Gattin meines Herzens nicht: mein Freund, du wußtest es wohl; aber meine Zeit ist dir gleichgültig und meine Qualen rühren dich wenig. — Ich sehe ihn festen Blickes an und sage ohne Erregung: Emil, glaubst du, was du da sagst? — Sofort wirft er sich voll Beschämung an meinen Hals und preßt mich an sein Herz, ohne ein Wort zu sagen. Das ist immer seine Antwort, wenn er unrecht hat.

189. So ziehen wir denn durch das Land wie rechte fahrende Ritter, aber nicht auf Abenteuer ausgehend: wir gehen ihnen vielmehr aus dem Wege, indem wir Paris verlassen; doch ahmen wir ihre ziellosen und ungleichen Fahrten so ziemlich nach, bald eilend über Hals und Kopf, bald nur langsam weiterwandernd. Wer meinem Verfahren recht gefolgt ist, wird den Sinn desselben endlich erfaßt haben: ich kann mir auch nicht denken, daß einer meiner Leser noch so sehr durch den herrschenden Gebrauch befangen wäre, um anzunehmen, wir schliefen

*) Bertrand François Barrême, geb. um 1630 zu Lyon, gest. 1703 zu Paris, bekannter arithmetischer Schriftsteller. Oben ist seine Schrift L'arithmétique ou le livre facile pour apprendre l'arithmétique soi-même. Paris 1677" (und später in vielen Auflagen) gemeint. Barrêmes nennt man noch heute in Frankreich gewisse Rechentabellen.

**) Damit wird an IV § 502 („Lebe denn wohl, Paris, berühmte, geräuschvolle Stadt") wieder angeknüpft.

beide in einer wohlverschlossenen Postchaise und führen weiter, ohne etwas zu sehen oder zu beobachten, indem wir die Frist zwischen der Abfahrt und der Ankunst einfach ausstrichen und in der Schnelligkeit unserer Fahrt die Zeit verlören, um Zeit zu sparen.

190. Die Menschen sagen, das Leben sei kurz; ich sehe auch, daß sie es darauf absehen, es kurz zu machen. Sie wissen es nicht anzuwenden und beklagen sich über die Flüchtigkeit der Zeit, und ich sehe doch, daß sie ihnen zu langsam verfließt.*) Ihr Ziel erfüllt sie immer so, daß sie den Zwischenraum, der sie von ihm trennt, mit Unwillen betrachten: dem einen sollte es schon morgen sein; der andere möchte schon im nächsten Monat, ein dritter schon zehn Jahre weiter sein, keiner will heute leben, keiner ist mit der gegenwärtigen Stunde zufrieden, allen geht sie zu langsam vorbei. Wenn sie sich beklagen, daß die Zeit zu schnell verfließe, so lügen sie; sie würden sich gern die Macht erkaufen, sie zu beschleunigen. Sie würden gerne ihr Vermögen daran setzen, ihr ganzes Leben aufzubrauchen, und vielleicht keinen einzigen giebt es, der nicht seine Jahre auf sehr wenige Stunden verkürzt hätte, wäre es in seiner Hand gelegen, seiner Langweile die Stunden, die ihm lästig wären, und seiner Ungeduld diejenigen, die ihn von dem herbeigesehnten Augenblicke trennten, aufzuopfern. Mancher bringt die Hälfte seines Lebens damit zu, von Paris nach Versailles und von Versailles nach Paris, von der Stadt aufs Land, vom Lande in die Stadt und von einem Viertel ins andere zu ziehen, und wäre doch sehr in Verlegenheit, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, wenn er nicht das Geheimnis besäße, sie auf diese Weise zu verlieren; ja, er verläßt absichtlich seine Geschäfte, um sich damit zu beschäftigen, sie wieder aufzusuchen: er glaubt die Zeit zu gewinnen, die er mehr darauf verwendet und mit der er sonst nichts anzufangen wüßte, oder umgekehrt, er läuft wohl, um zu laufen, und kömmt mit der Post daher ohne eine andere Absicht, als ebenso wieder heimzukehren. O Menschen, wann werdet ihr aufhören, die Natur zu verleumden? Was beklagt ihr euch, daß das Leben zu kurz sei, da es euch immer noch nicht kurz genug ist? Wenn es einen einzigen unter euch giebt, der seine Begierden so zu zügeln weiß, daß er nie wünscht, die Zeit möge entfliehen, der wird sie nie für zu kurz halten. Leben und genießen werden für ihn eines sein, und sollte er auch jung sterben, er wird Zeit genug genossen haben in seinem Leben.**)

---

*) Die Kürze der Zeit bildet eines der Themata, die in der Litteratur jener Zeit immer wieder behandelt werden. Man vgl. Voltaire L'Ingénu ch. 2, wo von dem Huronen gesagt ist: „Er hatte nicht die Art unserer feinen Welt, die im müßigen Bette liegt, bis die Sonne die Hälfte ihres Laufs vollendet hat, die nicht schlafen und nicht aufwachen kann, die so viele kostbare Stunden in diesem Mittelzustande zwischen Leben und Tod verliert und sich noch beklagt, daß das Leben kurz ist.“

**) Vergl. I § 32.

191. Böte meine Erziehungsart auch nur diesen Vorteil, so müßte man sie schon darum jeder anderen vorziehen. Ich habe meinen Emil nicht zum Ersehnen und Warten, sondern zum Genießen erzogen, und wenn er seine Wünsche über die Gegenwart hinaus erstreckt, so geschieht es nicht mit einem so ungestümen Eifer, daß die Langsamkeit der Zeit ihm lästig fallen könnte. Er genießt nicht bloß die Lust der Begierde, es ist auch ein Genuß für ihn, dem erstrebten Ziel entgegenzugehen; auch sind seine Leidenschaften so gemäßigt, daß er immer mehr in der Gegenwart lebt als in der Zukunft.

192. Wir reisen also nicht wie die Eilboten, sondern wie die Wanderer.*) Wir denken auch nicht bloß an den Anfangs- und Endpunkt der Reise, sondern an den Raum, der zwischen ihnen liegt. Das Reisen selbst ist ein Vergnügen für uns. Wenn wir reisen, bleiben wir nicht trübselig sitzen wie Gefangene in einem kleinen, wohlverschlossenen Käfig. Wir reisen nicht in weibischer Weichlichkeit und Unthätigkeit. Wir entziehen uns die frische Luft, den Anblick der Dinge, die uns umgeben, und die Bequemlichkeit, sie, wenn es uns gefällt, nach unserem Belieben zu betrachten, nicht. Emil ist nie in eine Postkutsche gestiegen und reist schwerlich auf der Post, wenn er nicht eilig ist. Aber wofür kann Emil je eilig sein? Nur für eines, den Genuß des Lebens. Vielleicht noch um Gutes zu thun, wenn er es kann? Nein; denn auch das ist Lebensgenuß.

193. Ich weiß nur eine Art des Reisens, die angenehmer wäre als das Reisen zu Pferd; das sind die Fußreisen. Man reist nach seiner eigenen Uhr, man hält an nach eigenem Gutdünken, man bewegt sich so viel und so wenig, als man will. Man betrachtet das ganze Land; man biegt rechts ab, man biegt links ab; man untersucht alles, was uns reizt; man verweilt an allen Aussichtspunkten.**) Bemerke ich einen Fluß, so ziehe ich dem Ufer entlang; einen buschigen Wald, so wandle ich in seinem Schatten; eine Grotte, so besichtige ich sie; einen Steinbruch, so sehe ich mir das Gestein an. Überall wo es mir gefällt, bleibe ich. Sobald ich mich langweile, gehe ich weiter. Ich bin weder von den Pferden noch vom Postillon abhängig. Ich brauche keine geplanten Straßen, keine bequemen Wege zu suchen; wo ein Mensch überhaupt durchkommen kann, da komme auch ich fort; ich sehe alles, was ein Mensch sehen kann, und da ich nur von mir selbst abhänge, so genieße ich die ganze Freiheit, die ein Mensch überhaupt genießen kann.

---

*) Eine ausführliche Abhandlung über das Reisen vom pädagogischen Standpunkte aus folgt § 346 ff. Hier handelt es sich (§ 191—195) von den Annehmlichkeiten des Fußwanderns.

**) Montaigne III, 9: „Das Reisen scheint mir eine ersprießliche Bewegung. — Ist es häßlich zur rechten, so schlage ich mich links. Habe ich etwas hinter mir gelassen, so kehre ich zurück; ich bleibe doch immer auf meinem Weg."

Hält mich schlechtes Wetter fest oder ergreift mich Langeweile, so nehme ich Pferde. Bin ich müde — — aber Emil wird kaum müde; denn er ist kräftig. Und warum sollte er sich müde gehen? Er ist ja nicht eilig. Wie kann es ihm langweilig werden, wenn er irgendwo verweilt? Er nimmt seinen Zeitvertreib überall mit sich. Er spricht bei einem Handwerksmeister vor und arbeitet,*) er setzt seine Arme in Bewegung, um seine Füße auszuruhen.

194. Wer zu Fuß reist, reist wie Thales, Plato und Pythagoras. Ich kann kaum begreifen, wie ein Philosoph sich entschließen kann, anders zu reisen und sich der Durchforschung der Reichtümer zu entziehen, auf welchen seine Füße wandeln und welche die Erde vor seinen Blicken entfaltet. Wenn jemand den Landbau einigermaßen schätzt, sollte er nicht die Erzeugnisse kennen lernen wollen, welche dem Klima der Gegend, die er durchzieht, eigentümlich sind, und die Art ihres Anbaus? Wenn jemand nur einigen Geschmack an der Naturgeschichte findet, sollte er sich entschließen, eine Landschaft zu durchziehen, ohne sie genauer zu betrachten; einen Fels, ohne ein Stück abzuschlagen; Berge, ohne Pflanzen darauf zu sammeln, und Steine, ohne Fossilien darin zu suchen? Euere Salonphilosophen studieren die Naturgeschichte in den Kabinetten; sie haben recht zierliche Sächelchen, sie wissen Namen, haben aber keinen Begriff von der Natur. Emils Kabinett dagegen ist reicher als die der Könige; dies Kabinett ist die ganze Erde. Da ist alles an seinem Platze; der Naturforscher, der es besorgt, hat das Ganze in der schönsten Ordnung ausgelegt: Daubenton könnte es nicht besser machen.**)

195. Wie viele mannigfaltige Genüsse vereinigt diese angenehme Art zu reisen! der Stärkung der Gesundheit und der Erheiterung des Gemüts nicht zu gedenken. Ich habe immer beobachtet, daß Leute, welche in guten und recht sanft gehenden Wagen reisten, träumerisch, trübselig, mürrisch oder leidend waren, die Fußgänger dagegen immer fröhlich, leichten Sinnes und mit allem zufrieden. Welch angenehmes Gefühl, wenn man dem Nachtquartier entgegengeht! Wie schmeckt ein derbes Mahl so gut! Mit welcher Lust setzt man sich zu Tische! Wie schläft man in einem schlechten Bett so gut! Wenn man nur ans Ziel kommen will, kann man in der Postkutsche fahren; aber wenn man reisen will, muß man zu Fuße gehen.

196. Wenn Sophie nicht vergessen ist, bevor wir fünfzig Stunden gereist sind nach der Art, wie ich es meine, so muß ich nicht besonders geschickt gewesen sein oder Emil muß sehr wenig Neugierde besitzen; denn

---

*) III § 155.

**) Louis Jean Marie Daubenton war Arbeitsgenosse Buffon's, der ihn zum Vorsteher des Naturalienkabinetts in Paris machte, das er aufs musterhafteste einrichtete.

bei so vielen grundlegenden Kenntnissen ist schwerlich anzunehmen, daß er nicht versucht sein sollte, sich andere dazu zu erwerben. Die Neugierde bemißt sich immer nur nach den Kenntnissen; Emil weiß gerade genug, um lernen zu wollen.

197. Indessen kommen wir von einem Gegenstand zum andern und gelangen immer weiter in unserer Reise. Für unsere erste Fahrt habe ich das Ziel weit gesteckt; der Grund liegt auf der Hand: wenn man Paris verläßt, muß man eine Frau in der Ferne suchen.

198. Eines Tages, nachdem wir uns mehr als gewöhnlich in Thälern und Höhen verirrt, wo man keinen Weg mehr entdeckt, finden wir uns auf den unsrigen nicht mehr zurück. Das verschlägt uns wenig; unsere Wege sind alle gut, wenn man nur an ein Ziel gelangt: irgendwo aber muß man ankommen, wenn man Hunger hat. Glücklicherweise finden wir einen Landmann, der uns in seine Hütte führt; wir essen sein kärgliches Mahl mit großem Appetit. Wie er uns so abgemattet und ausgehungert sieht, sagt er: „Hätte euch der gute Gott auf die andere Seite des Hügels geführt, so wäret ihr besser aufgenommen worden — — ihr hättet ein Haus des Friedens gefunden — so wohlthätige, so gute Leute! — Sie meinen es nicht besser als ich; aber sie sind reicher, obwohl man sagt, sie seien es einstens mehr gewesen.*) — — Es geht ihnen, Gott Lob, nichts ab, und was ihnen bleibt, kommt der ganzen Gegend zu gut."

199. Bei dem Worte „gute Leute" wird es dem guten Emil weit ums Herz. „Lieber Freund," sagt er, indem er mich ansieht, „gehen wir in jenes Haus, dessen Bewohner die Nachbarschaft segnet; ich möchte sie so gerne sehen: vielleicht würde es auch sie freuen, uns zu sehen. Ich bin versichert, sie werden uns gut aufnehmen: werden sie uns, so werden wir auch ihnen Gesellschaft leisten."

200. Wir lassen uns das Haus genau bezeichnen, brechen auf und irren in den Wäldern umher: ein starker Regen überfällt uns auf dem Wege; er hält uns auf, aber hält uns nicht ab. Endlich finden wir uns wieder zurecht; am Abend kommen wir in dem bezeichneten Hause an. In dem Flecken, der es umgiebt, fällt nur dies einzige, wenn auch einfache Haus einigermaßen in die Augen; wir zeigen uns und bitten um gastliche Aufnahme: man weist uns an den Hausherrn; er frägt uns aus, jedoch höflich: ohne ihm den Grund unserer Reise anzugeben, berichten wir, wie wir auf diesen Abweg gekommen sind. Er hat aus den Zeiten seines früheren Wohlstandes die Leichtigkeit bewahrt, den Stand der Menschen aus ihren Manieren zu erkennen; wer in der großen Welt gelebt hat, täuscht sich selten in dieser Beziehung: auf diesen Geleitschein hin werden wir eingelassen.

---

*) § 153.

201. Man zeigt uns ein sehr kleines, aber reinliches und behagliches Gemach; man macht Feuer; wir finden Leinenzeug und Wäsche und was wir nur brauchen. „Ei," sagt Emil ganz überrascht, „man sollte meinen, wir wären erwartet worden. Wie sehr hatte jener Landmann recht! Welche Zuvorkommenheit und Güte, welche Vorsorge, und zwar für Unbekannte! Es kommt mir vor, als wäre ich in den Zeiten Homer's." „Sei dankbar für alles das," erwidere ich ihm, „aber erstaune dich nicht; wo die Fremden selten sind, sind sie überall willkommen; nichts macht so gastlich, als wenn man selten in der Lage ist, es zu sein; der Überfluß der Gäste richtet die Gastfreundschaft zugrunde. Zu Homer's Zeiten reiste man kaum; aber die Reisenden wurden überall gut aufgenommen. Wir sind vielleicht die einzigen Wanderer, welche man das ganze Jahr über hier gesehen hat." „Das thut nichts," versetzt er; „schon das ist ein Lob, daß man Gäste entbehren kann und sie doch immer gut empfängt."

202. Nachdem wir uns getrocknet und unseren Anzug in Ordnung gesetzt haben, suchen wir den Herren des Hauses auf; er stellt uns seiner Gattin vor; sie empfängt uns nicht bloß mit Höflichkeit, sondern mit Wohlwollen. Ihre Blicke thun Emil viele Ehre an. Eine Mutter in ihrer Lage sieht einen Mann in diesem Alter selten ohne Unruhe oder wenigstens Neugierde in ihr Haus eintreten.

203. Man läßt uns zuliebe das Abendessen früher auftragen. Beim Eintreten in das Speisezimmer sehen wir fünf Gedecke; wir setzen uns, aber ein Platz bleibt leer. Da tritt ein junges Mädchen ein, macht eine tiefe Verbeugung und setzt sich, ohne ein Wort zu sagen, bescheiden nieder. Emil ist mit seinem Hunger oder seinen Antworten beschäftigt; er grüßt sie, spricht und ißt weiter. Das Hauptziel seiner Reise liegt seinen Gedanken so fern, daß er sich selbst noch weit vom Ziel entfernt glaubt. Die Unterhaltung dreht sich um die Irrfahrt unserer Reisenden. Der Herr des Hauses sagt zu ihm: „Ich halte Sie für einen liebenswürdigen und vernünftigen jungen Mann, und so, meine ich, sind Sie und Ihr Erzieher müd und durchnäßt wie Telemach und Mentor auf die Insel der Calypso gekommen."*) „Es ist wahr," antwortet Emil, „wir finden hier die Gastlichkeit der Calypso." Sein Mentor fügt hinzu: „und die Reize der Eucharis."**) Aber Emil kennt nur die Odyssee, den Telemach hat er nicht gelesen; Eucharis ist ihm ganz unbekannt. Ich aber sehe, wie das junge Mädchen errötet bis unter die Augen, wie sie ihren Blick auf den Teller niederschlägt und nicht zu atmen wagt. Die Mutter bemerkt ihre Verlegenheit, winkt dem Vater und dieser lenkt das Gespräch auf andere Dinge. Er kommt auf seine Einsamkeit zu

---

*) Ein Schiffbruch treibt Telemach und Mentor an die Insel der Calypso (Fénel., Avent. de Télém. I. Anf.)

) S. oben § 167 und Anm. * z. d. St.

sprechen und verwickelt sich unvermerkt in die Erzählung der Ereignisse, die sie ihm aufgenötigt haben; er spricht von dem Unglück seines Lebens, der Standhaftigkeit seiner Gattin, dem Trost, den sie in ihrer Vereinigung gefunden haben, und dem ungestörten friedlichen Leben, welches sie in ihrer Zurückgezogenheit führen, sagt aber immer noch kein Wort von dem jungen Mädchen; alles das bildet eine angenehme, rührende Erzählung, die man nicht ohne Anteil hören kann. Emil hört vor Erregung und Rührung auf zu essen und will nur zuhören. An der Stelle endlich, wo der ehrenhafteste der Männer mit größerem Vergnügen von der Anhänglichkeit der würdigsten der Frauen redet, gerät der junge Wanderer außer sich, drückt die Hand des Gatten, welche er ergriffen hat, und faßt mit der andern die Hand der Frau, beugt sich voll Erregung auf sie nieder und begießt sie mit seinen Thränen. Die kindliche Lebhaftigkeit des jungen Mannes entzückt jedermann; die Tochter aber, welche dieses Zeichen seines guten Herzens lebhafter fühlt als irgendjemand, glaubt den durch das Leiden des Philoktet gerührten Telemach zu sehen.*) Verstohlen wendet sie ihre Blicke auf ihn, um sein Gesicht genauer zu betrachten; sie findet nichts, was ihre Vergleichung Lügen strafte. Sein ungezwungenes Wesen zeigt Freiheit ohne Anmaßung; sein Benehmen ist lebhaft, aber nicht vorschnell; seine Empfindsamkeit giebt ihm einen sanfteren Blick und einen ansprechenderen Ausdruck: da ihn das junge Mädchen weinen sieht, ist es nahe daran, ihre Thränen mit den seinigen zu vermischen. Aber eine geheime Scham hält sie selbst bei einem so schönen Vorwande zurück; sie macht sich schon einen Vorwurf aus den Thränen, die ihren Augen entströmen wollen, als wäre es unrecht, Thränen für die Seinigen zu vergießen.

204. Die Mutter, welche gleich vom Beginn des Nachtessens an sie unablässig beobachtet hatte, bemerkt ihre gezwungene Zurückhaltung und befreit sie davon, indem sie sie mit einem Auftrage hinausschickt. Einen Augenblick darauf kommt das Mädchen wieder herein, aber noch so wenig gefaßt, daß ihre Aufregung allen bemerkbar ist. Sanft sagt die Mutter zu ihr: „Sophie, fasse dich; wann willst du denn aufhören, über das Unglück deiner Eltern zu weinen? Nimm es dir nicht mehr zu Herzen als sie, deren Trost du bist.“

205. Bei dem Namen Sophie hätte man sehen können, wie ein Freudenschauer Emil durchlief. Betroffen von dem so teuren Namen, zuckt er plötzlich zusammen und wirft einen forschenden Blick auf die, die ihn zu tragen wagt. Sophie, Sophie, bist du es, die mein Herz sucht? Bist du es, die mein Herz liebt? Er betrachtet sie, er beschaut sie mit einer Art von Furcht und Mißtrauen. Es ist nicht gerade die

*) Fénel., Avent. de Télém., Anf. des 16. Buches, nachdem im 15. Philoktet dem Telemach seine Schicksale erzählt hatte.

Erscheinung, wie er sie sich ausgemalt hatte; er weiß nicht, ob die, die er vor Augen hat, über oder unter jener steht. Er prüft jeden Zug, er späht jede Bewegung, jede Gebärde aus; für alles findet er tausend verworrene Erklärungen; die Hälfte seines Lebens gäbe er darum, wenn sie nur ein einziges Wort spräche. Er sieht mich unruhig und verwirrt an; seine Augen schleudern mir zugleich hundert Fragen, hundert Vorwürfe entgegen. Mit jedem Blicke scheint er mir zu sagen: Führe mich, solange es noch Zeit ist; wenn mein Herz sich jetzt vergiebt und sich täuscht, so werde ich mich mein Leben lang nicht mehr davon erholen.

206. Emil weiß sich ein für alle Male nicht zu verstellen. Wie sollte er sich verstellen in der größten Aufregung, die er je erfahren wird, zwischen vier Zuschauern, die ihn scharf beobachten und von denen der scheinbar zerstreuteste in der That der aufmerksamste ist? Seine Aufregung entgeht den durchdringenden Blicken Sophiens nicht; Emils Blick zeigt ihr nur zu gut, daß sie diese Aufregung veranlaßt habe: sie sieht, daß diese Unruhe noch keine Liebe ist; gleichviel — er beschäftigt sich mit ihr, und das genügt; es wird ihr sehr schmerzlich sein, wenn er es ungestraft thun wird.

207. Die Mütter sehen so gut wie ihre Töchter und haben die Erfahrung noch obendrein. Sophiens Mutter lächelt über den Erfolg unserer Pläne. Sie liest in den Herzen der beiden jungen Leute; sie sieht, daß es Zeit ist, dem Herzen des neuen Telemach einen Ruhepunkt zu geben; sie veranlaßt ihre Tochter zu reden. Diese, mit ihrer natürlichen Sanftmut, antwortet in schüchternem Tone, der nur umsomehr Eindruck macht. Beim ersten Ton ihrer Stimme fühlt sich Emil überwältigt; es ist Sophie, er zweifelt nicht mehr. Und wäre sie es nicht, es wäre zu spät, sich wieder von ihr loszusagen.

208. Nun überströmen die Reize dieses bezaubernden Mädchens sein Herz; er beginnt das Gift, mit welchem sie ihn berauscht, in langen Zügen einzuschlürfen. Er spricht nicht, er antwortet nicht mehr; er sieht, er hört nur Sophie: sagt sie ein Wort, so öffnet er den Mund; schlägt sie die Augen nieder, so senkt auch er den Blick; sieht er sie atmen, so seufzt er; Sophiens Seele scheint in ihm zu leben. Wie ist die seinige in wenigen Augenblicken umgewandelt! Nun ist es nicht mehr an Sophie, zu beben, sondern an ihm. Weg ist Freiheit, Harmlosigkeit und Ungezwungenheit. Verwirrt, verlegen und schüchtern wagt er nicht mehr um sich zu blicken, um nicht zu sehen, wie man ihn beobachte. Er schämt sich, durchschaut zu werden, und möchte sich vor der ganzen Welt unsichtbar machen, um sich an ihrem Anblick zu sättigen, ohne beobachtet zu werden. Sophie dagegen macht seine Befangenheit sicher; sie sieht ihren Triumph und genießt ihn:

No'l mostra già, ben chè in suo cor ne rida.*)

209. Ihre Miene ist unverändert; aber trotz ihres bescheidenen Wesens und ihrer gesenkten Augen hüpft ihr zartes Herz vor Freude und sagt ihr, daß Telemach gefunden ist.

210. Wenn ich hier auf die vielleicht zu harmlose und einfache Geschichte ihrer unschuldigen Liebe eingehe, so wird man diese Einzelheiten als ein gehaltloses Spiel betrachten, aber mit Unrecht. Man erwägt nicht genug, welchen Einfluß die erste Verbindung eines Mannes mit einem Weibe auf den ganzen Verlauf des Lebens beider haben muß. Man sieht nicht ein, daß ein erster Eindruck so lebhaft wie der der Liebe oder der Neigung, welche ihre Stelle vertritt, lang andauernde Wirkungen hat, deren Verkettung in dem Fortschritt der Jahre nicht bemerkt wird, aber dennoch bis zum Tode wirksam bleibt. In den Abhandlungen über Erziehung giebt man uns nutzlose und pedantische Auslassungen über die eingebildeten Pflichten der Kinder, und man sagt uns kein Wort über den wichtigsten und schwierigsten Teil der ganzen Erziehung, nämlich über den Umschlag, der von der Kindheit ins Mannesalter führt. Wenn ich mit diesen Abhandlungen da und dort etwas Brauchbares geleistet habe, so wird es besonders dadurch geschehen sein, daß ich mich über diesen wichtigen Teil, den alle Anderen übergangen haben, sehr ausführlich verbreitet und bei diesem Unternehmen mich weder durch ein falsches Zartgefühl abhalten noch durch die Schwierigkeiten der Darstellung habe zurückschrecken lassen. Wenn ich gesagt, was zu geschehen hat, so habe ich gesagt, was zu sagen war; es kümmert mich sehr wenig, wenn ich einen Roman geschrieben habe. Der Roman der menschlichen Natur ist ein recht schöner Roman. Ist es meine Schuld, wenn er sich nur in diesem Buche findet? Es sollte die Geschichte der menschlichen Gattung sein: ihr, die ihr sie herabwürdigt, ihr macht aus meinem Buche einen Roman.

211. Eine andere Erwägung, welche der ersteren mehr Gewicht verleiht, ist die, daß es sich hier nicht um einen jungen Mann handelt, welcher von Kindheit an der Angst und Begehrlichkeit, dem Neid, dem Eigendünkel und allen Leidenschaften, welche als Werkzeuge der gewöhnlichen Erziehung gelten, überlassen war; daß es sich um einen jungen Mann handelt, der zum ersten Male Liebe, ja überhaupt irgendeine Leidenschaft empfindet; daß von dieser Leidenschaft, der einzigen vielleicht, welche er während seines ganzen Lebens lebhaft empfinden wird, die endgültige Gestaltung seines Charakters abhängt. Seine Denk- und Gefühlsart, seine Neigungen, welche durch eine dauernde Leidenschaft befestigt sind, werden nun eine Beständigkeit erwerben, welche ihnen nicht mehr gestattet, sich zu verändern.

---

*) Tasso, befreites Jerusalem IV, 33 (von Armida):
Noch zeigt sie's nicht, doch bebt ihr Herz in Freuden.

212. Man begreift, daß weder Emil noch ich die Nacht nach einem solchen Abend ganz mit Schlafen zubringen. Aber wie? soll die bloße Übereinstimmung des Namens auf einen vernünftigen Menschen eine so große Macht ausüben? Giebt es nur eine Sophie auf der Welt? Haben alle die gleiche Seele, wie sie den gleichen Namen haben? Sind alle für ihn bestimmt, die er sehen wird? Ist er thöricht genug, eine Leidenschaft zu fassen für eine Unbekannte, mit der er noch nie gesprochen hat? Warte doch, junger Mann; prüfe, beobachte. Du weißt ja noch nicht einmal, bei wem du bist, und wenn man dich hört, sollte man glauben, du seiest schon in deinem eigenen Hause.

213. Doch jetzt ist keine Zeit, Lehren zu geben, und diese Lehren sind nicht dazu angethan, Gehör zu finden. Sie flößen dem jungen Mann nur ein neues Interesse für Sophie ein, da er seine Neigung zu rechtfertigen wünscht. Dieses Zusammentreffen der Namen, diese ihm zufällig erscheinende Begegnung, ja selbst meine Zurückhaltung reizen nur seine Erregtheit; Sophie scheint ihm schon zu achtenswert, als daß er nicht auch meine Zuneigung für sie zu gewinnen sicher wäre.

214. Am anderen Morgen wird Emil, wie ich mir wohl denken kann, bei seiner schlechten Reisekleidung bedacht sein, in gewählterem Anzug zu erscheinen. Das bleibt auch nicht aus; mit Lächeln aber sehe ich, mit welcher Beflissenheit er sich der Wäsche des Hauses bedient. Ich durchschaue seine Gedanken; ich lese mit Vergnügen in ihnen, daß er es auf Rückerstattungen und Umtauschen abgesehen hat, um auf diesem Wege eine Art Verkehr anzubahnen, welcher ihn berechtigen sollte, Sendungen hieher zu machen und selbst wiederzukommen.

215. Ich hatte erwartet, Sophie auch ihrerseits ein wenig geputzter zu treffen; aber ich habe mich getäuscht. Diese gemeine Gefallsucht ist gut denen gegenüber, denen man nur gefallen will. Die Gefallsucht der wahren Liebe ist feiner; sie trachtet nach ganz Anderem. Sophie ist noch einfacher gekleidet als Tags zuvor, ja sogar nachlässiger, aber mit einer immerhin ängstlichen Reinlichkeit. Ich sehe in dieser Nachlässigkeit nur deshalb Koketterie, weil ich eine künstliche Berechnung dahinter sehe. Sophie weiß wohl, daß ein gewählterer Putz eine Erklärung ist; aber sie weiß nicht, daß ein vernachlässigterer Putz ebenfalls eine ist, denn er zeigt, daß man nicht damit zufrieden ist, durch den Putz zu gefallen, sondern daß man auch durch seine Erscheinung gefallen will. Ei, was liegt einem Liebenden daran, wie man gekleidet ist, wenn er nur sieht, daß man sich mit ihm beschäftigt? Sophie, ihrer Herrschaft schon sicher, beschränkt sich nicht darauf, Emils Augen mit ihren Reizen zu treffen, wenn sein Herz sie nicht suchen will: es genügt ihr nicht, daß er ihre Reize sehe; sie will, daß er sie voraussetze. Hat er nicht genug gesehen, daß er gezwungen wäre, das Übrige zu erraten?

216. Man darf annehmen, daß während unserer nächtlichen Unter-

haltung Sophie und ihre Mutter auch nicht stumm geblieben sind. Da sind Geständnisse entlockt und Belehrungen gegeben worden. Am folgenden Tage trifft man wohl vorbereitet wieder zusammen. Es sind noch nicht zwölf Stunden, seit unsere jungen Leute sich gesehen haben; sie haben sich noch kein einziges Wort gesagt, und schon sieht man, daß sie sich verstehen. Sie begegnen sich nicht in vertrauter Weise; er ist verlegen und schüchtern; sie sprechen nicht mit einander; ihre niedergeschlagenen Augen scheinen sich auszuweichen, und das schon ist ein Zeichen, daß sie sich verstehen: sie weichen sich aus, aber es geschieht im Einverständnis; schon fühlen sie das Bedürfnis des Geheimnisses, bevor sie sich ein Wort gesagt haben. Beim Weggehen erbitten wir uns die Erlaubnis, selbst wiederbringen zu dürfen, was wir fortnehmen. Emils Mund erbittet sich diese Erlaubnis vom Vater und von der Mutter, während seine unruhigen Blicke sich nach der Tochter wenden und sie noch inständiger bitten. Sophie sagt nichts und rührt sich nicht, sie scheint nichts zu sehen, nichts zu hören; aber sie errötet, und dieses Erröten ist eine noch bündigere Antwort als die der Eltern.

217. Man gestattet uns wiederzukommen, lädt uns aber nicht ein zu bleiben. Dies Benehmen ist angemessen: man giebt Wanderern, welche wegen eines Nachtquartiers in Verlegenheit sind, Herberge, aber es schickt sich nicht, daß ein Liebender im Hause seiner Geliebten über Nacht bleibe.

218. Kaum haben wir das verehrte Haus verlassen, so denkt Emil daran, uns in der Umgebung anzusiedeln; die nächste Hütte scheint ihm schon zu entfernt. Er möchte gleich im Schloßgraben übernachten. „Junger Unbedacht!“ sage ich mitleidigen Tons zu ihm, „wie, schon blendet dich die Leidenschaft! Schon siehst du weder auf Schicklichkeit noch auf Vernunft mehr! Unglücklicher! du glaubst zu lieben, und du willst deiner Geliebten Unehre bereiten! Was wird man dazu sagen, wenn man erfährt, daß ein junger Mann, welcher aus ihrem Hause kommt, in der Nachbarschaft übernachtet? Du sagst, du liebest sie! Ist es nun an dir, ihren Ruf zu schänden? Ist das der Lohn für die Gastfreundschaft, welche ihre Eltern dir zugestanden haben? Willst du der, von welcher du dein Glück erwartest, zum Vorwurf gereichen?“ „Ei,“ erwidert er lebhaft, „was kümmert mich das dumme Gerede der Leute und ihre ungerechten Verdächtigungen? Hast du mir nicht selbst gelehrt, mir nichts daraus zu machen? Wer weiß besser als ich, wie sehr ich Sophie ehre, wie sehr ich sie achten will? Meine Zuneigung wird ihr keine Schande bereiten; sie wird ihr zur Ehre gereichen und ihrer würdig sein. Wenn mein Herz und meine Aufmerksamkeit ihr überall die Huldigungen entgegenbringen, welche sie verdient, worin kann ich sie beleidigen?“ „Lieber Emil,“ erwidere ich, ihn umarmend, „du sprichst in *deinem* Interesse: lerne auch *ihr* Interesse vertreten. Vergleiche nicht die Ehre eines Geschlechtes mit der des andern: sie beruhen auf ganz

verschiedenen Grundsätzen. Diese Grundsätze sind gleich triftig und vernünftig, weil sie gleichermaßen von der Natur hergeleitet sind und weil die nämliche Tugend, die dich das Gerede der Menschen dir gegenüber verachten lehrt, dich verpflichtet, es im Interesse deiner Geliebten zu berücksichtigen. Deine Ehre liegt in dir selbst; die ihrige hängt von andern ab.*) Die Vernachlässigung derselben wäre ein Schlag für deine eigene Ehre; du verfehlst dich gegen die Verpflichtungen dir selbst gegenüber, wenn du schuld bist, daß man ihr nicht gebe, was ihr gebührt."

219. Ich setze ihm nun die Gründe dieser Verschiedenheit auseinander und mache ihm begreiflich, welche Ungerechtigkeit es wäre, wenn man sie für nichts halten wollte. Wer hat ihm denn gesagt, daß er Sophiens Gatte sein werde, deren Gefühle ihm noch unbekannt sind, deren Herz oder deren Eltern vielleicht frühere Verpflichtungen haben, sie, die er noch gar nicht kennt und die vielleicht nicht in allen den Stücken zu ihm paßt, die eine Ehe glücklich machen können?**) Weiß er denn nicht, daß jeder Fehltritt für ein junges Mädchen ein unaustilgbarer Fleck ist, den selbst ihre Verheiratung mit dem, der ihn veranlaßt hat, nicht auswischen kann? O, wo wäre der fühlende Mann, der die, die er liebt, verderben möchte? Wo wäre der Mann von Ehre, der ein unglückliches Mädchen das Mißgeschick, ihm gefallen zu haben, für immer möchte beweinen lassen?

220. Der junge Mann, erschreckt von den Folgen, welche ich ihm vor Augen stelle, und immer maßlos in seinen Einfällen, glaubt schon, nie weit genug von Sophiens Aufenthalt entfernt zu sein: er verdoppelt seinen Schritt, um schneller fortzukommen; er blickt um sich, ob uns niemand hört; er würde der Ehre seiner Geliebten tausendmal sein Glück zum Opfer bringen; lieber möchte er sie sein ganzes Leben nicht wiedersehen, als ihr ein einziges Leid zuzufügen. Dies ist die erste Frucht meiner Bemühungen, von Jugend auf sein Herz zur Liebe zu bilden.

221. Es handelt sich also darum, einen entfernten, aber doch erreichbaren Wohnplatz zu finden. Wir suchen und ziehen Erkundigungen ein: wir erfahren, daß zwei Meilen entfernt eine Stadt ist; wir suchen uns dort Unterkunft zu verschaffen, lieber als in den näher gelegenen Dörfern, wo unser Aufenthalt verdächtig würde. Da langt der neue Liebende endlich an, voll von Liebe, Hoffnung und Freude und vor allem von gesundem Sinn; und so lenke ich nach und nach seine aufkeimende Leidenschaft zum Guten und Ehrbaren und drücke allen seinen Neigungen unmerklich das nämliche Gepräge auf.

---

*) Vergl. § 31.
**) § 178 ff.

222. Ich nähere mich dem Ziele meiner Laufbahn; schon bemerke ich es von ferne. Alle großen Schwierigkeiten sind besiegt, alle großen Hindernisse überstiegen; es bleibt mir nichts Mühsames mehr zu thun, als daß ich mein Werk nicht durch die Hast, es zu vollenden, verderbe. Bei der Ungewißheit des menschlichen Lebens muß man besonders jene falsche Klugheit vermeiden, welche die Gegenwart der Zukunft aufopfert; damit opfert man oft das Bestehende dem auf, was nie sein wird.*) Machen wir den Menschen glücklich in allen Altern, damit er nicht nach so vielen Sorgen sterbe, bevor er glücklich gewesen. Wenn es nun aber eine Zeit giebt, wo man das Leben genießen kann, so ist es sicherlich das Ende des Jünglingsalters, wo die leiblichen und geistigen Fähigkeiten ihre größte Kraft erlangt und wo der Mensch inmitten seines Laufes die beiden Endpunkte, die ihm die Kürze desselben fühlbar machen, aus weiterer Ferne sieht. Wenn die unbesonnene Jugend sich täuscht, so geschieht es nicht dadurch, daß sie genießen will, sondern darin, daß sie den Genuß sucht, wo er nicht zu finden ist, und daß sie, indem sie sich eine klägliche Zukunft bereitet, auch selbst den gegenwärtigen Augenblick nicht zu genießen weiß.

223. Betrachte einmal meinen Emil nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahr, wie er, gut gebildet, an Leib- und Seele in richtiger Verfassung, stark, gesund, aufgeräumt, gewandt, kräftig, voll Einsicht, Verstand, Güte und Menschenfreundlichkeit, Gesittung und Geschmack zeigt, das Schöne liebt und das Gute thut, frei von der Herrschaft unmenschlicher Leidenschaften, nicht unter dem Joch der Tagesmeinung, aber dem Gesetze der Weisheit unterwürfig, auf die Stimme der Freundschaft hört, alle nützlichen und manche angenehmen Fertigkeiten besitzt, sich wenig um Reichtum bekümmert, aber seine ganze Kraft in seinen zwei Armen fühlt und nie fürchtet, des Brotes zu ermangeln, was auch kommen möge. Jetzt ist er berauscht von einer aufkeimenden Leidenschaft: sein Herz erschließt sich den ersten Gluten der Liebe; sein süßer Wahn spiegelt ihm eine neue Welt der Wonne und des Genusses vor; er liebt einen liebenswerten Menschen, der es aber noch mehr ist durch seinen Charakter als durch seine Erscheinung; er hofft und wartet auf Erwiderung, die man nach seiner Empfindung ihm schuldig ist; aus dem Zusammenklang der Herzen, aus der Übereinstimmung ihres tugendhaften Sinnes hat sich ihre erste Neigung entwickelt. Diese Neigung muß Bestand haben: mit Vertrauen, ja selbst mit Überlegung überläßt er sich der reizendsten Verzückung, ohne Furcht, ohne Bangen, ohne Vorwurf, ohne eine andere Unruhe als die, mit welcher das Gefühl des Glückes untrennbar verbunden ist. Was kann dem seinigen noch fehlen? Man sehe, suche, denke sich, was er noch braucht und was man mit dem, was er besitzt,

*) Vgl. II § 12.

vereinigen kann. Er vereinigt alles Glück, was man auf ein Mal erreichen kann; man kann keins hinzufügen, ohne ein anderes zu beeinträchtigen; er ist glücklich, soweit ein Mensch es sein kann. Soll ich in diesem Augenblick ein so süßes Los verkürzen? Soll ich eine so reine Lust trüben? O, aller Wert des Lebens liegt in dem Glück, das er genießt. Was könnte ich ihm bieten gegen das, was ich ihm genommen hätte? Selbst wenn ich seinem Glücke die Krone aufsetzte, würde ich seinen größten Reiz zerstören. Dieses höchste Glück ist hundertmal süßer im Hoffen als im Erreichen; man genießt es tiefer, wenn man es erwartet, als wenn man es kostet. Guter Emil, liebe und werde geliebt! Genieße lange, ehe du besitzest; genieße zugleich Liebe und Unschuld! bereite dir auf Erden dein Paradies, während du jenes andere erwartest: ich werde diese glückliche Zeit deines Lebens nicht abkürzen; ich werde ihre Wonnen fortspinnen und sie verlängern, soweit es nur möglich ist. Ach! sie müssen zu Ende gehen und zwar in kurzer Frist; doch werde ich wenigstens bewirken, daß sie in deinem Gedächtnis fortleben und daß du nie bereuen darfst, sie gekostet zu haben.

224. Emil vergißt nicht, daß wir einiges zurückzuerstatten haben.*) Sobald die Sachen bereit sind, nehmen wir Pferde und reiten in scharfem Trabe ab: dieses Mal möchte er im Augenblicke, wo wir fortgehen, auch schon angekommen sein. Wenn das Herz den Leidenschaften Raum giebt, wird es auch bald für die Last des Lebens empfänglich. Wenn ich meine Zeit nicht verloren habe, so wird nicht sein ganzes Leben so verfließen.

225. Unglücklicher Weise ist der Weg vielfach unterbrochen und die Gegend unwegsam. Wir verirren uns: er wird es zuerst gewahr; aber ohne ungeduldig zu werden oder zu klagen, richtet er seine ganze Aufmerksamkeit darauf, seinen Weg wiederzufinden; lange irrt er umher, ohne sich auszukennen, aber immer mit der nämlichen Kaltblütigkeit. Auf euch macht das keinen Eindruck, wohl aber auf mich, der ich seine rasche Gemütsart kenne; ich sehe die Frucht der Mühen, die ich daran gewandt habe, seinen Leib von Jugend auf gegen das Unabwendbare abzuhärten.**)

226. Endlich kommen wir an. Der Empfang, den man uns bereitet, ist weit einfacher und verbindlicher als das erste Mal; wir sind schon alte Bekannte. Emil und Sophie grüßen sich etwas verlegen und sprechen immer noch kein Wort mit einander: was sollten sie sich auch in unserer Gegenwart sagen? Die Unterhaltung, der sie bedürfen, braucht keine Zeugen. Man ergeht sich im Garten: die Beete in diesem Garten zeigen ein trefflich angelegtes Gemüseland; zum Park hat er einen

*) § 216.

**) Man wundert sich, daß R. nicht auf den Wald von Montmorency (III § 75 ff.) zurückkommt. In „Emil und Sophie" (2. Brief § 3) spielt er wieder darauf an.

Obstgarten voll großer und schöner Fruchtbäume jeder Art, nach verschiedenen Richtungen von hübschen Bächen und Randbeeten voller Blumen durchzogen. „Welch schöner Aufenthalt!“ ruft Emil voll von seinem Homer und immer in Begeisterung; „man glaubt den Garten des Alkinous zu sehen.“ Das Mädchen möchte nun wissen, wer Alkinous ist; die Mutter fragt darnach. „Alkinous,“ sage ich zu ihnen, „war ein König von Corcyra, dessen Garten, wie ihn Homer beschreibt, die Leute von Geschmack als zu einfach und schmucklos bekritteln.[1]) Dieser Alkinous hatte eine liebenswürdige Tochter, welche in der Nacht, bevor ein Fremdling bei ihrem Vater Herberge nahm, träumte, sie würde bald einen Gatten bekommen.“ Sophie ist betroffen; sie errötet, senkt die Augen und beißt sich in die Lippen, in einer Verwirrung, die kaum zu beschreiben ist. Dem Vater macht es Scherz, sie noch zu steigern; er ergreift das Wort und bemerkt, die junge Königstochter wäre selbst zum Flusse gegangen, um die Wäsche zu besorgen. „Glaubt ihr,“ fährt er fort, „sie hätte es verschmäht, schmutzige Tischwäsche anzurühren, weil sie nach dem Essen röchen?“ Sophie, auf welche es gemünzt war, vergißt ihre natürliche Schüchternheit und entschuldigt sich lebhaft; ihr Papa weiß wohl, daß die ganze kleine Wäsche keiner andern Hand bedurft

---

[1]) Außer dem Hof erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Geviert, und rings umläuft ihn die Mauer.
Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
(115) Voll der saftigen Birnen, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rotgesprenkelter Äpfel.
Diesen erleidet die Frucht nie Mißwachs oder nur Mangel,
Nicht im Sommer noch Winter, das Jahr durch; sondern beständig
Vom anatmenden West treibt dies, und anderes zeitigt.
(120) Birne reift auf Birne heran und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt und Feig' auf Feige zum Vollwuchs.
Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Weine beschattet,
Einige Trauben, umher auf ebenem Raume gebreitet,
Dorren am Sonnenstrahl und andere schneidet der Winzer,
(125) Andere keltert man schon; hier stehen noch Herlinge vorwärts,
Eben der Blüt' entschwellend, und andere bräunen sich mählig.
Dort auch, zierlich bestellt, sind Beet am Ende des Weinlands,
Reich an manchem Gewächs und stets schönprangend das Jahr durch.
Auch sind dort zwo Quellen; die eine irrt rings in dem Garten
(130) Schlängelnd umher, und die andr' ergießt sich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Palast, woher sich schöpfen die Bürger.“
(Voß.)

Dies ist die Beschreibung des königlichen Gartens des Alkinous im siebenten Buch der Odyssee, ein Garten, in welchem man zur Schande des alten Träumers Homer und der Fürsten seiner Zeit weder Laubgänge noch Statuen noch Wasserkünste noch Grasteppiche sieht. — R. Amst. — V. 131 ist *Πρὸς δόμον ὑψηλόν* (zum hohen Hause, nämlich des Königs) bei R. so übersetzt, als wäre die Quelle zuerst durch den Palast und dann in die Stadt in ein hohes Bauwerk geführt, wo die Bürger Wasser schöpften.

hätte, als der ihrigen, wenn man sie hätte machen lassen,*) und daß sie mit Vergnügen noch mehr gethan hätte, wäre es ihr befohlen worden. Während dieser Worte sieht sie mich verstohlen an in einem Zustand der Unruhe, über die ich mich nicht enthalten kann zu lachen, während ich in ihrem offenen Herzen die Aufregung lese, welche sie veranlaßt zu reden. Ihr Vater ist schonungslos genug, ihr vorschnelles Wesen bemerklich zu machen und frägt sie in spöttischem Tone, wogegen sie sich denn hier verwahren wolle und was sie mit der Tochter des Alkinous gemein habe. Vor Scham und Angst wagt sie nicht mehr zu atmen, noch jemanden ins Gesicht zu sehen. Reizendes Mädchen, es ist nicht mehr an der Zeit sich zu verstellen; du hast dich wider deinen Willen erklärt.

227. Dieser kleine Auftritt ist, zum Glück für Sophie, bald vergessen oder scheint es zu sein; Emil ist der einzige, der nichts davon begriffen hat. Der Spaziergang wird fortgesetzt, und unseren jungen Leuten, welche zuerst neben uns hergingen, wird es schwer, ihren Schritt nach unserem langsamen Gang einzurichten; allmählich überholen sie uns, kommen sich näher, gehen zuletzt nebeneinander her, und wir sehen sie in ziemlicher Entfernung vor uns. Sophie scheint nachdenklich und zurückhaltend; Emil spricht mit Feuer und vielen Gebärden: es scheint nicht, daß ihre Unterhaltung sie langweile. Nach Verfluß einer guten Stunde kehrt man um und ruft sie zurück: sie kommen; aber jetzt gehen sie ihrerseits langsamer, und man sieht, daß sie die Zeit ausnützen. Endlich hört ihre Unterhaltung plötzlich auf, bevor man imstande ist, sie zu hören; sie verdoppeln ihren Schritt, um uns einzuholen. Mit offener und einschmeichelnder Miene tritt Emil zu uns heran; seine Augen funkeln vor Freude; doch wendet er sie mit einiger Unruhe nach Sophiens Mutter, um zu sehen, wie jene von ihr aufgenommen wird. Sophie zeigt sich bei weitem nicht so unbefangen; beim Herankommen scheint sie voller Beschämung, sich einem jungen Manne gegenüber zu sehen, sie, die so oft andern gegenübergestanden, ohne in Verlegenheit zu geraten und ohne daß man je etwas Schlimmes dabei gefunden hätte. Sie fliegt schnell auf ihre Mutter zu, ein wenig außer Atem, und sagt einige Worte, welche nicht viel zu bedeuten haben, wie wenn sie sich das Ansehen geben wollte, als wäre sie schon lange da.

228. An der Heiterkeit, welche sich auf dem Antlitz der liebenswürdigen Kinder malt, merkt man, daß diese Unterredung ein großes Gewicht von ihren jungen Herzen genommen hat. Sie sind nicht weniger zurückhaltend gegen einander; aber ihre Zurückhaltung ist nicht mehr so verlegen. Sie rührt nur noch von Emils Ehrerbietung, Sophiens Be=

*) Ich gestehe, daß ich Sophiens Mutter einigermaßen Dank dafür weiß, daß sie so sanfte Hände, wie die ihrigen, welche Emil so oft küssen muß, nicht durch die Seife hat verderben lassen. — R. Amst.

scheidenheit und der Sittsamkeit beider her. Emil wagt einige Worte an sie zu richten, sie wagt es dann und wann zu antworten; aber niemals öffnet sie ihren Mund, ohne ihre Augen auf die ihrer Mutter zu richten. Die auffälligste Veränderung an ihr ist mir gegenüber eingetreten. Sie bezeugt mir ihre Hochachtung mit größerem Eifer, sieht mit Teilnahme auf mich, spricht gefühlvoll mit mir und sucht, was mir gefällig sein kann; ich bemerke, daß sie mir ihre Achtung zuwendet und daß ihr daran gelegen ist, auch die meinige zu erwerben. Ich merke, daß Emil ihr von mir gesprochen hat; es ist, als hätten sie schon mit einander verabredet, mich zu gewinnen: und doch verhält es sich nicht so, auch ist Sophie selbst nicht so leicht zu gewinnen. Vielleicht ist meine Gunst bei ihr notwendiger als die ihrige bei mir. Welch reizendes Paar! — Wenn ich daran denke, daß das gefühlvolle Herz meines jungen Freundes in der ersten Unterredung mit seiner Auserkorenen mir eine große Rolle zugeteilt hat, genieße ich den Lohn meiner Mühe; seine Freundschaft hat mich voll bezahlt.

229. Die Besuche wiederholen sich. Die Unterhaltungen zwischen unseren jungen Leuten werden häufiger. Emil, von Liebe berauscht, glaubt sein Glück schon in Händen zu haben. Dennoch erhält er von Sophie kein förmliches Geständnis; sie hört ihn, sagt aber kein Wort. Emil kennt ihre ganze Bescheidenheit; so viel Zurückhaltung überrascht ihn wenig; er fühlt, daß er bei ihr gut gelitten ist; er weiß, daß die Väter die Kinder verheiraten, und nimmt an, daß Sophie einen Befehl ihrer Eltern erwarte; er bittet sie um Erlaubnis, darum nachsuchen zu dürfen; sie widersetzt sich nicht. Er spricht mit mir davon; ich bringe es in seinem Namen, ja selbst in seiner Gegenwart vor. Welche Überraschung für ihn, zu hören, daß Sophie über sich selber zu bestimmen hat und daß sie, um ihn glücklich zu machen, nur zu wollen braucht! Ihr Betragen wird ihm nachgerade unverständlich. Sein Vertrauen schwindet. Er gerät in Aufregung, er sieht sich weiter vom Ziel entfernt, als er geglaubt hatte; jetzt gebraucht die zärtlichste Liebe ihre rührendste Sprache, um sie zu erweichen.

230. Emil ist nicht der Mann zu erraten, was ihm schadet: wenn man es ihm nicht sagt, er wird es in seinem Leben nicht erfahren, und Sophie ist zu stolz, es ihm zu sagen. Die Schwierigkeiten, welche sie zurückhalten, würden eine andere umsomehr anspornen; sie hat die Lehren ihrer Eltern nicht vergessen. Sie ist arm; Emil ist reich, und sie weiß es. Wie notwendig ist es für ihn, ihre Achtung zu gewinnen! Wie sehr muß er sich auszeichnen, um diese Ungleichheit aufzuheben! Aber wie sollte er nur an solche Hindernisse denken? Weiß Emil, daß er reich ist? Ist es ihm nur der Mühe wert, sich darüber zu erkundigen? Gottlob fühlt er kein Bedürfnis, es zu sein; er kann auch ohne das wohlthätig sein. Sein Wohlthun schöpft er aus seinem Herzen,

nicht aus seinem Geldbeutel. Er widmet den Unglücklichen seine Zeit, seine Mühe, seine Teilnahme, seine Person, und kaum wagt er bei der Schätzung seiner Wohlthaten das Geld, welches er den Notleidenden zufließen läßt, für etwas zu rechnen.

231. Da er den Grund seines Mißerfolges nicht zu finden weiß, schreibt er ihn seinem eigenen Fehler zu: denn wer möchte den Gegenstand seiner Verehrung der Laune anklagen? Die Demütigung seines Stolzes vermehrt den Gram der getäuschten Liebe. Er nähert sich Sophie nicht mehr mit dem liebenswürdigen Zutrauen eines Herzens, das sich des ihrigen wert fühlt; er ist verzagt und ängstlich vor ihr. Er hofft nicht mehr, sie durch Zärtlichkeit zu rühren; er sucht sie durch Mitleid zu erweichen. Manchmal ermüdet seine Geduld; beinahe tritt Verdruß an ihre Stelle. Sophie scheint diese Aufwallungen zu ahnen und sieht ihm ins Antlitz. Dieser einzige Blick entwaffnet ihn und schüchtert ihn ein: er ist unterwürfiger als zuvor.

232. Verwirrt durch diesen hartnäckigen Widerstand und dieses unbesiegbare Schweigen, ergießt er sein Herz in das seines Freundes. Hier legt er die Schmerzen dieses in Traurigkeit versenkten Herzens nieder; er ruft seinen Beistand und Rat an. „Welch undurchdringliches Geheimnis! Sie nimmt Anteil an meinem Lose, ich kann nicht daran zweifeln; sie vermeidet mich nicht, nein, sie fühlt sich wohl in meiner Nähe. Wenn ich komme, bezeugt sie mir Freude, und ist traurig, wenn ich gehe. Sie nimmt meine Aufmerksamkeiten mit Freundlichkeit auf; meine Dienste scheinen ihr zu gefallen; sie giebt mir Räte, manchmal selbst Befehle. Und doch weist sie mein Flehen und Bitten zurück. Wenn ich von einer Vereinigung spreche, so legt sie mir gebieterisch Stillschweigen auf, und wenn ich noch ein Wort weiter spreche, verläßt sie mich auf der Stelle. Welch seltsamer Grund mag sie wohl bestimmen zu wünschen, daß ich ihr angehöre, ohne doch ein Wort davon anhören zu wollen? Du, den sie ehrt und liebt und den schweigen zu heißen sie nicht wagen wird, sprich du mit ihr und veranlasse sie zu reden; sei deinem Freunde gefällig, kröne dein Werk, laß deine Mühen nicht verhängnisvoll werden für deinen Zögling: o, was er dir verdankt, wird sein Unglück sein, wenn du sein Glück nicht vollendest.“

233. Ich spreche mit Sophie und entreiße ihr mit etwas Mühe ein Geheimnis, das ich wußte, bevor sie es mir gesagt hatte. Schwieriger wird es, die Erlaubnis zu erlangen, Emil davon zu unterrichten; sie erteilt sie mir endlich, und ich mache Gebrauch davon. Diese Erklärung versetzt ihn in ein Erstaunen, von dem er sich kaum erholen kann. Dieser Zartsinn ist ihm unbegreiflich; er kann sich nicht denken, was einige Thaler mehr oder weniger mit dem Charakter oder dem Verdienste zu thun haben. Da ich ihm begreiflich mache, was sie für das Vorurteil sind, fängt er an zu lachen und, außer sich vor Freuden, will er sofort

aufbrechen, alles zerreißen, alles von sich werfen, auf alles verzichten, um die Ehre zu haben, so arm zu sein wie Sophie und dann würdig befunden zu werden, ihr Gatte zu sein.

234. „Ei, ei," erwidere ich, ihn zurückhaltend, indem ich nun meinerseits über sein Ungestüm lache, „will denn dieser junge Kopf nie reif werden? Dein ganzes Leben hast du philosophiert: willst du denn nie lernen, vernünftig zu denken? Wie kannst du übersehen, daß wenn du deinen unsinnigen Plan verfolgst, du deine Lage nur verschlechterst und Sophie noch unlenksamer machst? Es ist ein kleiner Vorzug, einiges Vermögen mehr zu haben als sie; aber es wäre ein sehr großer, ihr alles aufgeopfert zu haben; und wenn ihr Stolz sich nicht dazu verstehen kann, gegen dich die erste Verpflichtung zu haben, wie könnte sie sich entschließen, jene andere auf sich zu nehmen? Wenn sie nicht zulassen kann, daß ein Gatte ihr vorwerfe, sie bereichert zu haben, wird sie sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er sich um ihretwillen arm gemacht habe? Unglückseliger, siehe zu, daß sie dich nicht eines solchen Planes fähig halte. Werde im Gegenteil sparsam und haushälterisch aus Liebe zu ihr, daß sie dir nicht vorwerfe, du wollest sie durch List gewinnen und opferest ihr freiwillig, was du doch aus Nachlässigkeit verlieren müssest.

235. „Glaubst du in der That, daß großes Vermögen sie ängstlich mache und daß ihr Widerstand seinen Grund im Reichtum habe? Nein, mein lieber Emil, ein viel triftigerer und ernsterer Grund liegt in dem Einfluß, den dieser Reichtum auf die Seele des Besitzers ausübt. Sie weiß, daß die Besitzenden immer die Gaben des Glückes allen anderen vorziehen. Alle Reichen zählen das Gold vor dem inneren Werte. Wo auf der einen Seite Geld, auf der anderen Dienste eingesetzt werden, finden sie immer, daß die letzteren das erstere nie aufwiegen, und glauben, man sei ihnen immer noch etwas schuldig, wenn man sein ganzes Leben damit zugebracht hat, ihnen zu dienen, während man ihr Brot ißt. Was ist also zu thun, lieber Emil, um ihre Bedenken zu beschwichtigen? Mache, daß sie dich recht kennen lerne; aber das ist nicht die Sache *eines Tages*. Zeige ihr den Reichtum deines Herzens, womit man jenen anderen Reichtum ausgleichen kann, mit dem du unglückseliger Weise bedacht bist. Mit Standhaftigkeit und Zeit mußt du ihren Widerstand überwinden, mit hohen und edlen Gesinnungen sie nötigen, deinen Reichtum zu vergessen. Liebe sie, diene ihr und ihren trefflichen Eltern. Beweise ihr, daß diese Aufmerksamkeit nicht die Folge einer närrischen und vergänglichen Leidenschaft, sondern die Wirkung der unauslöschlichen Grundsätze ist, die deinem Herzen tief eingeprägt sind. Ehre auf würdige Weise die inneren Vorzüge, welche das Schicksal entwertet hat: dies ist das einzige Mittel, sie mit den von ihm begünstigten Vorzügen auszusöhnen."

236. Man begreift, mit welch hoher Freude diese Worte den jungen Menschen erfüllen, wie sehr sie ihm Vertrauen und Hoffnung wiedergeben, wie sehr sein ehrliches Herz sich beglückt fühlt, Sophie zu Gefallen das thun zu müssen, was es aus sich selbst thäte, wenn Sophie nicht da wäre oder er keine Liebe zu ihr fühlte. Wer sollte sich sein Betragen bei dieser Gelegenheit nicht vorstellen können, wenn er seinen Charakter nur einigermaßen versteht?

237. So bin ich denn der Vertraute meiner beiden guten Leute und der Vermittler ihrer Neigung! Ein gutes Geschäft für einen Erzieher! — Ein so schönes, daß ich in meinem Leben nichts gethan habe, was mich so sehr vor mir selbst erhoben und so mit mir selbst zufrieden gemacht hätte. Übrigens hat dieses Geschäft immer auch sein Angenehmes: ich bin im Hause wohlgelitten; man verläßt sich auf mich, daß ich die Liebenden auf dem rechten Wege halte: Emil, immer in Angst, mir zu mißfallen, ist nie so lenksam gewesen. Das junge Mädchen überhäuft mich mit Artigkeiten, von denen ich mich aber nicht bethören lasse, sondern nur das für mich nehme, was mir davon zukömmt. Auf diese Weise entschädigt sie sich mittelbar für den Respekt, in dem sie Emil hält. Sie erweist ihm in mir tausend Zärtlichkeiten, die sie ihm selbst nicht zuwenden möchte, und wenn sie darum sterben müßte, und er, der wohl weiß, daß ich seinen Absichten nicht im Wege stehen will, sieht mit Freuden, wie gut ich mich mit ihr verstehe. Er tröstet sich, wenn sie ihm beim Lustwandeln den Arm versagt, sobald sie dafür den meinigen nimmt. Er entfernt sich ohne Murren, drückt mir die Hand und sagt ganz leise mit dem Mund und den Augen zu mir: „Lieber Freund, sprich für mich." Er verfolgt uns begierig mit den Blicken: er bemüht sich unsere Gedanken auf unseren Gesichtern zu lesen und unsere Reden aus unsern Gebärden zu deuten; er weiß, daß nichts, was wir mit einander reden, für ihn gleichgültig ist. Gute Sophie, wie wohl thut es deinem redlichen Herzen, wenn du, ohne von Telemach gehört zu werden, dich mit seinem Mentor unterhalten kannst!*) Mit welch liebenswürdiger Unbefangenheit lässest du ihm in diesem zärtlichen Herzen alles lesen, was darin vorgeht! Mit welcher Lust zeigst du ihm deine ganze Achtung für seinen Zögling! Mit welch rührender Treuherzigkeit lässest du ihm noch süßere Gefühle erraten! Mit welchem erheuchelten Zorne weisest du den Zudringlichen zurück, wenn die Ungeduld ihn zwingt, dich zu unterbrechen! Mit welch reizendem Schmollen wirfst du ihm seine Zudringlichkeit vor, wenn er dich hindert, Gutes von ihm zu sagen oder über ihn zu hören und aus meinen Antworten immer einen neuen Grund zu schöpfen für deine Liebe zu ihm!

---

*) Fénelon's Eucharis dagegen (s. oben die zweite Anm. zu § 167) sucht Mentor dem Telemach als einen mißgünstigen Greis zu entleiden.

238. So gelangt Emil dazu, als erklärter Geliebter geduldet zu werden, und er macht alle Rechte eines solchen geltend; er redet, drängt, fleht, bestürmt sie. Mag man ihn auch kalt und rauh anlassen, es kümmert ihn nicht, wenn er nur zu Wort kommt. Endlich setzt er es nicht ohne Mühe durch, daß Sophie ihrerseits sich entschließt, offen die Rechte einer Geliebten über ihn zu üben; daß sie ihm vorschreibt, was er zu thun hat; daß sie ihm befiehlt, statt ihn zu bitten; daß sie annimmt, statt zu danken; daß sie Zahl und Zeit seiner Besuche bestimmt; daß sie ihm verbietet, vor einem bestimmten Tage zu kommen oder über eine gewisse Stunde zu bleiben. Alles das geschieht nicht zum Spiel, sondern im vollen Ernst, und wenn es ihr schwer wurde, diese Rechte in Besitz zu nehmen, so gebraucht sie dieselben mit einer Strenge, welche oft den armen Emil zwingt zu bedauern, daß er sie ihr zugestanden hat. Aber was sie auch befehle, er sagt kein Wort dagegen, und oft, wenn er aus Gehorsam fortgeht, sieht er mich mit Augen voller Freude an, die mir sagen: Du siehst, daß sie Besitz von mir ergriffen hat. Sie aber sieht stolz auf ihn herab und lächelt insgeheim über den Stolz ihres Sklaven.

239. Albani und Raphael, leihet mir den Pinsel der Lust! Göttlicher Milton, lehre meiner ungeübten Feder die Wonne der Liebe und Unschuld!*) Doch nein, verbergt eure unwahren Künste vor der heiligen Wahrheit der Natur. Habt ihr nur ein gefühlvolles Herz und ehrbaren Sinn, dann lasset eure Phantasie ohne Zwang bei der Wonne zweier junger Liebenden weilen, welche unter den Augen ihrer Eltern und Leiter sich ungestört dem süßen Wahne hingeben, der sie umstrickt, und in trunkener Begierde langsam dem Ziele entgegen gehen, mit Blumen und Gewinden das glückliche Band umflechtend, das sie bis zum Grabe vereinigen soll. So viele reizende Bilder berauschen mich; ich reihe sie aneinander ohne Ordnung und Folge; das Entzücken, das sie mir verursachen, verhindert mich, sie zu verknüpfen. O wer, der ein Herz hat, sollte nicht in sich selbst das köstliche Gemälde des Vaters, der Mutter, der Tochter, des Erziehers und des Zöglings entwerfen können, wie sie von beiden Seiten zusammenwirken zur Vereinigung des reizendsten Paares, das je durch Liebe und Tugend beglückt wurde.**)

240. Emil fühlt in der That jetzt das lebhafteste Verlangen zu gefallen und beginnt, den Wert der angenehmen Fertigkeiten zu verstehen, die er sich erworben hat. Sophie singt gern, er singt mit ihr; er geht noch weiter und lehrt ihr Musik. Sie ist lebhaft und behend und hüpft

---

*) Albani lebte um 1600 und zeichnete sich durch seine Darstellungen weiblicher Schönheit aus. Milton ist wegen des 4. Buches vom „Verlorenen Paradies" citiert.

**) Formey ist entzückt von dieser Schilderung: „R. ist hier der Nebenbuhler Fénelon's. Warum ist er es nicht überall?" Indessen fiel es R. wohl kaum ein, Fénelon's Schilderung (der Liebe Telemach's zu Antiope) nachzuahmen.

gern, er tanzt mit ihr; er macht aus ihren Sprüngen Tanzschritte und bildet sie darin aus. Das ist ein reizender Unterricht; ausgelassene Fröhlichkeit belebt ihn und mildert die scheue Ehrfurcht der Liebe: einem Liebenden ist es erlaubt, diesen Unterricht mit Wollust zu geben; es ist ihm erlaubt, Herr seiner Herrin zu sein.

241. Es ist ein altes, ganz verwahrlostes Klavier da; Emil richtet und stimmt es. Er ist ein ebenso tüchtiger Klavier- und Lautenmacher als Tischler; er hatte immer den Grundsatz, in allem, was er selbst machen konnte, die Hilfe anderer nicht in Anspruch zu nehmen. Das Haus hat eine reizende Lage; er entwirft verschiedene Ansichten von demselben, bei denen auch Sophie manchmal mitgezeichnet hat und womit sie das Arbeitszimmer ihres Vaters schmückt. Die Rahmen sind nicht golden und brauchen es auch nicht zu sein.*) Indem sie Emil beim Zeichnen zusieht und ihm nachahmt, bildet sie sich nach seinem Beispiele aus; sie pflegt alle ihre Fertigkeiten, und ihr Reiz verschönt alle. Ihre Eltern erinnern sich ihres ehemaligen Wohlstandes, indem sie um sich herum wieder die schönen Künste glänzen sehen, die ihnen allein den Wohlstand wert machten; die Liebe hat ihr ganzes Haus geschmückt; sie allein ruft darin die nämlichen Vergnügungen ohne Kosten und ohne Mühe hervor, welche sie ehemals nur mit Geld und Verdruß darin zusammenbringen konnten.

242. Wie der Götzendiener mit den Schätzen, welche er selbst wert hält, den Gegenstand seiner Gottesverehrung bereichert und auf dem Altar den Gott schmückt, den er anbetet, so will ein Liebender, und möchte ihm seine Geliebte auch vollkommen erscheinen, ihr immer neue Zier verleihen. Sie bedarf ihrer nicht, um ihm zu gefallen; aber er hat das Bedürfnis, sie zu schmücken: es liegt darin eine neue Huldigung, die er ihr zu erweisen glaubt, ein neues Interesse, welches er in das Vergnügen sie zu betrachten legt. Es scheint ihm nichts Schönes an seiner Stelle zu sein, wenn es nicht der höchsten Schönheit zum Schmucke dient. Es ist ein rührendes und doch zum Lachen stimmendes Schauspiel, zu sehen, wie Emil Sophie alles lehren will, was er weiß, ohne sich zu fragen, ob, was er ihr lehren will, auch ihrer Neigung entspricht oder passend für sie ist. Er spricht von allem mit ihr und erklärt ihr alles mit kindlichem Eifer; er glaubt, er brauche nur zu reden, sie verstehe es dann im Augenblick: er stellt sich gleich das Vergnügen vor, das es ihm bereiten werde, mit ihr Erörterungen anzustellen und zu philosophieren: er betrachtet alles Wissen für nutzlos, das er nicht vor ihren Augen auskramen kann: fast errötet er, etwas zu wissen, was sie nicht weiß.

243. So unterrichtet er sie denn in Philosophie, Physik, Mathematik, Geschichte, kurz in allem. Sophie giebt sich seinem Eifer mit

---

*) S. II § 256 und IV § 438.

Vergnügen hin und bemüht sich, Nutzen daraus zu ziehen. Wenn ihm gestattet wird, seinen Unterricht vor ihr knieend zu erteilen, wie vergnügt ist Emil dann! Er glaubt den Himmel offen zu sehen. Indessen ist diese Lage, welche der Schülerin beschwerlicher fällt als dem Lehrer, nicht die förderlichste für den Unterricht. Man weiß in diesem Falle nicht recht, was man mit seinen Augen anfangen muß, um den Blicken, die sie verfolgen, zu entgehen; und wenn sie sich begegnen, so geht es mit dem Lehren darum nicht besser.

244. Die Kunst zu denken ist den Frauen nicht fremd; aber sie müssen die räsonnierenden Wissenschaften nur obenhin berühren.*) Sophie begreift alles, aber behält nicht eben viel. Die größten Fortschritte macht sie in Dingen der Moral und des Geschmackes; in der Physik behält sie nur einige Vorstellungen von den allgemeinen Gesetzen des Weltsystems,**) und wenn sie manchmal auf ihren Gängen die Wunder der Natur betrachten, wagen ihre unschuldigen und reinen Herzen sich bis zum Urheber derselben emporzuschwingen. Sie fürchten seine Gegenwart nicht; vereinigt erschließen sie vor ihm ihre Herzen.

245. Wie! zwei Liebende in der Blüte ihrer Jahre benutzen ihre vertraulichen Stunden, um über Religion zu sprechen! Sie vertreiben ihre Zeit damit, den Katechismus herzusagen! — Wozu das Erhabene herunterziehen! Ja, sie sagen ihn allerdings her in dem Wahne, der sie entzückt; sie betrachten sich als vollkommen, sie lieben sich, sie unterhalten sich mit Begeisterung von dem, was der Tugend Wert giebt. Die Opfer, welche sie ihr bringen, machen sie ihnen wert. In ihrem Entzücken, das sie niederkämpfen müssen, vergießen sie manchmal Thränen mit einander, reiner als der Tau des Himmels, und diese süßen Thränen machen die Wonne ihres Lebens aus; sie leben in dem entzückendsten Wahnsinn, welchen menschliche Herzen je erfahren haben. Selbst die Entbehrungen steigern ihr Glück und ehren sie vor ihren eigenen Augen durch ihre Opfer. Ihr sinnlichen Menschen, ihr Leiber ohne Seele! eines Tages werden sie eure Freuden kennen lernen; aber ihr ganzes Leben werden sie sich in jene glückliche Zeit zurücksehnen, wo sie dieselben sich versagt haben!

246. Trotz diesem guten Einvernehmen giebt es doch manchmal Meinungsverschiedenheiten, selbst Zänkereien; die Geliebte ist nicht ohne Launen, der Liebende nicht ohne Heftigkeit: aber diese kleinen Stürme gehen rasch vorbei und befestigen nur die Vereinigung; die Erfahrung selbst lehrt Emil, sie nicht mehr so sehr zu fürchten; die Wiederversöhnung ist ihm immer vorteilhafter, als das Zerwürfnis ihm schädlich war. Die

*) Vgl. zu § 74.

**) Andere Ausgaben: „von den allgemeinen Gesetzen und dem Weltsystem.“ Es liegt wohl ein Fehler der Amst. Ausgabe vor, welche ein und ausgelassen hat.

Frucht der ersten Entzweiung hat ihn das Nämliche von der späteren erhoffen lassen; darin hat er sich zwar getäuscht: aber wenn er am Ende auch nicht jedesmal einen so fühlbaren Vorteil davonträgt, so gewinnt er doch immer, indem er sieht, wie Sophie den aufrichtigen Anteil, welchen sie an seinem Herzen nimmt, bestätigt. Du willst wissen, welcher Gewinn das sei. Ich sage es um so lieber, als dieser Fall mir Gelegenheit giebt, einen sehr wertvollen Grundsatz darzulegen und einen sehr verhängnisvollen zu bekämpfen.

247. Emil liebt; deshalb wagt er nicht zuviel, und noch mehr läßt sich erwarten, daß die herrische Sophie nicht dazu angethan sei, ihm Vertraulichkeiten hingehen zu lassen. Da die Verständigkeit in allen Dingen ihr Maß hat, so dürfte man auch Sophie eher für zu hart als zu nachsichtig halten und ihr Vater selbst fürchtet manchmal, ihr ausnehmender Stolz möchte in Hochmut ausarten. Selbst in den vertraulichsten Plauderstunden würde Emil nicht wagen, die mindeste Liebesgunst zu erbitten, ja er möchte sich nicht einmal den Anschein geben, als wollte er es thun, und wenn sie wohl beim Lustwandeln ihren Arm in den seinigen legt, eine Gunst, aus der sie kein Recht werden läßt, so wagt er es zuweilen kaum, diesen Arm seufzend an seine Brust zu drücken. Indessen erkühnt er sich doch einmal nach langer Überwindung, verstohlener Weise ihr Kleid zu küssen, und er ist mehrmals so glücklich, daß sie es nicht bemerken will. Eines Tages, als er sich die nämliche Freiheit ein wenig unverhohlener herausnehmen will, fällt es ihr ein, es sehr übel aufzunehmen. Er wird eigensinnig, sie erzürnt sich, und der Ärger giebt ihr etliche verletzende Worte ein; Emil nimmt sie ohne Erwiderung hin: der Rest des Tages wird in Schmollen hingebracht, und man trennt sich in sehr übler Stimmung.

248. Sophie ist es gar nicht wohl zu Mut. Ihre Muter ist ihre Vertraute; wie sollte sie ihr ihren Kummer verbergen? Es ist ihr erstes Zerwürfnis, und ein Zerwürfnis, das eine Stunde anhält, ist gar eine wichtige Sache! Sie bereut ihren Fehler; ihre Mutter erlaubt ihr, ihn wieder gut zu machen; der Vater befiehlt es sogar.

249. Tags darauf kommt Emil in seiner Unruhe früher als gewöhnlich. Sophie ist an der Toilette ihrer Mutter, ihr Vater ist ebenfalls im Zimmer: Emil tritt achtungsvoll, aber mit trauriger Miene ein. Kaum haben die Eltern ihn begrüßt, so wendet sich Sophie um, reicht ihm die Hand und frägt mit einschmeichelndem Ton, wie er sich befinde. Es versteht sich von selbst, daß sich diese hübsche Hand nur deshalb so darbietet, um geküßt zu werden: er ergreift sie, aber küßt sie nicht. Sophie zieht sie, ein wenig beschämt, aber mit möglichst guter Art zurück. Emil, der auf Weibermanieren nicht geschult ist und nicht weiß, wozu Launen gut sind, vergißt sie nicht so leicht und beruhigt sich nicht so schnell. Sophiens Vater, der ihre Verlegenheit bemerkt, bringt

sie durch Spöttereien noch vollends aus der Fassung. Das arme Mädchen weiß vor Verwirrung und Demütigung nicht mehr, was es thut, und und gäbe alles in der Welt darum, wenn es weinen dürfte. Je mehr sie sich bezwingt, desto mehr schwillt ihr Herz; endlich entrinnt ihr eine Thräne, so sehr sie es verhüten möchte. Emil sieht die Thräne, stürzt sich Sophie zu Füßen, ergreift ihre Hand und küßt sie wiederholt und inbrünstig. „Fürwahr, du bist zu gut," sagt der Vater und lacht hell auf; „ich würde weniger Nachsicht haben für alle diese Närrinnen; ich würde den Mund strafen, der mich beleidigt hätte." Emil, durch diese Worte ermutigt, wirft einen bittenden Blick auf die Mutter, glaubt ein Zeichen der Zustimmung zu bemerken und nähert sich zitternd Sophiens Gesicht, die den Kopf abgewendet und, um den Mund sicher zu stellen, eine Rosenwange preisgiebt. Der Zudringliche ist damit nicht zufrieden; er begegnet schwachem Widerstand. Welcher Kuß, wäre er nicht unter den Augen einer Mutter geraubt worden! Strenge Sophie, sei auf der Hut; oft wird man dein Kleid zu küssen verlangen, vorausgesetzt, daß du es manchmal verweigerst.

250. Nach dieser exemplarischen Bestrafung entfernt sich der Vater eines Geschäftes halber; die Mutter schickt Sophie unter irgendeinem Vorwande weg, dann wendet sie sich an Emil und spricht mit ziemlich ernstem Ton: „Ich glaube, daß ein gefühlvoller und gesitteter junger Mensch von so guter Herkunft und so guter Erziehung wie Sie die Freundschaft, die eine Familie ihm erweist, nicht mit der Entehrung derselben wird vergelten wollen. Ich bin weder überstreng noch überängstlich; ich weiß, was man der närrischen Jugend muß hingehen lassen, und was ich eben vor meinen Augen habe geschehen lassen, beweist es Ihnen hinlänglich. Befragen Sie Ihren Freund über Ihre Pflichten; er wird Ihnen sagen, welcher Unterschied obwaltet zwischen den Spielen, welchen die Gegenwart der Eltern ein Recht giebt, und den Freiheiten, die man in ihrer Abwesenheit sich herausnimmt, indem man ihr Vertrauen mißbraucht und aus diesen nämlichen Gunstbeweisen, welche unter ihren Augen nur harmlos sind, Fallstricke macht. Er wird Ihnen sagen, daß meine Tochter kein anderes Unrecht begangen hat als das, daß sie nicht gleich beim ersten Male bemerkt hat, was sie nie leiden durfte; er wird Ihnen sagen, daß alles, was man als Gunst nimmt, eine Gunst wird und daß es eines Mannes von Ehre unwürdig ist, die Einfalt eines jungen Mädchens zu mißbrauchen, um im Geheimen sich die nämlichen Freiheiten anzumaßen, welche sie vor aller Welt dulden darf: denn man weiß, was der Anstand öffentlich zugeben darf; aber niemand weiß, wo ein Mann, der sich selbst zum einzigen Richter seiner Launen macht, im Schatten des Geheimnisses stehen bleibt."

251. Nach dieser gerechten Strafrede, die mehr mir als meinem Zögling gilt, verläßt uns die verständige Mutter; ich aber bewundere

ihre seltene Klugheit, welche es gering anschlägt, daß man vor ihr den Mund ihrer Tochter küßt, aber sich darüber entsetzt, daß man insgeheim ihr Kleid küßt. Wenn ich über die Verkehrtheit unserer Lebensgrundsätze nachdenke, welche stets die wahre Ehrbarkeit dem Anstand aufopfern, begreife ich, warum die Sprache um so keuscher ist, je verdorbener die Herzen sind, und warum das Betragen um so abgemessener wird, je unehrbarer die sind, die es beobachten.*)

252. Während ich bei dieser Gelegenheit Emil die Pflichten, welche ich ihm früher hätte diktieren müssen, angelegentlich ans Herz lege, stößt mir eine neue Bemerkung auf, welche vielleicht Sophie die höchste Ehre macht, die ich aber dennoch mich hüte ihrem Geliebten mitzuteilen. Es stellt sich nämlich heraus, daß dieser vermeinte Stolz, welchen man ihr vorwirft, nur eine sehr kluge Vorsicht ist, um vor sich selbst sicher zu sein. Da sie unglücklicher Weise weiß, daß sie ein leicht entzündliches Temperament besitzt, fürchtet sie den ersten Funken und hält ihn mit aller Macht fern. Nicht aus Stolz ist sie streng, sondern aus Demut. Sie übt über Emil die Herrschaft aus, welche sie Sophien gegenüber vielleicht nicht zu behaupten wüßte: sie bedient sich eines Teils um den andern niederzuhalten. Hätte sie mehr Selbstvertrauen, so wäre sie weniger stolz. Welches Mädchen in der Welt wäre sonst, wenn man von diesem Punkte absieht, fügsamer und sanftmütiger? Wer erträgt eine Beleidigung geduldiger? Wer fürchtet mehr, die anderen zu beleidigen? Wer macht weniger Ansprüche in allem, die Tugend ausgenommen? Überdies ist sie nicht stolz auf ihre Tugend, sie ist nur stolz, um diese zu bewahren, und wenn sie ohne Gefahr sich der Neigung ihres Herzens hingeben kann, so liebkost sie am Ende auch ihren Anbeter. Ihre kluge Mutter aber spricht von all diesen Einzelheiten auch selbst mit dem Vater nicht: die Männer sollen nicht alles wissen.

253. Ihre Eroberung scheint Sophie sogar so wenig hochmütig zu machen, daß sie im Gegenteil dadurch noch leutseliger und weniger anspruchsvoll gegen jedermann geworden ist, den vielleicht allein ausgenommen, der diese Wandlung veranlaßt hat. Das Gefühl der Unabhängigkeit hebt ihr edles Herz nicht mehr. Sie freut sich eines Sieges, der sie ihre Freiheit gekostet hat, mit Bescheidenheit. Ihre Haltung ist weniger frei, ihre Sprache schüchterner geworden, seit sie das Wort Geliebter nicht mehr ohne Erröten anhören kann. Aber die Zufrieden-

---

*) Vgl. IV § 392. Derartige Betrachtungen mit scharf ausgeprägter Tendenz zur Emanzipation waren in den geistreichen Cirkeln von Paris damals sehr im Schwange. Ein weit gehendes Beispiel bieten die Mémoires .. de madame d'Epinay (2. édit. Paris 1818 im 1. Band) in einem Gespräch zwischen Mademoiselle Quinault, Duclos (vgl. Emil IV § 444 und Anmerkung zu § 443), Saint-Lambert, Mad. d'Epinay u. a.

heit*) leuchtet durch all ihre Verlegenheit hindurch, und selbst diese Scham ist kein unangenehmes Gefühl. Jungen Besuchern gegenüber ist diese Verschiedenheit ihres Betragens besonders bemerkbar. Seit sie sie nicht mehr fürchtet, hat ihre übertriebene Zurückhaltung diesen gegenüber bedeutend nachgelassen. Da ihre Wahl entschieden ist, zeigt sie sich ohne Bedenken gleichgültigen Leuten gegenüber zuvorkommend: seit sie kein Interesse mehr an ihnen nimmt, beurteilt sie ihren Wert nachsichtiger und findet sie immer liebenswürdig genug für Leute, die für sie niemals von Bedeutung sein werden.

254. Wenn die wahre Liebe Koketterie brauchen könnte, so würde ich in der Art, wie Sophie in Gegenwart ihres Geliebten sich ihnen gegenüber benimmt, einige Spuren davon zu sehen glauben. Es ist, als wäre sie nicht zufrieden mit der glühenden Leidenschaft, welche sie in ihm durch ein ausgesuchte Mischung von Zärtlichkeit und Zurückhaltung entzündet, und als wollte sie diese nämliche Leidenschaft durch ein wenig Unruhe noch anfeuern. Man sollte glauben, sie erheitere absichtlich ihre jungen Gäste und bestimme den Reiz einer Fröhlichkeit, die sie Emil gegenüber sich nicht erlaubt, nur zu dessen Qual; aber Sophie ist zu aufmerksam, zu gutmütig und zu einsichtsvoll, um ihn in Wirklichkeit zu quälen. Diesen gefährlichen Kitzel zurückzuhalten dienen ihr Liebe und Ehrbarkeit anstatt der Klugheit: sie weiß ihn aufzuregen und zu beschwichtigen, gerade wenn es notwendig ist, und wenn sie ihn manchmal beunruhigt, so betrübt sie ihn doch niemals. Verzeihen wir den Kummer, den sie dem Geliebten verursacht, um der Furcht willen, er möchte nie fest genug an sie gekettet sein.

255. Welchen Eindruck werden aber diese kleinen Winkelzüge auf Emil machen? Wird er eifersüchtig sein oder nicht? Das bedarf der Prüfung; denn derlei Abschweifungen berühren ebenfalls den Zweck meines Buches und entfernen mich wenig von meinem Gegenstand.

256. Ich habe früher schon gezeigt, wie bei Dingen, welche nur der Einbildung entspringen, diese Leidenschaft im Herzen des Menschen Wurzel faßt. Aber bei der Liebe ist die Sache anders; die Eifersucht scheint in diesem Falle so eng mit der Natur verknüpft zu sein, daß man sich kaum enthalten kann zu glauben, sie komme nicht von derselben her, und das Beispiel selbst der Tiere, von denen manche bis zur Wut eifersüchtig sind, scheint die gegenteilige Ansicht unwiderleglich festzustellen. Lehrt etwa menschliche Einbildung den Hähnen, sich zu zerfleischen, und den Tieren, sich bis auf den Tod zu bekämpfen?

257. Der Widerwille gegen alles, was unsere Lust stört und bekämpft, ist eine natürliche Regung; das ist unbestreitbar. Ebenso ver-

---

* Die Amst. Ausgabe liest statt dessen „Einwilligung (consentement statt contentement). Es ist dies jedenfalls nur ein Druckfehler.

hält es sich bis auf einen gewissen Punkt mit dem Verlangen, was uns gefällt, ausschließlich zu besitzen. Wenn aber dieses Verlangen, zur Leidenschaft geworden, sich in Wut oder in eine argwöhnische, übellaunige Phantasie, die man Eifersucht nennt, verwandelt, so ist es eine andere Sache; diese Leidenschaft kann natürlich sein oder nicht; man muß hier unterscheiden.

258. Das Beispiel von den Tieren ist früher in der „Abhandlung über die Ungleichheit" geprüft worden, und jetzt, wo ich von neuem darüber nachdenke, scheint mir jene Untersuchung gegründet genug, daß ich mir erlaube, meine Leser darauf zu verweisen. Ich will zu den Unterscheidungen, die ich in jenem Aufsatz gemacht habe, nur noch hinzufügen, daß die von der Natur herkommende Eifersucht sehr von dem Geschlechtsvermögen abhängt und daß, wo dieses Vermögen unbegrenzt ist oder scheint, jene Eifersucht ihren höchsten Grad erreicht; denn dann kann das Männchen, indem es seine Rechte nach seinem Bedürfnis bemißt, in jedem anderen Männchen nur einen störenden Nebenbuhler sehen. Bei diesen nämlichen Gattungen gehorchen immer die Weibchen dem Zuerstkommenden, gehören dem Männchen nur durch das Recht der Eroberung an und erzeugen unter ihnen unaufhörliche Kämpfe.

259. In denjenigen Gattungen dagegen, wo sich nur Eines mit Einem paart und die Verbindung eine Art moralischen Bandes, eine Art Ehe begründet, versagt sich das Weibchen, das durch seine Wahl dem Männchen, dem es sich ergeben, angehört, gemeiniglich jedem andern, und das Männchen, das in dieser ausschließlichen Zuneigung eine Bürgschaft der Treue sieht, läßt sich auch durch den Anblick anderer Männchen weniger aufregen und lebt friedlicher mit ihnen. Bei diesen Gattungen teilt das Männchen die Sorge um die Jungen und infolge eines jener Naturgesetze, welche man nicht ohne Rührung beobachtet, scheint das Weibchem dem Vater die Zuneigung, die er für seine Kinder hat, wieder zu vergelten.

260. Betrachtet man nun die menschliche Gattung in ihrer ursprünglichen Einfachheit, so sieht man leicht an dem beschränkten Vermögen des männlichen Teils und an der Mäßigkeit seiner Begierden, daß er von Natur bestimmt ist, mit einem einzigen Weib sich zu begnügen; dies wird bestätigt durch die numerische Gleichheit beider Geschlechter, wenigstens in unseren Erdstrichen, während diese Gleichheit in den Gattungen, wo die größere Stärke der Männchen mehrere Weibchen mit einem einzigen Männchen verbindet, fast nicht stattfindet. Obwohl nun der Mann nicht brütet wie der Täuberich und in dieser Beziehung, da er auch keine Brüste zum Säugen hat, zur Klasse der Vierfüßer gehört,*) so kriechen die Kinder doch so lange kraftlos auf allen Vieren,

*) D. i. diejenigen Tiere, bei welchen nur das Weibchen sich der Pflege der Jungen widmet.

daß die Mutter und sie die Zuneigung des Vaters und die daraus entspringende Fürsorge schwer entbehren könnten.

261. Alle Beobachtungen vereinigen sich also zu dem Beweise, daß die Eifersuchtswut der Männchen bei gewissen Tiergattungen durchaus keinen Schluß auf den Menschen zuläßt; und selbst die Ausnahme der südlichen Gegenden, wo die Vielweiberei besteht, bestätigt den Grundsatz nur um so mehr, da von der Überzahl der Weiber die tyrannische Vorsicht der Männer herkommt und das Gefühl der eigenen Schwäche den Menschen veranlaßt, zum Zwang zu greifen, um die Gesetze der Natur zu vereiteln.

262. Bei uns, wo diese nämlichen Gesetze weniger in dieser, wohl aber in anderer und noch häßlicherer Weise umgangen werden, hat die Eifersucht ihren Beweggrund mehr in den gesellschaftlichen Leidenschaften als in dem ursprünglichen Naturtrieb. In den meisten galanten Verhältnissen haßt der Anbeter seinen Nebenbuhler viel mehr, als er seine Geliebte liebt; wenn er fürchtet, nicht allein erhört zu werden, so ist dies die Folge jenes Dünkels, dessen Ursprung ich aufgedeckt habe, und die Eitelkeit leidet bei ihnen viel mehr als die Liebe. Überdies haben unsere ungeschickten Einrichtungen die Frauen so heuchlerisch gemacht [1]) und ihre Begierden so sehr gesteigert, daß man auch auf ihre bestbezeugte Anhänglichkeit kaum rechnen kann und daß sie keine Beweise der Bevorzugung mehr geben können, welche die Furcht vor Nebenbuhlern zu beschwichtigen geeignet wären.

263. Mit der wahren Liebe verhält es sich anders. In dem schon erwähnten Aufsatze habe ich gezeigt, daß dieses Gefühl nicht so natürlich ist, als man denkt; es ist auch ein großer Unterschied zwischen der süßen Gewohnheit, welche einen Mann mit seiner Gattin gemütlich verbindet, und jener zügellosen Glut, welche ihn mit den eingebildeten Reizen eines Wesens, das er nicht mehr so sieht, wie es ist, berauscht. Diese Leidenschaft, welche nichts als Ausschließungen und Bevorzugungen kennt, unterscheidet sich in so ferne nicht von der Eitelkeit, als diese, indem sie alles fordert und nichts gewährt, immer unbillig ist, während die Liebe, welche ebenso viel giebt, als sie fordert, an und für sich ein mit Billigkeit gepaartes Gefühl ist. Je mehr sie übrigens fordert, desto leichtgläubiger ist sie: der nämliche Wahn, welchen sie hervorruft, macht sie der Überredung leicht zugänglich. Wenn die Liebe unruhig ist, ist die Achtung voller Vertrauen; und nie hat Liebe ohne Achtung in einem ehrbaren

---

[1]) Die Art der Heuchelei, die ich hier meine, ist der, die ihnen zukommt und die sie von Natur haben, entgegengesetzt [vgl. § 54 u. aw.]; die eine besteht darin, daß sie Gefühle, welche sie haben, wegheucheln, die andre, daß sie solche erheucheln. Überall in der Welt gehen die Weiber darauf aus, mit ihrer angeblichen Empfindsamkeit zu prunken, und überall lieben sie nur sich selbst. — R. Anm.

Herzen gewohnt, weil jeder in dem geliebten Gegenstand nur die Eigenschaften liebt, die er selbst wert hält.

264. Nachdem dies alles aufgehellt, kann man gewiß erraten, welcher Art von Eifersucht Emil fähig sein wird; denn da diese Leidenschaft kaum dem menschlichen Herzen entsproßt, so wird ihre Art einzig durch die Erziehung bestimmt. Emil wird auch in der Liebe und Eifersucht nicht zornsüchtig, argwöhnisch und mißtrauisch sein, sondern zartsinnig, gefühlvoll und schüchtern: er wird mehr besorgt sein als aufgeregt; es wird ihm mehr darum zu thun sein, seine Geliebte an sich zu fesseln, als seinen Nebenbuhler zu bedrohen; er wird ihn, wenn er kann, als ein Hindernis beseitigen, ihn aber nicht hassen wie einen Feind; wenn er ihn haßt, so ist es nicht eine Folge des Vorsatzes, ihm ein Herz streitig zu machen, auf das er Ansprüche erhebt, sondern wegen der wirklichen Gefahr, es zu verlieren, in welche jener ihn versetzt hat; er wird nicht in unberechtigtem Dünkel sich thöricht ereifern, daß man es wagt, mit ihm in die Schranken zu treten. Er wird begreifen, daß das Recht des Vorzugs einzig auf dem inneren Wert beruht und daß die Ehre in dem Erfolge liegt, und wird sich deshalb doppelte Mühe geben, liebenswürdig zu sein, und das wird ihm voraussichtlich glücken. Wenn die hochherzige Sophie seine Liebe durch einige Stürme aufregt, so wird sie sie auch zu leiten und ihn zu entschädigen wissen, und die Nebenbuhler, welche nur geduldet wurden, um ihn auf die Probe zu stellen, werden bald aus dem Wege geräumt sein.

265. Doch, wohin gerate ich? Emil, was ist aus dir geworden? Kann ich meinen Zögling noch in dir erkennen? Wie tief sehe ich dich gefallen! Wo ist jener hart erzogene junge Mann, der den Unbilden der Jahreszeiten trotzte und seinen Leib den schwersten Arbeiten, seinen Geist aber nur den Gesetzen der Weisheit unterwarf, unzugänglich für das Vorurteil und die Leidenschaften, jener junge Mann, der nur die Wahrheit liebte, der nur auf die Vernunft hörte und an nichts hing, was nicht zu seinem Wesen gehörte? Jetzt ist er in ein müßiges Leben versunken und läßt sich durch Weiber leiten; ihr Zeitvertreib ist seine Beschäftigung, ihr Wille sein Gesetz; ein junges Mädchen entscheidet über sein Los; er kriecht und schmiegt sich vor ihm: der ernste Emil ist der Spielball eines Kindes!

266. So ändert sich das Schauspiel des Lebens; jedes Alter wird von anderen Triebfedern bewegt; aber der Mensch ist immer derselbe. Im zehnten Jahr läßt er sich durch Kuchen leiten, im zwanzigsten durch eine Geliebte, mit dreißig Jahren durch die Vergnügen, mit vierzig durch den Ehrgeiz, mit fünfzig durch die Habsucht: wann denn läuft er nur der Weisheit nach? Glücklich, wen man ohne dessen Willen dahin leitet! Was thut es, welchen Führer man dazu gebraucht, wenn er ihn nur ans Ziel bringt? Die Helden, die Weisen selbst haben der mensch-

lichen Schwäche diesen Zoll bezahlt, und mancher, dessen Hand Spindeln zerbrach, war darum nicht minder ein großer Mann.*)

267. Willst du die Wirkung einer glücklichen Erziehung auf das ganze Leben erstrecken, so erhalte durch die Jugend hindurch die guten Gewohnheiten der Kindheit, und wenn dein Zögling ist, was er sein soll, so sorge nur, daß er zu allen Zeiten derselbe sei. Das ist der letzte Grad der Vollkommenheit, welche du deinem Werke zu geben hast. Darum vor allem ist es wichtig, daß man den jungen Leuten einen Erzieher läßt; denn im übrigen ist wohl nicht zu befürchten, daß sie nicht auch ohne ihn sich zu verlieben wüßten. Darin aber täuschen sich die Erzieher und besonders die Väter, daß sie glauben, eine Art zu leben schließe die andere aus und, sobald man erwachsen sei, müsse man auf alles verzichten, was man als Kind gethan habe. Wäre das so, wozu sollte man sich denn mit der Kindheit zu schaffen machen, da der gute oder schlechte Gebrauch, den man von dieser Sorgfalt machte, mit ihr selbst dahin wäre und weil man mit einer so gänzlich verschiedenen Art zu leben notwendig auch eine andere Art zu denken annähme?

268. Wie nur große Krankheiten den Zusammenhang im Gedächtnis zerreißen, so können dies in den Sitten nur große Leidenschaften bewirken. Unsere Ansichten und Neigungen wechseln zwar; aber der Wechsel wird, wenn er auch manchmal ziemlich rasch ist, durch die Gewohnheiten gemildert. Im Wandel unserer Neigungen muß der geschickte Künstler wie in einer schönen Abstufung von Farben die Übergänge unmerklich machen, die Töne mischen und verschmelzen und, damit nirgends sich ein Sprung zeige, die Lagen mehrfach über das ganze Bild auftragen. Diese Regel wird durch die Erfahrung bestätigt: ungezügelte Leute wechseln alle Tage ihre Neigungen, Anschauungen und Meinungen und kennen statt aller Beständigkeit nur die Gewohnheit des Wechsels; aber der geordnete Mensch kommt immer auf seine alte Übung zurück und verliert selbst im Alter den Geschmack für die Vergnügungen nicht, die er als Kind geliebt.

269. Wenn du es dahin bringst, daß die jungen Leute, wenn sie in ein anderes Lebensalter übertreten, nicht mit Verachtung auf das vorhergehende zurückblicken, daß sie mit der Annahme neuer Lebensgewohnheiten nicht die alten ablegen und daß sie immer thun wollen, was recht ist, ohne Rücksicht auf die Zeit, wo sie es zum ersten Male gethan, dann erst hast du dein Werk sicher gestellt und bist ihrer gewiß bis ans Ende ihres Lebens; denn die bedenklichste Umwälzung vollzieht sich in dem Alter, dem du gegenwärtig deine Wachsamkeit zuwendest. Wie man an diese Zeit immer mit Wehmut zurückdenkt, so verliert man auch später die geistige Richtung, welche man während derselben bewahrt hat,

*) Anspielung auf Herkules, der bei Omphale spann.

nur schwer; ist sie dagegen einmal durchbrochen, so gewinnt man sie sein Leben lang nicht wieder.

270. Die meisten Gewohnheiten, die man den Kindern und jungen Leuten anzueignen glaubt, sind keine eigentlichen Gewohnheiten, da sie dieselben nur durch Zwang angenommen und da sie, wie sie ihnen nur mit Widerwillen gefolgt sind, nur die Gelegenheit abwarten, sich von ihnen loszumachen. Wenn man auch noch so lange im Gefängnis sitzt, eine Neigung dafür bildet man dennoch nicht aus; die Gewohnheit vermindert in diesem Falle die Abneigung nicht, sondern vermehrt sie sogar. Nicht so verhält es sich mit Emil, der in seiner Kindheit nichts unfreiwillig und mit Unlust gethan hat und nun, indem er als Mann seine Handlungsweise fortsetzt, zum Wohlgefühl der Freiheit noch die Macht der Gewohnheit hinzufügt. Thätigkeit, körperliche Arbeit, Bewegung und Übung sind ihm so notwendig geworden, daß er nicht ohne Schaden darauf verzichten könnte. Wollte man ihn mit einem Male zu einem weichlichen und sitzenden Leben zwingen, es wäre, als wollte man ihn ins Gefängnis werfen und in Ketten legen und in einem gewaltsamen und erzwungenen Zustand erhalten; ich zweifle nicht, daß auch seine Gemütsverfassung und seine Gesundheit gleichermaßen darunter leiden würden. In einem ganz geschlossenen Zimmer kann er kaum frei atmen; er braucht freie Luft, Bewegung und Anstrengung. Selbst zu Sophiens Füßen kann er sich manchmal einen flüchtigen Blick hinaus auf das Feld und den Wunsch, es mit Sophie zu durchlaufen, kaum versagen. Er bleibt jedoch, wenn er muß; nur ist er unruhig und aufgeregt, als suchte er sich loszumachen; er bleibt, weil er in Fesseln liegt. So habe ich ihm doch Bedürfnisse auferlegt, werdet ihr sagen, so habe ich ihn doch zum Sklaven gemacht: allerdings, ich habe ihm das Joch der Menschlichkeit auferlegt.

271. Emil liebt Sophie; aber welches sind die ersten Reize, welche ihn an sie gefesselt haben? Gefühl, Tugend und die Liebe für das Ehrbare. Wenn er diese Liebe an seiner Geliebten hochschätzt, sollte er sie für sich verloren haben? Und Sophie, um welchen Preis ist sie sein geworden? Um den Preis aller Gefühle, welche dem Herzen ihres Geliebten natürlich sind: die Schätzung der wahren Güter, die Enthaltsamkeit und Einfachheit, die edle Selbstlosigkeit und die Verachtung des Prunkes und Reichtums. Emil besaß diese Tugenden, bevor die Liebe sie ihm ins Herz gelegt hatte. Worin hat also Emil sich eigentlich verändert? Er hat neue Gründe zu sein, was er ist; das ist der einzige Punkt, der ihn gegen seine frühere Lage unterscheidet.

272. Ich kann mir nicht denken, daß jemand, der dieses Buch mit einiger Aufmerksamkeit liest, glauben sollte, alle Umstände seiner augenblicklichen Lage hätten sich so nur durch Zufall um ihn zusammengefunden. Ist es denn ein Zufall, daß das Mädchen, das seine Neigung gewinnt, sich nur mitten in der abgelegensten Einsamkeit finden läßt, wo doch

die Städte so viele liebenswürdige Mädchen bieten? Ist es Zufall, daß er ihr begegnet? Ist es ein Zufall, daß sie zu einander passen? Ist es ein Zufall, daß sie nicht am selben Orte wohnen können? Ist es ein Zufall, daß er nur so weit von ihr entfernt einen Aufenthaltsort findet? Ist es ein Zufall, daß er sie so selten sieht und daß er das Vergnügen, sie zu sehen, durch so viele Anstrengungen erkaufen muß? — Er verweichlicht sich, sagst du. — Nein, im Gegenteil, er härtet sich ab; er muß so kräftig sein, wie er es durch mich geworden ist, um den Anstrengungen, welche Sophie ihm auferlegt, gewachsen zu sein.

273. Er wohnt zwei lange Wegstunden von ihr entfernt. Diese Entfernung ist der Blasebalg in der Schmiede, in der ich die Liebespfeile härte. Wohnten sie Thür an Thür oder könnte er weich in eine gute Kutsche gebettet zu ihr gelangen, so würde er sie nach Bequemlichkeit, so wie es die Pariser machen, lieben. Hätte Leander für Hero sterben wollen, wenn ihn das Meer nicht von ihr getrennt hätte? Leser, erlaß mir die Worte; bist du imstande, mich zu verstehen, so wirst du in den Einzelheiten meiner Erzählung meine Grundsätze hinlänglich verfolgen können.

274. Die ersten Male, da wir Sophie besuchten, haben wir Pferde genommen, um schneller vorwärts zu kommen. Wir finden diese Art bequem und nehmen auch das fünfte Mal noch Pferde. Man erwartete uns; mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt bemerken wir Leute auf dem Wege. Emil späht hin, das Herz schlägt ihm; beim Näherkommen erkennt ihn Sophie, er wirft sich vom Pferde herunter, eilt, fliegt ihr entgegen und ist bald bei der liebenswürdigen Familie angelangt. Emil liebt schöne Pferde und hat selbst ein lebhaftes Tier; sobald es sich frei fühlt, jagt es durch die Felder davon: ich folge ihm, erreiche es mit Mühe und bringe es zurück. Unglücklicherweise fürchtet sich Sophie vor den Pferden; ich wage es deshalb nicht, in ihre Nähe zu kommen. Emil merkt nichts davon; aber Sophie sagt ihm einige Worte ins Ohr, wie er seinen Freund sich hätte abmühen lassen. Emil läuft ganz beschämt herbei, ergreift die Pferde und bleibt zurück: es ist nur in der Ordnung, daß an jeden die Reihe komme. Nun geht er voraus, um die Reitpferde los zu werden. Da er auf diese Weise Sophie hinter sich lassen muß, kommt ihm das Pferd nicht mehr als ein so bequemes Beförderungsmittel vor. Atemlos kommt er zurück und trifft uns auf halbem Wege.

275. Bei der nächsten Reise will Emil kein Pferd mehr. „Warum?“ frage ich ihn. „Wir brauchen nur einen Bedienten mitzunehmen, der sie besorgt.“ „O,“ erwidert er, „sollen wir so die würdige Familie überlasten? Du begreifst, daß sie alles verpflegen will, Menschen und Pferde.“ „Es ist wahr,“ versetze ich, „daß sie die Gastlichkeit der armen Leute haben. Die Reichen, die bei all ihrem Prunk geizig sind,

beherbergen nur ihre Freunde; die Armen dagegen geben auch den Pferden ihrer Freunde Obdach.“ „Gehen wir zu Fuß,“ sagt er nun; „hast du nicht den Mut dazu, da du doch die ermüdenden Vergnügungen deines Sohnes so freudigen Herzens teilst?“ „Sehr gern,“ erwidere ich sofort: „auch scheint es mir, daß die Liebe nicht so viel Geräusch ertragen mag.“

276. Beim Ankommen treffen wir Mutter und Tochter noch weiter weg als das erste Mal. Mit Pfeilschnelle sind wir hergekommen. Emil ist in Schweiß gebadet; eine liebe Hand wischt ihm mit einem Tuch die Wangen ab. Möchte es auch noch so viele Pferde auf der Welt geben, wir würden uns dennoch nicht mehr versucht fühlen, eines zu gebrauchen.

277. Indessen ist es recht hart, daß wir nie einen Abend mit einander verbringen können. Der Sommer rückt vor, die Tage werden schon kürzer. Trotz unserer Einwendungen erlaubt man uns nie, erst Nachts heimzukehren, nnd wenn wir nicht gleich in aller Frühe kommen, so müssen wir fast unmittelbar nach der Ankunft wieder fortgehen. Nachdem die Mutter uns lange bedauert und sich um uns geängstigt hat, kömmt sie endlich auf den Gedanken, man könne uns allerdings anständiger Weise nicht im Hause beherbergen, doch könne man uns eine Unterkunft im Dorfe finden, um manchmal dort zu übernachten. Bei diesen Worten schlägt Emil in die Hände und bebt vor Freuden, und Sophie küßt unwillkürlich ihre Mutter an dem Tage, wo sie dieses Auskunftsmittel gefunden, etwas häufiger.

278. Nach und nach bildet und befestigt sich süße Freundschaft und harmlose Vertraulichkeit unter uns. An den durch Sophie oder ihre Mutter selbst festgesetzten Tagen komme ich in der Regel mit meinem Freunde: manchmal lasse ich ihn auch allein hingehen. Das Vertrauen erhebt die Seele, und einen Mann muß man nicht mehr als Kind behandeln: was hätte ich auch bis jetzt erreicht, wenn mein Zögling meine Achtung nicht verdiente? Es kommt auch vor, daß ich ohne ihn hingehe; dann ist er traurig, doch murrt er nicht: was nützte es ihm auch? Er weiß ja auch, daß ich seinen Interessen nicht in den Weg treten will. Mögen wir übrigens znsammen oder einzeln gehen, es ist begreiflich, daß uns kein Wetter zurückhält, sind wir ja doch stolz darauf, in einem Zustande anzukommen, daß man uns bedauern darf. Leider versagt uns Sophie diese Ehre; sie verbietet uns, beim schlechten Wetter zu kommen. Dies ist der einzige Fall, wo ich sie gegen die Grundsätze, die ich ihr im geheimen vorschreibe, sich auflehnen sehe.

279. Eines Tages, da er allein gegangen und ich ihn erst für den folgenden Morgen erwarte, sehe ich ihn schon am Abend kommen und sage ihm, indem ich ihn umarme: „Wie, lieber Emil, du kommst zu deinem Freunde zurück!“ Aber anstatt meine Liebkosungen zu erwidern,

sagt er etwas verstimmt zu mir: „Glaube nicht, daß ich aus freien Stücken sobald zurückkehre; ich komme wider meinen Willen. Sie hat es gewollt; ich komme um ihretwillen, nicht deinetwegen.“ Gerührt von seiner Treuherzigkeit umarme ich ihn nochmals mit den Worten: „Du freimütige, aufrichtige Seele, entziehe mir nicht, was mir gehört. Wenn du ihretwillen zurückkommst, so gestehst du es doch meinetwegen; deine Rückkehr ist ihr Werk, deine Offenherzigkeit aber ist das meinige. Bewahre immer diese edle Lauterkeit der schönen Seelen. Wer uns gleichgültig ist, mag denken, was er will; aber ein Verbrechen ist es, zu dulden, daß ein Freund uns als Verdienst anrechne, was wir nicht seinetwegen gethan haben“.

280. Ich hüte mich wohl, den Wert seines Geständnisses in seinen Augen dadurch herunterzusetzen, daß ich mehr Liebe als Großmut darin finde und ihm bemerke, er wolle weniger sich das Verdienst absprechen als es Sophie zulegen. Aber siehe, wie er mir das Innerste seines Herzens enthüllt, ohne es nur zu wissen: kommt er gemächlich, langsamen Schrittes, in Gedanken an seine Liebe versunken, so ist Emil nur Sophiens Anbeter; langt er aber schnellen Schrittes, erhitzt, wenn auch ein wenig ärgerlich an, so ist er der Freund seines Mentor.

281. An diesen Veranstaltungen sieht man, daß mein junger Mann noch weit entfernt ist, sein Leben in Sophiens Nähe hinzubringen und sie so oft zu sehen, als er gern möchte. Eine Reise oder zwei in der Woche ist alles, was ihm gestattet wird, und seine Besuche, die sich oft auf einen halben Tag beschränken, erstrecken sich selten auf den nächsten Morgen. Er hat viel mehr Zeit für die Hoffnung, sie wiederzusehen, oder für das glückliche Gefühl, sie gesehen zu haben, als für das Wiedersehen selbst. Und von der Zeit selbst, die er für seine Reisen bestimmt, verbringt er weniger in ihrer Nähe als im Hingehen oder Weggehen. Diese wahren, reinen und köstlichen Freuden, die er indessen mehr in der Einbildung als in Wirklichkeit genießt, spornen seine Liebe an, ohne sein Herz zu verweichlichen.

282. An den Tagen, wo er sie nicht sieht, ist er nicht müßig oder unthätig. Da ist er wieder Emil ohne irgendwelche Veränderung. Meistens durchzieht er das Gefild der Umgebung und verfolgt seine naturwissenschaftlichen Studien; er beobachtet und untersucht das Gelände, seine Erzeugnisse und seinen Anbau; er vergleicht die Arbeiten, die er da bemerkt, mit denen, die er schon kennt; er forscht nach den Gründen des Unterschieds; wenn er eine andere Art der landesüblichen vorziehen zu müssen glaubt, so teilt er sie den Landleuten mit; wenn er eine bessere Art Pflüge empfiehlt, so läßt er einen nach seinen Zeichnungen machen; findet er eine Mergelgrube, so lehrt er, wozu sie dienlich ist, wenn man davon in der Gegend nichts weiß; oft legt er selbst Hand ans Werk; sie wundern sich allgemein, wie er ihre Werkzeuge leichter als sie selbst

zu handhaben versteht, wie er tiefere und geradere Furchen zieht als sie, den Samen gleichmäßiger auswirft und beim Häufeln zweckmäßiger zu Werke geht. Sie machen sich nicht über ihn lustig wie über einen Phrasendrechsler in Sachen des Landbaus; sie sehen wohl, daß er sich wirklich darauf versteht. Kurz, er erstreckt seinen Eifer und seine Bemühungen auf alles, was einen ursprünglichen und allgemeinen Nutzen hat; ja, er bleibt auch dabei nicht stehen. Er besucht die Wohnungen der Landleute, erkundigt sich, wie sie stehen, welches ihre Familienverhältnisse sind, wie viel Kinder sie haben, wie groß ihr Land, von welcher Art sein Erträgnis ist, wie es mit dem Absatz desselben, mit ihrem Einkommen, ihren Steuern und Schulden steht u. s. w. Geld verteilt er wenig, denn er weiß, daß es in der Regel schlecht angewandt wird; aber er bestimmt die Verwendung desselben selbst und macht es ihnen nutzbar, selbst gegen ihren Willen. Er liefert ihnen Arbeiter und bezahlt ihnen selbst oft den Taglohn für die Arbeiten, die sie notwendig haben. Dem einen läßt er seine halb eingefallene Hütte wieder aufrichten oder decken; dem andern läßt er sein Land umarbeiten, das er aus Mangel an Mitteln liegen ließ; einem dritten verschafft er eine Kuh, ein Pferd, Vieh jeder Art zum Ersatz für Verlorenes; zwei Nachbarn wollen einen Prozeß anfangen: er beredet und vergleicht sie; ein Bauer wird krank: er läßt ihn pflegen und hilft selbst mit[1]); ein anderer wird durch einen mächtigen Nachbar bedrückt: er beschützt ihn und verwendet sich für ihn; arme junge Leute möchten sich gerne heiraten: er hilft ihnen dazu; eine gute Frau hat ihr geliebtes Kind verloren: er besucht und tröstet sie; aber er geht auch nicht gleich wieder zum Haus hinaus: die Armen sind ihm nicht zu gering, es eilt ihm nicht zu sehr, die Unglücklichen zu verlassen; oft nimmt er seine Mahlzeit bei den Landleuten, die er unterstützt, er läßt sich auch von denen einladen, die ihn nicht brauchen: so wird er der Wohlthäter der einen und der Freund der andern und hört dabei nicht auf, Ihresgleichen zu sein. Endlich stiftet er immer mit seiner Person ebensoviel Gutes als mit seinem Geld.*)

283. Manchmal richtet er seine Gänge nach dem glücklichen Hause:

---

[1]) Einen kranken Bauer pflegen heißt nicht ihm Purganzen und Arzneien geben und ihm einen Wundarzt schicken. Das alles ist für diese armen Leute bei ihren Krankheiten kein Bedürfnis, wohl aber brauchen sie eine bessere und reichlichere Kost. Fastet ihr nur immerhin, wenn ihr das Fieber habt; aber wenn euere Bauern es haben, gebt ihnen Fleisch und Wein; fast alle ihre Krankheiten kommen von Not und Überanstrengung: ihr bester Heiltrank liegt in euerem Keller, euer Fleischer soll ihr einziger Apotheker sein. — R. Amst. — Während die gleichzeitigen Schriftsteller von der Not des französischen Bauernstandes im 18. Jahrh. viel zu reden wissen, suchen moderne Schriftsteller das Gegenteil zu erweisen. Daß die Darstellungen der ersteren übertrieben sind, darf unbedenklich angenommen werden.

*) Emil übt hier, was sein Erzieher ihm II § 72 lehren wollte.

er könnte die Hoffnung hegen, Sophiens heimlich ansichtig zu werden, sie bei ihrem Spaziergang zu sehen, ohne selbst bemerkt zu werden; aber Emil ist immer gerade in seinem Benehmen, er versteht und wünscht nicht zu täuschen. Er besitzt jenes liebenswürdige Zartgefühl, welches die Achtung vor sich selbst hebt und nährt durch das gute Zeugnis, das man sich geben darf. Er hält sich streng in seinen Grenzen und nähert sich nie soweit, daß ihm durch den Zufall zuteil werden könnte, was er nur Sophien verdanken will. Dafür schweift er mit Lust in der Gegend umher, geht den Tritten seiner Geliebten nach und denkt mit Rührung an die Mühe, die sie sich gegeben, und an die Gänge, die sie ihm zu Gefallen mitgemacht hat. Am Tage, bevor er sie sehen soll, geht er wohl in irgendein benachbartes Bauernhaus und bestellt da einen Imbiß für den folgenden Tag. Der Spaziergang richtet sich nach dieser Seite, ohne daß man es merkt; man geht wie zufällig hinein und findet Obst, Kuchen und Sahne. Sophie, die gern etwas Gutes ißt, weiß diese Aufmerksamkeiten zu schätzen und erkennt unsere Fürsorge gern an; denn ich bekomme immer meinen Teil von ihrer Dankbarkeit, selbst wenn ich nichts gethan hätte, sie zu verdienen; die kleinen Mädchen helfen sich so aus der Verlegenheit, wenn sie danken sollen. Der Vater und ich essen Kuchen und trinken Wein; aber Emil hält sich zu den Frauen und späht nach einem Teller Sahne, in den Sophie den Löffel getaucht, um ihn heimlich sich zuzueignen.

284. Da von Kuchen die Rede ist, erinnere ich Emil an die Wettläufe von ehemals. Man will wissen, welche Bewandtnis es damit habe: ich setze es auseinander zur Belustigung der Gesellschaft, und man frägt ihn, ob er noch laufen könne. „Besser als jemals," antwortet er; „es wäre mir leid, wenn ich es verlernt hätte." Jemand aus der Gesellschaft möchte ihn so gern laufen sehen, wagt aber nicht, es zu sagen; ein anderer übernimmt es, den Vorschlag zu machen; er geht darauf ein: nun holt man zwei oder drei junge Leute aus der Nachbarschaft herbei; man bestimmt einen Preis und legt, um die ehemaligen Spiele treuer nachzuahmen, einen Kuchen auf den Zielpunkt; jeder hält sich bereit; Papa giebt das Zeichen, indem er in die Hände schlägt. Der behende Emil fliegt dahin und ist am Ziel der Rennbahn angelangt, bevor die drei schwerfälligen Mitbewerber abgegangen sind. Emil empfängt aus Sophiens Händen den Preis und teilt, nicht minder edelmütig als Aeneas,*) Geschenke an alle Besiegte aus.

285. Mitten im Siegesjubel wagt Sophie den Sieger herauszufordern, und rühmt sich, so gut zu laufen wie er. Er weigert sich nicht, mit ihr in die Rennbahn zu treten, und während sie sich am Anfang der Bahn bereit macht, ihr Kleid auf beiden Seiten hinaufnimmt, und

*) Verg. Aen. V, 348 bei den Totenspielen.

sorgfältiger darauf bedacht, Emils Augen ein feines Bein zu zeigen, als ihn im Kampfe zu besiegen, nachsieht, ob ihre Röcke kurz genug sind, sagt er der Mutter ein Wort ins Ohr; sie lächelt und giebt ihm ein Zeichen der Zustimmung. Hierauf stellt er sich neben seine Mitbewerberin und kaum ist das Zeichen gegeben, so sieht man auch Sophie forteilen und wie ein Vogel dahinfliegen.

286. Die Weiber sind nicht zum Laufen geschaffen; wenn sie fliehen, so wollen sie eingeholt werden. Laufen ist nicht das einzige Ding, das sie ungeschickt machen; aber es ist das einzige, was sie unhübsch machen: die Ellbogen, die sie zurückstemmen und fest an den Leib ziehen, geben ihnen ein lächerliches Aussehen, und die hohen Absätze, auf denen sie einherstelzen, lassen sie wie Heuschrecken erscheinen, die laufen möchten, ohne zu hüpfen.

287. Emil, dem es nicht einfällt, daß Sophie etwa besser laufe als ein anderes Weib, hält es nicht der Mühe wert, seinen Platz zu verlassen, und sieht mit spöttischem Lachen, wie sie fortläuft. Aber Sophie ist leichtfüßig und trägt niedrige Absätze; sie braucht keine künstlichen Mittel, um sich einen niedlichen Fuß zu machen; sie rennt ihm mit einer solchen Schnelligkeit voraus, daß er, um diese neue Atalante*) einzuholen, nur eben noch soviel Zeit hat, als er braucht, nachdem er sie soweit vor sich sieht. Er läuft daher auch ab, einem Adler gleich, der auf seine Beute stößt; er verfolgt sie, kommt dicht hinter sie, erreicht sie endlich ganz atemlos, schlägt sanft seinen linken Arm um sie, hebt sie wie eine Feder in die Höhe, drückt die süße Last gegen seine Brust und läuft so ans Ende der Bahn, indem er sie das Ziel zuerst berühren läßt, dann ruft er: „Sophie ist Siegerin," läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder und bekennt sich als Besiegten.

288. Zu diesen verschiedenen Beschäftigungen kommt noch die Ausübung des Handwerks, das wir gelernt haben.**) Wenigstens einmal in der Woche und jedesmal, wenn das schlechte Wetter uns den Aufenthalt im Freien verbietet, gehen Emil und ich bei einem Meister zur Arbeit. Wir arbeiten da nicht zum Schein, als Leute, welche über diesem Stande sind, sondern in allem Ernst und als richtige Arbeiter. Sophiens Vater, der uns einmal besucht, findet uns bei der Arbeit und verfehlt nicht, seiner Frau und seiner Tochter mit Bewunderung zu berichten, was er gesehen hat. „Sehet einmal," sagt er, „diesen jungen Mann in der Werkstätte, und ihr werdet erkennen, ob er das Los des Armen verachtet!" Man mag sich denken, ob Sophie diese Worte mit Vergnügen anhört. Man kommt wieder darauf zu sprechen und möchte ihn bei

---

*) Die schnellfüßige Tochter des Schoineus, welche am Argonautenzug teilnahm.

**) Nach dem III § 103 ausgesprochenen Grundsatz.

der Arbeit überraschen. Man fragt mich aus, ohne sich etwas merken zu lassen, und nachdem man sich eines unserer Arbeitstage versichert hat, nehmen Mutter und Tochter eine Kutsche und langen noch desselben Tages in der Stadt an.

289. Beim Eintritte in die Werkstätte gewahrt Sophie am anderen Ende einen jungen Mann in der Weste, mit nachlässig zusammengebundenen Haaren und so in seine Atrbei vertieft, daß er sie nicht bemerkt; sie bleibt stehen und winkt ihrer Mutter. Emil, den Meißel in der einen, den Schlägel in der andern Hand, macht eben eine Nute fertig. Dann zersägt er ein Brett und bringt ein Stück davon unter den Zwingkloben, um es glatt zu machen. Der Anblick bringt Sophie durchaus nicht zum Lachen; er rührt sie und dünkt ihr achtungswürdig. Weib, ehre deinen Herrn; er arbeitet für dich, er verdient dir dein Brot und ernährt dich: so ist der Mann.*)

290. Während die Frauen ihn eifrig beobachten, bemerke ich sie; ich zupfe Emil am Ärmel: er wendet sich um, wirft sein Werkzeug weg und springt auf mit Freudenrufen. Nachdem er sich der ersten freudigen Überraschung hingegeben, läßt er sie niedersitzen und nimmt seine Arbeit wieder auf. Aber Sophie kann nicht sitzen bleiben; sie erhebt sich mit Lebhaftigkeit, durchläuft die Werkstätte, untersucht die Werkzeuge, befühlt die glattgehobelte Brettfläche, nimmt Späne vom Boden auf und sieht uns auf die Hände: dann erklärt sie, sie habe dieses Handwerk gern, weil es reinlich sei. Das thörichte Ding versucht sogar, Emil nachzuahmen. Mit ihrer weißen und zarten Hand führt sie den Hobel auf einem Brett; der Hobel gleitet aus und faßt nicht. Mir ist, als sähe ich Amor in den Lüften lachen und mit den Flügeln schlagen und als hörte ich ein Freudengeschrei ausstoßen und rufen: Herkules ist gerächt.**)

291. Unterdessen befrägt die Mutter den Meister. „Wie bezahlen Sie diese Gesellen?“ — „Gnädige Frau, ich gebe jedem zwanzig Sous täglich und die Kost; aber wenn dieser junge Mann wollte, würde er viel mehr verdienen; denn er ist der beste Arbeiter weit und breit.“ — „Zwanzig Sous täglich und die Kost“ sagt die Mutter, mit Rührung uns anblickend. „Allerdings, gnädige Frau,“ versetzt der Meister. Bei diesen Worten läuft sie auf Emil zu, umarmt ihn, drückt ihn ans Herz und vergießt Thränen über ihn und weiß nichts anderes zu sagen als immer wieder: „O mein lieber Sohn!“

292. Nachdem sie einige Zeit mit uns geplaudert, ohne uns aber von der Arbeit abzuziehen, sagt die Mutter zur Tochter: „Laß uns gehen, es wird spät, wir dürfen nicht auf uns warten lassen.“ Dann tritt sie

---

*) Vergl. § 307 Schluß.
**) Anspielung auf § 266.

zu Emil hin, klopft ihm sanft auf die Wange und sagt: „Nun, wackerer Arbeiter, wollen Sie nicht mit uns kommen?“ Er antwortet mit sehr betrübtem Tone: „Ich bin gedungen, fragen Sie den Meister.“ Man frägt den Meister, ob er uns wohl gehen lassen wolle. Er antwortet, es könne nicht sein. „Ich habe eine dringende Arbeit, die ich morgen abliefern muß. Da ich auf die Herren hier gezählt habe, habe ich Arbeiter, die sich gemeldet, abgewiesen; wenn diese hier mich im Stiche lassen, so weiß ich nicht, wo ich andere hernehmen soll, und kann die Arbeit nicht am versprochenen Tage abliefern.“ Die Mutter sagt nichts und wartet, daß Emil rede. Emil läßt den Kopf hängen und schweigt. „Nun Emil,“ sagt sie, durch sein Schweigen einigermaßen überrascht, „haben Sie darauf nichts zu erwidern?“ Emil sieht die Tochter zärtlich an und antwortet nur: „Sie sehen wohl, daß ich bleiben muß.“ Daraufhin gehen die Frauen fort und lassen uns zurück. Emil begleitet sie bis zur Thüre, folgt ihnen, solange er kann, mit den Augen, seufzt und kehrt wieder zur Arbeit zurück, ohne zu sprechen.

293. Auf dem Wege spricht die etwas gereizte Mutter von diesem sonderbaren Betragen. „Wie,“ sagt sie, „war es so schwer, den Meister zu befriedigen, ohne dort bleiben zu müssen? und weiß der so verschwenderische junge Mensch, der das Geld ohne Not hinauswirft, bei den schicklichen Veranlassungen keines mehr zu finden?“ „Liebe Mutter,“ versetzt Sophie, „Gott verhüte, daß Emil dem Geld soviel Macht einräume, daß es ihm eine persönliche Verpflichtung lösen helfe, um ungestraft sein Wort zu brechen und andere zu nötigen, dem ihrigen untreu zu werden! Ich weiß, daß er dem Arbeiter leicht den geringen Schaden ersetzen würde, den ihm seine Abwesenheit verursachte; unterdessen würde er aber sein Herz zum Sklaven des Reichtums machen; er würde sich gewöhnen, ihn an die Stelle seiner Pflichten zu setzen und zu glauben, man könne sich über alles hinwegsetzen, wenn man nur bezahlt. Emil hat eine andere Denkart, und ich hoffe nicht, die Veranlassung zu sein, daß er sie ändere. Glaubst du, es sei ihn nicht auch schwer angekommen, zu bleiben? Täusche dich nicht, Mama; nur um meinetwillen bleibt er, ich habe es an seinen Augen gesehen.“

294. Sophie macht nicht etwa geringe Ansprüche inbezug auf wirkliche Liebeserweisungen. Im Gegenteil, sie ist herrisch und anspruchsvoll; sie möchte lieber gar nicht als nur mäßig geliebt werden. Sie hat den edeln Stolz des Wertes, der seiner bewußt ist, sich schätzt und geehrt sein will, wie er sich selbst ehrt. Ein Herz, das nicht den ganzen Wert des ihrigen fühlte und sie nicht um ihrer Vorzüge willen ebenso sehr und mehr liebte als ihrer Reize wegen, ein Herz, das ihr nicht seine eigene Pflicht vorzöge und sie nicht über alle anderen Dinge stellte, würde sie verschmähen. Sie hat keinen Verehrer gewollt, der kein anderes Gebot kännte als das ihrige: sie will über einen Mann herrschen, den sie

nicht um seinen männlichen Wert gebracht. So verschmäht Circe die Gefährten des Odysseus, die sie geschändet hat, und giebt sich dem allein, den sie nicht hat verwandeln können.*)

295. Abgesehen von diesem unverletzlichen und geheiligten Rechte jedoch, wacht Sophie, ihre eigenen Rechte eifersüchtig hütend, darüber, mit welcher Sorgfalt Emil sie achtet, mit welchem Eifer er ihren Willen vollführt, mit welcher Geschicklichkeit er sie errät, mit welcher Aufmerksamkeit er auf den bestimmten Augenblick bei ihr ankömmt: er soll weder zu spät kommen noch zu frühe; sie verlangt, daß er pünktlich sei. Kömmt er vor der Zeit, so zieht er sich ihr vor; kömmt er zu spät, so vernachlässigt er sie. Sophie vernachlässigen! das dürfte nicht zweimal vorkommen. Als sie einmal den Verdacht hatte, war schon beinahe alles verloren; aber Sophie ist nicht unbillig und weiß ihr Unrecht schon wieder gut zu machen.

296. Eines Abends werden wir erwartet; Emil hat den Befehl erhalten. Man geht uns entgegen; aber wir treffen nicht ein. Was kann denn geschehen sein? Welches Unglück ist ihnen zugestoßen? Sie schicken niemanden her. Der Abend wird mit Warten hingebracht. Die arme Sophie glaubt, wir wären gestorben; sie quält sich mit trostlosen Gedanken; die ganze Nacht durch weint sie. Beim Einbruch der Nacht hat man einen Boten abgeschickt, der Erkundigungen über uns einziehen und am andern Morgen Nachricht bringen soll. Der Bote kommt mit einem anderen, den wir unsrerseits abgeschickt, mit mündlichen Entschuldigungen und der Nachricht, daß wir uns wohl befinden. Einen Augenblick darauf erscheinen wir selbst. Da ändert sich die Szene: Sophie trocknet ihre Thränen, oder, wenn sie noch weint, so sind es Thränen der Wut. Ihrem stolzen Herzen hat es keine Beruhigung gebracht, daß sie unser Leben geborgen weiß: Emil lebt und hat ohne Not auf sich warten lassen.

297. Bei unserer Ankunft will sie sich einschließen. Man verlangt, daß sie bleibe: so muß sie es denn; aber sie faßt sogleich ihren Entschluß und nimmt eine gelassene, beruhigte Miene an, die auf andere wohl Eindruck machen würde. Der Vater kommt uns entgegen mit den Worten: „Ihr habt euere Freunde in Unruhe gelassen; ich weiß jemanden hier, der es euch nicht so leicht verzeihen wird.“ — „Wer denn, Papa?“ sagt Sophie mit einer Art Lächeln, so freundlich, als sie sich nur anstellen kann. „Was kümmert es dich,“ antwortet der Vater, „wenn nur du es nicht bist?“ Sophie erwidert kein Wort und schlägt die Augen auf ihre Arbeit nieder. Die Mutter empfängt uns in kalter und förmlicher Weise. Emil wagt es in seiner Befangenheit nicht, Sophie anzureden. Sie redet zuerst mit ihm und frägt ihn, wie er sich befinde,

*) Diese Szene stellt den 5. der Stahlstiche der Amst. Ausgabe dar.

lädt ihn ein, sich zu setzen, und verstellt sich so gut, daß der arme junge Mensch, der von der Sprache der heftigen Leidenschaft nichts versteht, sich durch diese Kaltblütigkeit selbst beirren läßt und beinahe auf dem Punkte ist, selbst empfindlich darüber zu werden.

298. Um ihm die Augen zu öffnen, ergreife ich nun Sophiens Hand und will sie an meinen Mund drücken, wie ich manchmal thue: sie zieht die Hand rasch zurück, wobei sie das Wort „mein Herr" so eigentümlich ausspricht, daß diese unwillkürliche Bewegung im Augenblick sie vor Emil enthüllt.

299. Sophie selbst sieht, daß sie sich verraten, und thut sich weniger Zwang an. Ihre anscheinende Kaltblütigkeit verwandelt sich in höhnische Geringschätzung. Auf alles, was man zu ihr sagt, antwortet sie mit einsilbigen Worten, die sie mit zögernder, unsicherer Stimme vorbringt, als fürchte sie, den Ton der Entrüstung zu deutlich durchschimmern zu lassen. Emil, seiner nicht mächtig vor Schreck, betrachtet sie mit schmerzlichem Blick und bemüht sich, ihren Blick auf sein Antlitz zu wenden, um ihre wirklichen Gefühle besser daraus zu lesen. Sophie, durch seine Zuversichtlichkeit noch mehr gereizt, wirft einen Blick auf ihn, der ihm die Lust benimmt, einen zweiten zu begehren. Verlegen und ängstlich wagt Emil, zum großen Glücke für ihn, weder mit ihr zu sprechen noch sie anzublicken; denn, mochte er auch schuldlos sein, sie hätte ihm nie verziehen, wenn er ihren Zorn auszuhalten imstande gewesen wäre.

300. Ich sehe nun, daß ich jetzt einzutreten habe und daß es Zeit sei, sich zu erklären, und gehe wieder auf Sophie zu. Noch einmal ergreife ich ihre Hand, und sie zieht sie nicht wieder zurück; denn sie ist nahe daran, ohnmächtig zu werden. Ich sage sanft zu ihr: „Liebe Sophie, es ist uns schlimm gegangen; aber Sie sind vernünftig und gerecht; Sie werden nicht über uns urteilen, ohne uns zu hören: hören Sie denn." Sie antwortet nichts, und ich rede also:

301. „Wir sind gestern um vier Uhr weggegangen; es war uns gesagt, wir sollten um sieben da sein, und wir nehmen uns immer mehr Zeit, als nötig ist, um uns auszuruhen, bevor wir hier sind. Wir hatten schon drei Viertel des Weges zurückgelegt, als schmerzliche Klagerufe an unser Ohr drangen; sie kamen aus einem Seitenthale in einiger Entfernung von uns. Wir eilen dem Rufe nach und finden einen unglücklichen Bauer, der auf seinem Pferde, etwas vom Wein übernommen, aus der Stadt zurückkam und so schwer von demselben herabgestürzt war, daß er ein Bein gebrochen hatte. Wir schreien und rufen Hilfe herbei; niemand antwortet: wir versuchen, den Verwundeten wieder auf sein Pferd zu setzen, können aber damit nicht zustand kommen: die geringste Bewegung verursacht ihm schreckliche Schmerzen; wir entschließen uns, das Pferd beiseite im Walde anzubinden: dann machen wir einen Tragsitz aus unseren Armen, setzen den Kranken darauf und tragen ihn so

sanft als möglich fort, indem wir hinsichtlich des Weges, den man einschlagen mußte, um in seine Wohnung zu gelangen, seinen Angaben folgen. Es war ein langer Marsch; wir mußten uns mehrere Mal ausruhen. Endlich kommen wir ganz abgemattet an: zu unserer schmerzlichen Überraschung entdecken wir, daß das Haus uns schon bekannt und daß der Unglückliche, welchen wir mit so vieler Mühe nach Hause tragen, der nämliche war, der uns am Tage unserer ersten Ankunft hier so herzlich aufgenommen hatte. In der Aufregung, in der wir uns alle befanden, hatten wir uns bis zu diesem Augenblicke nicht wiedererkannt.

302. „Er hatte nur zwei kleine Kinder. Seine Frau, welche im Begriffe war, ihm das dritte zu schenken, wurde, als sie ihn hertragen sah, so erschüttert, daß sie heftige Schmerzen fühlte und wenige Stunden darauf niederkam. Was thun in dieser Lage, in einer abgelegenen Hütte, wo man keinerlei Hilfe hoffen konnte? Emil entschloß sich, das Pferd zu nehmen, das wir im Walde gelassen hatten, und auf ihm mit verhängtem Zügel in die Stadt zu reiten und einen Wundarzt zu holen. Er gab diesem das Pferd, und da er nicht sofort eine Krankenwärterin finden konnte, kam er mit einem Bedienten zurück, nachdem er an Sie einen Eilboten abgefertigt hatte, während ich, wie Sie glauben können, in vielen Nöten zwischen einem Mann mit gebrochenem Bein und einer Frau in den Wehen, im Hause alles herrichtete, was etwa nach meiner Voraussicht zur Hilfe für beide notwendig sein konnte.

303. „Das Übrige will ich nur kurz berichten; um das handelt es sich ja nicht. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, bevor einer von uns beiden einen Augenblick der Ausspannung hatte. Endlich sind wir vor Tag noch in unserem Quartier hier in der Nähe angelangt, wo wir nur gewartet, bis Sie aufgestanden wären, um Ihnen von unserem Begegnis Bericht zu erstatten."

304. Ich schweige, ohne ein Wort zuzusetzen. Aber bevor jemand spricht, tritt Emil auf seine Geliebte zu, erhebt die Stimme und sagt mit mehr Festigkeit, als ich von ihm erwartet hätte: „Sophie, Sie entscheiden über mein Los, Sie wissen das wohl. Sie können mir tötliche Schmerzen bereiten; hoffen Sie aber nicht, daß ich ihretwegen die Rechte der Menschlichkeit vergessen werde: sie sind mir heiliger als die ihrigen; ich werde nie auf jene verzichten um Ihretwillen."

305. Bei diesen Worten erhebt sich Sophie, und, anstatt zu antworten, schlingt sie ihren Arm um seinen Nacken und küßt ihn auf die Wange; dann reicht sie ihm mit unnachahmlicher Anmut die Hand und sagt zu ihm: „Emil, nimm diese Hand, sie gehört dir. Sei mein Gatte und mein Herr, wann du willst. Ich werde mich bestreben, diese Ehre zu verdienen."

306. Kaum hat sie ihn umarmt, so schlägt der Vater vor Entzücken in die Hände und ruft: „Noch einmal, noch einmal" — und

Sophie, ohne sich drängen zu lassen, küßt ihn sofort zweimal auf die andere Wange; aber fast im nämlichen Augenblick, erschreckt darüber, was sie alles gethan, flüchtet sie in die Arme ihrer Mutter und verbirgt ihr schamglühendes Antlitz an dem mütterlichen Busen.

307. Die allgemeine Freude will ich nicht beschreiben; jedermann muß sie fühlen. Nach dem Mittagessen frägt Sophie, ob es zu weit wäre, um die armen Kranken zu besuchen. Sophie wünscht es, und es ist ein gutes Werk: man geht hin. Man findet sie in zwei getrennten Betten: Emil hatte eines herschaffen lassen; auch Leute finden sich da, um ihnen zu helfen: Emil hatte dafür gesorgt. Aber im übrigen sind beide so schlecht versorgt, daß die Unbequemlichkeit ihnen ebensoviel Schmerzen bereitet als ihre Krankheit. Sophie läßt sich eine Schürze von der guten Frau geben und richtet ihr Bett besser her; ebenso macht sie es nachher mit dem Manne; ihre sanfte und leichte Hand weiß alles, was ihnen wehe thut, zu finden und ihren schmerzenden Gliedern ein weicheres Lager zu bereiten. Sie fühlen sich schon erleichtert, wenn sie herantritt; es ist, als erriete sie alles, was ihnen wehe thut. Das zarte Mädchen schreckt weder vor der Unreinlichkeit noch vor dem üblen Geruch zurück und weiß beides zu beseitigen, ohne jemanden darum zu belästigen und ohne daß die Kranken geplagt werden. Sie, die sonst immer so zurückhaltend und manchmal so hochmütig ist, sie, die um alles in der Welt kein Mannsbette mit der Fingerspitze angerührt hätte, dreht und wendet den Verwundeten ganz ohne Bedenken und bringt ihn in eine bequemere Lage, damit er länger so liegen bleiben könne. Der Eifer der Nächstenliebe wiegt die Schüchternheit auf; was sie thut, thut sie so leicht und mit so viel Geschicklichkeit, daß er sich erleichtert fühlt, fast ohne zu bemerken, daß man ihn nur angerührt hat. Mann und Frau segnen einstimmig das Mädchen, das sie bedient, sie beklagt und sie tröstet. Sie ist ein Engel des Himmels, den Gott ihnen schickt; sie ist es in ihrer Erscheinung und ihrer Freundlichkeit, in ihrer Sanftmut und Güte. Emil betrachtet sie in schweigender Rührung. O Mann, liebe deine Gefährtin; Gott schickt sie dir zum Trost in deinen Mühsalen, zur Aufrichtung in deinem Kummer; so ist das Weib.*)

308. Man läßt das neugeborene Kind taufen. Die beiden Liebenden halten es über die Taufe mit dem glühenden Verlangen im Herzen, bald von anderen den nämlichen Dienst verlangen zu können. Sie sehnen sich nach dem erwünschten Augenblick; sie glauben ihn schon angekommen: Sophiens Bedenken sind alle gehoben; aber es nahen die meinigen. Sie sind noch nicht so weit, als sie glauben: ein jedes Ding nach seiner Zeit!

309. Eines Morgens, nachdem sie sich seit zwei Tagen nicht mehr gesehen haben, trete ich mit einem Briefe in der Hand in Emils Zimmer

---

*) Entspricht dem Schlusse von § 289.

und sage zu ihm, indem ich ihm fest ins Antlitz blicke: „Was würdest du thun, wenn man dir die Nachricht brächte, Sophie sei gestorben." Er schreit auf, springt auf, schlägt die Hände zusammen und, ohne ein Wort zu sagen, sieht er mich mit irrem Blicke an. „Antworte doch," fahre ich mit der nämlichen Ruhe fort. Meine Kaltblütigkeit reizt ihn; er tritt mit zornglühenden Augen auf mich zu und stellt sich in einer fast drohenden Haltung vor mich hin: „Was ich thun würde? — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich den, der mir diese Nachricht gebracht, in meinem Leben nicht wiedersehen würde." „Beruhige dich," erwidere ich lächelnd: „sie lebt, sie ist wohl und denkt an dich, und wir werden für diesen Abend erwartet. Aber laß uns einen Spaziergang machen; wir werden ein wenig mit einander reden."

310. Die Leidenschaft, die ihn befangen hat, gestattet ihm nicht mehr, sich wie ehemals in ein rein verstandesmäßiges Gespräch einzulassen; diese Leidenschaft selbst muß ihm das Interesse einflößen, meinen Belehrungen ein aufmerksames Ohr zu schenken. Das war der Zweck dieses erschreckenden Vorspiels; jetzt weiß ich bestimmt, daß er auf mich hören wird.

311. „Man muß glücklich sein, lieber Emil: das ist das Ziel jedes empfindenden Wesens: das ist das erste Verlangen, welches die Natur in uns legte, das einzige, das uns nie verläßt. Aber wo ist das Glück? Wer weiß das? Jeder sucht es und keiner findet es. Man verbraucht sein Leben, ihm nachzujagen, und stirbt, ohne es erreicht zu haben. Junger Freund, als ich dich nach deiner Geburt in meine Arme nahm, als ich das höchste Wesen als Zeugen der Verpflichtung, die ich auf mich zu nehmen wagte, anrief und mein Leben dem Glücke des deinigen weihte, wußte ich da selbst, wozu ich mich verpflichtete? Nein; ich wußte nur, daß, wenn ich dich glücklich machte, ich es ganz sicher auch sein würde. Als ich mir dieses schöne Ziel um deinetwillen vorsetzte, machte ich es zu einem uns beiden gemeinschaftlichen.

312. „Solange wir nicht wissen, was wir thun sollen, ist es eine Sache der Klugheit, in der Unthätigkeit zu verharren. Diesen Grundsatz bedarf der Mensch am allernotwendigsten, und gerade diesem versteht er am wenigsten nachzuleben. Wer das Glück sucht, ohne zu wissen, wo es ist, setzt sich dem Schicksal aus, ihm aus dem Wege zu gehen, und läuft Gefahr auf so vielen entgegengesetzten Wegen, als es Pfade giebt, um sich zu verirren. Aber es ist nicht jedermanns Sache, das Unthätigsein zu verstehen. In der Unruhe, in welcher uns das Streben nach einem glücklichen Dasein hält, wollen wir uns lieber täuschen in unserem Trachten nach demselben als nichts thun, um es zu suchen, und wenn wir einmal von der Stelle, auf welcher wir es erkennen können, abgewichen sind, finden wir den Weg nicht mehr zurück.

313. „Da ich mich in der nämlichen Unwissenheit befand, suchte

ich, den nämlichen Fehler zu vermeiden. Als ich mich deiner annahm, beschloß ich, keinen vergeblichen Schritt zu thun und auch dich vor einem solchen zu behüten. Ich hielt mich auf dem Wege der Natur, bis sie mir den des Glückes zeigen würde. Es fand sich, daß er der nämliche sei und daß ich ihm gefolgt, ohne nur daran zu denken.

314. „Sei mein Zeuge und Richter; ich werde dich niemals verleugnen. Deine ersten Lebensjahre sind nicht den späteren aufgeopfert worden; du hast alle Güter, die die Natur dir verliehen, genossen. Von den Übeln, die sie dir auferlegt und vor denen ich dich bewahren konnte, hast du nur diejenigen empfunden, welche dich gegen die anderen abhärten konnten. Wenn du je eines erlitten hast, so war es nur, um einem größeren vorzubeugen. Weder Haß noch Knechtschaft hast du kennen gelernt. Frei und zufrieden, bist du gerecht und gut geblieben; denn Not und Laster sind unzertrennlich: der Mensch wird nur böse, wenn er unglücklich ist. Möge die Erinnerung an deine Kindheit bis in dein Alter fortdauern: ich fürchte nicht, daß dein gutes Herz je diese Erinnerung wach rufe, ohne die Hand, die deine Kindheit leitete, manchmal zu segnen.

315. „Als du in das Alter der Vernunft eintratest, habe ich dich vor dem Wahn der Menschen behütet; als dein Herz empfindsam wurde, habe ich dich vor dem Joche der Leidenschaften bewahrt. Hätte ich diese innere Ruhe bis zum Ende deines Lebens erhalten können, so hätte ich mein Werk in Sicherheit gebracht und du wärest immer glücklich, soweit ein Mensch es sein kann; aber, lieber Emil, mochte ich auch dein Herz in den Styx tauchen,*) ich konnte es nicht überall unverwundbar machen: ein neuer Feind erhebt sich, den zu besiegen du noch nicht gelernt hast und vor dem ich dich nicht retten konnte; dieser Feind bist du selbst. Natur und Schicksal hatten dich frei gelassen.**) Du konntest Not ertragen; du konntest leibliche Schmerzen aushalten: die der Seele waren dir unbekannt; nur das allgemeine menschliche Los hielt dich gefangen: aber jetzt liegst du in all den Banden, die du dir selbst angelegt hast; da du zu wünschen gelernt hast, hast du dich zum Sklaven deiner Wünsche gemacht. Während nichts sich ändert in dir, während nichts dich bedroht, nichts dein Dasein gefährdet, können doch so viele Schmerzen dein Herz befallen! Wie viele Schmerzen kannst du zu erdulden haben, ohne krank zu sein! Wie manchen Tod erleiden, ohne zu sterben! Eine Lüge, ein Irrtum, ein Zweifel kann dich in die Verzweiflung stürzen.

316. „Du hast gesehen, wie auf dem Theater die Helden sich einem maßlosen Schmerze hingaben und die ganze Bühne mit ihrem wahnsinnigen Geschrei erfüllten, wie die Weiber jammerten und wie die Kinder

---

*) S. I § 55 nebst Anm.
**) Vgl. III § 130.

weinten und damit den Beifall des Publikums verdienten.*) Erinnere dich an das Ärgernis, das dieses Jammern, Schreien und Klagen dir verursachte an Männern, von denen man nur Beweise der Standhaftigkeit und Männlichkeit erwarten durfte. Wie! sagtest du ganz entrüstet, das sind die Beispiele, denen wir folgen, die Muster, die wir nachahmen sollen! Glaubt man etwa, der Mensch möchte nicht klein, unglücklich und schwach genug sein, wenn man seine Schwäche nicht auch noch unter dem falschen Bilde der Tugend beweihräuchert? Junger Freund, sei in Zukunft nachsichtiger gegen die Bühne: du selbst bist einer dieser Helden geworden.

317. „Du weißt zu dulden und zu sterben; du weißt bei körperlichen Leiden das Gesetz der Notwendigkeit zu ertragen: aber du beherrschest die Begierden deines Herzens noch nicht, und doch entstehen die Unruhen unseres Lebens vielmehr aus unseren Seelenzuständen als aus den Bedürfnissen. Unsere Begierden reichen weit, unsere Kraft ist fast verschwindend. Durch seine Wünsche hängt der Mensch an tausend Dingen, durch sich selbst an nichts, nicht einmal an seinem eigenen Leben; je mehr solcher Bande er knüpft, desto mehr vergrößert er seine Qual. Alles zieht nur dahin über die Erde; alles, was wir lieben, entrinnt früher oder später unseren Händen, und wir hängen daran, als sollte es ewig dauern. Welchen Schrecken bereitete dir die bloße Vermutung, Sophie könnte gestorben sein! Hast du denn darauf gerechnet, daß sie immer leben würde? Stirbt niemand in ihrem Alter? Sie muß sterben, mein Kind, und vielleicht noch vor dir. Wer weiß, ob sie nur in diesem Augenblicke noch am Leben ist? Die Natur hatte nur einen Tod über dich verhängt; du unterwirfst dich noch einem zweiten; du bist jetzt in der Lage, zweimal zu sterben.

318. „Wie wirst du in Hinkunft zu beklagen sein, wenn du so deinen ungemäßigten Leidenschaften unterworfen bist! Immer Entbehrungen, Verluste, Kummer; du wirst nicht einmal genießen, was dir noch übrig bleibt. Die Besorgnis, alles zu verlieren, wird dich an allem Besitz verhindern; da du nur deiner Leidenschaft folgen wolltest, wirst du sie nie befriedigen können. Immer wirst du die Ruhe suchen, und immer wird sie vor dir fliehen; du wirst elend sein und wirst schlecht werden; und warum solltest du es nicht werden, da du kein Gesetz kennst als deine zügellosen Begierden? Wenn du unfreiwillige Entbehrungen nicht ertragen kannst, wie solltest du dir freiwillig solche auferlegen? Wie wirst du deine Neigung der Pflicht aufzuopfern und deinem Herzen zu widerstehen imstande sein, um auf deine Vernunft zu hören? Wie solltest du, der du schon jetzt den Mann nicht mehr sehen willst, der dir den Tod deiner Geliebten melden wird, wie solltest du den sehen wollen, der sie

*) S. IV § 469.

dir lebend entreißen möchte, denjenigen, der es wagte, dir zu sagen: Sie ist für dich gestorben; die Tugend trennt dich von ihr? Wenn du mit ihr leben mußt, was auch komme, mag Sophie verheiratet sein oder nicht, magst du frei sein oder nicht, mag sie dich lieben oder hassen, mag man sie dir lassen oder versagen: was thut das? du willst sie, du mußt sie haben um jeden Preis. So sage mir doch, vor welchem Verbrechen der zurückscheut, der kein Gebot kennt als die Wünsche seines Herzens und nichts widerstehen kann, was er begehrt.

319. „Mein Sohn, ohne Mut giebt es kein Glück, ohne Kampf keine Tugend.“ „Tugend“ kommt von „Taugen“; Tüchtigkeit ist die Grundlage jeder Tugend.*) Die Tugend steht nur einem von Natur schwachen und durch seinen Willen starken Wesen zu; darin besteht das Verdienst des gerechten Menschen; Gott nennen wir wohl gut, aber nicht tugendhaft, weil er keine Anstrengung nötig hat, um recht zu thun. Um dir dieses so entweihte Wort zu erklären, habe ich gewartet, bis du imstande wärest, mich zu begreifen. Solange die Übung der Tugend keine Anstrengung kostet, hat man wenig Bedürfnis, sie kennen zu lernen. Dieses Bedürfnis kommt, wenn die Leidenschaften erwachen: für dich ist es schon da.

320. „Indem ich dich in der ganzen Einfachheit der Natur aufzog, habe ich, anstatt dir mühevolle Pflichten zu predigen, dich vor den Lastern gehütet, welche diese Pflichten mühevoll machen; ich habe die Lüge dir weniger häßlich als nutzlos gemacht; ich habe dir weniger gelehrt, einem jeden das Seinige zu geben, als dich nur um das Deinige zu bekümmern. Ich habe dich mehr gut gemacht als tugendhaft: wer aber nur gut ist, bleibt es nur so lange, als es ihm angenehm ist, so zu sein; die Güte zerbricht und zergeht unter dem Anprall der menschlichen Leidenschaft: der Mensch, der nur gut ist, ist es nur für sich.

321. „Was ist also der tugendhafte Mensch? Es ist derjenige, der die Erregungen seines Gemütes bezwingen kann; denn dann folgt er der Vernunft und dem Gewissen, er thut seine Pflicht, er bleibt im Zustande der Ordnung, und nichts kann ihn davon entfernen. Bis jetzt warst du nur zum Schein frei, du hattest nur die hinfällige Freiheit eines Sklaven, dem man nichts befohlen hat. Jetzt sei frei in der That; lerne dein eigener Herr sein; befiehl deinem eigenen Herzen, o Emil, und du wirst tugendhaft sein.

322. „Du hast also noch eine andere Lehre zu bestehen, und zwar eine beschwerlichere, als die erste war: denn die Natur befreit uns von

---

*) Le mot de vertu vient de force. R. denkt an das lat. Wort virtus (Mannesmut, Tugend). — Montaigne (essais II, 11) sagt ähnlich wie R. im Folgenden: „Wir nennen Gott gut, stark, freigebig, gerecht; aber wir nennen ihn nicht tugendhaft. Seine Äußerungen sind alle natürlich und mühelos.“

den Übeln, die sie uns auferlegt, oder sie lehrt uns sie ertragen; aber sie hilft uns nicht gegen diejenigen, welche wir uns selbst bereiten, sie überläßt uns uns selbst; als Sklaven unserer Leidenschaften läßt sie uns unseren selbstgeschaffenen Leiden unterliegen und uns sogar der Thränen rühmen, über die wir hätten erröten sollen.

323. „Das ist jetzt deine erste Leidenschaft. Es ist vielleicht die einzige, die deiner würdig ist. Weißt du sie als Mann zu beherrschen, so wird es deine letzte sein; du wirst alle andern unterjochen und nur der Leidenschaft der Tugend gehorchen.

324. „Diese Leidenschaft ist keine verwerfliche, ich weiß es wohl; sie ist so rein wie die Seelen, welche sie empfinden. Die Ehrbarkeit hat sie erzeugt; die Unschuld hat sie genährt. Glückliche Liebende! die Reize der Tugend vermehren für euch nur den Reiz der Liebe, und das süße Band, welches euch erwartet, ist ebenso sehr der Lohn euerer Besonnenheit als der euerer Zuneigung. Aber sage als aufrichtiger Mensch, hat diese so reine Leidenschaft dich weniger geknechtet? Bist du weniger ihr Sklave geworden? und wenn sie morgen aufhörte, unschuldig zu sein, würdest du sie sofort ersticken? Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo du deine Kraft erproben mußt; wenn man sie schon anwenden muß, ist dazu keine Zeit mehr. Diese gefährlichen Versuche muß man machen, solange die Gefahr noch weit weg ist. Man übt sich nicht im Kampfe im Angesicht des Feindes; vor dem Kriege bereitet man sich darauf vor und stellt sich ihm erst entgegen, wenn man schon ganz vorbereitet ist.

325. „Es ist ein Irrtum, die Leidenschaften in erlaubte und verbotene zu scheiden, um sich den ersteren hinzugeben, die anderen aber abzuweisen. Alle sind gut, wenn man Herr derselben bleibt; alle sind schlecht, wenn man sich von ihnen unterjochen läßt. Die Natur verbietet nur, unsere Neigung über das Maß unserer Kräfte hinaus zu erstrecken; die Vernunft verbietet, zu wollen, was wir nicht erlangen können; das Gewissen verbietet nicht, sich versuchen zu lassen, wohl aber, sich von den Versuchungen überwinden zu lassen. Leidenschaften zu haben oder nicht zu haben, liegt nicht in unserer Hand; aber es steht bei uns, über sie zu herrschen. Alle Gefühle, über die wir Herr sind, sind erlaubt; alle dagegen, die Herr über uns sind, sind verwerflich. Ein Mann ist nicht strafbar, wenn er die Frau eines anderen liebt, sobald er diese unglückliche Leidenschaft dem Gebote der Pflicht unterworfen hält; er ist aber schuldbar, wenn er sein eigenes Weib so sehr liebt, daß er dieser Liebe alles aufopfert.

326. „Erwarte von mir keine langen Sittenregeln; ich kann dir nur e i n e geben, und diese begreift alle anderen in sich. Sei Mensch; halte dein Herz innerhalb der Schranken, welche deine Lage dir gezogen. Erforsche und erkenne diese Schranken: so eng sie auch sein mögen, man ist nicht unglücklich, wenn man sich innerhalb derselben hält; unglücklich

ist man nur, wenn man sie überschreiten will; unglücklich ist man, wenn man in unsinniger Begierde das Unmögliche sich als möglich vorsetzt, wenn man, der menschlichen Lage uneingedenk, sich einen durch die Einbildung geschaffenen Zustand bereiten will, aus dem man immer wieder in den wirklichen zurücksinkt. Die einzigen Güter, die wir nur mit schwerem Herzen entbehren können, sind diejenigen, auf die wir ein Recht zu haben glauben. Die augenscheinliche Unmöglichkeit, sie zu erlangen, löst uns los von ihnen; die hoffnungslosen Wünsche quälen uns nicht. Einen Bettler quält das Verlangen, König zu sein, nicht; ein König kann nur dann wünschen, Gott zu sein, wenn er nicht mehr Mensch zu sein wähnt.

327. „Der Wahn des Eigendünkels ist die Quelle unserer größten Leiden; aber die Betrachtung des menschlichen Elends macht den Weisen immer gemäßigt. Er hält sich an seiner Stelle; das Verlangen, sie zu verlassen, erregt ihn nicht; er verbraucht seine Kräfte nicht unnütz, um zu genießen, was er nicht festhalten kann; nein, er wendet sie alle dazu an, das recht zu besitzen, was er hat, und ist in der That mächtiger und reicher in allem, was er weniger begehrt, als wir. Soll ich, ein sterbliches und vergängliches Wesen, mir ewige Bande schmieden auf dieser Erde, wo alles wechselt, alles enteilt und wo ich morgen nicht mehr sein werde? O Emil, mein Sohn, was würde mir von mir selbst noch bleiben, wenn ich dich verlöre? Und doch muß ich dich verlieren lernen; denn wer weiß, wann du mir genommen wirst?

328. „Willst du also glücklich und weise leben, so hefte dein Herz nur an die Schönheit, die nicht vergeht: die Schranken deiner Lage seien auch die Schranken deiner Wünsche, deine Pflichten sollen deinen Neigungen vorangehen; erstrecke das Gesetz der Notwendigkeit auf die sittlichen Dinge: lerne verlieren, was dir genommen werden kann; lerne alles verlassen, wenn die Tugend es dir befiehlt, dich über die Schicksale zu stellen, dein Herz los zu machen, ohne daß sie es zerreißen; mutig zu sein im Unglück, damit du nie elend werdest; fest zu sein in der Pflicht, damit du nie schuldbar werdest. Dann wirst du glücklich sein, wie auch dein Schicksal sei, und weise trotz der Leidenschaft. Dann wirst du auch im Besitz flüchtiger Güter eine Lust finden, welche nichts stören kann; du wirst sie besitzen, ohne daß sie dich besitzen, und du wirst erkennen, daß der Mensch, dem alles enteilt, nur genießt, was er zu verlieren gelernt hat. Du wirst freilich den Wahn eingebildeter Freuden nicht haben; aber du wirst auch die Schmerzen, welche die Frucht derselben sind, nicht erfahren. Du wirst bei diesem Wechsel viel gewinnen; denn diese Schmerzen sind zahlreich und thatsächlich, jene Freuden aber selten und nichtig. Verscheuche alle diese trügerischen Hirngespinste, und du wirst auch über jenes Herr sein, das dem Leben einen so großen Wert beimißt. Du wirst dein Leben ohne Unruhe hinbringen und ohne Schrecken beschließen; du wirst

dich seiner wie aller anderen Dinge entäußern. Wie viele Andere glauben voll Angst, sie hörten auf zu sein, wenn sie aufhören zu leben; du kennst seine Nichtigkeit und wirst glauben, du beginnest erst. Der Tod ist dem Bösen ein Lebensende, dem Gerechten ein Lebensbeginn."

329. Emil hört mich mit einer mit Unruhe gemischten Aufmerksamkeit an. Nach diesem Anfang befürchtet er irgendwelchen düstern Schluß. Wenn ich ihm die Notwendigkeit zeige, die Kraft der Seele zu üben, so ist es ihm, als wollte ich ihn dieser harten Probe unterwerfen; wie ein Verwundeter, der mit Zittern den Wundarzt herankommen sieht, glaubt er schon an seiner Wunde die schmerzende, aber heilende Hand zu fühlen, die ihn nicht verderben lassen will.

330. In dem ungewissen und stürmischen Verlangen zu wissen, worauf ich abziele, frägt er mich statt zu antworten, aber er thut es mit Angst. „Was soll ich thun?" sagt er fast zitternd und wagt nicht, die Augen aufzuschlagen. „Was du thun sollst?" antworte ich mit festem Tone: „Sophie verlassen." „Wie," ruft er voll Leidenschaft: „Sophie verlassen! sie verlassen, hintergehen, verraten wie ein Schurke, ein Meineidiger." „Wie," unterbreche ich ihn, „von mir glaubt Emil zu lernen, solche Namen zu verdienen?" „Nein," fährt er mit dem nämlichen Ungestüm fort, „weder du noch ein anderer soll es mich lehren; ich werde es vermögen, trotz dir dein Werk zu erhalten und jene Namen nicht zu verdienen."

331. Ich habe diesen ersten Ausbruch vorausgesehen; ich lasse ihn, ohne mich aufzuregen, vorübergehen. Hätte ich nicht selbst die Mäßigung, welche ich ihm predige, es würde mir wohl gut anstehen, sie ihm zu predigen. Emil kennt mich zu gut, um mich für fähig zu halten, etwas Unrechtes von ihm zu verlangen, und er weiß recht gut, daß er unrecht thäte, wenn er Sophie verließe, nach dem, was er unter „unrecht" versteht. Er erwartet also schließlich, daß ich mich erkläre. Dann nehme ich meine Rede wieder auf.

332. „Glaubst du, lieber Emil, daß ein Mann, in welcher Lage er sich auch befinde, glücklicher sein könne, als du es seit drei Monaten bist? Wenn du es glaubst, so laß dich eines andern belehren. Bevor du die Freuden des Lebens gekostet hast, hast du sein Glück erschöpft. Es giebt nichts mehr über das Glück hinaus, was du empfunden hast. Die Wonne der Sinne ist flüchtig. Die bleibende Stimmung des Herzens verliert dabei immer. Du hast mehr genossen in der Hoffnung, als du je in Wirklichkeit genießen wirst. Die Einbildung, welche das Ersehnte ausschmückt, giebt es preis im Besitze. Außer dem einzigen Wesen, das aus sich selbst besteht, ist nur das schön, was nicht ist. Hätte dieser Zustand immer dauern können, so hättest du das höchste Glück gefunden. Aber alles, was mit dem Menschen zusammenhängt, leidet unter seiner Hinfälligkeit; alles ist endlich, alles ist flüchtig im menschlichen Leben, und wenn der Zustand, der uns glücklich macht, ohne Aufhören dauern

würde, so würde die Gewohnheit des Genusses uns den Geschmack an demselben nehmen. Wenn auch außen sich nichts verändert, das Herz wandelt sich doch; entweder verläßt das Glück uns, oder wir verlassen es.

333. „Im Taumel deines Glückes verfloß die Zeit; du hast sie nicht gemessen. Der Sommer geht zu Ende, der Winter kommt heran. Wenn wir auch unsere Besuche in einer so rauhen Jahreszeit fortsetzen könnten, so würde man es nie dulden. Wir müssen, wohl oder übel, unser Leben ändern; so können wir es nicht fortführen. Ich lese in deinen ungeduldigen Blicken, daß diese Schwierigkeit dich nicht verlegen macht; Sophiens Geständnis und dein eigener Wunsch zeigen dir ein leichtes Mittel, dem Schnee aus dem Wege zu gehen und ohne Reisen sie zu besuchen. Der Ausweg ist ohne Zweifel bequem; aber wenn der Frühling kommt, so schmilzt der Schnee und die Ehe bleibt geschlossen: wir müssen für alle Jahreszeiten bedacht sein.

334. „Du willst Sophie heiraten und kennst sie erst seit fünf Monaten! Du willst sie heiraten, nicht weil sie für dich paßt, sondern weil sie dir gefällt; als könnte sich über das Zusammenpassen die Liebe nie täuschen und als ob Leute, die sich zuerst geliebt, sich nicht oft am Ende haßten! Sie ist tugendhaft, ich weiß es wohl; aber ist das genug? genügt die Ehrbarkeit, um für einander zu passen? Nicht ihre Tugend stelle ich in Frage, wohl aber ihren Charakter. Zeigt sich denn der Charakter eines Weibes in einem Tage? Weißt du, in wie vielen Lagen man eine Frau gesehen haben muß, um ihre Gemütsart von Grund aus zu kennen? Ist eine Zuneigung, die vier Monate gedauert hat, ein Pfand fürs ganze Leben? Vielleicht vergißt sie dich, wenn du einmal zwei Monate von ihr entfernt bist; vielleicht wartet ein anderer nur auf deine Entfernung, um dich aus ihrem Herzen zu verwischen; vielleicht findest du sie bei deiner Rückkehr ebenso gleichgültig gegen dich, als du sie bisher zärtlich erfunden hast. Die Gefühle hängen nicht von den Grundsätzen ab; sie kann sehr rechtschaffen bleiben und dich doch nicht mehr lieben. Sie wird standhaft und treu sein, ich will es gern glauben; aber wer bürgt dir für sie und ihr für dich, solange ihr euch nicht auf die Probe gestellt habt? Werdet ihr mit dieser Probe warten, bis sie euch wertlos wird? Wollet ihr es verschieben, euch kennen zu lernen, bis ihr euch nicht mehr trennen könnt?

335. „Sophie ist noch nicht achtzehn, du kaum über zwanzig Jahre alt; das ist das Alter der Liebe, aber nicht der Ehe. Was ist das für ein Familienvater, was für eine Hausmutter! Ei, wenn ihr Kinder aufziehen wollt, so wartet doch, bis ihr selbst keine mehr seid. Wißt ihr, wie vielen jungen Frauen die Beschwerden der Schwangerschaft vor dem rechten Alter die Natur geschwächt, die Gesundheit zerrüttet und das Leben verkürzt haben? Wißt ihr, wie viele Kinder kraftlos und schwach geblieben sind, weil sie nicht in einem hinlänglich ausgebildeten Leib er=

nährt wurden? Wenn Mutter und Kind mit einander wachsen und der für das Wachstum beider notwendige Stoff sich auf sie verteilt, so bekommt keines von beiden, was die Natur ihm bestimmte; wie sollten da nicht beide leiden? Ich müßte Emil schlecht kennen, wenn er es nicht vorziehen sollte, ein kräftiges Weib und kräftige Kinder zu haben, als seine Ungeduld auf Kosten ihres Lebens und ihrer Gesundheit zu befriedigen.

336. „Und nun zu dir. Du willst in den Stand des Gatten und Vaters eintreten; hast du über die Pflichten desselben reiflich nachgedacht? Wenn du Familienhaupt wirst, wirst du zugleich Glied des Staates, und was heißt das? Weißt du es? Deine Menschenpflichten hast du erforscht; kennst du aber auch die des Bürgers?*) Weißt du, was Regierung, Gesetze, Vaterland heißen? Weißt du, um welchen Preis es dir erlaubt ist zu leben und für wen du zu sterben schuldig bist? Du glaubst, alles gelernt zu haben, und weißt noch nichts. Bevor du eine Stellung in der bürgerlichen Ordnung einnimmst, lerne sie kennen, lerne erfahren, welcher Rang dir in derselben zukommt.

337. „Emil, du mußt fort von Sophie, ich sage nicht, sie verlassen: wärest du dazu fähig, so wäre sie nur zu glücklich, dich nicht geheiratet zu haben; du mußt fort von ihr, um ihrer würdig zurückzukehren. Sei nicht so eitel zu glauben, du verdienest sie schon. O, wie viel bleibt dir noch übrig zu thun! Erfülle jetzt diese hohe Aufgabe; lerne die Abwesenheit ertragen; gewinne den Preis der Treue, damit du bei deiner Rückkehr irgendetwas habest, was du ihr gegenüber dir zur Ehre anrechnen könnest, und ihre Hand nicht als eine Gnade, sondern als eine Belohnung verlangest.“

338. Noch nicht geübt, gegen sich selbst zu kämpfen, noch nicht gewöhnt, eine Sache zu wünschen und eine andere zu erstreben, giebt sich der junge Mann noch nicht gefangen; er widersteht und streitet noch. Warum sollte er sich das Glück versagen, das ihn erwartet? Hieße das nicht ihre ihm angebotene Hand verschmähen, wenn er zögerte, sie anzunehmen? Warum sollte er sich von ihr entfernen müssen, um zu lernen, was er wissen muß? Und wäre es auch notwendig, warum sollte er ihr nicht in einer unlösbaren Vereinigung ein sicheres Pfand seiner Rückkehr zurücklassen? Wenn er ihr Gatte ist, ist er bereit, mir zu folgen; sind sie einmal vereinigt, so verläßt er sie ohne Angst. — — — „Euch vereinigen, um euch zu verlassen, lieber Emil, welcher Widerspruch! Es ist lobenswert, wenn ein Liebender ohne seine Geliebte leben kann; aber ein Ehegatte soll sein Weib nie ohne Not verlassen. Ich sehe, dein Aufschub muß ein unfreiwilliger sein, wenn deine Bedenken beschwichtigt werden sollen; du mußt Sophie sagen können, daß du sie gegen deinen Willen

*) In der Amst. Ausg. fehlt dieser Satz.

verläßt. Nun wohl, beruhige dich; da du der Vernunft nicht gehorchst, erkenne einen anderen Herrn. Du hast die Verpflichtung nicht vergessen, die du mir gegenüber eingegangen hast, Emil: du mußt Sophie verlassen; ich will es."*)

339. Bei diesem Wort läßt er den Kopf sinken, schweigt und sinnt einen Augenblick; dann sieht er mich festen Blickes an und sagt: „Wann reisen wir ab?" „In acht Tagen," erwidere ich; „wir müssen Sophie auf die Abreise vorbereiten. Die Weiber sind schwächer, man ist ihnen Schonung schuldig, und da diese Trennung keine Pflicht für sie ist wie für dich, ist es ihr erlaubt, sie weniger mutig zu ertragen."

340. Ich würde nur zu gern die Liebesgeschichte meiner jungen Leute bis zu ihrer Trennung weiter erzählen; aber ich mißbrauche die Nachsicht der Leser schon lange: fassen wir uns kurz, um einmal zu Ende zu kommen. Wird Emil es wohl wagen, mit der nämlichen Festigkeit vor seine Geliebte hinzutreten, die er seinem Freunde gegenüber an den Tag gelegt hat? Ich selbst glaube es; denn gerade aus der Wahrheit seiner Liebe muß er diese Zuversicht schöpfen. Er wäre weniger gefaßt vor ihr, wenn es ihm nicht so schwer fiele, sie zu verlassen; er würde sie dann mit dem Gefühle der Schuld verlassen, und diese Rolle ist für ein redliches Herz immer drückend. Je größer aber das Opfer ist, das er bringt, umsomehr ehrt er sich in den Augen derjenigen, welche ihm das Opfer so schwer macht. Er fürchtet nicht, sie könnte den Beweggrund, der ihn bestimmt, falsch auffassen. Er scheint mit jedem Blicke ihr zu sagen: „O Sophie, lies in meinem Herzen und sei treu; du hast keinen tugendlosen Geliebten."

341. Die stolze Sophie sucht ihrerseits den ungeahnten Schlag, der sie betrifft, mit Würde zu ertragen. Sie zwingt sich, daß man ihr nichts anmerke; da ihr aber nicht wie Emil die Ehre des Kampfes und des Sieges zur Seite steht, so hält ihre Festigkeit weniger Stand. Sie weint und seufzt, ohne es zu wollen, und die Furcht, vergessen zu werden, erhöht noch den Schmerz der Trennung. Sie weint nicht vor ihrem Geliebten, nicht ihm zeigt sie ihre Angst; lieber würde sie ersticken, als daß sie in seiner Gegenwart einen Seufzer entschlüpfen ließe: an mich richtet sie nun ihre Klagen, ich sehe ihre Thränen, mich will sie jetzt zum Vertrauten nehmen. Die Weiber sind geschickt und wissen sich zu verstellen: je mehr sie im Geheimen gegen meine Tyrannei eifert, desto mehr ist sie bedacht, mir zu schmeicheln; sie fühlt, daß ihr Los in meinen Händen ruht.

342. Ich tröste und beruhige sie, ich verbürge mich für ihren Geliebten oder vielmehr für ihren Gemahl: möge sie ihm nur die nämliche

*) Der Erzieher macht hier die Probe auf die in IV § 397 ff. gegebene Regel.

Treue bewahren, die er ihr erhalten wird, so wird er, ich schwöre es, in zwei Jahren wirklich ihr Gemahl sein. Sie hat genug Achtung für mich, um zu glauben, daß ich sie nicht täuschen will. Ich leiste beiden Bürgschaft für einander. Ihre Herzen, ihre Tugend, meine Rechtschaffenheit und das Vertrauen ihrer Eltern, alles das giebt ihnen Beruhigung; was vermag die Vernunft gegen die Schwäche? Sie trennen sich, als sollten sie sich nie mehr sehen.

343. Jetzt erinnert sich Sophie an den Kummer der Eucharis*) und glaubt sich wirklich an ihrer Stelle. Wir dürfen diese phantastische Liebe nicht während unserer Abwesenheit wieder erwachen lassen. So sage ich denn eines Tages zu ihr: „Sophie, tauschen Sie mit Emil Ihre Bücher um. Geben Sie ihm Ihren Telemach, damit er lerne, ihm zu gleichen, und er soll Ihnen den „Zuschauer**) geben, den Sie so gerne lesen. Betrachten Sie darin die Pflichten der ehrbaren Frauen und denken Sie daran, daß das in zwei Jahren Ihre Pflichten sein werden." Der Tausch sagt beiden zu und gewährt ihnen Vertrauen. Endlich kommt der verhängnisvolle Tag; die Stunde der Trennung schlägt.

344. Sophiens würdiger Vater, mit welchem ich alles verabredet habe, umarmt mich, da ich ihm Lebewohl sage; dann nimmt er mich zur Seite und sagt mit ernstem Tone und in etwas nachdrücklicher Weise folgende Worte zu mir: „Ich habe alles gethan, Ihre Wünsche zu befriedigen; ich wußte, daß ich mit einem Mann von Ehre verhandelte: es bleibt mir nur noch ein Wort an Sie zu richten übrig. Denken Sie daran, daß Ihr Zögling seinen Heiratsvertrag auf dem Munde meiner Tochter besiegelt hat."

345. Welche Verschiedenheit in dem Benehmen der beiden Liebenden! Emil ist stürmisch, glühend, aufgeregt, außer sich, schreit laut auf, vergießt Ströme von Thränen auf die Hände des Vaters, der Mutter und der Tochter, umarmt schluchzend alle Leute im Hause und wiederholt tausendmal das Nämliche in einem Durcheinander, das bei jeder anderen Gelegenheit zum Lachen reizen würde. Sophie, traurig und bleich, mit glanzlosem Auge und düsterem Blicke, steht unbeweglich, sagt nichts, weint nicht und sieht niemanden, selbst Emil nicht. Mag er auch ihre Hände ergreifen, sie in seine Arme drücken: sie bleibt unbeweglich, unempfindlich gegen seine Thränen und seine Liebkosungen, gegen alles, was er thut; für sie ist er schon fort. Wie viel rührender ist dieser Anblick als die zudringlichen Klagen und der laute Jammer

*) § 167.

**) Addison's Spectator, die im vorigen Jahrhundert einflußreichste populäre Schrift. Es gab davon eine bei Néaulme in Amsterdam (R.s Verleger) 1714—1726 erschienene französische Übersetzung in sechs Bänden unter dem Titel: Le Spectateur, ou le Socrate Moderne, où l'on voit un portrait naif des mœurs de ce siècle.

ihres Geliebten! Er sieht und empfindet es mit tiefem Schmerz: ich reiße ihn mit Mühe los; wenn ich ihn noch einen Augenblick da lasse, wird er nicht mehr fort wollen. Ich freue mich im Herzen, daß er dieses traurige Bild mit sich fortnimmt. Wenn er je versucht ist zu vergessen, was er Sophie schuldig ist, er müßte sein Herz ihr ganz entfremdet haben, wenn ich ihn nicht zu ihr zurückführen sollte, indem ich ihm ihr Bild im Augenblick ihrer Abreise wieder vor die Seele rufe.

Vom Reisen.*)

346. Man frägt, ob das Reisen für die jungen Leute vorteilhaft sei, und streitet viel über diesen Punkt. Wenn man die Frage anders stellte, nämlich, ob es für die Menschen gut sei, gereist zu haben, so würde man vielleicht nicht so viel darüber streiten.

347. Der Mißbrauch der Bücher tötet die Wissenschaft. Man glaubt, zu wissen, was man gelesen hat, und hält sich nicht verpflichtet, es zu lernen. Zu vieles Lesen dient nur dazu, eingebildete Thoren zu machen. In allen Jahrhunderten der Litteratur hat man nie so viel gelesen wie im gegenwärtigen, und doch war man in keinem weniger weise: in allen Ländern Europas druckt man nicht so viele Geschichten und Reiseberichte wie in Frankreich, und doch kennt man in keinem den Geist und die Sitten der anderen Nationen weniger. Diese vielen Bücher machen, daß man das Buch der Welt vernachlässigt, oder, wenn wir auch noch darin lesen, so bleibt jeder auf seiner Seite stehen. Wäre mir das Wort, „ob man ein Perser sein könne“, unbekannt, ich würde beim bloßen Hören erraten, daß es aus dem Lande kommt, wo die nationalen Vorurteile den größten Einfluß ausüben, und von dem Geschlechte, welches sie am meisten verbreitet.

348. Ein Pariser glaubt die Menschen zu kennen und kennt nur die Franzosen; in seiner von Fremden immer angefüllten Stadt sieht er jeden Fremden wie eine außerordentliche Erscheinung an, welche auf der ganzen übrigen Welt nicht Ihresgleichen hat. Man muß die Bürger dieser großen Stadt in der Nähe gesehen, man muß unter ihnen gelebt haben, um zu glauben, daß man bei so viel Verstand so beschränkt sein

*) § 346—461. Es ist das nicht eine bloße Episode. Emil ist „als Mensch“ aufgewachsen, er ist bestimmt, Gatte und Familienhaupt zu werden, er muß nun auch seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, die er jetzt auf Reisen durch verschiedene Länder kennen lernen soll. Die älteren Erziehungsbücher haben allerdings alle einen Abschnitt über das Reisen; denn sie sind für die höheren Stände geschrieben, deren Jugend die letzte Ausbildung durch Reisen erhielt (Locke § 212 ff., Crousaz II S. 517 sect. IX. Vgl. Anm. unten zu § 353). E. Ritter glaubt (Zeitschr. f. neufranz. Spr. u. Lit. III S. 192 ff.), daß R. in seinem Kapitel über das Reisen von B. Louis de Muralt's Schriften angeregt worden sei.

kann. Es ist wahrhaft wunderlich, daß jeder von ihnen vielleicht schon zehnmal die Beschreibung des Landes gelesen hat, von dem ein Einwohner ihn dann so sehr in Staunen versetzt.

349. Es ist eine zu große Aufgabe, zugleich die Irrtümer der Schriftsteller und unsre eigenen aufzuhellen, um zur Wahrheit zu gelangen. Ich habe mein ganzes Leben hindurch Reiseberichte gelesen und habe nie zwei gefunden, welche mir von demselben Volke die nämliche Vorstellung gegeben hätten. Als ich meine beschränkten Beobachtungen mit dem, was ich gelesen hatte, verglich, ließ ich endlich die Reisebeschreiber zur Seite liegen und bedauerte die Zeit, die ich daran gewendet, um aus ihren Büchern zu lernen, fest überzeugt, daß man bei Beobachtungen jeglicher Art nicht lesen, sondern sehen müsse. Dies wäre in unserem Falle wahr, selbst wenn alle Reisenden aufrichtig wären, wenn sie nur sagten, was sie gesehen haben oder was sie glauben, und wenn sie die Wahrheit nur durch den falschen Schein, den sie in ihren Augen annimmt, entstellten. Was soll man aber sagen, wenn man sie auch noch aus ihren Lügen und ihren absichtlichen Entstellungen herausschälen muß?

350. Lassen wir also die Auskunft durch die Bücher, die man uns anpreist, denen, welche dazu angethan sind, sich mit ihnen zu begnügen. Sie ist wie Raymond Lulle's „Anleitung"*) gut dafür, über Dinge, von denen man kein Wort weiß, plaudern zu lernen. Sie ist gut dazu, einen fünfzehnjährigen Plato zu instruieren, wie er in einer Abendunterhaltung philosophieren und eine Gesellschaft auf die Auktorität von Paul Lucas**) und Tavernier***) hin über die Gebräuche der Ägypter und Inder belehren könne.

351. Ich halte es für einen unbestreitbaren Satz, daß, wer nur ein Volk gesehen hat, nicht etwa die Menschen kennt, sondern nur die Leute, unter denen er gelebt hat. Wir stellen daher die Frage über das Reisen noch von einem anderen Standpunkte aus so: Genügt es, daß ein gut erzogener Mann nur seine eigenen Landsleute kenne, oder ist es von Wert für ihn, die Menschen im allgemeinen zu kennen? Diese Frage läßt weder Streit noch Zweifel übrig. Man sieht, wie sehr die Lösung

*) Raymond Lulle, geb. um 1234 zu Mallorca, ein Universalgelehrter, der Lehrbücher über alle Wissenschaften geschrieben hatte. Seine ars magna, worauf R. anspielt, ist eine Art graphischen Schemas der unsinnlichen Welt im Sinne der Scholastik.

**) Paul Lucas, geb. zu Rouen 1664, gest. zu Madrid 1737, durchreiste den Orient zu verschiedenen Malen. In seinen Reisewerken, die sonst nicht ohne Wert sind, finden sich vielfache Übertreibungen.

***) Jean-Baptiste Tavernier, aus einer belgischen Kupferstecherfamilie, geb. 1605 zu Paris, gest. 1686 (oder 1689) zu Moskau auf einer Reise nach Indien, durchreiste ganz Europa und Asien. Er besaß viele Energie, aber wenig Bildung.

einer schwierigen Frage manchmal von der Art, wie man sie stellt, abhängig ist.

352. Muß man indessen, um die Menschen kennen zu lernen, die ganze Erde durchwandern? Muß man nach Japan gehen, um die Europäer zu beobachten? Muß man alle Individuen kennen lernen, um die Gattung zu kennen? Nein; es giebt Menschen, welche sich so sehr gleichen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, sie im einzelnen zu studieren. Wer zehn Franzosen gesehen hat, hat sie alle gesehen: obgleich man von den Engländern und etlichen anderen Völkern nicht dasselbe sagen kann, ist es doch gewiß, daß jede Nation ihren eigenen und eigentümlichen Charakter hat, den man durch Induktion erkennt, nicht aus der Beobachtung eines einzelnen ihrer Vertreter, sondern von mehreren. Wer zehn Völker verglichen hat, kennt die Menschen, wie der, welcher zehn Franzosen gesehen hat, die Franzosen kennt.

353. Um sich zu unterrichten, genügt es nicht, die Länder zu durcheilen, man muß zu reisen verstehen. Um zu beobachten, muß man Augen haben und sie auf den Gegenstand richten, den man kennen lernen will. Es giebt viele Leute, welche aus Reisen noch weniger Belehrung schöpfen als aus Büchern, weil sie von der Kunst zu denken nichts verstehen, weil beim Lesen wenigstens ihr Geist vom Schriftsteller geleitet wird, während sie beim Reisen nichts von selbst zu sehen wissen. Andere lernen nichts, weil sie sich nicht unterrichten wollen. Ihr Zweck ist so ganz und gar ein anderer, daß der unsrige sie gar nicht berührt; es ist ein großer Zufall, wenn man das, um was man sich gar nicht bemüht, genau sieht. Die Franzosen reisen unter allen Völkern der Erde am meisten; aber, ganz von ihren eigenen Gewohnheiten eingenommen, verwirren sie alles, was diesen nicht gleicht. Es giebt Franzosen in allen Winkeln der Erde. In keinem Lande trifft man mehr gereiste Leute als in Frankreich; bei allem dem kennt das Volk, welches in Europa die meisten anderen Völker sieht, dieselben am wenigsten.*) Die Engländer reisen auch, aber auf eine andere Art; diese beiden Völker müssen in allem einander entgegengesetzt sein. Der englische Adel reist, der französische nicht; dagegen reist das französische Volk, nicht aber das englische. Dieser Unterschied scheint mir ehrenhaft für das letztere. Die Franzosen haben bei ihren Reisen fast immer irgendeinen Vorteil im Auge; die Engländer dagegen suchen ihr Glück nicht bei fremden Nationen außer auf dem Wege des Handels und mit vollen Händen: wenn sie im Ausland reisen, so wollen sie ihr Geld unter die Leute bringen, nicht durch Geschäfte ihren Unterhalt verdienen; sie sind zu stolz, um draußen sich

---

*) Montaigne (I, 25) empfiehlt das Reisen auch; aber man soll nicht reisen wie die französischen Edelleute, um zu erfahren, wie viele Schritte die Santa Rotonda [in Rom] messe und dgl., sondern um Sitten und Charaktere der Völker kennen zu lernen und „das eigene Hirn an dem der andern zu reiben und abzufeilen."

zu beugen. Daher unterrichten sie sich auch in der Fremde besser als die Franzosen, die einen ganz anderen Zweck im Kopfe haben. Indessen haben auch die Engländer ihre nationalen Vorurteile, und sie haben sogar mehr als irgenjemand; aber diese Vorurteile rühren weniger von der Unwissenheit her als von der Leidenschaft. Bei den Engländern erzeugt der Stolz die Vorurteile, bei den Franzosen die Eitelkeit.

354. Wie die wenigst gebildeten Völker gemeinhin die vernünftigsten sind, so reisen die am besten, welche am wenigsten reisen, weil sie, weniger fortgeschritten als wir in unseren wertlosen Studien und weniger befangen von den Zielen unserer eiteln Neugier, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das wahrhaft Nützliche richten. Ich weiß fast nur von den Spaniern, daß sie auf diese Weise reisen. Während ein Franzose zu den Künstlern eines Landes läuft, ein Engländer irgendeine Antike zeichnen läßt und ein Deutscher sein „Stammbuch" bei allen Gelehrten herumträgt, studiert der Spanier in aller Stille Regierungsform, Sitten und Polizei, und von allen vieren bringt er allein irgendeine seinem Lande nützliche Beobachtung über das, was er gesehen hat, mit nach Hause.*)

355. Die Alten reisten und lasen wenig und schrieben wenig Bücher, uud doch sieht man in den uns erhaltenen Schriftwerken, daß sie einander besser beobachteten, als wir unsere Zeitgenossen beobachten. Ohne zu den Schriften Homer's zurückzugehen, des einzigen Dichters, der uns in die Länder versetzt, die er beschreibt, kann man Herodot die Anerkennung nicht versagen, daß er in seiner Geschichte, wenn auch mehr erzählender als betrachtender Weise die Sitten besser geschildert hat, als alle unsere Geschichtsschreiber es thun, wenn sie ihre Bücher mit Typen und Charakterbildern überladen.**) Tacitus hat die Germanen seiner Zeit besser beschrieben als irgendein Schriftsteller die heutigen Deutschen. Unbestreitbar kennen diejenigen, welche in der alten Geschichte bewandert sind, die Griechen, Karthager, Römer, Gallier und Perser besser, als irgendein Volk zu unserer Zeit seine Nachbarn kennt.

356. Man muß auch einräumen, daß die Erkenntnis der ursprünglichen Charaktere der Völker, da sie sich von Tag zu Tag verwischen, im nämlichen Verhältnis immer schwieriger wird. In dem Maße, in

---

*) Die Deutschen gelten als schlechte Beobachter auf Reisen auch bei Montesquieu (Lettres persanes: Introduct.)

**) Der Gedanke ist weiter ausgeführt im 4. Buche, wo man besonders § 110 samt Anm. beachte. In Mon Portrait (Streckeisen — Moultou, Oeuvres et corr. inédites de J. J. R. p. 285) sagt R.: „Ich sehe, daß die Leute, welche am vertrautesten mit mir leben, mich nicht kennen und die meisten meiner Handlungen im Guten oder Bösen ganz anderen Beweggründen zuschreiben als denjenigen, von welchen sie veranlaßt worden sind. Dies bringt mich auf den Gedanken, daß die Mehrzahl der Charaktere und Bilder, welche man bei den Geschichtschreibern findet, nur Hirngespinnste sind..."

dem sich die Rassen vermischen und die Völker sich vermengen, sieht man allmählich jene nationalen Verschiedenheiten verschwinden, welche ehemals beim ersten Blick auffielen. Ehemals blieb jede Nation mehr in sich selbst geschlossen, es gab weniger Verbindungen, weniger Reisen, weniger gemeinsame oder sich bekämpfende Interessen, weniger politische und bürgerliche Beziehungen von Volk zu Volk, nicht so vieles Gezänk der Könige unter dem Namen von Unterhandlungen, keine regelmäßigen oder ständigen Gesandtschaften; große Seefahrten waren selten; man hatte wenig Handelsverkehr mit entlegenen Ländern, und das wenige, was es von solchen Dingen gab, wurde entweder von dem Fürsten selbst veranstaltet, welcher sich dabei Fremder bediente, oder durch wenig geachtete Personen, welche für niemanden den Ton angaben und die Nationen einander nicht nahe brachten. Jetzt bestehen hundertmal mehr Verbindungen zwischen Europa und Asien als ehemals zwischen Gallien und Spanien; Europa war ein viel zusammenhangsloseres Land, als es heute die ganze Erde ist.

357. Dazu nehme man noch, daß die alten Völker, welche sich zum größten Teil für Autochthonen oder Ureinwohner ihres eigenen Landes hielten, es lange genug bewohnten, um die Erinnerung an jene entlegenen Jahrhunderte zu verlieren, wo ihre Vorfahren sich daselbst niedergelassen hatten, und um dem Klima Zeit genug zu lassen, daß es dauernden Einfluß auf sie ausüben konnte; während bei uns nach dem Eindringen der Römer die letzten Wanderungen der Barbaren alles unter einander gebracht haben. Die Franzosen von heute sind nicht mehr jene gewaltigen blonden und weißen Leiber von ehemals; die Griechen sind nicht mehr jene schönen Menschen, die zu Vorbildern für die Kunst gemacht sind; die Gestalt der Römer selbst hat einen andern Charakter angenommen wie ihre geistige Anlage; die Perser verlieren tagtäglich von ihrer ursprünglichen Häßlichkeit durch die Beimischung cirkassischen Blutes. Die Europäer sind nicht mehr Gallier, Germanen, Iberer, Allobrogen; sie sind alle nur noch Skythen, welche in verschiedener Weise ausgeartet sind, was die Gestalt anbelangt, noch mehr aber inbezug auf die Sitten.*)

358. Das ist der Grund, warum die alten Unterscheidungen der Rassen und die Verschiedenheiten der Luft und des Bodens Temperament, Leibesgestalt, Sitten und Charakter der Völker unter einander viel schärfer kennzeichneten, als das heutzutage geschehen kann, wo die Unbeständigkeit der Europäer keiner natürlichen Ursache die Zeit läßt, ihre Einwirkungen auszuüben, und wo das Abholzen der Wälder, das Austrocknen der Sümpfe und der gleichmäßigere, dafür aber schlechtere Anbau des Landes

*) Es ist hier nicht der Ort, diese übertriebenen und vielfach unrichtigen Behauptungen kritisch zu prüfen; für R.s Standpunkt sind sie indessen bezeichnend.

selbst die natürlichen Unterschiede zwischen Boden und Boden und Land und Land nicht mehr bestehen läßt.

359. Von diesem Standpunkte aus würde man vielleicht weniger leicht geneigt sein, den Herodot, Ktesias und Plinius ins Lächerliche zu ziehen, weil sie die Bewohner der verschiedenen Länder mit eigentümlichen Zügen und ausgesprochenen Verschiedenheiten dargestellt haben, welche wir nicht mehr wahrnehmen. Man müßte die nämlichen Menschen wiederfinden, um an ihnen dieselben Gestalten wiederzuerkennen; nichts dürfte sich verändert haben, damit sie die nämlichen geblieben wären. Kann man daran zweifeln, daß, wenn wir auf einmal alle Menschen, die dagewesen sind, überschauen könnten, wir von Jahrhundert zu Jahrhundert eine größere Mannigfaltigkeit an ihnen finden würden, als man sie jetzt von Nation zu Nation wahrnimmt?

360. Während die Beobachtungen schwieriger werden, werden sie zu gleicher Zeit auch nachlässiger und schlechter angestellt; darin liegt ein fernerer Grund für den geringen Erfolg unserer Untersuchungen über die Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts. Die Kenntnisse, die man aus den Reisen schöpft, beziehen sich auf den Zweck, zu dem sie unternommen worden sind. Ist dieser Zweck ein philosophisches System, so sieht der Reisende immer nur, was er sehen will; ist dieser Zweck das Interesse, so nimmt er die ganze Aufmerksamkeit derer in Anspruch, die es verfolgen. Handel und Gewerbe, welche die Völker verbinden und vermischen, hindern sie auch, sich zu studieren. Wenn ihnen der Vorteil bekannt ist, den sie aus dem gegenseitigen Verkehr erzielen können, was brauchen sie noch weiter zu erfahren?

361. Es ist nützlich für den Menschen, alle Orte kennen zu lernen, wo man leben kann, um in der Folge diejenigen auszuwählen, wo man am bequemsten leben kann. Genügte jeder für sich selbst, so brauchte er nur das Land*) zu kennen, welches ihn ernähren kann. Der Wilde, welcher niemanden braucht und nichts auf der Welt begehrt, kennt kein Land außer dem seinigen und will kein anderes kennen lernen. Muß er sich weiter ausdehnen, um leben zu können, so flieht er die von den Menschen bewohnten Gegenden; er hat es nur mit den Tieren zu thun und braucht nur sie zu seinem Unterhalt. Wir dagegen, für die das bürgerliche Leben eine Notwendigkeit ist und die sich nicht mehr entwöhnen können, Menschen zu essen, wir haben ein allgemeines Interesse, diejenigen Orte zu bewohnen, wo man am meisten Menschen findet. Deshalb strömt alles nach Rom, Paris und London zusammen. In den Hauptstädten ist das Menschenblut immer billiger zu haben.**) So kennt man nur die großen Völker, und diese sehen sich alle ähnlich.

---

*) So die Amst. Ausg.; die andern: „Die Landstrecke."
**) Vergl. § 448 u. Anm.

362. Man sagt, wir hätten Gelehrte, welche zu ihrer Belehrung reisen: das ist ein Irrtum. Die Gelehrten reisen aus Interesse wie die andern Menschen. Man findet keinen Plato oder Pythagoras mehr; wenn es noch einen giebt, so ist es weit weg von uns. Unsere Gelehrten reisen nur im Auftrage des Hofes; man entsendet sie, hält sie frei und bezahlt sie, um dieses oder jenes zu sehen, was ganz sicher mit der Moral nichts zu thun hat. Für diesen einzigen Zweck brauchen sie ihre ganze Zeit; sie sind zu ehrlich, um ihr Geld zu stehlen. Wenn in irgendeinem Lande, wo es auch sei, Neugierige auf eigene Kosten reisen, so thun sie es nie, um die Menschen zu studieren, sondern um sie zu belehren. Sie haben kein Bedürfnis nach Kenntnissen, sondern nach Großthuerei. Wie sollten sie auf ihren Reisen lernen, das Joch der Vorurteile abzuschütteln? Ihretwegen reisen sie ja gerade.

363. Es ist ein großer Unterschied, ob man reist, um ein Land oder um die Völker zu beobachten. Ersteres ist immer der Zweck der Neugierigen, letzteres ist ihnen nur Nebensache. Für denjenigen, welcher philosophieren will, muß es gerade umgekehrt sein. Das Kind beobachtet die Dinge, bis es einmal die Menschen beobachten kann. Der Mann muß zunächst Seinesgleichen beobachten und dann die Dinge, wenn er Zeit dazu hat.

364. Es ist also ein verkehrter Schluß, wenn man daraus, daß wir ungeschickt reisen, die Folgerung zieht, daß die Reisen nutzlos seien. Folgt aber, wenn der Nutzen der Reisen anerkannt ist, daß sie für jedermann passend seien? Weit entfernt: sie sind im Gegenteil nur für sehr wenige Leute geeignet; sie passen nur für diejenigen Menschen, welche in sich selbst genug Festigkeit besitzen, um die Lehre des Irrtums zu hören, ohne sich verführen, und um das Beispiel des Lasters zu sehen, ohne sich mit fortreißen zu lassen. Die Reisen treiben jeden nach seiner natürlichen Richtung weiter fort und machen den Menschen vollends gut oder böse. Wer die Welt durchwandert hat und nach Hause zurückkommt, der ist dann, was er sein ganzes Leben hindurch sein wird; es kommen mehr Verdorbene als Gute zurück, weil mehr fortgehen, die zum Schlechten, als die zum Guten geneigt sind. Schlecht erzogene und schlecht geleitete junge Leute nehmen auf ihren Reisen alle Laster der Völker an, zu denen sie kommen, aber keine einzige von den Tugenden, mit welchen diese Laster gemischt sind; aber Leute von glücklicher Anlage, deren gute Art man sorgfältig ausgebildet hat und die nur in der aufrichtigen Absicht, sich zu belehren, reisen, kommen alle besser und weiser zurück, als sie fortgegangen waren. So soll mein Emil reisen; so hatte jener eines bessern Jahrhunderts würdige junge Mann gereist, dessen Tüchtigkeit Europa staunend bewunderte, der in der Blüte seiner Jahre für sein Vaterland starb, der es aber verdiente zu leben und dessen

Grab, das nur seine Tugenden zierten, seine Ehre von einer fremden Hand erwarten mußte, die Blumen darauf streute.*)

365. Alles, was aus vernünftigen Gründen geschieht, muß seine Regeln haben. So auch das Reisen, wenn es als ein Teil der Erziehung angesehen wird. Reisen, um zu reisen, heißt herumirren, Landfahrer sein; auch reisen, um sich zu belehren, ist noch ein zu unbestimmter Zweck: die Belehrung, die nicht ein bestimmtes Ziel hat, taugt nichts. Ich möchte dem jungen Mann ein greifbares Interesse geben, sich zu belehren, und wenn dieses gut gewählt wäre, würde es auch die Art der Belehrung bestimmen. Dies ist immer die Folge der Methode, welche ich praktisch durchzuführen mich bemüht habe.

366. Da er sich nun in seinen physischen Beziehungen zu den andern Wesen und in seinen moralischen Beziehungen zu den anderen Menschen betrachtet hat, bleibt ihm nur noch übrig, sich in seinen bürgerlichen Verhältnissen zu seinen Mitbürgern zu betrachten. Zu diesem Zwecke muß er zuerst das Wesen der Staatsform im allgemeinen, die verschiedenen Staatsformen an sich und endlich die spezielle Staatsform, unter welcher er geboren ist, studieren, um zu wissen, ob es ihm zukömmlich ist, in ihr zu leben; denn durch ein unumstößliches Recht ist es jedem Menschen, wenn er mündig und Herr über sich selbst wird, auch freigestellt, sich von dem Vertrag, der ihn an die Gemeinschaft bindet, loszusagen durch Verlassen des Landes, in dem jene sich gebildet hat. Erst durch seinen Aufenthalt in demselben nach dem Alter der Vernunft giebt er zu erkennen, daß er die Verbindlichkeit, welche seine Vorfahren eingegangen haben, stillschweigend bestätige. Er erwirbt das Recht, auf sein Vaterland zu verzichten wie auf sein väterliches Erbe; überdies ist die Heimat ein natürliches Gut, sodaß man sein Eigentum abgiebt, wenn man auf sie verzichtet. Nach strengem Rechte bleibt jeder Mensch frei auf seine eigene Gefahr, wo er auch geboren sei, wenn er sich nicht freiwillig den Gesetzen unterwirft, um das Recht ihres Schutzes sich zu erwerben.**)

367. Ich würde ihm also z. B. sagen: Bis jetzt hast du unter meiner Leitung gelebt; du warst außer stande, dich selbst zu leiten. Aber du näherst dich dem Alter, wo die Gesetze, indem sie dir die Verfügung über dein Eigentum lassen, dich zum Herrn deiner Person machen. Du wirst dich allein befinden in der Gesellschaft, abhängig von allem, selbst von deinem Erbgut. Du hast nun im Sinn, einen Hausstand zu

---

*) Es ist der in der Schlacht bei Crefeld 1758 gefallene Comte de Gisors gemeint, von welchem II § 325 Anm. gesprochen ist. Petitain glaubt auch, R. wolle selbst als der angesehen sein, der „das Grab des jungen Helden mit Blumen bestreut".

**) Denn „die Verbindlichkeiten, welche uns an den gesellschaftlichen Leib knüpfen, sind nur verpflichtend, insofern sie gegenseitig sind." (Contrat social II, 4).

gründen. Diese Absicht ist löblich und eine der Pflichten des Menschen; aber bevor du dich verheiratest, mußt du wissen, was für ein Mensch du sein willst,*) womit du dein Leben zubringen und welche Maßregeln du ergreifen willst, um dir und deiner Familie den Unterhalt zu sichern: denn, obwohl man aus einer solchen Sorge nicht seine erste Angelegenheit machen soll, so muß man doch einmal daran denken. Willst du dich in die Abhängigkeit der Menschen begeben, die du verachtest? Willst du durch bürgerliche Beziehungen, die dich unaufhörlich dem Belieben anderer preisgeben und dich nötigen werden, selbst ein schlechter Mensch zu werden, um den Schelmen zu entgehen, deine Lebenslage bestimmen und deine Verhältnisse befestigen?

368. Daraufhin werde ich ihm alle möglichen Mittel, sein Vermögen nutzbar zu machen, beschreiben, sei es im Handel oder in Ämtern oder in der Finanzwelt, und ich werde ihm zeigen, daß es kein einziges giebt, das ihn keinerlei Schicksalsfällen aussetzte, ihn nicht in eine unselbständige und abhängige Lage brächte und ihn nicht nötigte, seine Sitten, seine Ansichten und sein Betragen nach dem Beispiel und den Vorurteilen anderer einzurichten.**)

369. Ich werde ihm sagen: „Es giebt ein anderes Mittel, seine Zeit und seine Person zu verwerten, nämlich, Dienste zu nehmen, das heißt, sich wohlfeil zu vermieten, um Leute zu töten, die uns nie ein Übel zugefügt haben. Dieser Beruf steht in hoher Achtung bei den Menschen und sie machen ein außerordentliches Wesen aus denen, die zu nichts anderem als dazu zu gebrauchen sind. Übrigens machte es dir die anderen Hilfsmittel nicht entbehrlich, sondern gerade noch notwendiger; denn es gehört zur Ehre dieses Standes auch noch, daß er die zu grunde richtet, die sich ihm widmen. Allerdings richten sich nicht alle zu grunde. Es kommt sogar allmählich die Mode auf, sich darin zu bereichern wie bei den anderen Berufsarten. Aber, wenn ich dir auseinandersetzen soll, wie es diejenigen anfangen, die sich gut dabei stellen, so zweifle ich, ob dir sehr daran gelegen sein wird, sie nachzuahmen.

370. „Du wirst auch erfahren, daß es sich auch bei diesem Berufe nicht mehr um Mut und persönliche Auszeichnung handelt, wenn nicht etwa bei den Weibern;. daß im Gegenteil der Unterwürfigste, Niedrigste und Sklavischste immer der Geehrteste ist; daß wenn es dir einfällt, es mit deinem Berufe ernst zu nehmen, man dich geringschätzen, hassen, ja vielleicht wegjagen wird, daß du wenigstens durch Übergehungen niedergehalten und durch alle deine Kameraden verdrängt werden

*) Daher die Veranlassung zu reisen, d. h. mit den Menschen sich zu vergleichen und dann zu wählen.

**) Die Absicht des Erziehers ist erreicht in § 464.

wirst, weil du deinen Dienst in den Laufgräben gethan, während sie den ihrigen an der Toilette verrichtet haben."

371. Man begreift leicht, daß alle diese verschiedenen Berufsarten nicht sehr nach Emils Geschmack sein werden. „Ei," wird er mir entgegnen, „habe ich denn die Spiele meiner Kindheit vergessen? habe ich meine Arme verloren? ist meine Kraft erschöpft? habe ich zu arbeiten verlernt? Was kümmere ich mich um alle deine schönen Berufsarten und all das dumme Gerede der Menschen? Ich kenne keine andere Ehre, als wohlthätig, und gerecht zu sein; ich kenne kein anderes Glück, als unabhängig mit einem geliebten Wesen zu leben und jeden Tag durch die Arbeit sich Appetit und Gesundheit zu verschaffen. All diese Mißlichkeiten, von denen du sprichst, machen gar keinen Eindruck auf mich. Ich will als einzigen Besitz nur einen kleinen Maierhof in irgendeinem Winkel der Erde. Ich will meine ganze Habsucht darauf setzen, ihn recht nutzbar zu machen, und so werde ich ohne Beunruhigung leben. Sophie und mein Ackergut, das soll mein Reichtum sein."

372. „Ja, mein Freund, ein eigenes Weib und ein eigenes Land sind genug für das Glück der Weisen. Aber diese, wenn auch bescheidenen Güter sind nicht so gewöhnlich, als du meinst. Das seltenste ist für dich gefunden; sprechen wir jetzt von dem anderen.

373. „Ein eigenes Ackergut, lieber Emil! in welcher Gegend willst du es denn suchen? In welchem Winkel der Erde wirst du wohl sagen können: Hier bin ich mein eigener Herr und Herr des Landes, das mir gehört? Man weiß wohl, in welchen Gegenden man leicht reich werden kann; aber wer weiß, wo man auf das Reichsein auch verzichten kann? Wer weiß, wo man unabhängig und frei leben kann ohne die Nötigung, irgendjemanden weh zu thun, und ohne Besorgnis, selbst geschädigt zu werden?*) Glaubst du, das Land, wo es immer erlaubt ist, ein rechtschaffener Mensch zu sein, sei so leicht zu finden? Wenn es irgendein rechtmäßiges und sicheres Mittel giebt, ohne Ränke, ohne Belästigung und ohne Abhängigkeit zu leben, ist es — ich gestehe es — das, von der Arbeit seiner Hände zu leben, indem man sein eigenes Land bebaut; aber wo ist der Staat, wo man sich sagen kann: die Erde unter meinen Füßen gehört mir? Bevor du dieses glückliche Land aussuchst, versichere dich zuerst, daß du dort den Frieden, den du suchst, findest: sieh dich vor, daß nicht eine gewaltsame Regierung, eine verfolgungssüchtige Religion und verkehrte Sitten deine Ruhe stören. Sichere dich gegen maßlose Steuern, welche die Frucht deiner Mühen aufzehren, gegen endlose Prozesse, welche dein Vermögen verschlingen würden. Richte dich so ein, daß du rechtlich leben kannst, ohne den Aufsichtsbeamten und ihren Vertretern, Richtern, Priestern, einflußreichen Nachbarn und Schelmen jeder

*) Vgl. IV § 494 ff.

Sorte, die immer bereit sind, dich zu chicanieren, wenn du sie vernachlässigst, den Hof machen zu müssen. Stelle dich vor allem sicher vor den Bedrückungen der Großen und Reichen; denke daran, daß überall ihr Land an den Weinberg des Naboth stoßen kann.*) Kannst du dafür gutstehen, daß wenn dein Unglück will, daß ein Mann in Amt und Würden neben deiner Hütte ein Haus kauft oder baut, er kein Mittel finde, sich unter irgendwelchem Vorwand deines Erbgutes zu bemächtigen, um sich zu arrondieren, oder daß du nicht vielleicht schon morgen mit ansehen mußt, wie eine breite Landstraße deinen ganzen Besitz verschlingt? Wenn du dir nun Einfluß bewahrst, um dich gegen alle diese Mißstände zu schützen, so kannst du ebenso gut auch deinen Reichtum bewahren; denn es wird dir ebenso leicht fallen, ihn zu hüten. Reichtum und Einfluß stützen sich immer gegenseitig; der eine hält sich immer schlecht aufrecht ohne den anderen.

374. „Ich habe mehr Erfahrung als du, lieber Emil; ich sehe die Schwierigkeit deines Planes besser ein. Er ist indessen schön und ehrbar; er würde dich in der That glücklich machen: wir wollen uns Mühe geben, ihn zu verwirklichen. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen. Verwenden wir die zwei Jahre, die wir bis zu deiner Rückkehr festgesetzt haben, dazu, einen Wohnplatz in Europa zu suchen, wo du mit deiner Familie glücklich leben könnest, gesichert vor allen Gefahren, von denen ich gesprochen habe. Wenn uns das gelingt, so hast du das wahre Glück gefunden, das so viele andere vergeblich gesucht haben, und es wird dir nicht leid sein um deine Zeit. Gelingt es uns nicht, so bist du von einem Hirngespinst geheilt; du wirst dich trösten über ein unvermeidliches Übel und dich dem Gesetz der Notwendigkeit unterwerfen.“

375. Ich weiß nicht, ob es allen meinen Lesern klar sein wird, wie weit die damit vorgeschlagenen Nachforschungen uns führen werden; aber ich weiß sicher, daß wenn Emil nach seinen in dieser Absicht unternommenen und fortgesetzten Reisen nicht vollkommen bewandert in allen Fragen der Staatsverwaltung, der öffentlichen Sitten und der Staatsgrundsätze jeder Art nach Hause zurückkommt, es ihm an Verstand oder mir an Urteil gänzlich fehlen mußte.

376. Das politische Recht muß erst noch geschaffen werden; es ist aber anzunehmen, daß wir nie eines haben werden. Grotius, der Meister aller Gelehrten auf diesem Gebiete, ist nur ein Kind und, was noch schlimmer ist, kein aufrichtiges. Wenn ich höre, wie man Grotius zum Himmel emporhebt und Hobbes mit Fluch belädt, so wird es mir klar, wie viele vernünftige Menschen überhaupt diese beiden Schriftsteller lesen oder verstehen. Es ist ausgemacht, daß ihre Grundsätze sich durch-

*) I. Chron. 21, das beliebte Thema Rousseau's. Vgl. II § 72 und unsere Anm. dazu.

aus ähnlich und daß sie nur im Ausdruck verschieden sind. Verschieden sind sie auch noch in der Methode. Hobbes stützt sich auf Sophismen, Grotius auf Dichter: alles übrige ist ihnen gemeinsam.*)

377. Der einzige Neuere, der imstande gewesen wäre, diese große und nutzlose Wissenschaft zu erfinden, wäre der berühmte Montesquieu gewesen.**) Aber er hütete sich wohl, die Grundsätze des politischen Rechtes abzuhandeln; er begnügt sich damit, vom positiven Rechte der bestehenden Staaten zu reden, und nichts auf der Welt ist verschiedener von einander als diese beiden Fragen.

378. Wer indessen ein gesundes Urteil über die Staatsformen haben will, wie sie existieren, muß sie notwendig beide zusammen behandeln; man muß wissen, was sein müßte, um das, was ist, recht zu beurteilen. Die größte Schwierigkeit, diese wichtigen Punkte aufzuhellen, besteht darin, daß man einen Privatmann***) für die Erörterung derselben und zur Beantwortung der beiden Fragen gewinnen muß: Inwiefern berührt das mich? und: Wie stelle ich mich zur Sache? Wir haben unsern Emil in stand gesetzt, sich auf beide eine Antwort zu geben.

379. Die zweite Schwierigkeit hat ihren Grund in den von Kindheit an eingeflößten Vorurteilen, in den Grundsätzen, in denen man auferzogen worden ist, besonders in der Parteilichkeit der Schriftsteller, welche immer von der Wahrheit sprechen, um die sie sich kaum bekümmern, und dabei nur an ihr Interesse denken, von dem sie nicht reden. Nun vergiebt nicht das Volk die Lehrstühle, die Besoldungen und die Plätze in den Akademien; man mag also urteilen, auf welche Grundlage von diesen Leuten seine Rechte gestellt werden müssen! Ich habe gemacht, daß diese Schwierigkeit für Emil noch nicht existiert. Kaum weiß er, was eine Staatsform ist; sein Augenmerk ist einzig darauf gerichtet, die beste zu finden; seine Absicht ist es nicht, Bücher zu schreiben, und wenn er

---

*) Darüber vergl. man Contrat social I c. 2 samt Anmerkg. — Auch Hobbes strotzt im „Leviathan“ von Citaten aus der heiligen Schrift. — R. giebt von hier bis 443 das Ergebnis seiner Studien über die staatliche Gesellschaft, wovon er im Contrat social, nachdem er gesehen, daß diese Untersuchungen über seine Kräfte hinausgehen (s. § 410 Anm. 1), das aushebt, was sich auf das Vertragsverhältnis bezieht. Es ist hier nicht unsere Aufgabe zu untersuchen, wie R. sich zu Grotius, Pufendorf und Hobbes verhält, doch muß darauf hingewiesen werden, daß im Emil die Frage weiter geführt ist als im Contrat social, der weit positiver gehalten ist. Hier treibt er die Kritik schließlich bis zur Abweisung der ganzen Frage (§ 436, 440, 442) und läßt den Gedanken durchblicken, daß die nach seinen Ideen und den Prinzipien der Natur regenerierte Menschheit keinen Staat mehr brauchen werde. — Locke verweist auf Grotius und Pufendorf; Hobbes hat ihn in früherer Zeit beeinflußt, später aber abgestoßen. S. Ged. üb. Erz. § 186 und meine Anm. z. d. St.

**) S. Anm. zu § 446.

***) Nicht etwa einen Staatsjuristen, Diplomaten oder Akademiker (§ 379).

je solche verfaßt, so wird er es nicht thun, um den Mächtigen zu schmeicheln, sondern um die Rechte der Menschheit festzustellen.

380. Es bleibt noch eine dritte, weniger begründete als scheinbare Schwierigkeit, die ich weder lösen noch aufstellen will*): ich bin schon zufrieden, wenn sie nur meinen Eifer nicht lähmt, da ich fest überzeugt bin, daß bei Untersuchungen dieser Art große Talente weniger notwendig sind als eine aufrichtige Gerechtigkeitsliebe und eine ungeheuchelte Achtung vor der Wahrheit. Wenn also die staatsrechtlichen Fragen unparteiisch behandelt werden können, so sind wir, wie mir scheint, jetzt oder niemals in der Lage, es zu thun.

381. Bevor man beobachtet, muß man sich Regeln für seine Beobachtungen machen; man muß sich eine Skala machen, um die Maße, die man nimmt, daran anzulegen. Diese Skala sind unsere Grundsätze inbezug auf das politische Recht; unsere Maße sind die politischen Gesetze jedes Landes.

382. Unsere ersten Begriffe werden klar, einfach und unmittelbar aus der Natur der Dinge geschöpft sein. Es werden sich Fragen erheben, die wir mit einander erörtern, die wir aber dann erst zu Grundsätzen erheben werden, wenn sie befriedigend gelöst sind.

383. So werden wir zum Beispiel gleich zum Naturzustand zurückgehen und wir untersuchen, ob die Menschen nach ihrer Geburt Sklaven oder frei, gesellschaftlich verbunden oder selbständig sind; ob sie sich freiwillig oder gezwungen gesellen; ob je die Gewalt, die sie gesellschaftet, ein bleibendes Recht begründen kann, kraft dessen diese erste Gewalt verbindlich wird, selbst wenn eine andere sie überwältigt, sodaß seit der Gewalt des Königs Nimrod, der, wie man sagt, die ersten Völker sich unterwarf, alle anderen Gewalten, welche diese zerstört haben, ungerecht und usurpatorisch geworden sind und daß es keine rechtmäßigen Könige mehr giebt außer den Abkömmlingen des Nimrod oder seinen Rechtsnachfolgern; oder ob beim Erlöschen dieser ersten Gewalt die ihr nachfolgende ihrerseits verbindlich wird und die Verbindlichkeit der ersteren aufhebt, sodaß man nur insoweit zum Gehorsam verpflichtet ist, als man dazu gezwungen ist, und daß von dem Augenblicke, wo man Widerstand leisten kann, diese Verpflichtung aufhört, ein Recht, welches meines Erachtens der Gewalt wenig hinzufügen und fast nur ein Spiel mit Worten sein würde.

384. Wir werden untersuchen, ob man nicht sagen kann, daß jede Krankheit von Gott kommt, und ob daraus etwa folge, daß es ein Verbrechen sei, den Arzt zu rufen.

385. Wir werden ferner untersuchen, ob man im Gewissen verpflichtet ist, einem Wegelagerer, der uns auf der Landstraße unser Geld

---

*) Die Frage nämlich, ob der Verf. des Emil dazu die notwendigen Sachkenntnisse und den erforderlichen Scharfsinn besitze.

abfordert, es zu überliefern, wenn wir es ihm auch verbergen könnten; denn die Pistole in seinen Händen ist eben auch eine Gewalt.

386. Ob das Wort Gewalt in diesem Falle etwas andres heißt als rechtmäßige und folglich den Gesetzen, von denen sie ausgeht, unterworfene Gewalt.

387. Angenommen, daß dieses Recht der Gewalt verworfen und nur das natürliche oder die väterliche Auktorität als Grundsatz der Gesellschaften angenommen werde, so werden wir nach dem Maße dieser Auktorität fragen, wie sie in der Natur begründet sei und ob sie eine andere Berechtigung habe als den Nutzen des Kindes, die Schwäche desselben und die natürliche Liebe des Vaters zu ihm; ob also, wenn seine Schwäche aufhört und seine Vernunft herangereift ist, es nicht der einzige natürliche Richter über das wird, was zu seiner Erhaltung dient, und infolgedessen sein eigener Herr, von jedem anderen Menschen, selbst seinem Vater, unabhängig: denn es ist noch gewisser, daß der Sohn sich selbst liebt, als daß der Vater seinen Sohn liebt.

388. Ob nach dem Tode des Vaters die Kinder verpflichtet sind, dem ältern Bruder zu gehorchen oder irgendeinem anderen, der für sie nicht die natürliche Zuneigung eines Vaters empfindet, und ob es von Geschlecht zu Geschlecht immer nur ein einziges Oberhaupt giebt, welchem die ganze Familie zu gehorchen hat, in welchem Falle man fragen würde, wie überhaupt die Auktorität jemals geteilt werden und nach welchem Rechte es mehr als ein Oberhaupt auf der ganzen Erde geben könnte, welches das ganze Menschengeschlecht regierte.

389. Angenommen, daß die Völker sich durch Wahl gebildet, so werden wir das thatsächliche Recht untersuchen und fragen, ob, wenn sie sich in dieser Weise ihren Brüdern, Oheimen oder Verwandten unterworfen haben, nicht aus Pflicht, sondern aus freiem Willen, eine derartige Gesellschaftung nicht immer wieder den Charakter einer freien und freiwilligen Vereinigung annimmt.

390. Hierauf zum Recht der Sklaverei übergehend, werden wir untersuchen, ob ein Mensch sich rechtmäßig an einen anderen veräußern kann, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt, ohne jegliche Bedingung, d. h. ob er auf seine Person, sein Leben, seine Vernunft, sein Ich, auf den ganzen sittlichen Wert seiner Handlungen verzichten und mit einem Worte vor seinem Tode aufhören kann, zu existieren gegen den Willen der Natur, die ihm fortwährend seine Selbsterhaltung zur Pflicht macht, und trotz der Stimme des Gewissens und der Vernunft, welche ihm vorschreiben, was er thun und was er lassen soll.

391. Wenn es nun bei dem Akte der Knechtung irgendwelchen Vorbehalt oder irgendwelche Einschränkung giebt, so werden wir erörtern, ob dieser Akt dann nicht ein eigentlicher Kontrakt wird, bei welchem jeder der beiden Teile, da sie in dieser Eigenschaft keinen gemeinsamen Höheren

über sich haben,[1]) inbezug auf die Vertragsbedingungen sein eigener Richter bleibt, infolgedessen aber frei in dieser Beziehung und berechtigt, den Vertrag zu brechen, sobald er sich für geschädigt hält.

392. Wenn also ein Sklave sich nicht ohne Vorbehalt an seinen Herrn veräußern kann, wie kann ein Volk sich an sein Oberhaupt veräußern? und wenn dem Sklaven das Urteil über die Einhaltung des Vertrags durch seinen Herrn bleibt, wie sollte dem Volke nicht auch die Entscheidung über die Einhaltung des Vertrags durch sein Oberhaupt gewahrt bleiben?

393. Wenn wir uns nun so genötigt sehen, von vorne anzufangen, und den Sinn des Kollektivwortes „Volk" erwägen, werden wir uns fragen, ob wir nicht, um ihn festzustellen, einen Vertrag brauchen, wenigstens einen stillschweigenden, der dem von uns angenommenen vorausgehen müsse.

394. Da ein Volk, bevor es sich einen König wählt, schon ein Volk ist, wie ist es denn zu einem solchen geworden, wenn nicht durch den Gesellschaftsvertrag? Er ist also die Grundlage jeder bürgerlichen Gesellschaft, und in der Natur dieses Aktes müssen wir das Wesen der Gesellschaft suchen, welche durch denselben begründet wird.

395. Wir werden nach dem Inhalt dieses Vertrages fragen und ob er nicht ungefähr durch die folgende Formel sich aussprechen lasse: *Jeder von uns stellt gemeinsam seine Güter, seine Person, sein Leben und sein ganzes Vermögen unter die höchste Leitung des allgemeinen Willens, und wir, als Körper, nehmen jedes Glied als einen untrennbaren Teil des Ganzen in uns auf.*

396. Dies vorausgesetzt, werden wir, um die uns notwendigen Begriffe zu bestimmen, beachten, daß an Stelle der einzelnen Vertragspersönlichkeiten dieser Gesellschaftsakt eine moralische Körperschaft erzeugt, die aus so vielen Gliedern besteht, als die Versammlung Stimmen zählt. Diese öffentliche Person nimmt im allgemeinen den Namen eines „politischen Körpers" an, der durch seine Glieder, wenn er leidend auftritt, „Staat," wenn er thätig ist, „Staatshoheit" und im Verhältnis zu Seinesgleichen „Macht" genannt wird. Was die Glieder selbst anlangt, so nehmen sie im Kollektivsinn den Namen „Volk" an und nennen sich einzeln „Bürger" als Glieder der „Bürgerschaft" oder Teilhaber an der Staatsleitung und „Unterthanen", insofern sie dieser unterworfen sind.

397. Wir werden ferner beachten, daß dieser Gesellschaftsakt eine wechselseitige Verpflichtung zwischen dem Ganzen und den Einzelnen in

---

[1]) Hätten sie einen, so könnte dieser gemeinsame Höhere nur das Staatsoberhaupt sein; dann aber könnte das Recht der Knechtung, als auf das Recht der Staatsoberhoheit gegründet, nicht das Prinzip derselben sein. — R. Amst.

sich schließt und daß jeder Einzelne, indem er, so zu sagen, den Vertrag mit sich selbst eingeht, sich in einer doppelten Verpflichtung befindet, nämlich als Glied der Staatshoheit den Einzelnen und als Glied des Staates der Staatshoheit gegenüber.

398. Wir werden uns ferner merken, daß, da niemand an die Verpflichtungen gebunden ist, welche man gegen sich selbst übernommen hat, die öffentliche Entschließung, welche auf Grund der beiden verschiedenen Beziehungen, von welchen aus jeder der Unterthanen angesehen wird, diese alle der Staatshoheit gegenüber verpflichten kann, doch den Staat nicht sich selbst gegenüber in Pflicht zu nehmen vermag. Daraus ersieht man, daß es kein anderes eigentliches Grundgesetz im Staate giebt, noch geben kann, als nur den gesellschaftlichen Vertrag. Womit nicht gesagt ist, daß der politische Körper sich nicht in gewissen Beziehungen gegen andere verpflichten könnte; denn dem Fremden gegenüber wird er alsdann ein einfaches Wesen, ein Individuum.

399. Da die beiden Vertragsteile, nämlich jeder Einzelne und das Gesamte, keinen gemeinsamen Obern haben, der ihre Mißhelligkeiten schlichten könnte, so werden wir untersuchen, ob es jedem von beiden frei steht, den Vertrag zu brechen, wenn es ihm gefällt, d. h. seinerseits darauf zu verzichten, sobald er sich geschädigt glaubt.

400. Um diese Frage aufzuhellen, werden wir beachten, daß, da nach dem gesellschaftlichen Vertrag die Staatshoheit nur durch den gemeinsamen und allgemeinen Willen handeln kann, seine Akte nur allgemeine und gemeinsame Ziele haben können, woraus folgt, daß ein Einzelner nicht unmittelbar durch die Staatshoheit geschädigt werden kann, ohne daß alle beeinträchtigt werden; das aber kann nicht stattfinden, weil sie sich damit selbst müßte verletzen wollen. So braucht der gesellschaftliche Vertrag niemals eine andere Bürgschaft als die öffentliche Macht, da die Beeinträchtigung immer nur von den Einzelnen ausgehen kann, und in diesem Falle sind sie nicht etwa ihrer Verpflichtung ledig, sondern straffällig wegen Verletzung derselben.

401. Um alle ähnlichen Fragen richtig zu entscheiden, werden wir bedacht sein, uns immer gegenwärtig zu halten, daß der gesellschaftliche Vertrag von besonderer, nur ihm eigentümlicher Art ist, insofern ihn das Volk nur mit sich selbst eingeht, d. h. das Volk insgesamt als Staatshoheit mit den Einzelnen als Unterthanen: eine Bedingung, auf welcher die ganze Einrichtung und der ganze Betrieb der politischen Maschine beruht und welche allein Verpflichtungen, welche ohne das widersinnig, tyrannisch und den ungeheuersten Mißbräuchen ausgesetzt wären, gesetzlich, vernünftig und gefahrlos macht.

402. Da die Einzelnen sich nur der Staatshoheit unterworfen haben und die oberste Autorität nichts anderes ist als der allgemeine Wille, so werden wir sehen, daß jeder Mensch, indem er der Staats-

hoheit gehorcht, nur sich selbst gehorcht und wie man im gesellschaftlichen Vertrag freier ist als im Zustande der Natur.

403. Nachdem wir die natürliche Freiheit und die bürgerliche mit einander verglichen haben inbezug auf die Personen, werden wir inbezug auf die Güter das Eigentumsrecht mit dem Hoheitsrecht, den Einzelbesitz mit dem Eingriffsrecht*) vergleichen. Ist die oberste Befugnis auf das Eigentumsrecht gegründet, so muß sie dieses Recht gerade am meisten achten: es ist unverletzlich und heilig, solange es ein einzelnes und individuelles Recht bleibt; sobald es aber als ein allen Bürgern gemeinsames betrachtet wird, ist es dem allgemeinen Willen unterworfen, und dieser kann es aufheben. So hat die Staatshoheit kein Recht, das Eigentum eines Einzelnen oder Mehrerer anzutasten; aber sie kann sich das Eigentum aller gesetzlich aneignen, wie es zu Sparta zu Lykurg's Zeiten geschah,**) während die Aufhebung der Schulden durch Solon eine unrechtmäßige Handlung war.

404. Da einzig und allein der allgemeine Wille die Unterthanen verpflichtet, werden wir untersuchen, wie dieser Wille sich äußert, an welchen Zeichen er sicher zu erkennen ist, was ein Gesetz ist und welches die wahren Kennzeichen des Gesetzes sind. Diese Frage ist noch ganz unberührt; die Definition des Gesetzes muß erst noch gefunden werden.***)

405. In dem Augenblicke, wo das Volk eines oder mehrere seiner Glieder gesondert ins Auge faßt, teilt sich das Volk. Es bildet sich zwischen dem Ganzen und seinem Teile ein Verhältnis, welches aus ihm zwei getrennte Wesen macht, deren eines der Teil, das andere das Ganze ohne diesen Teil ist. Aber das Ganze mit Abzug eines Teiles ist nicht das Ganze; solange also dieses Verhältnis besteht, giebt es kein Ganzes, sondern nur zwei ungleiche Teile.

406. Wenn dagegen das ganze Volk über das ganze Volk beschließt, faßt es nur sich selbst ins Auge, und wenn sich daraus eine Beziehung bildet, so ist es nur die des Ganzen unter einem bestimmten Gesichtspunkt zum Ganzen unter einem andern, ohne jede Teilung. Dann ist der Gegenstand, über welchen man beschließt, ein allgemeiner, und der Wille, welcher beschließt, ist es ebenfalls. Wir werden untersuchen, ob es noch irgendeine andere Art von Akten giebt, die den Namen Gesetz führen kann.

---

*) domaine éminent, die über den Einzelbesitz hinausgehende Staatsbefugnis, das Entäußerungs- (Expropriations-) Recht.

**) Lykurg ist der Schöpfer einer „einzigen und erhabenen Einrichtung". Contrat social II, 3 am Ende.

***) Die Staatsrechtslehrer jener Zeit geben nur logische Definitionen nach den faktisch vorliegenden Verhältnissen, keine genetische Entwickelung. Hobbes (elem. philos. de cive VI, 9) sagt: leges civiles . . nihil aliud sunt quam eius qui in civitate summa potestate praeditus est de civium futuris actionibus mandata.

407. Wenn die Staatshoheit nur durch Gesetze sprechen kann und wenn das Gesetz immer nur einen allgemeinen und alle Glieder des Staates gleichermaßen betreffenden Zweck haben kann, so folgt, daß die Staatshoheit nie die Macht hat, über eine Sonderangelegenheit irgendetwas zu beschließen, und da es dennoch im Interesse der Erhaltung des Staates liegt, daß auch über die Sonderangelegenheiten beschlossen werde, so werden wir untersuchen, wie das geschehen kann.

408. Die Akte der Staatshoheit können nur Akte des allgemeinen Willens, Gesetze, sein; es bedarf fernerhin bestimmender Maßregeln, Maßregeln der Gewalt oder Regierungsmaßregeln zur Ausführung dieser nämlichen Gesetze, und diese können im Gegenteil nur gesonderte Ziele haben. So ist die Maßregel, wodurch die Staatshoheit bestimmt, daß ein Oberhaupt gewählt werde, ein Gesetz; die Maßregel aber, durch welche dieses Oberhaupt gewählt wird in Ausführung des Gesetzes, ist nur eine Regierungsmaßregel.

409. Dies ist eine dritte Beziehung, unter welcher das versammelte Volk angesehen werden kann, nämlich als Behörde oder Vollstrecker des Gesetzes, welches es als Staatshoheit erlassen hat.[1])

410. Wir werden untersuchen, ob es möglich sei, daß das Volk sich seines Hoheitsrechtes beraube, um einen oder mehrere Menschen damit zu bekleiden; denn da die Vornahme der Wahl kein Gesetz ist und das Volk bei dieser Vornahme nicht selbst die Staatshoheit vorstellt, so sieht man nicht, wie es dann ein Recht übertragen kann, welches es selbst nicht hat.

411. Da das Wesen der Staatshoheit im allgemeinen Willen besteht, so kann man auch nicht ersehen, wie man sich versichern könne, daß ein Sonderwille mit dem allgemeinen immer übereinstimme. Man muß wohl vielmehr annehmen, daß er diesem oft entgegenstehen würde; denn das Privatinteresse zielt überall auf Bevorzugungen, das öffentliche Interesse dagegen auf die Gleichheit, und wenn diese Übereinstimmung auch möglich wäre, so folgt schon daraus, daß sie nicht notwendig und unzerstörbar wäre, zur Genüge, daß das Hoheitsrecht aus ihr nicht entspringen kann.

412. Wir werden uns fragen, ob die Vorsteher des Volkes, unter welchem Namen sie auch erwählt seien, ohne Verletzung des gesellschaft-

---

[1]) Diese Fragen und Sätze sind zum größten Teil aus der „Abhandlung über den gesellschaftlichen Vertrag" ausgezogen, einer Abhandlung, welche selbst aus einem größeren Werke ausgezogen ist, das ich, ohne meine Kräfte zu prüfen, unternommen und seit lange habe liegen lassen. Die kleine Abhandlung, welche ich daraus ausgehoben und wovon ich hier den Hauptinhalt gebe, wird besonders veröffentlicht werden. — R. Amst. — In der That erblickte der Contrat social noch vor dem Emil das Licht. Die Gen. Ausg. fügt bei, daß diese Anmerkung schon 1761 geschrieben worden sei. Vgl. unsere Einleitung S. XVIII.

lichen Vertrages je etwas anderes sein können als die Diener des Volkes, denen es befiehlt, die Gesetze zur Ausführung zu bringen; ob diese Vorsteher ihm nicht Rechenschaft über ihre Verwaltung schuldig und nicht selbst den Gesetzen unterworfen sind, deren Beachtung durchzusetzen ihre Aufgabe ist.

413. Wenn das Volk sein oberstes Recht nicht veräußern kann, kann es dasselbe für eine bestimmte Zeit übertragen? Wenn es sich keinen Herrn geben kann, kann es sich Vertreter bestellen? Diese Frage ist wichtig und verdient Erörterung.

414. Wenn das Volk weder ein Oberhaupt noch Vertreter haben kann, werden wir untersuchen, wie es seine Gesetze selbst erlassen kann; ob es viele Gesetze haben, ob es sie oft wechseln soll; ob es leicht für ein großes Volk sei, sein eigener Gesetzgeber zu sein.

415. Ob das römische Volk kein großes Volk war.

416. Ob es gut ist, daß es große Völker giebt.

417. Aus den vorhergehenden Erwägungen folgt, daß es im Staat zwischen der Oberhoheit und den Unterthanen eine vermittelnde Körperschaft giebt; diese vermittelnde Körperschaft, gebildet aus einem oder mehreren Mitgliedern, ist mit der Staatsverwaltung, dem Vollzug der Gesetze und der Aufrechthaltung der bürgerlichen und politischen Freiheit beauftragt.

418. Die Mitglieder dieser Körperschaft nennen sich „Magistrate" oder „Könige" d. i. Regierende. Die ganze Körperschaft heißt, insofern man die Menschen, welche sie ausmachen, ins Auge faßt, „Fürst", insofern man ihre Wirksamkeit betrachtet, „Regierung".

419. Wenn wir die Wirksamkeit des Ganzen in Beziehung auf sich selbst, d. h. die Beziehung des Ganzen zum Ganzen oder der Staatshoheit zum Staat betrachten, so können wir das Verhältnis vergleichen mit den äußeren Gliedern einer stetigen Proportion, in der die Regierung das Mitglied bildet. Die Regierungsbehörde empfängt von der Staatshoheit die Befehle, die sie dem Volke giebt, und wenn alles ausgeglichen ist, ist ihr Produkt oder ihre Potenz gleich dem Produkte oder der Potenz der Bürger, welche auf der einen Seite Unterthanen sind, auf der andern Seite die Staatshoheit ausmachen. Man kann keinen der drei Ausdrücke ändern, ohne die Proportion sofort zu stören.*) Wenn die Staatshoheit regieren will oder wenn der Fürst Gesetze geben will oder wenn der Unterthan sich weigert zu gehorchen, so tritt Unordnung an

*) Ist die Staatshoheit a, die Regierung b, das Volk c, so ist die Proportion $a:b = b:c$ oder $b^2 = ac$, und insofern a auch in gewissem Sinn $= c$ ist, $b^2 = c^2$. Dem Gedanken nach ähnlich bei Hobbes (de cive VI, 1 annot): Ea enim civitatis natura est, ut civium multitudo sive aggregatum non modo imperet sed etiam imperanti subjiciatur, sed alio atque alio sensu.



Stelle der Regel, und der aufgelöste Staat versinkt in Despotismus oder Anarchie.

420. Nehmen wir an, der Staat bestehe aus zehntausend Bürgern. Die Staatshoheit kann nur im kollektiven Sinne und als Körperschaft betrachtet werden; jeder Einzelne aber hat als Unterthan eine besondere und unabhängige Existenz. So verhält sich das Oberhaupt zum Unterthan wie zehntausend zu eins; d. h. jedes Glied des Staates hat für seinen Teil nur ein Zehntausendstel der Obergewalt, obgleich es ihr ganz unterworfen ist. Ist das Volk aus hunderttausend Menschen zusammengesetzt, so ändert sich die Lage der Unterthanen nicht, und jeder trägt immer die ganze Gewalt der Gesetze, während seine auf ein Hunderttausendstel beschränkte Stimme zehnmal weniger Einfluß bei der Abfassung derselben hat. Während so der Unterthan immer einer bleibt, steigert sich das Verhältnis des Oberhauptes nach Maßgabe der Zahl der Bürger. Daraus folgt, daß je mehr der Staat sich vergrößert, um so mehr die Freiheit abnimmt.

421. Je weniger also der Wille der Einzelnen auf den allgemeinen Willen, d. h. je weniger die Sitten auf die Gesetze Einfluß haben, um so mehr muß die beschränkende Gewalt sich steigern. Da nun auf der anderen Seite die Größe des Staates den Inhabern der Staatsauktorität mehr Versuchungen und mehr Mittel gewährt, dieselbe zu mißbrauchen, so muß das Oberhaupt um so mehr Gewalt haben, die Regierung im Zaume zu halten, je mehr diese Gewalt hat, das Volk niederzuhalten.

422. Daraus folgt, daß die stetige Proportion zwischen der Staatshoheit, dem Fürsten und dem Volke nicht etwa ein willkürlicher Einfall, sondern eine Konsequenz aus dem Wesen des Staates ist. Es folgt ferner, daß, wenn eines der Außenglieder, nämlich das Volk, bestimmt ist, jedesmal, wenn das doppelte Verhältnis zu- oder abnimmt, auch das einfache gleichermaßen zu- oder abnehmen muß, was nicht geschehen kann, ohne daß das Mittelglied ebenso oft wechselt. Woraus wir den Schluß ziehen können, daß es nicht eine einzige und unwandelbare Staatsform giebt, sondern daß es so viele ihrer Natur nach verschiedene Staatsformen geben muß, als die Staaten an Größe verschieden sind.

423. Wenn die Sitten um so weniger Einfluß auf die Gesetze haben, je zahlreicher das Volk ist, so werden wir untersuchen, ob man nicht auch nach einer ganz augenfälligen Analogie sagen kann, daß die Regierung um so schwächer ist, je zahlreicher die Behörden sind.

424.*) Um diesen Satz aufzustellen, werden wir in der Person jeder Behörde drei wesentlich verschiedene Willen unterscheiden, erstens den Eigenwillen des Einzelnen, der nur seinen besonderen Vorteil im Auge

*) Von hier ab bis § 434 fast wörtlich gleichlautend mit dem Contrat social III, 2 und 3.

hat, zweitens den gemeinsamen Willen der Behörden, der sich einzig auf den Vorteil des Staatsoberhauptes bezieht, ein Wille, den man auch Gemeinwillen nennen kann und der der Regierung gegenüber ein allgemeiner ist, dem Staate gegenüber, von dem die Regierung einen Teil bildet, ein besonderer, an dritter Stelle den Volkswillen oder höchsten Willen, der ein allgemeiner ist sowohl dem Staat als Ganzes als der Regierung als Teil des Ganzen gegenüber. Bei einer vollkommenen Gesetzgebung muß der Sonder- und Einzelwille fast verschwindend, der der Regierung eigene Gemeinwille sehr untergeordnet sein; folglich ist der allgemeine und oberste Wille die Richtschnur aller anderen. Nach der natürlichen Ordnung hingegen werden diese verschiedenen Willen um so wirksamer, je mehr sie sich in sich zusammenschließen; da ist der allgemeine Wille immer der schwächste, der Gemeinwille nimmt die zweite Stelle ein, und der Einzelwille geht allem vor, sodaß jeder zuerst für sich ist, dann erst Behörde und dann Bürger, eine Stufenfolge, die der von der gesellschaftlichen Ordnung verlangten geradezu entgegengesetzt ist.

425. Nach diesen Voraussetzungen denken wir uns die Regierung in den Händen eines einzelnen Mannes. Da wäre der Einzelwille und der Gemeinwille vollständig vereinigt, der letztere folglich auf dem höchstmöglichen Grad seiner Stärke. Da nun von diesem Grade der Gebrauch der Gewalt abhängt und die absolute Gewalt der Regierung, die immer die des Volkes ist, sich nicht ändert, so folgt, daß die wirksamste Regierung die eines Einzelnen ist.

426. Vereinigen wir hingegen die Regierung mit der Obergewalt, machen wir aus der Staatsgewalt den Fürsten und aus den Bürgern lauter Behörden: dann wird der Wille der Körperschaft mit dem allgemeinen ganz zusammenfallen und nicht mehr Wirksamkeit haben als dieser und er wird den Einzelwillen in seiner ganzen Gewalt belassen. So wird die Regierung bei immer gleichbleibender absoluter Gewalt auf der geringsten Stufe der Wirksamkeit sich befinden.

427. Diese Sätze sind unbestreitbar und andere Erwägungen dienen ihnen noch zur Bestätigung. Man sieht z. B., daß die Behörden wirksamer sind in ihrer Gemeinsamkeit als die Bürger in der ihrigen und daß infolge dessen der Einzelwille dort viel mehr Einfluß hat. Denn jede Behörde ist fast immer mit irgendeiner besondern Regierungsfunktion beauftragt, während jeder Bürger für sich keinerlei Funktion der Staatshoheit ausübt. Je mehr sich übrigens der Staat ausdehnt, desto größer wird die wirkliche Gewalt, wenn auch nicht im Verhältnis seiner Ausdehnung; wenn jedoch der Staat derselbe bleibt, so mögen sich die Behörden auch vermehren, die Regierung erhält dadurch keine größere thatsächliche Gewalt, weil sie Inhaberin der des Staates ist, die wir immer als gleich annehmen. So vermindert sich durch diese Vermehrung die Wirksamkeit der Regierung, ohne daß ihre Gewalt zunehmen kann.

428. Nachdem wir gefunden haben, daß die Regierung in dem Maße schwächer wird, je zahlreicher die Behörden werden, und daß, je zahlreicher das Volk ist, um so mehr die einschränkende Gewalt der Regierung zunehmen muß, so werden wir den Schluß ziehen, daß das Verhältnis der Behörden zur Regierung dem der Unterthanen zum Staatsoberhaupt entgegengesetzt sein muß, d. h. daß mit der Vergrößerung des Staates die Regierung sich einschränken muß, sodaß die Zahl der Regierenden sich im Verhältnis der Zunahme der Bevölkerung vermindert.

429. Um sodann diese Verschiedenheit der Formen unter genaueren Bezeichnungen festzustellen, werden wir an erster Stelle beachten, daß die Staatshoheit die ihr anvertraute Regierungsgewalt auf das ganze Volk oder den größeren Teil desselben übertragen kann, sodaß es unter den Bürgern mehr Beamte als einfache Privatleute giebt. Dieser Regierungsform giebt man den Namen Demokratie.

430. Oder sie kann auch die Regierung in die Hände einer beschränkteren Anzahl legen, sodaß es mehr einfache Bürger als Beamte giebt; diese Form führt den Namen Aristokratie.

431. Endlich kann sie die ganze Regierung in den Händen eines einzelnen Beamten vereinigen. Diese dritte Form ist die gewöhnlichste und heißt Monarchie oder Königsherrschaft.

432. Wir werden beachten, daß alle diese Formen oder wenigstens die beiden ersten ein Mehr oder ein Weniger zulassen und selbst einen ziemlich großen Spielraum gestatten. Denn die Demokratie kann das ganze Volk umfassen oder sich bis auf die Hälfte beschränken; die Aristokratie hingegen kann sich von der Hälfte des Volkes in unbestimmter Weise bis auf die kleinsten Zahlen einschränken; selbst das Königtum läßt manchmal eine Teilung zu zwischen dem Vater und dem Sohn oder zwischen zwei Brüdern oder auf andere Weise. In Sparta waren immer zwei Könige und im römischen Reiche hat man selbst acht Kaiser auf einmal gesehen, ohne daß man sagen könnte, das Reich sei geteilt gewesen. Es giebt einen Punkt, wo jede Regierungsform in die folgende übergeht, und die Regierung kann unter drei unterscheidenden Benennungen in Wirklichkeit ebenso viele Formen annehmen, als der Staat Bürger hat.

433. Ja noch mehr: da jede dieser Formen sich in gewissem Sinne wieder in Unterabteilungen scheiden kann, wovon die eine auf diese, die andere auf eine andere Art verwaltet wird, so kann aus der Kombination dieser drei Formen eine Menge gemischter entstehen, von denen eine jede durch alle einfachen Formen multipliziert werden kann.

434. Man hat zu allen Zeiten viel gestritten über die beste Regierungsform, ohne zu erwägen, daß jede in gewissen Fällen die beste ist, in andern Fällen die schlechteste. Wenn nach unserer Auffassung in

den verschiedenen Staaten die Zahl der Behörden[1]) im umgekehrten Verhältnisse zu der der Bürger stehen muß, so werden wir zu dem Schlusse kommen, daß im allgemeinen die demokratische Regierungsform den kleinen Staaten zukommt, die aristokratische den mittleren und die monarchische den großen.

435. Am Faden dieser Untersuchungen werden wir zur Erkenntnis gelangen, welches die Rechte und Pflichten der Bürger sind und ob man die einen von den andern trennen kann; was das Vaterland ist, worin es, genau genommen, besteht und woran jeder erkennen kann, ob er ein Vaterland hat oder nicht.

436. Nachdem wir so jede Art von bürgerlicher Gesellschaft an sich betrachtet haben, werden wir sie unter einander vergleichen, um ihre verschiedenen Beziehungen zu beobachten; wir werden sie bald groß, bald klein, bald stark, bald schwach finden; wir werden sehen, wie sie sich anfallen, sich schädigen, sich gegenseitig zerstören und bei dieser fortwährenden Einwirkung und Gegenwirkung mehr Menschen elend machen und mehr Menschen das Leben kosten, als wenn sie alle ihre ursprüngliche Freiheit bewahrt hätten. Wir werden untersuchen, ob man nicht bei der Einrichtung der Gesellschaft zu weit oder nicht weit genug gegangen ist; ob nicht die den Gesetzen und den Menschen unterworfenen Individuen den Übeln beider Zustände ausgesetzt bleiben, ohne ihre Vorteile zu haben, während die Gesellschaften unter einander die Unabhängigkeit der Natur bewahren, und ob es nicht besser wäre, wenn es an Stelle der mehreren bürgerlichen Gesellschaften auf der Erde gar keine gäbe. Ist es nicht gerade dieser gemischte Zustand, der an beiden*) teilnimmt und weder den einen noch den andern sicher stellt, per quem neutrum licet, nec tanquam in bello paratum esse, nec tanquam in pace securum.**) Erzeugt nicht gerade diese nur teilweise durchgeführte und unvollkommene Gesellschaft Unterdrückung und Krieg? und sind nicht Unterdrückung und Krieg die größten Geißeln der Menschheit?

437. Wir werden endlich die besonderen Mittel untersuchen, welche man gegen diese Mißstände gesucht hat in Bündnissen und Bundesverträgen, welche jedem Staate im Innern seine eigene Herrschaft lassen, ihn aber nach außen gegen jeden ungerechten Angreifer bewaffnen. Wir werden erforschen, wie man eine gute Bundesgenossenschaft errichten

---

[1]) Man wird sich erinnern, daß ich hier nur von den höchsten Behörden oder den Leitern der Nation gesprochen haben will, da die anderen nur ihre Stellvertreter auf diesem oder jenem Gebiete sind. — R. Amst.

*) Die beiden Zustände sind der ungesellige natürliche und der gesellige bürgerliche.

**) Seneca de tranquill. anim. 1.: „Der keines von beiden gestattet, weder sich gerüstet zu halten wie im Kriege, noch sicher zu sein wie im Frieden." Die Stelle steht bei Seneca in anderem Zusammenhang.

kann, was ihr Dauer verleihen und bis zu welchem Punkte man das Recht der Bundesgenossenschaft ausdehnen kann, ohne dem der Staatshoheit zu schaden.

438. Der Abbé von St. Pierre hatte einen Bund aller europäischen Staaten vorgeschlagen, um einen ewigen Frieden unter ihnen aufrecht zu erhalten. War dieser Bund wohl ausführbar? und war wohl anzunehmen, daß er, wenn er überhaupt errichtet worden, von Dauer gewesen wäre.[1]) Diese Untersuchungen führen uns unmittelbar auf alle Fragen des öffentlichen Rechtes, welche die Fragen des politischen Rechtes vollends aufklären können.

439. Endlich werden wir die wahren Grundsätze des Kriegsrechts aufstellen und untersuchen, warum Grotius und die anderen nur falsche Grundsätze gegeben haben.

440. Es sollte mich nicht wundern, wenn mitten in allen unseren Erörterungen mein junger Mann, der einen gesunden Sinn hat, mich unterbräche mit den Worten: „Man sollte meinen, wir bauen unser Haus aus Holz und nicht aus Menschen; so genau richten wir jedes Stück nach der Schnur.“ — „Das ist richtig, mein Freund; aber du mußt bedenken, daß das Recht sich nicht nach den Leidenschaften der Menschen richtet und daß es sich für uns darum handelte, zuerst die wahren Grundsätze des Staatsrechtes aufzustellen. Jetzt, wo unser Grund gelegt ist, kannst du untersuchen, was die Menschen darauf gebaut haben, und du wirst merkwürdige Dinge sehen!“*)

441. Dann lasse ich ihn den Telemach lesen und ihn auf seiner Fahrt begleiten; wir suchen das glückliche Salent und den guten Idomeneus auf, den das Unglück weise gemacht hat. Auf dem Wege finden wir manchen Protesilas, aber keinen Philocles; auch Adrastus, der König der Daunier, läßt sich nicht schwer finden.**) Mögen indessen die Leser

[1]) Seit ich dieses geschrieben habe, sind in dem Auszug aus diesem Entwurf die Gründe dafür auseinander gesetzt worden; die Gründe dagegen, diejenigen wenigstens, welche mir triftig erschienen sind, findet man in der Sammlung meiner Schriften nach dem genannten Auszug. — R. Amst. — Über den Abbé de Saint-Pierre s. III § 146 Anm. †. R. meint den „Plan eines immerwährenden Friedens“, welchen St. Pierre 1713 veröffentlichte. R. hielt diesen Plan nicht bloß für unausführbar, sondern, falls er ausgeführt worden wäre, für eine Quelle unabsehbarer Gefahren. Vgl. § 447. Zur ganzen Stelle vergl. man u. a. Confessions II. B. 12.

*) § 466.

**) Als R. unter dem Schutze Friedrichs des Großen sich in Motiers aufhielt, suchte man ihn bei Friedrichs Statthalter, dem Schotten Keith, zu verdächtigen, indem man als den Adrast, von dem R. oben spricht, den König von Preußen angab. R. gesteht indessen, daß er ihn in der That gemeint habe, in den „Bekenntnissen“. Adrast ist ein grausamer und hinterlistiger Tyrann und fällt in der Schlacht durch Telemach's Hand. Protesilas ist ein sittenloser Günstling des Idomeneus, der den redlichen Philocles bei diesem anschwärzt. Unter dem letzteren soll Fénelon den Turenne geschildert haben.

sich selbst ein Bild von unseren Reisen machen oder sie selbst mit dem Telemach in der Hand an unserer Stelle ausführen; wir wollen ihnen keine niederschlagenden Anwendungen nahe legen, welchen der Verfasser selbst aus dem Wege geht oder die er nur mit Widerwillen ausführt.

442. Da übrigens weder Emil ein König ist, noch ich ein Gott, so machen wir uns keine Sorgen darüber, daß wir Telemach und Mentor in ihrem menschenfreundlichen Wirken nicht nachkommen können: niemand weiß besser als wir in der uns angewiesenen Stelle zu verharren, und niemand verlangt weniger, aus ihr herauszutreten. Wir wissen, daß allen die nämliche Aufgabe gestellt ist und daß, wer das Gute aus ganzem Herzen liebt und es nach allen Kräften thut, sie erfüllt hat. Wir wissen, daß Telemach und Mentor Luftgebilde sind. Emil reist nicht als ein müßiger Mann und thut mehr Gutes, als wenn er Fürst wäre. Wären wir Könige, würden wir nicht mehr wohlthätig sein; wären wir Könige und wohlthätig, so würden wir, ohne es zu wissen, tausendmal wirkliches Übel anrichten für eine scheinbare Wohlthat, die wir zu stiften vermeinten; wären wir Könige und weise, so wäre die erste Wohlthat, die wir uns und den Menschen erweisen möchten, die, daß wir die Herrschaft niederlegten und wieder das würden, was wir jetzt sind.

443. Ich habe gesagt, was die Reisen für jedermann nutzlos macht. Noch nutzloser aber macht sie für die jungen Leute die Art, in der man sie reisen läßt. Die Erzieher, die es mehr auf ihre eigene Unterhaltung als auf die Belehrung der Zöglinge abgesehen haben, führen sie von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von Gesellschaft zu Gesellschaft; oder, wenn sie Gelehrte und Schriftsteller sind, lassen sie jene ihre Zeit damit zubringen, daß sie die Bibliotheken ablaufen, Antiquare besuchen, alte Denkmäler durchstöbern und alte Inschriften abschreiben. In jedem Lande beschäftigen sie sich mit einem anderen Jahrhundert, gerade als ob sie es mit einem anderen Lande zu thun hätten*), sodaß, nachdem sie mit großen Kosten Europa durchlaufen und sich immer mit Nichtigkeiten abgegeben oder sich gelangweilt haben, sie wieder nach Hause kommen, ohne etwas gesehen zu haben, was sie interessieren, und ohne etwas gelernt zu haben, was ihnen nützlich sein kann.

444. Alle Hauptstädte sehen sich gleich, alle Völker vermengen sich in ihnen, alle Sitten vermischen sich; in ihnen muß man die Nationen nicht studieren. Paris und London sind in meinen Augen nur dieselbe Stadt. Ihre Einwohner haben einige verschiedene Vorurteile, aber sie haben beide darum doch ebenso viele, und alle ihre praktischen Grund-

*) und nicht mit demjenigen, in welchem sie sich zur Zeit befinden, das sie aber nicht kennen lernen, weil sie nicht nach dem Gegenwärtigen, sondern dem Vergangenen, den Altertümern u. dgl. fragen.

sätze sind die nämlichen. Man weiß, welche Sorte von Menschen sich an den Höfen zusammenfinden muß. Man weiß, welche Sitten das Aufeinanderhäufen des Volkes und die Ungleichheit der Lebenslagen überall hervorbringen muß. Sobald ich von einer Stadt von zweimalhunderttausend Seelen höre, so weiß ich zum voraus, wie man darin lebt. Was ich weiterhin über die Orte erfahren könnte, lohnt nicht die Mühe, es dort zu lernen.

445. In abgelegenen Provinzen, wo weniger Bewegung und Verkehr ist und weniger Fremde reisen, wo die Einwohner weniger ihre Wohnplätze wechseln und seltener ihren Stand und ihr Schicksal ändern, muß man Geist und Sitten einer Nation studieren. Man sehe im Vorbeigehen die Hauptstadt an, studiere aber draußen das Land. Die Franzosen wohnen nicht in Paris, sondern in der Touraine; die Engländer sind mehr Engländer in Mercia als in London, die Spanier mehr Spanier in Galizien als in Madrid. In diesen größeren Entfernungen charakterisiert sich ein Volk und zeigt sich in seiner ungemischten Art; da machen sich die guten und bösen Wirkungen der Regierung besser bemerklich, wie am Ende eines großen Radius das Maß der Bogen genauer ist.

446. Die notwendigen Beziehungen der Sitten zur Staatsform sind in dem Buche „über den Geist der Gesetze“ so trefflich dargelegt worden, daß man am zweckmäßigsten auf dieses Werk zurückgeht, um jene Beziehungen zu erforschen.*) Im allgemeinen jedoch giebt es zwei leichte und einfache Anhaltspunkte, um die verhältnismäßige Trefflichkeit der Staatsformen zu beurteilen. Die eine ist die Bevölkerung. In jedem Lande, das sich entvölkert, geht der Staat seinem Untergange entgegen; das Land dagegen, dessen Bevölkerung am schnellsten wächst, ist, wenn es auch das ärmste wäre, das bestregierte.[1])

447. Dazu aber muß die Bevölkerung eine natürliche Wirkung der Staatsform und der Sitten sein; denn wenn sie durch Kolonien oder andere zufällige oder vorübergehende Mittel erreicht würde, würden diese mit dem Heilmittel nur das Übel beweisen. Als Augustus Gesetze gegen Ehelosigkeit erließ, war durch sie bereits das Sinken des römischen Staates angezeigt. Die Trefflichkeit der Regierung muß die Bürger bestimmen, sich zu verheiraten, nicht das Gesetz sie dazu zwingen: nicht was aus Zwang geschieht, muß man inbetracht ziehen — denn das Gesetz, welches gegen die Neigung der Natur ankämpft, wird umgangen

---

*) Montesquieu (1689—1755) legt seinen Untersuchungen in dem Buche „über den Geist der Gesetze“ (1748) den Satz zugrunde, daß die Gesetze im weitesten Sinne die „notwendigen Beziehungen“ darstellen, „welche aus der Natur der Dinge sich herleiten.“

[1]) Ich wüßte nur eine Ausnahme von dieser Regel, nämlich China. — R. In der Amst. Ausg. findet sich diese Anmerkung nicht.

und bleibt ohne Wirkung, — sondern was durch den Einfluß der Gesetze und die natürliche Richtung der Staatsform erreicht wird; denn diese Mittel haben allein eine bleibende Wirkung. Es war die Politik des guten Abbé von St. Pierre,*) für jedes einzelne Übel immer ein Mittelchen zu ersinnen, anstatt zu ihrer gemeinsamen Quelle zurückzugehen und einzusehen, daß man sie alle auf ein Mal heilen könne. Die Aufgabe ist nicht, jedes Geschwür, das sich auf dem Körper eines Kranken zeigt, besonders zu behandeln, sondern die Masse des Blutes, das sie alle hervorbringt, zu reinigen. Man spricht von Preisen für die Landwirtschaft in England; ich brauche nichts weiter: das allein beweist mir, daß sie dort nicht lange in Blüte stehen wird.**)

448. Das zweite Merkmal der verhältnismäßigen Güte der Regierung und der Gesetze leitet sich ebenfalls aus der Bevölkerung ab, aber in einem anderen Sinn, nämlich aus der Verteilung derselben, nicht aus ihrer Menge. Zwei der Größe und der Einwohnerzahl nach gleiche Staaten können an Kraft sehr ungleich sein; der mächtigste von beiden ist aber immer derjenige, dessen Bewohner am gleichmäßigsten über das Land verbreitet sind: derjenige, welcher keine so großen Städte hat und deshalb am wenigsten Glanz entwickelt, wird den andern immer schlagen. Die großen Städte erschöpfen einen Staat und begründen seine Schwäche; der Reichtum, den sie erzeugen, ist ein scheinbarer und trügerischer: viel Geld und wenig Segen. Man sagt, die Stadt Paris sei dem Könige von Frankreich eine Provinz wert; ich dagegen glaube, daß sie ihm etliche Provinzen kostet, daß Paris in mehr als einer Beziehung von den Provinzen genährt wird und daß der größte Teil ihrer Einkünfte sich in diese Stadt ergießt und dort bleibt, ohne je zu dem Volke oder dem Könige zurückzufließen. Es ist unbegreiflich, daß in diesem rechnerischen Jahrhundert niemand zur Einsicht gelangt, daß Frankreich viel mächtiger sein würde, wenn Paris vernichtet wäre. Nicht bloß ist eine schlecht verteilte Bevölkerung dem Staate nicht vorteilhaft, sie ist sogar verderblicher als selbst die Entvölkerung, insofern das Produkt der Entvölkerung nur eben Null ist, während der übel eingerichtete Verbrauch ein negatives Ergebnis liefert.***) Wenn ich einen Franzosen und einen Engländer, voller Stolz über die Größe ihrer Hauptstädte, mit einander streiten höre, ob Paris oder London die meisten Einwohner zähle, so kommt es mir vor, als ob sie stritten, welches von beiden Völkern die Ehre genieße, am schlechtesten regiert zu sein.

---

*) S. Anm. zu § 438.

**) Vgl. Anm. zu II § 289.

***) Die Städte sind „der Abgrund des Menschengeschlechts" (I § 121); ihre Bevölkerung muß immer vom Lande aufgefrischt werden (a. a. O.). So versteht R. den „Verbrauch". In den Städten „ist das Menschenblut am billigsten" § 361. Vgl. auch § 469.

449. Man studiere ein Volk außerhalb seiner Städte; nur so wird man es kennen lernen. Es ist wertlos, den äußern Schein einer Staatsform zu betrachten, welcher der Apparat der Verwaltung und das Geschwätz der Beamten Ansehen giebt, wenn man nicht auch ihr inneres Wesen erforscht durch die Wirkung, welche sie auf das Volk und auf allen Stufen ihrer Verwaltung äußert. Da der Unterschied zwischen Form und Wesen sich auf alle diese Stufen verteilt, so kann man ihn nur erkennen, wenn man alle diese Stufen inbetracht zieht. In einem Lande wird der Geist des Ministeriums an den Hantierungen der Unterbeamten zuerst bemerklich; in einem andern muß man die Parlamentswahlen beobachten, um zu beurteilen, ob das Volk in Wahrheit frei sei: in jedem Lande aber ohne Unterschied kann derjenige, der nur die Städte gesehen hat, unmöglich die Regierung kennen, da der Geist derselben nie derselbe ist für die Stadt und für das Land. Nun aber macht das, was wir „Land"*) heißen, das Land aus und das Landvolk die Nation.

450. Dieses Studium der verschiedenen Völker in ihren entlegenen Provinzen und in der Einfalt ihres angeborenen Wesens giebt Anlaß zu einer allgemeinen, meinem Wahlspruch sehr günstigen und für das menschliche Herz sehr tröstlichen Bemerkung, nämlich, daß alle Völker bei dieser Betrachtungsweise viel tüchtiger erscheinen; je mehr sie sich der Natur nähern, desto mehr waltet die Güte in ihrem Charakter vor: erst wenn sie sich in die Städte einschließen und durch die Kultur ihr Wesen ändern, entarten sie und verwandeln gewisse mehr grobe als gefährliche Fehler in angenehme und verderbliche Laster.

451. Aus dieser Wahrnehmung entspringt ein neuer Vorteil bei der von mir vorgeschlagenen Art zu reisen, insofern die jungen Leute sich wenig in den großen Städten aufhalten, wo eine schreckliche Verderbnis herrscht, und damit weniger in Gefahr kommen, sie anzunehmen, und weil sie unter einfachen Menschen und in weniger zahlreicher Gesellschaft ein sichereres Urteil, einen gesunderen Geschmack und ehrbarere Sitten bewahren. Doch ist im übrigen diese Ansteckung für Emil kaum zu befürchten; er besitzt alles, um sich davor zu wahren. Unter all den Vorkehrungen, die ich zu diesem Zwecke getroffen habe, schlage ich die Neigung, die er im Herzen trägt, hoch an.

452.**) Man weiß nicht mehr, was wirkliche Liebe über die Neigungen der jungen Leute vermag, weil ihre Erzieher, die nicht mehr von ihr verstehen als jene, sie davon abwendig machen. Und doch muß ein junger Mensch entweder lieben oder ausschweifen. Es ist leicht, durch den Schein zu blenden. Man wird mir tausend junge Leute

---

*) D. h. das flache Land im Gegensatz zu den Städten. — Im Vorhergehenden ist die Anspielung auf Frankreich und England klar genug.

**) 452—459 Episode von Lucie.

nennen, welche, so sagt man, ohne Liebe sehr keusch leben; aber man zeige mir einen einzigen vollgewachsenen Mann, einen wirklichen Mann, der zu sagen vermag, er habe so seine Jugend verbracht, und dem man dabei aufs Wort glauben darf. Bei allen Tugenden und allen Pflichten geht man nur auf den Schein aus; ich aber suche die Wahrheit, und ich müßte mich täuschen, wenn es, um zu ihr zu gelangen, andere Mittel geben sollte, als die von mir dargebotenen.

453. Der Gedanke, Emil in Liebe zu verwickeln, bevor ich ihn reisen ließe, kommt nicht von mir. Die folgende Begebenheit hat ihn mir nahe gebracht.

454. Ich war zu Venedig auf Besuch bei dem Erzieher eines jungen Engländers. Es war im Winter; wir saßen ums Feuer herum. Der Erzieher erhält seine Briefe von der Post. Er durchliest sie; einen aber liest er noch einmal ganz laut seinem Zögling vor. Er war englisch geschrieben, und ich verstand kein Wort davon; während des Lesens aber sah ich, wie der junge Mann sehr schöne Spitzenmanschetten, die er anhatte, zerriß und eine nach der andern so behutsam als möglich ins Feuer warf, damit man es nicht bemerken sollte: überrascht durch diese Wunderlichkeit sehe ich ihm ins Gesicht und glaube darin Aufregung zu bemerken; indessen bieten die äußeren Zeichen der Leidenschaften, wenn sie auch bei allen Menschen ziemlich ähnlich sind, nationale Verschiedenheiten dar, über die man sich leicht täuschen kann. Die Völker haben verschiedene Sprachen im Gesichte so gut wie im Munde. Ich warte, bis der Brief zu Ende gelesen, dann zeige ich dem Erzieher das entblößte Handgelenk seines Zöglings, das er indessen, so gut es ging, verbarg, nnd sage zu ihm: „Darf man wissen, was das bedeutet?“

455. Als der Erzieher sah, was geschehen war, fing er an zu lachen, umarmte seinen Zögling mit dem Ausdruck der Befriedigung und gab mir, nachdem er seine Einwilligung dazu erhalten, die verlangte Aufklärung.

456. „Die Manschetten,“ sagte er zu mir, „welche Mr. John soeben zerrissen hat, sind ein Geschenk, welches eine Dame von hier ihm vor nicht langer Zeit gemacht hat. Nun wissen Sie wohl, daß Mr. John zu Hause mit einer jungen Dame verlobt ist, die er sehr liebt und die noch mehr Liebe verdient. Dieser Brief ist von der Mutter seiner Verlobten, und ich will Ihnen die Stelle daraus übersetzen, welche den Schaden, den Sie mit angesehen haben, verschuldet hat:

457. „Lucie läßt die Manschetten von Lord John nicht aus den Händen. Miß Betty Roldham brachte gestern den Nachmittag bei ihr zu und wollte mit aller Gewalt an ihrer Arbeit nähen. Heute morgen nahm ich wahr, daß Lucie früher als gewöhnlich aufgestanden war, und wollte sehen, was sie that, und ich fand sie damit beschäftigt, alles aufzutrennen, was Miß Betty gestern genäht hatte. Sie will nicht zugeben,

daß an ihrem Geschenk nur ein Stich von einer anderen Hand sei als der ihrigen."

458. Einen Augenblick darauf ging Mr. John aus dem Zimmer, um andere Manschetten zu holen, und ich sagte zu seinem Erzieher: „Sie haben einen Zögling von vortrefflichem Gemüt; aber sagen Sie mir aufrichtig, ist der Brief der Mutter von Miß Lucie nicht ein gemachter? Ist er nicht ein von Ihnen ersonnenes Mittel gegen die Manschettenspenderin?" — „Nein," sagte er, „die Sache ist nicht erfunden: ich habe mit meinen Bemühungen nicht soviel Berechnung, sondern nur Einfalt und Eifer verknüpft, und Gott hat meine Arbeit gesegnet."

459. Die Geschichte des jungen Mannes ist mir nicht aus dem Gedächtnis geschwunden; im Kopfe eines Träumers wie ich konnte sie nicht unfruchtbar bleiben.

460. Es ist Zeit, zu Ende zu kommen. Führen wir Lord John zu Miß Lucie, d. h. Emil zu Sophie zurück. Mit einem Herzen, nicht weniger zärtlich als vor seiner Abreise, bringt er ihr einen aufgeklärteren Geist zurück, und in sein Land bringt er den Gewinn mit, die Regierungen durch alle ihre Fehler und die Völker durch alle ihre Tugenden kennen gelernt zu haben. Ich habe selbst dafür gesorgt, daß er sich in jeder Nation mit irgendeinem verdienstvollen Manne durch einen Gastfreundschaftsvertrag nach Art der Alten verbunden hat, und ich werde es nicht ungern sehen, wenn er diese Bekanntschaften durch brieflichen Verkehr pflegt. Abgesehen davon, daß es nützlich sein kann, jederzeit aber angenehm ist, einen Briefwechsel mit entfernten Ländern zu unterhalten, ist es ein vorzügliches Schutzmittel gegen die Herrschaft der nationalen Vorurteile, welche unser ganzes Leben hindurch auf uns einstürmen und früh oder spät irgendwelchen Einfluß auf uns gewinnen. Nichts ist geeigneter, ihnen diesen Einfluß zu benehmen, als der selbstlose Verkehr mit verständigen Leuten, welche man achtet und die uns, da sie selbst diese Vorurteile nicht haben und sie durch die ihrigen bekämpfen, in die Lage setzen, beide unablässig gegen einander zu halten und uns gegen alle zu wahren. Es ist nicht das Nämliche, ob man mit den Fremden bei uns oder in ihrer Heimat verkehrt. Im ersteren Falle beobachten sie immer für das Land, in dem sie sich aufhalten, eine Schonung, welche sie veranlaßt, ihre Meinung über dasselbe zu verbergen oder günstig darüber zu denken, solange sie darin sind: zu Hause stimmen sie ihr Urteil herunter und sind nur noch gerecht. Mir wäre es lieb, wenn der Fremde, den ich berate, meine Heimat gesehen hätte; aber ich werde seine Meinung über dieselbe erst in seiner Heimat befragen.

---

461. Nachdem wir beinahe zwei Jahre damit hingebracht, einige der großen und viel mehr von den kleinen Staaten Europas zu durchreisen, nachdem wir die zwei oder drei Hauptsprachen erlernt haben, nachdem wir gesehen, was sich wirklich Merkwürdiges darin befindet, sei es in Naturgeschichte oder in Staatsformen, in Künsten oder an Menschen, mahnt mich Emil, den die Ungeduld verzehrt, daß unsre Endfrist herannaht. Ich sage ihm hierauf: „Nun, mein Freund, du erinnerst dich, welches der Hauptzweck unserer Reisen war; du hast gesehen und beobachtet. Welches ist nun schließlich das Ergebnis deiner Beobachtungen? Wozu entschließest du dich?" — Ich müßte mich sehr in meiner Methode vergriffen haben, wenn er mir nicht etwa so antwortet:

462. „Wozu ich mich entschließe? — zu bleiben, was du aus mir gemacht hast, und aus freien Stücken zu den Ketten, die Natur und Gesetze mir anlegen, keine andere auf mich zu nehmen. Je mehr ich das Werk der Menschen in ihren Einrichtungen erforsche, desto klarer wird es mir, daß sie im Bestreben, unabhängig zu sein, sich zu Sklaven machen und selbst ihre Freiheit in nutzlosen Versuchen, sie zu sichern, aufbrauchen. Um dem Drang der Dinge nicht zu weichen, knüpfen sie tausend Bande an; sobald sie dann einen Schritt thun wollen, können sie nicht und wundern sich, daß sie überall festgebunden sind. Mir dünkt, um sich frei zu machen, hat man gar nichts zu thun; es genügt, den Willen, es zu sein, nie aufzugeben. Du, mein Lehrer, hast mich frei gemacht, da du mir gelehrt, der Notwendigkeit mich zu fügen. Komme sie denn, wann es ihr gefällt, ich lasse mich fortnehmen ohne Zwang, und da ich nicht gegen sie ankämpfen will, binde ich mich an nichts, um mich zu halten. Ich habe auf unseren Reisen mich umgesehen, ob ich irgendeinen Winkel der Erde fände, wo ich ganz nur mir selbst gehören könnte; aber an welchem Orte unter den Menschen ist man nicht mehr abhängig von ihren Leidenschaften? Alles wohl erwogen, habe ich gefunden, daß in meinem Wunsche selbst ein Widerspruch lag; denn, wäre ich auch an gar nichts anderes gebunden, so würde ich doch an dem Lande hängen, wo ich mich niedergelassen hätte: mein Leben wäre an dieses Land gebunden wie das der Dryaden an ihre Bäume; ich habe gefunden, daß Herrschaft und Freiheit zwei so unvereinbare Begriffe sind, daß ich nicht einmal Herr einer Hütte sein könnte, wenn ich nicht darauf verzichtete, mein eigener Herr zu sein.

Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus.*)

---

*) Horat. sat. II, 6, 1:
Lands ein bescheidenes Teil, stets war es mein Wünschen gewesen.
Die Stelle ist in der Erinnerung an die Charmettes geschrieben. In den „Bekenntnissen" (I, 5 und Anfang von I, 6) schreibt R.: „Soweit ich mich der Zeit erinnern kann, nahmen wir Besitz von ihnen [den Charmettes] gegen Ende des Sommers 1736. Als wir den ersten Tag darin schliefen, war ich außer mir

463. „Ich erinnere mich, daß mein Vermögen der Grund unserer Nachforschungen gewesen war.*) Du bewiesest mir sehr triftig, daß ich meinen Reichtum und meine Freiheit nicht zugleich bewahren könnte; aber als du wolltest, daß ich zugleich frei und bedürfnislos sein sollte, verlangtest du zwei unvereinbare Dinge: denn ich kann mich wohl der Abhängigkeit von den Menschen nicht entwinden, ohne der Abhängigkeit von der Natur wieder zu verfallen. Was soll ich also mit dem Vermögen machen, das meine Eltern mir hinterlassen haben? Zuerst will ich mich unabhängig von ihm machen; ich werde alle Bande lockern, welche mich an dasselbe binden: läßt man es mir, so bleibt es mir; nimmt man es mir, so wird man mich nicht mit ihm fortreißen. Ich werde mich nicht quälen, um es zu behalten; aber ich werde fest an meiner Stelle verharren.**) Reich oder arm, werde ich frei sein. Ich werde es nicht etwa bloß in einem bestimmten Land oder in einer bestimmten Gegend sein, sondern überall auf der ganzen Erde. Mir sind alle Ketten des Vorurteils gebrochen; ich kenne nur die der Notwendigkeit. Seit meiner Geburt lernte ich sie tragen, und ich werde sie tragen bis zu meinem Tode; denn ich bin Mensch, und warum sollte ich sie nicht als freier Mensch zu tragen wissen, da ich sie als Sklave ja auch tragen müßte und die der Knechtschaft noch dazu?

464. „Was kümmert mich mein Stand auf Erden? was kümmert mich, wo ich bin? Überall, wo es Menschen giebt, bin ich bei meinen Brüdern, überall, wo es keine giebt, bin ich bei mir. Solange ich unabhängig und reich bleiben kann, habe ich Vermögen, um zu leben, und werde leben. Wenn mein Besitz mich zum Sklaven macht, werde ich ihn ohne Mühe aufgeben: ich habe Arme, um zu arbeiten, und werde leben. Wenn meine Arme mir versagen, werde ich leben, wenn man mich ernährt, und sterben, wenn man mich im Stiche läßt; ich werde aber auch sterben, wenn man mich nicht verläßt: denn der Tod ist keine Not der Armen, sondern ein Gesetz der Natur. Zu welcher Zeit der Tod auch komme, ich sage ihm zu, daß er mich nie bei Veranstaltungen für das Leben überraschen soll; er wird mich nie verhindern, gelebt zu haben.

465. „Dazu habe ich mich entschlossen, mein Vater. Wäre ich ohne Leidenschaften, so wäre ich, in meinem Stande als Mensch, unab-

---

vor Wonne. O Mama, sagte ich zu der teuern Freundin, sie umarmend mit Thränen der Rührung und Freude: hier wohnt das Glück und die Unschuld. Wenn wir sie hier unter uns nicht finden, so brauchen wir sie nirgendsmehr zu suchen.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
Hortus ubi et tecto vicinus jugis aquae fons
Et paulum silvae super his foret . . . . ."

*) § 368.

**) An der Stelle, an welche die Natur mich gesetzt.

hängig wie Gott selbst, da ich nur wollte, was besteht, und darum nie gegen das Geschick zu kämpfen hätte Wenigstens trage ich nur eine Kette, die einzige, die ich je tragen werde, und ihrer kann ich mich rühmen. Wohlan also, gieb mir Sophie, und ich bin frei."

466. — „Lieber Emil, es ist eine Freude für mich, aus deinem Munde männliche Reden zu hören und solche Gesinnungen in deinem Herzen zu lesen. Diese übermäßige Selbstlosigkeit mißfällt mir an deinem Alter nicht. Wenn du Kinder haben wirst, wird sie sich mäßigen, und du wirst dann gerade das sein, was ein guter Familienvater und ein vernünftiger Mann sein muß. Vor deinen Reisen wußte ich, welche Wirkung sie haben würden; ich wußte, daß, wenn du unsere Einrichtungen in der Nähe betrachten würdest, du weit entfernt sein würdest, ein Vertrauen auf sie zu setzen, welches sie nicht verdienen. Vergebens trachtet man nach Freiheit unter dem Schirm der Gesetze. Gesetze! wo giebt es solche? und wo achtet man sie? Überall hast du unter ihrem Namen nur das Interesse der Einzelnen und die menschlichen Leidenschaften herrschen sehen. Aber die ewigen Gesetze der Natur und der Ordnung bestehen. Dem Weisen ersetzen sie das positive Gesetz; sie sind in sein innerstes Herz eingeschrieben durch das Gewissen und die Vernunft, ihnen muß man sich unterordnen, um frei zu sein, und nur, wer Böses thut, ist ein Sklave: denn er thut es immer gegen seinen Willen. Die Freiheit findet sich unter keiner Staatsform, sie wohnt im Herzen des freien Menschen; er trägt sie überall mit sich. Der gemeine Mensch trägt überall die Knechtschaft mit sich. Dieser wäre Sklave in Genf, jener ein Freier zu Paris.

467. „Wenn ich zu dir von Bürgerpflichten redete, würdest du mich vielleicht fragen, wo das Vaterland ist, und du würdest glauben, mich widerlegt zu haben. Es wäre dennoch ein Irrtum von dir, lieber Emil; denn wer kein Vaterland hat, hat wenigstens eine Heimat. Es ist doch immer eine Regierung und ein Schein von Gesetzen da, unter denen er ruhig gelebt hat. Mag auch der gesellschaftliche Vertrag nicht eingehalten worden sein, was thut es, wenn das Einzelinteresse ihn beschützt hat, wie es der Gemeinwille gethan hätte, wenn die öffentliche Gewaltthat ihn von der Gewaltthätigkeit der Einzelnen gesichert hat, wenn das Schlechte, das er begehen sah, ihm die Liebe zum Rechten eingeflößt und wenn unsere Einrichtungen selbst ihm ihre eigenen Unbilligkeiten haben erkennen lassen? O Emil, wo ist der rechte Mann, der seiner Heimat nichts verdankt? Wer er auch sei, er verdankt ihr das für den Menschen wertvollste Geschenk, die Sittlichkeit seiner Handlungen und die Liebe zur Tugend. Wäre er mitten in den Wäldern geboren worden, er hätte glücklicher und freier gelebt; aber er hätte keines Kampfes bedurft, um seiner Neigung zu folgen, er wäre gut gewesen ohne Verdienst; er wäre nicht tugendhaft gewesen, und jetzt kann er es sein trotz seiner

Leidenschaften. Schon der Schein der Ordnung veranlaßt ihn, sie zu erkennen und zu lieben. Das allgemeine Wohl, das den anderen nur zum Vorwande dient, ist für ihn allein ein wirklicher Beweggrund. Er lernt sich zu bekämpfen, sich zu überwinden und sein Interesse dem gemeinsamen Interesse aufzuopfern. Es ist nicht wahr, daß er aus den Gesetzen keinen Nutzen ziehe; sie geben ihm den Mut, gerecht zu sein selbst unter den Bösen. Es ist nicht wahr, daß sie ihn nicht frei gemacht haben; sie haben ihm gelehrt, über sich Herr zu sein.*)

468. „Sage also nicht: Was liegt mir daran, wo ich bin? Es ist von Wert für dich, da zu sein, wo du alle deine Pflichten erfüllen kannst; und eine deiner Pflichten ist die Anhänglichkeit an den Ort deiner Geburt. Deine Landesgenossen beschützten dich, als du ein Kind warst; du mußt sie lieben, nun du Mann bist. Du mußt in ihrer Mitte leben oder wenigstens da, wo du ihnen nützlich sein kannst, soviel dir möglich ist, und wo sie dich holen können, wenn sie dich je brauchen. Es giebt Verhältnisse, in denen ein Mann außerhalb des Vaterlandes seinen Mitbürgern nützlicher sein kann, als wenn er mitten in demselben lebte. Dann muß er sich nur durch seinen Eifer bestimmen lassen und seine Verbannung ohne Murren ertragen; selbst sein Exil ist eine seiner Pflichten. Du aber, guter Emil, dem nichts diese schmerzlichen Opfer auferlegt, du, der du nicht den traurigen Beruf ergriffen hast, den Menschen die Wahrheit zu sagen, lebe in ihrer Mitte, pflege ihre Freundschaft in süßem Verkehr, sei ihr Wohlthäter und ihr Vorbild: dein Beispiel wird ihnen mehr sein als alle unsere Bücher, und das Gute, das du vor ihren Augen verrichtest, wird tieferen Eindruck auf sie machen als alle unsere eiteln Reden.**)

469. „Darum treibe ich dich aber nicht an, in großen Städten zu leben; im Gegenteil ist gerade eines der Beispiele, welche die Guten ihren Mitmenschen geben müssen, das Beispiel des patriarchalischen und ländlichen Lebens, wie es die Menschen zuerst geführt haben, des friedlichsten, natürlichsten und süßesten für den, dessen Herz nicht verdorben ist. Glücklich das Land, mein junger Freund, wo man den Frieden nicht in einer Einöde suchen muß!***) Aber wo ist dieses Land? Ein wohlthätiger Mensch genügt seinem Drange nur schlecht in der Mitte der Städte, wo er nur Intriganten und Schelmen findet, um seinen Eifer zu bethätigen. Die Aufnahme, welche die Nichtsthuer finden, wenn sie dort ihr Glück suchen wollen, verwüstet das Land noch vollends, das

---

*) S. IV § 301.

**) In der Vorrede zum Narcisse (1753; vgl. unsere Einl. zum Emil S. XII) führt R. aus, daß für die verdorbene gegenwärtige Gesellschaft Wissenschaften und Künste wenigstens das Verdienst hätten, die Laster zu verdecken. Der zur Natur zurückgeführte Mensch braucht sie nicht mehr.

***) Vgl. Einl. zum Emil S. XIV.

man im Gegenteil auf Kosten der Städte wieder bevölkern sollte.*) Alle Menschen, welche sich aus der großen Gesellschaft zurückziehen, nützen gerade dadurch, weil alle Fehler der Gesellschaft daraus entstehen, daß sie zu zahlreich ist. Sie nützen ferner, wenn sie an einsame Orte Leben, Bildung und Liebe für die ursprünglichen Lebenszustände verpflanzen können. Ich denke mit Rührung daran, wie viele Wohlthaten Emil und Sophie aus ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit ringsherum spenden, wie sehr sie das Land beleben und den erloschenen Eifer des unglücklichen Dorfbewohners wiederanfachen können. Es ist mir, als sähe ich, wie das Volk sich mehrt, die Felder fruchtbar werden, die Erde sich mit neuem Schmuck bekleidet, Menge und Überfluß die Arbeiten in Feste verwandelt und Freudenrufe und Segenssprüche mitten aus den ländlichen Spielen das jugendliche Paar umdrängen, welches diese Spiele belebt hat. Man spricht vom goldenen Alter, wie von einem Märchen, und es wird immer eines bleiben für Leute von verdorbenem Herzen und Geschmack. Es ist nicht einmal wahr, daß man es zurücksehnt; denn diese Sehnsucht ist immer eitel. Was brauchte es denn, um es zurückzuführen? Nur Eines, aber ein unmögliches Ding: man müßte es lieben.

470. „Schon scheint es um Sophiens Wohnsitz wieder aufzuleben; ihr werdet nur noch mit einander vollenden, was ihre würdigen Eltern begonnen haben. Aber, lieber Emil, ein so süßes Leben darf dich nicht zurückschrecken lassen vor den mühevollen Pflichten, wenn sie dir je auferlegt werden: denke daran, daß die Römer vom Pfluge zum Konsulat geholt wurden. Wenn der Fürst oder der Staat dich ruft zum Dienste des Vaterlandes, so verlasse alles, um an der Stelle, die man dir anweist, das ehrenvolle Amt des Bürgers zu erfüllen. Wenn dieses Amt dir lästig ist, so giebt es ein ehrenhaftes und sicheres Mittel, dich seiner zu entledigen: führe es mit solcher Unbestechlichkeit, daß man es dir nicht lange läßt. Im übrigen fürchte die Widerwärtigkeit eines solchen Amtes nicht sehr; solange es noch Menschen giebt, wie sie heute sind, wird man nicht dich rufen, um dem Staate zu dienen."

471. Warum ist es mir nicht erlaubt, Emils Rückkehr zu Sophie und das Ende ihrer Liebeszeit oder vielmehr den Anfang der ehelichen Liebe, die sie verbindet, zu schildern, einer Liebe, gegründet auf die Achtung, welche so lange dauert als das Leben, auf die Tugenden, die nicht mit der Schönheit schwinden, auf die Übereinstimmung des Charakters, welche den Verkehr liebenswürdig macht und den Reiz der ersten Vereinigung bis ins Greisenalter verlängert? Aber all diese Einzelheiten möchten wohl gefällig, jedoch nicht nützlich sein, und bis jetzt habe ich mir nur da unterhaltende Ausführungen erlaubt, wo ich einen Nutzen derselben absehen konnte. Sollte ich diesen Grundsatz am Ende meiner Auf-

*) Vgl. Anm. ** zu § 449 d. B.

gabe vergessen? Nein; ich fühle wohl auch, daß meine Feder müde ist. Zu schwach für Arbeiten von so großer Ausdehnung, würde ich auch diese aufgeben, wenn sie nicht so weit vorangeschritten wäre: um sie nicht unvollendet zu lassen, ist es Zeit, daß ich sie abschließe.

472. Endlich sehe ich den reizendsten Tag für Emil herankommen, den glücklichsten für mich; ich sehe meine Arbeit gekrönt und beginne schon, die Frucht derseben zu genießen. Ein unlösbares Band vereint das würdige Paar, ihr Mund spricht Eide, die nicht eitel sein werden, und ihr Herz bestätigt sie: sie sind Gatten. Nachdem sie aus dem Tempel getreten, lassen sie sich führen; sie wissen nicht, wo sie sind, wohin sie gehen und was man um sie herum thut. Sie hören nicht, sie antworten nur verwirrt, ihre trunkenen Augen sehen nichts mehr. O des Entzückens! o der menschlichen Schwäche! Die Empfindung des Glückes erdrückt den Menschen; er ist nicht stark genug, es zu ertragen.

473. Es giebt sehr wenige Leute, welche an einem Hochzeitstage den Neuvermählten gegenüber den schicklichen Ton zu finden wissen. Die schweigsame Zurückhaltung der einen und die leichtfertigen Reden der andern scheinen mir gleich wenig am Platze zu sein. Ich meine eher, man müßte die jungen Herzen sich in sich selbst verschließen und sich einer Erregung hingeben lassen, die nicht ohne Reiz ist, als sie so herzlos zu stören, um mit einem falschen Anstandsgefühl ihr Herz schwer zu machen, oder sie durch schlechte Späße in Verlegenheit zu setzen, welche ihnen an einem solchen Tage ganz sicher lästig sind, wenn sie ihnen in anderer Zeit auch gefallen sollten.

474. Ich sehe, wie meine beiden jungen Leute in dem süßen Schmachten, das sie verwirrt, auf kein Wort hören, das man an sie richtet; aber wie sollte ich sie einen so köstlichen Tag verlieren lassen, da ich verlange, daß man alle Tage seines Lebens genieße? Nein, sie sollen ihn kosten und genießen; er soll ein Tag wollüstiger Wonne für sie sein. So ziehe ich sie denn weg von der zudringlichen Menge, die sie ermüdet, führe sie auf einem abgelegenen Pfad fort und bringe sie zu sich selbst zurück, indem ich über sie selbst zu ihnen rede. Aber nicht bloß zu ihren Ohren, zu ihren Herzen will ich sprechen, und ich weiß ja nur zu gut, welches der einzige Gedanke ist, der sie an diesem Tage beschäftigen kann.

475. „Meine Kinder," sage ich zu ihnen, indem ich beider Hand ergreife, „seit drei Jahren habe ich die starke und reine Flamme entstehen sehen, die heute euer Glück begründet. Sie ist immer nur lebhafter geworden; in eueren Augen lese ich, daß sie zur höchsten Glut entbrannt ist: jetzt kann sie nur wieder schwächer werden." Du denkst dir wohl, mein Leser, wie Emil erglüht, auffährt und Schwüre ausstößt, Sophie aber mit Entrüstung ihre Hand aus der meinigen zieht und beide

durch zärtliche Blicke sich gegenseitig Treue zuschwören bis zum letzten Atemzug? Ich lasse es geschehen und fahre dann fort.

476. „Ich habe oft gedacht, wenn man das Glück der Liebe in der Ehe fortsetzen könnte, so hätte man das Paradies auf der Erde. Bis heute hat man davon kein Beispiel. Aber wenn die Sache nicht ganz und gar unmöglich ist, so seid ihr beide es wohl wert, ein Beispiel zu geben, das ihr von niemanden empfangen habt und das wenige Ehegatten imstande sein werden nachzuahmen. Wollet ihr, daß ich euch ein Mittel angebe, meine Kinder, das ich mir dazu ausgedacht und das mir das einzig mögliche scheint?"

477. Sie sehen sich lächelnd an und spotten über meine Harmlosigkeit; Emil bedankt sich rund heraus für mein Rezept und meint, Sophie habe ein besseres und, was ihn betreffe, so genüge ihm das. Sophie meint auch so und scheint eben so zuversichtlich zu sein. Und doch glaube ich durch ihre spöttische Miene hindurch etwas Neugierde zu entdecken. Ich sehe mir Emil an: seine glühenden Blicke verschlingen die Reize seiner Gattin; das beschäftigt ihn jetzt ganz allein, und alle meine Reden setzen ihn kaum in Verlegenheit. Ich lächle selbst und sage bei mir: Bald werde ich dich aufmerksam machen.

478. Der fast unbemerkliche Unterschied zwischen diesen beiden geheimen Regungen bezeichnet eine sehr charakteristische und den gewöhnlichen Vorurteilen ganz widersprechende Verschiedenheit bei den beiden Geschlechtern, den nämlich, daß in der Regel die Männer weniger beständig sind als die Frauen und früher als sie der glücklichen Liebe untreu werden. Die Frau fühlt die Unbeständigkeit des Mannes lange voraus, grämt sich darüber [1]) und wird darum auch eifersüchtiger. Wenn er zu erkalten beginnt, sieht sie sich genötigt, um ihn sich zu erhalten, ihm alle Aufmerksamkeit zu erzeigen, die sie ihm vordem zuwandte, um ihm zu gefallen; sie weint und erniedrigt sich nun ihrerseits, aber selten mit demselben Erfolg. *) Hingabe und Aufmerksamkeit gewinnt die Herzen; aber sie bringt sie kaum wieder zurück. Ich nehme nun mein Rezept gegen das Erkalten der Liebe in der Ehe wieder auf.

479. „Es ist ein einfaches und leichtes Mittel", fahre ich fort, „und besteht darin, daß man auch in der Ehe sich noch liebt." — „In

---

[1]) In Frankreich machen sich die Frauen zuerst los, was nicht zu verwundern, da sie wenig Gemüt haben und daher, wenn ein Mann ihnen keine Huldigungen mehr darbringt, die doch ihre einzige Absicht gewesen waren, sich wenig um seine Person bekümmern. In anderen Ländern macht im Gegenteil der Mann sich zuerst los, ebenfalls aus Gründen, weil die Frauen treu, aber zudringlich sind und den Männern, denen sie mit ihren Wünschen lästig fallen, Widerwillen einflößen. Diese allgemeinen Wahrheiten können viele Ausnahmen erleiden; für jetzt nehme ich sie als allgemeine Wahrheiten an. — R. Manuskr.

*) Nämlich: wie er einst bei seiner Liebeswerbung.

der That, das wird uns nicht schwer fallen," sagt Emil, indem er über mein Geheimnis lacht.

480. „Dir vielleicht schwerer, als du denkst. Ich bitte dich, lasse mir Zeit, mich zu erklären."

481. „Der Knoten, den man zu fest ziehen will, bricht. So auch der Knoten der Ehe, wenn man ihn stärker machen will, als recht ist. Die Treue, welche sie von beiden Gatten verlangt, ist das heiligste aller Rechte; aber die Gewalt, welche sie beiden über einander giebt, ist zu groß. Zwang und Liebe vertragen sich schlecht, und die Lust läßt sich nicht erzwingen. Erröte nicht, Sophie, und suche uns nicht zu entfliehen. Gott verhüte, daß ich deiner Sittsamkeit zu nahe trete; aber es handelt sich um dein Lebensglück. Für einen so hohen Zweck magst du einen Gatten und einen Vater Worte wechseln lassen, die du sonst nicht ertragen würdest.

482. „Nicht sowohl der Besitz als die Unterwerfung macht überdrüßig; für eine angenommene Dirne fühlt man viel länger Neigung als für eine Frau. Wie hat man aus den zärtlichen Liebkosungen eine Pflicht, aus den süßesten Liebesbeweisen ein Recht machen können? Das gegenseitige Verlangen begründet das Recht; ein anderes kennt die Natur nicht. Das Gesetz kann dieses Recht einschränken, aber nicht austilgen. Die Lust ist so süß durch sich selbst! Soll sie aus widerlichem Zwange die Kraft schöpfen, die sie aus ihrem eigenen Reize nicht gewinnen konnte? Nein, meine Kinder, in der Ehe sind die Herzen gebunden, der Leib aber ist nicht geknechtet. Treue seid ihr euch schuldig, aber nicht Gefälligkeiten. Ein jedes von euch kann nur dem andern gehören; aber es soll ihm nur so weit gehören, als es jedem gefällt.

483. „Wenn es also wahr ist, lieber Emil, daß du deine Frau wirklich lieben willst und daß sie immer Herrin über dich sei und über sich selbst, so liebe sie mit ganzer Liebe, aber mit Achtung; laß dir alles von der Liebe schenken, aber fordere nichts von der Pflicht, selbst das geringste Zugeständnis sei für dich nie ein Recht, sondern eine Gunst. Ich weiß, daß das Schamgefühl förmliche Zugeständnisse haßt und besiegt zu werden erwartet; sollte sich indessen ein liebender Mann, der Zartgefühl und ächte Liebe besitzt, über den geheimen Willen täuschen? Sollte er es übersehen, wenn Herz und Auge zugestehen, was der Mund zu versagen sich anstellt? Jeder Teil soll über seine Person und seine Liebeserweisungen frei verfügen und das Recht haben, sie dem andern nur nach eigenem Willen zu widmen. Denket immer daran, daß auch in der Ehe die Lust nur erlaubt ist, wenn das Verlangen auf beiden Seiten ist. Fürchtet nicht, meine Kinder, daß dieses Gesetz euch einander entfremde; es wird euch im Gegenteil mehr darauf hinweisen, euch zu gefallen und dem Überdruß zuvorkommen. Natur und Liebe werden euch, die ihr nur auf euch selbst angewiesen seid, einander nahe genug bringen."

484. Emil ärgert und verwahrt sich bei diesen und ähnlichen Reden; Sophie hält schamhaft den Fächer vor die Augen und sagt nichts. Vielleicht ist der Teil, der sich am lautesten beklagt, am wenigsten unzufrieden. Ich beharre schonungslos auf meinem Vorhaben: Emil soll über sein geringes Zartgefühl erröten; für Sophie versichere ich mich, daß sie ihrerseits den Vertrag annimmt. Ich fordere sie auf zu reden; man kann sich denken, daß sie mich nicht Lügen zu strafen wagt. Emil befrägt in seiner Unruhe die Augen seiner jungen Gattin; mitten in ihrer Verwirrung sieht er sie doch voll wollüstiger Trunkenheit, die ihm eine Versicherung giebt, daß er ihr vertrauen darf. Er wirft sich ihr zu Füßen, küßt mit Entzücken die Hand, welche sie ihm entgegenhält, und schwört, daß er außer der zugelobten Treue auf jedes andere Recht ihr gegenüber verzichte. „Entscheide du, teure Gattin," sagt er zu ihr, „über meine Lust, wie du über mein Leben und mein Schicksal entschieden hast. Sollte deine Härte auch mein Leben kosten, ich gebe dir meine teuersten Rechte zurück. Nichts will ich deiner Gefälligkeit verdanken, sondern alles soll dein Herz mir gewähren."

485. Beruhige dich, lieber Emil, Sophie ist selbst zu großherzig, um dich als Opfer deines Edelmutes sterben zu lassen.

486. Am Abend, bevor ich sie verlasse, sage ich zu ihnen mit dem ernstesten Ton, über den ich gebiete: „Denket alle beide daran, daß ihr frei seid und daß es sich hier nicht von den Gattenpflichten handelt; laßt euch vor jeder falschen Gefälligkeit warnen. Emil, willst du kommen? Sophie gestattet es." Emil möchte mich schlagen vor Wut. „Und du, Sophie, wie denkst du? soll ich ihn wegführen?" Die Lügnerin errötet und sagt: Ja. Reizende, süße Lüge, wie viel mehr bist du wert, als die Wahrheit! *)

487. Tags darauf — — — Das Bild des Glückes lächelt den Menschen nicht mehr; die Fäulnis des Lasters hat ihr Gefühl ebenso verschlechtert wie ihre Herzen. Sie können nicht mehr empfinden, was rührend, nicht mehr sehen, was liebenswürdig ist. Wie unvollkommen sind eure Gemälde, ihr, die ihr, um die Wollust zu schildern, immer nur an glückliche Liebende denkt, die im Meere der Wonne schwimmen! Ihr gebt uns nur die gröbere Hälfte; die süßesten Reize der Lust zeigt ihr nicht. Wer von euch hat nie junge Gatten gesehen, die, unter glücklichen Vorzeichen verbunden, eben das hochzeitliche Bett verlassen und in ihren schmachtenden und keuschen Blicken zugleich den Rausch der süßen Wonne, die sie gekostet haben, die liebenswürdige Harmlosigkeit der Unschuld und die in diesem Augenblicke so entzückende Gewißheit zeigen, den Rest ihrer Tage mit einander zu verleben? Das ist das reizendste Schauspiel für das Herz des Menschen; das ist das wahre

---

*) Vgl. § 102.

Gemälde der Lust: ihr habt es hundertmal gesehen und habt es nicht erkannt; eure verhärteten Herzen sind nicht mehr imstande, es zu schätzen. Sophie bringt in friedlichem Glücke den Tag in den Armen ihrer zärtlichen Mutter zu, eine süße Ruhe, nachdem sie die Nacht in den Armen eines Gatten zugebracht.

488. Am zweiten Tage bemerke ich schon, wie das Bild sich einigermaßen verändert. Emil will ein wenig mißvergnügt erscheinen; aber durch sein verstelltes Wesen hindurch bemerke ich einen so zärtlichen Eifer und selbst so viel Unterwürfigkeit, daß ich auf nichts Bedenkliches schließe. Sophie ihrerseits ist heiterer als Tags zuvor; ich sehe ihre Augen leuchten von Selbstzufriedenheit. Sie benimmt sich reizend gegen Emil; fast neckt sie ihn, und das ärgert ihn noch mehr.

489. Diese Veränderung ist kaum merklich, sie entgeht mir aber nicht; ich werde unruhig darüber und befrage Emil unter vier Augen; ich erfahre, daß er zu seinem großen Leidwesen und trotz allen Bittens die vorhergehende Nacht hat allein schlafen müssen. Die herrische Sophie hat bald von ihrem Rechte Gebrauch gemacht. Es kommt zu einer Auseinandersetzung: Emil beklagt sich bitter, Sophie scherzt; endlich aber, da sie ihn bereit sieht, in allem Ernste böse zu werden, wirft sie ihm einen Blick voll Sanftmut und Liebe zu und, mir die Hand drückend, sagt sie nur das eine Wort: „Der Undankbare!“ — aber in einem Tone, der zum Herzen geht. Emil ist so ungeschickt, daß er nicht einsieht, um was es sich handelt. Ich sehe es ein, entferne Emil und nehme auch Sophie zur Seite.

490. Ich sage zu ihr: „Ich sehe den Grund dieser Laune ein. Mehr Zartsinn bei einer weniger geeigneten Gelegenheit läßt sich nicht denken. Liebe Sophie, beruhige dich; ich habe dir einen Mann gegeben: scheue dich nicht, ihn als einen solchen zu behandeln; er giebt dir die erste Frucht seiner Jugend, die er an niemanden verschwendet hat, und er wird sie lange für dich bewahren.

491. „Liebes Kind, ich muß dir den Standpunkt aufklären, den ich in dem Gespräch eingenommen habe, das wir drei vorgestern mit einander geführt. Du hast vielleicht nur einen neuen Kunstgriff darin gesehen, eure Lust zu mäßigen, damit sie länger dauern sollte. O Sophie! die Absicht, die ich damit verfolgte, war meines Eifers viel würdiger. Da Emil dein Gatte wurde, ist er dein Oberhaupt geworden; dir ziemt es, zu gehorchen, so will es die Natur. Wenn die Frau so ist wie Sophie, so ist es doch gut, daß sie ihn leite; auch das ist ein Gesetz der Natur, und um dir so viel Recht über dein Herz zu geben, als sein Geschlecht ihm giebt über deine Person, habe ich dir die Entscheidung über seine Lust gegeben. Es wird dir schmerzliche Entbehrungen kosten; aber du wirst über ihn herrschen, wenn du dich zu beherrschen verstehst, und was sich bis jetzt zugetragen hat, zeigt mir, daß diese schwierige

Kunst deinen Mut nicht übersteigt. Du wirst lange durch die Liebe herrschen, wenn du deine Liebesgunst selten und wertvoll machst und sie in Ehren zu erhalten weißt. Willst du deinen Gatten immer zu deinen Füßen sehen, so halte ihn immer in einiger Entfernung von deiner Person. Übe aber deine Strenge mit Sittsamkeit, nicht mit Laune: er mag dich zurückhaltend sehen, aber nicht wunderlich; sieh zu, daß, wenn du von seiner Liebe einen sparsamen Gebrauch machst, er nicht an der deinigen zu zweifeln brauche. Um deine Gunst soll er dich lieben, um dein Weigern soll er dich achten; er soll die Keuschheit seiner Frau ehren, ohne über ihre Kälte sich beklagen zu müssen.

492. „So, mein Kind, wird er dir sein Vertrauen schenken, deine Ansichten hören, dich in seinen Angelegenheiten beraten und nichts beschließen, ohne mit dir darüber sich zu besprechen. So kannst du ihn zur Klugheit zurückbringen, wenn er sich verirrt, durch sanfte Überredung ihn umstimmen, dich liebenswürdig machen, um nützlich zu werden, das Bedürfnis zu gefallen der Tugend zu nutze machen und aus der Liebe einen Gewinn ziehen für die Vernunft.

493. „Bei allem dem mußt du aber nicht glauben, daß diese Kunst dir immer zu Diensten sein könne. Welche Vorsicht man auch gebrauchen möge, der Genuß macht alle Vergnügungen reizlos, vor allen anderen aber die Liebe. Wenn die Liebe jedoch lange gedauert hat, so füllt eine angenehme Gewohnheit die Leere derselben aus und der Reiz der Vertraulichkeit folgt auf die Glut der Leidenschaften. Die Kinder knüpfen zwischen denen, die ihnen das Leben gegeben haben, ein nicht minder süßes Band, das oft fester ist als die Liebe selbst. Wenn du nicht mehr Emils Geliebte sein wirst, so bist du sein Weib und seine Freundin; du bist die Mutter seiner Kinder. Dann verzichtet auf eure anfängliche Zurückhaltung und lasset die größte Vertraulichkeit unter euch walten; dann schließe keines das andere von seinem Lager aus, kein Verweigern, keine Laune greife mehr Platz. Werde so seine Hälfte, daß er dich nicht mehr entbehren kann, daß er sich fern von sich selbst fühle, sobald er dich verläßt. Du hast so schön die Reize des häuslichen Lebens im väterlichen Hause walten lassen; lasse sie nun auch in dem eurigen herrschen. Jeder Mann, dem es wohl ist in seinem Hause, liebt sein Weib. Denke daran, daß, wenn dein Gatte glücklich lebt in seinem Hause, du selbst ein glückliches Weib sein wirst.

494. „Für jetzt sei nicht so streng gegen deinen Geliebten: er hat mehr Gefälligkeit verdient; deine Bedenklichkeiten würden ihm wehe thun; schone seine Gesundheit nicht so sehr auf Kosten seines Glückes und genieße selbst dein Glück. Man muß es nicht auf den Überdruß ankommen lassen und das Verlangen nicht zurückstoßen; man muß nicht verweigern, um zu weigern, sondern um den Wert des Zugestandenen zu erhöhen."

495. Nun führe ich sie wieder zu einander und sage vor ihr zu

ihrem jungen Gatten: „Man muß das Joch wohl tragen, das man sich auferlegt hat. Verdiene, daß es dir leicht gemacht werde. Opfere vor allem den Grazien und glaube nicht, daß dein Schmollen dich liebenswürdiger mache.“ Der Friede wird ohne Schwierigkeiten geschlossen; jedermann kann sich die Bedingungen leicht denken. Der Vertrag wird durch einen Kuß besiegelt; dann sage ich zu meinem Zögling: „Lieber Emil, ein Mann hat sein ganzes Leben Rat und Leitung nötig. Ich habe mein Bestes gethan, um bis jetzt diese Pflicht dir gegenüber zu erfüllen; jetzt hört meine lange Arbeit auf, die eines anderen beginnt. Ich lege heute die Befugnisse, die du mir anvertraut hast, nieder; hier ist die, die dich künftighin leiten wird.“

496. Der erste Rausch verfliegt nach und nach und läßt sie in Ruhe den Reiz ihres neuen Lebens genießen. Glückliche Liebende, würdige Gatten! Man müßte die Geschichte ihres Lebens schreiben, um ihre Tugenden zu preisen und ihr Glück zu schildern. Wie oft fühle ich mich von einem Entzücken durchbebt, das mein Herz in Wallung bringt, wenn ich in ihnen mein Werk betrachte! Wie oft lege ich ihre Hände in den meinigen in einander und segne die Vorsehung mit glühenden Seufzern! Wie viele Küsse lege ich auf diese zwei verschlungenen Hände! Wie viele Thränen der Freude fallen auf diese Hände nieder! Aber sie werden gerührt und teilen mein Entzücken. Ihre achtungswerten Eltern genießen in der Jugend ihrer Kinder ihre eigene wieder; sie beginnen, möchte man sagen, ihr Leben von neuem in ihnen oder lernen vielmehr jetzt zum ersten Male seinen Wert kennen: sie verfluchen ihren einstigen Reichtum, der sie verhinderte, im nämlichen Alter ein so entzückendes Los zu kosten. Wenn es ein Glück auf Erden giebt, man muß es an dem traulichen Orte suchen, wo wir leben.

497. Nach Umfluß einiger Monate tritt Emil eines Morgens in mein Zimmer und umarmt mich mit den Worten: „Geliebter Lehrer, beglückwünsche dein Kind; es hofft bald die Ehre zu genießen, Vater zu sein. Wie viele Sorgen werden unserem Eifer zufallen, und wie sehr werden wir deiner bedürfen! Gott verhüte, daß ich dich auch den Sohn erziehen lasse, nachdem du den Vater erzogen hast! Gott verhüte, daß eine so heilige und süße Pflicht je von einem anderen erfüllt werde als von mir, sollte ich auch für ihn ebenso gut wählen, wie man für mich selbst gewählt hat*): aber bleibe du der Lehrer der jungen Erzieher. Rate

*) Vgl. I § 79 ff. — Das eigentliche Ziel R.s ist die Erziehung eines neuen Geschlechtes. Erst wenn die Menschen zur Natur zurückgeführt sein werden, wird es wieder wahre Väter geben, die dann die einzigen rechtmäßigen Erzieher ihrer Kinder sind. Die Natur, die aus zwei durch das Gesetz der Liebe verbundenen Menschen ein neues Geschlecht entstehen läßt, hat diese allein berufen und verpflichtet, das neue Geschlecht aufzuziehen. Der Mann, der die Erziehung leitet, erfüllt seine Mannespflicht. — Zum Schlusse sei noch der beiden „Erziehungs-

uns, leite uns: wir werden gelehrig sein; solange ich lebe, werde ich deiner bedürfen. Jetzt, wo meine Mannespflichten beginnen, brauche ich dich mehr als je. Du hast die deinigen erfüllt: führe mich, daß ich dir nachahme, und ruhe nun aus; es ist jetzt an der Zeit."

---

muster" erwähnt, die Formey dem chimärischen Emil entgegenstellt. Es sind „der junge Herzog von Burgund, den Fénelon erzogen, und der junge Prinz von Braunschweig, dessen Erzieher der Abt Jerusalem, der Vater des Urbildes von Goethe's Werther gewesen war, der eine in Frankreich erzogen, der andere in Deutschland, die beide einen unsterblichen Namen hinterlassen, den sie den gediegensten Kenntnissen und den reinsten Tugenden verdanken."

Anhänge.

I. Emil und Sophie oder die Einsamen (Fragment).
II. 3. Brief aus dem fünften Teil der „Neuen Heloise".
III. Rousseau's erster Erziehungsplan.

Erster Anhang.

Emil und Sophie oder die Einsamen.

Es war nach Emil V § 471 fast anzunehmen, daß R. den Roman, den er im letzten Buche seines Erziehungswerkes angeknüpft, weiterspinnen werde. Nur geschah es in anderer Weise, als V § 409 verlangt hätte. Die Erklärung für diese Wendung in den Gedanken des Verfassers des Emil finden wir in einem Briefe vom 13. Oktober 1764 an Ph. Cramer (s. Streckeisen-Moultou, Oeuvres et corresp. inéd. de J. J. R. S. 408 ff.). Dort schreibt R., und seine Worte sind für die Auffassung des Emil sehr bedeutsam: „Sie sagen ganz richtig, es sei unmöglich, einen Emil zu erziehen; aber glauben Sie denn, daß das meine Absicht gewesen und daß das Buch, welches diesen Titel trägt, eine wirkliche Abhandlung über Erziehung sei? Es ist ein ziemlich philosophisches Werk über den vom Verfasser in anderen Schriften ausgesprochenen Satz, daß der Mensch von Natur gut sei. Um diesen Satz mit der anderen nicht weniger gewissen Wahrheit, daß die Menschen schlecht sind, in Einklang zu bringen, mußte man in der Geschichte des menschlichen Herzens den Ursprung aller Laster nachweisen. Das habe ich in jenem Buche gethan, oft mit Genauigkeit und manchmal mit Scharfsinn. In dem Meere der Leidenschaften, welches uns überflutet, mußte man zuerst den Weg finden, bevor man ihn versperrte.“ Die richtige Erziehung konnte also erst nach dem Emil beginnen. (Vgl. unsere Schlußbemerkungen zum 4. und 5. Buche des Em.) So verfolgt nun R. die Geschichte des menschlichen Herzens weiter in Emil und Sophie. Der Roman — denn so nennt R. selbst das Fragment — ist in der Schweiz begonnen worden. J. J. 1768 (Brief an Du Peyrou vom 6. Juli) nahm er die Arbeit wieder auf, weil sie ihn am besten von den trüben Gedanken an sein Unglück abzog. Wir geben nun einen Auszug aus dem Erhaltenen.

Erster Brief.

Emil lebt in glücklichster Ehe mit Sophie und seinen zwei Kindern auf dem Lande. Sein Erzieher teilt sein Glück und macht es erst ganz vollkommen. Seine Entfernung ist der Anfang unsäglicher Schmerzen und Verirrungen. (§ 1—9.)

Der Tod ihrer Eltern und ihrer Tochter macht Sophie untröstlich.

Emil schlägt ihr vor, in die Stadt zu ziehen, um sie zu zerstreuen. Als sie sich „diesem Abgrund der Vorurteile und Laster“ nähert, ergreift Emil eine düstere Ahnung, die er bald verscheucht. Das Leben in der Hauptstadt mit ihrem stürmischen, genußsüchtigen Wesen entfremdet Emil nach und nach seiner Familie. (§ 10—14.)

Ein Ehepaar, das dem weltklugen System, sich gegenseitig in Thun und Neigungen nicht zu belästigen und zu beaufsichtigen, huldigt, schließt sich eng an Emil und Sophie an. Der Einfluß desselben auf das Betragen der befreundeten Ehegatten trennt auch diese innerlich immer mehr von einander. Plötzlich zeigt Sophie eine auffallende Traurigkeit. Emil sucht sie durch erneute Zärtlichkeit umzustimmen; sie aber widersteht seinen Liebkosungen beharrlich und sieht endlich vor seinem unablässigen Andringen keine andere Rettung als zu gestehen, daß sie die eheliche Treue gebrochen habe. (§ 15—24.)

Emil stürzt halb wahnsinnig aus dem Hause. Während einer Vorstellung in einem Theater, in das er, ohne es zu wissen und zu wollen, geraten ist, zerfleischt er sich, ohne es zu fühlen, die Brust, daß seine Hände bluten. Noch einmal kehrt er in seine Behausung zurück, nur um stillen Abschied von seinem Glücke zu nehmen, und wandert dann hinaus in die Welt. In einem Dorfe verdingt er sich bei einem Meister zur Arbeit, die er gelernt hatte. Sophie erscheint ihm allmählich in weniger hassenswürdiger Gestalt; bei all ihrer Erniedrigung war sie doch stark genug, ihr Unrecht nicht, wie sie konnte, zuzudecken, sondern einzugestehen. (§ 25—44.)

Die Liebe zieht ihn zu Sophie in Gedanken zurück; aber nach langem, qualvollem Überlegen findet er, daß sie für ihn nichts mehr ist: sie hätte sonst so nicht gegen ihn handeln können. Nur der Gedanke, daß sein Sohn noch bei ihr ist und bald mit einem Kinde eines anderen Vaters die mütterliche Liebe werde teilen müssen, versetzt ihn in neue Aufregung. Er beschließt, sein Kind und Sophie zurückzufordern. (§ 45—61.)

Unterdessen war eine Unbekannte mit einem kleinen Knaben in das Dorf gekommen und hatte Emil durch eine Glasthür in emsiger, friedlicher Arbeit gesehen. Emil weiß davon nichts; aber er bemerkt ein gewisses Erstaunen der Meistersleute, wenn sie ihn an der Arbeit sehen. Er weiß, daß er erkannt ist, und dringt in die Frau seines Meisters, ihm zu gestehen, woher sie ihn kennen. Diese erzählt endlich das Begegnis mit der unbekannten Frau und fügt hinzu, als sie ihn so ruhig an der Arbeit gesehen, hätte sie zu dem Kinde gesagt: „Nein, er wird dir nie deine Mutter nehmen; komm, wir haben hier nichts zu thun.“ Darauf habe sie sich schnell entfernt. (§ 62—67.)

Nach diesem sieht Emil selbst, daß eine Wiedervereinigung mit Sophie nur ein Akt der Schwäche von ihm wäre. Sophie mußte das

erkannt haben, als sie ihn so leidenschaftslos an der Arbeit sah; sich von ihm wieder in Gnaden aufnehmen zu lassen, würde ihrem Stolze widerstrebt haben. So beschließt er denn auch selbst, leidenschaftslos zu bleiben und jede weitere Begegnung mit Sophie zu vermeiden. Er verläßt das Dorf ohne Geld und Gepäck, durchzieht Länder, Meere und Wüsten ohne Kummer als den um die für ihn Verlorene. (§ 68—77.)

Zweiter Brief.

Auf der Überfahrt von Marseille nach Neapel wird sein Schiff vom Kapitän den Korsaren in die Häude geführt. Emil merkt die Absicht und tritt zu jenem hin mit den leise gesprochenen Worten: „Wenn wir gefangen werden, bist du des Todes; verlaß dich darauf.“ Als das Schiff wirklich genommen wird, schlägt er dem Kapitän das Haupt herunter: „Ich hatte es dir versprochen, und ich halte Wort!“ Dem Korsarenführer reicht er den Säbel mit den Worten: „Hier, Kapitän: ich habe Gerechtigkeit geübt; du kannst desgleichen thun.“ Er aber reicht Emil die Hand und verbietet, daß er in Fesseln gelegt werde. In Algier wird er mit den andern gefesselt ins Bagno geschickt. (§ 1—11.)

In der Sklaverei findet sich Emil nicht weniger frei, als früher;*) denn er hat ja gelernt, der Notwendigkeit sich zu fügen, auch war ihm Arbeit nichts Neues und sein Leib durch die Erziehung gekräftigt und ausdauernd. Zwei Malteser Ritter wissen sich weniger in ihr Los zu fügen. Mit einem derselben beschließt er, einem tyrannischen Sklavenaufseher den Gehorsam zu versagen. Die Mitgefangenen lassen sich zwar durch des Ritters feurige Worte nur augenblicklich aufregen, setzen aber ihr Vertrauen auf Emil, der ruhig, doch mit aller Festigkeit auftritt. (§ 12—24.)

Der Sklavenbesitzer verhört Emil mit vieler Mäßigung. Er erwidert ihm, ihr Haß gelte nur dem Aufseher, der ihre Kräfte rasch abnutze und ihn selbst dadurch schädige. Die Wirkung dieser ebenso ruhig gesprochenen Worte ist die, daß Emil an Stelle des Sklavenaufsehers gesetzt wird. Bald aber wird er dem Dey, der die Geschichte mit Interesse gehört hat, geschenkt und verdient dessen Achtung. (§ 25—28.)

Assem-Oglu zeigt bei vielen Schwierigkeiten eine bedeutende Regierungskunst. „Er hatte seine Statthalterschaft ziemlich ruhig erhalten: alles war in besserem Zustand als zuvor, Handel und Ackerbau gediehen, die Seemacht war gewaltig, das Volk hatte Brot. Aber man hatte nicht jene glänzenden Unternehmungen . . . .“

Damit bricht das Werk ab.

In den Archives littéraires v. J. 1804 giebt ein Professor Prévost von Genf, welcher R. während seiner letzten Lebenszeit nahe gestanden

---

*) Vgl. Emil IV § 60.

hat, eine kurze Notiz über die weitere Entwickelung des Romans. Als R. aus England zurückkehrte (s. Biogr. S. CIX), verbrannte er eine Menge von Bemerkungen, welche für eine neue Ausgabe des Emil bestimmt waren; mit besonderer Vorliebe aber kam er immer auf die romanhafte Fortsetzung desselben zurück. Prévost las er das Fragment wiederholt vor. Während der Lektüre ließ er sich von den Gedanken, die er zu entwickeln beabsichtigte, gerne hinreißen und verfolgte mit Wärme und einer ihm seltenen Beredsamkeit den weiteren Verlauf der Geschichte, die nach Prévost's Notiz sich in folgender Art weiterspinnen sollte:

„Eine Verkettung von Ereignissen führt Emil auf eine verlassene Insel. Hier findet er am Gestade einen mit Blumen und köstlichen Früchten geschmückten Tempel. Tagtäglich besucht er ihn, und immer findet er ihn schöner geschmückt. Sophie ist Priesterin darin; aber Emil weiß davon nichts. Welche Ereignisse konnten sie in diese Gegenden führen? Die Folgen ihres Fehltritts und der Handlungen, die ihn sühnten. Sophie giebt sich endlich zu erkennen. Emil erfährt nun das Gewebe von Trug und Gewaltthätigkeit, dem sie unterlegen ist. Sie fühlt sich unwürdig, fortan seine Gefährtin zu sein; als Sklavin und Dienerin will sie ihrer eigenen Nebenbuhlerin dienen. Diese ist ein junges Weib, welches durch andere Ereignisse mit dem Schicksal der beiden ehemaligen Gatten verknüpft ist. Sie heiratet Emil; Sophie wohnt der Feier bei. Nach einigen Tagen endlich, die sie in bitterster Reue und unter den Qualen eines immer sich erneuernden Schmerzes zubringt, eines Schmerzes, der um so lebhafter ist, da Sophie sich Pflicht und Ehre daraus macht, ihn zu verheimlichen, gestehen Emil und Sophiens Nebenbuhlerin, daß ihre Heirat nur eine List ist. Die vermeintliche Nebenbuhlerin hatte einen anderen Gatten, den man nun Sophie vorstellt; Sophie dagegen findet ihren eigenen Gatten wieder, der ihr nicht bloß einen unfreiwilligen, durch die schrecklichsten Qualen gebüßten und durch die Reue gesühnten Fehltritt vergiebt, sondern auch Tugenden in ihr schätzt und verehrt, von denen er nur einen schwachen Begriff hatte, bevor sie Gelegenheit gefunden hatten, sich in ihrer ganzen Ausdehnung zu entfalten."

Zweiter Anhang.

Die „Neue Heloise" beschäftigte R. zur Zeit, als er seinem eigentlichen Lebenswerke, dem Emil, sich zuwandte. Das Verhältnis beider Werke zu einander bestimmt R. im 8. Briefe des 5. Teils der Neuen Heloise (Saint-Preux an Herrn von Wolmar): „Sie wissen, daß ich infolge unserer Gespräche über die Erziehung Ihrer Kinder einige Gedanken, welche diese mir nahe gelegt und welche Sie gut hießen, zu Papier gebracht habe. Seit meiner Abreise sind mir neue Gedanken

über den nämlichen Gegenstand aufgestiegen und ich habe alles in eine Art von System gebracht, das ich Ihnen mitteilen werde, wenn ich es einmal besser durchgearbeitet habe, daß auch Sie es prüfen mögen. — — Dieses System beginnt, wo Juliens System aufhört, oder es ist vielmehr die weitere Entwicklung desselben; denn alles gipfelt darin, daß man den Menschen der Natur nicht verderbe, indem man ihn der Gesellschaft nahe bringt.“ Man kann wohl sagen, daß in der That der Emil die Ausführung dieses Gedankens bis zu seinen letzten Konsequenzen darstellt.*)

St. Preux — es ist dies nicht der eigentliche Name des Liebhabers, aber der einzige, den wir erfahren — ist, nachdem seine Geliebte, Julie d'Etange, sich gezwungen gesehen, Herrn von Wolmar ihre Hand zu geben, von diesem nach ihrem Wohnsitz am Genfer See eingeladen worden. Julie ist eine gute Mutter geworden und aus Achtung für Herrn von Wolmar eine ergebene Gattin. St. Preux ist das Opfer furchtbarer Versuchungen; in ruhigeren Augenblicken genießt er das sanftere Glück der Freundschaft. Eines Tages beobachtet er die Kinder Juliens, die bei aller Heiterkeit ihrer Jahre doch nie lästig werden und ohne lärmende Zurechtweisung von seite der Mutter doch ein Bild des Gehorsams und der Ordnung darbieten.**) Dem Liebenden freilich wäre eine lebhaftere Bethätigung mütterlicher Erziehung ein lieberes Schauspiel gewesen, er hätte gewünscht, „sie möchten weniger der Natur und mehr ihrer Mutter zu danken haben.“ Sie begeben sich in ein anderes Gemach, um ungehört von den Kindern das Thema weiter besprechen zu können. Die Gedanken, welche das Gespräch bewegen, finden sich in weiterer Ausdehnung im Emil. Wir geben hier eine kurze Analyse.

Man setzt bei den Kindern als Mittel der Verständigung und Bildung ein Werkzeug voraus, das sie noch nicht besitzen, die Vernunft. Man veranlaßt sie auf diese Weise, Gründe mit Gründen erwidern zu wollen, und macht sie störrisch und ungehorsam.***) Außerdem ist der individuellen Entwicklung damit vorgegriffen; denn diese vernünftige Erziehung betrachtet natürlich nur das Endziel und behandelt nach dieser Richtung hin alle Naturen gleich. Die Natur aber erreicht durch alle Verschiedenheiten der Anlage und Charaktere ihre eigenen mannigfaltigsten Ziele, und es handelt sich eben darum, diese in der natürlichen Entwicklung der Charaktere zu erkennen. „Es handelt sich nicht darum,

---

*) Die bedeutsamsten Berührungspunkte zwischen dem Emil und der Neuen Heloise sind außer den Briefen über die Erziehung: das Glaubensbekenntnis Juliens (VI, 11), Charakter des Christentums (VI, 8), Paris als vermeintlicher Sitz des Geschmacks (II, 21), das Landleben (V, 7), das Theater (II, 23), Freiheit des Menschen (VI, 7), Wert des Adels (I, 62), die Frauen von Paris (II, 21).

**) 3. Brief des fünften Teils.

***) In den Anm. ist Locke citiert, der verlangt, man solle mit den Kindern „räsonieren.“ Vgl. Emil II § 51 und unsere Bemerkungen dazu.

den Charakter zu ändern und die Naturanlage zu formen, im Gegenteil, sie so weit zu bringen, als sie kommen kann, sie zu pflegen und zu verhüten, daß sie ausarte; denn so wird der Mensch alles, was er werden kann, und das Werk der Natur vollzieht sich in ihm durch die Erziehung. Bevor man nun den Charakter pflegt, muß man ihn studieren, ruhig abwarten, bis er sich offenbare, ihm alle Gelegenheit bieten, sich zu zeigen, und jederzeit vielmehr sich hüten, etwas zu thun, als zur Unzeit handelnd eingreifen."*) Aber die schlechten Gewohnheiten, die bösen Beispiele? — Hier liegt eben die Aufgabe der Erzieher. Das Kind soll keinen Druck, keine Herrschaft, keine Laune über sich fühlen; das Bild der Dienstbarkeit darf auch im Verhältnis der Dienstboten zu den Eltern ihm nicht entgegentreten. Dagegen soll das Kind wissen, daß es Kind ist d. h. schwach, hilflos, immer auf die Unterstützung der Erwachsenen und zunächst der Eltern angewiesen. So wird es kein drückendes Gesetz, dem zu entrinnen es unlautere Künste ersinnen müßte, über sich wissen, sondern nur das Gesetz, den Zwang der Natur.

Daher sollen die Kinder wohl erfragen dürfen, was sie wissen wollen, nicht aber in das Gespräch der Erwachsenen sich eindrängen, als wären sie selbst schon erwachsen. Auch ist ja „die Kunst zu fragen nicht so leicht, wie man denkt: sie ist vielmehr eine Kunst der Lehrer als der Schüler; man muß schon viel gelernt haben, um es zu verstehen, zu erfragen, was man nicht weiß. Der Weise weiß und erkundigt sich, sagt ein indisches Sprichwort (nach Chardin, der im Emil mehrfach citiert ist): aber der Unwissende weiß nicht einmal, nach was er fragen soll."

Diese Erziehung steht allerdings in schroffem Gegensatz zu der üblichen, welche das zarte und bildungsfähige Gedächtnis der Kinder mit „Königsnamen, Jahreszahlen, Wappenkunde,**) Himmels- und Erdkunde" und anderen Dingen, die sie nicht verstehen, anfüllt. Doch läßt sie das Gedächtnis ihrerseits auch nicht müßig. Das Buch, in welchem sie die Kinder lesen läßt, ist die menschliche und natürliche Umgebung; aus ihm erwirbt es mannichfaltigste Kenntnisse, welche es aufspeichert, bis die Vernunft darüber gebieten und schalten kann. „Die wahre Kunst, die erste der kindlichen Fähigkeiten zu pflegen, besteht in der Wahl der Gegenstände, in der Sorge ihm immer diejenigen vorzuführen, welche es kennen lernen, und diejenigen zu verbergen, die es nicht kennen lernen soll; auf diese Weise muß man streben, ihm einen Vorrat von Kenntnissen zu

---

*) Die klarste Stelle über R.s negative Erziehung. S. Emil I § 27 und unsere Anm., IV § 58 Anm. **, V § 172.

**) Adèle bei Mme. de Genlis (Adèle et Théodore III S. 376) studiert im achten Lebensjahre Wappenkunde; beim Abbé Gédoyn (1730) gehört dieses Studium schon in den Lehrplan des 4.—7. Lebensjahres.

verschaffen, welche seiner Erziehung in der Jugend und seiner Lebensführung zu jeder Zeit dienlich sind."

Herr von Wolmar ist der Ansicht, daß, „wenn sein Sohn auch im zwölften Jahre nichts wüßte, er doch im fünfzehnten unterrichtet genug wäre." Julie hat indessen doch einen Versuch mit den Büchern gemacht und Lafontaine's Fabeln mit den Kindern zu lesen angefangen. Aber der älteste Sohn fragte, ob denn die Raben sprechen könnten,*) und Julie wählte nun biblische und andere Geschichten. Das Bedürfnis, sie sich selbst gegenwärtig zu machen, ermutigte dann das Kind, ohne jegliche Aufforderung, sich die Buchstaben lehren zu lassen.

Auswendig zu lernen sollen die Kinder nicht gezwungen werden; auch den Katechismus sollen sie sich nicht so aneignen, denn „sie sollen ihn eines Tages glauben."

Im übrigen thut die sittlich gute Umgebung alles. Julie sagt von sich: „Ich bin nur die Magd des Gärtners; ich jäte den Garten und entferne das Unkraut; er (der Gärtner) muß die guten Kräuter bauen." Auf die Gestaltung der Umgebung wird aber eine gute Frau den tiefgreifendsten und segensvollsten Einfluß ausüben. „Wollet Frauen und Mütter sein, und die süßeste Herrschaft auf Erden wird auch die werteste sein."

Dritter Anhang.

Rousseau's erster Erziehungsplan.

In seinen „Bekenntnissen" (Tl. I, Buch 6) erzählt Rousseau: „Ich hatte ungefähr die für einen Lehrer nötigen Kenntnisse und glaubte die dazu erforderliche Befähigung zu besitzen. Während eines einjährigen Aufenthaltes im Hause des Herrn de Mably hatte ich Zeit, mich darüber eines andern zu belehren." Er war damals noch bei seiner geliebten maman in den Charmettes. Eine Freundin derselben, Frau Deybens in Grenoble**), hatte ihn an den grand-prévôt in Lyon, Herrn de Mably, einen Bruder des später berühmten Condillac, empfohlen als Erzieher seiner zwei Söhne. Am 1. Mai 1740 schreibt er von Lyon an Frau de Warens sehr befriedigt über seinen Empfang beim grand-prévôt. Aus den Confessions erfahren wir, daß es ihm bald nicht mehr so wohl war in seinem neuen Beruf. Der eine der beiden Knaben war lebhaft, aber bösartig; der jüngere war langsam und eigensinnig. „Verstanden mich meine Zöglinge nicht, so geriet ich außer mir; waren sie boshaft, so hätte ich sie umbringen mögen." Der Vater scheint auch nicht in der rechten Weise auf seine Söhne eingewirkt zu haben. Doch war er

*) Emil II § 136 ff.
**) In der Briefsammlung heißt sie Madame d'Eybens.

bei aller Entschiedenheit seines äußeren Wesens eine so liebenswürdige, herzensgute und edle Natur, daß Rousseau es länger im Hause aushielt, als er für möglich gehalten. In den gesammelten Werken findet sich nun ein Projet pour l'éducation de M. de Sainte-Marie; davon sollen die nachfolgenden Zeilen handeln. Sainte-Marie war der Name des älteren Sohnes des grand-prévôt; die kleine Schrift fällt in das Ende des Jahres 1740. Rousseau war damals 28 Jahre alt. In seinen bisherigen Studien und Lebenserfahrungen lag nichts, was ihn zum Erzieher besonders hätte befähigen können; doch sehen wir im Emil, daß ihm die Erfahrungen, die jetzt an seine noch ganz mangelhafte Erzieherkunst herantraten, später von großem Werte waren.

1. Zweck der Erziehung schien Rousseau damals die Bildung des Herzens, des Urteils und des Geistes, d. i. er wollte Sittlichkeit, Klugheit und Kenntnisse in seinem Zögling begründen. Im Vordergrunde steht aber die Bildung des Herzens; denn nach Molière's Vers*) „ist ein gelehrter Narr närrischer als ein unwissender." Viele Leute geben wenig auf Studien und Gelehrsamkeit; andere legen auf eine Ansammlung von Kenntnissen den größten Wert. Wir, meint Rousseau, gehen den Mittelweg. — Schon hier stehen wir auf dem Boden, den Locke seiner Erziehung gelegt hat. Alles, was ein Mann außer seinen Gütern seinem Sohne wünschen kann, ist nach Locke Tugend, Weisheit, Lebensart und Kenntnisse (Gedanken üb. Erz. § 134). Immer stellt Locke ebenso ausdrücklich, wie es Rousseau thut, die Tugend den übrigen Zielen seiner Erziehung voraus. Im weiteren meint Rousseau, die Geradheit des Charakters sei, wenn sie durch vernünftiges Denken befestigt werde, selbst eine Quelle für richtiges Denken; denn wer vor allen seinen Handlungen bedenke, welches ihre Folgen sein werden, wer sich nicht blind auf die Vorspiegelungen des Kopfes verlasse, wer Vorteile und Nachteile jeder Handlung sorgfältig gegen einander abzuwägen gewohnt sei, der werde richtiger urteilen als ein Anderer, dem diese Gewohnheit nicht so eigen sei. Wenn Rousseau in seinen Kanon die Höflichkeit nicht aufgenommen hat, so hat er das wohl nur aus Bescheidenheit gethan. In dem schon erwähnten Briefe an Frau de Warens beschuldigt er sich, in dem Hause des Herrn de Mably eine sehr dumme, unbehilfliche Person zu spielen. So konnte er sich dem nämlichen Herrn nicht wohl als Lehrer feiner Weltsitte empfehlen. Er hält aber ebenso viel darauf als Locke.

2. Moral durch viele Regeln und Vorschriften dem Zögling beizubringen, hält der junge Erzieher für verkehrt. Die Betrachtung der täglichen Welt und Gesellschaft mit ihrer gegenseitigen Hilfsbedürftigkeit scheint ihm dies Ziel besser zu erreichen. — Auch bei Locke nimmt der

*) Un sot savant est sot plus qu'un sot ignorant.

Abschnitt über den moralischen Unterricht nur eine halbe Seite ein. Die Praxis gilt ihm mehr. Doch setzt er hier den bei ihm so mächtigen Hebel der Ehrliebe ebenfalls an. So sehr Rousseau dieses Mittel weltlicher Erziehung im Emil verwirft, so wert ist es ihm in dem Erziehungsplan, den er zwanzig Jahre früher für den Herrn de Mably geschrieben hat. Er bittet ihn, seinen Sohn häufig über Sachen zu fragen, von denen er eine sichere Kenntnis bei ihm voraussetzen könne, um die Gelegenheit zu bekommen, ihn zu loben und dadurch anzufeuern. Ähnliches auch Locke § 95 ff.

3. Auf diese Weise wird das Gefühl des Zwanges nicht aufkommen in dem Geiste des Zöglings. — Hier ist Locke wieder ganz und gar.

4. Wichtig von seite ihrer Einwirkung auf die Moral ist die Kenntnis der Welt und der Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft. Wie weit ist dieser Teil menschlicher Erfahrung im Emil ans Ende der ganzen Erziehung verlegt! Hier aber rät Rousseau dem Vater an, seinen Sohn oft „zum Scheine" zu befragen über gesellschaftliche Verhältnisse und seinen Rat zu hören in fingierten, schwierigen Fällen. Ebenso verlangt Locke, daß der Erzieher den Geist, die Launen, die Verkehrtheiten und Fehler seiner Zeit, besonders des Landes, in welchem er lebt, genau kenne, damit er mit seinem Zögling davon zu sprechen im stande sei. Der Zögling soll die Menschen weder für besser, noch für schlechter halten, als sie sind. Selbst der Einwurf, daß durch eine solche Unterweisung der Schüler so in die Kenntnis des Lasters eingeführt werde, daß er sich vielleicht selbst demselben hingebe, ist nicht stark genug für Locke. Er meint, die Erziehung seiner Zeit mache wohl reif für die Universität, aber nicht für die Welt (§ 94).

5. Kenntnisse sind etwas Schönes und Nützliches. Pedanterie entspringt nicht aus dem Studium, sondern aus dem schlechten Charakter der Menschen. — Hier spricht Rousseau entschiedener als Locke, der seinen Abschnitt über die Kenntnisse mit einer Entschuldigung darüber einleitet, daß er als Mann der Wissenschaft die Kenntnisse an die letzte Stelle setze. Aber Rousseau hat es mit einem Schüler zu thun, der „eine schreckliche Abneigung hat gegen alles Lernen," dagegen einen „übermäßigen Hang zur Zerstreuung."

6. Rousseau wünscht, daß sein Zögling an das Zimmer seines Gouverneurs gefesselt werde durch allerhand angenehme und lehrreiche Spielereien, und verspricht, alle seine Spiele mit ihm zu spielen. Auch Locke will, daß der Zögling unter den Augen seines Erziehers spiele; doch erinnert die Forderung, daß der Zögling seine Spielzeuge selbst mache, noch mehr an das, was in ähnlicher Weise Rousseau im dritten Buche des Emil verlangt (vgl. Locke § 130, 3).

7. Ganz nach Locke's Vorschriften ist es, wenn der lernfaule Knabe genötigt werden soll, so lange zu spielen, bis ihn der Überdruß

zur Arbeit treibt. Nur ist es bemerkenswert, daß Locke, der zu positiven Zwecken den Zwang verschmäht, bei diesem indirekten Verfahren eine strenge Überwachung fordert, die dem Zögling nicht gestattet, von dem Spiel abzulassen, bis er desselben ganz und gar für lange Zeit überdrüssig sei (§ 124). Ähnliche Maßregeln empfiehlt übrigens Rousseau auch im 2. Buche des Emil.

8. Der Zögling lernt zuerst Latein, Geschichte und Geographie, das Latein aber, wie auch Locke will, nach einer praktischen Methode. Bei Locke fängt das Französische an. Seine Methode für das Studium des Lateinischen begründet Rousseau mit dem aufrichtigen Geständnis, daß er es für angemessener halte, seinem Zögling den Kopf mit Livius, Cäsar und Cicero zu füllen, statt mit „den schlechten Gallicismen“ seines eigenen Lateins. — Chronologie und mathematische Geographie sind besondere Fächer, ähnlich wie bei Locke.

9. Rhetorik, Logik, scholastische Philosophie sind für Sainte-Marie sehr überflüssig. Man dürfte höchstens, wenn die Zeit es erlaubt, mit ihm die Logik von Port-Royal und die Art de parler des Pater Lami*) lesen; doch wäre bei beiden die Pflege des Stils die Hauptsache. — Ganz ebenso sagt Locke, daß von Rhetorik und Logik wenig Nutzen zu erwarten sei; doch könne man an Cicero's Reden und englischen Büchern den Stil des Schülers reinigen und üben.

10. Auf Naturwissenschaften könnte man nach Rousseau zwei bis drei Jahre verwenden, ein Jahr auf Mathematik. Natürlich teilte Rousseau Locke's Ansichten über die Geister (§ 190 ff.) und ihre Behandlung im Unterrichte nicht. — Es folgen bei Rousseau noch Moral und Naturrecht. Für letzteres empfiehlt er Pufendorf (de iure naturali und de officiis hominis et civis) und Hugo Grotius (de iure belli ac pacis). Beide werden in gleicher Weise von Locke empfohlen. —

Nach alledem verpflichtet sich Rousseau noch zu ergötzlicherem Unterrichte, wie zur Einführung in die Litteratur, „Kritik, Poesie, Stil, Beredsamkeit, Theater und in einem Worte zu allem dem, was dazu beitragen kann, den Geschmack des Zöglings zu bilden und ihm das Studium unter einer einladenden Form nahe zu bringen.“

Die durchgängige Übereinstimmung dieser Erziehungsgrundsätze mit Locke läßt sich nach den gegebenen Ausführungen nicht bestreiten. Rousseau selbst ist auf diesen ersten Versuch nie mehr zurückgekommen.

---

*) Es ist dies eine seit 1670 in vielen Auflagen erschienene, auch ins Deutsche übersetzte Rhetorik, welcher man bedeutende sachliche und formelle Vorzüge nachgerühmt hat.

Alphabetisches Verzeichnis

der im Text und in den Noten behandelten Materien.

(Die römischen Ziffern weisen auf die Bücher im Emil, die arabischen auf die in dieser Ausgabe vorgesetzten Paragraphenzahlen, * auf die Anmerkungen dieser Ausgabe.)

N.

O.

P.

R.

S.

T.


3 2044 010 020 071

